

Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen
in
B ö h m e n.

XV. Jahrgang.

Redigirt von Dr. Ludwig Schléfinger.

Neßt der
literarischen Beilage.

Redigirt von
Dr. Matthias Wangerl.

— Eigentum des Vereins. —

Prag, 1877.

Druck der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Trud.-Industrie.

Wien und Leipzig.

In Commission bei F. A. Brockhaus.

DB

191

V484+

v. 15-16

3-11-21

MS

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Bericht über den Stand und die Thätigkeit des Vereines während des 14. Vereinsjahres	1
Verzeichniß der Mitglieder	10
Reihordnung der Vereins-Bibliothek	37
Geschichte des Ortes Fürstein. Von Josef Stoeklöw (Schluß).	38
Uffo Horn. Lebens- und Literaturbild. Von K. B. Ritter von Hansgirk	63, 231
Zur Beleuchtung der Cechisirung Böhmens im 15. Jahrhundert. Von Dr. Otto Kümmel.	85
Künstler der Neuzeit Böhmens. Biographische Studien von Prof. Rudolf Müller.	
IV—VI.	89, 253
Aus der Zeit der gesetzlichen Zigeunerverfolgung. Von Theodor Wagner	132
Materialien zu einer Geschichte von Pflaß und seiner Umgebung. Von Bernard Scheinpflug. (Zweite Abtheilung. Schluß).	138
Die Heimat Heinrichs von Freiberg. Von W. Loischer	149
Gregor Victor Kutschera von Richbergen. Nekrolog. Von Adolf Berger	152
Deutschböhmisches Dorfweisthümer. Von Dr. L. Schlesinger	169
Die Wahl Ferdinands I. zum König von Böhmen 1526. Urkundlich dargestellt von Oscar Gluth.	198, 271
Karl Victor Ritter von Hansgirk. Ein Nachruf. Von — om—.	248
Der Bergbau auf dem Dominium Ofegg und in seiner nächsten Umgebung. Quellenmäßig bearbeitet von Prof. Bern. Scheinpflug	302

Miscellen.

Fragmente des ältesten Königsaalers Diplomatars. Von Dr. Johann Loserth	156
Nachtrag zur Biographie Rablit's. Von Adolf Hammerschlag	159
Sagen aus dem südlichen Böhmen. Von Franz Hübler 1—17	161, 250, 328

Mittheilungen der Geschäftsleitung 167, 251, 331

Literarische Beilage.

Arneth Alfred Ritter von: Geschichte Maria Theresia's. 7. Band: Maria Theresia's letzte Regierungszeit. 1763—1780. 1. Band. Von Dr. Langhans	25
Bachmann Adolf Dr.: Ein Jahr böhmischer Geschichte Georgs von Podiebrad, Wahl, Krönung und Anerkennung. Von Dr. G. Biermann.	6
Bachmann A. Dr.: Johannis Rabensteinensis dialogus. Von Dr. G. B.	43
Benda A.: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. 1—4. Hef. Von L. S.	22
Bilder aus Böhmen. Von l. r.	23
Böhmer J. F.: Regesta imperii. VIII. Aus dem Nachlasse J. F. Böhmer's. Ergg. u. ergänzt von Alfons Huber. Von M. Pangerl.	49

Brandl B.: Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes. Von Dr. J. U.	13
Braunmüller P. Benebitt: Hermann Abt von Niederaltaich. Von A. Mörath. . .	29
Dubil B. Dr.: Mährens allgemeine Geschichte. VI. u. VII. Band. Von Dr. G. Biermann.	9
Egerer Jahrbuch. 6. Jahrgang. Von s. l.	25
Edvbert Christian Ritter: Beiträge zur Geschichte der böhm. Länder insbes. Mährens im 17. Jahrh. 3 Bde. Von Fr. Kürschner	11
Emler Josef: Rákověš chronologie křesťanské zvláště české. (Handbuch der christlichen Chronologie mit besonderer Rücksicht auf Böhmen.) Von s. l.	40
Emler Josef: Ein Byrnaregister des Pilsner Kreises vom Jahre 1379. Von s. l. . .	41
Emler Josef: Zur Geschichte des Kanzleiwesens der Přemysliden. Von M. Pangerl .	33
Feyfar Math. Maria Dr.: Das ehemalige Cisterciensinnen-Stift Frauenthal bei Deutschbrod. Von M. Pangerl.	56
Friedjung Heinrich: Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit. Von Joh. Loserth.	1
Gertler J.: Neue Silber aus der Schul- und Lehrwelt. Von r.	63
Historische Abhandlungen in den zu Ende des Schuljahres 1875—76 herausgegebenen Programmen der deutsch-böhmischen Mittelschulen. Von Dr. G. Biermann. .	44
Kelle Johann Dr.: Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Von L.	57
Kun B. F.: Statistik von Oesterreich-Ungarn. Von Dr. J. U.	60
Krones Franz Dr.: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 1. 2. 3. Theil. Von Dr. G. Biermann	13
Kutschera von Náchbergen Gregor: Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutsch. Literatur im 18. Jahrh. Von R. B. R. v. Hansgirk	19
Löher Franz von, Dr.: Archivalische Zeitschrift. 1. Band. Von A. Mörath.	63
Lorenz Ottokar: Drei Bücher Geschichte und Politik. Von —L—	15
Loserth Johann Dr.: Die Krönungsordnung der Könige von Böhmen. Von Q. C. A.	42
Martin Ernst: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 1. Band: Wilhelm von Wenden, ein Gedicht Ulrichs von Eschenbach, herausgegeben von Wendelin Loischer. Von G. Lamberl	17
Raaff Ant. Aug.: Comotavia. 3. Jahrg. Von s. l.	24
Reubauer Johann: Die deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert. Von Langhans	57
Panni Engelbert: Die königl. freie Goldbergstadt Bergreichenstein und die ehemalige kön. Burg Karlsberg. Von Monitor	55
Prákl Vinzenz: Waldstein, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre u. Tod in Eger. Von Dr. K.	21
Koepell Richard Dr.: Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von L.	30
Senft Ed.: Beiträge zur Geschichte der Herrschaft und Stadt Plan in Böhmen. Von Dr. L. Chebalkier.	7
Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens in Breslau. Von Dr. G. Biermann .	14
Vom bekräftigten Büchertische. Von R. B. R. v. Hansgirk	47
Wesendonck H. Dr.: Die Begründung der neuern deutschen Geschichtsschreibung durch Gatterer und Schläger nebst Einleitung über Gang und Stand derselben vor diesen. Von A. Mörath	60
Woltmann Alfred Dr.: Deutsche Kunst in Prag. Von Q. C. A.	43

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlassinger.

Fünfzehnter Jahrgang.

Erstes Heft. 1876/7.

Bericht über den Stand und die Thätigkeit des Vereines während des 14. Vereinsjahres.*)

Hochgeehrte Versammlung!

Es leuchtet ein, daß wenn die Deutschen in Böhmen im Lande eine ebenso würdige als geachtete Stellung nicht bloß einnehmen, sondern auch behaupten wollen, das nur vornemlich durch unausgesetzte Arbeit in allen Gebieten des Geistes erreicht werden kann. Daher liegt ihnen auch die Verpflichtung ob, die Kenntnis der Geschichte des Landes nach Kräften zu pflegen und insbesondere ihren Antheil an derselben nachzuweisen. Diesen Nachweis wissenschaftlich zu führen wäre eine ebenso rühmliche als lohnende Aufgabe, und kann der Ausschuß nur lebhaft wünschen, daß sich den bisherigen Arbeitern im Gebiete der vaterländischen Geschichte bald auch jüngere Kräfte zugesellen, welche mit Lust und Liebe den Geschicken ihrer Volksgenossen in diesem Lande nachforschen und dadurch reichlich zum großen Bau der allgemeinen Landesgeschichte beitragen.

Möge nur ihrerseits der rechte Ernst und tüchtiges Streben bekundet werden, an moralischer und materieller Unterstützung von Seiten ihrer Volksgenossen wird es ihnen dann wahrlich nicht fehlen. Denn auch in dem eben abgelaufenen Vereinsjahre hat sich gezeigt, daß es unserem Volke wahrlich nicht an Sinn und Verständnis für die Aufgabe mangelt, deren Lösung unserem Vereine obliegt. Natürlich ist es heilige Pflicht derjenigen, welchen Beruf, Geschick und Kenntnisse es ermöglichen, dieser günstigen Strömung im Volke fort neue Nahrung zuzuführen, um von da selber wieder frischen Mut zu neuer Arbeit, zur Lösung neuer Aufgaben zu gewinnen.

*) Vom 16. Mai 1875 bis 15. Mai 1876. Erstattet in der Generalversammlung am 28. Juni 1876.

Wie in der That im Volke Sinn und Verständnis für die Aufgaben unseres Vereines vorhanden sind, beweiset die Thatsache, daß der Verein während des 14. Vereinsjahres allein 109 neue Mitglieder gewonnen hat. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dem Vereine im Bezirke Oberplan 21 Kleingrundbesitzer beigetreten sind, welche Thatsache um so mehr wiegt, je weniger der Grundbesitz bisher noch in unserem Vereine vertreten war und ist. Herrn Gemeindevorsteher Johann Fanda in Melm aber haben wir jene erfreuliche Erscheinung der Betheiligung von Kleingrundbesitzern zu verdanken. Es ist zu wünschen, daß dieses rühmliche Beispiel auch anderwärts zahlreiche Nachahmer finde. Sonst steht von der großen Mehrzahl der neugewonnenen Herren Mitglieder zu erwarten, daß sie dem Vereine recht lange Zeit zugethan bleiben werden. Die Anzahl der Mitglieder überhaupt belief sich am 5. Juni 1876 auf 1657.

Dem Berufe nach sind davon 135 Advocaten und Notare, 123 Aerzte und Apotheker, 61 Priester, wobei jedoch nicht diejenigen Priester mitgezählt sind, welche als öffentliche Lehrer angestellt sind; 288 Lehrer und zwar der Hoch-, Mittel- und Volksschulen, 8 Studenten und Candidaten, 10 Militärs, 7 Civil-Ingenieure, 366 Beamte und zwar sowohl in öffentlichen wie in privaten Stellungen, 184 Fabrikanten, 149 Kaufleute, 78 Gewerbsleute, 36 Großgrundbesitzer, 75 Kleingrundbesitzer, 18 Privatiers, 17 Künstler und 38 Schriftsteller, Buchhändler und Buchdrucker. Außerdem gehören dem Vereine 5 Frauen an, 13 Gemeinden und 46 Vereine und Anstalten. Wir geben heuer wiederum und zwar als Beilage zu diesem Berichte ein Verzeichnis, in welchem die Mitglieder namentlich ausgewiesen erscheinen. Vorstehende Ziffern aber beweisen, daß der Verein in fast allen Volksklassen Anklang findet, sie zeigen zugleich auch, bei welchen Ständen noch eine lebhaftere Betheiligung zu wünschen ist. Und nicht allein in Böhmen, sondern auch in anderen österreichischen Ländern wie nicht weniger im Auslande besitzt der Verein manch' wackeren treuen Freund, der ihm aus der Ferne seine Sympathien und Unterstützung zuwendet, sei es aus Liebe zum alten Heimatlande, sei es in Würdigung unserer Bestrebungen und Ziele. Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß sich die Gesammtzahl der Vereinsmitglieder gegen das Vorjahr vermindert hat. Ein Blick jedoch auf die Einnahmen belehrt, daß trotz der Verminderung der Mitglieder die Einnahmen sich nicht nur nicht vermindert sondern gegen das Vorjahr sogar eine Steigerung namentlich in der Post „Jahresbeiträge der Mitglieder“ erfahren haben. Diese seltsame Erscheinung will nun erklärt sein.

Der Ausschuß glaubte nämlich, in den Mitgliederlisten endlich einmal alle diejenigen Namen streichen lassen zu sollen, deren Träger mitunter Jahre lang die Vereinschriften annahmen, ohne jezt, wo sie um die endliche Begleichung ihrer Jahresbeiträge freundlich ersucht wurden, ehrenhafter Weise dieselben auch zu bezahlen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß diese Mitglieder dem Vereine auch unnütze Druckkosten und Portoauslagen, der Geschäftsleitung aber eine Masse unnützer und unerquicklicher Schreiberei und sonstige Arbeit verursacht haben. Wer es mit unserem Vereine ehrlich und ernst meint, wird den Verlust dieser kostspieligen Mitglieder nicht bedauern, ja um so mehr sich bewogen finden, dem Vereine seine Sympathie und Unterstützung zu schenken. Letztere haben die verbliebenen Herren Mitglieder dem Vereine durch pünktliche Einzahlung der Jahresbeiträge eigentlich schon bewiesen und so ist die erwähnte größere Einnahme möglich geworden. Auch darauf mag hingewiesen werden, wie gegenwärtige ungünstige Zeitverhältnisse allerdings dem Vereine manches Mitglied abwendig gemacht haben, allein diese Zahl ist verschwindend klein. Dagegen hat jene gefährliche Apathie, welche jezt die Geister vielfach ergriffen hat, zum großen Schaden der Sache un-

feres Volkes, dem Vereine schon viel mehr Mitglieder entfremdet, was um so bedauerlicher ist, als dieselben vermöge ihrer sonstigen Verhältnisse nicht mit dem geringfügigen Jahresbeitrag zu rechnen bemüht sind. Möge diese unerfreuliche Apathie bald wieder, und zwar nicht allein um unseres Vereines willen, einer gehobeneren Stimmung, einer edleren Richtung weichen!

Eine nicht unbedeutende Anzahl von Mitgliedern (35) ist dem Vereine auch durch den Tod entzogen worden. Die Namen dieser Herren erscheinen schon in den vier Hefen der „Mittheilungen“ ausgewiesen; an dieser Stelle wollen wir wiederholt nur des jungen Schriftstellers Heinrich Goppold von Lobsdorf, dann der Universitäts-Professoren Hermann Freiherr von Leonhardi, Johann Steiner und Johann W. Schlupp Ritter von Chlomain gedenken. Am 1. Juni 1876 aber hat der Verein in der Person des Leitmeritzer Domherrn W. Einzel ein Mitglied verloren, dessen literarische Leistungen namentlich zu dem lebhaften Wunsche berechtigen, daß diesem verdienstvollen Manne recht bald von berufener Feder ein würdiges biographisches Denkmal in der Zeitschrift unseres Vereines gesetzt werde.

Das Gedeihen des Vereines hängt ganz wesentlich von der Unterstützung ab, welche Ausschuß und Geschäftsleitung von Seiten der Herren Vertreter finden. Ohne deren Unterstützung würde der Verein nie und nimmer den Aufgaben gerecht werden können, welche von ihm gelöst werden sollen. Indem nun der Ausschuß zunächst mit freudigem Gefühle constatirt, daß er von allen Vertretern des Vereines in rühmlicher und theilweise in ausgezeichnete Weise unterstützt worden ist, ist es ihm dann eine recht angenehme Pflicht, den Herren Vertretern den wärmsten Dank für ihre wirksame Unterstützung und Förderung auszusprechen.*) Auch sind im Laufe des Jahres drei neue Vertreterschaften errichtet worden und zwar in Krummau, Meln und Rochlitz; die Besorgung derselben aber haben die Herren Professor Johann Mart, Gemeindevorsteher Johann Fanda und Bürgerschul-Director Wilhelm Pohl gütigst übernommen. Bereits bestandene Vertreterschaften aber sind im Laufe dieses Jahres von den Herren: Superintendent Traugott Alberti in Asch, Buch- und Kunsthändler August Grohmann in Aussig, Landesadvocat Dr. Josef Tschan in Bilin, Professor Dr. Victor Langhans in Jglau, Gymnasial-Director Johann Rassel in Mies, Fabrikant Paul Weiskopf in Morchenstern, Bürgerschuldirektor Josef Lenk in Rumburg, Schuldirektor Josef Ernst in Steinschönau, Bürgermeister Heinrich Swoboda in Tachau und Central-Archivar Adolf Berger in Wien freundlich zur Vernehmung übernommen worden.

Was dann die verschiedenen Sammlungen des Vereines anbelangt, so ist als die bedeutendste derselben zunächst die Bibliothek hervorzuheben. Der Stand derselben hat nun eine nicht unbedeutende Vermehrung theils durch Ankauf von neuen Büchern, theils durch Geschenke und Schriftentausch gefunden. In erster Linie werden jedoch nur Werke angeschafft, welche für böhmische Geschichte und Landeskunde überhaupt von Wichtigkeit sind, in zweiter Linie österreichische und deutsche Geschichtswerke, welche das Verständnis der Landesgeschichte fördern können. Von denjenigen Personen aber, welche unsere Bibliothek mit Geschenken bereichert haben, verdient vor Allen Se. Exc. der Hr. Minister a. D. Dr. Anton Bauhans genannt zu werden. Dessen Munificenz setzte den Verein in den Besitz einer bedeutenden Anzahl von wertvollen Werken aus verschiedenen Wissens-

*) Die Namen der Herren Vertreter sind in dem nachstehenden Mitglieder-Verzeichnisse mit fetter Schrift gedruckt.

bereichen und ist beispielsweise darunter auch eine ganz hübsche Sammlung von Schriften, welche sich auf die Weltausstellung vom Jahre 1873 beziehen. Sonst sind noch als Geschenkgeber hier zu nennen die Herren: Hofrat Eugen v. Adba in Prag, Central-Archivar Adolf Berger in Wien, Landes-Historiograf Dr. Beda Dudik in Bränn, Universitäts-Prof. Dr. Wendelin Förster in Prag, Universitäts-Prof. Dr. August Geher in München, Fabricant Jakob S. Goldschmidt und Apotheker Dr. Richard Ritter von Helly in Prag, Apotheker Ed. Janota in Falkenau, Redacteur Franz Kluschat und Josef Landau in Prag, Professor Ignaz Petters in Leitmeritz, General-Inspector W. Pfeiffer in Prag, Brunnen-Inspector Vincenz Pröckl in Eger, Bürgermeister Hanns Rosp in Plan, Universitätsprofessor Dr. Franz Schneider in Prag, Universitäts-Professor Dr. Anton Schönbach in Graz, Notar Dr. Gustav Schreiner in Neuern, Dr. Schultes in Prag, Eduard Senft in Plan, Secretär Ed. Tobisch in Wien und Universitäts-Professor Adam Wolf in Graz, dann die verehrlichen Directionen der böhmischen Sparcassa und des Deutschen Casino in Prag. Ihnen Allen hier auch öffentlich den wärmsten Dank auszusprechen erachtet der Ausschuß für eine ganz besondere Verpflichtung.

Die Vereinsbibliothek hat übrigens auch eine nicht unwesentliche Bereicherung von Seiten jener 94 gelehrten Gesellschaften und Vereine erfahren, mit welchen unser Verein in Schriftentausch steht. Die Sammlung dieser historischen Vereinschriften, die einzige im Lande von bedeutendem Umfang, wird sich eben dadurch allmählig zu einer recht wertvollen gestalten. Zu denselben Gesellschaften und Vereinen, mit welchen wir im Schriftentausche stehen, hat sich im Laufe des Jahres auch der Verein für Chemnitzer Geschichte zu Chemnitz in Sachsen gefeßt.

Da ein Theil der Vereinsbibliothek noch immer in ungeordnetem Zustande sich befand, so hat der Ausschuß darauf Bedacht nehmen müssen, daß zunächst wenigstens der wichtigste Theil der Vereinsammlungen in vollkommen geordnetem Stand gebracht werde. Nachdem nun der Geschäftsleiter während des Winters die nöthigen Vorbereitungen getroffen, ist am 24. April mit der Katalogisirung des bisher ungeordneten Theiles begonnen und dieselbe am 23. Juni bis Nr. 790 geführt und damit bisher 2257 Bände und 238 Hefte geordnet worden. Die Katalogisirung aber wird unter Leitung und Aufsicht des Geschäftsleiters von dem Herrn phil. stud. Adolf Hammer Schlag besorgt und macht, wie aus den vorstehenden Ziffern zu ersehen ist, die erfreulichsten Fortschritte. Der Ausschuß gibt sich der angenehmen Hoffnung hin, daß bei Fortdauer gleich günstiger Verhältnisse die Vereinsbibliothek in nicht gar langer Zeit sich in vollkommen geordnetem Zustande befinden werde.

Das ist auch um so notwendiger, als die Benützung der Bibliothek von Seiten der Herren Vereinsmitglieder eine immer lebhaftere zu werden verspricht. Eben deshalb schien es auch notwendig, eine Revision der bisherigen Bücher-Verhordnung vorzunehmen. Ein zu dem Zwecke eingesetztes Comité hat nun eine neue Verhordnung ausgearbeitet, welche von dem Ausschuß bereits genehmigt in dem nächsten Hefte der „Mittheilungen“ zur Kenntniß der Herren Mitglieder gebracht werden wird. *)

Die Zunahme der übrigen Sammlungen des Vereines ist von geringerer Bedeutung. Außer einigen angekauften Archivalien, deren Inhalt sich auf die Stadt

*) Geschieht in diesem Hefte weiter unten.

Schlafen werd bezieht und nicht ohne Belang ist, sind unserm Archive 8 Urkunden und 4 Manuscripte von den Herren: Gymnasial-Director Dr. G. Biermann, Kriegscommissär Josef Faumann, Landesgerichts-Rat Josef Neumann und S. J. Schwarz in Prag und Apotheker Rudolf Stahl in Pitschin geschenkt worden, welchen hier auch öffentlich dafür der schuldige Dank ausgesprochen wird.

Das Antiquarium dagegen hat einige Bereicherung empfangen durch die Güte der Herren: Taubstummenlehrer Anton Gall in Prag, Apotheker Ed. Janota in Falkenau, Central-Director Dr. Vincenz John und Landesgerichtsrat Josef Neumann in Prag, Bürgermeister Hanns Rasp in Plan und Notar Dr. Gustav Schreiner in Neuern, welche dem Vereine 83 Münzen (darunter 10 von Silber) nebst einem Geldzeichen von Papier zum Geschenke gemacht und wofür denselben wiederholt der gebührende Dank ausgedrückt wird. Herr Fr. Eckert in Schönau machte uns dann ein Geschenk mit 2 Siegeln; 11 Karten und Kupferstiche aber empfangen wir von den Herren: Professor A. L. Hickmann in Reichenberg, Apotheker Ed. Janota in Falkenau und Stadtrat Franz Pehscha in Olmütz zum Geschenke. Auch diesen Herren sei wiederholt hiefür bestens gedankt und ebenso dem verehrlichen Schriftsteller- und Künstlerverein Concordia in Prag, welcher unserm Verein ein Exemplar des Mag.-Albums, und dem Herrn Historienmaler Victorin Weithner in Prag, welcher dem Vereine 22 Stück unterschiedlicher Antiquitäten zum Geschenke gemacht hat.

Der Ausschuß kann diese Mittheilungen über den Stand unserer Sammlungen nicht schließen, ohne nicht denjenigen, welche diesen Bericht lesen und eben dadurch zu Handlungen im Interesse unserer Sammlungen angeregt werden könnten, wärmstens zu empfehlen, ja solcher Anregung Thaten folgen zu lassen. Gemeinden wie Corporationen befinden sich noch im Besitze von mitunter recht wertvollen Urkunden, Schriften und Antiquitäten aller Art, welche für dieselben kaum einen anderen als geschichtlichen Wert mehr haben und gar oft in Gefahr stehen, weil bereits misachtet vernichtet zu werden. Namentlich droht dieses bedauerliche Schicksal den Schriftwerken, Handwerkszeichen u. s. w. der vormaligen Zünfte, wodurch aber dem Culturhistoriker viel wertvolles Materiale entzogen würde. Wer immer daher zur Erhaltung solcher Dinge etwas beizutragen Gelegenheit hat, möge diese nicht unbeachtet vorübergehen lassen und insbesondere der Sammlungen unseres Vereines, aus denen ja noch ein historisches Museum des deutschen Volkes in Böhmen entstehen soll, eingedenk sein. Hier wird für Erhaltung dieser Sachen alle mögliche Sorgfalt getragen werden und damit nicht allein die Erinnerung an die früheren Besitzer, sondern auch wichtiges Material für den Culturhistoriker einer späteren Zeit erhalten bleiben. Möge diese freundliche Mahnung des Ausschusses an unsere Volksgenossen nicht unbeachtet bleiben!

Über die wissenschaftliche Thätigkeit des Vereines aber hat der Ausschuß Ihnen Folgendes zu berichten. Sitzungen und Vorträge haben nur bei der 1. und 3. Section stattgefunden. Die denselben vorausgegangenen Neuwahlen der Bureau's ergaben in der Section für allgemeine Geschichte die Wahl der Herren: Director Dr. G. Biermann als Obmann, dormaliger Geschäftsführer als Obmanns-Stellvertreter und Professor H. Kotter als Schriftführer — in der Section aber für Sprache, Literatur und Kunst die Wiederwahl des früheren Bureau's, nämlich der Herren: Landeschulinspector Dr. M. Pfannerer als Obmann, Director Dr. A. Wiedowsky als Obmanns-Stellvertreter und phil. cand. W. Hietke als Schriftführer. Es sind dann in den Sitzungen theils Be-

richte über eingelaufene Arbeiten erstattet, theils Vorträge gehalten worden. Denn der Ausschuß hat beschlossen, daß alle Aufsätze, welche in die „Mittheilungen“ des Vereines aufgenommen werden sollen, vorerst die betreffenden Sectionen zu passieren und von diesen begutachtet zu werden hätten. Das ist auch im Laufe des Jahres bereits geschehen und sind die in den erwähnten Sectionen besprochenen Arbeiten entweder schon gedruckt oder zum Drucke empfohlen worden. Letzteres ist auch der Fall bei der Ausgabe des Wilhelm von Wenden, eines Gedichtes von Ulrich von Eschenbach, welche Hr. phil. cand. W. Loischer vorbereitet hat. Der Ausschuß hat in Folge dessen und weil Eschenbach's Dichtung in literarhistorischer und besonders in grammatischer Beziehung von hohem Werte ist und namentlich auch für die Geschichte der Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache eine wesentliche Bedeutung hat, den Betrag von 500 fl. in das Vereins-Budget eingestellt, um die Drucklegung der Loischer'schen Ausgabe zu ermöglichen, und kann Ihnen die Genehmigung dieses Postens nur wärmstens empfehlen. Wilhelm von Wenden würde übrigens den 1. Band einer Sammlung bilden, welche Herr Universitäts-Professor Dr. E. Martin unter dem Titel „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen“, erscheinen zu lassen vorhat.

Die Redaction der „Mittheilungen“ des Vereines nebst der literarischen Beilage ist auch in dem abgelaufenen Vereinsjahre durch die Herren Dr. L. Schlesinger und Dr. G. Laube besorgt worden. Ohne damit irgendwie ein maßgebendes Urtheil aussprechen zu wollen, glaubt sich doch der Ausschuß zur Aeußerung der Anschauung berechtigt, daß der wissenschaftliche Gehalt der Vereins-Zeitschrift in Zunahme begriffen ist. Es wird namentlich dem Aufsatze über das deutsche Sprachgebiet in Böhmen nachgerühmt werden müssen, daß er zu den Aufsätzen gehört, welche bleibenden Wert besitzen. Neue Mitarbeiter aber sind in dem Fräulein A. Prochazka, in den Herren Professoren Dr. J. Loserth, Dr. B. Langhans und Dr. F. Mayer, dann in den Herren Archivar Th. Wagner und Archiv-Assessor A. Mörath gewonnen worden. Es ist einer der lebhaftesten Wünsche des Ausschusses, daß der bisherige Kreis der Mitarbeiter sich noch mehr erweitere. Er ist sich allerdings wohl bewußt, daß wissenschaftliche Aufsätze nicht einfach decretirt werden können, daß überhaupt erst die Vorbedingungen für ein regeres wissenschaftliches Leben und Streben da sein müssen. Nun wird es wohl im großen Ganzen an denselben nicht mehr fehlen, und ist es nur mehr an unseren jüngeren Volksgenossen gelegen, möglichst viel davon zu profitieren. Möchten diese doch nur sich dem ernstesten Streben hingeben und von dem Gedanken erfüllt sein, daß es heilige Pflicht jedes einzelnen ist, in seinem Kreise zu wirken und anzustreben, was den gesammten Volksgenossen zur Ehre gereichen kann! Dann werden daraus gewis auch wünschenswerte Früchte für die Geschichte unseres Volkes resultiren, die fleißige Erforschung der Geschichte unseres Volkes aber hinwiederum der allgemeinen Landesgeschichte sehr förderlich sein. Darum mögen unsere jüngeren Volksgenossen, welche sich mit dem Studium der Geschichte überhaupt beschäftigen, nicht mehr gleich achtilos, als es bedauerlicher Weise bisher geschehen, an der Geschichte des Vaterlandes vorübergehen, sondern bedenken, daß sie, indem sie dieselbe pflegen und bebauen, dadurch wesentlich ihrem Volke dienen. Namentlich ist es das Gebiet der Rechtsgeschichte, deren Berücksichtigung der Ausschuß besonders empfiehlt, weil hier vornemlich die Thatsachen gefunden werden, welche dem deutschen Volke in Böhmen zur Ehre gereichen.

Im eben abgelaufenen Jahre ist auch das von Herrn Dr. L. Schlesinger bearbeitete „Stadtbuch von Brüx“ dem Buchhandel übergeben worden und hat die Stadtgemeinde von Brüx in Würdigung der Verdienste, welche der Ver-

ein durch Herausgabe dieses Urkundenwerkes sich um die Geschichte der Stadt erworben hat, demselben einen Druckkostenbeitrag von 300 fl. gewidmet.

Auch in dem abgelaufenen Vereinsjahre sind wieder Vereinschriften an deutsche Schulen im Lande unentgeltlich überlassen worden, größere Partien namentlich an die Bibliothek des k. k. Real-Gymnasiums in Krummau und die Bibliothek des eben in Bildung begriffenen Kunst- und Gewerbe-Museum's in Reichenberg.

Ueber unsere eigene Thätigkeit und die der Geschäftsleitung haben wir aber Folgendes zu bemerken. Der in der Generalversammlung vom 26. Juni 1875 gewählte Ausschuss constituirte sich am nächstfolgenden 30. Juni und erwählte die Herren: Se. Excellenz den Grafen Edmund Hartig zum Präsidenten, Director Dr. Alexander Wiehowsky zum Vicepräsidenten und den Rechnungsrat Gustav Rulf zum Cassier des Vereines. Der ebenfalls in den neuen Ausschuss gewählte Herr kais. Rat und Professor Karl Edler von Wersin erklärte jedoch gleich bei Constituirung desselben, daß sein hohes Alter die gewissenhafte Erfüllung der Pflichten eines Ausschusses ausschliesse und er daher um Loszahlung von dem ihm übertragene Ehrenamte ersuchen müsse. Auf Antrag des Ausschuss-Mitgliedes Herrn Dr. Friedrich Ritter von Wiener wurde dann nicht nur die Resignation des Hrn. kais. Rates von Wersin angenommen, sondern auch durch den Vicepräsidenten und Geschäftsleiter persönlich und Namens des Vereines demselben für dessen mehrjährige und nützliche Mühewaltung der wärmste Dank ausgesprochen.

So bestand der Ausschuss das Jahr über blos aus 14 Mitgliedern. Er hielt seit der letzten Generalversammlung im Ganzen 7 Sitzungen und glaubt mit gutem Gewissen behaupten zu dürfen, die Interessen unseres Vereines in jeder Beziehung nach Kräften gepflegt, gewahrt und gefördert zu haben. Er hat seine Aufmerksamkeit insbesondere den Finanzen des Vereines zugewendet, von der Anschauung ausgehend, daß der Bestand des Vereines, dessen Gedeihen und wissenschaftliche Thätigkeit am ehesten durch eine sorgfältige finanzielle Gebahrung gesichert und gefördert werden könne. In welcher Weise er aber mit dem Vereinsvermögen gebahrt hat, wird am Schluß dieses Berichtes ersichtlich gemacht werden. Dort werden Sie zugleich sehen, welche Bedürfnisse aus dem Vereinsvermögen im Laufe des 15. Vereinsjahres gedeckt zu werden haben.

Auch die Abhaltung einer Wapperversammlung in diesem Jahre ist von dem Ausschusse mehrfach erwogen und beschlossen worden, eine solche wo möglich im nächsten Herbst zu veranstalten.

Wieder haben in dem abgelaufenen Jahre die wackeren Freunde unseres Vereines, die Herren Anton Bretschneider, Adolf Bogl und Leopold Wolf die Revision und Censur der Vereinsrechnung besorgt, wofür ihnen der Ausschuss öffentlich und wärmstens dankt, wie auch dem Hrn. Rechnungsrat Gustav Rulf, welcher in alter treuer und überaus rühmlicher Hingebung an unseren Verein dessen Kassageschäfte mit gewohnter Sorgfalt verwaltet hat.

Die Geschäftsleitung des Vereines ist in der Ausschusssitzung vom 8. Oktob. 1875 definitiv von Professor Dr. M. Pangerl übernommen und in derselben Sitzung dem Herrn Professor Dr. Gustav Laube, welcher bis dahin provisorisch die Geschäftsleitung versehen hat, dafür der wärmste Dank und Anerkennung vom Ausschusse votirt worden. Die Zahl der eingelaufenen Geschäftsstücke betrug 610 (im Vorjahre 595), die Zahl der ausgelaufenen Schriftstücke und Sendungen aber 3373 (im Vorjahre 3164). Die letzten Ziffern erklären hinlänglich, weshalb das Vereinsbudget eine so bedeutende Post an Porto ausweist. Sie lassen aber auch erraten, daß viele und viele Schreiberei damit verbunden ist. Eine

Menge dieser Schreibereien würde jedoch der Geschäftsleitung erspart werden, wenn es den Herren Mitgliedern gefällig wäre, wo möglich schon bis zum ersten Halbjahr die Jahresbeiträge mittelst Postanweisung einzusenden. Natürlich nur jene Herren, welche nicht einem Vertreter den Jahresbeitrag zu übergeben pflegen. Jene Herren also, welche diese Zeilen lesen, mögen der Geschäftsleitung freundlich eingedenk sein und ihr die vielen Arbeiten in angedeuteter Weise zu erleichtern suchen.

Rechnungslegung für das 14. Vereinsjahr.

Einnahmen.

Jahresbeiträge der Mitglieder	6721 fl. 3 fr.
Zinsen von Aktivkapitalien	800 fl. — fr.
Erlös aus den Vereinschriften	512 fl. 79 fr.
Sonstige Empfänge und Geschenke	471 fl. 94 fr.
Hiezu die mit Schluß des 13. Vereinsjahres verbliebene disponible Baarschaft	242 fl. 46 $\frac{1}{2}$ fr.
Zusammen . .	8748 fl. 22$\frac{1}{2}$ fr.

Ausgaben.

Herstellung der „Mittheilungen“	2757 fl. 21 fr.
Herstellung anderer Vereinschriften	1152 fl. — fr.
Bibliothek	181 fl. 22 fr.
Antiquarium	13 fl. 15 fr.
Archiv	10 fl. — fr.
Remuneration des Geschäftsleiters	933 fl. 28 fr.
Gehalt des Kanzellisten	720 fl. — fr.
Miethzins	1399 fl. — fr.
Möbel	95 fl. — fr.
Beheizung, Beleuchtung und Reinigung	401 fl. 59 fr.
Kanzlei-, Porto- und sonstige Auslagen	820 fl. 35 fr.
Zusammen . .	8482 fl. 80 fr.

Es stellt sich demnach ein Ueberschuß von 265 fl. 42 $\frac{1}{2}$ fr. heraus.

Hiezu das Stammvermögen des Vereines mit 16373 fl. 44 fr.
Demnach beziffert sich das Vermögen des Vereines in Geld und in Wertpapieren am Schluß des 14. Vereinsjahres auf

Zusammen . . 16638 fl. 86 $\frac{1}{2}$ fr.

Hiezu der Wert des Vereins-Inventars nebst den Vorräten der verschiedenen Vereinschriften.

Das Stammvermögen besteht in Pfandbriefen der böhmischen Hypothekbank im Nominalbetrage von 16000 fl. — fr.

In Kassaanweisungen der böhmischen Eskomptebank und in einem Baarbetrage von 373 fl. 44 fr.

Das Currentvermögen findet die Bedeckung in der Baarschaft von 265 fl. 42 $\frac{1}{2}$ fr.

Voranschlag für das 15. Vereinsjahr.

Erforderniß.

Herstellung der „Mittheilungen“	2340 fl. — fr.
Herausgabe des „Wilhelm von Wenden“	500 fl. — fr.
Bibliothek, Katalogisirung und Anschaffungen	636 fl. — fr.
Antiquarium	25 fl. — fr.
Archiv	25 fl. — fr.
Remuneration des Geschäftsleiters	1000 fl. — fr.
Gehalt des Kanzellisten	720 fl. — fr.
Pauschale für denselben	180 fl. — fr.
Miethzins	1156 fl. — fr.
Einrichtungsstücke	30 fl. — fr.
Beheizung und Beleuchtung	220 fl. — fr.
Allgemeine jährliche Reinigung der Vereins-Localitäten	30 fl. — fr.
Kanzlei- und Verwaltungs-Auslagen	900 fl. — fr.
Zusammen . .	7762 fl. — fr.

Bedeckung.

Verbliebene Baarschaft von 1875/6	265 fl. 42 fr.
Interessen von den Vereins-Kapitalien	800 fl. — fr.
Jahresbeiträge der Mitglieder	6400 fl. — fr.
Erlös aus dem Verkaufe von Vereinschriften	200 fl. — fr.
Außerordentliche Einnahmen	200 fl. — fr.
Zusammen . .	7865 fl. 42 fr.

Das ist das im Ganzen wol erfreuliche Bild, welches wir Ihnen über den Stand und die Thätigkeit des Vereines während des 14. Vereinsjahres zu bieten vermögen. Damit legt der Ausschuß zugleich das ihm vor Jahr und Tag gewordene Mandat in Ihre Hände zurück. Er thut das mit dem lebhaften Wunsche, daß die Volksgenossen dem Vereine auch fernerhin nicht bloß ihre Sympathien schenken, sondern auch die Mittel bieten mögen, um auf geschichtlichem Gebiete den Antheil und das Interesse unseres Volkes documentiren, um überhaupt vollführen zu können, was dem Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen in seiner Sphäre zu thun und zu wirken obliegt.

Dr. Alexander Wiczkowsky,
Vice-Präsident.

Dr. Matthias Pangerl,
Geschäftsleiter.

In der am 28. Juni abgehaltenen General-Versammlung sind die an der Spitze des nachfolgenden Verzeichnisses stehenden Herren in den Ausschuß für das 15. Vereinsjahr gewählt worden. Die Constituierung des neuen Ausschusses fand aber am 7. Juli statt, wobei die im Nachstehenden ersichtlich gemachte Vertheilung der Ehrenämter vorgenommen wurde.

Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 1. August 1876.

A u s s c h u ß:

Präsident:

Se. Excellenz Herr Edmund Graf Hartig, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses zc. zc.

Vice-Präsident:

Herr Phil. Dr. Alexander Biehowsky, Director der k. k. deutschen Lehrerbildungs-Anstalt, Präsident des deutschen pädagogischen Vereines zc. zc.

Herr Phil. Dr. G. Biermann, Director des k. k. deutschen Gymnasiums auf der Kleinsseite.

„ Phil. Dr. G. C. Lanbe, Professor an der k. k. Universität.

„ Friedrich Laufeder, k. k. Ober-Landesgerichts-Rath.

„ Dr. Ernst Martin, Professor an der k. k. Universität.

„ Phil. Dr. Maurus Pfannerer, k. k. Landes-Schulinspector, Landtagsabgeordneter.

„ M. Pfeiffer, General-Inspector der Budehrader Eisenbahn.

„ Gustav Kulf, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath (zugleich Kassier des Vereines.)

„ JUDr. Edmund Schebel, kais. Rath, Handelskammer-Secretär.

„ Dr. Ludwig Schleginger, Director, Landtagsabgeordneter zc. (zugleich Redacteur der „Mittheilungen,“)

„ Fr. Theumer, k. k. Ober-Landesgerichts-Rath.

„ JUDr. Jos. Wbrich, k. k. Adjunct bei der Finanz-Procuratur und Docent an der k. k. Universität.

„ JUDr. Albert Wernuski, Landes-Advocat.

„ JUDr. Friedrich Ritter von Wiener, Landes-Advocat, Präsident der Advocatenkammer, Mitglied des Landes-Schulrathes, Landtagsabgeordneter.

Rechnungs-Revisoren:

Herr Anton Bretschneider, Handlungsagent.

„ Adolf Bogl, Kaufmann.

„ Leopold Wolf, Kaufmann.

Geschäftsleiter :

Herr Dr. **Matthias Bangerl**, k. k. Universitäts-Professor (zugleich Redacteur der „Literarischen Beilage“).

Kanzellist:

Herr **Johann Taubner**.

Stiftende Mitglieder.*)

Se. Durchl. **Carlos Fürst v. Auersperg**, Präsident des Herrenhauses, zc. in Prag.

Herr **Clemens Bachofen von Gsch**, Fabrikant u. Reichsrathsabgeordneter in Prag.

„ **JUDr. Anton Banhans**, k. k. Handels-Minister a. D., Excellenz, in Wien.*)

„ **Jos. Wilhelm Bayer**, Kaufmann in Prag. († 3. April 1874 zu Sanremo.)

„ **Theol. Dr. Athanas Bernhard**, Landes-Prälat, Abt in Offegg. († 18. März 1875.)

„ **Karl Binder**, Weinhändler in Prag.

„ **Alois Borrosch**, Fabriksbesitzer in Prag († 8. März 1869.)

„ **H. E. Buschbeck**, Kaufmann in Prag. († 8. Februar 1873.)

„ **Richard J. Ritter von Dopauer**, Großhändler und Landtagsabgeordneter, Vicepräsident der Handels- und Gewerbekammer zc., in Prag.

Öbbl. Stadtgemeinde Eger.

Herr **Ferdinand Ritter von Friedland** in Wien. († 28. Oktober 1868.)

„ **Alois Haase**, Fabriksbesitzer in Trautenau.*)

„ **Andreas Haase Edler von Branau**, kais. Rath, k. k. Hofbuchdrucker in Prag. († 26. Juni 1864.)

„ **JUDr. Rudolf Haase**, Fabrikant in Prag.*)

„ **Edmund Graf Hartig**, Excellenz, k. k. wirklicher geheim. Rath, Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses, in Niemes.*)

„ **Karl Helle**, Fabriksbesitzer in Schönberg in Mähren. († 19. März 1871.)

„ **Wilhelm Hofmann**, k. k. Hof-Glashändler in Prag. († 2. April 1871.)

• „ **JUDr. Edmund Kourad**, Landes-Advocat in Prag.*)

„ **Erasmus Krach**, Fabriksbesitzer in Prag.

„ **Friedrich Josef Freiherr von Leitensberger**, Fabriksbesitzer und Reichsrathsabgeordneter in Rosmanos.

„ **Joh. Freiherr von Liebtig**, Fabriksbesitzer in Reichenberg.*)

*) Die mit einem * bezeichneten Herren zahlen außer dem geleisteten Stiftungsbeitrag noch den statutenmäßigen jährlichen und selbst einen diesen übersteigenden Beitrag.

- Herr Med. Dr. Jos. Böschner, k. k. Hofrath u., in Welchau.
" Herm. Marbach, Fabrikbesitzer in Wien.
" JUDr. Franz Pelzel, Landes-Advocat in Prag. († 28. Oktober 1866.)
" W. Rosenaker, Stadtrath und Reichsrathsabgeordneter, in Budweis († 4. Dezember 1874.)
" Theol. Dr. Joh. Nep. Kotter, Landesprälat, Abt von Sct. Margareth u. Braunau, in Sct. Margareth.*)
" JUDr. Emil Köppler, Bibliothekar in Sigmaringen. († 5. Dezemb. 1863.)
" Gustav Nulf, pens. k. k. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath in Prag.
E. Erlaucht Franz Altgraf zu Salm-Reifferscheid, Landtagsabgeordneter, in Prag.
Herr Vern. Scheinpflug, k. k. Ober-Realshul.-Professor in Prag.
" Anton Schmalzfuß, Redacteur in Prag. († 1. Juli 1865).
" Theodor Schmid, Fabrikdirector in Smichow.
" Franz Ritter von Schmitt, Fabrikant in Böhmen-Nicha.*)
" Josef von Schroll, Fabrikbesitzer in Braunau.*)
" Eduard Seutter von Böden, Kaufmann in Prag.*)
" Jbf. Singer, Fabrikbesitzer in Prag.
" Joh. Stampfl, Kaufmann in Prag.
" Anton Freiherr von Starck, Fabrik- und Bergwerksbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Landtagsabgeordneter, in Prag.
" Gust. Težner, Fabrikbesitzer in Görkau († 20. Juni 1867.)
" Leopold Wackatz, Landes-Prälat, Abt u. u., in Hohenfurth.
" Clemens Walzel, Fabrikbesitzer in Parschnitz.*)
" Gregor Walzel, Fabrikbesitzer in Weckelsdorf.*)
" Th. & Phil. Dr. Hieron. Jos. Freiherr von Zeidler, Landes-Prälat, General-Abt des Prämonstratenser-Ordens, Abt zu Strahow in Prag. († 1. März 1870.)

Ordentliche Mitglieder.*)

Altenberg.

Herr Barth. Kern Fabrikbesitzer.

Altenbuch. (siehe Trautenau).

Altsattel.

Herr Hugo Bischoff Bergwerksbesitzer.

Altstadt (s. Trautenau).

Altzedlisch. (s. Tachau).

*) Die mit einem * bezeichneten Herren zahlen einen höheren als den statutenmäßigen Jahresbeitrag.

Arnan.

Die Herren: Franz Dlouhý Fabriksdirektor, Frdr. Dvorzak k. k. Gymn.-Direktor, Med. Dr. Theob. Erner Stadt-, Fabriks- u. Bahnarzt, Johann Fiedler Buchhalter, Joh. Fün ger Buchhalter, Josef Glaser Baumwollspinnereibesitzer, Karl Gaina Buchhalter, Ferd. Kühnel Gemeinderath, Leopold Lichtenstein Fabriksbesitzer, David Neumann Fabrikant, Leop. Oesterreicher Fabriksbesitzer, Ernst Nathausky Buchhalter, Josef Hummler Hauptschullehrer, Friedrich Steffan Bad- und Fabriksbesitzer.

Arnsdorf (s. Lettschen).

Aisch.

Die Herren: Traugott Alberti Superintendent, Christian Darenther Fabrikant, Berehrl. Geselliger Verein bei Hofmann, Herr Christian Geipel Fabrikant, Berehrl. Geselligkeits-Verein „Harmonie“, die Herren Christof Jäger Färbereibesitzer, Nikolaus Ploß Fabrikant u. Bürgermeister, Frau Christ. Rogler Fabrikantenswitwe.

Augsburg.

Herr Markus Sch nur be in Freiherr von, k. k. bair. Appellationsgerichts-Rath.

Auscha.

Die Herren: JUDr. Advol.=Cand. Franz Böhm, Eduard Feigl Kaufmann, Franz Sahn Lehrer, W. Rott k. k. Notar, Moriz Schwarz Hopsenhändler.

Auffig.

Die Herren: Emil Apfel Kaufmann, JUDr. Eman. Beutel Landes-Advokat, Wenzel Diener k. k. Telegrafenamts-Controllor, Josef Dürschmidt Bürgerichullehrer, Franz Gierschik Bürgerichullehrer, Johann Gierschik Lehrer und Redacteur der Fr. Schulzeitung, August Grohmann Buch- und Kunsthändler, Karl Grund k. k. Notar, Anton Hauptvogel Lehrer, Vincenz Klopsch jun. Banquier, Adolf Kögler Civilingenieur, Heinrich Kroitsch Fabrikant, Franz Lange Gastwirth, Josef Lenhart k. k. Bezirks-Richter, Berehrl. Auffig=Karbiger Lehrer-Verein, die Herren: Ignaz Lumpe Kaufmann, Stadtrath, Franz Marian p. k. k. Grundbuchsführer, Veit Mölbner Direktor der Mädchen-Bürgerichschule, Konrad Moißl Bürgerichullehrer, Friedrich Oheim Kohlenhändler, JUDr. Franz Ohnsorg Landes-Advocat, Ludwig Quass Fabrikant, Ernst Paetzold Lehrer, Anton Rösler Bergwerksbesitzer, Karl Sängler k. k. Bezirksgerichtsadjunkt, JUDr. Emil Thiemmer Landes-Advocat, Ignaz Ulbrich Sparkassastaffier, F. A. Wagner Kaufmann, Stadtrath, Vinc. Herm. Walter Gemeindevorstand, Karl Wolfrum sen. Fabrikant, Reichsraths-Abgeordneter, Karl Wolfrum jun. Prokurist, Johann Wöhle Privatier.

Bärzingen.

Die Herren: Joh. Titus Eberhart Handelsmann, Med. Dr. Rudolf Tröger Bergwerksbesitzer.

Benatek (s. Lannwald).

Beneschau (bei Labor).

Herr Heinrich Frank, Kaufmann, Chef der Firma „Frank und Sohn“, Landtags-abgeordneter.

Benfen.

Die Herren: Amand Böhm Bräuer, Josef Czapel Apotheker, Friedrich Seidel k. k. Notar in Benfen, Franz Mattausch Fabriksbesitzer in Franzensthal.

Bergreichenstein.

Herr Matth. Bernhauser p. k. k. Landesger.-Rath, Berehrl. Lehrer-Verein, Herr Ottokar Zimmermann k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunkt.

Berlin.

Herr Julius Lippert Redacteur der Zeitschrift: „Der Bildungsverein.“

Bielig (Oesterr. Schlesien).

Herr Ph. Dr. Anton J. Pelletier Professor an der Realschule.

Bilin.

Die Herren: Eduard Dobrowlosky Apotheker, Franz Famurek Privatier, Josef Reichel Bürgermeister, Josef Simon Gasthofbesitzer und Stadt-Rath, JUDr. Ant. Tobisch

Landes-Advokat, JUDr. Josef Tschan Landes-Advokat, JUC. Simon Bogl Advokatur-Concipient.

Biusdorf.

Herr Hermann Rudolf fürstl. Clary'scher Forstmeister.

Bischofteinitz.

Herr JUDr. Franz Doleisch, fürstl. Trauttmannsdorff'scher Wirthschafts-Direktor.

Blottendorf.

Die Herren: Johann Herm. Adam Fabrikant, Landtagsabgeordneter, Anton Janke Fabrikant.

Bodenbach (mit Königswald, Obergrund, Rosawitz und Ullgersdorf).

Die Herren: Robert Baulal Kaufmann, Albert Dietrich Kaufmann, Anton Eggermann Kaufmann, Verehrl. Fortbildungs-Verein „Eintracht“, die Herren: Wilh. Funke Oberforstmeister, Friedr. Gerbing Fabrikant, Franz Gerhardt Kaufmann, Adolf Jordan Fabrikant, Franz Jordan Fabrikant, F. J. Kraetjmer Kaufmann, Wenzel Nickl Baumeister, Karl Perthen Baumeister, Emil Seele Fabrikant, Hermann Stefan Kaufmann, Josef Thiele Schneidermeister, Volkmar Weiß Hötelier in Bodenbach; P. Franz Focke Pfarrer in Königswald; Eduard Schiller Fabrikant, Frau Eleonore Stark Hausbesitzerin in Obergrund; die Herren: P. Wilh. Kessler Pfarrer in Rosawitz, Karl Schramm Lampenfabrikant in Ullgersdorf.

Böhm.-Mitsa.

Die Herren: August Braun Fabrikvorstand, Josef Eichler Ingenieur, Julius Seck Buchhalter, Franz John Lehrer, Jos. Kreibitz Lehrer, Anton Reissner Magazinenur, Hugo Stöhr Förber.

Böhmischhaidl (s. Melm).

Böhm.-Rahn.

Herr Med. Dr. Emanuel Tischer.

Böhm.-Ramsitz.

Die Herren: JUDr. Wenzel Bihl Landes-Advokat, Eduard Horn Apotheker, Adolf Lange Lehrer, Franz Preidl Fabrikant, Jos. Theod. Rechlich Fabrikant, Karl Schubert l. l. Notar, Alois Stanka Fabriks-Ober-Direktor.

Böhm.-Leipa mit Drum.

Die Herren: JUDr. Adolf Aschenbrenner Landes-Advokat, Johann Bartal l. l. Landesger.-Rath, Karl Wille Kaufmann, Med. Dr. Ed. Engelmann, Johann Fischer l. l. Landesger.-Rath, Verehrl. l. l. Obergymnasium, die Herren: P. Paul Sackel l. l. Gymn.-Professor, Augustinerordenspriester, Jos. Damaun Buch- und Kunsthändler, Rob. Heller Kaufmann, Med. Dr. Anton Kittel Kreisphysikus, Adolf Knödtgen l. l. Notar, Landtagsabgeordneter, Georg Kohl l. l. Rath's-Secretär, Josef Münzberger Realschul-Proffessor, P. Amund Paudler l. l. Gymn.-Professor, Augustinerordenspriester, P. Cajetan Woselt l. l. Gymn.-Direktor, Augustinordensprior, Reichrathsabg., JUDr. Heinr. Reuß Landes-Advol. P. Sales Röhler l. l. Gymn.-Professor, JUDr. Jos. Schöffel Landes-Advokat, Bürgermeister, Eman. Sommer Banquier, Gutsbesitzer, Franz Steffanides suppl. Oberrealschul-Prof. JUDr. Siegm. Heinrich Stichel Landes-Advokat, JUDr. Unterwegger l. l. Kreisger.-Adjunkt, Med. Dr. Caj. Wägel Ober-Realschul-Direktor und Kreisgerichtsarzt, Theod. Jos. Wägel l. l. Kreisgerichts-Präsident in Böhm.-Leipa; P. Thadd. Stöfel Pfarrer in Drum.

Böhm.-Zwickau.

Herr Josef Piehl l. l. Grundbuchsführer.

Bozen (Tirol).

Die Herren: Rudolf Janke Direktor der l. l. Lehrerbildungsanstalt, Franz Paulert Maschinen-Ingenieur u. Heizhaus-Chef.

Bras.

Die Herren: Adolf Grimm gräf. Wrthna'scher Bergdirektor, Anton Schueler Berg- und Fabriks-Verwalter.

Brannau.

Die Herren: Josef Finger Bürgerschuldirektor, Franz Fischer Handelsmann, Josef Fischer Kaufmann, Franz Jeschel Bräuermeister, Josef Keibel Gastwirth, Franz Kunitel

Fabrikant, Johann **Wagat** Oberlehrer, l. l. Bezirks-Schulinspektor, Oswald **Pollak** Agent, Rob. **Rosenberg** Privatier, Karl **Schöfl** Bürgermeister, Wilhelm **Streubel** Agent, Franz **Switil** l. l. Milit. Medicamenten-Official, P. **Alfons Walzel** Benediktiner-Ordenspriester.

Breitenbach (s. Neudel).

Brigen (Tirol).

Herr **Wenzel Sommer** Grundeinschungs-Commissär der l. l. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Brünn.

Die Herren: Franz **Feldenhauer** l. l. Hauptmann im 71. Linien-Infanterie Regim., Mod. Dr. **Moriz Kuh**, **Heinrich S. Schindler** Redakteur der „Brünner Morgenpost.“

Brüx

mit **Kammerpurtsch**, **Kopitz**, **Nieder- und Obergeorgenthal** **Kauschengrund** und **Ischausch**.

Die Herren: **Adolf Pascha** Zuckerfabrikabsjunkt, **Rudolf Bilimel** l. l. Hauptmann, **Ferd. Böge** Buchdruckereibesitzer, **Löbl. Stadtgemeinde Brüx***, die Herren: **JUDr. Karl Egemann** Landes-Advokat, **Josef Güntersberger** Bergdirektor, **P. Josef Güntner** Religions-Professor am Real- und Obergymnasium, **Karl Hartisch** Bergdirektor, **Wilhelm Keller** Gastwirth, **Anton Köffler** Gymn.-Prof., **JUDr. Karl von Herget** Landes-Advokat, **Rupert Mittelbach** Sparkassa-Kontrollor, **Rudolf Pawlowsky** städt. Beamter, **Karl Bohner** Stadtrath, **Ed. Pod von Bruckfeld** Bürger und Grundbesitzer, **Josef Porth** Lrnlehrer, **Joh. Mößler** Hauptschullehrer, **Robert Rümmler** Kaufmann, **Anton Scheithauer** Gymn.-Prof., **Ferd. Schloffer** Sparkassa-Kassier, **Peter Steidl** Grundbesitzer, **Josef Stöckl** Zuckerfabrik-Adjunkt, **Adalbert Tossl** Buchhalter, **Josef Unger** Stadtbrauer, **Anton Winterhalder** l. l. Landesger. Rath in Brüx; **Karl Sellert** Grundbesitzer in **Kammerpurtsch**, **Friedrich Hermann Müller** Delonomie-Verwalter in **Kopitz**, **Josef Scheiter** Bürger und Grundbesitzer in **Nieder-georgenthal**, **Ferd. Herglos** Grundbesitzer in **Obergeorgenthal**, **Fried. Legner** Fabrikant in **Kauschengrund**; **Franz Feherer** Vorstand des wechselseitigen Feuer-Versicherungs-Vereins, **Anton Wiesner** Sekretär des wechselseitigen Feuer-Versicherungs-Vereins in **Ischausch**.

Budweis.

Herr **Wilhelm Bäder** Direktor der städt. Gasanstalt, **Berehrl. Bibliothek** des l. l. deutschen Staatsgymnasiums, **Bibliothek** der l. l. Lehrerbildungsanstalt, die Herren: **Vincenz Brandner** Kaufmann, **David Bullath** Fabrikant, **Ed. Claudi** Bürgermeister, **Reichsrathsabgeord.**, **Kennat Eberle** l. l. Religions-Prof., **JUDr. Franz Eberle** Handelskammer-Sekretär, **Jos. Fantl** Produktenhändler, **Berehrl. Geselligkeitsverein**, die Herren: **Adolf Paas** Apotheker, **Stadtrath**, **Lud. Emil Hansen** Buch- u. Kunsthändler, **Karl Edler v. Hardtmuth** Fabrikant, **Moriz Hoffmann** Handelsmann, **Siegmond Hudler** l. l. Oberrealschul-Professor, **Johann Hruza** Direktor der **Escomptebank-Filiale**, **Phil. Dr. P. Deano Karlez**, l. l. Gymn.-Professor, **August Knapp** Bürger, **Franz Kocian** l. l. Gymn.-Professor, **Josef Koster** l. l. Gymn.-Professor, **P. Jul. Kroner** l. l. Gymn.-Direktor, **Franz Lustig** emer. Schuldirektor, **Ferd. Marold** Weinhändler, **Heinrich Otto** l. l. Realschul-Professor, **P. Ludwig Pecho** l. l. Gymn.-Professor, **Josef Rosenauer** Delonomiebesitzer, **Stadtrath**, **JUDr. Wendelin Rziha** Landes-Advokat, **Phil. Dr. Adalbert Ruzka** Direktor der l. l. Lehrerbildungsanstalt, **Jos. Schier** l. l. Rath, **Präsident** der Handelskammer, **Reichsrathsabg.**, **Eman. Schulz** l. l. Prof., **Leopold Schweighofer** Kaufmann, **A. W. Taschel** Techniker, **Franz E. Vollgruber** Bürgerschullehrer, **Felix Wiesner** Oberrealschul-Professor, **Ph. Dr. Adam Wunder** Kreisrabbiner.

Bukarest.

Herr **Wilhelm Nechtel** fürstl. rumänischer Gartendirektor, **Alois Riedl** fürstl. rumän. Kapellmeister im 6. Infanterie-Regimente.

Bürgstein mit **Marzdorf**.

Die Herren: Mod. Dr. **Peter Isak**, **Georg Max** Fabrikbuchhalter, **Feodor Tencher** Fabrikbeamter in **Bürgstein**, **Anton Teifel** Fabrikant in **Marzdorf**.

Buschtehrad.

Herr **Ab. Spuzelmann** l. l. Bergrath und Bergwerks-Direktor.

Christianthal (s. Morchenstern).

Egernowitz (Bukowina).

Die Herren: JUDr. Friedr. Kleinwächter k. k. Univ.-Professor, Dr. Johann Eosertk
k. k. Univ.-Professor.

Dauba.

Die Herren: Jos. Theumer k. k. Bezirkshauptmann, Reichsrathsabgeord., JUDr. Josef
Urban Landes-Advokat.

Davidsthal (f. Falkenau).

Dessendorf (f. Lannwalb).

Deutsch-Haidl (f. Melm).

Dittersbach.

Herr Anton Drechsel Bleich- und Appreturanstaltsbesitzer.

Dobritsch.

Herr Moritz Lewinsky Kaufmann.

Dörfel (f. Maffersdorf-Reichenberg).

Dresden.

Herr Dr. S. Ruge Prof. am k. sächs. Polytechnikum.

Drum (f. Böh.-Leipa).

Düffeldorf am Rhein.

Herr Wolbemar Freiherr von Sunder auf Oberkunreuth k. preuß. Ober-Regie-
rungs-Rath und Regierungs-Direktor des Innern.

Dug.

Die Herren: Franz Egemann Oekonomie-Ober-Verwalter, Paul Bühler Fabriks-
beamter, Med. Dr. Wenzel Lorenz Bürgermeister, Bernh. Marr Kupferschmied, JUDr. Franz
Khabl k. k. Notar, Johann Schade Fabrikdirektor.

Eger.

Die Herren: Wenzel Emer Kaufmann, Josef Frieser Bürgerschullehrer, JUDr. Graf
Lubert Landesadvokat, Reichsrathsabg., W. F. Gruff Stadtkretär, Joh. Habenicht k. k.
Gymn.-Professor, Adolf Ladek k. k. Gymn.-Professor, P. Josef Laube Probst, Commandeur
des ritterl. Kreuzherrnordens, Verehrl. Lehrer-Verein, die Herren: Vict. Neugebauer k. k.
Bez.-Ger.-Adjunkt, Josef Bistel Lehrer an der k. k. Übungsschule, Vincenz Prökl Inspektor u.
emer. Archivar, JUDr. Stefan Pohl Landes-Advokat, P. Wenzel Reichelt Bürgerschul-Direktor,
JUDr. Eduard Reichl k. k. Auskultant, Chr. Riedel Fabrikant, JUDr. Josef Schaffer
Hausbesitzer, J. Schwarz k. k. Professor, Karl Siegl k. k. Kreisger.-Auskultant, JUDr. Karl
Strunz Landes-Advokat, Adolf Tachetz Apotheker, Bürgermeister, Landtagsabg., Josef Trüt-
scher k. k. Gymn.-Prof., Verehrl. Turnverein, Dr. Ant. di Valle Apotheker, k. k. Postmeister.

Eiblig.

Herr Phil. Cand. Otto Feuer.

Eisenstein.

Herr Med. Dr. Johann Geldner.

Elbogen mit Moor u. Unter-Ghobau.

Die Herren: Wendelin Forker Oberrealschul-Professor, Vincenz Grund Gymn.-Prof.,
Rudolf Ritter von Haibinger Fabrikant, Georg Ludwig Heintl Bürgermeister, Rosp. Ro-
marek Sprachlehrer, Joh. Neubauer Oberrealschul-Professor, Leo Theumer k. k. Notar,
Landtagsabg. in Elbogen; C. W. Rörbl Gutspächter in Moor; P. Franz Fischer Pfarrer,
Josef Grünes Bürgermeister, Eduard Kranl Oberlehrer, Franz Moder Gemeinde-Sekretär,
Anton Schreyer Kaufmann in Unter-Ghobau.

Erlangen.

Herr JUDr. Franz Malowiczka Universitäts-Professor.

Falkenau mit Davidsthal, Gartenberg und Weismühle.

Die Herren: Stefan Schuster Rechnungsführer in Davidsthal; Joh. Blechschmid Kunstmühlensbesitzer, Pöbl. Stadtgemeinde Falkenau, die Herren: Arnold Gerstel Fabriks-Direktor, Georg Hecht l. l. Bergkommissär, Ed. Janota Apotheker, Landtagsabg., Josef Kaller Bürgerschuldirektor, Med. Dr. Josef Kreuz, Med. Dr. Josef Niemetzschel Docent der Augenheilkunde, P. Mich. Pelletier Erzdechant, JUDr. Franz Peter Landes-Advokat, Franz Lippmann Kaufmann in Falkenau; Gottlieb Freiherr von Henneberg = Spiegel l. l. Kammerer, Major etc., in Gartenberg; Gustav Schwab in Weismühle.

Feligsdorf (Nied.-Oesterreich).

Herr Heinrich Pfenninger Fabriks-Direktor.

Frankfurt a.M.

Herr Dr. Bernh. Czermak Pfarrer.

Franzensbad.

Die Herren: Med. Dr. Andreas Huberl l. l. Regimentsarzt in Pensch., Badearzt, Med. Dr. Paul Cartellieri emerit. landesfürstl. Brunnenarzt, Mag. d. Pharm. Adolf Fr. Czerniczky, Med. Dr. Josef Dießl Badearzt, Franz E. Forster Kaufmann, Josef Horn Kaufmann, Adam Kahler Hausbesitzer, Ferd. Khittl Apotheker.

Franzensthal. (f. Densen.)

Freiheit mit Marschendorf.

Die Herren: Emanuel Breuer Apotheker, Med. Dr. Franz Schreier in Freiheit, Alfons Graf Nibelburg Herrschaftsbesitzer in Marschendorf.

Friedland mit Heinersdorf, Kragau, Kunnersdorf, Lindenau, Milbenau, Raspenau und Ringelshain.

Die Herren: Rob. Bayer Ingenieur, Jos. Ehrlich Fabrikant, Ignaz Eiseenschimmel Fabrikant, Wilh. Fede gräf. Clam-Gallas'scher Bau-Ingenieur, JUDr. Willibald Hölzel Advol.-Gonz., Leop. Jung gräf. Clam-Gallas'scher Verwalter, Wilh. Kraumann gräf. Clam-Gallas'scher Rentmeister, Verehrl. Lehrer = Verein, die Herren: JUDr. Karl Leitner Landes-Advocat, JUDr. Victor Lenk l. l. B.-G.-Adj., Jos. Müller Fabrikant, Ferd. Neumann gräf. Clam-Gallas'scher Revisionsbuchhalter, Friedrich Neumann l. l. Bezirks-Schulinspektor, Direktor der Bürgerschule, P. Stefan Neumann Bürgerschul-Katechet, Ant. Rößler Fabrikbuchhalter, Joh. Schlesinger l. l. Notar, Franz Ebler von Siegmund jun. Fabrikant, Adolf Lauffig l. l. Bez.-Ger.-Adjunkt, Karl Volkelt Bräuer, Philipp Wahner Fabrikant in Friedland; Felix Heintschel Fabrikbesitzer, Johann Springer prakt. Arzt in Heinersdorf; Friedr. Kathausky l. l. Ger.-Adjunkt in Kragau; Franz Herrmanns Gutbesitzer, Obmann der Bezirksvertretung, Franz Simon Gutbesitzer in Kunnersdorf; Johann Grohmann Fabrikant in Lindenau, Gustav Richter Fabrikant in Milbenau; Josef Anton Richter Fabrikant in Raspenau; P. Josef Jahn Pfarrer in Ringelshain.

Friedrichshütte.

Frau Theresia Ziegler.

Fünfhaus. (Nied.-Oesterr.)

Herr Benzel E. Ernst l. l. Realschul-Professor.

Fünfkirchen (Ungarn).

Herr Johann Otto Werner Ingenieur der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft.

Gabel.

Die Herren: Leopold Gassmann l. l. Bezirks-Richter, Andreas Jahn l. l. Bezirksger.-Adjunkt, Franz Hansel l. l. Postmeister, Karl Hårdtl l. l. Notar, Karl Theod. Lang l. l. Bezirks-Schulinspektor, Verehrl. Lehrer = Verein.

Sablonz a. d. Neiße.

Die Herren: JUDr. Hermann **Adler** Landes-Advokat, Wilhelm Anton **Fabritant**, Eduard **Dreßler** Glashändler, Berehrl. Verein „**Erholung**“, die Herren **Adolf Hübner** Glashändler, Bezirksobmann, Anton **Fädel** Bürgermeister, Berehrl. **Industrieller Bildungsverein**, die Herren: **Josef Kosch**, JUDr. **Karl Kral** Landes-Advokat, Berehrl. **Lehrerverein**, die Herren: **Emil Müller** Glashändler, **Josef Nawo** k. l. Notar, **Adolf Pfeiffer** Fabrikenbesitzer, **Heinrich Pfeiffer** Buchhalter, **Josef Pfeiffer** Fabrikenbesitzer, **Jos. Priebsch** Kaufmann, **Jos. Köppler** Bezirks-Sekretär, **Mor. Th. Schuster** Comptoirist, **Heinrich Seidemann** Kaufmann, Reichsrathsabgeordneter, **Anton Weiß** Kaufmann, **Joh. Weiß** Kaufmann.

Seiersberg.

Herr **Karl Rutschera** Domainen-Direktor von **Seiersberg** und **Senftenberg**.

Georgenthal (s. Tannwald).

Sct. Georgenthal
mit **Niedergrund** und **Schönborn**.

Die Herren: **Konrad Michel** Buchhalter, **Theodor Müller** k. l. Postmeister, **Paul Schirz** Weltpriester, **Franz Seifert** Oberlehrer; Stelzig in **Sct. Georgenthal**; die Herren: **Eduard Reßler** Lehrer, **Anton Richter** jun. Fabrikant in **Niedergrund**; die Herren: **Jul. Aug. Mai** Oberlehrer, **Nikolaus Reich** Lehrer in **Schönborn**.

Georgswalde.

Herr **Josef Bitterlich** Badehausbesitzer, Genossenschafts-Vorsteher, Landtagsabgeordn.

Gläfenndorf (Preuß.-Schlesien).

Herr **Theol. Dr. Johannes Klein** Pfarrer.

Glashütten (s. Melm).

Glag.

Herr **Hugo von Wiese** k. preuß. Premierlieutenant.

Goldenkron.

Herr **Peter Steffens** Fabrikant, Reichsrathsabgeordneter.

Göfen (s. Raaben).

Grafenstein mit **Grottau**.

Die Herren: **E. L. Bernhard** Bräuer, **Wenzel Hillcher** Rentmeister, **Ad. Hübner** Exc. **Graf Clam-Gallascher** Herrschafts-Verwalter, Bezirksobmann, **Emil Rubin** Rechnungsführer, **Johann Seidemann** Exc. **Graf u. Gräfin Clam-Gallascher** Domainen-Rath, **Ritter des Franz Josefs-Ordens** etc., **Franz Wenzel** Forstingenieur in **Grafenstein**; die Herren: **Franz Drazdanský** Exc. **Graf Clam-Gallascher** Oberförster, **Besitzer des goldenen Verdienstkreuzes mit der Krone**, **Josef Hein** Exc. **Graf Clam-Gallascher** Bergdirektor, **Anton Mohaupt** Oberlehrer in **Grottau**.

Grasliß.

Die Herren: **Jos. Fischer** Bräuer, **Joh. Fuchs** jun. Fabrikant, **Mart. Fuchs** Fabrikant, **Wilhelm Fuchs** Fabrikant, **Josef Meindl** Bürgermeister, **Heinrich Pilz** Fabrikant, **Friedrich Rölz** Cassier des Spar- und Vorschuß-Vereins, **P. Karl Köppler** Schul-Direktor, **Mod. Dr. Wenzel Stowasser**, **Karl Tischer** k. l. Bezirks-Hauptmann.

Grazen.

Berehrl. Lehrkörper der **Volls- und Bürgerschule**.

Graupen.

Herr **Mod. Dr. Josef Kraus** Spitalsarzt.

Graz.

Die Herren: **Eman. Ritter von Ferro** k. l. Finanz-Bez.-Commissär, **Dr. Vinz. J.**

Goehfert k. k. Minist.-Secretär, **Fr. Glawatschel** Professor an der technischen Hochschule, **Georg Kaas** Professor am k. k. II. Staats-Gymnasium, **Dr. Max Ritter von Karajan** k. k. Univ.-Professor, **Dr. Franz Kroner** k. k. Univ.-Professor, **Dr. Franz Mayer** Oberrealschul-Professor, **Dr. Ferdin. Maurer** k. k. Gymn.-Professor, **Ph. Dr. Josef Adhlerowsky** k. k. Univ.-Professor, **Dr. Anton Schönbach** k. k. Univ.-Professor, **Ph. Dr. Gustav Wilhelm** Professor an der technischen Hochschule, **Ph. Dr. Adam Wolf** k. k. Univ.-Professor.

Großaupa (f. Trautenau).

Großholletitz.

Herr **Eduard Sperling** Oekonom.

Großschernitz.

Herr **August Schäfer** Oberlehrer.

Grottan (f. Grafenstein).

Grüma (Sachsen). f. Weipert.

Gutenstein (Nied.-Oesterreich).

Herr **JUDr. Karl Leeder**.

Habendorf (f. Reichenberg).

Haid.

Herr **P. Franz X. Kiebel** Pfarrer.

Haida mit Langenau. *

Die Herren: **Ign. Dietrich** Baumeister, **Josef Grohmann** sen. Handelsmann, **Aug. Segenbarth** Handelsmann, **P. Karl Waghin** a Pfarrer in Haida; die Herren: **Karl Melzer** Glashandelsmann, **David Reich** Glasfabrikant in Langenau.

Halbstadt.

Die Herren: **Josef Walzel** und **Söhne** Fabrikanten.

Hartenberg (f. Falkenau).

Hartmanitz.

Herr **Anton Fuhrmann** k. k. Notar.

Heiligentrenz (f. Plan).

Heinersdorf (f. Friedland).

Hlawniowitz.

Herr **Ferd. Kotz** Freiherr von Dobrsch Güterbesitzer, Reichsrathsabg. oc.

Hluschitz.

Herr **Dr. Josef Lein** Erzähler.

Hoch-Chlumetz.

Herr **Ferdinand Zeidler** Wirtschaftsbeamter.

Hohenelbe

mit Niederhof und Pelsdorf.

Herr **Josef Czermeny** Bleichbesitzer, Verehrl. deutsche Pesehalle, die Herren: **Konrad Erben** Stadt-Secretär, **Adalbert Eitel** Lehrer, **JUDr. Ernst Kömheld** Landes-Advokat, **Anton Kötter** Spinnereibesitzer, **Ignaz Kötter** Spinnereibesitzer, **Josef Kötter** Spinnereibesitzer, **Bezirksobmann**, **P. Wenzel Weber** Dechant in Hohenelbe; Herr **Johann Zinacker** Eisenwerkbesitzer in Niederhof; Verehrl. Gemeinde „Pelsdorf.“

Hohenfurth mit Oberhaid.

Die Herren: **P. Justin Bauer** Eistery.-Ordenspriester, Stifftssecretär u. Rentverwalter,

Ign. Fiedler k. k. Bezirks-Richter, P. Gabriel Hable Eiferz.-Ordenspriester, Forst-Insp., P. Rob. Haller Eiferz.-Ordenspriester, Delonomie-Verwalter, Franz Haslinger Bürger, P. Josef Höhenberger Eiferz.-Ordenspriester, Bildr u. Dechant, Franz Meißl Bürger, Franz Slamka Lehrer, Josef Stockl w. k. Bez.-Ger.-Adjunkt in Hohenfurth; Herr P. Mich. Muß Eiferz.-Ordenspriester, Pfarrer in Oberhaid.

Honetschlag (s. Melm).

Hoffenreith (s. Melm).

Iglau.

Berehrl. Deutscher Fortschrittsverein, die Herren: Heinrich Fischer Musik-Direktor, JUDr. Ant. Soufig Advok.-Konzipient, Dr. Victor Langhans k. k. Gymn.-Professor, Karl Lehmann Buch- und Kunsthändler, Berehrl. k. k. Ober-Gymnasium, Landes-Ober-Realschule, die Herren: Anton Sallaba Professor an der Landes-Ober-Realschule, P. Valentin Zobl Stadtpfarrer.

Jindřichowitz.

Herr Rudolf Ebler von Fürstl. jun. Gutsbesitzer.

Jitschin.

Die Herren: Friedrich Ritter von Aull k. k. Staatsanwaltsadjunkt, Sigism. Heller Kaufmann, Rudolf Stahl Apotheker.

Junsbrunn.

Die Herren: Josef Nebert k. k. Post-Rath, JUDr. Emanuel Ullmann k. k. Universitäts-Professor.

Joachimsthal mit Werlsberg.

Die Herren: August Günther Forstamtsadjunkt, Wenzel Hahn k. k. Oberförster, Karl Victor Ritter von Hansgirtl k. k. Bezirkshauptmann, Vinzenz Heibler k. k. Notar, Berehrl. Stadtgemeinde Joachimsthal, die Herren: Max von Kraft k. k. Bergverwalter, Rudolf Krehan Stadtkaplan, Robert Kuhn Amtschreiber, Berehrl. Lehrer-Verein, die Herren: Gregor Lindner Stadt-Dechant, Theodor Pohl städt. Oberförster, Johann Schilling k. k. Bez.-Richter, Ant. Schumann Cooperator, Erasmus Steiner k. k. Bergarzt, Karl Weisner k. k. Bez.-Ger.-Adjunkt, Eduard Benisch Bürgereschullehrer in Joachimsthal; Franz Wilhelm Eberhart Lehrer in Werlsberg.

Josefstadt.

Herr Med. Dr. Keller k. k. Stabsarzt.

Josefsthal.

Die Herren: Dom. Orgelmeister Fabriksbeamter, Friedrich Steppes Fabriksbeamter, Wilhelm Rupp Fabriksbeamter, Wilhelm Weigand Prokuratsthrer.

Jungbunz (s. Trautenau).

Jungbunzlau.

Die Herren: Franz Hiller Fabriksbesitzer, Eduard Laufberger Bräuermeister, J. D. Straupfer Prokurist.

Kaaden mit Bösen.

Herr Siegmund Herold Gutsbesitzer in Bösen; die Herren: Jos. Ph. Janla Kaufmann, Bürgermeister, Med. Dr. Josef Jungl k. k. Bezirks-Arzt, Josef Loos k. k. Realgymn.-Direktor, Franz Malý k. k. Bezirks-Schulinspektor, Josef Merker Gutsbesitzer, J. N. Müller Kunstmühlenbesitzer, JUDr. Franz Dohm Advok.-Konzipient, JUDr. Karl Meiß Landes-Advokat, Franz Rippaus Kaufmann, Ludwig Ritter von Schwarzenfeld Landwirth, Ant. Tippmann Zimmermeister in Kaaden.

Kalsching.

Herr JUDr. Anton Fochtmann k. k. Notar.

Kamat (s. Leitmeritz).

Kammerpursch (f. Brüz).

Karbiß.

Die Herren: Med. Dr. Eduard Freund Stadtphysikus, Eman. Kühnel Kunstmühlenbesitzer, Bürgermeister, Berehrl. Lehrkörper, die Herren: Ernst Neubert Obersteiger, JUDr. Wenzel Reißl k. k. Notar, Hermann Wed Buchhalter.

Karlsbad.

Die Herren: Med. Dr. Joh. Anger Brunnenarzt, Med. Dr. Ant. Bermann, Ignaz Breinl Bräuermeister, Ludwig Erler Stadtssekretär, Landtagsabg., Hans Feller Buch- und Kunsthändler, Em. Grim Baumeister, Med. Dr. Ed. Flawatschek prakt. Arzt, Med. Dr. Gallus Ritter von Hochberger Brunnenarzt, Med. Dr. Jul. Hofmann, Stadtverordneter, Med. Dr. Theodor Kaffa, Adolf Knoll Fabrikbesitzer, JUDr. Alfred Knoll Landes-Abvokat, Landtagsabgeordneter, Eduard Knoll Privatier, Med. Dr. Nikol. Kroner, Karl Ludw. Kroh Bahnhof-Restaurateur, Med. Dr. Wolfg. Neubauer, Med. Dr. W. Pichler, Wenzel Profsch Hauptschullehrer, Oswald Richter Geschäftsführer, P. Josef Schmidt Kaplan, Med. Dr. Emil Schnee, Med. Dr. Josef Seegen Professor, Georg Sorger Lederhändler, Med. Dr. Ed. Stark prakt. Arzt, Ernst Stark Privatier, Med. Dr. Karl Zimmer.

Karolinenthal.

Herr August Milan, Realschul-Professor.

Kaschiß.

Herr Edmund Stanla Wirthschafts-Verwalter.

Kasnian.

Herr Albert Prochaska, J. D. Starck'scher Centraldirektor.

Klagenfurt.

Herr P. Otto Habermann Benediktiner-Ordenspriester, Dr. u. Professor d. Theologie, JUDr. Johann Merta Edler von Mährentreu Landes-Abvokat.

Klostergrab.

Die Herren: C. Böhm Apotheker, P. Thomas J. Seckl Pfarrer, Robert Bühl pens. k. k. Statthalterei-Rath.

Komotan mit Rothenhaus.

Die Herren: P. Chimoth, J. Fagl k. k. Gymn.-Direktor, Thomas Frank k. k. Bez.-Hauptmann, JUDr. Adolf Friedl Advok.-Conzipient, Karl Heinrich Direktor der Bürger- u. Volksschule, Karl Herrmann Gasdirektor, Berehrl. Stadtgemeinde Komotan, Med. Dr. Em. Rompert, Med. Dr. Joh. Kroh Stadtphysikus, Johann Neubauer Professor an der Lehrerbildungsanstalt, JUDr. Rudolf Kenner Landes-Abvokat, JUDr. Heinrich Schmaß Bürgermeister, JUDr. Ant. Schreiter Landes-Abvokat, k. k. Notar, F. A. Trubert Kaufmann, Franz Tschörner Fabrikant, August Wejmann k. k. Bezirks-Schulinspektor in Komotan; Anton Roth Garteninspektor in Rothenhaus.

Königgrätz.

Die Herren: Med. Dr. Victor Mucha k. k. Bezirksarzt, Med. Dr. Franz Wapel k. k. Stabsarzt.

Königsberg.

Herr August Krause Fabrikbuchhalter.

Königsaal.

Herr Anton Richter Fabrikant, Landtagsabgeordneter.

Königswald (f. Bodenbach).

Königswart.

Herr JUDr. Stanislaus Haring k. k. Gerichts-Adjunkt.

Koln.

Berehrl. Geselligkeitsverein „Eintracht“.

Kolleschowitz.

Herr Johann Paul gräfll. Wallis'scher Gütter-Direktor.

Kopitz (f. Brütz).

Kostenblatt.

Herr P. Anton Swoboda Pfarrer.

Kragau.

Die Herren: P. Rud. Frank Pfarrer, Adolf Sabl Apotheker, Heinrich Hauptvogel Oberlehrer, Otto Hirt Buchhalter und berehrl. Kragau-Grottauer Lehrer-Verein.

Kragau (f. Friedland).

Kreibitz.

Die Herren: Jos. Doms Apotheker, August Keinitz jun. Fabrikant, Med. Dr. Jos. Kothke, Adolf Wenzel Apotheker, Bürgermeister, l. l. Postmeister, Landtagsabgeordneter.

Krumman.

Die Herren: Johann Dassenbacher l. l. Gymn.-Direktor, Joh. Ebenhöch fürstl. Schwarzenberg'scher Centraldirektor, Jos. Feuerstein l. l. Gymn.-Professor, Feinr. Fukssek, Gregor Kardasch l. l. Notar, Reichsrathsabg., Karl Rastner l. l. Gymn.-Professor, Johann Mark l. l. Gymn.-Professor, Anton Mugauner städt. Spartaftaffassier, Joh. Mugauner Bürgerfchullehrer, Theodor Rötter Bräuermeister, Med. Dr. Johann Schmall.

Kufan.

Herr Johann Mittel Graveur.

Kunnersdorf (f. Friedland).

Kurschin.

Herr Ernst Korb Gutsbesitzer.

Labau (f. Reichenau).

Lämberg.

Herr Franz Richter Lehrer.

St. Lambrecht (Obersteier).

Die Herren: Anton Knoll Verwefer der Stift St. Lambrecht'schen Stahl- und Eisenwerke im Thajagraben, Ludwig Scheuerp. Stifts-Apotheker.

Landkron.

Die Herren: Feinr. Graf l. l. Ger.-Adjunkt, Jos. Rich. Pusenberger l. l. Gymnasial-Professor, Berehrl. l. l. Ober-Gymnasium, Herr Ignaz Pokorny l. l. Gymn.-Direktor, Berehrl. Stadtgemeinde, Herr Franz X. Zorn Spartaftabuchhalter.

Langenau (f. Saibda).

Langenbruck (f. Melm).

Leipzig.

Die Herren: Phil. Dr. Richard Andree, Josef Ritter v. Grüner l. und l. österr. Minist.-Rath, General-Consul und Geschäftsträger, Emil Bend Generalbevollmächtigter der Leipziger Hypothekenbank.

Leitmeritz mit Kamait.

Herr Herm. Blümer Buch- und Kunsthändler, Frä. Karoline von Brand, Berehrl. Communal-Ober-Realschule, die Herren: Aug. Conrath Fabrikant, Joh. Czepelak l. l. Gymn.-Professor, Med. Dr. Wenzel Fleischer Bürgermeister, Phil. Dr. Jul. Ernst Föbisch, Professor an der l. l. Lehrerbildungsanstalt, JUDr. Al. Funke, Gustav Funke

Landesgerichts-Rath, JUDr. Wilhelm Solitschel Edler v. Elbwart Landesadvokat, Phil. Dr. S. Kasperowsky k. k. Gymn.-Professor, Franz Krause Ober-Realschul.-Professor, Karl Lauer Lehrer an der evang. Schule, Theod. Landa Ober-Realschul.-Professor, Franz Leidl Ober-Realschul.-Professor, Franz Liehmann k. k. Kreisger.-Adjunkt, J. D. Manzer k. k. Professor an der Lehrerbildungsanstalt, Johann Mattausch Bürger, Jos. Meißner Hauptschul.-Direktor, Dr. Ferd. Michel Professor der Theologie, Berehrl. Direktion des Obergymnasiums, die Herren: Ignaz Petters k. k. Gymn.-Professor, Dr. Karl Wickert Buchdruckereibesitzer, Redakteur u. Herausgeber der „Leitmeritzer Zeitung“, Med. Dr. Jos. Quofka Stadtrath, Eduard Seewald Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt, JUDr. Franz Schlessinger Landes-Advokat, Karl Schüler Ober-Realschul.-Professor, Georg Sommer k. k. Finanz-Bez.-Kommissär, JUDr. J. S. Stradal Landes-Advokat, Fr. Tschuschner k. k. Professor an der Lehrerbildungsanstalt, JUDr. Anton Weber Landes-Advokat, k. k. Notar, Landtagsabgeordneter in Leitmeritz; Herr Dr. Otto Polak Gutsbesitzer in Kamait.

Leoben.

Herr Franz Kochelt Professor der Bergbau- und Marktscheidkunst an der k. k. Bergakademie.

Leßhan.

Herr JUDr. Heinrich Ritter von Leiner.

Libochowitz.

Herr Heinrich Pfaff Oltterdirektor.

Liboritz (f. Michelob).

Lichtenstadt.

Herr Adolf Müller Kaufmann.

Libauthal.

Herr Josef Schua Fabriks-Direktor.

Liebenau.

Die Herren: Aug. Czernichy Bürger Schul-Direktor, Vinz. Dlaska, Josef Michler Bürger Schullehrer.

Liebotshau (f. Saaz).

Lindenu (f. Friedland).

Linz.

Herr Karl Tobner Buchhalter.

Lobositz.

Die Herren: Joach. Bergmann k. k. Postmeister, Josef Alois Kolb Privatier, Franz Pfannschmidt Realitätenbesitzer, Vinc. Pfannschmidt Hofbesitzer, Rudolf Richter k. k. Bezirks-Richter.

Lochtshitz.

Herr Josef John Kaufmann

Luck.

Herr Philipp John Bürgermeister.

Luditz.

Die Herren: Johann Hille Lehrer, k. k. Bezirks-Schulinspektor, JUDr. Jos. Fapp Landes-Advokat.

Maffersdorf (f. Neichenberg).

Marburg (Steiermark).

Herr Wilhelm Fischer Ingenieur.

Marienbad.

Die Herren: Karl Brem Apotheker, Stadtverordneter, Hausbesitzer, Ignaz Fischl Kaufmann, Hausbesitzer, J. D. Halbmayr Hotelbesitzer, Stadt- und Landtagsabgeordneter, Med. Dr. Karl Heidler von Heilborn Hausbesitzer, Med. Dr. Aug. Herzig Hausbesitzer, Bürgermeister, Johann Kroha jun. Hotel- und Hausbesitzer, Stadtverordneter, Clemens Langenbörfer Juwelier, Hausbesitzer, Stadtrath, Philipp Lederer Religionslehrer u. Redakteur, Med. Dr. Franz Dpitz Hausbesitzer, Johann Schlessinger Ober- und Musiklehrer, Hausbesitzer Stadtverordneter, Med. Dr. Anton Schneider Stadtphysikus, Friedr. Alois Schneider Hausbesitzer, Friedrich Bickler Baumeister und Hausbesitzer.

Marienberg (Ober-Defterr.).

Herr Albert Freiherr von Steiger Herrschaftsbesitzer.

Marischendorf (s. Trautenau-Freiheit).

Magdorf (s. Bürgstein).

Mell (Nied.-Defterr.).

Die Herren: P. Edelstein Jungnill Stifskapitular, Gymnasial-Professor, P. Fidor Krenn Stifskapitular, Gymn.-Professor.

Melm

mit Böhmischaidl, Deutschhaidl, Glashütten, Honetschlag, Soffenreith, Langenbruck, Oberplan, Ottetstift, Pichlern, Stuben und Vorderstift.

Herr Franz Bach Wirthschaftsbesitzer in Böhmischaidl; Herr Jakob Baier Wirthschaftsbesitzer in Deutschhaidl; Herr Josef Neubauer Wirthschaftsbesitzer in Glashütten; die Herren Wirthschaftsbesitzer: Adalbert Habert, Johann Bauer vulgo Bihler, Wenzel Bauer, Ferd. Rembs in Honetschlag; Herr Matth. Pleischl Wirthschaftsbesitzer in Soffenreith; die Herren Wirthschaftsbesitzer: Johann Kindermann, Josef Stini, Josef Bach in Langenbruck; die Herren: Johann Janda Wirthschaftsbesitzer und Gemeinde-Vorsteher, Siegmund Kindermann Wirthschaftsbesitzer in Melm; die Herren: JUDr. Alois Brunnbauer k. k. Notar, Hermann Faschingbauer Bürger, Johann Janda Bürger, Johann Wallner Müllermeister und Wirthschaftsbesitzer in Oberplan; die Herren: Johann Zaunmüller Wirthschaftsbesitzer, Matth. Zaunmüller Müller in Ottetstift; Herr Matth. Mändl Wirthschaftsbesitzer in Pichlern; die Herren: Josef Geier Wirthschaftsbesitzer, Wenzel Weiß Wirthschaftsbesitzer und Gemeinde-Vorsteher in Stuben; die Herren Wirthschaftsbesitzer: Alois Pangerl, Anton Hüpfler in Vorderstift.

Metten (Baiern).

Stichw. Benediktiner-Stift.

Michelob mit Liboritz.

Die Herren: Anton Rich Domainen- u. Bränerei-Direktor, Ferd. Dachler Brautführer, Josef Fischer Domainen-Cassier, Josef Hayal Maurermeister und Banleiter, Friedr. Kohlschütter Secretär der Domaine Liboritz, Konrad Peter Gemeinde-Vorsteher, Gust. Schneider Bränerei-Expeditor, Hermann Widter Kanzleibeamter in Michelob; Herr Med. Dr. Ant. Zischer in Liboritz.

Mies.

Die Herren: Josef Freisleben k. k. Gymn.-Professor, Johann Naffl k. k. Gymn.-Direktor, Karl Köhling k. k. Gymn.-Professor, Ad. Streer Ritter von Streerwitz, k. k. Postmeister, Reichsrathsabg.

Wildenan (s. Friedland).

Wileschau.

Herr Franz Morczel Wirthschaftsadjunkt.

Wödling (Nied. Defterr.).

Die Herren: Rudolf Fiedler Professor und Theodor von Gohren Direktor der landwirthschaftlichen Lehranstalt Francisco-Josephinum.

Worchenstern

mit Christianthal und Wiesenthal.

Herr Leopold Kiebel in Christianthal; die Herren: Wilhelm Bläschek Gemeinde-

Sekretär, Wilh. Fischer Papierfabrikant, Johann Großmann Glashändler, F. J. Hübner Glashändler, Heinr. Fuhrer Schafwollwaarenfabrikant, Stefan Clement Oberlehrer, P. Ign. Knobloch Pfarrer und Vikar, Anton Ebbel Kaufmann, Josef Schöbler Glaswaarenfabrikant, Josef Umanu Glaswaarenfabrikant, Joh. Wawra Glashändler, Paul Weisskopf Fabrikant in Morchensfern; Herr Franz Panzner Kaufmann in Wiesenthal.

Woor (f. Elbogen).

Wünchen.

Die Herren: JUDr. Alois Brinz Univ.-Professor, JUDr. Aug. Geher Univ.-Professor.

Wünchengrätz.

Die Herren: Karl Ewald grüßl. Waldstein'scher Bräuerei-Direktor, Karl Ryschl Zuderfabriks-Direktor.

Wachod.

Herr Heinrich Roscher Direktor der Spinnfabriks-Aktien-Gesellschaft.

Wedraschitz.

Herr Georg Selin Gutesbesitzer.

Wendel

mit Breitenbach und Neuhammer.

Herr Benzel Pecher Lehrer in Breitenbach; die Herren: Anton Fankner l. l. Notar, Jos. Köstler Kaufmann, Karl Kunzmann Kaufmann, Benzel Pecher Kaufmann, Berehr. Stadtgemeinde Wendel, Herrn. Ullmann l. l. Postmeister in Wendel; Herr Karl Josef Köstler Kaufmann in Neuhammer.

Wenern.

Herr JUDr. Gustav Schreiner l. l. Notar.

Neuhammer (f. Wendel).

Neuhans.

Die Herren: Anton Blaschtowitzka l. l. Bezirks-Schulinspektor, Med. Dr. Ignaz Trenlich l. l. Bezirks-Arzt.

Neujoachimsthal.

Herr Karl Feistmantel fürstl. Fürstenberg'scher Höfthen-Berwalter.

Neustadt bei Friedland.

Herr Oskar Klinger Buchhalter.

Neutitschein (Mähren).

Herr Johann Eujina Oberrealschul-Professor.

Neuwelt bei Lannwald.

Berehr. Harrachsdorfer Consum-Berein.

Niedergeorgenthal (f. Brütz).

Niedergrund (f. St. Georgenthal).

Niederhof (f. Hohenelbe).

Nürschan (f. Pilsen).

Nußdorf (Nied.-Deßert).

Herr Adolf Bachofen von Eßt, Bräuereibesitzer.

Ober-Georgenthal (f. Brütz).

Ober-Grund (f. Bodenbach).

Oberhaid (f. Hohenfurt).

Oberleitensdorf.

Herr Viktor Schlesiinger Speuglermeister

Oberplan (f. Melm).

Ober-Mohrbach (Nieder-Oesterreich).

Herr JUDr. Hieronymus Ritter von Roth Privatier.

Ober-Sliwno.

Herr Rudolf Bretter Oberförster.

Oberweis (Oberösterreich).

Herr Gottlieb Haase Edler von Buchstein Privatier.

Ofegg.

Herr Theol. Dr. Salecius Mayer Landes-Prälat, Abt cc. cc.

Ottetstift (f. Melm).

Warchen (f. Steinschönan).

Warschnitz (f. Trautenau).

Wassau (Baiern).

Herr Franz E. Rosenberger Kaufmann.

Welsdorf (f. Hohenelbe).

Wetschan.

Die Herren: Josef Adeles Kaufmann, Ign. Epstein Kaufmann, Karl Fischer k. k. Bezirksger.-Kanzellist, Verehrl. deutscher Lehrerverein, Fr. Louise Mayer k. k. Postmeisterin, die Herren: Joh. Kannert Oberlehrer, Franz E. Tutschek k. k. Bezirksger.-Adjunkt, Franz Unger herzogl. Beaufort-Spontinischer Bevollmächtigter, Anton Ziegler Apotheker.

Wichlern (f. Melm).

Wilsen mit Nürschan.

Die Herren: Johann Anders Fabrikant, Adolf Bäuml Privatier, Kaj. Bayer Bergdirektor, P. Bruno Bayerl Präm.-Ordenspriester, k. k. Gynn.-Direktor, Friedr. Bednarz Kassier, Med. Dr. Salomon Bloch, Wenzel Daniel Civil-Ingenieur, Em. Dlouhy Bürger, Adalb. Eckl pens. k. k. Berghauptmann, Josef Siebisch Fabriks-Inspektor, Josef John k. k. Realschul-Professor, Anton Jwan Kaufmann und Hausbesitzer, Eduard Kaiser Apotheker, Barth. Ribitz Fabrikant, Karl Rriz Mitglied des k. k. Bezirks-Schulrathes, Verehrl. Lese- und Unterhaltungs-Verein, die Herren: Med. Dr. Josef Linhart, E. Maasch Buch- u. Kunsthändler, Karl Meder k. k. Hauptmann a. D., Gustav Paulus, Ed. Pöschl k. k. Finanz-Bez.-Commissär, Jaromir Ritter v. Škoda Fabrikbesitzer, Emil Ritter von Škoda Fabrikbesitzer, P. Ign. Stadler Präm.-Ordenspriester, k. k. Gynn.-Professor, JUDr. Jos. Starc Landes-Advokat, Wendelin Steinhäuser Buch- u. Kunsthändler, Martin Stelzer Barmeister, Paul Ziegler Glasfabrikant in Wilsen; Herr Adolf Ziegler Fabrikbesitzer in Nürschan.

Wlan mit Heiligentkruz.

Herr Johann Stangl Oberlehrer in Heiligentkruz; die Herren: Franz Eifrig k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunkt, JUDr. Josef Engl Landes-Advokat, JUDr. Theodor Juriš Land-Advokat, Aug. Büchler Kaufmann, Hans Masz k. k. Postmeister, Bürgermeister, Landtags-abgeordneter, Siegm. Rößl Bräuer, Eduard Senst Archivar, Franz Steiniz jub. k. k. Ober-Ingenieur, Franz Ullmann Apotheker, Med. Dr. Michael Urban, Joh. Wohlang Schuldirektor in Wlan.

Wlaß.

Herr Karl Sieber fürstl. Metternich'scher Ober-Buchhalter.

Blatten.

Herr Josef Florian Vogl Bergmeister.

Bola.

Herr Med. Dr. Ambros Janla k. k. Linien-Schiffsarzt.

Bolau (s. Lannwald).

Postelberg.

Die Herren: Moriz Ritter v. Szábel Privatier, Ferdinand Weymann Gastwirth.

Prachatic.

Die Herren: Ed. Bergmann k. k. Bezirks-Schulinспекtor, Karl Hansl Edl. v. Kirchtreu k. k. Statthalter-Rath und Bezirkshauptmann, Josef Pfohl k. k. Bezirks-Commissär, Phil. Dr. Theodor Stieglitz k. k. Gymn.-Direktor, Adolf Schors k. k. Gymn.-Professor.

Prag.

Die Herren: D. Abegg fürstlich Hohenzollern'scher Geheimrath, Mich. Ahtner k. k. Landes-Schulinспекtor, Landtagsabg., Hieron. Ritter von Albert Kaufmann, Fabrikant, Präsi- dent des Handelsgremiums, Alois von Altvater Beamter der böhm. Sparkassa, Adolf Anthon Kaufmann, Karl Arenz Direktor der Handels-Akademie, Stephan Ahmann p. l. k. Ober-Landesgerichtsrath, Dr. Adolf Bachmann k. k. Gymnasial-Professor und Dozent an der k. k. Universität, Franz Bardach Professor an der deutschen höheren Mädchenschule, JUDr. Hermann Basch Landes-Advokat, Casp. Bauer fürstl. Georg Lobkowitz'scher Central-Direktor, Johann Casp. Bauer fürstl. Thurn-Taxis'scher Hofrath, Wenzel Becking Kaufmann, Friedrich Freiherr von Bellerheim Eisenbahn-Ingenieur, Nathan Benedikt Direktor der Filiale der Creditanstalt, Dr. Otto Bendorff k. k. Univ.-Professor, Ottomar Beyer Buch- und Kunsthändler, Pet. F. Bibus k. k. Oberlandesgerichts-Rath, Vincenz Bieber Assistent am deutschen k. k. Polytechnikum, Gustav Biedermann fürstl. Lobkowitz'scher Industrial-Direktor, Dr. G. Biermann k. k. Gymn.-Direktor, Wenzel Binder k. k. Landesgerichts-Rath, Phil. Dr. Georg Bippart k. k. Univ.-Professor, JUDr. Anton Bischoff Advokatur-Concipient, Aug. Blumentritt pens. k. k. Ober-Landesgerichts-Rath, Med. Dr. J. Bodansky, Aurel Bräcklein Beamter der Unionbank, Anton Bretschneider Handlungsagent, Anton Christel Privatier, JUDr. Karl Claudi Landes-Advokat, Jur. Stud. Franz Czsch v. Czsch- herz, Th. Dr. Franz S. Czschik Probst, emer. k. k. Realschul-Direktor, Landtagsabg. *), JUDr. Karl Czhyharz k. k. Univ.-Professor, JUDr. Ed. Ritter von Daubel Reichsrathsabgeordneter, Andr. Diehl Kaufmann, J. U. C. Josef Dinter, Ad. Dittrich Kaufmann, k. k. Postfester- rant, S. Dominikus Buch- und Kunsthändler, Max Edler von Dormitzer Fabrikbesitzer, Landtagsabg. *), Gustav Duhm Kaufmann, Anton Eberl Buchbindermeister, Franz Eber- mann Zahnarzt, P. Franz Effenberger em. k. k. Schulrath, Friedr. Ehrlich Buch- und Kunsthandlung, Thom. Eibenstein Privatier, Edmund Eichler Kaufmann, Bernhard Eichmann Maschinenfabrikant, Louis Eisenberg Handelsakademiker, JUDr. Moriz Erben Landes-Advokat, Josef Ermer gräflich Waldstein'scher Kassadirektor, J. U. & Phil. Dr. Karl Es- mach k. k. Universität-Professor, Karl Färber evang. Pfarrer, Med. Dr. Jakob Fischel Direktor der Landesirrenanstalt, Erasmus Fischer Wundarzt, Chir. Dr. Thaddäus Fleischer, Otto Forchheimer Kaufmann, Robert Forchheimer Kaufmann, Dr. Wendelin Förster k. k. Univ.-Professor, JUDr. Em. Ritter v. Forster k. k. Notar, Landtagsabgeordneter, JUDr. Max W. Frank Landes-Advokat, Jakob Frey Institut-Inhaber und Direktor, Anton Fried- Domkapitular, Jur. Stud. Friedrich Fritsch, Julius Fritsche Direktor des Affekuranz-Vereins österr. Zuckerfabrikanten, Inf. S. Goldschmidt Fabrikant, JUDr. Anton Görner Landes- Advokat, Landtags-Abg., Moriz Gröbe Kaufmann, Karl Grohmann k. k. Hof-Juwelier, Phil. Dr. Jos. Virgil Grohmann k. k. Statthalterei-Rath, Ignaz Ritter von Grünner k. k. Statthalterei-Vice-Präsident ac. ac., Julius Gundling Schriftsteller, Guido Haase Edler von Wranau Kaufmann, Georg Haberhorn Handschuhfabrikant, Friedrich Haerpfer Buch- und Kunsthändler, Med. Dr. Josef Halla k. k. Univ.-Professor, JUDr. Josef Haller k. k. Ober-Landesgerichts-Rath, Stud. phil. Adolf Hammer Schlag, JUDr. Aug. Hande Landes-Advokat, Alex. Hanke Kaufmann, Rudolf Harrer Zuderbäder, Anton Hartmann k. k. Ober-Ingenieur, Med. Dr. Jos. Hasner Ritter von Artha k. k. Regierungs-Rath, Univ.- Professor, F. J. Heine Fabrikbesitzer, Josef Heinrich Inhaber und Direktor eines Kinder- gartens, einer deutschen Knaben- u. Mädchen-Hauptschule, Reichsrathsabg., R. Sellmann Kaufm., Chem. Dr. Richard Ritter von Selly Apotheker, JUDr. Viktor von Serget Landes-Advokat,

JUDr. Gustav Pergold Sekretär der allg. böhm. Bank, Phil. Cand. Benzel Siele, Anton Hüpperl Historienmaler, Const. Hoffmann k. k. Polizei-Ober-Kommissär zc., Phil. Dr. Josef Holzamer Lector publicus an der k. k. Universität, Geschäftsleiter des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, Josef Horn k. Landes-Buchhaltungs-Rechnungs-Rath, Leonhard Pradil k. Landes-Schulinspektor, Fr. L. Hübner k. Landes-Schulinspektor, Jos. A. Hübner Kaufmann, Med. Dr. Karl Hugo Suppert, k. k. Univ.-Professor, JUDr. Anton Zahl Advokatur-Conzipient, Med. Dr. Anton Falsch Ritter von Wartenhorst k. k. Regierungs-Rath, Universitäts-Professor, Primärarzt, Landtagsabgeordneter, Anton Zandauer k. Domkapitular, Landes-Schulrath *), Ernst Janovský Kaufmann, JUDr. Friedr. Janovský Sekretär der böhm. Nordbahn, Josef Jaumann k. k. Kriegskommissär, Friedr. Jitschinsky Kaufmann, Chem. Dr. Jos. Zeiteles Apotheker und Fabriksbesitzer, JUDr. Vincenz John gräflich-Rinsky'scher Central-Direktor, Phil. Dr. C. J. Rämpf k. k. Universitäts-Professor, JUDr. Ludwig Kahn Landes-Advokat, Aug. Kamm Kaufmann, JUDr. Sigmund Kauders Advokatur-Concipient, Med. Dr. Josef Kaulich k. k. Universitäts-Professor, Ottomar Reindl General-Agent der Leipziger Feuer-versich.-Anstalt, Sigm. Kersch Sekretär des deutsch. k. Landes-theaters, Friedrich Kiedl k. k. Regierungs-Rath, o. ö. Professor am deutschen Polytechnikum, JUDr. Johann Kiemann Advokatur-Conzipient, Josef Kießlich Cafetier, Franz Kießwetter Kaufmann, August Graf Kinsky k. k. Kämmerer, Rittmeister zc. *), August Graf Kinsky jun. zc. *), Albert Kirschhoff Kaufmann, Hermann Killinger Fabrikant, Hermann Kisch Kaufmann, Alfred Klar Journalist, JUDr. Franz Klaus Advokatur-Conzipient, Med. Dr. Ludwig Kleinwächter k. k. Universitäts-Professor, Alois Klmit Kaufmann, Friedrich Klingmüller Fabrikant, Franz Klutschak Redakteur der „Bohemia“, Jos. Knoll Privatier, Med. Dr. Phil. Knoll emer. klinischer Assistent, Privatdozent an der medic. Facultät, Franz Koberecz k. k. Landes-Gerichts-Rath, Phil. Dr. W. Kögler Schulrath und Direktor der k. k. deutschen Ober-Realschule, Kath. Kohn Direktor der Unionbank, Heinrich Ritter von Kopeck k. k. Statthalterei-Rath, Siegmund Kornfeld Oberbeamter der Creditanstalt, Med. Dr. Vinz. Kostecký k. k. Univ.-Professor, JUDr. Horaz Krasnopolský k. k. Universitäts-Professor. JUDr. Hugo Ritter v. Kremer-Auenrode k. k. Univ.-Prof., Jos. Kress Generaldirektor der Buschbrader Eisenbahn-Gesellschaft, Wilh. Kretschmer Betriebs-Direktor der Buschbrader Eisenbahn-Gesellschaft, Joh. Krumholz Fabrikant, Ad. Küffer von Amannville Domkapitular *), Franz Kühnel Kaufmann, David Kuh Buchdruckereibesitzer, Eigenthümer des „Lagesboten“, Med. Dr. Raphael Kuh em. 1. Secundärarzt des k. k. allgem. Krankenhauses, Eman. Lachmann Privatier, Joh. Laitl k. k. Ober-Landesgerichts-Rath, Dr. Hans Lambert k. k. Gymn.-Professor, Adalbert Ritter von Lanna Großindustrieller zc., Josef Langhans Hauptschullehrer, Hermann Graf Lanjus-Wellenburg zc., JUDr. Ropelmann Lasch Landes-Advokat, Phil. Dr. Gust. C. Laube k. k. Univ.-Professor, Friedrich Lauscher k. k. Ober-Landesgerichts-Rath, Johann Lechleitner Gutsbesitzer, Em. Lederer Kaufmann, Ignaz Lederer Privatier, Joh. Lehner Kaufmann, JUDr. Moriz Liechtenster Landes-Advokat, Koppelmann Lieben Privatbeamter, Franz L. Liebisch Stein-druckereibesitzer, Joh. Lieblein Prof. am deutsch. k. k. Polytechnikum, Ph. Cand. Karl Linke, Phil. Dr. Gustav Linker k. k. Univ.-Professor, JUDr. Karl Löffler Advokatur-Conzipient, Georg Löw General-Direktor der böhm. Nordbahn, Landtagsabg., Moriz M. Löwi Fabrikant, Dr. Ignaz Machek k. Landes-Schulinspektor, Joh. Marešch Prälat, k. k. Landes-Schulinspektor, Fr. B. A. Marschner k. k. Professor, Dr. Ernst Martin k. k. Univ.-Prof., Rudolf Maschla Kaufmann, JUDr. Fr. A. Mauer mann, Siegmund Mauthner Fabrikant, Eman. Max Ritter von Wachsen Bildhauer, Frau Thella Mayer Kaufmanns-Witwe, die Herren: Med. Dr. Siegmund Mayer k. k. Univ.-Professor, Dr. Gust. Meyer k. k. Gymn.-Professor, Heinr. Merck Buchdruckereibesitzer, JUDr. Eduard Michlsetter Großhändler, Anton Mik Baumeister und Ober-Zuspektor der k. k. priv. Verfscher. Gesellschaft „Deferr. Pöbnitz“, Andreas Mühr k. k. Professor, Jos. Gotth. Müller Cassier, Fr. Jos. Müller Maschinenfabrikant, Josef Müller gräflich-Schuborn'scher Resident, Karl Nefsenyi Wirtschaftsrath, Johann Nejšch Lehrer, Siegmund Neustädtl Kaufmann, Gustav Noback Brauerei-Ingenieur, Braumeister und Maschinenfabrikant, JUDr. Heinr. Osborne Landes-Advokat, Edmund Osunbor Wirtschaftsrath, Dr. Matth. Pangerl k. k. Universitäts-Professor, Jos. Karl Freiherr von Pechel k. k. Notar, Landes-Ausschuß-Beisitzer, Landtagsabgeordneter, Karl Pechol k. k. Gymn.-Professor, Georg Johann Pelzel Hauptassistent, Robert Peshla gräflich-Rostitz'scher Rechnungsführer, Jos. C. Petrovsky Kaufmann, Phil. Dr. Maurus Pfannerer k. k. Landes-Schulinspektor, Landtagsabg., Dr. Pfeiffer General-Inspektor der Buschbrader Eisenbahn-Gesellschaft, Med. Dr. Philipp Pichl k. k. Univ.-Professor, Med. Dr. W. Pießling k. k. Krankenhaus-Direktor, Ferdinand Pilz Kaufmann, Robert Pommerrenig Photograph, Med. Dr. Alois Preis, Fridolin Priebisch Buchhalter, JUDr. Otto Pribram Landes-Advokat, Rudolf Prorok k. k. Polizei-Direktions-Kanzlist, JUDr. Moriz Raubnitz Landes-Advokat, Landtagsabg., Karl Reicheneder

Buch- und Kunsthändler, Wenzel Keinekt 1. Verkehrs-Chef-Stellvertreter der nördl. Staats-
eisenbahn, Victor Kiedl Edler von Riedenstein Kaufmann, JUDr. August Kihl Landes-
Advokat, JUDr. Jaroslav Ritter von Kille 1. 1. Notar, Med. Dr. Gottfried Ritter von
Rittershain 1. 1. Universitäts-Professor, Primärarzt der 1. böhmischen Landes-Kindelanstalt,
JUDr. Rath. Robitschel Landes-Advokat, Ludwig Kost 1. 1. Hof-Buchbinder, Heinrich
Ködl Kaufmann, Gustav Kull 1. 1. Staatsbuchhaltungs-Rechnungs-Rath, JUDr. Friedrich
Kull 1. 1. Univ.-Professor, Max Kus Großhändler, M. S. Kus Großhändler, Dr. Alois
Kzajch 1. 1. Gynn.-Professor, Richard v. Salemsfeld Privatier, Philipp Salus Sekretär
der Pesther Affekuranz, Georg Sartorius Affekuranz-Beamter, Karl Marq. Sauer Professor
an der Handels-Akademie, JUDr. Edmund Schebel kais. Rath, Sekretär der Handels- und
Gewerbestammer, Robert Schelzel Eisensabrikant, JUDr. Johann Schier 1. 1. Univ.-Prof.,
Gustav Schiz Kaufmann, Dr. Ludwig Schlesinger Direktor der deutschen höheren Töchter-
schule, Landtagsabg., JUDr. Franz Schmechel Landes-Advokat, Landesauschuß-Beisitzer und
Landtagsabg., Viktor Schmiedl Kaufmann, Heinrich Schmidt Lehrer, JUDr. Franz E.
Schneider 1. 1. Ober-Bezirgath, Univ.-Professor, Phil. Dr. Anton Scholz Professor an der
Handels-Akademie, Franz Scholze Kaufmann, JUDr. F. L. Schreiter Landes-Advokat,
Friedrich Schubert 1. 1. Gynn.-Professor, Adolf Schwab Kaufmann, Reichsrathsabg., Dr.
Rob. Schwarz Chemiker, Florian Seidel Instituts-Inhaber und Direktor, Josef Sellner
1. 1. Professor, F. J. Settmacher Kaufmann, JUDr. Bern. Sewald Landes-Advokat, Jos.
Slansky Schullehrer, Cälest. Sobitschka Kaufmann, Josef Richard Sobitschka Comp-
toirist, Josef Sobotta Kaufmann, Landtagsabg., Julius Ritter von Sonnenstein 1. 1.
Oberlieutenant, Franz Sperl Direktor der altstädt. deutschen Haupt- und Bürgerhsule, Franz
Spillmann p. 1. 1. Hauptzollamts-Ober-Offizial, Rudolf Stabenow Fabrikant, Dr. A.
Stein Prediger, Phil. Dr. Friedrich Stein 1. 1. Univ.-Professor, Julius Steinberg Jour-
nalist, Hermann Steiner Buch- und Kunsthändler, Ant. Ritter von Stowasser Kaufmann,
Josef Stüdl Bergwerksbesitzer u. Holzhändler, Joh. Stüdl Kaufmann, Vincenz Suchomel
1. 1. Professor, Fr. Ritter v. Vaschel Land.-Adv., Ge. Durchl. Prinz Alex. Taxis 2c.,
Med. Dr. Ludwig Tedesco Landesauschuß-Beisitzer, Landtagsabg., Friedrich Tempisky Ver-
lagsbuchhändler, Bern. Teweles Hausbesitzer, Phil. Teweles Kultusgemeinde-Sekretär,
Franz Theumer 1. 1. Ober-Landesgerichts-Rath, Ernst Theumer Domainen-Besitzer, Land-
tagsabg. *), Eduard Thorsch Kaufmann, Philipp Thorsch Kaufmann, P. Anton Tippmann
pens. Beispriester, Joh. Tippmann Kaufmann, Phil. Cand. Wendelin Toischer, Oswald
Freiherr von Trauttenberg 1. 1. Landesgerichts-Adjunkt, Em. Freiherr von Trauttenberg
1. 1. Kämmerer, Statthalterei-Sekretär, Josef Turba Architekt, Civil-Ingenieur und Bau-Di-
rektor, JUDr. Josef Ulbrich 1. 1. Adjunkt bei der Finanz-Prokuratur und Docent an der 1. 1.
Universität, Anton Ulbrich 1. 1. Gynn.-Professor, JUDr. Vincenz Unterweger Landes-
Advokat, Adolf Vogl Kaufmann, JUDr. Johann Vollekt Landes-Advokat, Landesauschuß-
Beisitzer und Landtagsabgeordneter, Johann Wagner Kaufmann, JUDr. Anton Walbert
Landes-Advokat, Landesauschuß-Beisitzer, Reichsrathsabgeordneter, Dr. Josef Walter 1. 1.
Gynn.-Professor, Ad. Weidlich Historienmaler, 1. 1. Professor an der deutschen Ober-Real-
schule, Louis Weiss Kaufmann, Witt. Weithner Historienmaler, Robert Wenzel Kaufmann,
Karl Edler von Wersin kais. Rath, Professor und emer. Rector, JUDr. Albert Werunski
Landes-Advokat, Phil. Dr. Emil Werunsky, Phil. Dr. Alex. Wierzchowsky 1. 1. Direktor
der deutschen Lehrerbildungsanstalt 2c., JUDr. Ign. Wien Landes-Advokat, JUDr. Friedr. Ritter
von Wiener Landes-Advokat, Präsident der Advokatenkammer, Mitglied des LandesSchulrathes,
Landtagsabgeordneter, Jos. Wiltshlo Redakteur der „Deutschen Volkszeitung“, Wilhelm Win-
terstein Fabrikant, Theodor Wöllner Privatier, Leopold Wolf Kaufmann, Dr. Alfred
Woltmann 1. 1. Univ.-Professor, Veit Wolrab Goldschläger, P. Gustav Woperschalel
Direktor des Waisenhauses zu St. Johann d. Äuser, Th. Dr. Ad. Würfel Dom-Probst,
Landtagsabg. 2c., JUDr. Ed. J. Zahn Land.-Advokat, Med. Dr. Eman. Zausal 1. 1. Regiments-
Arzt und 1. 1. Universitäts-Professor, JUDr. Konrad Ritter von Zdelauer, Dr. P. E. Zink
1. 1. Regierungs-Rath, Provinzial des Piaristen-Ordens, JUC. Wenzel Zörner Adv.-Conzip.

Proschwitz (f. Reichenberg).

Przichowitz (f. Lannwald).

Radnitz.

Herr Johann Grimm Dampfbrettsäge- und Fabrikbesitzer.

Radonitz.

Herr Friedrich Bernau Zuckersabriks-Buchhalter.

Nakonitz.

Herr JUDr. Karl Wolf Land.-Advokat.

Naspenau (f. Friedland).

Naudnitz.

Herr Anton Zeidler fürstlich Lobkowitz'scher Kassner.

Nauschengerund (f. Brütz).

Nauschengerund.

Herr Johann Const. Rieken Fabriktenbesitzer.

Reichenau mit Laban.

Herr August Fupe Glashändler in Labau; die Herren: Anton Wenkert Kaufmann, Anton Wenzel Maler in Reichenau.

Reichenberg

mit Dörfel, Habendorf, Maffersdorf, Proschwitz und Röchlitz.

Herr Ferdinand Fischer Chemiker in Dörfel; Herr Josef Herlich Oberlehrer in Habendorf; die Herren: Jos. Fischer Oberlehrer, Ignaz Ginzley Fabrikant, Aug. John Lehrer, Verehrl. Lese- und Unterstützungs-Verein, Herr Robert Schäfer Beamter in Maffersdorf; die Herren: A. A. Appelt Oberlehrer, Konrad Jäger Steinbrudereibesitzer in Proschwitz; die Herren: Franz Altmann Töpfermeister, Gust. Altmann Färber, Verehrl. Altstädter Volksschul-Bibliothek, die Herren: A. Auerbach Kaufmann, F. Josef Bergmann Ratschei, Anton Demuth Fabrikant, Anton Josef Demuth Fabrikant, Ludwig Ehrlich Ritter von Treuenstätt Hausbesitzer, Vice-Bürgermeister, Landtagsabgeordneter, Karl Finkle Seisenfeder, Theod. Frank Eisenhändler, Joh. Gerlach Kaufmann, Verehrl. Geselligkeits-Clubb, die Herren: Med. Dr. Ignaz Grasse k. k. Bez.-Arzt, Phil. Dr. Herm. Hallwich Sekretär der Handels- und Gewerbekammer, Reichrathsabgeordn., Med. Dr. Alois Hanisch, Verehrl. Harmonie-Gesellschaft, die Herren: Eduard Hartmann k. k. Landesger.-Rath, Wilh. Herich k. k. Gerichts-Adjunkt, Dr. J. G. Herrmann Redakteur, Gust. Herrmann Kaufmann, A. L. Sidmann Professor, k. k. Bezirksschulinspektor, Josef Siebel Kaufmann, Ludwig Slawewy Apotheker, Adolf Slawatsch, Vorsteher d. israel. Privatlehrinstituts, P. Ant. Hoffmann Hauptschul-Direktor, Schulinspektor, Ant. Karl Horn Kaufmann, A. Hübner Handelskammerbeamter, Ant. Jahnel Magistrats-Referent, Landtagsabgeordneter, Franz Jannasch Buchhändler, Verehrl. Industrieller Bildungsverein, Kaufmännischer Verein, die Herren: JUC. Karl Kalas, Franz Knesch Oberlehrer, Franz Kloss Lehrer, JUDr. Alex. Kossial k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunkt, Med. Dr. Friedr. Lahn, Verehrl. Lehrer-Verein, die Herren: Friedrich Legler Lehrer, Franz Ritter von Liebieg jun. Fabrikant, Heinr. Liebieg Fabrikant, Friedr. Gust. Maschel k. k. Gynn.-Professor, JUDr. Ant. Mayer, Rudolf Müller Historienmaler, Professor, S. S. Neumann Kaufmann, Med. Dr. Martinus Desterreicher, P. Bonifac. Pappenberger k. k. Gynn.-Professor, Anton Pfeifer Rentverwalter im Stefanspitale, Anton Petal k. k. Notar, Karl Pettersch Kanzlist, P. Wenzel Peuler Kaplan, Franz Plische Spartassa-Aktivist, Jul. Pohl Lehrer, JUDr. D. W. Polaczek Landes-Advokat, Med. Dr. Eduard Porsche, Med. Dr. Ferdinand Prosch, Wilh. Richter Exc. Graf Clam-Gallas'scher Herrschaftsverwalter, Adolf Salomon Fabrikant, Karl Salomon Fabrikant, Gust. Schirmer Kaufmann, Bürgermeister, Eduard Schmiedt Fabrikant, Phil. Schmiedt Fabrikant, Josef Schöpfer Spartassakassier, JUDr. Karl Schücker k. k. Notar, Adolf Schütze Fabrikant, JUDr. Ign. Sieber Landes-Advokat, Fr. Siegmund Fabrikant, Landtagsabg., Wilhelm Siegmund Fabrikant, Wilh. Friedt. Siegmund Assessor, Rudolf Stecker Oberrealschul-Proffessor, Franz Trentler k. k. Landesgerichts Rath, Friedr. Trentler Fleischer, Franz Uhl k. k. Notar, Karl Willelt Fabrikant, Phil. Dr. Theod. Wigel k. k. Gynn.-Professor, Daniel Werner Professor an der höheren Handelslehranstalt, Jos. Würfel Tuchappreteur in Reichenberg; Herr Franz Müller Oberlehrer in Röchlitz.

Ribnian (f. Saaz).

Ringelsheim (f. Friedland).

Röchlitz (f. Reichenberg).

Nochlik.

Die Herren: Josef Kerpál k. k. Finanzwache-Commissär, Wilhelm Wohl Bürger Schul-Direktor.

Nochlowa.

Herr Wilhelm L a c h e, gräfll. Rinsky'scher Oberförster.

Nokigan.

Die Herren: Johann Fitz Betriebs-Direktor der Niretschauer Kohlengewerkschaft, Gustav Ringl Hüttendirektor.

Nofawitz (f. Bodenbach).

Nothenhaus (f. Komotau).

Numburg.

Berechl. Arbeiter-Fortbildungs-Verein, die Herren: Adalbert Eysfert Fabrikant, Obmann der Bezirksvertretung, Johann Förster Fabrikbesitzer, Wilhelm Höfl Lehrer, Berechl. Humboldtverein, die Herren: Josef Lent Bürger Schul-Direktor, JUDr. Robert Liebisch Advokat-Conzipient, Theodor Richter Kaufmann, Theodor Sallmann Brauher u. Bürgermeister, P. Siard Sorgenfrei Kapuzinerordens-Priester und Quardian, P. Josef Stössel Pfarrer, Friedrich Liech Particulier, Friedrich Urban von Urbanstadt k. k. Bez.-Ger.-Adjunkt, JUDr. Wilh. Woratschka Landes-Advokat, Landtagsabgeordneter.

Saaz

mit Liebotschan und Ribnian.

Die Herren: Josef Schaller Dekonomiebesitzer, Franz Schierreich Gutsverwalter, Karl Wondra Lehrer in Liebotschan; Herr Benzel Burgskaller Gutsbesitzer in Ribnian; die Herren: Josef Anderle Kaufmann, Johann Fischbach Hopfenhändler, Josef Girschick Hauptschullehrer und k. k. Bezirksschulinspektor, Josef Hammer Hopfenhändler, Josef Hannauer Hauptschullehrer, JUDr. Theodor Haszmann Bürgermeister, Landtagsabg., Johann Heiser Lehrer, Johann Jirka Volksschullehrer, Rudolf Kerl k. k. Bezirks-Richter, Siegm. Lederer Hopfenhändler, Josef Nilsch Direktor der Knaben- und Mädchen-Bürger Schule, Simon Paulus Hopfenhändler, Josef Sabathil Lehrer, Josef Schössel Dekonom, Ferd. Ledert Bürger, Med. Dr. Moriz Telatko prakt. Arzt, Ant. Tschiesch Hauptschullehrer, Dr. J. R. Wenzel k. k. Gymn.-Professor, Albert Weßler Hopfenhändler, Franz Z. Würdinger Hopfenhändler.

Salmthal.

Herr Adolf Willfert großherzogl. Förster.

Salzburg.

Die Herren: Franz Charwat k. k. Oberrealschul-Professor und Bezirks-Schulinspektor, Georg Schmid k. k. Scriptor an der Studienbibliothek, Karl Werner k. k. Landes-Schulinspektor.

Schaglar (f. Trautenau).

Schelten (f. Steinschönan).

Schlackenwerth.

Herr Wilhelm Freiwald Gymn.-Professor.

Schlaggenwald.

Die Herren Johann Anton Böhm Bürger Schullehrer, Friedrich Höfl Fabrikbesitzer, Gustav Kaylwert Kaufmann, Anton Niedl Bürger Schuldirektor, Josef Rathgeber Kaufmann, Berechl. Stadtgemein de Schlaggenwald; Herr Alfred Schranka Apotheker.

Schlan.

Herr Theodor von Volzano Ingenieur.

Schluckenau.

Herr F. S. Sackl Bürger Schuldirektor, k. k. Bezirks-Schulinspektor.

Schnebowitz.

Herr August Müller Gutsbesitzer, Reichsrathsabgeordneter.

Schnau (i. Teplitz).

Schönbach.

Herr Josef Sibenhuener Realitätenbesitzer.

Schönberg (in Mähren).

Herr Oswald Kühler Fabrikdirektor.

Schönborn (i. Sect. Georgenthal.)

Schönlinde.

Herr Karl Dittrich Fabrikbesitzer, Verehrl. Fortbildungs-Verein, die Herren: Anton Friedrich jun. Fabrikant, Reichsrathsabgeordneter, Karl Dampel Fabrikant, Karl Sielle Fabrikant, Ed. Michel Direktor der Sparkassa, Ant. Palme Maurermeister, Josef Schlegel Schuldirektor, D. S. Schmidt Spebiteur und Hotelbesitzer, Wenzel Seifert Stadtrath und Hausbesitzer, Ferd. Worratschek Buchhalter.

Schönpriesen.

Herr JUDr. Vict. Wilh. Ruß Großgrundbesitzer, Reichsrathsabgeordneter.

Schumburg (i. Lannwald).

Schwarzenberg (Baiern).

Herr Anton Brath fürstl. Schwarzenberg'scher Archiv-Assessor.

Schwarz.

Herr Franz Weher Buchhalter.

Seefitz.

Herr P. Franz Hoppe Pfarrer.

Seefstabl.

Herr Ludwig Wuffin Domainen-Verwalter.

Setteng (i. Teplitz).

Smichow.

Die Herren: Moritz Benešch k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt, Johann Vermüller Fabrikant, Phil. Dr. Ludwig Chevalier Direktor des Staatsrealgymnasiums, Karl Egon Ritter von Ebert fürstl. Fürstenberg'scher Hofrath, Wenzel Klouzel k. k. Gymn.-Professor, S. Neßler k. k. Gymn.-Professor, Rudolf Edler von Fortheim Fabrikant, Alexander Richter Fabrikbesitzer, Rudolf Richter k. k. Hauptpostamts-Controllor, Friedrich Kostofschny k. k. Notar, Heinrich Rötter k. k. Gymn.-Professor, Dr. Theodor Tupek k. k. Gymn.-Professor.

Smiritz.

Herr JUDr. Josef Pelzer Landes-Advokat.

Sofienhütte.

Herr J. R. Ziegler Glasfabrikant.

Srbec.

Herr Richard Ebenhöch fürstl. Schwarzenberg'scher Wirtschaft's-Verwalter.

Staab.

Herr Med. Dr. Samuel Lederer, Verehrl. Stadtgemeinde.

Steinschnau

mit Pärchen und Schelten.

Die Herren: Mag. d. Chir. Karl Lorenz Bürgermeister, Wenzel Stingel Oberleh-

rer in Pärthen; Herr F. Th. Nihl Fabriks-Direktor in Schelten; die Herren: Josef Ahne Glasmaler und Raffineur, Franz Amse der Apotheker, Em. Conrath sen. Glasfabrikant, Em. Conrath jun. Glasfabrikant, Josef Conrath Glasfabrikant, Josef Ernst Schuldirektor, Franz Fischer Lehrer, E. Grohmann Buchhalter, Friedrich Günthner Fabrikant, August Hesse Glasfabrikant, Franz Horn Glasmaler, Gustav Horig Lehrer, Franz Ritter Glasfabrikant, E. Gustav Knechtel Glasfabrikant, Franz Krause Glasfabrikant, Ignaz Kransse Glasfabrikant, Josef Köhner Vorstand des Militär-Veteranen Vereines, Franz Maschke Buchhalter, Franz Merxen Lehrer, Ignaz Müller Maler, Josef Müller Glasraffineur, Eduard Palme Buchhalter, Elias Palme Lusterfabrikant, Emanuel Palme Maler, Franz Palme-König Glasfabrikant, Josef Palme-König Glasfabrikant, Wilh. Stehzig Fabrikant, Ignaz Ullmann Glasfabrikant, L. M. Vogel Buchhalter, Franz Ign. Weidlich Glasfabrikant, Wilhelm Zahm Glasfabrikant in Steinschnau.

Strakonitz.

Herr Josef W. Färth Fabriksbesitzer.

Staben (s. Meln).

Swarow (s. Tannwald).

Tachau mit Altzedlisch.

Herr M. E. Heidler Edler v. Heilborn Gutsbesitzer in Altzedlisch; die Herren: Karl Josef Ebert jub. Domainen-Direktor, Heinrich Swoboda l. l. Postmeister und Apotheker, Bürgermeister in Tachau.

Tannwald

mit Benatet, Dessen Dorf, Georgenthal, Polaun, Prieschowitz, Schumburg, Swarow, Tetschen u. Wurzelisdorf.

Herr Adolf Heller Meierhofspächter in Benatet; Herr Johann Schnabel Kaufmann und Fabrikant in Dessen Dorf; Herr Anton Wöfler Fabrikant in Georgenthal; Hr. Aug. Löbl Buchhalter in Polaun; Hr. Wenzel Neumann Fabrikant, Reichsrathsabgeordneter in Prieschowitz; Herr August Panitschl a. Fabrikatsbesitzer in Schumburg; Herr Ferd. Hauffmann Fabrikatsbeamter in Swarow; die Herren: Heinrich Böhm Agent, Eduard Götz Kaufmann, Verehrl. Geselliger Kaufmännischer Verein, die Herren: A. E. Krayer l. l. Postmeister, Kaufmann, Med. Dr. Eman. Pochmann, Siegm. Richter Bez.-Vertr.-Secretär, Robert Schilbach l. l. Notar, Peter Schwertner Oberlehrer, Bez.-Schulrath, Wilhelm Suida Fabrikats-Direktor und Obmann der Bezirksvertretung in Tannwald; Herr Franz Raehle gräflich Thun'scher Schlossmühlenverwalter in Tetschen; Herr Josef Fiechtel Fabrikatsdirektor in Wurzelisdorf.

Tepl.

Herr Dr. Josef Zintl Apotheker, Bezirksobmann, Landtagsabgeordneter.

Tepliz

mit Schönau und Settenz.

Die Herren: Anton Hader Curhausbesitzer, Gemeindevorschuss-Mitglied, Franz Kerl Baumeister, Gemeinderath, Julius Sandig Gemeinde-Secretär, Josef Simon Wirtschafts- und Curhausbesitzer, Gemeindevorschuss-Mitglied, Anton Waage Lehrer und Leiter der Volksschule in Schönau; die Herren: Josef Kraus Wirtschaftsbefitzer, Anton Schutte Wirtschaftsbefitzer in Settenz; die Herren: Albin Behr Schichtmeister, A. M. Birnbäum Fabrikatsbesitzer, Friedrich von Callenberg Güter-Inspektor, Sr. Durchl. Fürst Edmund Clary u. Aldringen Landtagsabgeord. 2. *), die Herren: Reginald Czermak Kaufmann, Med. Dr. Ant. Eberle Baderarzt, Stadtverordneter, Adolf Eschner Forstingenieur, Med. Dr. Gustav Adolf Eichler, Verehrl. Tepliz-Schönauer Fortbildungsverein, die Herren: George M. Frankau Fabrikatsbuchhalter, Ludwig Glogau Fabrikant, Stadtverordneter, Eman. Günther Kaufmann, Stadtverordneter, R. Haberdyk l. l. Landes-Gerichts-Rath, Paul Heidler Sparcassa-Kontrollor, Nikol. Joh. Herour Kaufmann, Stadtverordneter, JUC. Aug. Rob. Hietel Magistrats-Adjunkt, Heinrich Hofmann Apotheker, Anton Horschewitsch Sparcassa-Verwalter, Franz Kottal Gymnasial-Professor, Med. Dr. Daniel Kraus l. l. Regimentsarzt, Karl Kühnel sächsischer Rentbeamter, Josef Kunert sächsischer Baderverwalter, Gustav Langhans Musikinstituts-Direktor, Franz Laube Modelleur Leiter der Modelleur- und Fachzeichenschule, Friedrich Lederer sächsischer Baderverwalter, Ludwig Lederer Selsfabrikant, Josef Lust fürstl. Clary'scher Controlor, Peter Müller Thierarzt,

Ignaz Pechla Civil-Ingenieur, Beer Peruz und Söhne, Banquiers, Adolf Peruz Banquier, Kohlenwerksbesitzer, Leopold Petters Kaufmann, Richard Pollat Wagen-Controllor der k. k. priv. Auffig-Teplitzer Eisenbahn, Alfred Purgold Marktweider, Anselm L. Nibel Reallehrer, Adolf Schneider Gutsbesitzer, Hermann Schulte Uhrmacher, Adolf Schwarz Dampf- und Mühlenbesitzer, Adolf Siegmund Architekt, Civil-Ingenieur, Karl Stöhr Bezirksobmann, Stadtrath, Landtagsabg., JUDr. Franz Stradal Landes-Advokat, Stadtrath, JUDr. Franz Karl Stradal Advokatur-Conzipient, Hermann Tappetzer Ingenieur der k. k. p. Auffig-Teplitzer Eisenbahn, August Trotha sen. Gasthofbesitzer, Stadtverordneter, Karl Uher Bürgermeister, Josef Wedebrod Bürger- und Schullehrer in Teplitz.

Tešník.

Die Herren: Franz Heber Oekonom, Anton Kofbäch Oekonom.

Tešchen mit Arnsdorf und Theresienau.

Herr P. Wenzel Richter Pfarrer in Arnsdorf; die Herren: Anton Ertel Ober-Ingenieur und Betriebsleiter der böhm. Nordbahn, Josef Fleischer Apotheker, JUDr. Julius Garreis Advokatur-Conzipient, Josef Gaudel Hauptschullehrer, JUDr. Franz Klier Landes-Advokat, Reichsrathsabgeordneter, Philipp Knorr k. k. Bezirks-Commissär, Friedrich Kreyhler Kaufmann, Ant. Kunert Schiffsherr, Karl Leitenberger Bürgermeister u. Kaufmann, Raimund Mai Thierarzt, Robert Manzer Bürgerschul-Direktor, Josef Max k. k. Notar, Wilh. Münzberg Handelsagent, Adolf Ritter von Obentraut k. k. Bezirks-Hauptmann, F. A. Peisig Kaufmann, Anton Radon Sparkassa-Kassier, Karl Raebiger Kaufmann, JUDr. Ludwig Renger Landes-Advokat, k. k. Notar, Josef Schmöge Ingenieur und Stations-Chef, Ignaz Siebiger Sparkassa-Buchhalter, Med. Dr. Joh. Spielmann, Med. Dr. Josef Steinhäuser k. k. Gerichtsarzt, F. W. Stopp Buchdruckereibesitzer, Guido Ullmann Fabrik-Direktor, Heinrich Wenzel Kaufmann, Josef Zisler und k. k. Bezirks-Richter in Tešchen; die Herren: Joh. Münzberg Spinnereibesitzer, Karl Sezer Kassier in Theresienau.

Tešchen (s. Lannwald).

Tharandt (Sachsen).

Herr Dr. Friedr. Judeich k. sächs. Oberforstrath, Direktor der Akademie.

Theresienau (s. Tešchen).

Therung.

Die Herren: Med. Dr. Arnim Abeles, Christoph Drapp Gemeinde-Sekretär.

Uct. Thoma.

Herr Josef Koblner Oberförster.

Trautenau

mit Altenbuch, Altstadt, Großaupa, Jungbuch, Marschendorf, Schatzlar, Trübenwasser und Wedelsdorf.

Die Herren: Lazar Glücklich Bräuer, Julius Lichtenstein Fabrikant, P. Ambros Schmid Personal-Dechant und Pfarrer, P. Rud. Schmidt Kaplan in Altenbuch; die Herren: Wenzel Jilner Oekonom, Heinrich Leeder Lehrer in Altstadt; Herr Ignaz Dix Mühlenbesitzer in Großaupa; Herr Joh. Ruz Fabrik-Direktor in Jungbuch; Herr Josef Müller Mühlenbesitzer in Marschendorf; die Herren: R. Em. Baudisch Bergbeamter, Med. & Chir. Dr. Anton Fleck Stadt-Arzt, Wenzel Kunze Oberlehrer in Schatzlar; die Herren: Vinc. Czerny Apotheker, Med. Dr. Josef Ettelt Fabrikarzt, Ign. Ettrich Fabrikbesitzer, Joh. Ettrich Fabrikbesitzer, Max Eulenburger Kaufmann, Johans Faktis Erben Fabrikanten, Vincenz Frenzel Gastwirth, Julius Geppert Restaurant, Franz Großmann Agent, M. Gruber k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt, Franz Heisinger Direktor der Lehrerbildungsanstalt, Benedit Jusz Professor, Franz Kluge Fabrikbesitzer, JUDr. Friedrich Kubella Landes-Advokat, Robert Loquenz Bürger, Franz Mimmler, Reallehrer, Verehrl. Ober-Real- schule, die Herren: Med. & Chir. Dr. Bernh. Adolf Pauer Fabrik- und Gerichtsarzt, Leopold Pelzel Direktor der Escompte-Bank-Filiale, M. Samueli Kaufmann, Franz Schneider Hauptschullehrer, k. k. Bezirks-Schulinspektor, Med. Dr. Wenzel Sturm, Wenzel Sweboda k. k. Notar, Trautenau (Verehrl. Stadtgemeinde *), Verehrl. Volksschule, Herr Richard Wunsch Kaufmann in Trautenau; Herr F. Sönig Fabrikant in Trübenwasser; die Herren: Ebenhöch, Franz Suida Fabrikant in Wedelsdorf.

Urbniß (Preuß. Schlesien).

Herr Georg von Ubernitz k. preuß. Major a. D. zc.

Triest.

Herr Dr. Ernst Gnab l. l. Landes-Schulinspektor.

Troppau.

Die Herren: JUDr. Moritz Kossy Landes-Advokat, Karl Kossbach Ingenieur der mährisch-schlesischen Centralbahn, Rudolf Zidler Ingenieur d. mährisch-schlesischen Centralbahn.

Trypitz.

Herr Josef Jechl Gutsdirektor.

Trübenwasser (f. Trautenau).

Tschansch (f. Brütz).

Ullgersdorf (f. Bodenbach).

Unter-Chodau (f. Elbogen).

Untertieschan.

Herr August Ziegler Gutsbesitzer.

Weitsmühle (f. Falkenau).

Willach (Kärnten).

Herr Emil Seyss l. l. Gymn.-Professor.

Worderstift (f. Melm).

Wallern.

Die Herren: Alois Pinster l. l. Postmeister, Richard Müller l. l. Notar.

Walten.

Herr Heinrich Oehmichen Meierhofspächter.

Warnsdorf.

Die Herren: JUDr. Briçhta Landesadvokat, Adalbert Eifelt Lehrer, Karl Georg Fröhlich jun. Fabrikant, J. Bertler Bürgereschullehrer, E. R. Goldberg Fabrikant, J. C. Hannich Fabrikant, JUDr. Adolf Klepsch Landes-Advokat, Landtagsabg., Anton Klingner Lehrer, Theophil Langer Fabrikant, JUDr. Lichtblau l. l. Notar, Anton Otto Fabrikant, Franz Petersch Kaufmann, Heinrich Reichelt Bürgereschullehrer, Hermann Josef Richter Fabrikant, Johann Richter's Söhne Fabrikanten, Reinhold Anton Richter Fabrikant, Ant. Stolle Fabrikant, Heinrich Thiele Fabrikant, Johann Wähner Kaufmann.

Weckelsdorf (f. Trautenau).

Weipert mit Grüna.

Herr Josef Pohl Fabrikbesitzer in Grüna (Sachsen); die Herren: Franz Heckel Bürgereschuldirektor, Johann Lohwasser Fabrikbesitzer, Anton Pohl Fabrikbesitzer, Karl G. Schmidl Mählbesitzer, Benzel F. Schmidl Fabrikbesitzer, Verehrl. Stadtgemeinde Weipert, Herr Theod. Stöckson. Fabrikbesitzer.

Welwarn.

Herr Moses Berka gep. Volksschullehrer.

Werlsberg (f. Joachimsthal).

Wernstadt.

Herr Ferdinand Lehmann Bürgermeister, Landtagsabgeordneter.

Weseritz.

Die Herren: Alois Drehm l. l. Notar, Vinzenz Ronner l. l. Bezirks-Richter.

Wien.

Die Herren: JUDr. Rudolf Alter k. k. Hofrath am obersten Verwaltungs-Gerichtshofe, JUDr. Ernst Barenther Landtagsabgeordneter, Dr. Josef Bayer k. k. Professor, Phil. Dr. Viktor Bayer, JUDr. Leopold Berg Verteidiger in Strafsachen, Adolf Berger fürstl. Schwarzenberg'scher Central-Archivar, JUDr. Josef Ritter von Bezečny k. k. Sections-Chef im hohen Finanz-Ministerium, Berehrl. administrative Bibliothek des h. k. k. Ministeriums des Innern, die Herren: Rudolf Ritter von Breisky k. k. Sections-Chef im h. Ministerium des Innern, Laurenz Doublier Professor an der Realschule, Mikol. Ernst Edl Beamter der Turnau-Kralup-Prager Bahn, Phil. Dr. Josef Eggermann Gymn.-Professor, JUDr. Adolf Ernst Hof- und Gerichts-Advokat, Wenzel Ernst k. k. Oberrealschul-Professor, Mod. Dr. ic. ac. Ludw. Aug. Frankl, Phil. Dr. Heinrich Friedjung Professor an der Handelsakademie, Se. Excellenz J. U. & Ph. Dr. Karl Giska k. k. wirkl. geheimer Rath, Minister a. D. ic., Se. Excellenz J. U. & Ph. Dr. Zul. von Glaser k. k. Justiz-Minister ic., die Herren: JUDr. Ludwig Goldreich Edler von Bronned Hof- und Gerichts-Advokat, Ph. Dr. G. R. Groß k. k. Hofrath, Generaldirektor der österr. Nordwestbahn, Reichsrathsabg., Gottlieb Haase Edler v. Buchstein Privatier, JUDr. Zul. Janisch Hof- und Gerichtsadvokat, Reichsrathsabg., W. Hede k. k. Regierungs-Rath, Professor an der Hochschule für Bodenkultur, Landtagsabg., Se. Excellenz J. U. & Ph. Dr. Eduard Herbst wirkl. geheim. Rath, Minister a. D. ic.)*, die Herren: Julius Herbstny diplom. Apotheker, Dr. Adalbert Horawig k. k. Univ.-Professor, Ph. Dr. Karl Felinel k. k. Hofrath, Direktor der meteorolog. Reichsanstalt, Dr. Josef Kachler k. k. Univ.-Professor, JUDr. Otto Kerpal Sekretär des Länder-Banken-Vereins, Wenzel Krippner fürstl. Schwarzenberg'scher Registrant, JUDr. Moriz Krassa Sekretär der Wiener Handelsbank, Moriz Kuhn k. k. Ober-Realschul-Professor, Ph. Dr. Franz Kürschner Archiv-Direktor im k. k. R.-F.-Ministerium, Franz Kutschera Ritter von Richberger fürstl. Johann Adolf Schwarzenberg'scher Hofrath, Ludw. Labenburg großherzogl. badenischer Consul, Friedr. Leeder k. k. Ministerialrath im h. Handelsministerium, Josef Lippmann Ritter von Lissingen Banquier, Reichsrathsabg., Leopold Löwi Direktor der Genossenschaftsbank, Feinr. Loos von Losimfeld fürstl. Schwarzenberg'scher Hauptfassa-Revident, Mod. Dr. Friedr. W. Lorinser k. k. Sanitäts-Rath und Krankenhaus-Direktor, JUDr. Wenzel Lustland k. k. Univ.-Professor, Jord. Kaj. Markus Bürgerschul-Direktor, Karl Meinel Fabrikant, JUDr. Ignaz Mikosch Hof- u. Ger.-Adv., Norbert Münder Kassavorstand am k. k. Hofoperntheater, Alois Neumann Professor an dem Mariahilfer Communal-Realgymnasium, Vinzenz Otto k. k. Finanz-Rath, Dr. Alex. Peez Schriftsteller, JUDr. Eman. Psoch Hof- und Gerichts-Advokat, Ph. Dr. Pierre k. k. Professor am Polytechnikum, Se. Excellenz Dr. Ignaz Edler von Plener k. k. wirkl. geheim. Rath, Minister a. D. ic., die Herren: Ignaz Pösch Ingenieur, Gustav Pržibram Fabrikant, Dr. Jos. Rant Sekretär der k. k. Hofoperndirektion, Professor an der Hofopernschule, P. Laur. Karl Reini Priester des ritterl. Kreuzherrenordens und Kaplan bei St. Karl, Engelbert Riepl k. k. Minist.-Sekretär im h. Ministerium des Innern, Franz Ržihák k. k. Oberingenieur, Ph. Dr. Karl Schenkll k. k. Regierungs-Rath, Univ.-Professor, Anton Schindler Hausbesitzer, Anton Schurz k. k. Landwehr-Hauptmann, Karl Sparr Buchhalter, JUDr. Ferd. Stamm Reichsrathsabg., Franz Ritter von Stockert Central-Inspector der k. k. Nordbahn, JUDr. Eduard Sturm Hof- und Gerichts-Advokat, Reichsrathsabg.)*, Ph. Dr. Andreas Thurnwald Professor am Lehrer-Pädagogium und Direktor der Lebungsschule, Eduard Tobisch Sekretär des nieder-österr. Gewerbe-Vereins, Mod. Dr. Aug. E. Vogl k. k. Univ.-Professor, Johann Wallisch Glashändler und Hausbesitzer, Georg. Weiss Beamter des Central-Abrechnungsbureau der österr.-ungar. Eisenbahnen, Wilh. Wiener Journalist, JUC. Ludw. Zdekauer, JUDr. Josef Zwaag.

Wiesenthal (i. Morchenstern).

Willomitz.

Die Herren: Anton Raaff k. k. Bezirks-Richter, Anton Aug. Raaff Redakteur, Mod. Dr. Wilhelm Deser.

Winterberg.

Berehrl. deutscher Lehrerverein im südwestlichen Böhmen.

Wittig.

Herr P. Hugo Wohlmann, Pfarrer.

Wittingau.

Die Herren: Karl Jaroschka fürstl. Schwarzenberg'scher Centralbuchhalter, Johann Stifter fürstl. Schwarzenberg'scher Zimmermeister.

Wolfersdorf.

Herr P. Anton Stössel Pfarrer.

Woffelez.

Herr Victor Graf Voos-Walde l. l. Kämmerer, Herrschaftsbesitzer.

Wotsch.

Herr P. Wenzel Hammer Pfarrer.

Wurzelsdorf (l. Lannwald).

Zara.

Herr Johann Bapt. Wisgrill l. l. Telegraphen-Direktor.

Zittau (Sachsen).

Die Herren: Heinr. Jul. Kämmerl Professor, Direktor des Johanneums, Eduard Kedeckhammer Kaufmann, Franz Eduard Reichel Advokat und Notar.

Znaim.

Herr Josef Wendel l. l. Professor am Staats-Obergymnasium.

Zürich.

Herr Dr. Wilhelm Fiedler Professor am eidgen. Polytechnikum*).

Es wird höflichst ersucht, etwaige unrichtige Angaben in dem vorstehenden Mitgliederverzeichnisse der Geschäftsleitung mittelst Postkarte und mit entsprechender Richtigstellung gefälligst bekannt geben zu wollen.

Leihordnung der Vereins-Bibliothek.¹⁾

- 1.) Jedes Vereinsmitglied hat das Recht Bücher bis zur Zahl von 6 Bänden aus der Bibliothek zu entleihen.
- 2.) Die Bücher werden vom Bibliothekar gegen eigenhändig unterschriebene Empfangsbestätigung ausgeliehen.
- 3.) Jedes ausgeliehene Buch ist innerhalb 30 Tagen zurückzustellen; doch kann dasselbe, wenn es unterdessen von keinem andern Mitgliede verlangt wurde, nach gescheneher Anmeldung noch weitere 30 Tage behalten werden.
- 4.) Das Ausleihen geschieht in den Amtsstunden des Bibliothekars.
- 5.) Manuscripte und besonders werthvolle Druckwerke können nur unter Beweisaufsichtigung im Vereinslokale, außer demselben aber nur mit besonderer Bewilligung des Ausschusses benützt werden. Nachschlagewerke und Archivalien werden nie ausgeliehen.
- 6.) Die Benützung der Bibliothek außerhalb Prags geschieht mit Bewilligung des Ausschusses von Fall zu Fall und auf Kosten des Entlehners. In dringenden Fällen darf der Bibliothekar Bücher an Auswärtige auf eigene Verantwortung ausleihen, ist aber dann verpflichtet, die Genehmigung des Ausschusses nachträglich einzuholen.
- 7.) Der Kanzellist hat beim Abholen eines über die festgesetzte Zeit gehaltenen Buches als Entschädigung für seine Bemühung 20 Kreuzer zu beanspruchen.

¹⁾ Genehmigt in der 303. Ausschusssitzung vom 26. Mai 1876.

Geschichte des Ortes Pürstein.^{*)}

Von Josef Stocklöw.

Pürstein ein Dorf. Bergbau.¹⁾

Als die ersten Ansiedler sich unserem Tale zukehrten, war der hiesige Grund und Boden bereits von den Bewohnern der nächstgelegenen Ortschaften in Besitz genommen. Denn daß die letzteren älteren Ursprunges als unser Dorf sind, hiefür spricht der Umstand, das der untere Teil desselben meist auf Tschirnitzer Grund gebaut wurde und der Grundbesitz von Tschirnitz, Reichen und Endersgrün sich knapp an Pürstein erstreckt, ja zum Teile noch darin gelegen ist; hiefür sprechen die ältesten Verträge, welche uns aufbewahrt wurden und mit welchen Pürsteiner Inassen ein Stück Feld zum Baue eines neuen Häuschens u. s. w. von Besitzern jener Ortschaften an sich brachten. So kaufte 1677 der Pürsteiner Schmid Georg Nitsch von Peter Galler dessen Häusel und die Schmide (N. C. 44), welche auf der Tschirnitzer Gemein (gegenwärtig inmitten des Dorfes) steht, sammt allem Schmidzeug und dem Vorrechte, daß, „wann etwann noch ein Schmit sich alda setzen vndt eine Schmiten Erbauen wolte, soll solcher in geringsten mit Passiret werden.“

Im Jahre 1663 kaufte Martin Fischer von Christoph Luz aus Reichen ein Stück Feld und Wiese um 26 Schock Weiszn. u. s. w. Das jüngere Alter unseres Dorfes beweist auch der Mangel an bäuerlichen Besitzungen. Während das Urbar vom J. 1649

in Endersgrün	8 Bauern	1 Häusler
„ Reichen	8	3
„ Kleintal	5	3
„ Tschirnitz mit Aubach	9	10

und 2 Gärtner verzeichnet, zählte Pürstein nach demselben bloß 7, beziehungsweise 10 Handscharwerksgüteln und 2 Häuseln. Die ersteren so genannt, weil sie mit Handdiensten oder „Scharwerken“ belegt waren, unterschieden sich von den eigentlichen Bauerngütern, deren Besitzer mit ihrem Viehe der Herrschaft Zugdienste leisten mußten und darum auch „Geschirrbauern“ genannt wurden, und hatten in der 2. Hälfte des XVII. Jahrhunderts einen Wert von 61 bis 200 Schock, durchschnittlich aber von ungefähr 90 Schock. Zu den Handscharwerksgütern, deren Besitzer „Gärtner“ hießen, gehörten die gegenwärtigen Häuser Nr. C. 1, 3, 5, 6, 10, 35 und 13. Eigentümlicher Weise gehörten in jener Zeit auch das Wirtshaus auf Schönburg, das Gütchen auf der Egerwiese, welches seit Alters her die Familie Hantschmann inne hatte, und ein Gütchen

*) Fortsetzung des Aufsazes im 14. Jgg. S. 157 ff.

1) Die Quellen der eigentlichen Geschichte des Dorfes fließen äußerst spärlich, weil, wie wir später sehen werden, bei der Zerstörung des Klostler Schlosses im J. 1639 selbst die Grundbücher, und bei dem großen Brande, welcher 1784 dasselbe mit dem ganzen Städtchen einäscherte, sämmtliche Gedenkbücher und alten Akten zu Grunde gingen. Sie beschränken sich zumeist auf das Urbar vom J. 1649, die Grundbücher und einzelne fragmentarische Mitteilungen, für welche wir dem Herrn Vincenz Pesselt, Wirtschaftsdirektor in Klösterle, zu besonderem Danke verpflichtet sind, ebenso wie dem hochwürdigen Herrn P. Josef Walbert, Pfarrer in Pürstein, für die bereitwillige Ueberlassung des Pfarrgedenkbuches, welches leider erst mit dem J. 1786 beginnt und nur kirchliche Angelegenheiten behandelt.

im Reichel bei Tschiernitz zur Gemeinde Fürstein und dürfte sich dieses Verhältnis bei einer früheren Teilung des Besitzes Neuschönburg-Fürstein so gestaltet haben. Während aber die Teilung dieser Güter eine geschlossene blieb, nam die der Häuschen rasch zu und namentlich machte sich in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts eine rege Baulust bemerkbar. In den 1650er Jahren baute Peter Galler ein neues Häusel sammt Schmide, 1659 Paul Tokauer hinter dem Wirtshause, 1663 Martin Fischer, 1665 Georg Luz ein kleines Häusel. Im J. 1681 fürte Daniel Schimmereißl mit seinem Sone Christian ein kleines Häusel auf und überließ es dem letzteren, weil sie „allezeit mit einander in Uneinigkeit gelebet.“ Ebenso errichtete Georg Wagner 1689 ein Häusel. Aus der Kaufsurkunde ergibt sich; daß der gegen Weigensdorf sich hinziehende Talesarm damals noch unbewohnt war und zum Unterschiede vom Dorfe Fürstein der „Finkelfstein“ genannt wurde. Denn es heißt darin: „Gedrg Wagner hat ein ober Fürstenstein im Finkelfstein gelegen auf gnädiger Herrschaft Fleck Zinkfeld ein eigentumblich Neu Häusel auferbaut.“ Die Ansiedlungen in diesem Talesarme sind also als die jüngeren anzusehen. Der dortige Grund und Boden gehörte teilweise zu Reichen, im Uebrigen der Herrschaft. Die erste Wohnstätte in diesem Teile des heutigen Dorfes war das schon gedachte „Brücknerhäusel.“ Es lag unter Reichen, gehörte jedoch zur Fürsteiner Gemeinde und bestand schon im J. 1649 nicht mehr, weil es durch Feindseligkeiten im 30jährigen Kriege ruiniert worden war. Noch heutzutage heißt das Grundstück, auf welchem es erbaut war, „Brücknerhäusel.“ Erst seit dem Jare 1659 bildeten sich hier einzelne Ansiedlungen, welche allmählich namentlich durch den Bau von Wasserwerken am Rildesbache mit dem Dorfe Fürstein verbunden wurden. Der Name dieses Tales „Finkelfstein“ wurde dadurch immer mehr zurückgedrängt und zuletzt auf ein bloßes Grundstück, die „Finkenwiese“ eingeschränkt.

Nach dem Gefagten müssen die Handscharwertsgüteln als die ältesten Ansiedlungen in unserem Dorfe gelten, dessen Entstehung zugleich auf einen anderen Grund als bei den umliegenden Ortschaften zurückzuführen ist. Wie anderwärts wurde auch hier der Name des Schlosses auf das Dorf übertragen, welches sich unten im Tale und dies wol mit Zutun der Burg- oder Grundherren gebildet hatte. Was aber die ersten Ansiedler bewog, hier in diesem Tale, dessen Abgeschlossenheit und abseitige Lage als ein besonderer Vorzug der ehemaligen Burg gerühmt wurde, einen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen, hat sich selbstverständlich der schriftlichen Aufzeichnung entzogen. Vielleicht war es das rege Bächlein, vielleicht der dicke Wald, durch welchen es sich wand, vielleicht auch das Erz, welches seine Moosdecke verbarg? Nikolaus Urban von Urbanstädt²⁾ vermeint, daß schon das Interesse der Burghewoner frühzeitig zur Anlegung von Wohnstätten aufgemuntert haben dürfte. Es mag sein, daß schon die gewöhnlichen Bedürfnisse der Burgherren und ihrer Bediensteten einzelne Anlagen am Fuße des Schloßberges hervorgerufen haben und hiermit bringt man den Namen „Badewiese“ nebst den Steinarbeiten und Kören in Zusammenhang, welche beim Aufbaue des Hauses Nr. C. 3 aufgefunden wurden, und desgleichen die älteste Mühle. Die Zerstörung der Burg mag freilich manche Veränderung in den Ortsverhältnissen herbeigeführt haben. Gleichwol blieb Fürstein der Mittelpunkt der dazu gehörigen Besitzungen, welche auch späterhin ein abgeschlossenes Gut mit eigener Verwaltung unter dem Namen „Amt Piersenstein“ bildeten. Jedenfalls ist beachtenswert,

²⁾ a. a. D. S. 198.

daß die Handscharwerksgütchen als die ältesten Ansiedlungen teils am Fuße des Hausberges, meistens aber zwischen diesem und der Hausleiten gelegen sind und die heutzutage so ansehnliche Ortschaft in dem Kleintaler Grunde ihren Anfang genommen hat, also gerade in jenem Tale, welches die meisten Spuren des Bergbaues aufzuweisen hat, und dieser mag auch der eigentliche Lebensnerv des jungen Dorfes gewesen sein. Denn dieses erfreute sich noch immer seines Bestandes und ging einer fortschreitenden Entwicklung entgegen, obgleich das Leben auf dem burggekrönten Berge längst erstorben und mit der Uebertragung des hiesigen Amtes auf den Hauptmann von Neuschönburg die letzte Selbstständigkeit des Gutes Pürstein gefallen war.

Frühzeitig erschienen in unserem Tale der Bergmann und lichte die Wälder, deren Holz er zum Schmelzen seiner Erze verkolte. Das hohe Alter des hiesigen Bergbaues beweisen nicht nur die vielen alten Halben und Bingen des umliegenden Gebirges, sondern auch der mächtige Bau in den Zechen zu Orbus. Am meisten verlockten die Silberadern den Bergmann, in das Innere der Berge einzudringen und die unterirdischen Tiefen zu erschließen.

Der Silberbergbau ist auch unserem Dörfchen nicht unbekannt geblieben. Einer urkundlichen Erwähnung desselben geschieht nur in einer einzigen Aufzeichnung, in einem Bergbuche zu Joachimstal, über dessen Alter wir leider auch nicht die leiseste Andeutung erlangen konnten, und selbst dieses gedenkt des hiesigen Silberbergbaues, da es von der Aufstellung einer Hütte bei der Einfart in den Stollen spricht, nur nebenbei. Um so mehr weiß die Volksfage von dem silbernen Manne zu erzählen, welcher durch das Erzgebirge sich ziehen und bis nach Pürstein in den Tannwald seine Gliedmassen erstrecken soll. Offenbar will damit das Streichen der Silbergänge versinnbildlicht werden. Der Glaube an den Bergsegen, welcher einst hier blühte, übte eine solche Macht, daß im J. 1870 eine Kuzgesellschaft mit 128 Anteilen den alten Silberbergbau nächst dem Friedhose wieder aufnahm. Bei der Eröffnung fand man einen über 120 Klafter langen, hohen Stollen, bloß mit Meißel und Haue ohne Anwendung von Schießpulver im allerfestesten Gesteine hergestellt. Darin stieß man auf Gänge von sogenanntem „Malm“, und wiewol die geförderten Erze einen nachweisbaren Silbergehalt hatten, so reichte derselbe dennoch nicht hin, um die Gewinnungskosten gänzlich zu decken. Die rückwärtigen Teile des alten Stollen sind bereits verfallen, sollen sich aber zu den gewinnbringenden Lagern und den Gruben von Joachimstal in solcher Nähe erstreckt haben, daß der Sage nach ein Häuer auf den anderen rufen konnte.

Einen größeren Aufschwung erreichte der Bergbau auf Eisen, für welchen alle Bedingungen: Erz, Koke, Kalk und auch genügende Wasserkräfte vorhanden waren. Da gibt es kaum einen Berg, kaum ein Tal, wohin nicht der Bergmann den Weg gefunden hätte. Vor Allem sind die unzähligen großen und kleinen Bingen hervorzuheben, welche den Höhenzug oberhalb Weigensdorf und insbesondere den höchsten Berggrücken im Rößlinger Revier bedecken. Sie tragen den Raubbau unleugbar zur Schau und eröffnen zugleich einen kleinen Einblick in den Bergbau vor alter Zeit. Wo immer ein reichliches Erzlager entdeckt ward, da wurde dasselbe von Tag aus durch Abgraben des Erdreiches in einer Tiefe von 2 bis 6, auch bis 10 Klaftern bloßgelegt und in so lange Erz daraus befördert, bis der weitere Abbau durch Eindringen von Wasser oder wegen anderer Hindernisse aufgegeben werden mußte. Man ließ das so ausgenutzte Bergwerk im Stiche und wanderte zum nächsten Lager, um dort den Abbau in der gleichen Weise zu wiederholen. Die so gewonnenen Erze wurden gleich an Ort und Stelle

auf eine höchst einfache Weise mittelst der am Fundorte erzeugten Holzsole geschmolzen. Derlei Bereitungsstätten heißen bis zum heutigen Tage gemeinhin „Rennfeuer.“ Sie finden sich entlang dem ganzen Gebiete von Rößling und Unterhals bis hinauf zum „Hohstein.“ Namentlich aber hat der Gebirgsrücken in den Gemeinden Reichen und Kleintal allenthalben die vom Verschmelzungsprozesse zurückgebliebene Schlacke und nicht selten auch Teile von geschmolzenem Eisen aufzuweisen. Dies war wol die einfachste und zugleich älteste Methode bei der Eisengewinnung.

Es felt aber auch nicht an größeren, schwierigen und kostspieligen Bergwerksanlagen, welche deshalb einer späteren Zeit angehören. Zunächst erregen die vielen Reservereiche, die nunmehr als ausgetrocknete Becken sich im Tale oberhalb Kleintal bis Unterhals hinziehen und die ungeheuren zu förmlichen Bergen aufgetürmten Haufen von Schlackensand bei der Hammermühle und den beiden weiter aufwärts stehenden Gebäuden unsere Aufmerksamkeit. Auch zu letzteren führte ein Wasserlauf. Alles dies verweist auf einen ausgebreiteten Bergbaubetrieb in diesem Tale. Die vom tauben Gesteine herrührende Schlacke wurde hier im Pochwerk zu Sand zerstoßen und auf diesem Wege zugleich der nicht ausgeschiedene Erzrückstand durch Schlemmen gewonnen. Bereits machte sich größere Sparsamkeit mit den Erzen bei diesem Verfahren geltend. Hieher gehören auch drei bedeutende Schächte auf dem sog. Reflergrunde an der Grenze der Gemeinde Endergrün. Einer davon ist noch erhalten geblieben und zugleich zu sehen, wie in der Talessole ein weiter Stollen auf denselben getrieben wurde. Ein gleich großer Tagbau war nächst der Weigensdorfer Grenze ebenfalls auf Refler-Grund vorhanden und auch zu diesem bei der unteren Mühle in Weigensdorf ein stellenweise gemauerter Stollen geführt worden. Letzterer kann noch heute auf eine kurze Strecke besahren werden. Auch der schon gedachte Hohstein zeigt die Mundlöcher eines bedeutenden Stollen und Schachtes. Hier war noch zu Beginn unseres Jahrhunderts vom Staate der Bergbau auf Blutstein (Glaslopf), welcher in der Arznei kunst Verwendung fand, getrieben, aber wegen wiederholter Unglücksfälle aufgegeben worden. Der bei der Krennmühle ausmündende Stollen soll sogar bis unterhalb der Kapelle in Kupferberg reichen.³⁾

Gänzlich unbekannt ist, zu welcher Zeit die ersten Ansiedlungen in unserem Tale stattfanden. Wahrscheinlich waren es noch die Herren von Schönburg, welche die ersten Bergleute einfürten und mit dem Bergbaue der Umgebung vielfach verflochten waren. So soll in Preshnitz an Stelle der Burg der ehemaligen Grundherren ein Silberbergwerk entstanden sein und der Bergbau um das J. 1340 zur Anlegung einer Münzstadt geführt haben, deren Gepräge unter dem Namen des „Grenzfiger“ (nach dem Gebirge sogenannt) eines verbreiteten Rufes genoß. Wer nun jene Grund- und Burgherren gewesen sind, ist wol nicht gesagt. Allein schon 1352 haben wir die Herren von Schönburg im teilweisen Besitze von Preshnitz gefunden, und deshalb ist es eine nicht unbegründete Voraussetzung, daß dieselben auf den Bergbau, der sich auf ihrem Grundbesitze entwickelte, vielfachen Einfluß übten. Auch muß hier wiederholt in Erinnerung gebracht werden, daß sie zu eben jener Zeit die Eisenhämmer bei Raaben besaßen. Nicht minder wie dort werden

³⁾ Obige Mitteilungen verdanken wir dem Herrn Protop Artmann, welchem hiefür unser bester Dank gebührt. Ueber die physikalische und mineralogische Beschaffenheit der oben gedachten Bergwerke siehe F. A. Reuß. Mineralog.- und Bergmänn. Bemerkungen über Böhmen. (Namensverzeichnis) u. Joh. Sal. Ferber. Beiträge zur Mineralgesch. von Böhmen S. 50.

auch die Erze, welche die nächste Umgegend ihrer Burg Birsenstein reichlich bot, zur Gewinnung veranlaßt haben. Bereits 1468 wird Pürstein als ein Dorf (?) erwähnt. Während aber die Schönburge hinwegzogen und ihr Wonsitz auf dem Berge oben immer mehr der zerstörenden Zeit anheimfiel, blieb der von ihnen geschaffene Bergbau unter der Pflege ihrer Nachfolger, der Herren von Biztum, fortbestehen, welche sich um Hebung des Bergbaues, namentlich in Kupferberg und Preßnitz, ebenfalls große Verdienste erworben haben. Bedeutend müssen die Bergwerke von Pürstein schon im J. 1533 gewesen sein, weil sie allein zu jener Zeit als eine besondere Eigenschaft des Gutes hervorgehoben werden. Im J. 1540 wurde als Zugehör des vermüsteten Schlosses Birsenstein der Hammerschmid mit dem Kretscham und der Mühle angeführt. Die auch 1570 erwähnte Hammerschmide stand an Stelle der heutigen Plach- oder Lumüle und noch immer heißen die Grundstücke, welche dazu gehörten, die „Hammerleiten“. Dieses Hammerwerk mag wol dem 30-jährigen Kriege erlegen sein, weil es später nicht weiter zum Vorscheine kömmt. P. Allian berichtet wol auch von dem Bestande eines Hohofens im J. 1577 und bemerkt zugleich, daß zu demselben die „Fräuleinzeche“ Orbus gehörte. Allein offenbar hat er hier den vorgedachten Hammer im Auge. Vormalig ging das Schmelzen in Luppen- und Zerrenfeuern vor sich, und wurde aus denselben das Eisen unmittelbar unter die Frischhämmer gebracht. Das Schmelzen fiel mit dem Frischen zusammen. Die heutigen Hohöfen wurden erst 1727 in Deutschland zu Mannsfeld erfunden. Deshalb ist auch im XVI. und bis in das XVIII. Jahrhundert hinein bloß von einem Hammerwerke in Pürstein die Rede. Die „Fräuleinzeche“ in Orbus war eine der bedeutendsten Eisensteingruben der Umgegend und soll von den beiden Fräulein Margareta und Justina von Rhota den Namen erhalten haben. Um aber den Bedürfnissen der bei dem Pürsteiner Berg- und Hüttenwerke beschäftigten Personen gerecht zu werden, wurde ein Wirtshaus, sog. Kretscham, das einzige auf dem Gute Pürstein, angelegt, welches allgemein das „Wirtshaus zum Pürschenstein“ hieß. 1557 wird Klaus Weiner als Wirt genannt. Er war ein säumiger Schuldner und mußte mehrmals in Schreiben des Raadener Stadtrates an den Hauptmann Hertenderger auf Neuen-Schönburg wegen Erfüllung seiner Verpflichtung gedrungen werden, worüber zu Raaden in Gegenwart des Richters von Gessing (Gesseln?) und Bleyl Weißbach von „Rehen“ ein Vertrag errichtet worden war. Nur über den Standpunkt der ältesten Mühle ist uns nichts bekannt geworden.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, welchen großen Aufschwung die Eisenbereitung vor Zeiten in unserem Dorfe gefunden hatte. Das Pürsteiner Bergwerk reichte nicht mehr hin, um den Bedarf an Erzen für das hiesige Hüttenwerk zu decken. Schon längst wurden die Erze, welche der Bergmann aus den Gruben zu Orbus, Saadorf und Kleintal förderte, herbeigeschafft und hier weiter verarbeitet. Um aber den Eisenstein im Kleintaler Bergwerke leichter bewältigen zu können, wurde eine neue Wasserkunst daselbst aufgestellt und ein Teich errichtet, wie dies folgende Aufzeichnung⁴⁾ besagt:

„Auf ergangenen gnädigen Befehl des hoch- und wolgeborenen Herrn Hans Sigmund Grafen von Thun, Herrn auf Tetschen, Koltitz und Rastelpfund, Römisch-Kaiserl. Majestät Kämmerers wird hiermit die Hofwieße unter dem Dorfe Kleintal, welche bis dato gnädiger Herrschaft zuständig gewesen, dem Georg Lobner in Kleintal erb- und eigentümlich eingeräumt und mit aller Gerechtigkeit ver-

⁴⁾ Kleintaler Grundbuch vom J. 1644 Fol. 2.

schrieben aus Ursache, daß ihm (Lobner) auf seinem Eigentum unterschiedlich mit dem Bergwerk und anderen zum Pürzsteinischen Hammerwerk notwendigen Bedürfnigkeiten Schmälerung geschehen und allererst auf seiner Wiese unter der niederen Hammerhütte zum Hals, der Kupperbergischen Jurisdiction zuständig, ein neuer Schutzeich gebaut worden, welcher nunmehr der Herrschaft erblich verbleibet, um denselben zu erweitern oder gar wieder abgehen zu lassen und damit nach ihrem Gefallen zu befehlen, ohne Lobners oder der Seinigen Widerrede.“ (21. April 1647.)

Allein statt den Teich erweitern zu müssen, trat für die Herrschaft die Notwendigkeit ein, ihn wieder eingehen zu lassen. Weil sich der Eisenstein in dem Schachte, wegen dessen die neue Wasserkunst gebaut worden war, gänzlich abgeschritten und ausgebaut hatte, so mußte Lobner die Hofwiese 1651 wieder zurückstellen. Dieser Georg Lobner hatte auch das Unglück, daß ihm Haus und Hof im 30-jährigen Kriege verbrannt worden waren. Durch den Aufbau hatte er sich in solche Schulden gestürzt, daß er aus Not ein Wiesenfledel, darauf $\frac{1}{2}$ Fuder Heu gewachsen, dem Mathias Lobner um 10 Schock verkaufen mußte. Diese kleine Wiese war von der Frau Hofer, als sie Schönburg besaß, dem Schützen Albert Ötz, so in ihrem Dienste gewesen und sich in diesem Häusel zu Kleintal aufgehalten, von dem unteren Gute Kunau, welches die Hofer ebenfalls besaß, nebst einem Stück Feld zu seinem besseren Unterhalte geschenkt worden, weil es bei diesem Gute wenig zu gebrauchen war.

Gegenwärtig liegt der Bergbau gänzlich darnieder. Ob sie wol war und je wieder kommen wird, die gute alte Zeit, wo nach der Erzählung alter Bergleute jeder einen Taler aus dem Gesteine schlagen konnte?

Zeit der Reformation und des 30jährigen Krieges.

Das älteste Gotteshaus in Pürzstein war die Burgkapelle und lag im Defanate Raaben. Nach Valbin⁵⁾ gehörten zu demselben: Brunneri villa (Brunnerisdorf), Jarkow (Hörkau), Kralup ad Kurbicz (Kralupp bei Rörbitz), Capella ad Byrnstein (Kapelle zum Birnstein), Pyrkow ad S. Leonardum (Pürkau zum hl. Bernhard), Chomutow (Komotau), Capella in Hassenstein. Da der Umfang eines Defanates gewöhnlich den eines Gaues bildete, so war unsere Gegend im Raabener Gau (Zupanie) gelegen, welche Einteilung in die Zeit von 1040 bis 1046 verlegt wird. Wenn aber die Birnsteiner Schloßkapelle in dem Verzeichnisse nicht genannt wird, welches König Wenzl IV. anfertigen ließ, als er 1383 vom Papste die Erlaubniß erhielt, zu seiner bevorstehenden Römerfahrt von allen Pfarrkirchen Böhmens den 10. Teil ihres Einkommens zu fordern, so erklärt sich dies daraus, daß die hiesige Burgkapelle gleich der im Schloß Schumburk und Hassenstein kein festes Einkommen besaß und daher einen königlichen Zehent nicht entrichtete. Unser Dorf war wol gleich Anfangs zur Kirche in Wotsch eingepfarrt. Die älteste Taufmatril in Wotsch, welche mit dem J. 1573 anhebt, erwähnt wenigstens ausdrücklich, daß 1574 Pürzstein und Endersgrün sowie 1578 der Weigensdorfer Müller zur Wotscher Seelsorge gehörten.⁶⁾ Zu jener

⁵⁾ Miscell. Dec. I. lib. V. pag. 94.

⁶⁾ Endersgrün (Andreasgrün?) gehörte zum Gute Himmelstein und hatte einen herrschaftlichen Meierhof, der 1547 in dem Verzeichnisse des zum Kronlehen Hauenstein gehörigen Besitzes erwähnt wird. 1576 kauften Endersgrüner Bauern von den Gebrüthern Friedrich, Heinrich und Prokop Schlid Wiesenstücke um 30 Schock Meißn. und einen Zins von 2 Sch. Meißn., welcher erst 1860 zur Ablösung gelangte.

Zeit war die dortige Kirche bereits mit protestantischen Pfarrherren besetzt, ein Beweis, wie frühzeitig sich auch unser kleines Dörfchen der reformirten Lehre angeschlossen hatte. Den strengen Maßregeln K. Ferdinand II. war es gelungen, den Protestantismus wieder zu beseitigen. Im Oktober 1622 wurden zufolge kaiserlichen Befehles die deutschen Pastoren und Lehrer der reformirten und Lutherischen Kirche, zu welcher auch die hiesige Gegend gehörte, ihrer Aemter entsetzt und Anfangs Oktober des nämlichen Jahres durch den Dominikanermönch Dr. Georg Landherr, Weihbischof in Prag, die Kirchen im Saazer und Elbogner Kreise dem römisch-katholischen Gottesdienste zurückgegeben. Wie schwer sich übrigens das Bekerungswerk vollzog, bewiesen die unnatürlichen Strafarten, die man gegen Widerpenstige anwendete, wie z. B. das „Eselreiten“, wo der Züchtling auf der scharfen Kante einer von 4 Beinen gestützten Bretterpfoste zur Strafe sitzen mußte und nach Bedarf auch noch an den Füßen mit Steinen beschwert wurde. Auch auf der Herrschaft Klösterle hatte dieses Folterwerkzeug Eingang gefunden. Im Dorfe Tschirnitz stand der Esel auf dem Plage neben der alten Holzkapelle gleichjam als ein heiliges Zugehör. Derselbe soll auch noch späterhin manches Wunder bei Robotpflüchtigen gewirkt haben. Kaiser Josef II., der edle Menschenfreund, hat diese entwürdigende Strafart abgeschafft. Viele wurden wol auf diesem Wege katholisch gemacht.

Wer aber seinem Glauben treu bleiben und nicht gequält werden wollte, der wanderte aus, wie es z. B. der protestantische Lehrer Oswald Kolb, ein geb. Akerthamer, tat, welcher sich 1622 von Wotsch nach Sachsen begab. Ob ihm auch sein Bruder Bartholomäus Kolb, der damalige Schichtmeister in Pürstein, folgte, ist unbekannt.

Nach der Rückkehr zum Katholizismus, dessen Wiederbelebung sich das Adelsgeschlecht der Thun, namentlich der Maltheiser Christoph Simon Freiherr von Thun und dessen Nachfolger Johann Sigismund Graf von Thun (1634—1646) ebenso angelegen sein ließen, als seinerzeit die früheren Grundherren die Verbreitung der reformirten Vere begünstigten, wurden aus Mangel an Geistlichen die Wotscher und Kedenitzer Kirche eine Filiale von Denaub, in welchem Verhältnisse sie durch 117 Jahre geblieben waren. Pürstein dagegen kam mit Tschirnitz, Kleintal und Reithen (nach Urbanstädt ⁷) wird dies 1636 ausdrücklich bemerkt) zur Pfarrei in Klösterle, wo am Pfingstsonntage 1623 der erste katholische Gottesdienst abgehalten wurde, und verblieb bei derselben bis zur Errichtung der Lokalie im Jahre 1787.

Eine fürchterliche Zeit war hereingebrochen. Nicht die innere Macht der göttlichen Wahrheit sollte zum Siege verhelfen, sondern mit Feuer und Schwert das Reich Gottes auf Erden hergestellt, mit einer allgemeinen Bluttaufe das Bekerungswerk im christlichen Deutschland eröffnet und durch Menschenopfer die erzürnte Gottheit versöhnt werden.

Während der ganzen Zeit des 30jährigen Krieges verging selten, vielleicht kaum ein Jar, daß nicht der Glaubensstreit neue Heereschaaren in unsere Täler gewälzt hätte. Hat auch keine Hand die Bedrängnisse unseres Dorfes verzeichnet, wie sie in dem landläufigen Gedekspruche überliefert sind :

⁷) a. a. O. S. 98.

Die Schweden sein 'kommen,
Hab'n Alles mitg'nommen,
Hab'n d' Fenster eing'schlag'n,
Das Blei davon 'trag'n,
Hab'n Kugeln draus 'gossen
Und Alles erschossen" —

so wirkt doch das traurige Loos des Georg Lobner aus Kleintal, dem Haus und Hof niedergebrannt wurden, und die Zerstörung des „Brückerhäufels“, wovon wir bereits berichteten, ein kleines Streiflicht in die finstere und leidenschwere Zeit. Ihr gilt u. A. die auf der Innenseite des ältesten Fürstener Grundbuches vom Jahre 1644 enthaltene Vorbemerkung:

„Zu wissen sei hiermit Mäuniglichem: Demnach oberstrichenes 1639-Jahr, als die feindlichen Bannerischen Völker sich dieses Königreichs Böhmen bemächtigt und für diese Herrschaft Klösterle von denselben große Drangsale beschehen, leglichen eine dergleichen Schwedische Partei sich auf allhierigem Schloß Klösterlen einlogirt, die aber von den kaiserlichen Völkern ausgehundschaftet worden, das Schloß mit einer Menge Volks umringet und sie daraus zu treiben gemeint; diemeilen es aber auf keinerlei Weise dazu gebracht werden konnte, endlich das Schloß sammt dem ganzen Städtel Klösterlen erbärmlich in Brand gesteckt, wobei die gesammten herrschaftlichen Gerichtsbücher mit aufgingen. Um daher in eine Richtigkeit zu kommen, sind neue Gerichtsbücher aufgerichtet, alle Kaufkontrakte und Rechtsgeschäfte, so viel mit gewissem Grund erforscht werden konnte, aufs Neue einverleibt worden unter dem derzeit verordneten Hauptmann Herrn Johann Köfler und Mattheo Egermann Amtschreiber im Jahre 1644.“

Die Tschirnitzer Gemeinde hatte durch die allzuschweren Winterquartiere so viel gelitten, daß sie sonst keine Mittel mehr vorzusetzen noch eine anderweitige Rettung zu suchen gewußt hatte und in dieser Not am 6. April 1649 ein Wiesenfeld neben dem obrigkeitlichen Teiche im Fürstenstein an den dortigen Müller Christoph Schöffel um 620 Schock Meißn. unter Befreiung vom Zinse verkaufen mußte.

Diese wenigen Nachrichten mögen zur Kennzeichnung der traurigen Lage in jener Schreckenszeit genügen und zugleich als Ergänzung des Bildes dienen, welches von P. Killian mit der vollen Gewissenhaftigkeit eines Priesters geliefert worden ist. Die Familien unseres Dorfes, welche dem 30jährigen Kriege ausgesetzt waren, hießen Brücker, Schöffel, Krehan, Pelzer, Hergl, Ehmig, Mitsch.

Die Müllerfamilie Schöffel.

Unter allen Familien des Dorfes verdient die Müllerfamilie Schöffel eine besondere Beachtung, welche auch von ihrem Gewerbe (Schöffel-Getreidemaß) den Namen erhalten haben mag. Denn nicht nur daß sie in Fürstein und an anderen Orten der Umgegend Mühlen besaß, erlangte sie auch noch andere wichtige Besitzstände. Georg Schöffel hatte von Andreas Pelzer dessen Gütchen um 103 Schock gekauft und errichtete 1604 auf eigene Kosten eine Malmlühle mit einem Gang. Es ist dies die sog. „Keine Mühle“, deren altes Gebäude im J. 1865 von dem gegenwärtigen Besitzer Anton Schöffel niedergedrückt und in ein neues umgeschaffen wurde. Von den 8 Kindern, die nach dem Tode des Georg Schöffel verblieben waren, hatte Georg Schöffel in Niklasdorf, Daniel Schöffel in Prödlas, Christoph Schöffel in Fürstein die Mühle, wogegen sein Schwieger-

von Martin Topauer von ihm im J. 1631 die Mühle in Weigensdorf um 120 Schock gekauft hatte. Laut eines von Felixburg aus unterm 2. August 1642 eigenhändig gefertigten Dekretes der Herrschaft war gegen Entrichtung eines Zareßzinses von 10 Sch. das Dörflein Kleintal mit 5 Bauern als Malgästen dem Pürsteiner Müller für sich, seine Erben und Erbesnemer in Ewigkeit überlassen worden. Gemäß Urbar vom J. 1649 zinst die hiesige Mühle jährlich 116 fl. 40 kr. aber kein Getreide. Im J. 1756 hatte die Mühle, welche bis in die 1850-er Jahre die einzige im Dorfe gewesen (gegenwärtig gibt es deren bereits 4) und bis zum heutigen Tage ein Eigentum der Familie Schöffel geblieben ist, bereits 4 Gänge und es gehörten 1700 dazu nebst unserer Ortschaft die Dörfer Reichen, Kleintal, Kunau, Haadorf, Gesseln und Schönburg als Malgäste. Bekanntlich ist das „Bannrecht“, welches den Unterthan verpflichtete, sein Getreide bloß in einer Mühle seiner Grundobrigkeit malen zu lassen, erst unter Kaiser Josef II. mit den Hofdekreten vom 31. Juli 1783 und 9. August 1789 entfallen. Für die Zuweisung der oben genannten Malgäste mußten jährlich an Zins 180 fl. und 8 Strich Kleien entrichtet werden und nebstdem 8 fl. für Endersgrün, welches von dem Wotscher Müller übernommen worden war.⁹⁾ Von diesem Zareßzins trug jedoch der Müller in Kleintal 27 fl., weil ihm Kleintal und Kunau überlassen wurden. Da nämlich der Pürsteiner Müller Johann Michael Schöffel wegen seiner Malgäste aus diesen beiden Dörfern öfters Beschwerde führte, weil sie auswärtig malen ließen, so wurde mit dem Meister Christoph Vögler aus Klösterle wegen Erbauung einer neuen Mühle in Kleintal und wegen Ueberlassung dieser 2 Ortschaften 1741 eine Uebereinkunft dahin geschlossen, daß Christoph Vögler den obrigkeitlichen Renten zu Hilfe 36 fl. Geld- und 2 fl. 20 kr. als Wasserlaufzins entrichte, für den Fall aber, als er bei kleinem Wasser oder anderen Begebenheiten seine Malgäste nicht befriedigen könnte, sie an den Pürsteiner Müller weise, daß er nie mehr als einen Malgang zum Malen und Graupenmachen errichte; falls ferner die Malgäste von dem Kleintaler oder Pürsteiner Müller Getreide kaufen wollten und der eine keines vorrätig hätte, so hat er sie an den andern zu verweisen, und wenn sie in die Kupferberger Mühle in Kleintal und zum Hals ließen, solches einem jeweiligen Müller in Pürstein aufrichtig und nachbarlich anzuzeigen. Hingegen überläßt ihm Joh. Michael Schöffel von seiner Mühle einen Malgang und es bleibt einer jeweiligen gnädigen Obrigkeit ausdrücklich vorbehalten, bei widrigen Begebenheiten jenen Malgang von dieser neu errichteten Mühle in Kleintal nach gnädigem Gefallen sammt den hiezu überkommenen Malgästen und ihren Schuldigkeiten wieder zur Pürsteiner Mühle einzuziehen. Weil Vögler nicht ernst an's Werk schritt, so wurde der Mühlbau am 2. Mai 1741 dem Josef Turschner aus Kettwa übertragen; doch kam es hierbei zu einem Streite zwischen dem fürstl. Markgraf Badischen Amte Kupferberg, zu welchem die andere Mühle in Kleintal gehörte, und dem gräflichen Thun'schen Amte. Um ihn beizulegen, wurde eine Beaugenscheinigung vorgenommen, dabei der Wasserfang und die Tiefe des Geschwölles genau bestimmt und dem oberen Müller allezeit Schadloshaltung zugesichert. Beim Baue des Schützlechs im J.

⁹⁾ Eschirnitz gehörte zur obrigkeitlichen Malmühle in Aubach, welche nach dem Urbar vom J. 1649 einen jährlichen Zins von 54½ Strich Getreide und an Baarem 32 fl. wegen Schweinemästung abwarf. Auch ward in Aubach von der Obrigkeit an der Eger von dem Holze, welches Einheimische oder Fremde verflößten, ein Wasserzoll u. z. von einem ganzen Floß 4 w. gr. und von jeder Stange 7 Pf. eingehoben. Ueberdieß wurde von den Floßhölzern, die hier lagen, der Obrigkeit von dem Floß 9 Kr. 2 Pf. als Lagerzins entrichtet.

1744 wurde Josef Turschner verhalten, das Wasser niemals zum Nachtheile des herrschaftlichen Hammerwerkes aufzuhalten.

Noch mer aber steigt die Bedeutung der Pürsteiner Mühle, wenn man die Rechte und Pflichten in das Auge faßt, welche damit verbunden waren. Dieselben erhellen aus dem Kaufvertrage, mit welchem 1700 die Pürsteiner Malmühle mit ihren 4 Gängen von dem Grafen Maximilian von Thun an Christoph Schöffel um 800 fl. Rhn. erblich überlassen wurde.⁹⁾ Hiernach hatte der Müller:

1. in das Klosterler Amt jährlich halb zu Johanni und halb zu Weihnachten 180 fl. baares Geld nebst 8 Strich Kleehen abzuführen;

2. das herrschaftliche Getreide und Schweinbleh in billigem Wert anzunehmen und zu versilbern, und obwol die Müller und Bäcker jedes Strich um 6 Kreuzer höher, als es im Lande beziehungsweise Raaden gilt, annehmen müssen, so sollen noch hinfüro, weil die halbe Mæz als Aufmaaß gegeben wurde, auf jedes Strich nur 3 Rgr. gegeben werden.

3. Was von dem obrigkeitlichen Hofstaat, den Bedienten und vom Meierhof zum Schroden und Stampfen aus dem herrschaftlichen Boden gegeben wird, das ist der Müller ohne Falschheit und Trug, wie vorhero, getreulich, gut und schön zu liefern schuldig; doch hat er den von Alters her gebräuchlichen Mæzen davon zu nemen.

4. Weilen diese Mühle erblich überlassen wird, so muß der Müller auch Alles und Jedes, was dazu nötig ist, selbst schaffen, bauen und anrichten als wie sein Eigentum; jedoch wird ihm wie bishero erlaubt, daß die Malgäste das nötige von ihm erkaufte Geschirr- und Bauholz, die Mälsteine und Anderes, wie es seit Alters gewesen, zulangen und die Wassergräben räumen.

5. Hingegen wird sich der Käufer aufrecht zu verhalten wissen, die Mühle allezeit im guten Bau halten, mit den Malgästen getreulich handeln und sich des 7. Gebotes Gottes erinnern und überhaupt so verhalten, wie es einem ächten und gewissenhaften Müller zusteht, damit sich die Malgäste nicht wider ihn beschweren und die Herrschaft keine Ursache hat, ihn wegzuschaffen.

Ein weiteres Interesse bietet aber die Familie Schöffel noch dadurch, daß sie einen anderen nicht minder wichtigen Besitzstand des Dorfes in Händen hatte, das obere Wirtshaus, und daß sie an die Spitze einer weitgehenden Bewegung sich stellte.

Je mehr wir Alltagskinder in dem Grundsatz: „Gleiches Recht für Alle“ und in der Freiheit der Person und des Eigentums eine Grundbedingung des Staaten- und Völkerglückes und des Wohles des Einzelnen erblicken, desto verständlicher wird uns die Zeit, welche den Menschen an die Scholle band und in den Ringmauern der Städte einschloß und welche in der Erteilung von Ausnahmstellungen und Vorrechten, in Beschränkung und Erweiterung der Rechte den gleichen Zweck zu erreichen glaubte. Innerhalb des Herrschaftsgebietes konnte Alles, von der volksbelebten Stadt angefangen bis herab zu dem einsamen Dorfstretscham, von Gnaden und Begnadigungen einer jeweiligen Grundobrigkeit erzählen. So hatte sich auch seinerzeit das „Wirtshaus zum Pürschenstein“ mannigfacher Gerechtigkeiten und Freiheiten zu erfreuen, die ihm von der Herrschaft vorzüglich wegen des Hammer- und Bergwerks zugestanden wurden. Bereits unter dem 8. Juni 1649 waren von der gräflichen Wittve Margaretha Anna von Thun dem Christoph Schöffel und seinen Erben mehrere Freiheiten erteilt worden.¹⁰⁾ Es

⁹⁾ Obrigkeitliches Grundbuch vom J. 1682 Fol. 22.

¹⁰⁾ Pürsteiner Grundbuch vom J. 1644 Fol. 49.

wurde dieses Wirtshaus mit Ausnahme des Erbzinnes und der Schnitterrobot von allen Leistungen befreit und es sollte von diesem Tage an und hinfüro die Gemeinde daselbe weder mit Scharwerken noch anderen Auflagen im Geringsten zu beschweren, noch zu ihrer Gemein zu ziehen berechtigt sein; ferner das freie Semmel und Brotbäcken für die Hammerarbeiter und wie es sonst bei der herrschaftlichen Mühle alldort gehalten wird und von Ihrer hochgräflichen Gnaden Herrn Grafen Hannß Sigmund von Thun seligen Gedächtnisses gnädig confirmiret worden, soll er bei diesem Wirtshaus auch zu genießen, desgleichen die Fleischbank allda zu gebrauchen haben, und weil notwendig ein Hufschmid bei dem Hammerwerk sein muß, soll ihm auch zugelassen sein, eine Schmide bei dem Wirtshaus zu erbauen und dieselbe mit einem Schmid zu besetzen, die- weil es ohne Schaden der Gemeinde sein kann. Hingegen ist er schuldig, der Herrschaft Bier auszuschenken, so viel allda bedürftig ist, und so auch sonst etwas zu versilbern wäre, soll er es im billigen Wert annehmen, den Pferdestall für die Hammerpferde auch fernerhin, wie bis dato geschehen, halten, sich auch sonst bei dem Hammer- und Bergwerk jederzeit fleißig und zu der Herrschaft Nutzen gebrauchen lassen, damit dieselbe gnädig zu verspüren habe, daß er sich als ein gehorsamer Untertan mit aller Schuldigkeit erzeigen tut. Außerdem erhielt Christoph Schöffel am 5. Okt. des nämlichen Jahres von der gräflichen Wittve das oft gedachte „Brücknerhäusel“, wie es durch die vorige Herrschaft von Max Brückner erkaufte worden war, nebst einem Wiesfleckel und etlichen Rängen zur Graserei, jedoch unbeschadet der herrschaftlichen Schaastriftsgerechtigkeit, außerdem auch die Bewilligung, wieder ein Wuhhäusel dorthin bauen und es mit einem Untertan besetzen zu dürfen, was aber nicht geschah. Weil aber später (6. Oktober 1651) etliche erhebliche Ursachen vorgefallen, die dem Christoph Schöffel wol bewußt waren, also durfte — wahrscheinlich wegen der gefährlichen Nähe des Bergwerkes — von den nächst künftigen hl. Weihnachten an keine Schmide mehr im Wirtshause gehalten, viel weniger ein Schmid hineingefetzt werden; desgleichen fiel das Brücknerhäusel nebst Wiese wiederum an die Herrschaft anheim. Im Ubrigen wurden die früher zugestandenen Befreiungen und Gerechtfame aufrecht erhalten.¹¹⁾ Eine Aenderung trat aber darin ein, als im J. 1675 das Wirtshaus nach dem verstorbenen Christoph Schöffel um den nicht geringen Preis von 501 Schock auf seinen Sohn Georg überging. Aus der Kaufsurkunde geht hervor, daß damals nicht viel dabei zu gewinnen war, indem zwar viel Bier übers Jar aufgeht, der Wirt aber dasselbe allemal selbst holen, auch für die herrschaftlichen Hammerpferde einen Stall und für die Hammerarbeiter einen Schüttboden halten muß. Die Freiheiten, heißt es weiter darin, kann er aber nicht genießen wie sein seliger Vater, indem er die Verrichtung beim Hammerwerk nicht hat, die diesem zukam, sondern er soll seine Schuldigkeit an Steuern und Robotungen (jährlich 3 Schock Zins und 6 Tage auf dem Schönburger Meierhose ohne Kost und Lohn zu schneiden) gleich anderen Nachbarn entrichten, ausgenommen das Schlachten, Backen und Getreidehandeln, welches ihm gleich seinem seligen Vater erlaubt sein soll. Desgleichen sollen ihm so viele Tage an Handscharwerken abgehen, als er mit dem Bierholen zubringt. Allein so ungnädig auch die gnädige Herrschaft in dieser Vertragsschrift zu Werke ging, so scheint sie dennoch dem Georg Schöffel die früheren Begünstigungen zugestanden zu haben.

¹¹⁾ Pürsteiner Grundbuch vom J. 1644 Fol. 57.

Die Familie Schöffel schien aber dieser gräßlichen Gnaden nicht eingedenk zu sein. Der Bauernaufstand, welcher unter der Regierung des Kaisers Leopold I. gegen Ende des Jahres 1679 und im Anfange des J. 1680 in Böhmen und dem angrenzenden Mähren und Schlesien, sowie in der Lausitz losgebrochen war, ergriff zu Ostern 1680 auch die Herrschaft Klösterle und die umliegende Gegend. Der Graf Michael Oswald von Thun mußte sich an die Grenze flüchten und der Aufstand mit Waffengewalt gedämpft werden. Wie in anderen Orten wurde auch hier ein strenges Gericht gehalten. Die in Raaden tagende kaiserliche Kommission sprach über die Güter der Beteiligten die Confiscation aus und verurteilte Einen aus ihnen zum Tode durch den Strang. Auch Georg Schöffel aus Pürstein hatte sich mit seinen zwei Brüdern dem Aufstande angeschlossen und das Pürsteiner Grundbuch vom Jahre 1644 (Fol. 121) bringt hierüber folgende Mitteilung.

„Demnach sich Georg Schöffel, Wirt zu Pürstein, unterstanden und bei der vorübergegangenen abscheulichen Bauernrebellion sich vor einen Schriftensteller und Rädelsführer hat gebrauchen lassen, dann aller Unterthanen Aussag nach die Zusammenrottungen angestiftet, auch hierauf bei der damalig gnädigst verordneten kaiserlichen Kommission sich mit anderen Unterthanen nicht nach Raaden gestellt, sondern als ein Hauptrebell durchgegangen und von der Herrschaft mit Weib und Kind nächtlicher Weile heimlich entwichen ist, und weil er das Jahr hindurch, wie allen Unterthanen der Herrschaft bekannt ist, gar keine Scharwerke (ausgenommen die Erbrobot) der Obrigkeit hat verrichten dürfen und diesfalls nicht Ursache gehabt hätte, die Unterthanen zu allem Bösen anzustiften oder sich zu solchem höchst sträflichen Beginnen gebrauchen zu lassen, auch um dessentwillen von der löblichen k. Kommission, da er, Schöffel, sich gestellt hätte, wie andern dergleichen Aufwieglern geschehen, an Leib und Leben gestraft worden wäre, also ist aus obangezogenen Ursachen sein im Dorfe Pürstein gelegenes Handscharwerksgütel konfisziert und von gnädigster Grundobrigkeit eingezogen worden.“

Trotz dieses Zornes der gnädigen Herrschaft wurde am 1. August 1680 dem Georg Fischer und Hannß Schmidt, welche die Schwestern des flüchtigen Georg Schöffel zur Ehe hatten, das Wirtshaus um 700 Schock käuflich überlassen, „indem sie sich gegen die Obrigkeit jederzeit aufrecht und redlich verhalten, obzwar dieselbe genugsame Ursache hätte, wegen der entlaufenen 3 Schwäger das Wirtshaus nicht mehr unter die Freundschaft kommen zu lassen.“ Auch wurde den Käusern die frühere Befreiung von allen Leistungen, mit Ausnahme der kaiserlichen Steuer, des Erbzinses, der Schnitter- und Wiesmathrobot, so wie das Recht des Getreidehandels, Semmel- und Brotbäckens u. s. w. unter Aufrechthaltung der früheren Verpflichtungen erteilt. 1686 erlangte Hannß Schmidt den Alleinbesitz des Wirtshauses. Ein gleiches Los wie den Georg Schöffel erlitt den Hauptanführer Tobias Fiedler aus Wernsdorf, dessen Hof ebenfalls eingezogen und verkauft wurde. Ueber obrigkeitliche Verordnung der Frau Magdalena Elisabeth Gulia von d. Ekin, geb. Freiin von Geißelsberg und Finkelstein, Frau auf Wernsdorf, Raucha und Rösowig als landtäfelig bestellten Vormünderin der Schmiedgräbnerischen Erben, wurden von dem Rauffschillinge 50 Schock den Gemeinden Wernsdorf, Schönbach, Raucha und Tomitschan für die in der Bauernrebellion aufgelaufenen Soldatenunkosten verabsfolgt. Kaiser Leopold I. erließ bekanntermaßen von Prag aus unterm 28. Juni 1680 ein Robotpatent; doch wurden die Verhältnisse nicht wesentlich geändert und bereits im J. 1682 ergriff abermals eine Bewegung die Gebirgsbauern des Saazer Kreises, welcher sich auch Klösterler

Untertanen angeschlossen hatten und über deren Verlauf wir bereits berichtet haben.¹²⁾

Als Schichtmeister nennt uns das Grundbuch in jener Zeit (1668) den Martin Trux einen geb. Pürsteiner (gest. 1678), welcher ein Stück Jungholz an der Röhrenleiten, so hinter dem Pürsteiner alten Schloße gelegen und zu seinem Handscharwerksgütl gehörig, nach vorgenommener Besichtigung und Abschätzung durch den Forstmeister Hans Stolz, Kornsreiber Christoph Köffler und den Schützen Georg Herschmann gegen eine herrschaftliche Hutweide im „Weydtner“ vertauschte. Die Entlonung beim hiesigen Eisenwerke geschah nach „Waagen.“ Der Schichtmeister mußte aus dem Zentner rohen Eisens $2\frac{1}{2}$ Wag geschmiedetes Eisen liefern und erhielt 1687 für jede Wag ausgeschmiedeten Eisens 3 Rkr. Vom 1. Mai bis letzten September 1686 waren im Ganzen $324\frac{1}{4}$ derlei Wag. Die beiden Aufgießer auf dem Hammerwerk bezogen 1688 schon seit 14 Jaren von jeder Wage 1 fl. 10 kr. als Lon, welcher wol deshalb so bedeutend war, weil ihre Arbeit mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Zu Ende des XVII. Jahrhunderts ist Johann Rlyher (Glüher?) Schichtmeister und die Zal der Häuser bereits auf 20 gestiegen.

Die Papier- und Draterzeugung. Pürstein ein Gnadenort.

Ein munteres Leben brachte für das Dörfchen das folgende Jahrhundert. Während die schweren Schläge des Eisenhammers und das muntere Geklapper der Mühle in dem unteren Tale erschallten, war es in dem Talesgrunde gegen Weigensdorf, dem Finkelsteine, noch allenthalben still und öde. Das Bächlein floß hier in ungeschwächter Kraft dahin und nirgends hemmte ein Werk seinen regen Lauf; doch bald sollte es auch hier von der Menschenhand bei ihrem Schaffen ausgebeutet werden, nämlich zur Papierbereitung. Zunächst ist es die Familie Vetter, mit der der Schöffel befreundet und verschwägert, welche jetzt in den Vordergrund tritt und diesem neuen Erwerbszweige an dem äußersten Ende des heutigen Dorfes eine Stätte bereitete. Um den Beginn des vorigen Jahrhunderts baute Christian Vetter, ein Schwiegerson des Christoph Schöffel, eine Papiermühle (N. G. 18) mit mereren Gebäuden und 4 Stampflöchern von Grund auf ganz neu. Ein Peter Vetter, ebenfalls Papiermacher in der obrigkeitlichen Mühle, kaufte 1708 von seinem Schwager Christoph Schmidt das Wirtshaus und überließ es 1723 an seinen zukünftigen Eidam Joh. Christoph Engelstetter, dessen Nachkommen sich bis zum J. 1829 im Besitze dieses Wirtshauses behaupteten, wo es an die Herglische Familie übergieng. Zu eben jener Zeit (1728) bestand in Pürstein eine kaiserliche Zollstätte. Als kaiserlicher Einnemer wird Johann Christoph Vetter genannt. In dem heutigen Gärberhause (N. G. 14) wurden hinter einer alten Vertäfelung noch Zollamtszettel über Güter ausgestellt gefunden, welche von Engelhaus reißten. Dieser Joh. Christoph Vetter kaufte von seinen Geschwistern nach dem Tode seines Vaters 1728 die Papiermühle um 620 fl. Rhn. und es wurde von der Herrschaft festgestellt, daß künftighin wie bisher nur 2 Hadersammler und nicht mer gestattet werden, welche die Lumpen sammeln und um den laufenden Wert abliefern sollen; doch wurde

12) Vereinsmitteilgen. IX. 60.

dem Papiermacher erlaubt, fremde Lumpensammler aufzunehmen. Diese Papiermühle bestand bis zum J. 1756.

Fast gleichzeitig mit ihr entstand noch eine zweite (N. E. 20), welche zum Unterschiede die „obere Papiermühle“ genannt wurde. Sie war von der Herrschaft erbaut und 1722 an Josef Hergl erblich überlassen worden. Nach der bezüglichen Kaufsurkunde bestanden darauf folgende Rechte und Verpflichtungen:¹³⁾

1) Was die nötigen Zufuren und Handlanger an Geschirrh Holz und bei Bauherstellungen anbelangt, so sollen sie die Untertanen auch fernerhin ohne des Papiermachers Entgelt zu leisten schuldig sein; die Bauunkosten aber hat er künftig allein zu tragen, ausgenommen das notwendige Bau- und Geschirrh Holz, welches aus den obrigkeitlichen Waldungen unentgeltlich gegeben und beige schafft werden soll. Auch soll dem Käufer erlaubt sein, zu den gangbaren 5 Stampflüchern noch 3 dergleichen auf eigene Kosten zu errichten;

2) Hader sammler sollen künftig allerzeit wie bishero nur 5 gestattet werden.

3) Dagegen ist der Käufer gehalten, jederzeit ein gutes, taugliches Papier zu verfertigen und so viel verlangt wird, um den bisherigen billigen Preis an das herrschaftliche Amt abzuliefern. Sollte jedoch der Käufer oder ein folgender Besitzer sothaner Papiermühle kein taugliches Papier erzeugen oder den festgesetzten Zins (110 fl. Rhn.) nicht rechtzeitig entrichten, so soll er sogleich abgeschafft und ein anderer tauglicher Papiermacher gegen Erlag des Kaufschillings und Ersatz der Verbesserungen eingesetzt werden. Hierzu kamen später noch folgende Bedingungen:

4) Es sollen dem Papiermacher die vorher aus dem Klösterler Burggrafenamt gegebenen 3 Strich Kalk auch fernerhin ohne Entgelt verabfolgt werden.

5) Er soll gehalten sein, ein auferbaulich christkatholisches Leben zu führen, wie auch die Seinigen dazu verhalten, verdächtigen fremden Leuten nicht den Aufenthalt gestatten, übrigens wie jedes andere Gemeindeglied sich friedlich und einig aufführen, damit nicht durch ihn oder sein Weib ein Aergeriß entstehe, die Nachbarschaft nicht beunruhigt und der Allerhöchste beleidigt werde. Die neue Erwerbsquelle, welche sich mit der Papierbereitung für unser Dorf aufgetan hatte, muß gleich Anfangs einen guten Ertrag abgeworfen haben. Der Segen, der namentlich im Hause der Hergl eingekert war, zeigte sich auch in frommen Werken. Noch bis zum J. 1732 entberte das Dorf eines Gotteshauses, die Leute mußten bis dahin ausschließlich nach Klösterle in die Kirche gehen. Im J. 1724 ließ aber der Papiermacher Josef Hergl nahe an seiner Wohnung eine Kapelle zu Ehren seines Namenspatrons bauen, welche mit einer Glocke, kirchlichen Gerätschaften u. s. w. reichlich ausgestattet und am 20. Oktober 1732 von dem Klösterler Pfarrer Franz Holzbacher eingeweiht wurde. In der achteckigen Kapelle war gegenüber dem Eingange der Altar des hl. Josef des Nährvaters aufgestellt, zu dessen Seiten in Nischen zwei Heiligenbilder standen. Die Einrichtung stimmte stylgemäß mit dem Baue überein und das Ganze bot einen erhebenden Eindruck. Die heilige Stille in den gottgeheiligten Räumen inmitten der Waldeseinsamkeit ließ manches gebeugte Herz hier Trost und Frieden finden und heller Glockenschall traurig und freudig erzitterte durch das Thal. Hier verrichtete der erste Ortsseelsorger von Bürstein seine gottesdienstlichen Hand-

¹³⁾ Obrigkeitliches Grundbuch vom J. 1682 fol. 38.

lungen. Gegenwärtig ist die Kapelle in ein Wohnhaus (N. E. 56) umgewandelt und vor mehreren Jahren von den Gebrüdern Kühnl eine Papiermühle angebaut worden. An der Außenseite und dem Innern der Wohnstube kann man den früheren Zweck dieses Gebäudes sofort erkennen.

Am 15. Oktober 1773 wurde von den Herglischen Erben die Papiermühle, in welcher ein ganz neuer Holländer erbaut worden war, an Johann Fraß, Bürger der befreiten Bergstadt Weipert, verpachtet. Zu jener Zeit bestand dabei eine Flußsiederei, welche aber der Malmüller Ignaz Schöffel gegen dem an sich gebracht hatte, daß er dafür den Kirchenzins entrichtete und die Herglischen Kinder mit dem Notwendigsten nach Möglichkeit bedenken wollte. Die Waisen werden zugleich als arm bezeichnet. Der Stücksostern der Familie war erblich und am 6. Juni 1798 mußte die Papiermühle gegen Erlag von 3060 fl. W. W. an Franz Dick, hürgerlichen Müllermeister der königl. Bergstadt Weipert, verkauft werden. Ein Sproß dieses Geschlechtes, wol der letzte männliche, war Franz Hergl, allgemein zur der „Papier-Franz“ genannt, welcher bis in seine letzten Lebenstage die Stelle eines Gemeinbedieners und Briefträgers versah. Mit ihm wurde am 23. Dezember 1869 in unserer Gemeinde zugleich der letzte Veteran aus den Freiheitskriegen zu Grabe getragen.

Weit mehr als die Herglische Kapelle, beschäftigte ein geweihter Ort im untersten Teile des Dorfes die gläubigen Gemüter. Im vorigen Jahrhunderte war Pürstein ein beliebter Wallfahrtsort. In der noch gegenwärtig bei dem sog. Guglhäusel N. E. 40 stehenden Nische war das Gnadenbild angebracht und durch Opfergaben ein bedeutender Beitrag gesammelt worden. Schon 1761 verzeichnet das Pürsteiner Grundbuch ein Mariahilfsbildel-Kapital mit 50 fl. Ueber die Entstehung erzählt man sich Folgendes:

Die Tochter des Häuslers Christoph Brückner litt an bösen Augen, und verlobte sich zur hl. Jungfrau. Ihr brennendes Verlangen, die Gnadenmutter zu sehen, blieb lange unerfüllt; denn ihr Auge war erblindet und jeder Hoffnungsstral verloren. Da erschien ihr einst in einem Traumgesichte die Himmelskönigin mit der Manung, aus einem Stücke Lindenholz in dem Saarer Wald ein Bildniß zum Heile der leidenden Menschheit hauen zu lassen. Diesem frommen Drange folgend machte sich der alte Brückner mit dem ersten Morgengrauen auf den Weg und traf wunderbarer Weise in dem Walde, der der Linden ganz entberete, einen Block von diesem Holze. Der fromme Mann ließ daraus durch einen Märzdorfer Insassen ein Bild von Maria-Hilf anfertigen, und als eines Abends seine kranke Tochter zu dem Bildniße die Zuflucht nam, und ihre bliuden Augen im Gebete zum Himmel emporschlug, da leuchteten im milden Glanze die Blicke der Gnadenmutter, ein heller Glorienschein ergoß sich von ihrem Bilde über die Velerin, und wie Schuppen fiel es von ihren Augen, welche nun plötzlich durch die Nacht den Himmel mit seinen tausend Sternen wieder schimmern sahen. Ihre Bitte hatte Erhörung gefunden und ihr Gebet zu Maria-Hilf ihr Mariens Hilfe gebracht. Bald zog das Bild wegen seiner außergewöhnlichen Erscheinungen viele Leute, selbst Prozessionen aus der Umgegend herbei. Unter Anderem äußerte die zwischen dem Gugl- und dem Brücknerhäusel (N. E. 37) am Bache befindliche Quelle eine wunderbare Heilkraft und wurde darum auch als „heiliger Brunnen“ vereert. Die schwersten Kranken, selbst Unheilbare genasen, wenn sie von dem heiligen Wasser tranken oder sich damit wuschen. Noch von unseren Großeltern wurden allerhand Kricken an der Statue, sowie im Hause N. E. 40 angetroffen.

Bei dem häufigen Besuche des Gnadenbildes sammelte sich ein bedeutendes Opfergeld (gegen 1700 fl. gangbare Münze und 300 fl. angeheteltes Geld),

welches Anfangs von dem Schichtmeister Josef Rhyer verrechnet wurde. Diese Seitenandacht wollte jedoch den Priestern von Klösterle, welche diesem Städtchen den Anstrich einer „heiligen“ Stadt zu geben und es namentlich durch den Bau der Maria-Trost-Kirche (1743) zu einem Wallfahrtsorte zu erheben suchten, nicht behagen. Ueber ihr rasiloses Vetreiben wurde vom Klösterler Oberamte das Bildniß sammt dem Gelde abgefordert und letzteres in Gegenwart des Ortsrichters Franz Krehan gegen die Versicherung übergeben, daß es im Falle eines Kirchenbaues wieder zurückgestellt werde. Ebenso wurde das Marienbild ohne behördliche Genehmigung nebst 12 Duzend seidnen Tüchern, 6 großen und kleinen Altarleuchtern und 12 Altartüchern eigenmächtig weggenommen. Als nun die Pürsteiner Gemeinde durch die Allerhöchste Gnade des Kaisers wirklich das Glück hatte, eine neue Kirche zu bekommen, stellte sie wegen dieses Geldes, wovon nur noch 750 fl. übrig geblieben waren, Anfrage und wurde zufolge der verweigerten Herausgabe klagbar. Ueber diese Beschwerde gelangte vom Saazer Kreisamte am 7. Juli 1789 unter dem Kreishauptmanne Ignaz v. Ottilienfeld folgende Entscheidung herab:

„Klösterler Amt!

Inhalt hoher Eröffnung vom 20. Mai und Empfang heutigen ist die von denen zur Pürsteiner Expositur gehörigen Gemeinden angesuchte Wiederübertragung des dormalen zu Klösterle befindlichen und eigenthümlich für Pürstein gestifteten und zur Kirchenaushilfe mit 527 fl. Vermögen dotirten Marienbildes an den eigenthümlichen und primitiven Ort Pürstein um so billiger, als

a) diese Statue rechtmäßig der Pürsteiner Kirche angehört, auch dieser Kirche und nicht jener zu Klösterle das von dem dabei vorhandenen Vermögen zur Bestreitung der Kerzen, des Weines und der Hostien zustehende Emolument gebührt; auch

b) die Pürsteiner Kirche seit der Pfarregultrung mit der Pfarrkirche zu Klösterle nicht mehr unter einem Patronatē stehet, hiemit der Religionsfond als Patronus der Pürsteiner Kirche einen Nachtheil leiden würde, wann das der Pürsteiner Kirche eigenthümlich gehörige Emolument von der unter einem Privatpatronate stehenden Pfarrkirche zu Klösterle, für dessen Erfordernisse der eigene Patron zu sorgen hat, entzogen werden sollte. Das Amt hat daher die folgende Veranstaltung zu treffen, daß dieses Marienbild sammt dem Vermögen wieder nach Pürstein übersezt und der Genuß des diesfälligen Kapitals in die Dotation der Pürsteiner Kirche eingerechnet und zugleich auch hiervon der daselbst befindliche Lokalseelsorger verständigt werde.“

Wie schwer übrigens in Klösterle das Geld herausging, beweist der Umstand, daß diese kreisämtliche Verordnung von dem Saazer Kreiskommissär Steigert zwangsweise vollzogen werden mußte. Das Bildniß selbst aber war nach seiner Beiname dem Zeugweber Ezedil in Raaden geschenkt worden; es wurde von diesem für 10 fl. wieder zurückgelöst und von dem Pfarrer Schmiebl auf dem Altare der Notkirche in der Hoffnung aufgestellt, diesen Kultus wieder zu beleben; allein der fromme Glaube schien inzwischen erloschen zu sein, weil das Gnadenbild keine geheimnißvolle Bedeutung mehr erlangte. Unter dem hochwürdigen Pfarrer und Dechant P. Tschöckner wurde es an seinen ursprünglichen Ort in feierlicher Prozession übertragen, wo es gegenwärtig in Ermanglung von Fenstern hinter Läden verschlossen und vereinsamt ist. Denn die Zeit der Wunder und Zeichen ist vorbei und Niemand anet mehr, daß dem Bilde einst eine höhere Kraft beigelegt wurde.

Doch nicht so friedlich verlief das vorige Jahrhundert. Die Kriegsstürme unter Kaiserin Maria Theresia erstreckten sich auch bis auf unser Dorf und namentlich wurde es von dem französischen Entsatzheere, welches unter Mallebois über Eger 1742 hereinbrach, mit Einquartierungen hart mitgenommen. Johann Christian Lux hatte während der Kriegstroubeln so viel gelitten, daß ihm eine Bonifikation von 400 fl. angewiesen wurde. Trotzdem war er nicht zu retten und selbst der zwangsweise Verkauf seines Handscharwerksgütchens im J. 1752 ergab nicht die Mittel, um seine sämtlichen Gläubiger zu befriedigen. Am 8. September 1762 erpreßten die Preußen in Schmiedeberg 158 fl., in Dörnsdorf 200 fl., in Sonnenberg 311 fl., in Wohlau 56 fl., in Tribischt 27 Dukaten und gingen dann nach Klösterle, welches Städtchen allein 482 fl. Brandsteuer zahlen mußte. In Brunnersdorf konnte sich der Verwalter nur durch Erlag von 20 Dukaten und 200 fl. die Freiheit erkaufen. Platz mußte 50 fl. zahlen. Sodann besuchten sie Kralupp und lerten über Joachimstal nach Sachsen zurück. Die Geißeln, welche sie mit sich genommen hatten, wurden in Fürstein festgehalten und sollten nach Magdeburg geführt werden. Erst als die Untertanen der Herrschaften, welchen diese Gefangenen angehörten, 4912 fl. 30 kr. ablieferten, wurden sie freigelassen. In Borgrün hatten die preussischen Truppen am 8. September 1765 an Geld 80 fl. erpreßt und außerdem 5 Pferde weggenommen. Wegen des großen Schadens, den jene Gemeinde durch die Feinde erlitt, faßte sie den Beschluß, daß für den Fall, wenn — was Gott für sei! — Jemand von der Nachbarschaft wieder in ein solches Unglück fallen und durch den Feind seines Viehes beraubt werden würde, ihm von der Gemeinde der dritte Teil dazu beigetragen werden soll.¹⁴⁾

Inzwischen war am 17. August 1756 in der untern Papiermühle (N. E. 18) unvermutet Feuer ausgebrochen und dieselbe bis auf den Grund eingedächert worden. Ueber 4 Jare stand sie leer und öde, und trotz Feilbietung und aller möglichen Bemühungen war kein Papiermacher aufzutreiben, der solche wieder aufgebaut und unter den früheren Bedingungen bewirbt hätte. Denn da in Fürstein schon eine Papiermühle (die obere) bestand, so wurden alle derlei Professionisten abgeschreckt und keiner getraute sich, seine Narung dabei zu finden. Da meldete sich endlich ein Käufer, der Fürsteiner Müller Ignaz Schöffel, um die Brandstelle gegen dem, daß ihm erlaubt würde, einen Malgang darauf zu errichten; doch sollte diese Mühle dem Fürsteiner Müller ohne Präjudiz sein, sondern das Malwerk rein zum Handel und Wandel betrieben werden, und falls es an einen anderen Besitzer als den Fürsteiner Müller gelangen würde, derselbe bei Strafe von 20 Mthlr. und im Falle öfterer Betretung bei gänzlicher Abschaffung von der Mühle keinem Gast, der in die alte Mühle gewidmet ist, malen, sondern sich des Malwerkes lediglich zum Handel und Wandel bedienen. Würde sich aber ein Papiermacher finden, der gedachte Mühle wieder zu derlei Betrieb einrichten wollte, so sollte ihm dies gegen den ermäßigten Zins von 20 fl. gestattet werden. Würde aber die Brandstätte weder zu dem einen noch anderen verwendet, sondern sich ein Korfschmied oder Dratzieher anbieten, der solche zu seinem Handwerksbetriebe gebrauchen möchte, so würde auch dies dem Käufer frei, wenn er nur ein untertäniger Besitzer ist und den Zins von 20 fl. richtig abfürt. Der Bau einer Malmühle auf jenem Plage unterblieb zwar damals und erst in den 1850-er

14) Das Borgrüner Gemeindebuch, so gemacht ist worden Anno 1746, aufbewahrt in der dortigen Gemeindelade.

Jaren wurde von dem gegenwärtigen Besitzer Max Baier das Werk hiefür eingerichtet, nachdem es zuvor als eine Waffenschmiede benützt worden war; doch kaufte Franz Weber 1784 von seinem Schwiegervater Anton Zebisch das Wohnhäusel N. C. 18 und errichtete auf der Brandstelle eine Dratmühle. Jetzt war aus der unteren Papiermühle die obere Dratmühle geworden. Denn die Draterzeugung hatte ihren Sitz auch auf den Wiesen gegen Aubach aufgeschlagen, wo die Familie Grund auf herrschaftlichem Boden die Dratmühle N. C. 45 baute. Am 28. März 1777 kaufte Bernard Grund um 250 fl. und den Zareszins von 11 fl. von der Obrigkeit die unter Pürstein befindliche alte Baustelle, welche einstmals als ein Hammerwerksgebäude gebraucht worden war, sammt dem dazu gehörigen Wassergraben und mit Erlengehölze umwachsenen „Leuchtl“, der anliegenden Gräferei und einem Platz, allwo alte Schutt- und Schlackenhausen gelegen sind, um daselbst eine Dratmühle zu erbauen. Dieses Geschlecht gehörte wol zu den reichsten, die Pürstein bis dahin zählte und besaß außerdem die Königsmühle zu Stolzenhain. Das Vermögen der „Grunds“ wurde im Jare 1801 auf 12.010 fl. 15 kr. W. W. berechnet. Auf dieser Dratmühle lastete die Verpflichtung, das zum Dratzug erforderliche Eisen von dem herrschaftlichen Eisenwerke zu beziehen und kein fremdes Eisen bei Verlust einzuführen, so wie die Aubacher Malmühle nicht im Geringsten in ihrem Betriebe zu verkürzen. Das Dratwerk N. C. 45, dessen Wert 1801 mit 1200 fl. W. W. angesetzt wurde, schätzte man 1819 sammt Wohn- und Nebengebäuden allein auf 11.597 fl. 33 kr. W. W. Es enthielt damals 1 Schmiede, 1 Blasbalg, 1 Wasserrad, 1 Drathammer, 6 Dratzangen und 4 Keiern. Die Familie Grund verblieb in diesem Besitze bis zum J. 1825, wo ihn Johann Grund an den Aubacher Wundarzt Wenzl Plach verkaufte.

Noch eine andere Feuersbrunst hatte im vorigen Jahrhundert die Ortschaft heimgesucht. 1726 brannte die obere Eisenstabhütte gänzlich nieder. Als Schichtmeister wird 1744 Ignaz Rlyher und nach ihm Josef Rlyher genannt. Im J. 1792 werden Johann Georg Weber (ein Bruder des bekannten Oberforstmeisters, Nikolaus Weber; aus Reichenweiher im Ober-Elfaß) und Bernard Grund als Pächter des Hammerwerkes erwähnt. 1796 aber ward der Pacht behoben, das Werk von der Herrschaft in eigenen Betrieb übernommen und Georg Weber als Schichtmeister mit einem Gehalte von 400 fl. und einigen Naturalien auf 9 Jare als Schichtmeister angestellt.

Noch ist zu erwähnen, daß zwischen der Papiermühle und der oberen Dratmühle von Josef Weinert, dem späteren Besitzer der Papiermühle, ein Leinölschlagwerk nebst Hufschmiede bei dem Wohnhäusel N. C. 21 errichtet wurde, welches dieser von Max Weber aus Aubach an sich brachte.

Pürstein als Kirchspiel.

Während aber die übrigen Ortschaften der Herrschaft, weil auf den Landbau angewiesen, keine besondere Vergrößerung erlitten, sehen wir unseren Ort, begünstigt von seiner Lage am Bache und dessen starkem Gefälle, durch Errichtung von Wasserwerken immer mehr sich erweitern. Jener Talesarm, der „Finkenstein“, welcher ein Jahrhundert vorher noch unbewohnt war, ist nun ein wichtiger Bestandteil des Dorfes geworden und im J. 1786 dessen Häuserzahl bereits auf 44 gestiegen. Noch mehr gefördert wurde der Aufschwung, den der Gewerbsfleiß hier nam, durch die neugefaltende Tätigkeit jenes erhabenen Kaisers, dessen Name insbesondere die armen Gebirgsbewoner mit Preis und Dank erfüllen

muß, nämlich Kaisers Josef II. Mit der von ihm verfügten Aufhebung aller dem Volkswohl abträglichen Klöster wurde gleichzeitig die Einziehung ihrer Güter ausgesprochen und daraus ein Fond zur Förderung religiöser und humaner Bildung, der „Religionsfond“ gebildet. Der Entstehung dieses Fondes verdankt Pürstein einen Seelsorger und Lehrer, welche die Gemeinde unter den früheren Verhältnissen gar nicht oder nur unter unerschwinglichen Opfern erlangt haben würde, und dennoch waren sie für Pürstein und die umliegenden Ortschaften ein immer fühlbareres Bedürfnis geworden. Der Weg zur Klösterler Kirche war zu weit und beschwerlich, namentlich zur Winterszeit, und die St. Josefs-Kapelle an den wenigen Tagen, wo hier Gottesdienst gehalten wurde, viel zu klein, um alle Andächtige zu fassen. Da brachte ein Dekret aus des Kaisers edler Hand, was so vielfach gefühlt und vermißt worden war. Im J. 1786 wurde ein Lokalist für Pürstein bestimmt und zugleich dessen Befoldung aus dem k. k. Religionsfonde angewiesen.

Der erste Lokalist war P. Augustin Fischer seit 19. November 1787. Er wohnt Anfangs bei dem Schmide Franz Krehan (N. E. 44) im ersten Stockwerke. Allein wegen verschiedener Unannehmlichkeiten wurde ihm von den Pfarrgemeinden das von Bernard Grund erbaute Auszugshäusel eingeräumt, wofür diesen mit Hofdekret vom 3. Juni 1789 ein jährlicher Zins von 16 fl. bewilligt wurde. Weil es gegenüber der später erbauten Kirche stand, so wurde es von den Gemeinden angekauft und als Bauplatz des neuen Pfarrgebäudes (1822 und 1823) verwendet, welches 4801 fl. 7¼ kr. W. W. kostete.¹⁵⁾

Um den weiten und beschwerlichen Weg zur St. Josefs-Kapelle zu vermeiden und zugleich den erforderlichen Raum zu einem Gotteshause zu gewinnen, wurde von den eingepfarrten Gemeinden über Andrängen des P. Schmiedl im Garten des Franz Engelstätter, Besitzers des oberen Wirtshauses am Bache da, wo bis in die letzte Zeit als Gedenkzeichen ein großes hölzernes Kreuz stand, in unmittelbarer Nähe der Pfarrerswohnung eine Notkirche erbaut und zum Gottesdienste eingerichtet. Dahin kamen auch die Messgewänder und Geräte aus der St. Josefs-Kapelle mit Ausnahme des Altars, der wegen der niedrigen Decke des Schauers nicht aufgestellt werden konnte. Mit Gubernialverordnung vom 18. September 1789 wurden für die hiesige Lokalie die beiden Glocken des Flöhauer St. Wenzel-Kirchens bestimmt und nebst der Glocke der Pürsteiner Kapelle auf einem Gerüste neben der Notkirche aufgestellt.

Auf P. Fischer, welcher am 15. Juli 1790 eines plötzlichen Todes starb, folgte am 18. Dezember desselben Jahres der Franziskanermönch P. Theodor Schmidl, am 30. März 1749 zu Böhmisch-Wiesental geboren. Unter ihm hielt der berühmte Leitmeritzer Bischof Ferdinand Ritter von Schulstein die kanonische Visitationsreise. Durch Verwendung des Saazer Kreishauptmannes von Mayer und des Schulkommissärs Johann Schmiedl gelang es dem rastlosen Bemühen des neuen Seelsorgers, daß zu einer neuen geräumigen Kirche am 11. Okt. 1795 der Grundstein gelegt wurde.¹⁶⁾ Er wurde von P. Maximil. Bannosch, Bezirksvikar in Raaden, eingeweiht und liegt hinter dem Hochaltare in der Mitte der Mauer etwa eine Elle über dem Grunde mit einer Beschreibung aller Merkwürdigkeiten dieses

15) Urban von Urbanstädt a. a. D. S. 101 beziffert den Bauaufwand fälschlich auf 948 fl. 53 kr. Eine gleiche Summe bezeichnet er als Baukosten des Schulhauses. (S. 102.)

16) Offenbar ist es nur ein Druckfehler, wenn bei Urbanstädt a. a. D. S. 100 als Jar der Grundsteinlegung 1775 zu lesen ist.

Baues wie auch der denkwürdigen Begebenheiten jener Zeit und der damals lebenden Kirchkinder. Noch bevor zu dem Kirchenbaue geschritten wurde, versammelte P. Schmiedl die Schuljugend auf dem Bauplatze und ließ von ihr den Grund zu dem Hochaltare graben, damit sie später das fromme Bewußtsein tragen könnte, die Ersten gewesen zu sein, welche den Grund zu dem neuen Opferherde und Gotteshause legten.

Der Bau schritt rasch vorwärts und noch im J. 1796 brachte man die Kirche bis auf den Turm unter das Dach. Mit Hofdekret vom 18. März 1797 wurden die Ortschaften Endersgrün, Weigensdorf und Röbling, welche bis dahin zur Wotzcher Kirche eingepfarrt waren, der Pürsteiner Seelsorge zugeteilt, die Lokalie Pürstein zur Pfarre erhoben und zugleich der bisherige Lokalist P. Theodor Schmiedl wegen „seiner vortrefflichen Eigenschaften und wegen seiner eifrigen Verwendung in der Seelsorge“ als Pfarrer um so mer bestätigt, als sich derselbe erbot, bis nach hergestelltem Frieden mit seiner bisherigen Lokalistendotation vorlieb zu nehmen und dem Religionsfonde nicht zur Last zu fallen. Durch den ganzen Sommer des J. 1797 wurde am Baue der Kirche gearbeitet und dieselbe auch vollendet. Sie ward noch im nämlichen Jahre von Paul Gruber, Oberamtmann und Baudirektor in Klösterle, mit Hilfe seiner beiden Söhne Emanuel und Augustin und des Klösterler Kunstmalers Franz Gaube ausgemalt. Die 3 Altarbilder verfertigte Josef Kramulin, Kunst- und Historienmaler in Karlsbad. Die Kirche kostete bloß 5678 fl. 11 $\frac{1}{4}$ kr. C. M., was freilich dadurch erklärlich wird, daß die Eingepfarrten die Furen und Handlangerdienste leisteten. Weil die Beendigung des Kirchenbaues in den Herbst fiel, so wurde als Kirchenpatron ein Heiliger gewählt, dessen Fest in jene Jahreszeit fällt, nämlich der hl. Wendelin. Noch in dem nämlichen Jahre u. z. am Festtage dieses Heiligen den 20. Oktober 1797 wurde die Kirche feierlich eingeweiht und dieses Freudenfest 3 Tage lang gefeiert. So gestaltete sich das erste Kirchenfest zu einem wahren Kirchweihfeste. Zur Erinnerung hält man seitdem diese beiden Feste immer am 4. Sonntage im Oktober. Die ersten drei Knaben, welche in der neuerbauten Kirche getauft wurden, erhielten zu Ehren des Kirchenpatrons den Namen Wendelin und waren Wendelin Luz von Reichen, Wendelin Lienert von Tschirnitz und Wendelin Zebisch von Endersgrün. Der Pfarrer Schmiedl war ein eifriger Vogelsteller und hatte überall Schlingen und Vogelherde. Er wurde 1813 als Pfarrer nach Neusattel überfetzt.

Ihm folgte am 11. Dezember (6. Oktober?) 1813 als dritter Seelsorger und zweiter Pfarrer P. Franz Wenzl Tschochner. Unter ihm erhielt die Kirche manche Bereicherung. Die 3 Altäre wurden gemalt, wie dies an der Wand hinter dem Hochaltare zu lesen ist: „Im Jahre 1826 sind unter Wenzl Tschochner, Pfarrer in Pürstein, die 3 Altäre der Pürsteiner Kirche durch die Vollthätigkeit der Kirchkinder von Andreas Friedrich aus Komotau gemalt worden.“ Ebenso sorgte Pfarrer Tschochner für ein neues Geläute. Es wurde in den Jahren 1842 und 1843 beigebracht, nachdem die am 17. Juni 1833 von dem Pilsener Glockengießer Wenzl Berner gelieferten Glocken schlecht und bereits nach 2 Jahren ausgeschlagen waren. Den Bemühungen dieses hochwürdigen Seelsorgers ist es auch zu verdanken, daß durch fromme Gaben die nötigen Geldmittel zur Anschaffung eines Kreuzweges zusammenkamen, welcher von dem Kunst- und Historienmaler Johann Grub in Leitmeritz gemalt und am 15. Mai 1849 von dem Franziskaner-Guardian P. Placidus Grüne eingeweiht wurde. Unter ihm ist weiters der große Glasluster von F. A. Fischer, Glashändler aus Morchenstern, angekauft worden u. s. w., gewiß würdige Zierden für ein Gotteshaus!

P. Tschochner, zu Sehlau bei Raaden geboren, verschied selig im Herrn und von Allen beweint am 4. August 1860. Noch im J. 1856 hatte er zur hiesigen

Festzeit sein 50-jähriges Priester-Jubiläum gefeiert, bei welcher Gelegenheit ihm der Titel eines „Erzdechanten“ verliehen wurde. Die Gemeinde unterließ es nicht, diesen Jubeltag in der festlichsten Weise zu begehen. Nachdem P. Tschöchner am 1. September 1859 mit einem jährlichen Ruhegehalt von 300 fl. und einer Personalzulage von 100 fl. in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden war, starb er als altersschwacher Greis (87 Jahre alt) und gänzlich erblindet inmitten seiner treuen Gemeinde, der er durch 46 Jahre als Seelenhirt vorstand. Ein Vater der Waisen und Wolltäter der Armen erübrigte er bei seiner bekannten Freigebigkeit ein kaum nennenswertes Vermögen und selbst dieses, bestehend aus einer Bibliothek (650 Werken mit 1310 Bänden) vermachte er dem Waisenhause zu Raaden in der väterlichen Absicht, sie so ungeteilt zu erhalten. Mit ihm ging das segensreiche Werk eines wahren Priesters zu Grabe. Denn er war ein treuer Diener des Herrn und seines Volkes und darum sei sein Andenken geheiligt!

Außer den Tröstungen eines Seelsorgers spendete der segnende Genius Kaisers Josef II. unserem Dorfe noch eine andere Wolltat, nämlich die Schule. In einem alten Schulverordnungsbuche heißt es: „Im J. 1787 den 28. September am Feste des hl. Wenzl ist der erste geprüfte Lehrer nach Pürstein angestellt worden Namens Franz Werner von der Prinz Wabersischen Herrschaft Ploschkowitz gebürtig aus dem Leitmeritzer Kreis.“ Bei dem Mangel eines Schulgebäudes wurde der Unterricht im sog. „Zinnerhause“ N. C. 8 erteilt. Das gegenwärtige Schulhaus wurde erst später gebaut. Der 2. Lehrer war seit 1810 Josef Bedl. Er war in Wohlau 1785 geboren und hatte in Reischdorf, welches sich zu jener Zeit einer ausgezeichneten Schule auf weit und breit erfreute, als Stolar gelernt. Mit einer für die damalige Zeit außergewöhnlichen Bildung für das Berufsaufgestattete diente er sodann im Egerlande, in Kupferberg, Neuhammer bei Bärzingen und in Weigensdorf, wo er sich 1806 mit der dortigen Förstertochter Maria Reiskmüller verheiratete und 1810 nach Pürstein übersetzt wurde. Noch lange, als ihm schon die Kräfte verlassen hatten, mußte er sein Brot im Schweiß des Angesichtes verdienen, bis er 1862 mit einem jährlichen Unterhalte von 165 fl. in den sauer errungenen Ruhestand trat. Josef Bedl verstarb am 6. Febr. 1865 bei seinem Sohne Theodor Bedl, Lehrer in Lunkau, und Alle, die ihm die erste Ausbildung zu verdanken haben, werden sein Andenken in Ehren halten. Der Verlust dieser Verkräft beschäftigte lebhaft die Fürsorge jener Familienväter, welche in einer zeitgemäßen Heranbildung ihrer Kinder eine Gewissenspflicht und sichere Gewähr für deren Zukunft erblickten und deshalb den weitaus größten Teil der Gemeinde bildeten. Von dieser Erwägung geleitet und wegen verschiedener Uebelstände, die sich bisher in Bezug der Wahl der Verkräfte und der Instandhaltung des Schulgebäudes eingeschlichen hatten, faßte der Gemeindeausschuß in der Sitzung am 9. Juni 1865 auf Grund des Gesetzes vom 13. September 1864 den Beschluß, daß bis dahin von dem Religionsforde über die Schule ausgeübte Patronat zu übernehmen, und wurde dieser Beschluß auch von dem k. k. Bezirksamte unterm 2. Jänner 1866 Nr. 3109 bestätigt. Ein so guter Wille die Merzal der Gemeindevertreter befehlte, so ante doch Reiner die Hindernisse und Gefahren, welche die Wahl eines neuen Lehrers den Bessergesinnten bereiten sollte. Die nachgefolgten Vorgänge bieten dem Kulturhistoriker allerdings reichlichen Stoff, um hier in einem kleinen Zeitgemälde die Zustände wiederzuspiegeln, unter welchen das Schulwesen im Ganzen und Großen senkte. Allein es hieße alte Wunden aufreißen; zudem leben die Ereignisse in zu frischer Erinnerung Aller, als daß sie an diesem Orte eine nähere Beleuchtung finden sollten,

und tagtäglich manen die schwarzen eiserne Kreuze an den Ortswegen als traurige Gedenkzeichen an die finstere Leidenszeit. Genug, der Kampf, der hier sich im Kleinen abwickelte, ist nunmehr auf allen Linien im Großen durch die neue Schulverfassung glücklich ausgefochten worden und dieses Bewußtsein muß jene wackeren Streiter mit stolzer Beugtaugung erfüllen, welche einst für ihr redliches Streben bloß Verächtlungen und Verfolgungen ernteten. Die ersten Mitglieder, welche in den neuen Ortsschulrat gewählt wurden, waren die Herren Wenzl Guba, Johann Lippmann und Ignaz Klein und leisteten am 4. Mai 1870 die Angelobung. Mit Beschluß des k. k. Landes Schulrates für Böhmen vom 22. April 1873 wurde bekanntlich die Erweiterung der Pürsteiner Schule zu einer dreiklassigen und die Errichtung einer zweiten Lehrerstelle vom 1. Jänner 1874 angefangen bewilligt.

Mit Dankbarkeit kann unser Dorf seiner früheren Grundherren gedenken, insbesondere des Grafengeschlechtes von Thun, welches nicht nur den Bergbau als ein heiliges Erbe seiner Besitzvorfahren warte und förderte, sondern auch hier in der Taleswilbniß freundliche Werkstätten dem Gewerbefleiß eröffnete; mit stolzer Freude und den Gefühlen treuer Ergebenheit müssen aber auch jene geistigen Werkstätten erfüllen, welche das k. h. Kaiserhaus für die Veredelung des Volkes als unvergängliche Denkmäler landesväterlicher Fürsorge mit der Kirche und Schule geschaffen hat. Ein Jeder, den in guten und schlimmen Tagen der Weg an der Kirche vorbeiführt, möge sich tief in die Seele das Chronogramm einprägen, welches der Parrer Schmiedl oberhalb der Kirchenthor anbringen ließ und das als eine fromme Manung und als ein stilles Gebet mit lauten Worten predigt:

„Dieses Gotteshaus Lief Franz Der Zweyte zVr Krlegszeit baVen.
Zeitlicher, eWiger FrKDe seY seln Lohn.“ (1798.)

Schlus.

Inmitten der Kriegsjare, welche unsere Gegend mit bedeutenden Lieferungen und namentlich im September und Oktober 1813 mit Durchmärschen und Einquartierungen der verbündeten Truppen heimgesucht hatten, war in unserem Orte ein Werk des Friedens, ein Gotteshaus entstanden. Der günstige Einfluß, den dieses Ereigniß auf Handel und Wandel übte, führte u. A. 1802 zu dem Baue des sog. untern Wirtshauses, nunmerigen Gasthofes zum Eisenhammer, und verschiedener Häuser in der Nähe der Kirche und wurde noch mer durch den Bau der neuen Straße gehoben, mit deren Vollendung die Verbindung zwischen den zwei weltberühmten Kurstädten Karlsbad und Teplitz hergestellt wurde. Den Straßenbau leitete innerhalb der Kisterler Herrschaft der Fabriks- und spätere Wirtschaftsdirektor Herr Johann Hillardt, welcher für dieses Verdienst 1853 mit dem goldenen Verdienstkreuze sammt Krone ausgezeichnet wurde. Die ersten Postwägen verkerten durch unser Dorf am 16. Mai 1852 und wurden von einer staunenden Menge erwartet. Während noch in den 1820-er Jaren Pürsteins Waarenbedarf in einem Büchsenranzen herbeigetragen wurde, boten nunmer 3 Kaufläden eine reichliche Auswal. Ein rüriges Leben zeigte darum unsere Ortschaft in der ersten Hälfte dieses Jarhunderts. Die Erwerbsquellen floßen noch ergiebig und zahlreiche Hände fanden bei den verschiedenen Werken eine lohnende Beschäftigung. Die Leitung des Eisenwerkes hatte inzwischen Georg Weber

geführt. Ihm folgte 1812 Leopold Stamm, ein Bruder des gefeierten Volkschriftstellers Herrn Dr. Ferdinand Stamm aus Orbus, als Schichtamtschreiber, welcher auch in dieser Eigenschaft verblieb, als das Eisenwerk 1815 an den Prager Kaufmann Grufz verpachtet worden war. Es wurde hierauf an Leopold Stamm selbst in den Jahren 1817 bis 1827 in Pacht überlassen. Anfangs in Gemeinschaft mit Grund, und betrug die jährliche Schmelze im Durchschnitt 1800 Ctr. Eisen. Mit Ablauf des Pachtess hatte die Herrschaft das Eisenwerk zum eigenen Betriebe übernommen und kein Geldopfer gescheut, um die Eisenerzeugung in Aufschwung zu bringen. Nachdem Herr Anton Walter als Schichtmeister bestellt worden war, wurde der alte Hochofen niedrigergerissen und 1832 vom Grafen Josef Mathias nach der Angabe des Neu-Joachimstaler Schichtamtsdirektors Meher und nach dem Plane des Prager Vaudirektors Pawittschel ein anderer von Grund aus erbaut. Der Bau selbst wurde unter Leitung des Wirtschaftsrates Josef v. Wanied und des über das Schichtamt die Aufsicht führenden Forstmeisters Raphael Wessely unter Aufsicht des Schichtmeisters von dem Baumeister Karl Eich aus Maschau ausgeführt und kostete weit über 16.000 fl. C. M. Die Einweihung erfolgte durch 3 Geistliche und gestaltete sich zu einem großartigen Feste, an welchem sich außer den gesammten herrschaftlichen Beamten und Vergleuten auch die bürgerlichen Scharfschützen von Klösterle beteiligten. Die ganze Feierlichkeit ist auf einer im Schießhause zu Klösterle befindlichen Scheibe von dem rüchlichst bekannten Maler Gruber mit großem Geschick dargestellt worden. Aus den im Grundsteine enthaltenen Aufzeichnungen ist zu ersehen, daß im J. 1832

W. W.

1 Wag oder 30 böhm. Pfund Drateisen	6 fl. — kr.
1 böhm. Strich Korn	10 fl. — kr.
1 böhm. Strich Weizen	12 fl. — kr.
1 böhm. Strich Gerste	7 fl. — kr.
1 böhm. Strich Hafer	4 fl. — kr.
1 Pfb. Brot	— 5 kr.
und 1 Maas Bier	— 10 kr.

kostete. In dieser Zeit wütete nicht nur in Böhmen sondern fast in allen Ländern eine sehr böse Krankheit, welche eine zallose Menge Menschen hinwegraffte, die Cholera. Sie soll von den Russen in einem Feldzuge aus Persien nach Rußland eingeschleppt und von da über ganz Europa verbreitet worden sein.¹⁷⁾

Noch in den 1840-er Jahren beschäftigte das Eisenwerk außer den verschiedenen Handlangern und Furgleuten über 50 Personen und lieferte aus den Erzen, welche von 20 Vergleuten unter dem Steiger Krems teils in Kleintal, teils in Saadorf und Orbus gewonnen wurden, 1000 Ctr. Schmied- und 500 Ctr. Gußeisen. Die Papiermühle erzeugte unter Anton Burkart jährlich 1800 Rieß Papier. Bei der Dratmühle N. C. 45 standen 1 Meister, 9 Gesellen und 2 Lerknaben in Arbeit u. s. f. Allein die folgenden Jahre namentlich seit 1850 brachten keine günstige Wendung für die Narungsverhältnisse unseres Dorfes. Je mer sich das Maschinenwesen und der Großbetrieb auf dem Gebiete der Fabrikation entsfalteten, desto mer erlamten und verschwanden die Kleingewerbe. Schon in den 1840-er Jahren ward die Dratmühle (N. C. 45) in eine Schu h l e i s t e n f a b r i k (Gebrüder Schrimpf) umgebaut; allein schon in wenigen Jahren darauf verwandelte sie

17) Auf Glas geschrieben von Josef Melzer — im Besitze des gegenwärtigen Eigentümers Herrn Josef Weinert in Schmiedeberg.

der Prager Gewerfabrikant A. W. Lebeda in eine Hofsabrik, wobei das Werkgebäude in der Nacht zum 28. November 1848 von böser Hand in Brand gesteckt wurde. Bei dem sinkenden Bedarfe an Schußwaffen wurde die Hofsabrik 1854 wieder aufgelassen und später in eine Malmühle umgeschaffen. Ein gleiches Loos ereilte den Waffenhämmer N. E. 18, welcher ebenfalls einer Malmühle weichen mußte. Auch die Papierbereitung hatte immer mer an Ertrag abgenommen und fürte seitdem nur ein sieches Dasein. Einem längeren Kampfe erlag schließlich auch das Eisen- und Hammerwerk. Nachdem es an Baron von Lindheim, gleichzeitigen Besitzer der Eisenwerke in Wiltschitz, verpachtet worden war, stellte sich bei dem steten Steigen der Holzpreise und Feuerung trotz mannigfacher Verbesserungen immer mehr die Nothmacht heraus, der Mitbewerbung anderer Gegenden und Länder, namentlich dem englischen Eisen die Stirne bieten zu können. Der neue Besitzer Herr Werner Friedrich Freiherr von Riese-Stallburg, welcher das Eisenwerk N. E. 10 sammt Gebäuden und Grundstücken um 12.600 fl. erkaufte (die Abschreibung erfolgte in der Landtafel am 20. Feber 1864) erkannte gar wol diese Schwierigkeiten und richtete sein Augenmerk darauf, die kostspielige Holzsole durch ein billigeres Heizmittel zu ersetzen und namentlich die nahen Braunkohlenlager durch Coakstrung hiefür auszubenten. Allein die Versuche, welche in dieser Richtung hierorts von dem Direktor Alexander Thoma aus Preussisch-Schlesien mit bedeutenden Geldopfern des Bergheeren angestellt wurden, blieben erfolglos und so wäre der Betrieb des Werkes gänzlich erloschen, wenn nicht 1868 der Hammer Schmid Gustav Müller aus Warta die bereits baufällige obere Hammerhütte (N. E. 34) zu einem Waffenhämmer hergerichtet hätte. Die untere war schon 1854 zu einer Brett- und Schindelsäge, verbunden mit einer Knochenmühle, von der Herrschaft verwendet worden. Zum Andenken trägt das untere Wirtshaus noch immer das Schild „Gasthof zum Eisenhammer.“ Bei dem Versiegen der Haupterwerbsquellen und bei dem gänzlichen Darniederliegen der Klöppelei, welche sonst viele Familien ernährt hatte, waren die 1850-er Jahre eine Zeit harter Prüfung, und es kann demnach nicht verwundern, wenn im J. 1855 sogar ein Menschenleben (Josef Wirth sog. „Höbel-Mann“) dem Hungertode zum Opfer fiel. Die wiederkehrende Kartoffelfäule gefellte zu den vielen Hausarmen unzählige Bettelente aus dem Gebirge und schaaarenweise zogen hungernde Gestalten von Haus zu Haus.

Wir würden daher unser anmutiges Bergtal in einer trostlosen Lage verlassen, wenn nicht in der Neuzeit eine Wendung zum Besseren eingetreten wäre. Hieher gehört in erster Reihe die Errichtung einer mechanischen Weberei durch die Herren Leopold und Max Dormitzer. Es wurde dadurch zu einer Zeit ein lonender Erwerb erschlossen, als anderwärts zufolge des amerikanischen Krieges und Stockens des Baumwollhandels viele Fabriken die Arbeit gänzlich oder doch größtenteils eingestellt und so viele Familien ihren Verdienst verloren hatten. Auch die Eisenbanfrage, welche bereits am 19. November 1865 von einer Versammlung im Gasthose zum Eisenhammer angeregt worden war, ist, wenn auch weniger für unsere Ortschaft, so doch im Allgemeinen für das Egertal glücklich gelöst worden. Wenn gleich die hiervon erwartete Wiedereröffnung des Eisenwerkes nummer ein frommer Wunsch geworden ist, so steht doch zu gewärtigen, daß dessen Ankauf durch Herrn Josef Weinert, welcher überdies einen ansehnlichen Kalkofen mit beträchtlichen Kosten 1872 aufgeführt hat, eine anderweitige Verwertung der bislang unbenützten Gebäude und Wasserkräfte mit sich bringen wird. Ein weiterer Gewinn für die Ortschaft ist ferner der durch den verstorbenen Architekten Wenzl Hagenauer bei dem Besitze N. E. 3 in Auf-

schwung gekommene Kalkbau und die hierdurch hervorgerufene Cementmühle sowie die Einführung der Korkstopfenfabrikation durch Herrn Protop Artmann, welcher auf der Wiener Weltausstellung 1873 die Verdienst-Medaille für Korkholzwaaren errungen und so auf dem Weltchauplatz der Völker auch unser bescheidenes Dorf zu Ehren gebracht hat. Nicht zu übersehen ist auch, daß von den strebsamen Gebrüdern Kühnl durch Vereinfachung des Betriebes und Verwendung von Holzkasse die Papiererzeugung neu belebt und gekräftigt worden ist. Diese kleine Fabrik verdient den Besuch eines jeden Fremden. Sie ist das Werk eines einfachen Papiermachergehilfen nämlich des Hrn. Karl Kühnl. Ohne einen Unterricht im Zeichnen und technische Bildung genossen zu haben, ist das Ganze sowol das Getriebe als die Bereitungsmaschinen vom großen Wasserrade angefangen bis herab zur kleinsten Welle aus der Hand dieses rastlos tätigen strebsamen Erenmannes hervorgegangen und wie der bescheidene Raum, die spärliche Wasserkraft mit kluger Berechnung und zugleich mit möglichster Schonung der durch vielfürige Händarbeit in Sachsen mühsam erschwungenen Geldmittel ausgebeutet wurde, wird selbst einem flüchtigen Blicke nicht entgehen. Auch die alte Papiermühle ist im J. 1874 von Hrn. Konstantin Lanzemberger aus Stahlberg in Sachsen von Grund aus neu gebaut worden. Besonders erfreulich ist die Erscheinung, daß die Naturreize unseres wildprachtvollen und doch überaus freundlichen Waldtales immer mer gewürdigt werden. Das Dorf mit seinen schmucken, lieblichen Gärten, den gigantischen Bergeshöhen, über welche der rauhe Nordwind dahinrast, und das prangende Wiesenland gegen Aubach, wo der Zephyr losend mit den Blumen ihren balsamischen Blätenduft in die würzige Waldesluft hauchen läßt, Alles dies ist geeignet, dem lärmenden Geräusche der Großstadt zu entrücken, das stürmische Gemüt mit dem ländlichen Stillleben zu versöhnen und den Balsam süßen Friedens in die müde Menschenbrust zu träufeln. Als eine beliebte Sommerfrische hat Pürstein im letzten Jahre Gäste aus Leipzig, Berlin, selbst Teplitz herbeigezogen.

Um das Maß des Glückes voll zu machen, wurde jüngsthin in der herrschaftlichen Drettmühle eine Säuerlingquelle entdeckt, welche bei einem günstigen Ergebnisse der Untersuchung, der dieses Edelmasser gegenwärtig unterzogen wird, von Seite des gräflichen Besitzers dem Publikum in der großmütigsten Weise zugänglich gemacht werden soll.

Im Zusammenhange mit dieser gedeihlichen Entwicklung stehen die von Jar zu Jar hinzuwachsenden Neubauten und der namhafte Verkehr, welcher das am 15. April 1871 eröffnete k. k. Postamt manches vorname Städtchen überflügeln läßt.¹⁸⁾ Ein gleich günstiges Zeichen für den Anbruch einer besseren Zeit ist die

18) Nach der letzten Volkszählung im J. 1869 zülte

Aubach	23	Häuser	109	männliche,	98	weibliche,	zusammen	207	Einwohner.
Enderögrün	26	"	67	"	77	"	"	144	"
Reihen	28	"	88	"	84	"	"	172	"
Tschirnitz	40	"	180	"	193	"	"	373	"
Kleinthal	42	"	133	"	137	"	"	270	"
Pürstein	72	"	258	"	273	"	"	526	"
<hr/>									
daher d. Ortsgem. Pürstein	230	"	830	"	862	"	"	1692	"
Köbling	17	"	48	"	49	"	"	97	"
Weigensdorf	56	"	161	"	173	"	"	334	"
<hr/>									
und das ganze Kirchspiel	303	"	1039	"	1084	"	"	2123	"

geistige Rürigkeit, wie sie insbesondere in den Bestrebungen und Leistungen des am 15. November 1868 gegründeten Fortbildungsvereines „Eintracht“ für Pürstein und Umgegend entgegentritt. Es war der erste derartige Verein in einem weiten Umkreise.¹⁹⁾ Wer daher auch nur einen flüchtigen Rückblick auf die Entwicklung unseres Dorfes wirft, der wird sich mit uns des woltätigen Aufschwunges freuen, den es seit Alters her, gleichsam einem Naturgesetze folgend, jedoch unter dem Flügelschlage der Neuzeit mit größerer Beschleunigung genommen hat. Wol mag Mancher noch immer nach besseren Tagen sich sehnen; doch die Zeit rollt schnell und fast jedes Jar bringt ein neues Bild. Und so scheiden auch wir von der teuern Heimat in der Hoffnung, daß immer glücklichere Geschlechter auf jene zurückblicken werden, die längst nach einem schwer geprüften Dasein unter der Erde den ewigen Frieden gefunden haben.

Möge der Himmel die Geschicke unserer Ortschaft auch weiterhin zu ihrem Besten lenken und segnend über diesen Tälern walten! Dies ist unser letzter Wunsch, unser Abschiedsgruß!

U f f o H o r n .

Lebens- und Literaturbild

von

Karl Viktor Ritter von Hausgirk.

I.

Knabenjahre.

Wenn Leben und Dichten eines der befähigtesten Poeten Deutschböhmens in diesen Blättern einer eingehenderen Schilderung unterzogen werden, so ist solch literarischer Versuch nicht blos als Akt schuldiger Pietät, sondern auch als ein solcher zu betrachten, welcher lebhafter Theilnahme des Leserkreises der „Mittheilungen“ würdig sein dürfte. Uffo Horn war ja nicht allein seiner Zeit die populärste Gestalt des Riesengebirges, sondern auch einer der wenigen in Deutschland rasch zu Ruf gelangten Poeten.

Uffo Horn kam den 18. Mai 1817 in der k. Leibgedingstadt Trautenau — einem der wichtigsten Vororte des Riesengebirges — als der Sohn des ehemaligen Officiers und nachmaligen k. k. Tabakverlegers Ferdinand Horn zur Welt.

Das schön gelegene Trautenau war schon zur Zeit der Geburt und der Knabenjahre Uffo Horns ein industriell schwungreicher Ort, wo Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie, namentlich aber eine ausgebreitete Fabrikthätigkeit an der Wasserader der Alpa besser gedieh als an andern Stellen. Auch wußte man in dieser Stadt von bedeutenden historischen Katastrophen zu erzählen. — Seltsamer Weise fiel auf die Wiege des Knaben eine Art romantischen Schimmers durch seinen merkwürdigen Vornamen Uffo. Hatte ihm Verggeist Rübbezah!

19) Siehe den bei den Brüdern Butter in Komotau gedruckten Bericht über das I. Vereinsjar.

dies seltsame Geschenk in die Wiege gelegt? Nein! Es war ein Pathe gewesen, der den Namen Uffo in Vorschlag gebracht.

Das kerngesunde Kind wurde auch von dem Trautenauer Stadtdechant P. Legler als „Uffo Daniel“ in aller Form getauft. Vor dem Taufakte fiel aber dem Knaben der Apfel der Eris schon in die Wiege. Eben der Name „Uffo“ war für den heiligen Taufakt ein Stein des Anstoßes geworden.

Der Taufpathe des Knaben, ein wohlbestellter Kontrolleur des Salzamtes, Namens Zachow, welcher, in der Ritter- und Räuberliteratur mehr als genügend bewandert, gerade vor dem Eintritt der Pathenschaft den Roman: „Uffo von Wildungen“ gelesen hatte, bestand darauf, daß der junge Sprosse des Tabakverlegers mit diesem romantischen Namen getauft werde.

Der Verleger, eine kernige hochoriginelle Natur, gab sich mit diesem Vorschlag zufrieden, beschloß jedoch dem exotischen „Uffo“ den alttestamentarischen Namen „Daniel“ beizufügen.

Der Name Uffo stand jedoch der Milch der frommen Denkungsart der guten Mutter nicht recht zu. Sinne, und auch der Daniel klang ihr zu alttestamentarisch. Sie wollte einen untadelhaft christlichen Patron aus der Reihe bekannter Märtyrer und Nothhelfer. Es wäre kurz vor dem Taufakte bald zu einer Katastrophe gekommen. Dechant Legler weigerte sich den Knaben auf die vorgeschlagenen Namen zu taufen. Da rückte Vater Horn seinem Gegner mit einer raschen Bombe zu Leibe. Derselbe erklärte, er sehe sich im Weigerungsfalle bemüßigt, ohne weiters zum Pastor des benachbarten Dorfes Hermanseifen zur Taufe zu fahren.

Ferdinand Horn, ein geborner Pole, ein charakterfester tüchtiger Mann, galt von seinen Soldatenjahren her als ein gefürchteter Patron. Er hatte, wie er von sich stets rühmte, „bei fünf Puiffangen“ tapfer gedient und als Pole wie als Soldat ein gar reiches Leben von Abenteuern hinter sich, dem er bei seinen vielfältigen Erzählungen ein lebhaftes Kolorit nie versagte. Mit Auszeichnung hatte Ferdinand Horn zuletzt als kaiserlich österreichischer Soldat noch in den Napoleonischen Kriegen gedient. Nachdem er mehrfache Wunden erhalten, fühlte er sich alsbald gezwungen, weiteren Waffendienst aufzugeben. Zur Belohnung seiner auf dem Schlachtfelde erworbenen Verdienste schenkte ihm der Staat vom Jahre 1815 ab den einträglichen Tabak-Hauptverlag Trautenau's, eine Friedensanstellung, die er sich ruhiger und ergiebiger kaum wünschen konnte. So durfte der Hausdegen jetzt einer sehr behaglichen Häuslichkeit pflegen. Seine Ehegattin — eine gütige und gemüthliche Frau — war ihm eine treue und sorgsame Marthe und dem einzigen Sprossen eine zärtlich liebende Mutter geworden, unter deren Obhut das leibliche Wohl des Kindes prächtig gedieh.

Ein Ereigniß seiner Kindesjahre jedoch versetzte ihn auch noch in späteren Jahren in eine peinliche Erinnerung. Der kleine Uffo, dessen eigene Taufe für ihn bald verhängnißvoll geworden wäre, mußte als Knäblein von vier Jahren eine väterliche russische Taufe bestehen. Als der Vater seinen kleinen Uffo vom Scharlach gar arg befallen sah, schickte er eines Abends Mutter und Hausleute frühzeitig schlafen und ging, den kleinen Patienten an der Hand führend, mit Med. Dr. Dittrich in die Küche. Während der Doktor den kleinen Schmerzreich sorgsam auf den Armen hielt, präparirte Papa Horn das eiskalte Bad frischen Apawassers mit höchsteigener Hand, sich wohl der Wolga erinnernd, an deren Ufern er als Jüngling einmal gestanden hatte.

Während dessen erhob sich von der Gasse weg ein heftiger Lärm. Es wurde kräftigst an das verschlossene Hausthor gepocht und um Einlaß begehrt. Auf

Horns Frage wurde das Geschrei immer heftiger, bis eine Bassstimme den un- sanftesten Ruf jetzt vernehmen ließ: „M a c h e d o c h a u f ! K i n d e s m ö r d e r d u !“ —

Dieser Unterbrechung zuvorzukommen, warf der Vater Uffo rasch in das Bad. Um aber jeder Invasiön zu begegnen, stellte er sich — einen alten Säbel in der Hand, den Rücken durch die Wand gedeckt — vor des Kindes Badewanne hin. Der Schaar Ungezügelter — an deren Spitze ein Schuster Namens Kegel stand — wurde doch endlich die Thüre geöffnet.

Die Scene, welche die Eindringlinge zu schauen bekamen, wirkte aber so seltsam auf ihre Gemüther, daß keiner eine Einwendung wagte. Als Dr. Ditt- rich den Knaben aus der Wanne in die Höhe hob, fing er leise zu stöhnen an, während er doch bis dahin im kalten Bade still gelegen hatte.

Bei diesem ersten Lebenszeichen verlor sich bald der Schuster mit seinem Anhang. Er war ein kreuzbraver, ehrlicher Mann und der Vater eines Mäd- chens, das Uffo's erste Gespielin gewesen. Dieje kleine Klara hatte das Vorspiel zu dem Bade verrathen und den Widerstand angefaßt.

Aus diesem Grunde wurde Klara — Uffo's einziger Umgang — aus dem Hause gemagregelt.

Das war nun die erste tragische Geschichte des Knabenherzens, dem im Laufe der Jahre noch weit böfsere nachgefolgt sind. Doch diese erste Nemesis war von keiner ewigen Dauer. Des Vaters Herz ließ sich wieder erweichen und Klär- chen wurde als Gespielin reaktivirt.

Das kalte Bad aber hatte dem jungen Patienten ganz vortrefflich bekommen und Muskeln und Nerven des rasch wachsenden Knaben prächtig gestählt, der gelegentlich ein Bad in dem frischen Gebirgswasser der Aupa nicht verschmähte, wo er sich in derselben Flut mit der stromaufwärts sich schnellenden Forelle ge- badet, bis an die Brust hinan kühl.

Uffo hatte sich in späteren Jahren zum kühnen Schwimmer gebildet und nicht einmal tummelte ich mich mit ihm in dem kristallhellen Spiegel des Jo- hannisbader Sprudelbassins munter umher, dessen wie Champagner perlende Wellen auch noch das Vergnügliche hatten, daß junge Nymphen im blendend weißen Badekostüme längs der Fassungsände in dem Geviert des Sprudelrau- mes scherzend ab und zu promenirten, während wir jungen Leute uns in der Mitte des Bassins etwa eine Klafter tief in das spiegelklare Wasser versenkten und als Tritonen unsern Spuf spielten. Mehrmals erinnerte sich dann der Jüngling, wenn er in dem 23 Wärmegrade haltenden Sprudelwasser in der Nähe einer liebenswürdigen Dame gebadet, an des Vaters russisches Eisbad und an das kleine Klärchen daneben.

Auch noch weitere Fähigkeiten hatte der kleine Junge im zarten Alter zu bestehen, unter denen als ein beunruhigender Zwischenfall erwähnt werden mag, daß er kurz nach der Zeit des russischen Bades sehr unglücklich von einer Treppe herabfiel und sich den Elbogen des linken Armes verletzte. Vater Horn mißtraute den bedenklichen Mienen der herbeigeholten Stadtärzte, die keine rasche Hilfe in Aussicht stellten, und fuhr in seiner gelben, den Stößen der Landstraße heroischen Widerstand leistenden „Barke“ — (so wurde im Hause Horn die alte Parade- lustsche genannt) — mit dem leidenden Jungen zu einem mit Arm- und Wein- brägen sich glücklich befassenden Bauer.

Hatte der arme Junge schon am Wege sein Ungeinac standhaft ertragen, so ging es ihm unter der Tortur des resoluten Bäuerleins noch weit beklagenswerther.

Er hielt alle damit verknüpften Schmerzen mit trögiger Geduld aus, wozu ihn vorzugsweise die Erzählungen seines Vaters von verwundeten Soldaten, die

nicht geschrien hätten, am meisten bestimmten. Ueberhaupt hatte Vater Horns martialisches Wesen, der das Kind unter eine eiserne Disciplin stellte, welche zu der ruhigen und nachgiebigen Milde der Mutter einen nicht ausgeglichnen Gegensatz bildete — auf dasselbe einen imponirenden Eindruck nicht verfehlt.

Wenn Vater Horns Zornesader schwellte und die dunklen dichten Jupiterbrauen und Wimpern drohten, zu den strafenden Blitzen zu greifen, da sah man sogar noch den Jüngling erbeben und sich stillschweigend resignirt in eine Ecke drücken.

Uffo's Mutter stand seinem Herzen stets näher, dessen weiche Seiten er von ihr geerbt hatte. Sie verstand es auch, bei starken Krisen später zwischen Brausekopf Vater und Brausekopf Sohn mild zu vermitteln, wie sie es schon in den Tagen der Kindheit des Letzteren zu thun gewohnt war. —

Die guten Anlagen des Knaben, der als einziges Kind wohlbemittelter Eltern einer schönen Zukunft entgegenging, berechtigten schon sehr frühzeitig zu der Hoffnung, ihn in erfolgreicher Weise des Schulunterrichtes theilhaft werden zu lassen.

Vier Jahre alt wurde darum der kleine Uffo schon zu den Anfangsgründen des elementaren Unterrichtes verhalten und im fünften Jahr in die Schule seiner Vaterstadt geschickt, die sich dazumal eines guten Rufes erfreute.

Ein paar tüchtige Lehrer leiteten den ersten Unterricht Uffo's. Sie erkannten und weckten allmählig die außergewöhnliche Fassungskraft des muntern Knaben, verstanden schon damals, sein großes, ihm stets treu gebliebenes Gedächtniß zu üben, und machten es zur Freude des Vaters, aber zum Leidwesen seiner Mutter möglich, daß der siebenjährige Knabe nach dem damals berühmten Kleinseitner Gymnasium der mater Praga reiseflügig gemacht werden sollte.

In der Zeit der Stellwägen, die von den häufigen „Einstellungen“ auf den Zwischenstationen so geheißen haben mögen, im Jahre 1825 des Heiles war der Weg eines angehenden Studenten von Trautenau bis Prag wohl eine Reise zu nennen.

Das zarte siebenjährige Muttersöhnchen hatte den ersten Abschnitt seines Lebens — die lachende Kindheit mit dieser ersten Reise, auf der ihn die besorgte Mutter begleitete, mit ihrem schönsten Morgendufte zurückgelassen. Auch die schöne Heimat war hinter ihm — und doch hatte diese schöne Heimat gewiß schon damals für die Zukunft befruchtenden Keim — die ersten Eindrücke der prachtvollen, idyllischen, aber gebirgsfrischen Waldnatur — in seinem Herzen und in seinem gestaltenden Sinne hervorgebracht.

Waren es ja doch dieselben Auen, die ihre erlenreichen Bachufer bis an das Weichbild der im segensreichen Kessel liegenden Stadt drängten, rauschten ja dieselben Wellen an das feine Ohr des Knaben, der alle Melodie, nur nicht die — der Musik verstand, umragten ja den Kessel dieselben anmuthreichen Hügelketten, mit Kapellen und Kreuzen bekrönt, die sein für anmuthige Linien so begabtes Auge in späteren Zeiten gar klassisch beschrieb, war es ja dieselbe imposante Schneekoppe, deren im Frühjahr noch weißschimmernder Scheitel in das üppige Wiesen- und Saatengrün des lachenden Lupathals niederglänzte, für deren Duft und Farbentöne der descriptive Dichter später eine so treue Heimatsliebe zu offenbaren verstand! —

War es ja endlich derselbe häusliche Herd, neben welchem seine Wiege stand, der den Studenten später immer wieder empfing, dasselbe schöne gehäbige Haus, das an der südlichen Langseite des heitern und geräumigen Stadtplatzes mit seiner Fassade so glücklich situirt war, daß die Schneekoppe — der König des Riesens-

gebirges — ihr weißschimmerndes urewiges Haupt in den Purpur des Abendlichtes getaucht den Fenstern der Hauptfronte beinahe nickend entgegenstreckte.

Solche Eindrücke, den Knabenjahren eines Dichters eingeprägt, bleiben unverlierbar und geben gebieterisch seinem individuellen Denken, Schaffen und Fühlen, wenn auch oft unbewußt, das erste Ferment.

Da liegt Alles oft schon vorgebildet in dem Geiste des empfangenden Knaben, daß es sich in dem des Jünglings und Mannes producirend gestalte.

Dies kann aber nicht bloß von den landschaftlichen Eindrücken gelten, es gilt auch vom Heimatshaufe und des Hauses Flur, von der Mutter liebeszagem Wesen und ihrem vorsorglichen Gemüth, welches Uffo in späteren Jahren auf seine Freunde übertrug, es gilt von dem hohen Sinn für Unabhängigkeit und Freiheit, von der idealen Auffassung aller Menschenrechte, deren erste Keimkraft dem Knaben auf dem Boden des väterlichen Freimuthes entstand, der sich nicht gerne und immer den gegebenen Verhältnissen beugte, dessen scheinbare gegen seine Mitbürger ausgeübte Tyrannei bloß die Quelle hatte, dem Kanon allgemeiner Gerechtigkeit Rechnung zu tragen, und dessen polnische Abstammung dem glühenden Patriot den seine selbsteigenen Gesetze diktirte.

Sollte sich die starke Individualität des Vaters nicht schon am häuslichen Herde, wo seine Familienautorität als ein unbedingtes Gesetz galt, in dem Herzen des Knaben mit nicht zu vertilgenden Spuren eingeprägt haben?

Da war es aber nicht bloß des Vaters seine und höchstrenge Ehrliche, sein Freimuth und Unabhängigkeitsinn, welcher gegen alle Widerwärtigkeiten des menschlichen Lebens, gegen alle Mißbräuche der Gesellschaft offen und kräftig mit Worten zu Felde zog, da war es auch die zugreifende, thatenlustige und reformbereite Art und Weise des Vaters, das stets zu Erfolg und Strafe sich geltend machende militärische Haudegenhum, welches schon damals in Uffo Furcht und Respekt erzeugte, und später in der Streit- und Kampflust des Jünglings, der stets männlich für seine Ideale einstand, sowohl im Zweikampf als auch im Volkskriege für seine Überzeugungen zu bluten verstand, seine Erneuerung fand.

Es war kein Wunder, daß des Vaters soldateskes Machtwort im Hause galt, denn demselben beugte sich auch ein großer Theil der Bewohner Trautenaus, welche von Ferdinand Horn Jahre lang in mancher Beziehung dominirt worden waren.

Sein Einfluß, durch seine Wohlhabenheit und durch seinen praktischen Sinn unterstützt, machte sich vorzüglich in der Leitung und Organisation des Trautenaus Schützenkorps geltend, an dessen Spitze durch eine Reihe von Jahren der hyperenergische Mann stand.

Einige Male mußte der Knabe davon Zeuge sein, wie sein Vater öffentlich das strafende Gesetz vollzog und die in flagranti ertappten Gauner und Taschendiebe an den Raubenspfeller seines Hauses band, um eigenhändig einen Akt selbsthelfender Gerechtigkeit zu konstatiren.

Nebst den landschaftlichen und den häuslichen Einflüssen — war es aber auch der Hauch und Schimmer der örtlichen Sage und das Gepräge der historischen Erinnerung, welches auf des Knaben Eindrücke nachhaltig wirken mußte. Athmete er denn nicht in Rübzahl's Zauberrevier? Umgaben ihn nicht die Nymphen am Quell des Johannesbrunn? Hor nicht in den vielgestaltigen Nebeln der Heimat das geheimnißvolle und dunkle Sagenthum des Riesengebirges?

Spielten überdies nicht um den Knaben herum allerhand Pascher- und Grenzergeschichten ihr abenteuerliches und unheimliches Wesen? Blutete auf

dem Boden der alten Grenzstadt nicht deutscher Sinn, deutscher Opfermuth, deutsche Vaterlandsliebe? —

All diese Elemente werden sich in den Werken des herangewachsenen Autors als Einfluß ühend, ja als beherrschend nachweisen lassen.

2. Gymnasialstudien.

Der für das Gymnasium eigentlich viel zu junge Uffo befand sich nun bald in Böhmens Hauptstadt, aber in dem ruhigsten Viertel der Herrnhäuser, damals zugleich in dem Stadttheil der kleinen Beamten und kleinen Studenten — auf der Kleinseite.

Er wohnte in einem Hause der gräflich Erwein Nostitz'schen Reitschule. Wer diesen Platz, eigentlich diesen gartenartigen von niedern Häusern umringten Hofraum von früher her kennt, wo zwischen grünen Bäumen in stiller Verlassenheit nicht weit von dem Moldbauufer, aber fern ab von den Brücken einige Bildhauer ihre Meißel auf werdende Grabmäler schwingen, der wird zugestehen, daß diese Umgebung darnach angethan war, einen jungen Musensohn nicht zu zerstreuen, und in ihm die Täuschung zu wecken, als sei er noch fortan am Lande.

Um dem kleinen Uffo auch die Illusion zu erzeugen, als befände er sich nicht bei Fremden, sondern als ein Hauskind im gemüthlichen Familienkreise, wußte seine Mutter das treffliche Haus Zimmermann zu gewinnen, wo Uffo wohnte und unter der Leitung und Aufsicht des genialen und zugleich so biedern Familienhauptes Prof. Joh. Aug. Zimmermann studierte.

Zimmermann, Professor der Humaniora auf dem Kleinseitner Gymnasium, war das Prototyp eines Humanisten, voll edler Würde, echter Menschlichkeit und idealster Bestrebungen, ein liebevoller Züchter aller jugendlichen Talente. Er war der Vater des frühe berühmt gewordenen derzeitigen Professors Hofrathes Dr. Robert Zimmermann, Vater und Sohn — Philosophen, Dichter, Aesthetiker.

Wenn irgend ein Haus, so war es eben dieses, welches dichterische Neigungen zu wecken, aber auch zu regeln geeignet gewesen.

Im Jahre 1825, als Uffo auf das Gymnasium nach Prag gebracht worden war, bestand das Verbot, Kinder unter zehn Jahren in dasselbe nicht aufzunehmen. Allein diese Regel hatte doch wieder seltene Ausnahmen, und als eine solche wurde der frühreife Knabe betrachtet.

Vater Horn wollte in dieser Beziehung glücken und freute sich über diese Ausnahme, die sein Sohn konstatirte.

Unter Prof. Plahl, einem Jesuitenzögling und äußerst pedantischen aber eben so eifrigen Lehrer, hörte Uffo die vier Gymnasialklassen mit recht guten Erfolgen und bei steigendem Fortgang.

Namentlich war es in den Grammatikalklassen das Studium der Geschichte und der Geographie, für das sich bei ihm eine ebenso hohe Befähigung, als großer Eifer erwies.

In dieser Disciplin hatte er sich fortwährend die Vorzugsklasse erworben. Geschichte war aber auch später die Nährmutter seiner poetischen Muse geworden. Ein geschichtlicher Zug in der Dichtkunst war es zuvörderst, der ein so glühendes, heiliges und reines Feuer in seinem Gemüthe erzeugte. In Ballade und Drama drängte es ihn vorzugsweise zur Erzeugung geschichtlicher Stoffe, und in der Novellistik war es wieder die Heimatskunde und das Chronikale gewesen, welches seine Phantasie gerne in geschichtliche Bahnen lenkte.

Allerdings ist es fest anzunehmen, daß die historische Lehrkanzel eines vor-

märzlichen Gymnasiums, und wenn es auch das beste des Vaterlandes gewesen wäre, nicht geeignet sein konnte, einem jungen Dichter das Alpha und Omega historischen Nahrungsstoffes zu bieten, jedoch *a n r e g e n d* konnte sie immerhin wirken, und es war dies auch für Uffo der Fall, der später in diesem Gebiete umfangreiche autodidaktische und lokale Studien machte.

Noch mehr erweiterte sich der Horizont des Jünglings in den beiden Humanitätsklassen (1830, 1831), wo Uffo den geistreichen und in seinem ganzen Wesen so drastisch wirkenden Professor W. A. Swoboda (Pseudonym Rawarowsky) — gebürtig aus Rawarow — zum Lehrer erhielt.

Dieser Professor — als kerniger Uebersetzer, namentlich der „Königinhofer Handschrift“ bekannt — war einer der frühzeitigsten nationalen Enthusiasten der tschechischen Propaganda, welche bereits in den ersten dreißiger Jahren als geheimes Konventikel zu wirken begann. Gemäßigter denkend, als Andere, bestrebte sich Prof. Swoboda doch vor Allem, auf alle jungen Geister in dem Sinne zu wirken, daß sie tschechisch patriotische Stoffe wählten, um sie dichterisch zu bearbeiten. Er selbst hatte eine tüchtige poetische Ader, aber doch nichts von der beschränkten Voreingenommenheit der späteren „Massenecen“, die, was deutsch war, als nicht bestehend oder als nur dazu bestehend betrachteten, um es wenn möglich mit Stumpf und Stiel zu vernichten.

Im Gegentheil, Swoboda dichtete in deutscher und böhmischer Sprache und zog auch utraquistische Jünglinge in derselben Richtung literarisch heran.

Swoboda war ganz der Mann auf Uffo, dessen erste Reime der poetischen Produktionskraft in seinem reichen Busen sich regten, genuin einzuwirken, während Professor Zimmermanns feiner ästhetischer Sinn wieder mehr kritisch leitend auf die ersten literarischen Versuche und auf die Lektüre desselben zu influenciren vermochte.

Schon am Gymnasium betrieb Horn mit enthusiastischer Vorliebe das Auswendiglernen und Declamiren deutscher Gedichte und zwar in der Art, daß er in dieser Richtung all seine Mitschüler übertraf.

Die Balladen Schillers, Göthe's, Bürgers, Uhlands, der damals unter die modernen Vertreter der deutsch-schwäbischen Schule zählte, waren dem jungen Declamator, der sich im Besitze schöner Stimmittel für das *S p r e c h e n* befand, im hohen Grade geläufig. Für das *S p r e c h e n* scheint nöthig betont zu werden, denn von einer *S i n g s t i m m e* besaß Horn nicht eine Spur.

Er, dem in späteren Jahren Harmonie und Melodie des deutschen Verses so geläufig war, der Sänger so vieler herrlicher Lieder hatte für die Welt der musikalischen Töne nicht das geringste Organ. Wenn er zu singen, vor sich hinzuträllern oder zu pfeifen anfang, entfernten sich sofort seine intimsten Freunde aus dem Zimmer, und sein musikalische Menschen ergriffen schleunigst die Flucht. Ein guter Patriot vermochte sich Uffo zu seinem Aerger selbst nicht die tschechische Melodie unseres Volksliedes zu merken. So ungeschickt als seine Stimme waren auch seine Finger, welche selbst nicht die erste Scala auf dem Klavier wiederzugeben verstanden. Er versuchte auch einmal das „*u n g l ü c k s e l i g e F l ö t e n s p i e l*“ gleichfalls in der unglücklichsten Weise. Kurz, was ihm bald *T h a l i a* und *M e l p o m e u e* in so reichem Maaße gewährten, das verweigerte ihm völlig *P o l y h y m n i a*.

Der kräftige Jüngling war anfänglich ein ungelinker Bär, der ziemlich tapig dareinzufuhr und dem jeder Salon zu einer Art Prokrustesbett wurde.

Später lernte er besser tanzen, und namentlich bewährte er das polnische Blut seines Vaters in der Mazur, die er mehr rasste als tanzte, und die er unabsichtlich in das Genre der Grotesktänze verwies.

Für das Zeichnen aber offenbarte sich in dem Jüngling eine hohe Begabung, die er leider nicht systematisch kultivirte, sowie seine Handschrift stets elegant, schwungvoll und im hohen Grade leserlich blieb.

Zum Carrikaturfache hatte er ein ausgesprochenes Talent. Seine feine Auffassung des Komischen war unvergleichlich. Er nahm jedoch die Musterbilder seines Witzes, z. B. seine Lehrer nicht bloß in die Mappe auf, sondern wußte auch ihre Vortragungsweise so täuschend zu kopiren, daß man ihn leicht für das Original hielt, das er eben vorstellte.

Seinen Sinn für das Zeichnen, in welchem er zwar immer Autodidakt blieb, verwerthete Uffo später bei seinen häufigen Reisen, indem er beachtenswerthe landschaftliche und architektonische Konturen, so wie auch charakteristische Köpfe interessanter Persönlichkeiten trefflich skizzirte. In der Nachahmung gewisser Vortragsmanieren, in der Darstellungsweise gewisser Schauspieler war er unübertrefflich. Genau dieselbe Erzeugung und Biegsamkeit des Redetones, derselbe Umfang, dieselbe Steigerung des Organes stand ihm zu Gebote. Maske, Miene und Gebardenspiel, Haltung des Körpers, Aktion — Alles war ein getreues oft gründlich täuschendes Conterfei dieses oder jenes Mimen, so daß man wähnte, derselbe sei leibhaftig in die Gesellschaft getreten. So lag denn in ihm ein Physiognomiker in der Art eines Schulz vorgebildet, gleichwie er als Schauspieler auf Haus- und Dilletantentheatern schon als Studiosus das größte Furore gemacht hatte und ein gesuchter Sprecher in Konzertsälen geworden. Eine Hauptforce von ihm war — in unnachahmlichster Weise den böhmischen Pimperle zu kopiren; seine Faustvorstellungen auf Marionettentheatern wurden allenthalben klassisch genannt.

Ob Uffo in der „Rhetorik,“ wie damals die sechste Gymnasialklasse hieß, schon den glänzenden Redner, den feurigen Toastsprecher ahnen ließ, als welchen er sich in späteren Jahren kund gab, bleibt wohl eine offene Frage, dürfte aber mit: „Nein!“ zu beantworten sein, weil damals die Redekunst in deutscher Sprache schulmäßig nahezu gar nicht geübt worden war. Die Rhetorik wurde ja bloß als ein untergeordneter Bestandtheil des lateinischen Sprachstudiums behandelt, für das sich die Fähigkeit unseres Uffo erst auf der Hochschule durch die philologische Lehrkanzeln des Prof. Anton Müller vervollkommnete.

In der „Poesie,“ — wie man schlechtweg die fünfte Gymnasialklasse genannt hatte, mußte der dreizehnjährige Musensohn als Pegasus im Joche seinen ersten dichterischen Flug versuchen. Wir kennen diese pflichtmäßigen Exercitien, wo der Professor des poetischen Styles den Schülern aller Bänke eine schriftliche metrische Aufgabe gibt. Was Füße hat, muß da scandiren und was Hände hat, mit Hilfe des gradus ad parnassum den Helikon und Ossa erstürmen.

Daß Uffo auf diesen officiosen poetischen Rennbahnen nicht zurückblieb und ein Duzend anderer Mitschüler im prosodischen Gängelband weiterführte, versteht sich von selbst. Eine seiner ersten poetischen Huldigungen galt seiner geliebten Mutter. Dieses Namenstagskarmen war jedoch eine Aufgabe, die er sich selber gestellt. Unstreitig offenbarte sich schon in diesen ersten Erzeugnissen der Horn'schen Muse eine gewisse Leichtigkeit der Versificirung und ein warmer Gefühlston. Wenn der Gymnast damals sang:

„Kann ich dich nicht würdig preisen,
„Singen doch des Herzens Weisen
„Liebe, Dank, Erinnerung!....
„Kromm, wie Abels Opfer wallten,
„Die geweiht der gute Sohn,
„So auch zu den Sternenhöhen
„Steigt empor mein brünstig Flehen
„Zu Alvaters Sonnentron.“

so klingt das gar nicht übel für einen ersten Exkurs.

Seine auf der Prager Gymnasialbank entstandenen „Heimatslieder,“ die einen heimwehartigen Zug nach dem Riesengebirge bezeugten, hatte Uffo seinem Vater gewidmet.

Er nannte sie: „Bilder der Heimat;“ es waren eben nur Erstlingsblüten, von heimischen Fluren gepflegt, ganz enggerahmte Bildchen, aber darum hie und da vielleicht desto frischer und inniger. Wer erkennt aus den einzelnen Liedchen: „Das Vaterhaus,“ „Berg und Wald,“ „die Vaterstadt,“ nicht so gleich das der Landesgrenze und dem Riesengebirge so nahegelegene anmuthige Trautenau? —

„Lebt wohl ihr riesigen Berge,
In dampfende Nebel gehüllt,
Der Heimat ewige Grenze,
Des Vaterlands mächtiger Schild.“

Wer erkennt nicht weiter den nächst Johannisbad gelegenen wälderbunten „Schwarzen Berg?“

„Ich ging so gern im Morgenrauh
Den „Schwarzen Berg“ hinauf,
Um frisch und fröhlich dreinzuschauen,
Sah roth die Sonne auf.“
„Tief unter meinen Füßen liegt
Die Wolke an der Bahn,
Mit ihrem feuchten Busen schmiegt
Sie an den Berg sich an.“ —

Charakteristisch malend das gemischte Laub und Nadelholz der Wälder des Riesengebirges spricht der junge Poet an einer andern Stelle :

„Die Eiche ragt aus kühlem Grund
Die Fichte von der Höhe,
Die Birke aus dem Felsenfchlund
Die Weide aus dem See.“ —

Diese Primeln des ersten Dichterlenzes, die der bescheidene Autor niemals des Druckes gewürdigt hatte, waren von einem ähnlichen Hauche frischer Einfachheit gewürzt, wie seine späteren Lieder, die er den Eindrücken seiner heimischen Berge und Thäler zu verdanken hatte, nur daß die letzteren sich bereits in der Form hoch vollendet erwiesen.

So spricht ein liebesinniger Heimatsfann aus einem andern Gruß an die Heimat, die uns mit einem naturwahr greifbaren Bilbe entgegentritt:

Seid gegrüßt mir, Heimatauen!
Nicht die schönsten, nicht die reichsten
In dem gold'nen Vaterlande,
Aber mir die liebsten doch!

Dein gedenk' ich, Wald von Kiefern,
Mit dem Duft, der dich umwittert,
Den der Stral der Abendsonne
Wie ein gold'nes Netz umgittert,
Wo des Nordens je ein Demant
An der Nadeln Spitze zittert.
Dein gedenk' ich blauer Weiher,
Wiesen ihr, smaragdengrüne,
D'rauf die Jugendgeister spielen
Wie Libellen weiß und gaukelnd,
Flur, vom gold'nen Segen rauschend,
Fluß, der losend sie umrungen,
Liebessehnsucht leise tauschend
Und geheime Huldigungen.
Endlich du mir lieb vor Allem
Meine Wiege, Haus der Ahnen,
Nicht das schönste, nicht das größte,
Prunkend nicht mit Säulenhallen,
Mit umspinnenen Altanen,
Schimmernd nicht von hundert Fenstern,
Aber immer hell und wohnlich,
Still und friedlich, nicht gebietend;
Aber traulich Jeden lodend,
Der vorbeizieht, einzutreten,
Und des Willkommns sich zu freuen.

Und dieses Willkommns freuten sich Hunderte von Gästen in dem gastfreundlichen Hause Horn im Laufe der Jahre.

Uffo zog mit ihnen in das damals als Kurort noch primitive, aber nicht minder idyllisch traute Johannisbad, durch die Lupathäler, nach dem tiefroman-tischen, so elegischen Dunkelthal, und dann hinan in Rübzahl's Revier, das ganz eigentlich zur Domaine des Horn'schen Dichtergeistes geworden, höher hinauf nach der Hübner- und Wiesenbaude, endlich zuhüchst auf die Spitze der Schneekoppe.

Einer dieser Gesellschaften improvisirte der Dichter hoch oben das aus dem Herzen strömende Lied:

„Da oben ist's schön,
Wo in die blaue Luft, in der Wetter Sturm
Hinaufragt der alte Kapellenthurm,
Wo der Abgrund sich bodenlos niedersenk't,
Und drüber — der Felsen gewaltigster hängt,
Und drunter — der Sturm durch die Klüfte braußt,
Und drüber — der Berggeist die Höhen durchhaußt
Da oben ist's schön!
Da oben ist's schön,
Wo die Felsen stehn
In mächtigen Gruppen zusammengestellt,
Als ruhte darauf der Geister — Welt,
Und drunten der Ströme rauschender Gang,
Wohl wird dem Wandrer im Herzen bang,
Und dennoch ruht Jeder auf lustigen Höhen,
Der von da hinab in die Lände gesehen:
Da oben ist's schön! —“

Allerdings hat der Jüngling später seinen helmschen Wäldern einen süßeren Ton des Blätterrauschens abgelauscht als in den ersten Waldesliedern der „Wilder der Heimat.“

Waldlieder, wie dasjenige, das ich hieher zu setzen, mir nicht versagen kann, gehören im Rhythmus, im melodischen Falle der Verse und in dem Onomatopä-ischen des Ausdrucks der höchsten Vollendung an.

O! Grüner Wald, in dessen Räumen
Ich sinnen lern' und glücklich träumen,
Wo mir zuerst auf rothen Wangen
Ein Liebesmorgen aufgegangen,
Sei mir mit Dicht, Quell und Biesen
Als deutscher Selikon gepriesen.
Du lehrtest durch der Wipfel Wiegen
Im Gleichklang mich die Worte fügen,
Durch Bäume säuselnd sanft im Winde
Das Liebeslied, das weiche, linde,
Durch Wasserfall und Sturm im Hain
Der vollsten Töne kundig sein.

Das Riesengebirgspanorama, wie es sich dem Wanderer entrollt, wenn er auf böhmischer Seite „aus saatengoldnem Niederland“ — „emporsteigt wanderlustig zum Gebirg“ — hat allerdings noch kein Dichter der Welt mit so glücklicher Lokalfarbe geschildert, als der zum Manne gereifte Poet des Prologes für das Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges.

„Zu beiden Seiten wächst das Hüggelland
Von Kuppe auf zu Kuppe, bis die höchste
Im Mittelpunkte ragend sich erhebt. —
Der Elemente erstgeborn'es Kind
Und Zeugniß ihrer jungfräulichen Kräfte!
In allen Farben prangt das schöne Bild,
Der Schnee glänzt silbern in den Felsgerinnen
Und harret des Sonnenbrandes im August,
Um sich als rauschend silberhelle Flut,
In baumbewach'ne Thäler zu ergießen.
In Violet und tiefem Dunkelgrau
Erglänzt das Urgebirge von Granit,
Das in der Flucht von so viel tausend Jahren
Die harte Rüstung niemals noch getauscht
Mit sammetweichem Festgewand des Lenzes!
Im tiefsten Grün hebt sich der Fichtenwald
Vom lichten frischen Wiesgelände ab,
Bis tief ins Thal, wo Saaten wechselnd mit
Dem Birkenlaub und bunten Buchenhainen
Des Sommers warten, der sie goldig färbt.
O!“ — ruft ihr aus „Venedenswerthe“, die
In reiner Luft in diesen Regionen
Soll Fichtenduft und Quellgeriesel wohnen.“ —

Allein bei näherer Schau in die Hütten wechselt das „idyllische Bild“ mit der „Tragödie“, auf den Pforten dieser Hütten steht geschrieben: „Entbehrt und darbt“ und die ganze sociale Gräuel des Nothstandes entwickelt sich uns hier in erschütternden Zügen.

An anderer Stelle hält der Zauberer Rubezahl in einer „Bergpredigt“ den Bewohnern den Spiegel vor mit solcher Gewalt der Verebfamkeit und mit solcher Farbe der Wahrheit, daß wir darob gar nicht erstaunen, wenn das Riesengebirge den Dichter Uffo Horn sich zunächst als den seinen vindicirt.

Wir haben es wahrgenommen, wie auch der jugendliche Poet, nachdem er sein Stammhaus verlassen hatte, mit seiner ersten Glut sich den Gefühlen seiner Heimatsliebe inbrünstig hingab, und wie seine Muse immer wieder nach den alten Penaten zurückkehrte.

Seine Sinne wurden indeß schon damals vielfältig angeregt von dem Strudel des Lebens, für dessen Strömung sein individuelles Sein so viel Verlockendes hatte; aber wenn er in seiner Studentenzelle dichtete, so gehörte sein Herz seiner

Heimat an, und seine Phantasie gaukelte ihm „Bilder der Heimat“ vor. Doch nicht allein das große bunte Stadtleben mit seinem Zauber, auch engere Kreise kameradschaftlicher Bekanntschaft übten bereits in der Gymnasialbank auf den jungen Uffo ihre erste Anziehungskraft.

Sie konnten ihn wohl eine Zeit lang seinen dichterischen Intentionen entfremden, allein immer wieder erwies sich nach solchen störenden Katastrophen seine poetische Triebkraft als das übergeordnete Element seines eigentlichen Seins und Wesens.

Als solch eine störende Katastrophe erschien dem Gymnasiasten schon das Jahr 1830 mit seinen revolutionären Bewegungen in Polen, dessen Geschichte für ihn durch den Vater — einen Polen — einen eigenthümlichen Reiz erhielt. Uffo studierte daher damals Geschichte und Politik *ex privata industria*.

Er war im Jahre 1830 gerade in der ersten Humanitätsklasse, und es läßt sich denken, daß seine spontanen historisch politischen Studien der erforderlichen Reife gewaltig entbehrt haben werden.

Doch schien diese Episode für einen politischen Geheimbund junger Leute auf der Hochschule den jungen Uffo als Theilhaber vorbereitet zu haben, dessen wir noch später erwähnen wollen.

Uffo schrieb am Gymnasium nicht bloß Lyrisches, wie die „Bilder der Heimat“, die jedoch niemals zum Drucke gelangt sind, sondern es regte sich in ihm auch schon damals der erste dramatische Schaffenstrieb. Allerdings waren es nur kindische Versuche, sie weisen aber auch damals schon in dem zarten Jünglingsalter auf einen poetischen Gestaltungskampf hin, welcher den Dichter für Lebenszeit nicht verlassen hatte.

Stets schwankte seine Produktionskraft zwischen der lyrisch-epischen und zwischen der dramatischen Gestaltung, stets wußte er nicht, auf welchem Throne seine Muse vorzugsweise Platz nehmen sollte.

Sein energisches Empfinden und Wünschen, seine Vorliebe für Historisch-Gegebenes, sein wacher Sinn für alle socialen Vorgänge trieb ihn vorzugsweise in die dramatische Bahn, die für ihn auch darum viel Reizendes hatte, weil er einerseits sich mit Planen und Entwürfen weitaussehender Natur abgeben konnte, und weil andererseits die dramatische Muse so viel in das Leben Führendes hat und der Pulsschlag des Lebens, das gefellige Organ des Poeten — diesen stets aus den abstrakten Kreisen inneren Denkens in die erfrischende Flut des Lebens warf.

Gleichwohl fehlte ihm zur Beherrschung der dramatischen Laufbahn als Schriftsteller die unerbittliche Konsequenz, die zähe Energie, deren ein solcher unter allen Umständen fähig sein muß.

Außer einigen tüchtigen dramatischen Arbeiten, — die einen vollkommenen künstlerischen Organismus darlegen — enthielt Uffo's Nachlaß eine Region von Plänen, Entwürfen, Fragmenten, so daß man ihn als den „fragmentarischsten“ aller deutschböhmischen Dichter bezeichnen muß.

Beweis genug, daß dieser Schaffenstrieb bei dem Poeten ein energischer war, und daß ihm bloß wie bei allen andern Arbeiten Fleiß und Beharrlichkeit fehlten, um aus ihm nicht einen deutschböhmischen Schiller zu gestalten. Der Dichterstift Schiller war es, welcher für die ersten Versuche unseres Poeten eben die Anlehnung gab.

Seine Erstlinge waren Versuche historischer Dramen, in welche Gattung mit Ausnahme einiger Liebesepisodenstücke und eines socialen Drama's alle andern eingereiht werden können.

Den Gymnasiasten zog zunächst sein Namensvetter „Horn“ als dramatischer

Held an. In der Ferienzeit am häuslichen Herde durchstöberte einmal Uffo die Papiere seines Vaters und forschte nach den Ahnen der Familie Horn. Hierbei stieß ihm der Gedanke auf, er könnte ein Abkömmling der schwedischen Familie „Horn“ sein. Er hatte deshalb seinen Vater interpellirt, welcher ihm ausweichend antwortete. Dies war Uffo genug, diese romantische Angabe festzustellen und für den Grafen Horn in seinem Erstlingswerke: „Gustav III., König von Schweden“ eine poetische Lanze zu brechen.

Dies Erstlingskind ist kein Böwe gewesen. Kaum noch getauft, bei welcher Erstgeburt und Taufe Prof. Aug. Zimmermann ihm zum Pächten gestanden war, sollte es auf den ästhetisch gerechtfertigten, aber vielleicht doch in den Augen Uffo's zu grausamen Rath des Pächten den Feuertod sterben. Ähnliches wiederfuhr durch das Professoren-Inquisitionstribunal Zimmermann und Smoboda anderen Stücken.

Das Auto-da-fé war eine vollkommene, als auch ein Drama „König Wenzel“, dann ein anderes „Herzog Jaromir“ dieselbe Todesstrafe erleiden mußten.

Die Behandlung dieser nationalen Stoffe seitens des jungen Gymnasiasten entstammte theils dem Ehrgeize, theils aber auch dem Nachahmungstrieb.

Die Wahl czechischer Geschichtsstoffe für Drama und Epos lag schon damals gewissermaßen in der Luft; Karl Egon Ebert hatte eben seine „Wlasta“, seinen „Břetislav“ gebracht — und ließ einige Jahre darauf „Čestmír“ folgen.

Prof. Anton Müller schrieb seine Hornirballaden und alle jüngeren deutsch-böhmischen Poeten folgten einige Jahre später diesem eigenthümlichen Zuge, die Helden der Tzechen zu verherrlichen.

Es war später eine Folge desselben Impulses, daß Moritz Hartmann sein Epos: „Kelt und Schwert“, Alfred Meißner sein Epos „Žižka“, Uffo Horn seine Ballade: „Hus und Hieronymus“ und seine epische Erzählung „Samo“ schrieb, so wie Karl Hugo Köppler: „Milorad und Milada“, E. Ebert „Milosch und Miliza“, Dr. Rob. Zimmermann „König Wenzel“, Mikovec seine „Bersfovece“ dichtete, sowie Hanka, Voel, Polar und Andere ihre zuerst in böhmischer Sprache gedichteten Werke später in Umschaffungen dem deutschen Publikum vorlegten, welches in harmloser Weise an diesen Stoffen Gefallen fand.

III.

Auf der Hochschule.

Unser Dichter kam im Herbst 1831 schon mit 14 Jahren auf die Hochschule, absolvirte im Sommer 1833 die zwei philosophischen Jahrgänge und übergang von da in die juristischen Studien, deren letzten Jahrgänge er nicht mehr in Prag, sondern in Wien beschloß.

Diese Studienjahre der Hochschule von 1831 bis 1837, überreich an geistigem Leben, müssen als die bedeutsamsten der poetischen Entwicklung unseres Dichters bezeichnet werden.

Wenn Horn etwa auch in den nachfolgenden zehn Jahren größere, umfanglichere und zugleich feiner ausgearbeitete Geisteswerte zu Tage brachte: so waren eben seine letzten Studienjahre als Jahre der Gährung, der Umbildung,

des Sturmes und Oranges für das Werden des Dichters von höchster Bedeutung, wiewohl anderseits der Student als solcher nach den Zeugnissen in die höheren Klassen aufsteigend im Rückgang begriffen war.

Der Gymnasiast hatte sich bessere Atteste gesichert, als der Philosoph, und dieser wieder ein klein wenig bessere, als der „Jurist“ — für welchen Uffo Horn schon einmal gar nicht geboren war.

Dieselben Klippen, welche andere Poeten Prags als Studiosen bestehen mußten, hatte auch Uffo zu bestehen.

In den philosophischen Studien war es Vandera's „Mathesis“ — welche den jungen Flaumbart eben so sehr gefährdete wie Moritz Hartmann, Alfred Meißner u. a. Der alte Vandera lebte wie versteinert Methusalems Jahre fort zum Schrecken aller jungen Dichter. Er sprang wie ein kleiner Napoleon mit seinem Marschallstab um die Dreiecke seines gefährlichen Kegelschnittes herum, trieb die jungen Poeten unbarmherzig über die Felsbrücke hinüber, die für Manche eine Teufelsbrücke geworden, und bewies uns mit seiner „Mutation der Faktoren,“ daß auch der Dichter Recht hatte, der da sagte:

„Tempora mutantur et nos mutamur in illis,“ denn die Meißners, die Hartmanns, die Horns waren nicht mehr von jenem Schlage gewesen, wie die romanischen Poeten des Mittelalters, die uns das seltene psychologische Problem zu Tage gefördert, daß die größten Dichter zugleich auch die größten Mathematiker ihrer Zeit gewesen.

Die zweite Klippe war die der Disciplin der Philosophie selbst, an welcher Uffo's Talent zu scheitern drohte. Stets fuhr er auf diese Klippe hart auf, da er sich mit dem abstrakten Formalismus eines Herbart, den Prof. Exner vortrug — ein Lehrer, der es mit seiner Wissenschaft äußerst ernst nahm — nicht recht zu vereinigen mußte. Dem jungen Horn spukten damals schon die unverdauten Idealismen der Lehre Hegels im Kopfe, des literar-historischen und ästhetischen Philosophen par excellence in dieser Epoche.

Exner nannte Horn — dessen formelles Talent in der Poesie er schon damals anerkannt hatte — nichts desto weniger einen „verworrenen Kopf,“ was er auch in dieser Periode der Gährung gewesen sein mußte.

Horn wurde auch tatsächlich in zwei Semestern von Professor Exner geworfen und mußte seine Prüfungen repariren.

Dagegen lebte der junge Poet mit andern Professoren in einem besseren Einklang und hatte in Betreff ihrer Lehren auch einen mit der Philosophie geradezu in Widerspruch stehenden günstigeren Fortgang aufzuweisen.

Mit dem Philosophen, Aesthetiker und Dichter Prof. Anton Müller stand Uffo in einem sehr angenehmen Verhältniß. Auch Jakob Beer, später Generalgroßmeister der Kreuzherren, damals Religionsprofessor, nahm persönlichen Antheil an der Entwicklung dieses poetischen Brausekopfes und drängte den jungen, die böse Saat der Romanliteratur hungrig verschlingenden Dichter ebenso sehr nach klassischen Mustern der Lessing-, Wieland-, Schiller- und Göthe-Periode hin, als Professor Aloys Klar, der damals zu Prag eine Deklamationsschule errichtet hatte, die Horn besuchte.

Als Hörer der Philosophie hatte Horn seine erste traute Wohnstätte in dem so bildenden Hause Professor August Zimmermanns verlassen und wohnte dann bei Frau Glückselig — einer geborenen du Chet, deren Sohn, der nachmalige Med. Dr. August Glückselig — als Naturforscher bekannt — mit seiner Mutter gleichfalls alles Mögliche aufbot, den jungen Uffo für die klassisch-deutsche Literatur zu gewinnen und ihm das Berwerfliche und Seichte der damals wuchern-

den Ritterromansliteratur begreiflich zu machen. In diese Periode zählen schon ganz schöne Proben selbstständischen poetischen Fluges, weshalb es um so mehr frappirt, den jungen Poeten in der Lektüre von Spieß, Kramer und de la Rosa noch immer befangen zu wissen.

Mit Professor Klar wohnte Frau Glückselig in demselben Hause, und so bildete sich auch an den Professor eine persönliche Annäherung im Hause, welche zu jenem innigen Verhältniß den ersten Grund gelegt hatte, das sich auf Klar jun., den literarisch, so eifrigen und strebsamen Paul Moys übertrug und durch eine lange Reihe von Jahren — ja bis zum Tode Klars fortbestand.

An Professor Knoll, einem pedantischen aber hochgelehrten Manne, hatte Horn gleichfalls einen großen Gönner; denn Uffo galt im Fache der Geschichte, die Knoll vortrug, als dessen vorzüglichster Schüler. Selbststudium hatte den jungen Mann lange schon, bevor er die Knoll'schen Vorträge hörte, in dieser Materie weiter gefördert. Ein riesiges Gedächtniß, eine rasche Fassungskraft und eine tief wurzelnde Vorliebe für dieses Studium bedingten seine Fortschritte. Es war natürlich, daß ihn, der Geschichte nicht tod't studiert hatte, ein Stück der lebendigen, welche in der Juliusrevolution hereinbrach, mit einem reinen Feuer der Begeisterung besetzte. Als blutjunger Mann idealisirte er sich diese Bewegung und sah nur ihre ethischen Triebfedern. Es wird begreiflich, daß er sich in dieser Episode auch ein wenig auf Politik verlegte.

Durch einen flüchtig gewordenen Burschenschaftler aus Breslau Namens Adler wurde Horn insgeheim in die allgemeine deutsche Burschenschaft aufgenommen.

Uffo begab sich deshalb während der Ferienmonate nach Breslau, lehrte aber bald wieder nach Prag zurück und gründete in ähnlicher Weise, wie kurz vor ihm JUDr. Pinkas, unter den Prager Studenten einen politischen Club.

An diesem beteiligten sich unter den Studiosen einige Polen, und nebst Studenten auch einige jüngere Kaufleute. Die beiden Brüder Longchamps de Vaux und der spätere Wiener Großhändler Absolon waren Mitglieder dieser Propaganda. Ein eigenes Schiboleth für den Geheimbund gab es jedoch eben so wenig, als ein eigenes speciell politisches Glaubensbekenntniß.

Die Bündler hielten es mehr für ihre Aufgabe, unter der Jugend in weiteren Kreisen Freisinnigkeit und den Sinn für politische Bildung zu wecken. Durch die Auswanderung Günthers — eines eifrigen Theilhabers — zersplitterte sich jedoch dieses ideale Nebelgebilde nach einiger Zeit. Die Theilnehmer setzten zwar ihr Geschäft, der Freiheit eine Heerschaar zu werben, auf eigene Faust in verschiedenen Gegenden fort, wohin sie das Schicksal verschlug, allein der Bund war immer unhaltbarer geworden. Horn selbst wandte sich wieder fleißiger der poetischen Produktion und dem Studium der Literatur zu.

In diesen Zeitraum reihen sich auch die ersten erotischen Versuche unseres Dichters ein, zwar noch nicht sehr gelungen und von ihm selbst zu ewiger Handschrift verdammt, aber für die weitere Entwicklung dieser Richtung immerhin beachtenswerth.

Welche Dame der Gegenstand der ersten unglücklichen Liebe des Dichters gewesen sei, gelang mir nicht zu konstatiren. Daß jedoch jener Lieberkrank des Dichters, welcher in den Jahren 1835 und 1836 entstanden ist, und welchen er „Bekennnisse“ betitelt hat, die herbe Frucht seiner jüngsten Herzenserfahrung gewesen, unterliegt wohl keinem Zweifel. Er galt als eine Art Kalender des Herzens, der nahezu für die Stimmung eines jeden Monats der genannten Jahre ein oder mehrere Gedichtchen enthält.

Diese Stimmung erschien jedoch als keine Maimonds- oder Lenzesstimmung,

sondern als der Ausdruck eines Liebesschmerzes, der sich allmählig zum Haß und zur Verachtung kristallisirte. Es befremdet, daß der Dichter in seiner ersten Liebesperiode fast durchweg herbstlich melancholische oder gar winterlich schaurige Töne der Aeolsharfe seines Herzens entlockt: Bitter und gellend sind diese Töne, wahre Schmerzensschreie des Busens, nur hie und da zuckt ein sanfterer echter Wehelauf oder ein Akord milderer Wehmuth durch diese allgemeine Stimmung des Unmuthes. Schon das Motto dieses Liederfranzes verräth seinen unerquicklichen Charakter: „Verstellung übe gegen Freund und Feind, wo's nöthig ist; doch wahr sei gegen Dich!“ — „Du bist dir selbst am nächsten, jede Täuschung, die du dir zufügst, rächt sich an dir selbst.“ In dem Momente so negativer, so reflektirender, ja so ernüchterter Stimmung sollte man eigentlich gar nicht unter die Lyriker gehen.

Im Jänner 1835 klagt sich der Poet mit den Worten an:

„Ich hab' ihn ausgetrunken
In einem Augenblick,

(da er von dem Becher der Liebe spricht) — —

Den Wein hab' ich vergeudet,
Die Gese blieb zurück.“ — — —

Ein Glück ist dabei, daß diese Stimmung der Verzweiflung und der Liebesernüchterung nicht sein ganzes Leben lang vorhielt, und daß derselbe Poet — uns einige Jahre später in einen „Liedergarten“ hineinführt, wo Alles lenzt, blüht, duftet; und sein Herz vor lauter Wonne und Seligkeit schwelgt.

Durch die nachfolgenden erotischen Lieder hat der Poet seine erste Jugendsünde wettgemacht. Auch hat er sich im Gebiete der Liebe nicht bloß an dem subjektiv lyrischen Elemente genügen lassen, sondern der Geschlechtsliebe in einigen dramatischen und epischen Werken hohen Werthes begeisterten Ausdruck verliehen. Dahin gehören zunächst die Einakter: „Rizjo,“ „Camoëns im Exil,“ dann das fünftaktige lyrische Trauerspiel: „Katharina von Attayde,“ worin er abermals Camoëns als Liebeshelden verherrlicht, endlich „Camoëns Jugendliebe,“ ein episches Gedicht, nicht minder aber auch „die Rose von Saron.“ — Ehe wir über diese schönen Werke uns näher verbreiten, in denen gewissermaßen eine Identificirung der Person des Dichters mit der Person seines Liebeshelden Camoëns liegt, wollen wir jedoch einiger anderer Poesien aus derselben Zeit gedenken, die dem jungen Poeten in Prag und im engeren Vaterlande einen weithin klingenden Namen verschafften. — Es sind dies Gelegenheitsgedichte — ein Genre, für das Uffo Horn eine außerordentliche Begabung besaß, indem sein rasches improvisationsfähiges Schaffen ihm die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung sicherte und seine spontane Natur sich stets auch für feierliche oder große Momente der Zeitstimmung zu begeistern verstand.

In dem Salon der Schauspielerin Frau Margarethe Binder hatte sich die Idee gebildet, deutsche Frauen zu Beiträgen für ein Schillerdenkmal aufzufordern. In flammenden lapidaren Zügen besang Uffo den deutschen Meister mit jener Begeisterung, mit welcher er ihm stets anhing.

Dieser Aufruf, der den Prosaaufruf der Schauspielerin begleitete, war alsbald zu einem wahren fliegenden Wort geworden. Besonders wirksam erschien jene Stelle, wo er der Vergänglichkeit der Architektur die Macht der Poesie sieghaft entgegensetzt und von den Königspyramiden spricht:

„Verschollen sind sie wie im flüggen Sand,
Der Ruhm Homers geht nach drei tausend Jahren
Noch wie ein strahlend Licht von Land zu Land.“

Achtzehn Jahre war damals der Poet, und so hatte er seinem Lieblingsdichter nacheifernd schon in diesem Lebensjahre etwas für die Unsterblichkeit zu thun gewagt, in welchem Jahre er auch ein zweites ebenso Epoche machendes Gedicht aus Anlaß der Amnestie Kaiser Ferdinands des Gütigen gegenüber den Carbonari schrieb und gleich hierauf den dramatischen Flug: „H o r i m i r“ wagte.

Der Dichter hatte zwei Momente aus dem Leben des Kaisers Ferdinand herrlich besungen. Einer derselben war dem Regierungsleben, der andere dem Familienleben des Kaisers entnommen, der eine galt der milden Großthat der Amnestie, der andere dem fünf und zwanzigjährigen Jubiläum der Vererblichung.

Das Amnestiegedicht, das er „E i n K a i s e r w o r t“ nannte — verfehlte nicht, auch in weiteren Kreisen eine große Wirkung zu erzielen.

Dieses Kaiserwort — dieses befreiende brach in der Gefangenen „Kerker wie heller Sonnenschein, wie rother Ostermorgen in Winternacht hinein.“

• Dies schon im Jahre 1835 geschriebene Gedicht schließt mit dem Verse :

„Und durch die künftigen Zeiten erkling' es fort und fort
Von Ferdinand, dem Güt'gen und seinem Kaiserwort.“

Es bildet gewissermaßen dies Gedicht die Einleitung zu Horns patriotischen Gesängen. Dieser an und für sich frei denkende und durchaus selbstständige auf eigenen Füßen stehende Charakter, der als Poet stets offen und wahr das bekannte, was er dachte und fühlte, hatte ein vorwiegend ö s t e r r e i c h i s c h e s Bewußtsein, trotz vielfacher Kämpfe mit der alten Censur, trotz mehrfacher Beanständigung seiner politischen Haltung.

Er blieb immer im Kerne gut österreichisch und ging dem Gefühle dynastischer Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus nicht aus dem Wege, wie es damals bei andern jungen Poeten zur Modesache geworden war.

Auf solch specifisch österreichisch dynastischem Standpunkt stehen die schwungvollen Gedichte: „Erzherzog Karl von Oesterreich,“ „An Oesterreichs Heer,“ „Tyroler Scheidenspruch,“ „An Se. Kaiserliche Hoheit den Erzherzog Ferdinand Maximilian,“ „In das Kadetzk-Album,“ „An den Staremberger See,“ wo der Dichter die schöne Blumenflora der Seeufer sinnig besingt, doch unter Edelweiß, Rosen und Anemonen „Sie — aller Blumen Preis“ erblickt, gepaart mit einem Myrthenreis, bestimmt eine Kaiserkrone zu schmücken und durch eine solche geschmückt zu werden.

Zu Kaiser Ferdinands silberner Hochzeit singt der Dichter :

„Der schönste doch von allen Kränzen
Ist der aus frischem Myrthenreis,
Wenn drinnen deutungsvoll erglänzen
So Wand als Blüte silberweiß.“

Das heißt: O! seht im grauen Haare
Der irdischen Verklärung Schein;
Denn unberührt vom Hauch der Jahre,
Sind — Liebe! — noch zwei Herzen dein !“

Das Jahr 1835, in dem Uffo bereits das juridische Studium gewählt hatte, erwies sich für ihn in poetischer Beziehung als sehr produktiv. Damals schon zog ihn alles Bühnen- und Theaterwesen mit dämonischer Macht an.

Der talentvolle Jüngling, der in den gefelligen Abenden der Schauspielerinnen Binder und Herbst — welche letztere selbst dramatische Schriftstellerin gewesen — als auserlesener Gast gesucht worden war, sah sich unter der Theaterlampe wie von einem Zauberkreis gebannt.

Sein im Jahre 1835 gedichteter Prolog und Epilog zu Göthe's „Faust,“ den Fischer auf der Prager Bühne hinreißend sprach, verlockte ihn auch zu andern dramatischen Versuchen. Es war eben die Zeit, wo Karl Egon Eberts „Bretislaw und Jutta“ ein anziehendes Modestück gewesen ist, und „Cestmir“ — ebenfalls ein slavischer Held zur Aufführung gelangte.

Da mußte denn der junge Dichter Horn auch durch einen heimischen Helden sich ebenfalls einen wenn nur kleinen Lorbeerzweig verdienen.

Er schrieb demnach in Folge einer Wette mit dem Schauspieler Fischer, dessen elementare Heldenkraft für einen Horimir so recht das Zeug in sich verspürte, diesen „Horimir“ in 8 Tagen für die Prager Bühne.

Diese Arbeit war eine wohl Talent kundgebende, aber ästhetisch dennoch sehr mangelhafte Schnellmalerei. Das Publikum indes kam dem jungen Autor stürmisch entgegen, weil das Werk das Interesse der ersten dramatischen Schaffung für sich hatte.

Unüberlegte Kameraderie für die Erfolge dieses Stückes führte mit dem gefeierten, im Gipfel seines Glanzes gestandenen Dichter Karl Egon Ebert einen Konflikt herbei, der sich in späteren Jahren wiederholte. Der junge Draufkopf wollte sogar jene Dissonanz, an der gewiß sein eigener Ungeßüm zumeist Schuld getragen haben mußte, sofort mit einem Duell schlichten.

Ebert jedoch — zur Kreuzung der Waffen nicht geneigt, lud den jungen Dichter ein, etwa Proben Ebert'scher Geschicklichkeit im Schießen vorerst anzusehen, denn dieser war damals ein so vortrefflicher Schütze, daß kaum das Blatt am Baume und der Vogel in der Luft vor seinem Rohre sicher war. Horn bereute bald seinen jugendlichen Uebermuth gegenüber dem mannhaften Dichtermeister. Nur diese bessere Einsicht, nicht aber mangelnder Muth bewogen ihn nun, die Duellforderung zurückzuziehen, welchen Muth er im Duell später mit Ramberg und noch mit einem zweiten Ungenannten, so wie auf den Schlachtfeldern von Schleswig-Holstein auf das Glänzendste bewährt hat.

In dieselbe Zeit des Jahres 1838, von dem wir früher ausgingen, fielen auch Horn's eigene Debüts als Schauspieler auf Privattheatern, wie auf dem Niklastheater in Prag und auf dem fürstlich Clary'schen Theater zu Teplitz.

So oft er auf das Land ging, in den Ferien, so wie später als freier durch keinen Ort und keine Amtspflicht gebundener Mann nutzte er jedwede Gelegenheit aus und brach sie oft vom Zaune, Wohlthätigkeitsvorstellungen zu improvisiren, wo er bei der Rollenvertheilung meist den Löwenantheil davon trug. — Er spielte auf der Durchreise nach seiner Heimatstadt Trautenau in Gitschin, er errichtete sich einen Theaterskarran für Trautenau und Johannisbad, wo er Gräfin Greifenklau, Mutter und Tochter — die sich daselbst auf Villeggiatur befanden, für das Theaterspielen zu gewinnen wußte. Nicht mit Unrecht behaupteten Viele, daß die Fähigkeit Horn's als Schauspieler eine seiner vorzüglichsten gewesen sei. Nicht bloß seine geistige Lebendigkeit und Geschmeidigkeit, dann sein leicht erregbares Wesen, mit dem die Seele sofort spontan dem dichterischen Gedanken Ausdruck verlieh, auch sein außerordentliches schon früher erwähntes Geschick zu kopiren, auch seine imposante Gestalt, sein kräftiges, klangreiches Organ, hätten fördernd zusammengewirkt, — ihn zum dramatischen Künstler zu bilden.

Allein Horn hielt seit jeher die mimische Kunst für etne Art Portraitmalerei der Dramatik und des Schaffens im Fache der Bühne. Diese Anschauung entzog ihn auch heilsam jener Thätigkeit, welche zwar in der Stadt und am Lande dem Kreise seiner Bekannten viel Vergnügen verschaffte, ihm aber anderseits leider eine Menge Zeit entzog, die er viel besser auf ruhiges Selbststudium und literarisches Schaffen verwendet haben würde. Es flochten sich indeß in Folge dieser Passion gar reizende poetische Episoden durch sein Leben, welche an Eichendorffs „Dichter und Gesellen“ oder an manches Kapitel aus „Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren“ erinnerten, wiewohl letzteres Buch Uffo stets als deutsches Evangelium mit sich trug, während er manche Zeit auch wie Alexander die Ilias als italienisches Evangelium Dante's „Divina comœdia“ und als französisches Victor Hugos „Glöckner von Notre-Dame“ in seinen großen Rocktaschen ständig unterbrachte.

Der erste Erfolg, den der Dichter durch „Hornimir“ erlebte, ließ ihn auf seinen dramatischen Lorbeeren nicht ruhen. Die Handakten und das Lehrenrecht auf die Seite schiebend brütete Horn über neuen dramatischen Plänen und Skizzen und ließ sich von dem literarischen Rector W. A. Gerle bestimmen, mit ihm zwei Gesellschaftsstücke im Jahre 1836 zu schreiben. Das erste hieß: „Die Vormundschaft,“ das zweite: „Der Naturmensch.“

Bei gemeinschaftlicher Anlage der Idee war Gerle's Antheil die Scenirung, Horn's Antheil die Durchführung dieser Scenen und der Dialog. —

Diese beiden Stücke waren höchlich gelungen und bewiesen auch in solcher Richtung eine ungewöhnliche Begabung des jungen Poeten.

Bei sechzig Stücken gewann die „Vormundschaft“ den ersten Preis. Der kundige und bühnengewandte Herausgeber der Stuttgarter Theaterrevue August Lewald motivirte als einer der drei Schiedsrichter des Preisgerichtes das Stück folgendermaßen:

„Etwas lockere Composition, aber fest und jugendlich frisch, dramatisches Interesse, dankbare Rollen, obgleich nicht neu, in der Hauptrolle stark an die Schachmaschine mahnend, Romik in den Situationen, leichter, geschmeidiger Dialog.“

Durch dieses Preisstück hatte sich der Prager Studiosus bald auf allen besseren Bühnen Deutschlands bekannt und heimisch gemacht.

Es wurde zuerst in Stuttgart, sodann in Wien jedesmal unter ungewöhnlichem Beifall gegeben. Nicht bloß der junge Poet freute sich über diesen Erfolg, auch sein Famulus, deren einen Horn stets an seiner Seite hatte. Man bezeichnete ihn im Freundeskreise gewöhnlich als seinen „geistigen“ Stiefelputzer, der er auch faktisch gewesen ist. Dieser nun berichtete dem Vater Horn von Wien aus nach Trautenau, wie gewaltig die „Vormundschaften“ eingeschlagen hätten, daß Uffo in die Hofloge und zur Erzherzogin Sophie während des Stückes berufen worden sei.

Dieser Famulus vergaß auch nicht, den Enthusiasmus der Officiere gebührend in das Licht zu setzen, die in der Vorstellung der „Vormundschaft“ mit den damals gefatteten Stücken einen wahren Heidenlärm machten, um so Papa Horn, dem alten Krieger, eine aparte Freude zu bereiten.

Nebst der „Vormundschaft“ und dem „Naturmensch“ — war es aber auch einige Jahre später „Moliere,“ der auf der Stuttgarter Bühne und noch anderwärts einen glänzenden Erfolg erlebte so daß man füglich sich nicht genug darüber wundern konnte, wie dieser junge Poet, der so feierlich auf dem Rothurn einherzugehen verstand, und dessen Domaine namentlich das gravitätische Festgedicht und die ernste lyrische Muse war, im Lustspiel so fein intri-

guirte, so harmlos scherzte und den dramatischen Knoten so grazios zu schlingen und zu lösen wußte.

Er war ja noch blutjung, er hatte ja noch nicht einmal seine juridischen Studien vollendet und wurde schon preisgekrönt. Diese Studien, die er mindestens mit einem succès d'estime absolvirt hatte, sollten ihm — dem Sohne wohlhabender Eltern —, der sich mit warmer Begeisterung in den Strudel poetischen Schaffens geworfen hatte, doch mindestens den Titel eines Doktors sämtlicher Rechte verschaffen. Mit einem gewissen Stolze des unabhängigen Mannes betonte stets Vater Horn den Wunsch, daß sein Sohn dem Staate, wie jedem Privaten gegenüber stets eine unabhängige Stellung einnehmen müsse.

Doch wünschte der alte Herr auch anderseits, daß Uffo dennoch in irgend welcher Richtung thätig sein möge. In seiner absoluten und drastischen Weise pflegte er ihn daran zu erinnern:

„Du darfst weder ein Herrenknecht, noch auch ein Flaneur werden. Du mußt etwas Tüchtiges schreiben, sonst zahle ich keinen Kreuzer deiner Schulden mehr.“ —

Das letzte Jahr der Jura hatte Uffo Horn in Wien verbracht. Hier öffneten sich für sein strebendes Talent rasch neue Bahnen. Das Studium der Rechte doch nur als Nebensache betrachtend, stürzte er sich in den Strom des Lebens, und war er der belebende Puls literarischer Cirkel.

Das Preisstück hatte ihn in der Schauspielerwelt alsbald eingebürgert.

Wie in Prag Madame Binder, so bildete in Wien damals die Meisterin des dramatischen Vortrags Frau Kettich die dame patronesse für den jungen dramatischen Dichter.

Seinen damals rasch entstandenen Einakter: „Camoëns“ hatte er auch dieser Künstlerin gewidmet.

Saphir — damals einer der bedeutendsten Journalisten der Hauptstadt — hatte ihm den „Humoristen“ geöffnet. Allein gerade die Gleichstimmung der Herzen, ein verwandter sympathischer Zug warf zwischen den Dichter der „wilden Rosen“ und zwischen den Dichter des „Camoëns“ den Apfel der Eris. Uffo Horn hatte Saphirs Hertha Lebens- und befangungswürdig gefunden, und diese Episode zerstörte die weitere literarische Beziehung der beiden Männer so sehr, daß ihre Federn sich kreuzten und eine in dem unwürdigsten Styl gehaltene Zeitungspolemik die Journalistik trübte.

Diese Katastrophe führte schließlich zu der Abkühlung eines Censurvergehens seitens Horns, die mit der allerdings traurigen Perspektive abschloß, daß der junge Idealist mit Verließkammeraden zugleich eingesperrt worden war „die silberne Köffel gestohlen hatten“ — wie der junge Mann oft späterer Zeit elegisch betonte.

In Wien waren einige der schönsten Balladen Horns entstanden. Es waren die alten heiligen mystischen Schatten des Stefansdomes, in welchen er sein so populär gewordenes „Allerseelenlicht“ gedichtet, aus dem die echte Allerseelenstimmung, der Hauch wahren Behmuth und echt christliche Verklärung weht. —

Die Quadersteine des Stefansdomes waren es gewesen, die der Regen rein wusch, und das alte Mütterlein hatte ihm zwischen den gothischen Bündelpfeilern dieses alten Domes begegnet, und dort hatte sie ihren Todten ihre Lichtlein angezündet, bis sie das Letzte im Ahnungsgeföhle ihres nahen Todes in stiller Verlassenheit sich selbst geweiht hatte.

„Ich hab' euch alle Jahre
Ein Flämmlein angezündt,
Und hab' für euch gebetet,
Die nun im Himmel sind.
Doch bin ich einst gestorben,
Da wird wohl Niemand sein,
Der Lichter brennt und betet
Fürs arme Mütterlein.“

Dieses Lied, welches mit der Pointe schließt: „Das todte Haupt verkläret die Allerseelennacht“ mußte die Rettich einst hinreißend gesprochen haben. Ihrem Einfluß dürften wir wohl auch zuschreiben, daß Horn für sein ganzes Leben der Dichter des Camoëns wurde, welcher Held kurz vorher von Halm allerdings nicht in dem glücklichsten Momente seiner romantischen Heldenlaufbahn behandelt worden war.

Nach einem ebenso literarisch als sonst stürmeveroll bewegten Leben war Uffo in der Feriizeit des Jahres 1838 nach Trautenau heimgekommen, um daselbst einen Paß für eine Reise nach Italien zu lösen. Es war diese erste größere Reise des begabten jungen Poeten mehrfältig von poetischen Früchten begleitet.

Er reiste über Graz, Laibach, Udine, nach Venedig, meerüber bis Triest und über Südtirol dann wieder zurück.

Auch in Triest und am Meere entstand manche unmittelbar aus dem Herzen quillende Liederperle. Stets schöpfte der junge Poet mit nackter Hand, Gideon gleich, nicht erst im kristallinen Becher — seine frischen echt lyrischen Lieder. Ab und zu dichtete er aber auch deskriptive, die dem historischen oder landschaftlichen oder dem kulturbildlichen Geiste Italiens prächtig abgelauscht waren.

Dahin gehören vor Allem: Die reizende lyrische Ballade: „Der Gondelier“ — die prachtvollen Gedichte: „Seefahrt,“ „Venedig,“ „Am Comersee“ — farbensatte Schilderungen der italienischen Landschaft.

Es ist, wie wenn der eben nur in Venedig gedichtete „Gondelier“ in seinem leichten harmonischen Tonfall sich so zu sagen selbst zum Gesange erhebt und wir mit ihm nahezu das Meer rauschen hören:

„Und wie die Glocken schallen,
Da juckt er in die Höh,
Und seine Thränen fallen
Wie Perlen in die See.

Ihn treib's, hinabzuspringen,
Noch einen Blick nach ihr,
Die Grabesglocken klingen —
Dem armen Gondelier.“ —

Dagegen träumt der Dichter, wie er von Triest nach Venedig fährt, sehnsuchtsvoll einen heimischen Liebestraum, von dem süßbegrenzenden Witze seiner Geliebten umgaukelt, die über den Wassern schwebt, und die erste Sehnsuchts- thräne seines schwärmerischen Auges fällt in das unendliche Meer.

So findet das poetische Schaffen Horns im Studentenleben und in der letzten Feriizeit einen energischen Abschluß. Die größte Frucht dieser Schaffenszeit jedoch bleiben seine Camoënsstudien.

Die erste Blüte seiner dramatischen Muse war „Katharina von Attahde“ überschrieben, ein lyrisches Drama, dessen Titelheldin die erste Liebe des Dichters Louis de Camoëns ist; allein thatsächlich sind darin Dieser und Jene mit gleicher Sorgfalt behandelt, und man wird ungeachtet behaupten

können, daß wie bei „Romeo und Julie“, sich der tragische Heroismus in dem Dualismus des liebenden Paares zu erkennen giebt, das zu einer einzigen idealen Gestalt verschmilzt. Katharina — die Tochter eines stolzen und reichen portugiesischen Erbgeschlechtes — drückt im Entfagen groß auf ihre bleiche Stirne die Martyrkrone der Passivität, da das Wappen der Camoëns nicht an das ihrer Väter heranreicht und der Dichter mit seinen Idealen in die flügelnde Welt der Atayde's nicht paßt. So klingt denn der sympathische Ton der Liebenden im Gegensatz zu den dissonirend schrillen Klängen der Außenwelt wenn auch nicht tragisch, so doch elegisch aus.

Die zweite Blüte seiner Camoënsstudien war Uffo Horn's farbentrunkenes, von den Tinten der historischen Zeit getränktes Culturbild — die einkantige dramatische Liebesepisode „Camoëns im Exil.“

Es spielt dieses Drama auf der Insel Macao. Camoëns hat soeben sein hohes Lied — das herrlichste Portugals, die zauberhaften „Lusiaden“ vollendet; er ruft in einem prachtvollen Monologe:

„Vollendet ist's, der letzte Zug der Feder,“

„Nun keinen mehr, und keinen Blick darauf.“

und nun läßt er uns in die Werkstätte seines dämonischen Schaffens einen Blick werfen. Phantastisch ziehen die Helden und Götter dieses großen Liedes an der Einbildungskraft des Dichters noch einmal vorüber, und geben uns ein flüchtiges Kulturbild der Lusiaden.

Wir fühlen uns in diesem Monologe von den Geistern des Liedes umrauscht und lauschen der Werkstätte inneren Schaffens mit allen Leiden und Freuden, da klettert alsbald um dieses herrliche Bild das wilde Schlinggewächse der Liebe des Poeten zu Donna Maria der Tochter des Statthalters zu Macao empor, und der Bruder derselben naht dem Dichter, um im Moment der Vollendung seines Liedes demselben anzukündigen, daß seine Verbannung gelöst sei und er in sein Vaterland heimkehren könne.

Mit dieser Lösung löst sich aber zugleich gewaltsam das episodische Verhältniß zu Maria, die von Camoëns mit gebrochenem Herzen zurückgelassen wird. Er selbst spricht:

„Verwelkte Blüte und geknickter Kranz:“ —

„Was kann ich geben würdig dieser beiden?“ —

„Auf ewig mit gebrochenem Herzen scheiden!“

Und abermals ist es ein hohes Lied der Liebe, dessen Held Camoëns ist, und zwar das preiswürdigste aller, welche Uffo Horn geschrieben, das er uns unter dem Titel: „Camoëns Jugendliebe“ hinterlassen hat. Es ist ein lyrisch-episches, rhapsodisch-episches Poem, wohl innerlich in sich abgeschlossen, aber dennoch äußerlicher Erweiterung fähig, da es uns den Liebesromantiker, die rechenhafte Gestalt des Ritters und Dichters Louis de Camoëns an Seite seiner Geliebten Katharina von Atayde bloß bis zum Zeitpunkt seiner zweiten Verbannung vor das Auge stellt. Wie in dem vorgenannten Einakter liegt auch hier nebst der schwärmerischen Liebe des Helden der Accent auf seiner dichterischen Individualität, auf seiner stürmischen Lebensnatur und auf der unübertrefflichen Abschilderung der landschaftlichen, der lokalen und der kultur-historischen Elemente.

Wir glauben den Dichter Camoëns in diesem Horn'schen ziemlich umfangreichen Gedichte selbst sprechen zu hören, wir nehmen mit Ueberzeugungstreue alle Farbentöne der topischen Schilderung in uns auf, wir verkehren so zu sagen mit den Gestalten des portugiesischen Mittelalters, und wir verfolgen die leisen goldigen Spuren der Liebe des Don Louis und der Donna Katharina mit einem

glühenden Interesse, jene unnachahmlichen Empfindungen, die sich mitten im epischen Erzählungsstoffe zu einem Wechselgesang ausspinnen, welcher die lieblichsten Töne anzuklingen versteht.

Von der Vogelperspektive betrachtet, ist dieses Gedicht, durch welches sich der rothe Faden der Liebesaffaire zieht, von so geistiger Größe, daß wir kein anderes desselben Autors und wenig andere der deutschen Literatur überhaupt demselben an die Seite zu stellen vermögen. Des individuellen Geistes vollgetränkt, erscheint uns der Held dieses Gedichtes wie lebend. Seine poetischen Saiten vibriren, es sind die derselben Lyra, welche der abenteuerliche Dichter einst für die Lustaden gespannt, wir glauben mit ihm an den grünblinkenden Gestaden des Tajo zu wandeln. Wir leben, kämpfen und leiden und lieben mit Camoëns, wir versenken uns in seine Denkweise wie in diejenige seiner Zeit, wir nähren uns von seinen bunten Erlebnissen und Erfahrungen und begleiten ihn auf seinen gefährvollen Reisen.

(Schluß folgt.)

Bur Beleuchtung der Cechisirung Böhmens im 15. Jahrhundert.

Von Dr. Otto Rämmel.

Nach dem siegreichen Vordringen des Deutschtums in Böhmen unter der nationalen Dynastie der Premysliden trat bekanntlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts jene furchtbare und verwüstende Reaction des Cechentums ein, welche sich an den Namen des Husitismus knüpft, und die mit der fast völligen Cechisirung der deutschen Distrikte des Landes endete. Erst die Folgen der Schlacht am weißen Berge 1620 konnten dann teilweise die Kegermanisirung der cechisirten Bezirke ermögliehen und die Sprachgrenze feststellen, welche sich mit nur geringen Schwankungen bis zur Gegenwart behauptete.

Es ist nun bereits vielfach — auch in dieser Zeitschrift — an dem Beispiele einzelner Städte dargetan worden, in welcher Weise die Vernichtung des Deutschtums und die „Nationalisirung“ der böhmischen Städte sich vollzog. In den folgenden Blättern sollen nur einige Beiträge zur Beleuchtung der Cechisirung geliefert werden, welche einigen bis jetzt wohl noch nicht zu diesem Zwecke benutzten Schriften des 16. Jahrhunderts entnommen sind. Es sind dies die „Örtlicher Rathsannalen des Johannes Haß“ (Scriptt. rer. Lusat. III. IV.) und die „Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Bugbach,“ übersetzt von D. J. Becker (Regensburg, G. J. Manz 1869). Auf das letztere ist bereits in dieser Zeitschrift (1871, Literar. Beilage S. 3 f.) aufmerksam gemacht worden. Johannes Haß und Johannes Bugbach waren Zeitgenossen, nur daß die Anwesenheit des letzteren in Böhmen bereits in die Jahre 1490 bis 1495 fällt, während der erstere erst in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts seine Beobachtungen über das Land und seine Bewohner machte. Johannes Haß war 1476 in Greiz in Vogtlande geboren, machte dann seine Studien an verschiedenen Orten, z. B. auch endlich in Görlitz, an der Universität in Leipzig, wo er im J. 1505 den Grad eines Magisters erwarb, und bekleidete nachher und vor-

her mannigfache Lehrerstellungen in Zittau, Zwickau und Raumburg. Im Frühjahr 1509 wurde er als Oberstadtschreiber nach Görlitz berufen, wo er bis zu seinem Tode am 15. April 1544 unausgesetzt als solcher tätig war. Er trat dann in den Rat ein und wurde dreimal — 1536, 1539, 1543 — zum Bürgermeister erwählt. Obwohl kein geborner Görlitzer, verfocht er doch die Interessen seiner Stadt auf zahllosen Land- und Städtetagen, in Verhandlungen mit dem k. böhm. Hofe und fremden Fürsten, mit Edelleuten und Städten stets auf's Nachdrücklichste und durfte das hauptsächlichste Verdienst in Anspruch nehmen, wenn es gelang, die Stellung der Oberlausitzer Sechsstädte überhaupt zu behaupten und zu befestigen. Der lutherischen Reformation war er bis zu seinem Ende ein scharfer und unversöhnlicher Gegner. Seine „Katholischen Annalen“ gehören zu den bedeutendsten Städtechroniken dieser Zeit und sind auch für die böhmischen Verhältnisse sehr wichtig. Denn was Haß erlebte, beobachtete er scharf und zeichnete es treu auf, wiewohl mit jener Zurückhaltung die dem hohen Beamten eines bedeutenden Gemeinwesens anstand. Eine ganz andere Laufbahn war die des Johannes Bugsbach. Geboren 1478 zu Miltenburg in Franken, bildete er sich anfangs auf der Schule seiner Vaterstadt und ging dann als zwölfjähriger Knabe mit einem älteren Schüler nach Weiße der Zeit auf die Wanderschaft. Es erging ihm bald schlecht, am schlechtesten, als er mit seinem Begleiter und Peiniger auch nach Böhmen gelangte. In Maschau (Kreis Saaz) entlief er ihm, diente erst in einem Karlsbader Gasthause als Kellner und wurde dann von einem tschechischen Edelmann geraubt. In dessen und anderer Ablicher Diensten brachte er, hart, oft barbarisch gehalten, mehrere Jahre zu, sah Prag und den größten Teil des Landes, lernte dabei auch das Tschechische fertig. 1495 gelang es ihm endlich von Kulin aus zu entfliehen und nach manigfachen Irrfahrten in seine Heimat zu kommen. Er mußte zunächst das Schneiderhandwerk erlernen, kam als Klosterschneider nach Johannisberg im Rheingau, studierte aber später doch noch in Deventer und fand endlich im J. 1500 Aufnahme und Ruhe im Benediktinerkloster Raach bei Coblenz. Hier gab er sich eifrig gelehrten Studien hin und starb 1526 als Mönch, erst 48 Jahre alt. Auf Bitten seines Stiefbruders Philipp Drunck hat er im J. 1506 sein „Hodoporicon“ (Wanderbüchlein) diesem zur Belehrung verfaßt. Was er also über Böhmen berichtet, ist aus dem Gedächtnis niedergeschrieben; aber es liegen zwischen seiner Entfernung aus dem Lande und 1506 nur 11 Jahre, und er war noch im besten Alter, als er sein Büchlein verfaßte.

Aus diesen beiden durchaus zuverlässigen Quellschriften ergibt sich ein sehr deutliches Bild des tschechisirten Böhmens. Wie fremdartig, in wie scharfem Gegensatz zu Deutschland dies Land damals erschien, sieht man schon daraus, daß Bugsbach es nie zu Deutschland rechnet, es vielmehr stets diesem entgegensetzt, nicht weniger aus seiner eingehenden Schilderung der böhmischen Sitten, die er nicht so genau behandelt haben würde, wäre ihr Contrast zu den deutschen Gebräuchen nicht ein so großer gewesen. Besonders charakteristisch aber ist, was er am Schluß der Erzählung seines Aufenthalts in Böhmen sagt: „Ich kehrte in die Heimat zurück,“ erzählt er S. 107, „nicht einmal mehr als Deutscher, — sondern als ein Böhme, als ein Barbar, ja fast als ein Heide an Tracht und Sitten, und gemäß meiner langen blonden Haare, die ich dort nach der Landesitte mit höchlichem Fleiße gepflegt hatte, und die mir von allen Seiten fast bis zu Gürtel und Schultern herabwallten.“ Wohl gab es Deutsche in Böhmen, aber sie waren dünn gesät und wurden von den Tschechen zum auffälligen Unterschiede mit deutschem Namen benannt, wie denn Bugsbach selbst gewöhnlich pan oder panica Hensel hieß (S. 94). (Herr, bezw. Junker Hans.)

Der Verkehr mit Deutschland war nur dürftig, so daß Bugbald die lebhafteste Freude empfand, als er in der Nähe von Kulm, also dicht an der Grenze des Meißnerlandes, einen deutschen Pilger traf, von dem er etwas aus Deutschland erfahren konnte (S. 101 ff.). Selbst die Verbindungen der Ober-Lausitz also eines böhmischen Kronlandes, waren viel enger mit Meissen und Schlesien als mit Böhmen, wie Haß ausdrücklich hervorhebt (Script. Lusat. III). Um so ungestörter konnte sich, obendrein unter der Herrschaft nicht deutscher Könige, das Cechentum ausbreiten und behaupten, denn wie eine Welt für sich cechisch und utraquistisch, also legerisch, lag dies Böhmen fast rings von deutschen und katholischen Landen umgeben hinter seinen Bergen. In der Tat erscheint der Adel des Landes als fast durchaus cechisiert, des Deutschen mit wenigen Ausnahmen völlig unkundig. So mußte 1516 der Antrag der lausitzer Sechsstädte an die böhmischen Stände in's Cechische übersetzt werden, weil „die Stände der stete notdorfft in dewtischer Sprach nicht genugsam vornemen wurden“ (Scriptt. III, 499). Ebenso war i. J. 1510 unter dreißig böhmischen Edelleuten, die in Zittau mit den Sechsstädten verhandeln sollten, keiner „vnsrer Sprach fertig“, was denn zu verdrießlichen Mißverständnissen Veranlassung gab (a. a. O. 88). Dasselbe zeigte sich, als R. Wladislaw i. J. 1510 die Privilegien der Sechsstädte, welche deutsch oder lateinisch ausgefertigt waren, einer Commission von böhmischen Edelleuten zur Prüfung überwies (a. a. O. III, 53, IV, 189). Das Zbislaw Berka von der Duba deutsch verstand, erscheint durchaus als Ausnahme; eben deshalb erhielt er den Auftrag im J. 1527, dem Erzherzog Ferdinand seine Erwählung zum König von Böhmen zu notificiren (a. a. O. IV, 101).

Weit auffälliger aber als diese Cechisirung des böhmischen Adels, der ein paar Jahrhunderte früher seine cechischen Namen ins Deutsche übertragen hatte, ist die Cechisirung der Städte. Als im J. 1516 der Bürgermeister von Baugen, Balthasar Lausitz, dem Bürgermeister und einigen Ratsherren der Altstadt Prag einen deutschen Vortrag hielt, bemerkte Haß, „das nicht mehr den einer die sprache vorstanden,“ und ihr Notarius antwortete denn auch lateinisch (Scriptt. III, 482 f.). Eben deshalb bediente sich auch Haß, als er kurz darauf zu den Vertretern der königlichen Städte Böhmens in Prag redete, nicht des deutschen, sondern des lateinischen Idioms (a. a. O. 487 ff.).

Wie selten die Kenntnis des Deutschen in den Städten sein mochte, beweist auch die Erzählung Bugbalds (S. 105 f.), „ein Herr deutscher Nation, ein Zuckersieder, habe ihn als Diener angenommen wegen der böhmischen Sprache, die er noch nicht kannte, — um ihn, während er die böhmischen Jahrmärkte besuchte, als Dolmetscher zu gebrauchen.“

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, wenn der böhmische Adel, nationalstolz wie er war, sich des Cechischen als Amtssprache nicht nur in Böhmen, sondern auch in der deutschen Ober-Lausitz deutschen Bürgern gegenüber bediente. 1509 brachte der königl. Sekretär Wadislaw von Sebirow eine königl. Steuerforderung an die in Baugen versammelten Stände der Ober-Lausitz in cechischer Sprache (Scriptt. III, 3); ebenso wurde 1510 in Rutenberg der königliche Spruch, welcher den Streit der oberlausitzer Stände entschied, „in behmischer Zunge“ verlesen (a. a. O. 11.53). Ja 1516 weigerten sich die böhmischen Edelleute einen den Sechsstädten und Breslau in derselben Sprache verlesenen Spruch auch nur übersetzen zu lassen und erwiderten auf die dringende Bitte der deutschen Bürger: „iß were nicht die gewonheit“ (a. a. O. 400). Auch sonst wurden wohl Urkunden für Ober-Lausitzer auf Cechisch ausgefertigt (z. B. Verzeichniß von Oberlauf. Urkunden II, 77 von 1507).

Noch auffallender erscheint aber die Ausbreitung des Cechentums, wenn man einzelne Orte des Landes ins Auge faßt und das heutige Verhältnis mit dem ums Jahr 1500 bestehenden zusammenstellt.

Städte, welche jetzt rings umgeben sind von deutschem Sprachgebiet, und in denen kaum ein slavisches Wort vernommen wird, sind damals cechisch gewesen, höchstens daß sich hier und da vereinzelte deutsche Einwohner finden. So am bezeichnendsten im Norden und Nordwesten des Landes, der jetzt in breiter Ausdehnung durchweg deutsch ist.

Ein Edelmann z. B. aus Lutz im Kreise Eger, ein „Reker,“ d. h. ein Utraquist und sicher ein Cech, nahm Johannes Buzbach besonders deshalb in Dienst, weil er gut cechisch verstand (S. 59 f.). Dies Cechisch aber hatte der deutsche Knabe im nahen Siczlau (damals Sigulow) bei einem cechischen Abtlichen erlernt (S. 59). Ja selbst in Karlsbad, dem schon damals viel von Deutschen, z. B. Nürnbergern (S. 106) besuchten Badeorte, gab es cechische Bevölkerung. Buzbach erwähnt daselbst eine „böhmische“ Wirtin (S. 108). Nicht anders stand es im Saazer Kreise. In Komnotau (Camitau) lebten nebeneinander „Christen,“ d. h. Katholiken und „Reker,“ d. h. Utraquisten, jene ohne Zweifel Deutsche, diese ebenso unzweifelhaft Cechen (S. 47). Von Maschau (Machssau), westlich von Saaz, sagt Buzbach: „es waren die Bewohner jenes Ortes Reker, welche böhmisch redeten, mit sehr wenigen Katholischen untermischt.“

Und so wenig verstand man in dem jetzt ganz deutschen Orten das Deutsche, daß Buzbach von einem seiner cechischen Mitschüler, der aus dem Städtchen selber war, einige cechische Begrüßungsworte sich lehren ließ, um sich ihrer bei seinen Bettelgängen besonders den Frauen gegenüber zu bedienen (S. 47, 53). Eben die Unmöglichkeit in dieser Gegend mit dem Deutschen fortzukommen, veranlaßte ihn dann, sich das Cechische anzueignen (S. 53). Auch in Saaz fand er „Reker,“ d. h. Cechen (S. 103), in Brüx dagegen gab es deutsche Bürger, also Katholiken, neben „Rekern“; einen der ersteren traf Buzbach in Kralowitz (S. 105). Im Teplitzer Tale aber stand Kulm (Chlum) unter der Herrschaft eines cechischen Edelmanns, dessen Frau sich auch „eine neuerdings in ihrer (d. h. der cechischen) Sprache“ gedruckte Bibel anschaffte (S. 101—2).

Dieser Zustand entspricht ganz dem, was wir sonst von der gewaltsamen Austreibung der Deutschen aus diesen nordböhmischen Orten wissen.

So wurde bekanntlich Komnotau 1421 von den Husiten erstürmt und verwüstet, das gleiche Schicksal hatten 1426 und dann wieder 1433 die Ortshäfen des Teplitzer Tales, nur Graupen blieb den Deutschen. Die Folgen dieser slavischen Sturmflut lassen Buzbachs und Haß's Aufzeichnungen zur Genüge erkennen.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Ludwig Schlassing.

Fünfzehnter Jahrgang.

Zweites Heft. 1876/7.

Künstler der Neuzeit Böhmens.

Biographische Studien

von

Professor Rudolf Müller.

IV.

Die Max-Familie. *)

Die Altvordern der Bürgsteiner (Johannesdorfer) Bildhauer-Familie Max hatten seit Mitte des 17. Jahrhunderts ihren Stammsitz in dem zur Herrschaft Nemes gehörigen Dorfe Hammer, und zwar als nach weit und breit in der Gegend beschäftigte Kunsttischler und Orgelgehäusebauer. Der Erste über das gewissermaßen erbliche Kunst-Gewerbe sich in die Bildhauerkunst ver steigende war Anton Max — geb. 1734. Durch seine besonders geschickt und geschmackvoll ausgeführten Schnitzereien für Altäre und Orgeln dem damaligen Herrschaftsbesitzer Grafen S. v. Hartig gelegentlich bemerkbar geworden, ließ sich dieser wohlwollend herbei, ihm behufs weiterer Ausbildung an der Wiener

*) Ich halte es für nöthig hier anzumerken, daß die voranstehenden Notizen über die Max-Familie erst über dem Vollenden der nachfolgenden Biographie von „Joseph Max“ sich gleichwie zum Eingangsakte zusammensfügten. Interessant für sich, doch nicht entsprechend einfügbar für dort, erübrigte kaum anderes als eine Trennung; so zwar, daß alles mit dem Lebensbilde von Jos. Max schon Verbundene dort belassen, und blos noch jenes voran gestellt blieb, was zur Klarstellung des Familienbildes unerlässlich. — Nebenbei sei noch mitgetheilt, daß ich einen großen Theil der Daten über die Max-Familie Herrn Rentmeister Franz Kalous und Herrn Eduard Gertner, Bergolber in Bürgstein, zu danken habe.

Akademie ein Stipendium zu verleihen. Dort hastvoll im Nachholen der noch fehlenden Studien, nahm er es bald dringend mit dem traditionellen Endziel der akademischen Laufbahn, nämlich mit der Reise nach Italien, so daß er unbekümmert um das dafür nöthige Geld und die erforderlichen Documente dahin aufbrach. Freilich nur um mit knapper Noth bis Venedig zu kommen und um hier, inmitten seiner Begeisterung für die Herrlichkeiten dieser Zauberinsel, von der Polizei gefaßt und als „Ausweisloser“ heimgeschickt zu werden.

Der edle Graf zeigte sich über diesen „Streich“ wohl etwas böse, blieb aber nichtsdestoweniger dem feurigen Jünglinge zugethan. Die erwünschte Handhabe, denselben angemessener Werkthätigkeit zuführen zu können, gab ihm bald darnach der nachbarliche Herrschaftsbefitzer. Der Erbe der Herrschaft Bürgstein, nach Wenzel Norbert Octavian Kinsky — dessen Sohn — Jos. Maximilian, suchte in getreulicher Nachfolge seines Vaters, der industriearmen Gegend nach aller Möglichkeit Erwerbsquellen zu beschaffen, so namentlich durch die Errichtung einer Spiegelfabrik in Bürgstein. Vorerst blos nach Venetianer Art betrieben, wonach die Spiegel wieder mit Spiegelglasrahmen versehen wurden, galt es doch bald der wechselnden Mode zu folgen und sich in Concurrnz zu halten mit den marktbeherrschenden Niederländern, die ihre Spiegel mit schönen geschnitzten Rahmen versehen. Ueber dem Umhersuchen nach einem Werkführer dieser in Bürgstein bisher nicht kultivirten Schnitzarbeit geschah es dann, daß sich 1753 die beiden Nachbar-Herren begegneten, und daß eben Anton Max der dafür Empfohlene wurde. Vorauszusetzen bleibt auch, daß dieser die also erhaltene Anstellung als Rahmenschnitzer zusagend und sichernd genug gefunden hat; denn nach der „Description von denen bei der Gemeinde Bürgstein so wohl nach dem Unterschiede des Standes, als auch nach Unterschied des Alters befindlichen Seelen pro Anno 1768“ (im Bürgsteiner Gemeinde-Archiv) finden wir den 33jährigen bereits als vielfachen Familienvater verzeichnet, u. z.

Anton Max, Bildhauer	33 Jahre, Hans Nr. 2.
Veronica, dessen Eheweib	43 " "
Kind Anton	18 " " } Stiefkinder.
" Jakob	13 " "
" Magdalena	6 " "
" Joseph Franz	3 " "

Nach dieser; „Description“ bleibt nun der Rückschluß, daß sich Max bis zu seinem 24. Jahre schon muthvoll aufgeschwungen haben mußte, um eine 10 Jahre ältere, mit zwei Kindern belastete Witwe heiraten zu können. Wie übrigens aus den mir noch zur Einsicht gelangten Daten hervorgeht, war mit dieser Verheirathung zugleich eine ganz wesentliche Erweiterung seines bisherigen Kunstbetriebes verbunden. Veronica, aus der Künstlerfamilie Wagner*), und „junge Witwe eines Bildhauers,“ war nach dem Ableben ihres Mannes im Besitze einer wohl eingerichteten Bildhauerwerkstätte; mit ihr gewann also Max zu den „Kundschaften“

*) Nachdem Graf Kinsky beim Anlegen der neuen herrschaftlichen Fabrik bemüht war, tüchtige Männer aller einschlägigen Fächer herbeizuziehen, finden wir um 1760 auch den Staffirer und Maler Franz Anton Sella, nach seiner Herkunft gemeinhin der „Schwoiker Maler“ genannt, von 1767 auch noch den Staffirer Anton Wagner unter den „Ansässigen“ erwähnt. Dieser kam von Oberleutenstdorf. Von seinen zwei Söhnen war Anton Wagner der Jüngere ein geschickter Bildhauer; der Andere Namens Franz, war Kirchenstaffirer; dieser eben war der Vater von „Veronica“ der nachherigen Gemalin von Anton Max. — Die alten Sella und Wagner galten auch stiftlich als die eigentlichen Begründer des bis heute noch im besten Rufe gebliebenen Bürgsteiner Vergoldergewerbes.

eine vermehrte, wahrscheinlich auch zusageudere Beschäftigung und hing nicht mehr einzig und allein von der Spiegelfabrik ab. Mit diesem Eintritte in die selbstständige Praxis popularisirte sich Max auch jedenfalls erst als Holz- und Steinbildhauer für weitere Kreise, als letzteren unter anderem mit der flott gearbeiteten Figur des Springbrunnens im Bürgsteiner Schloßgarten, in Gestalt eines Tritonen, der einen gewaltigen Delfin zwischen seinen Lenden haltend dessen Rachen öffnet und somit dem weitauffpringenden Wasserstrahle zum beliebten Effecte verhilft.

Gegen die ihm gleichfalls zugeschriebenen Steinskulpturen am „neuen,“ dem jetzigen Bürgsteiner Schlosse, sprechen die Ziffern. Das neue Schloß wurde sofort nach dem Donnerwetter-Brande des alten (am Einsiedlerstein) von 1733—1735 erbaut. Max, 1734 geboren — konnte demnach keinen Theil haben am Baue: außer es würden seinerzeitige Nacharbeiten erweisbar, wofür bis jetzt keine Bürgschaft gefunden ist.

Nachweislich sind dafür mehrere andere Holzskulpturen. Im Jahre 1776 veranlaßte nämlich Ludw. Gerthner, Chef der Glashandlungsfirma „Gerthner, Palme et Comp. in Amsterdam,“ auf eigene Kosten die Renovation und Verschönerung des Hauptaltars der Bürgsteiner Pfarrkirche. Ludw. Gerthner übertrug diese Angelegenheit dem damaligen letzten „Einsiedler“ auf der alten Ritterveste Sloup, dem Frater Anton Schüller, welcher mit den dabei theilnehmenden Personen, dem Bildhauer, Staffirer und Tischler abzuschließen hatte, u. zw. auf Grund nachfolgender Urkunde: „Hiemit untergezeichneten Datums verspricht Ludw. Gerthner Handelsmann in Bürgstein zur Staffirung des großen Altars der hl. Katharina neben zwei Statuen, auf seine eigenen Kosten alles zu zahlen, was es einmal kostet als folgenden Accord: pr. 349 fl., jedoch sollen an noch die Kleinigkeiten Extra verstanden sein. So geschehen, Bürgstein d. 16. Juli 1776.

Joannes Elsner m/p., d. J. Pfarrer.

Ludw. Gerthner m/p.“

Diese Summe von 349 fl. rhu. zahlte Gerthner an Frater Anton in 9 Raten. Am 13. Juli wurde zwischen dem Staffirer Fr. A. Heller und dem Frater ein Contract abgeschlossen, worin sich ersterer verpflichtet, für die Summe von 250 fl. den Hochaltar, Tabernakel und die zwei neuen Figuren zu staffiren und mußte das Ganze bis 5. October fertig sein.

Unter dem 14. Juli erfolgte der Contractabschluß mit Anton Max, der sich verpflichtete für die Summe von 64 fl. ein neues Tabernakel und zwei Figuren Sct. Ludwig und Sct. Katharina bis 3. October herzustellen. Für 4 Stück kleinere Engel wurden ihm weitere 15 fl. zugesichert.

Weitere Theilnehmung erhielt Max bei dem im gleichen Jahre ausgeführten Neubau der Capelle in Romt durch drei Figuren und sonstiges Schnitzwerk, an dessen Ausführung noch der Römter Bildhauer Melzer mitarbeitete. Zu erwähnen sind ferner noch einige recht gelungene Figuren in der Kirche zu Schönlinde und in Rumburg. Daß über dieser Fülle von Aufträgen die Werkstatt sich von selbst erweiterte und damit auch das Heranziehen von Gehilfen nothwendig wurde, bedarf kaum der näheren Erörterung. In Bezug auf letztere ist bekannt, daß er namentlich in Paul Birkl einen sehr fähigen Lehrling fand, der später nach Kopenhagen übersiedelte und dort rühmlich wirkte. In der dortigen königl. Schatzkammer sind jetzt noch Werke von ihm zu finden.

Nach späteren Daten bleibt indeß zu schließen, daß Max denn doch in einem dauernden Verhältnisse zur Spiegelfabrik verblieben, weil mit ihrem Aufschwunge, und nachdem sie ihren Absatz nach Italien, Polen, Rußland und Amerika erweitert hatte, auch die Kunst bei Max wieder rückläufig wurde auf die Spiegelrahmenschnitzerei, die sich im großartigsten Maßstabe entwickelte. Wenigstens finden sich

keine weiteren Angaben, welche dann noch von Anderem als von Rahmenschnitzereien sprächen.

Zur Zeit solchen geschäftlichen Gedeihens kam dann wohl auch die Lust, das alte, düstere Arbeitsgehäuse in Nr. 2 gegen ein neues umzuwechseln, also das (in der Biographie von Jos. Max jun. näher zu erwähnende) freundliche Haus Nr. 3 in nächster Nähe der Spiegelfabrik zu erbauen.

Der mittlerweile zum Jünglinge herangewachsene Sohn Joseph, in der väterlichen Werkstatt nach jeder Richtung tüchtig vorgechult, dürfte dann auch schon mehr und mehr in die Führerschaft der Werkstätte eingetreten und Subsistat geworden sein in der Ausführung von auswärtigen Aufträgen: wofür mehrere Grabdenkmäler und Kirchenfiguren von seiner Hand, wie z. B. die in der Leitzmeritzer Domkirche, als Beispiele anzuführen sind. In seinem 26. Jahre — 1791 — schloß dieser Jos. Max (sen.) sein Ehebündniß mit Franziska Hille, der Tochter eines Beamten der gräfl. Rinsky'schen Weberei. Diese Ehe war — wie vollkommen übereinstimmend alle Zeitgenossen bestätigen — eine selten glückliche. Nach Kurzem zwar schon durch die aus dem Westen Europa's herandringenden Kriegsstürme ins Mitleid gezogen, hoben sich doch Beide — er durch seinen angeborenen frohen Sinn, sie vermöge ihrer kindlichen Vertrauensseligkeit — leicht genug über die Noth der schweren Zeit hinweg.

Um Wiederholungen zu vermeiden in Bezug auf das weitere Schalten und Walten von Joseph sen. oder des „alten Max“ wie er bald nach dem Ableben des Vaters Anton Max († 1803) und dem Vorhandensein eines Joseph jun. genannt wurde, füge ich blos noch einiges, die persönliche Charakteristik näher Berührende, wie es mir von der werthen Hand eines Zeitgenossen zukam, hier bei. Das Wesentlichste dieser schätzbaren Mittheilung lautet: „Unser alte Max war von tiefer, religiöser Gesinnung, daher in jeder Beziehung gewissenhaft und rechtlich. Für seine Kinder ein äußerst liebevoller Vater, hielt er dennoch strenge Ordnung; und wenn er darin ja vermöge seines leicht erregbaren Temperamentes an die äußerste Grenze streifte, dann wurde seine mit überwiegender Sanftmuth und Herzensgüte ausgestattete Gattin die Vermittlerin, die ihn liebevoll besänftigte, und alles wieder ins ruhige Geleise brachte. Bei diesem seinen lebhaften Temperamente, stets interessirt für die geistige Bewegung auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft, verkehrte er denn auch besonders gern mit den „studirten jungen Leuten,“ und war unter diesen wieder so beliebt, daß ohne ihn kein Ausflug, keine Unterhaltung beschloßen oder ausgeführt wurde. Er war förmlich der Vater und Leiter dieser Gesellschaft, denn was er sagte und wollte, das galt. Bei guter Gelegenheit dann so recht zu Humor gekommen, sprühte er völlig vor Wis und Scherz, ohne aber jemals die Grenzen der Artigkeit zu überschreiten. Und fühlte sich etwa auch der und jener, von einer solchen Witzkatete getroffen, fiel es doch keinem ein, dem „lieben alten Max“ darob gram zu werden. Es ist zu sagen, daß es um willen dieses seines Gesellschaft stalentes einerseits, wie andererseits wegen seiner Musterhaftigkeit als Hausvater — abgesehen von seiner höchst achtbaren Künstlerchaft, die ja doch nur die Kunstverständigen zu würdigen vermochten — der populärste und geliebteste Mann von ganz Bürgstein war. Erklärlich war daher, daß, als die auswärtigen Zeugen und Theilnehmer der von ihm bereiteten frohen Stunden! nach seinem 1838 erfolgten Ableben hieher wiederkehrten, sie Bürgstein „gleichwie ausgestorben“ fanden.“

Joseph Max.

Im auffälligsten Gegensatze zu dem scharf ausgeprägten, mit tiefem, fast harten Zügen versehenen Charakterbilde Radlit's gibt sich das von Joseph Max gleich dem eines von Kümmerniß unberührt gebliebenen, vertrauensselig dahin wandelnden Kindes. Diesem äußerlichen Unterschiede entsprechen allerdings auch die das Gepräge gebenden Erlebnisformen. Bei jenem vom Beginne, im Fortschreiten, wie im Abschlusse seines Künstlerthums eine stätig zunehmende Verschärfung des Widerstreites zwischen Streben und Erreichen, wohl auch zwischen dem kampflustig ausschreitenden Geiste und dem angekrankten Leibe, kennzeichnete sich alles dieses in einem von Schmerz durchfurchten Bilde edler Resignation, während diesem das schon von der Wiege an ungehinderte und fröhliche Mittenhineinspringen in die „Kunst,“ so wie das fernere auf's Gerathewohl sich Ueberlassen der Führung des guten Genius, sein über jeglich Weheleid heiter hinwegblickende, kindlich klare Antlitz formte.

Seltfam genug, war ich schon jahrelang in trautem Verkehr mit Max, und doch stand er mir zeitweise wieder gleich dem „Mädchen aus der Fremde“ vor Augen, besonders in seiner heiteren Ruhe Vorkommnissen gegenüber, die jeden Andern auf das Aeußerste beunruhigen konnten. Erst später, gelegentlich des Besuches seiner Heimath, durfte ich glauben, für diese mir bis dahin räthselhaft gebliebenen Lineamente seines Wesens den Schlüssel gefunden zu haben. An einem nach göttlicher Malweise prachtwoll colorirten-Sommernorgen kam ich nämlich von Reichstadt her in das unter Obhut des grotesken „Einsiedlers“ gestellte, ganz launig zwischen Wiesenteppiche und Saatkelder ausgestreute Johannedorf; und hätte ich nicht schon in der Andeutung: „gegenüber der gräßlich Rinsky'schen Spiegelfabrik“ den Wink gehabt, gewiß wäre mir von selbst beigemommen, daß der nette, mit künstlerischem Geschmacke an den schützenden Feldabhäng eingebuchtete Holzbau Nr. 3 das Stammhaus der Maxe sein müsse. An der Nordwestecke, umfriedet von hochaufragenden Linden, nach Süd und Ost wieder umgürtet mit zierlichen Blumenbeeten, darüber hinaus in terrassenförmiger Erhebung und entlang des Weges zum Schlosse Bürgstein eine zwischen Fruchtfeldern sich hinziehende Obstbaumzeile; als Gesamtbild wieder umrahmt von der ob dem Wachtsteine aufstufenden, auf Rodowiz umbiegenden, mit Kiefern besetzten Berglehne — wurde mir damit wohl auch die Dekoration vergegenwärtigt, in welcher sich für Joseph Max die seine Lebensanschauung bestimmende glückliche Jugendzeit abspielte.

Als Erbauer und ersten Inhaber besagten Hauses Nr. 3 kennen wir bereits den Bildhauer Anton Max. Dieser starb 1808 im 74. Lebensjahre, und ging das Haus sammt dem Betriebe der Bildhauerei auf dessen 1765 gebornen Sohn Joseph — den Vater unseres am 16. Jänner 1804 ins Dasein gekommenen Josef Calafanza Max über. In der Reihe der Sprossen, einschließlic inere Tochter, war Joseph der sechste, Emanuel (geb. 1810) der achte und letzte. Für eine so zahlreiche Besetzung der netten Familienburg hatte der Bauherr freilich nicht vorgesorgt; sie dürfte ihr denn auch bald zu enge geworden sein, wäre alles nach Wunsch des erblichen Besitzers zugegangen, und hätten sich die „Jungen“ sammt und sonders anstellig gezeigt für die Praktik des Vaters. Es geschah aber, wie es meist geschieht, daß die bereits flügge Gewordenen je nach der in-

dividuellen Neigung ihren Zug nahmen und ihr eigenwilliges Unterkommen suchten. Solcher Folge listete sich allmählig auch im Maxhause, hauptsächlich dann, als die mit der phrygischen Mütze aufgepumpte Kriegesfurie über den Rhein gekommen war, und es zwei Jahrzehnte lang die gesammten deutschen Gauen hindurch wenig andere Arbeit gab, als die durch die Kriegereignisse provocirten.

Der älteste Sohn Anton*) zog an's Gymnasium, der zweite und dritte erlagen der Blatternepidemie, der vierte Wenzel**) wurde Staffirer, so daß der Vater erst in Joseph wieder die gewünschte „rechte Hand“ gewann für die Mitarbeit in der häuslichen Werkstatt. Wohl mußten bis dahin die blutigen Thaten Napoleons vollbracht und der „Weltfriede“ errungen worden sein! Denn erst mit dem Wiederleuchten der Friedenssonne und dem Einzuge ihrer Strahlen in Haus und Herz wendete sich zugleich auch wieder der Sinn auf die Sache des Himmels und damit auf die bislang vernachlässigten oder verwüsteten Gotteshäuser, so wie auf Errichtung frommgläubiger Denkmale. Daß Vater Max, der weit und breit im besten Rufe stehende Holzbildner, dabei nicht leer ausging, sondern sofort wieder ins Zeug greifen, tüchtig schnitzen und modelln mußte, darüber hinterließ er eigenhändige Auskunft in einem Schreiben aus späteren Tagen, in welchem zu lesen ist: „Ja damaliger Zeit, nach der langen und schweren Kriegsepoche, da hatte ich alle Noth, das brauchbare Holz aufzutreiben, für die vielen Bestellungen aus Nah' und Ferne.“ — Mit direktem Bezug auf Joseph heißt es im Weiteren: „Wie oftmal mußte ich vom Herzen lachen, obschon es mich wiederumb in Sorge brachte, wann ich mir den kleinen Jungen ansah, wie er Holzblöcke, zumeisten viel größer, als er selber, also hurtig wenden und mit dem Schnitzer und Hohlseifen gehöriglich tractiren mußte.“ — Eine dieses Jugendbild vervollständigende Angabe fand ich noch in den auf Mittheilungen von Jos. Max beruhenden Notizen von Julius Melzer,***) in welchen er diesen sagen läßt: „Der Himmel weiß wie viele Heilige ich jener Zeit ganz willenlos schnitzte und ganz unschuldig verschnitzte.“ Der Folgezeit gedenkend, habe der Künstler dann geäußert: „In dieser, gleichsam auf väterliches Commando betriebenen Schnitzerei ging es fröhlich fort bis zum Jahre 1822, bis wohin ich schon allerlei gelesen hatte über berühmte Bildhauer, von welchen in den großen Städten Statuen zu sehen wären. Nachdem ich aber zumeist nur von Prag reden hörte, glaubte ich diese auch bloß dort finden zu können. Ganz besonders bestärkten mich darin die Briefe, welche der Schüler und langjährige treue Gehilfe des Vaters — Anton Melzer (Sohn des auf Seite 91 erwähnten Komtér Bildhauers) an uns schrieb. Er war seit 1820 in Prag und schilderte alles dort Gesehene in der lebhaftesten Weise, namentlich die vielen schönen Bildhauerarbeiten, Gemälde, dazu die gute Gelegenheit zum Lernen an der Akademie und noch vieles Andere für mich Neue.“... „Nach vielem Bitten, und nach den besten Gelöbnissen, erhielt ich endlich die Zusage meiner guten Eltern, so daß

*) Anton Max starb 1845 als Oekonomie-director der Herrschaft Rožmítal.

**) Wenzel Max — gräf. Kinsky'scher Spiegelfabriksvergoldner und für weit und breit beschäftigtster Staffirer — starb 1864. — Der auf Joseph folgende Georg Max bis 1871 Geschäftsleiter der genannten Fabrik, ist dermal noch der Besitzer des Stammhauses.

***) Julius Melzer, dem langerprobten getreuen Schüler, war es wie keinem Anderen gelungen, den über sich meist allzu schweigsamen Max mittheilsam zu machen über sonst kaum bekannt gewordene Daten seines Vorlebens. Ich erlangte diese schätzbaren, später im Besitze der Wittwe Max befindlichen Notizen denn auch nur gegen das blüdigste Versprechen discreterster Beihülfe.

ich Ende August 1822 den mir selbstgeschnitzten Wanderstab zur Hand nehmen und von Vater und Mutter gesegnet, in Begleitung eines alten Spiegelschleifers nach Prag wandern durfte“ — — „Tagelang ging ich auf und ab in der für mich äußerst düstern Stadt und war immer erst froh, wenn ich auf die große Brücke kam, wo die vielen mächtigen und schönen Statuen standen. Stundenlang konnte ich hier hin und hergehen, stehen und wieder stehen bleiben, obschon mich die Vorübergehenden oftmal anrannten oder beiseite schoben. Solche Statuen wollte ich machen lernen! Nach vielen Fragen kam ich richtig auch zu einem Bildhauer, welcher an einer großen Sandsteinfigur, die „Hoffnung“ vorstellend meißelte — was mir nahezu schon wie ein gutes Vorzeichen vorgekommen wäre, hätte mich die Antwort auf seine an mich gerichteten Fragen: wo ich gelernt, was ich bisher ausgeführt, nicht gleich kurzweg wieder abgefertigt: „Einen Holzbildhauer kann ich nicht brauchen!“ Aehnlich erging es mir bei einem zweiten und dritten, bis daß sich endlich Einer finden ließ, der Geneigtheit zeigte, einen Versuch mit mir machen zu wollen. Wohl hatte der brave Mann zur Zeit keine andere Beschäftigung, als das Schnitzen von Pferden und Hirschen für Ringelspiele; aber die Neuheit des Gegenstandes, in Verbindung mit dem frohen Gefühle, ein Unterkommen in Prag gefunden zu haben, ließ mich ohne Bedenken zugreifen. Mit den Hirschen, die ich im Haida'er Thiergarten ja schon stundenlang beobachtet hatte, ging es selbst über die Erwartung des Meisters gut. Für die mir weniger bekannten Pferde da hieß es erst noch an den Standorten der Fiaker sich Rath holen, bevor ich sie zu gleichem Veisfall fertig brachte.“

„Darüberhin warm geworden in der Stadt, und auch schon ziemlich bekannt mit den Wegen und Stegen zur Kunst, ließ ich mich im Einverständnis mit dem mir wohlgesinnten Meister in die Akademie aufnehmen; es geschah im Herbst 1823; und da inzwischen vollständige Beschäftigungslosigkeit in der Werkstatt eintrat, frug ich selber den Meister, ob er mich nicht anderswohin empfehlen wolle. Ehrlich wie er war, lautete seine Antwort: „Ja, als Holzbildhauer können Sie nur zu Schuhmann gehen, der dürfte auch genug zu thun haben.“ Anfang 1824 ging ich also zu Schuhmann anfragen, ob er mich aufnehmen wolle? — Das ging aber nicht so einfach mit Ja oder Nein; es kam vorerst noch zu einem vollständigen Examen über das „woher?, wie alt?, wo gelernt?“ bevor er sein gravitätisches: „„Ich wills probiren!““ aussprach. Zwar gering ermutigt von dieser Antwort resolvirte ich mich doch ebenfalls zum Probiren.“ — „Das Probierstück war eine Vase mit Blumen, wobei ich glücklicherweise wie man sagt, zu Hause war. Hatte ich doch unzählige Blumen- und Fruchtgehänge für Altäre und Orgeln schon unter der Leitung des Vaters geschnitzt und die Vorlagen dafür aus dem Hausgarten genommen. Ich befriedigte also Schuhmann auf das Vollständigste und hatte mich, wie er mir nachher einmal im Vertrauen sagte, bei ihm „bald zu rechte geschritten.“ Meinerseits wurde ebenso erkannt, daß sich hier noch Allerlei lernen lasse. Mit Aufträgen versehen von Luxustischlern, Staffirern, sogar für die chirurgische Klinik — (mechanische Gliedmassen für Amputirte cc.) gab es bei Schuhmann eine reichhaltige Auswahl von für mich gänzlich neuer Arbeit. Freilich mitzu auch von solcher, wovor er, wie ich, verbüßt dastanden, wie z. B. vor dem Auftrage, eine lebensgroße Anatomie schnitzen zu sollen. Doch vom ersten Schrecken erholt, kam ihm der glückliche Gedanke, mit mir zu Director Bergler zu gehen, um diesen zu bitten, er möge gestatten, daß ich jetzt schon am Nachbilden des Natur-Modelles Theil nehmen dürfe; nebenbei war es allerdings darauf abgesehen, daß ich die im Modellsaal stehende anatomische Statue — für besagten Zweck nachbilden sollte.“

„Einige Tage nach Allerseelen kam ich denn das erste Mal in den Modellsaal; der Akademiedienner Florian wies mir den für mich bestimmten Platz an; ich zitterte vor Scheu und Aufregung am ganzen Leibe und getraute mich keinen meiner Nachbarn anzusehen, arbeitete aber, als hätte ich mit allen gewettet. Endlich kam der Director. Er ging von Schüler zu Schüler, ohne jedoch viel anderes zu thun, als launige Bemerkungen auszusprechen. Eine davon griff ganz besonders meine Rachmuskeln an, so daß ich in die Saalecke treten mußte, um nicht auffällig zu werden. Wie hätte ich auch nicht lachen sollen über eine Kritik, wie sie hier Bergler übte: „So segens do zu! dem Mannl häng'n ja grad nur zwa Würscht am Bauch statt der Baner; mach'ns g'schwind, daß a Bis'l wos von Knoch'n drein kummt!“*) — dann einige Schüler übergehend, stand er plötzlich bei mir. Ich meinte Hören und Sehen verloren zu haben; denn nur wie von der Ferne vernahm ich, daß er mich den Mitschülern empfahl und beiläufig äußerte: Der hat etwas spät angefangen, hat schon seinen Zwanziger am Rücken, scheint aber alles Versäumte nachholen zu wollen — sein „Mann!“ ist in ziemlicher Ordnung! — Damit war ich gerettet, nicht nur für mich, sondern auch gegenüber den jetzigen Kollegen.“

„Nach kurzer Zeit schon mit den meisten den Modellsstudium Obliegenden gut Freund geworden, fand ich zu meiner Veruhigung auch Altersgenossen unter ihnen, so Nadorp, Frieße, Hellich, Anton Grub, Cajetan Polz, u. m. A., die eine um nicht vieles geringere Jahreslast zu tragen hatten. Mit Führich wurde ich so ganz nebenbei bekannt; er besuchte zeitweilig noch den Modellsaal, zwar nicht um zu zeichnen, wohl aber um das Modell von allen Seiten zu betrachten und in seinen Bewegungen zu beobachten. Dabei blieb er oft bei mir stehen, um zuzusehen, wie ich aus dem Thonklumpen mein „Männchen“ herausmodellirte, wobei er mir manche treffliche Andeutung gab. Ueberhaupt glaube ich, durch das herzlich collegiale Verhältniß, in welchem sich die meisten und besten meiner damaligen Studiengenossen zu mir stellten, weitaus mehr gewonnen zu haben, als durch Bergler selber.“

Wie gut es übrigens der greise Director mit unserem jungen Künstler meinte, dafür spricht eine weitere Notiz von Melzer: „Als Max in der größten Besorgniß zu Bergler eilte, um diesem mitzutheilen, er müsse nach Hause, müsse sich zur Affentirung stellen — erwiederte dieser in gewohnter Laune: „Na, das lassens nur, das thu' ich schon für Sie!“ Richtig ging auch vom Präsidium der Akademie ein Schreiben an das Dominium Bürgstein, durch welches für Max die Befreiung von der Militärpflicht erwirkt wurde.“

So vom Wohlwollen mehr und mehr gesonnt und durchwärmt, entwickelte sich gleich der Blume im Sonnenschein nun auch in Max das bisher vom handwerkmäßigen Kunstbetriebe niedergehaltene Talent; und ohne eigentlich zu wollen oder danach zu suchen, sprickten wie von selbst in der Sonn- und Feiertagsruhe die nach Gestaltung drängenden Ideen. Jetzt auch mehr als sonst der Lectüre obliegend wurde diese nur unterbrochen, um das Gelesene, sei es in Umrissen oder im Thongebilde, zu recapituliren. So entstanden Figürchen und Basreliefs, und war das langgefürchtete Wagniß, eine „Composition“ zumachen, fast spielend vollbracht worden. Als es dann vollends den Freunden gelungen war, das schon verschlossen gehaltene Kämmerchen — die Geburtsstätte dieser Erstlinge — zu erstürmen und den einen und anderen zur kritischen Taufe zu Bergler zu brin-

*) Bergler hielt unverbrüchlich fest am heimatlichen salzburgisch-bairischen Dialekte.

gen, und dieser anstatt der üblichen Sarkasmen ihm gemüthvoll sagte: „Wenn's mit Ihnen so fortgeht, dann kann's bald ein Preis geben,“ dann gab es wohl auch weiter keinen, der sich glücklicher zu fühlen vermochte, als wie eben Jos. Max.

In solcher Glückseligkeit geschah es auch, daß Joseph Max nach vierjährigem Fernsein von der Heimath, in der Abenddämmerung des 3. August gänzlich unerwartet in den Kreis seiner Lieben eintrat und frischweg alles mittheilte, was er seither zu ihrer, wie zu eigener Freude, erlebt habe. Und merkwürdigerweise bestellte er sich damit zugleich zum deus ex machina. Nähere Auskunft über das Wie so? liegt in der Thatfache, daß Vater Max als besorgter Familienvater bereitwillig dem Anerbieten eines Blottendorfer Glasmalers Folge geleistet und den Sohn Emanuel zu diesem in die Lehre gethan hatte. Damit ging es indes schieß; nicht sowohl als Lehrling, sondern vielmehr als Laufbursche benützt, kam es über Kurz zum Abbruche, und saß Emanuel wieder unbestimmter Zukunft daheim, um widerwillig genug Leistchen und Ornamentchen für Spiegelrahmen schnitzen zu müssen. Es war das aber ein Provisorium, das weder der Kummerneiß des Vaters, noch der Phantasie des Sohnes entsprach, und deshalb Einer wie der Andere den deus ex machina herbeiwünschten, wie er nun just in Joseph daherkam. Dieser hatte auch kaum das Kummerterrain überblickt, sprach er ganz traulich: „Laßt nun alles Weitere, d'er Emanuel geht mit mir nach Prag.“ —

Am 15. Oktober 1826 verabschiedeten sich Joseph und Emanuel Max von Johannesdorf, und mit des Schusters Rappen ging es guten Muths gen Prag, wo sie am 27. um Sonnenuntergang ankamen. Mit diesem gemeinsamen Einzuge war es aber von Joseph auch derart gemeint, daß Emanuel fortan sein Pflegebefohlener und Genosse sei. Obzwar formell „in die Lehre“ gegeben zu Meister Schuhmann, blieb er hier doch wieder nur sein Lehrling, weil Joseph schon als der Werkstattleiter dastand, sonach alles dem raschen Vorwärtstommen des Bruders Entsprechende thun konnte. Darin inbegriffen war zunächst noch die Nachhilfe im Zeichnen und Modelliren, die in die freien Stunden verlegt, den Vorbereitungsunterricht für die Aufnahme in die Akademie zu bedeuten hatte. Die Aufnahme Emanuels in die Prager Akademie erfolgte Anfang Oktober 1827.

Bezeichnend für die nächste Folgezeit ist, was hier anschließend wieder Jul. Melzer als „Erzähltes“ mittheilt: „Joseph kam sich dann, als er Emanuel in der Akademie neben sich hatte, und erkannte, daß seine Lehre gute Früchte getragen, wie ein glücklicher Vater vor.“ Er mußte um diese Zeit momentan auch der ihn sonst befangenden Schüchternheit Herr geworden sein, weil wir ihn 1828 unter den Bewerbern um den akademischen Bildhauer-Preis finden; zwar nicht den ersten, erwarb er sich doch den zweiten Preis.*)

Bis dahin der materiellen Existenz wegen noch beharrlich in der Schuhmann'schen Werkstätte, dürfte die hier von 1828 bis '30 in vollständig verän-

*) Das „Preis-Attest“ lautet: „Joseph Max aus Bürgstein hat im Concurs von 1828 für eine in Thon modellirte und ausgebrannte, verkleinerte Copie der antiken Statue des Germanicus das Accessit des 2. akademischen Preises verdient, wofür ihm am heutigen Tage 35 fl. gereicht worden sind.“

Prag, den 2. Junius 1829.

Die Privat-Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde.
Franz Graf zu Sternberg-Wanderscheid, Präsident m. p.
Joseph Bergler, Professor und Director m. p.“

bertes Geleise lenkende Beschäftigung wohl auch die Lust von ehemals — solche Statuen, wie sie auf der Brücke stehen, machen zu wollen — wieder nach gerufen haben. Für die bisher substituierend dafür hingenommenen Holzskulpturen gab es dermal keine zusagenden Aufträge; die Arbeitslücken mußten daher mit der Meerschäumpeifen Schneiderei, später, einer vorübergehenden Mode zu Gefallen, sogar mit dem Schnitzeln von Blumen aus Zucker gefüllt werden. „Das paßte mir zu wenig zu Sinne; mag es gehen, wie es will, jetzt probire ichs mit dem Sandsteine,“ so lautete der zunächst gefaßte Entschluß.

Schon orientirt, daß Prachner der Meister des Sandsteins sei unter den Prager Bildhauern, und öfter schon heimlicher Besucher gewesen von dessen Werkstatt (unter Führung des daselbst arbeitenden Ant. Melzer), erschien ihm die Aufnahme als „Gehilfe“ behufs der Einübung in die Sandsteinprax denn auch gar nicht zweifelhaft. „In seinem besten Aufpuge zu Prachner gegangen und diesen mit den bestgesetzten Worten um die Aufnahme in seine Werkstatt ersuchend,“ war Max dennoch „abgespeist“ worden mit den Worten: „Ich habe beschlossen Niemand mehr aufzunehmen; dabei bleibt es heute, morgen und alle weiteren Tage.“ Dieses unerwartete Sturzbad übte indeß auch ganz unerwartete Wirkung; Max ging von hier aus direkt einen Stein bestellen und suchte sofort auch eine für sich und den Bruder zureichende eigene Arbeitsstätte. Der gute Genius that das Uebrige. Führich, mittlerweile aus Italien zurückgekommen, hatte alsbald, nachdem er von diesem herzhaften Entschlusse seines lieben Freundes gehört, eine sich ihm anbietende Gelegenheit ergriffen, durch welche Max anderen Weges in die erwünschte „Prax“ gebracht werden konnte. Diese Gelegenheit gab ein aus Krakau an Führich gelangtes Ansuchen nach Bezeichnung eines Bildhauers, welchem einige am dortigen Friedhofe zu errichtende Grabmonumente zu übertragen wären. Vorausgehend beauftragt mit den Entwürfen und Voranschlägen, die vollkommen glatte Zustimmung erhielten, begab sich Max Uebereinkommen gemäß, im Mai 1831 zur Werththätigkeit an Ort und Stelle nämlich nach Krakau, wo im Pfarrhofe das Atelier improvisirt und frohen Muthes darauf los gemeißelt wurde.

Der anspruchlosen „Führich-Stadt“ bleibt es von daher noch besonders zu gute zu schreiben, daß sie dem genialsten Bildhauer der Neuzeit Böhmens die gastliche Stätte bot, auf welcher er sich für seine eigentlich: Kunst vorüben und seine ersten Stein-Gebilde zu Ehren bringen konnte. Jener Aufenthalt in Krakau blieb dem Künstler selber eine seiner freudigsten Erinnerungen. Engstens verknüpft mit ihr war die an den kunstsinigen Dechant Petters, den eigentlichen Anlaßgeber zur Berufung Max's. Die für hier in Betracht zu bringenden Monumente sind jene für Franz Keil,*) „Weber und Rath“ in Krakau († 1829), und für Michael Schroff,**) Arzt daselbst († 1830.) — Anlässlich des 1864 unternommenen Neubaus der Krakauer Kirche und der damit nothwendig gewordenen Veretzung der alten Grabdenkmäler an neue Stellen wurden diese beiden ebenfalls übertragen, das von Schroff dadurch aber bedeutend beschädigt — und leider derart piätetlos wieder aufgestellt, daß es mit klaffenden Rissen dasteht!

Absehend davon, sowie vom Lostrennen des einen wie des anderen Monu-

*) Des „brüderlichen Freundes“ vom Vater Führichs.

**) Vater der in Wien als k. k. Leibärzte und Universitäts-Professoren zu bedeutendem Ruf gelangten Stephan und Damian Schroff.

menten von ihrem früheren, bei der Ausführung in Rücksicht genommenen Hintergrunde, behalten diese Stein-Erstlinge von Jos. Max schon als solche ihr dauerndes Interesse. Das erstere, ein würfelsförmiger Unterbau mit zierlichem gothisirten Aufsätze und überhöhter Nische — in dieser die fast lebensgroße Gestalt des auferstandenen Heilandes — zeigt freilich ganz unverkennbar den harten Kampf, den der bisherige Holzbildner mit dem Steine zu bestehen hatte, ohne daß er dabei noch vollständig zu Siege kommen konnte. Weit freier, ja gewissermaßen schon sieghaft, zeigt er sich dafür in dem am Untersätze angebrachten Figuren reichen Relief. Composition und Zeichnung verräth nur eben noch ganz auffallend den Verglerschüler. Bedeutender und auch schon eigenartiger in der Gestaltung ist der figurale Theil des zweiten (Schroff'schen) Monumentes. In Form der üblichen antik gehaltenen Stationscapellen mit flachedigem Giebel, enthält dieser in Relief den thronenden Heiland mit anbetenden Engeln; flankirt aber ist der Bau von zwei lebensgroßen Engelsgestalten, deren einer die Auferstehungstuba, der anderen das „Lebensregister“ zum Symbol beigegeben ist. Sonach zwar ganz schlicht in der Composition, zeigt sich gegenüber dem früheren doch ein bedeutender Fortschritt; zur größeren Gewandtheit in der Technik kommt Originalität der Zeichnung und auch die das Material belebende Gefühlswärme, besonders in der Gestalt des Heilandes.

An diese beiden reiheten in weiterer Folge noch die in Prag vollendeten Denkmäler der Familie Ramisch mit schönen Reliefs und das — aus 1846 datirende — des Andreas Andersch († 1845) — eine freistehende Todesengelgestalt von meisterlicher Ausführung.

Dieser bildnerischen Umwandlung Max's in Pragau folgte auch, so recht a tempo, die hiefür entsprechende Verschiebung der Verhältnisse in Prag. Wenzel Prachner war nämlich zu seinen Ahnen gegangen, und: „Wer ist berufen zum Ersatzmann für ihn?“ das war die jetzt alle Kunstfreunde beschäftigende Frage. Eine ziemlich unzweideutige Antwort war es dann wohl, als in den nächsten Tagen schon Max den Auftrag für die Ausführung des Denkmals erhielt, welches die Akademie ihrem verstorbenen Director Vergler zugedacht hatte. *) Damit inauguirte Max zugleich sein (1831) im ehemal. Kreuzberg'schen Hause in der Postgasse gemietetes Atelier. Und wie Melzer für hieher gehörig bemerkt: „Reichte sich daran raschestens Auftrag nach Auftrag, für Friedhöfe wie für kirchliche Neubauten, darunter das schöne Hautrelief am Versorgungshause für Blinde in Prag, so daß er bei seinem Fleiße und seiner einfachen Lebensweise bald einiges Vermögen erwerben konnte, dessen Haupttheil einer längeren Kunstreise zugedacht wurde.“

Das Verhältniß zum Bruder blieb das frühere, ohngeachtet Emanuel zeitlang noch besseren Erwerbes wegen das Meerschamuschneiden fortbetrieb und sich für die Mitarbeit in Stein erst dann entschied, als er die schönen Erfolge Josephs wahrnahm. Gegenseitig erkannte Nothwendigkeit zur Trennung ergab erst die beabsichtigte Uebersiedlung des Ersteren nach Wien, sowie das Vorhaben des Letzteren, sich nach der Rückkehr von seiner Kunstreise „häuslich niederlas-

*) In der Kunstausstellung von 1833 befand sich das Modell für dieses „nach der Composition des Prof. Waldherr“ ausgeführte Grabmal, die Erweckung Lazarus vorstellend. Es ist daselbe am Wollschauer Friedhofe aufgestellt. Außer diesem waren noch aufgestellt eine Terracotte: „Christus am Ölberge“ und die „Heilung des alten Tobias durch seinen Sohn“, als Modell für das am Versorgungshause für Blinde (in Prag) ausgeführte Hautrelief.

sen zu wollen.“ Ein Vorhaben, das freilich um so mehr überraschte, je weniger noch von einem Versprechen hinter dem Herde bekannt ge worden war. Indes gewollt — gethan!

In ernster Entschlossenheit, als gelte es ein Gelübde zu erfüllen, sahen die Freunde den bisher im regsten Schaffen begriffenen Künstler Hammer und Meißel niederlegen, und die geplante Kunstreise flugs vollbringen.

Laut der Passvsa ist ihm leicht zu folgen; im Frühjahr 1834 nach Wien gekommen, weitere Station gehalten in Salzburg, München, Augsburg und Nürnberg, rückte der Kunstpilger in aller Stille doch schon zum Annen-feste wieder in Prag ein! Entsprechende Aufklärung über den räthselhaften Vorgang dürfte in einem bisher unbeachtet gelassenen Fascikel zu finden sein.

Dermal schon 12 Jahre in Prag, verbrachte Joseph Max, wie sich wahrnehmen ließ, die Hälfte dieser Zeit wunderbarer Ausdauer in der Schuhmann-Werkstätte trotzdem endlich Arbeitszustände Platz griffen, wie sie einem Künstler von solcher Begabung geradezu naturwidrig sein mußten. Zugegeben, daß bei seiner Gemüthsbeschaffenheit die dankbare Anerkennung, in der Nothlage dort für sich und den Bruder Unterkunft gefunden zu haben, einen Theilbetrag der Geduldsomme bildete, bliebe uns doch immer noch ein ganz undefinirbarer Bruchtheil für ein derartig zähes, sich selbstverleugendes Ausharren, hätte nicht wieder Julius Melzer die hierüber erlaufchte Auskunst erfaßt und in seine Notizen eingetragen. Und nachdem sich damit zugleich eines der schönsten Lebensgeheimnisse des liebenswürdigen Künstlers erschließt, trage ich kein Bedenken, diese Auskunst an die Deffentlichkeit zu bringen. Melzer notirte also: „Vater Schuhmann war im Besitze eines gar lieben Töchterleins, das, als Max eintrat, wohl noch in die Schule ging, aber darüber hinaus ihren liebsten Aufenthalt in der Werkstatt hatte, wo ihr Max in den Feierabendstunden zierliche Körbchen schnitzte, die sie gewöhnlich mit Blumen gefüllt wieder auf seinen Werktiisch stellte. Des Weiteren auch ihr Lehrer im Zeichnen und Modelliren, war es doch keinem von Weiden eingefallen, daß alles das noch zu einer gegenseitigen Vormerkung auf Herz und Hand führen könne, wie nachträglich doch einer wie anderseits zugestanden werden mußte. Die Entdeckung dieses Geschehnisses erfolgte aber erst nach dem Austritte Max's aus der Schuhmannwerkstatt, nachdem von da an weder er noch sie gewohnter Weise sich froh zu fühlen vermochten. Darüberhin endlich zu einer bisher nicht fertig gebrachten Muthentwicklung gekommen, ergriff Max den Neujahrstag 1834 als gute Gelegenheit, um vor Vater Schuhmann unter die üblichen Wünsche einen neueingeübten zu mengen, den — nach Gewährung der Anna zur Lebensgefährtin — ein Wunsch, dem zwar anfangs mit etwas gestrenger Miene begegnet wurde, hintennach dafür doch gut väterliche Zustimmung folgte. Um indes die sich gewissermaßen selbstgelobte Kunstreise dadurch nicht in Gefahr zu bringen, wurde diese jetzt in die Zwischenzeit verlegt, welche von den Hochzeitsvorbereitungen der Braut bedingt erschien, dabei aber doch derart ökonomisirt, daß richtig und pünktlich am Tage von St. Anna die Trauung vollzogen werden konnte.“ — Bruder Emanuel begab sich im Herbst desselben Jahres zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien.

Jul. Melzer knüpft an diese Mittheilung folgende Betrachtung: „Von vielen Seiten konnte man zwar zu hören bekommen, Max habe sich durch diese „vorzeitige“ Verheirathung eine hemmende Schranke gesetzt für seine Weiterbildung, sich vorzeitig gelähmt durch häusliche Sorgen, u. s. w. Es mag sein, daß Max, wäre er noch zeitlang ledig geblieben, sich materiell besser gesichert hätte, vielleicht auch vermöge der Ungebundenheit noch weiter ausgegriffen hätte in seinen Studien,

namentlich durch einen längeren Aufenthalt in Italien. Trotz aller dieser Zugeständnisse vermag ich nicht zuzugeben, daß dadurch, wie er eben handelte, Max an seinem eigentlichen Werthe und Wesen Einbuße erlitten habe. Die mitzu ihm wirklich überkommenden Existenzsorgen erhöhten doch anderseits wieder seine Thatkraft; ich sah ihn niemals muthlos, fand ihn stets voll von heiterer Zuversicht auf baldiges „Bessergehen.“ „Und wer den vollkommensten Beweis erhalten wollte, wie wenig dieser seltene Künstler durch zeitweilige Mißstände zur Unzufriedenheit zu bringen war, der durfte nur in sein wahrhaft glückliches Familienleben Einsicht nehmen. Von jeher Feind jener gewissen Excentricität, die meist fälschlich als „Genialität“ angesehen wird, und seiner ganzen Natur nach dem häuslichen Stillleben zugethan, bedurfte er wohl eben auch früher als Andere des Familienglückes, um Genüge finden und seinen Reichtum an Gemüth zusagender Weise verwerthen zu können.“ Gleich richtig bemerkt Melzer dann weiter: „Im Grunde betrachtet war Max im bisherigen Handeln immer nur ein künstlerisches Gebilde seiner Verhältnisse. Seit seinem Hiersein (in Prag) auf sich angewiesen, von Niemand materiell unterstützt, von Niemanden eigentlich geleitet, war er ununterbrochen schon ans „Versorgen“ seiner selbst damit zugleich an unermüdbliche Thätigkeit gewöhnt. Der also gegebene Zwang wurde ihm endlich Liebe Gewohnheit, die ihn gleichmäßig als Mensch, wie als Künstler vorwärts brachte.“

Im Hinblick auf die Werkstatt bleibt für dieses erste Ehestandsjahr noch die Vollendung eines großen Crucifixes und der Statue Sct. Wenzeslaus für Mergenthal anzumerken. Eine weitere, als Terracotte ausgeführte Arbeit ging beim Ausbrennen zu Grunde. Diese mußte für die Heimathgegend bestimmt gewesen sein, weil sie Max behufs des Brennens dahin gesandt hatte, und sein Vater unter dem 26. December 1834 folgenden Bericht gab: „Deine Maria ist zurück aus dem Brand, kann sie aber nicht abschicken, denn sie ist auf viele hundert Stücke zersprungen. Der Töpfer sagt, dieser Thon ist nicht zum Brande geeignet; es ist gewiß Pöhler Thon, und hätte lieber der in Pärchen genommen werden sollen. Es ist recht Schade um den vielen Zeitverlust und um die schöne Arbeit.“

Die inzwischen im Anschlusse an die Schwiegereltern innegehabte Wohnung „beim Hahn“ am Judengarten verlegte Max 1835 auf den Heuwagsplatz, nächst dem Heinrichsthurme, in No. 845, wo er zugleich ein seinen Plänen zusagendes, großes Atelier einrichten konnte. Unter den zu übersiedelnden Werthgegenständen befand sich auch schon die erste Ehestandsblüthe — Töchterchen Marie. So nach äußerlichen Merkmalen ein glücklicher Kunst-Resident geworden, unter dessen Regide die Bildhauerei nun auch hohen Schwunges sich entfalten sollte, strich vorerst doch „die böse Fee“ dem „guten Genius“ die Schwingen! Die angehofften und zu erwartenden großen Aufträge für Steinarbeit blieben aus; was da kam, waren kleine und kleinste Zumuthungen in Holz und in Meerschäum! „Ich konnte darüber nicht verzweifeln, aber mich selbst auslachen mußte ich angesichts der kleinen Dinge in der großen Werkstatt!“ — läßt ihn Melzer, diesem Geschehniß gegenüber ausrufen. Nebenbei verräth er auch noch das äußerst interessante Factum, daß dieser zeitweilige Stillstand im Zuge der Aufträge die von Max seit der Reise zurückgehaltene Neigung, Maler werden zu wollen, plötzlich zu leidenschaftlichem Ausbruch gebracht habe. Melzer bemerkt hierüber: „Je trauriger und hinfälliger ihm jetzt alles erschien, was Stein und Thon hieß, desto lebhafter und glänzender traten die Reiseerinnerungen vor, ganz besonders die Münchner Glyptothek-Bilder von Cornelius und die der Aller-

heiligentirche von Heint. Heß, die ihm, Sternen gleich, nun aus dem verbüßerten Lebenshintergrunde entgegen leuchteten. Und nicht lange währte es, daß den zurückgeschobenen Bossirstühlen und Figurensokeln die Staffelei vorstand, und ein groß' Stück Malerleinwand zur Schau trug, auf dem der eifrige Kunst-Convertit seine Farben-Exercitien vornahm. Welchen Muthes Max dabei vorging, zeigten bald eine Reihe von Gemälden, wie: „Die Werbung Jakob's um Rachel,“ „Die Sintfluth,“ „Tod der hl. Admilla“ &c.“

Dieses Extempore des unvergeßlichen Freundes traf zufällig mit meinem Wiederbesuche von Prag — 1837 — *) zusammen und gab auch den Anlaß zu unserer freundschaftlichen Verknüpfung. Durch Collegen aufmerksam gemacht auf diese, alle überraschende Schwentung Max's, ließ ich mich gerne bei ihm einführen. Herzlichst aufgenommen, bedurfte es dennoch eines fast zudringlichen Anlaufs, bevor er zum Erschließen seines Atelier's und dem Enthüllen seiner „Farbenübungen“ zu bewegen war. Indes, ob meiner aufrichtigen Bewunderung — über die wirklich geistreichen Ausschreitungen aus der bisherigen Bahn — bald vom schüchternen Mißtrauen in seine natürliche Zutraulichkeit zurückversetzt, gab er sofort auch offenste Verständigung über Anlaß und Ziel dieser Uebungen, die in der That von der Absicht geleitet wurden, sich weiters der Malerei vollständig zu widmen. Die Deckung des Rückzuges aber sollte die für nächst anderäumte Reise nach Italien bilden. Es lag in allen diesen Offenbarungen eines für die Malerei in solcher Wärme schwärmenden Bildhauers ein tiefergreifendes, die nüchterne Beurtheilung zurückdrängendes Moment. Erst im hin und her des angeregten Gespräches meinte ich dennoch ein Fädchen wahrzunehmen, das, einer schlaffen Saite gleich, der Stimmung zugänglich schien. Ich erinnerte an die mit der Hinkunft Kadlik's veränderten und gehobenen Zustände der Prager Kunstschule und vermochte hiebei wahrheitsgetreu auszusprechen: Kadlik habe nach seiner Ernennung zum Director schon in Wien behufs der Bewirklichung seiner Pläne sein ganz besonderes Vertrauen auf Joseph Max — auf den Bildhauer Max — gesetzt! Ich durfte damit zugleich dem Bedauern Ausdruck geben, daß nicht leicht etwas zu Gunsten der Plastik vorgenommen werden könne, sobald ihr Hauptmann fahnenflüchtig würde. Des Weiteren unterbrochen durch einen andern Besuch, hatte ich bloß die Wahrnehmung für mich, daß dem Erwähnten Kadlik's und seiner Pläne Max freudig aufleuchtenden Blickes folgte.

Nach Jahresfrist wiederkehrend, war eine meiner ersten Fragen nach Joseph Max. „O, der bildhauert lustiger als je!“ lautete die Antwort des gefragten Collegen. Doch begriffstüchtig wie Thomas, wollte ich zur Beglaubigung den der Bildhauerei Wiedererstandenen erst selber gesehen haben. Und es hatte damit seine volle, mich in Staunen versetzende Richtigkeit. Das geräumige (frühere) Atelier sah ich gedrängt voll von halbfertigen großen Steinfiguren, von frischen Thon-Modellen und im Punktiren begriffener Blöcke; dem fröhlichen Meister zur Seite hämmerten Schüler und Gehilfen, und unter Sang und Klang wurden die in das starre Sandgefüge gebannten Geister befreit, um als „Friedensengel,“ als „Madonnen“ und „Erlöser“ nächst schon in die Welt ausgesandt werden zu können. Die Staffelei — die lehnte an der mit Werkstücken verbarricadirten Rückwand. —

Außer den erwähnten Gebilden für Friedhöfe und Kirchen (wohin? blieb mir leider nicht Erinnerlich) befand sich aber auch das erste in der Neuzeit in

*) Zu vergl. mit d. Biographie Kadlik, Seite 207 d. Mitthlgm.

Prag errichtete, historische Monument in Arbeit, u. zw. das von Kadlik veranlaßte und von Dr. Andreas Neurentter für den Hofraum seines Hauses (gr. Carlsgasse No. 183) bestellte Standbild Carl IV. *) Damit unternahm Max zugleich den ersten Versuch in der Bearbeitung des harten Nehwisder Sandsteines. Die ihm hiebei noch entgegen stehenden technischen Schwierigkeiten, im Vergleich zur Bearbeitung des gewöhnlichen weichen Steines, erklären die auffällig flache Behandlung dieser Figur, die er übrigens später selbst am meisten anspricht, namentlich in ihrer historisch unrichtigen Costümirung. Unter den Concepten im Nachlasse fand ich aus diesem 38er Jahre auch noch den Contractentwurf zu einer Ausführung für die Familiengruft des Hrn. v. Weitlof in Skalko, darstellend „Glaube, Hoffnung und Liebe,“ ferner einen Auftrag für zwei Colossal-Figuren zum Grabmonumente des Fürsten Rudolph Kinsky in Slonic; die eine, mit zum Verlöschen gesenkter Fackel, die andere schreibend auf eherner Tafel den Namen des Verewigten. „Durch diese beiden Monumente sicherte sich Max, wie bisher noch durch keine andere Arbeit, die öffentliche Anerkennung“ — schreibt Jul. Melzer — hinzufügend: „Durch sie wurden zudem auch die Anhänger Prachners auf seine Seite gebracht.“ — Maßgebend für weiters wirkte jedenfalls die mittels dieser Leistungen bereits erworbene Gunst des Adels. Der verlässlichen Künstlerhand inne geworden, trat man dieserseits nun auch gerne wieder unter die Besteller. So demnach der kunstfreundliche Graf Erwein Kostig, dem es anlag, der Erinnerung an Herzog Přemysl, welcher der Sage nach vom Pfluge weg auf den Herrscherstuhl geholt wurde, auf dem mit dieser Sage verknüpften Königsfelde bei Stabitz ein Denkmal zu widmen. Seiner Idee entsprechend, modellirte Max an Stelle der Standfigur auf den mächtigen Sockel einen riesigen Pflug, an die Breitseiten aber zwei Basreliefs, darstellend die Begräbung Přemysl's am Pfluge und dessen Erhebung auf den Herzogsstuhl am Wehwehr. Ausführung erhielten diese Modelle im Eisenguß, welcher durch die Neu-Joachimsthaler Hütte besorgt wurde. Die Modelle selbst übergingen in die gräflich Kostig'sche Kunstsammlung.

Beiläufig bleiben hier noch einige Daten aus der „Familienchronik“ einzuschalten.

Am 14. Mai 1836 verlor Max seine innigstgeliebte Mutter, ohne daß er sich seinem sehnlichsten Wunsche nach von ihr verabschieden konnte.**) Einem Schreiben vom Vater Max's einige Wochen später ist zu entnehmen, daß Bruder Emanuel — seit 1834 Schüler der Wiener Akademie — eine „akademische Unterstützung“

*) Dr. Neurentter ließ dasselbe durch Gottfr. Döbler in Kupfer stechen.

**) Das Document hiesür und ein Zeugniß, wie es dem kindlichen Gemüthe kaum schöner gegeben werden kann, ist der mir vorliegende Brief, den Jos. Max nach dem Ableben der Mutter an seine Gemahlin schrieb: . . . „Ich bin ergriffen, daß ich kaum zu schreiben vermag. Wir hatten eine so gute Mutter; ich liebte sie so sehr — ach, hätte ich sie nur noch einige Stunden sprechen können: ich gäbe vieles dafür! Sie war bis auf den letzten Augenblick bei sich, nur unendlich schwach, ihre letzten Worte waren: was wird mein armer Joseph sagen! . . . Wäre ich doch nur früher, gleich bei der ersten Nachricht von ihrer Erkrankung herausgereist! . . . Freilich wird sie froh sein ihre Leiden vollendet zu haben, und gewiß ist sie an einem guten Orte. Sie war so gut, und war doch eine strenge Mutter, die uns (Emanuel und mich) immer noch als Männer belehrte und leitete. Nun müssen wir für unseren treuen Vater noch einige Jahre erbitten. Ich will einige Wochen zu seinem Troste hier zubringen. Schicke mir etwas Malerleinwand, ich will versuchen zu arbeiten, weiß aber nicht, ob es gehen wird, ich bin allzu niedergeschlagen und thun mir auch die Augen weh vom vielen Weinen. In Meerchaum mag ich nicht mehr schneiden, will überhaupt nach meiner Heimlehr Anderes arbeiten.“ (Zu berücksichtigen bleibt, daß dieser Brief aus 1836 datirt und damit aus jener oben ausführlich beschriebenen Zeit der Malerlust.)

jährlicher 60 fl. Conv. Wz. erhalten habe. Im Jahre 1837 erhielt derselbe dann von Prag aus durch die Fürsorge von Joseph den Auftrag für eine Büste Mozarts. Diese gefiel im Modell, und folgte darauf auch die definitive Bestellung zur Ausführung in Marmor, welche Anlaß gab, daß Emanuel im Juli 1838 nach München in das Atelier Toffo's übersiedelte. *) Ein ganz interessantes Streiflicht über die Situation Josephs gibt dann ein von Emanuel an diesen (aus München) gerichteter Zuruf: „Lieber Bruder! Wie ganz anders steht es hier mit den Bildhauern als wie in Oesterreich; sie brauchen sich weit weniger anzustrengen wie du, der du gar zu feurig bist für die Arbeit und dir zu wenig Muße gönnst.“ — Als leidvolle Geschehnisse sind noch zu verzeichnen der Tod der zweitgeborenen Tochter Gabriele und das am 7. October 1838 erfolgte Ableben des 73jährigen „Vater Max,“ welcher noch unter dem 4. Juni schrieb: „Mit großer Freude habe ich, lieber Joseph, das Lob deines Kunsttalentes in der „Bohemia“ gelesen; bleib in Gottes Schutz und gedenke unverändert deines dich ewig treu liebenden Vaters.“

Im kunstgeschichtlichen Theile der Biographie gelangte ich gleich Eingangs zum Jahre 1839 zur Erkenntniß der mir vom Künstler selber verschwiegenen Ursache, warum er die jener Zeit ihm nahe gelegte Gelegenheit zu einer Romreise an sich vorübergehen ließ.

Thatsächlich kam in diesem Jahre die von weiland Professor Alois Klar gegründete „Künstlerstiftung“ behufs der Reise nach Italien das erste Mal zur Verleihung. Auf Joseph Max, dem damals hervorragendsten unter den vom Verleiher ins Auge zu fassenden Candidaten, war schon von vornherein Bedacht genommen: dennoch wurde das Stipendium schließlich seinem Bruder Emanuel verliehen. Erklärung hierüber gibt Melzer mit folgenden Worten: „Joseph, vollständig entschlossen, nun sich doch noch die Weihe für sein Künstlerthum in Rom zu holen, und schon in Vorbereitung für die Reise, versetzte sich und alles Andere sogleich wieder ins frühere Geleise, als er vernommen, es sei sein Bruder unter die Mitbewerber eingetreten: dem darf ich nicht im Wege sein — lautete die gemüthvolle Antwort auf weiter an ihn gerichtete Fragen.“ Laut Decret vom 5. April 1839 erhielt sonach Emanuel Max die Stiftung jährlicher 300 fl. Wz. zugewiesen. „Doch erkennend, daß der Bruder mit diesem Stiftungsbetrage das unumgänglich Nöthige für seine Studienzwecke kaum würde decken können, befürwortete er ihn auch noch auf das liebevollste bei der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde,“ damit ihm diese eine weitere Beihilfe gewähre“ — notirte Melzer noch weiter.

Die Werththätigkeit dieses Jahres manifestirte sich nach Außen zunächst durch einen zum 6. Februar zur Todtenfeier für den Grafen Caspar Sternberg in der Salvatorkirche zu Prag errichteten großen Katafalk. Nach der Skizze von Radlit ausgeführt, in der Hauptform ein hochaufstrebender Obelisk mit dem Reliefbildnisse und Wappen des verewigten Kunstfreundes befanden sich zu Seiten rechts die leidtragende Praga links als Repräsentantin von Kunst und Wissenschaft Minerva; auf der Vorstufe des umfangreichen Aufbaues ruhte der das Land Böhmen symbolisirende trauernde Löwe. An der Ausführung des imposanten Werkes betheiligte sich nebst Joseph auch noch der zu Besuch anwesende E. M. Max. Mir selbst kam von Seite der Akademie der Auftrag, den Katafalk durch Radlitung der Erinnerung zu erhalten.

*) Diese Büste erhielt Aufstellung in den Räumen der kaiserl. Bibliothek zu Prag.

Wie ich an geeigneter Stelle schon erwähnte, ließ sich Kadlik ganz besonders die Förderung monumentaler Kunstwerke angelegen sein. Vornehmlich war es die Karlsbrücke mit ihren vielen schadhaften und Ersatz bedürftigen Sculpturen, auf die er sein Augenmerk gerichtet hielt. Unzweifelhaft wurde in diesem Sinne auch sein Studienfreund, der wohlbemittelte JUDr. Andreas Neureuter, in Bewegung gesetzt, weil dieser von jetzt ab unseren Max in Athem hielt durch Entwürfe und Modelle für neuherzustellende Figuren auf jener Brücke. Vorerst galt es eine Gruppe mit Vorimoh und Ludmilla für den jener Zeit noch figurenlosen Pfeiler; in schönster Form stand auch schon das Modell im Atelier, nur legte gänzlich unerwartet zwischen dieses und die Ausführung der Oberstburggraf Carl Chotek eine mit seinem Namen unterzeichnete Schrift, worin der Hauptsatz dahin lautete: „Es könne eine Aenderung im bisherigen Bestande der Brücke nicht zugelassen werden.“ — Die einzige Genugthuung für Max wie für Dr. Neureuter blieb schließlich bloß der Beifall, welcher dem verstorbenen Modell auf der Kunstausstellung zufiel. Mitausgestellt waren noch eine Statuette „St. Adalbert,“ eine zweite: „Herzog Albrecht von Waldstein,“ und die Modelle zu den oberwähnten, für die fürstl. Rinsky'sche Gruft in Slonic angeführten Sandsteinfiguren: „Ein Todesengel“ und „die Geschichte.“ Nachträglich kamen hiezu viele Zeichnungen: „Johannes predigt in der Wüste;“ „Entwurf des in Sandstein auszuführenden Monumentes für den Ritter von Neuberg (auf dem Friedhöfe zu Jungbunzlau);“ „St. Wenzeslaus,“ bestimmt zur Ausführung für Röhrsdorf; schließlich: „Premysl, erster Herzog in Böhmen, wird von Tibuffa und dem Volke auf dem Wissehrad empfangen.“ *)

Wohl in Uebereinstimmung mit der von Kadlik angefachten Regsamkeit auf dem Kunstgebiete und zusammenhängend mit der in seiner Biographie angedeuteten Anwesenheit des kais. Hofmalers Gurk war eine Renovation der am äußeren Gitterthore der Prager kais. Burg angebrachten Sculpturen in Aussicht genommen. Den merkwürdigen Beleg hiefür gibt das bezügliche Gutachten von Max, das ich im Concept unter den Nachlaßpapieren vorfand; dasselbe lautet: „Löbliche k. k. Hofbaudirection! Ueber Aufforderung, einen Bericht über die Wiederherstellung der Statuen vor der k. k. Hofburg zu Prag vorlegen zu sollen, erlaubt sich der Gefertigte folgende Vorbemerkungen: Diese Statuen auf 8 Pfeiler-Piedestalen angebracht, datiren aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, sind aus einem sehr weichen, thongemengten Sandsteine, daher schon öfter reparirt, und es bleibt kein Absehen, daß eine neuerliche bloße Reparatur anderes, als wieder nur eine Frist von wenigen Jahren erzielen könne. Dabei bleibt aber immer noch zu befürchten, daß bei einer fortgesetzten starken Erschütterung der Bodens durch Fuhrwerk, welches jetzt so häufig den Burghof passirt, sei es die alten oder die neueingefügten Theile sich lösen und großes Unglück anrichten können. Auch habe ich noch andere Gründe, besonders die mittleren Statuen einer Restauration nicht zu empfehlen. Es sind das die zwei Giganten, der eine mit der Keule, welcher seinem zu Füßen liegenden Gegner schon den Kopf auf den Rücken gedreht hat, und grimmigster Geberde ihn nun vollends zu erschlagen droht; der andere wieder mit dem Schlachtmesser in der Faust tendirt ebenfalls nichts anderes, als die Ermordung seines Untworfenen. Nach meinem Erachten sind das aber allzu unpassende, ja schreckliche Bilder vor einer Friedensburg, in welcher von Zeit zu

*) Katalog der Kunstausstellung 1839. Eine von diese Statuen sollte Em. ausführen, der damals seine Komreise antrat.

Zeit unser geliebter Monarch weilt, dessen Herz erfüllt ist von Liebe und Milde für seine Unterthanen! Ueberdies geht an diesen Figuren vorbei der Weg zu unserem ehrwürdigsten Gotteshause, zum Dome St. Veit. Also selbst, wenn wir es nicht mit so gebrechlichen Steinmassen zu thun hätten, wenn es Meisterwerke aus Marmor oder Erz wären, bliebe es dennoch unschön, solche Darstellungen an solcher Stelle in Fortbestand zu erhalten. Die weiteren Sculpturen anbelangend, so ist namentlich noch der kaiserl. Adler, gleichwie der böhm. Löwe sehr schadhast; am besten erhalten sind die Kindergruppen, nur sind sie äußerst abgeschmact in der Darstellung. In Erwägung alles dessen erlaube ich mir einer löblichen k. k. Hofbaudirection einen Antrag nebst einigen Skizzen vorzulegen und zu bitten, die Möglichkeit herbeiführen zu wollen, damit nach und nach die schadhastigen und unpassenden Statuen gegen neue, dauerhafte und würdigere umgewechselt werden könnten. Meine Skizzen enthalten folgende Ideen: Nr. 1, die Gerechtigkeit geschützt von der Macht; Nr. 2, der Friede geleitet von der Weisheit. Diese Gruppen wären in der Höhe von 10 Schuh auszuführen. Nr. 3, der österreichische Adler mit ausgebreiteten Schwingen, schützt Kunst, Wissenschaft, Gewerbe und Handel — auf deren Attribute er sich stützt. Nr. 4, der böhmische Löwe, aufgerichtet zum Bewachen von Scepter und Krone. Als Nr. 5, 6, 7 und 8 stelle ich für die bedeutungslosen Kindergruppen die Repräsentanten der geistigen und wirtschaftlichen Thätigkeit des Landes dar u. z. in den Gruppen: Kunst und Wissenschaft, Ackerbau und Waldkultur, Wollen- und Flachsinindustrie, Kohlen- und Eisengewerkschaft. Diese Sculpturen, in hartem Nehrwisder Stein ausgeführt, veranschlage ich mit nachfolgenden Preisen: Gruppe 1 und 2 je eine zu 2500 fl.; den Adler und Löwen zusammen mit 3000 fl.; die übrigen Gruppen je eine zu 1200 fl.; was in Summa 12800 fl. betragen würde. Diesen Antrag einer geeigneten Befürwortung empfehlend etc.

(Datum fehlt.)

Jos. Max."

Zu beklagen bleibt es, daß diesem würdevollen Ansinnen des Künstlers keine Folge gegeben wurde. Er wäre dadurch der neuerlichen Verkümmern überhoben und ungestört geblieben in seinem Wiederaufschwunge; der Prager Königsbau aber hätte einen seiner gegenwärtigen Bedeutung angemessenen, monumentalen Schmuck gewonnen.

Für den Abschluß dieses an Hoffnung wie an Täuschung gleich reichen Jahres bleibt bloß noch anzumerken das im Spätherbste erfolgte Vollenden und Aufstellen des Grabmonumentes für den „Baron . . . Fruby“ in Petschau, vorstellend den „Glauben.“ „Ein verhängnißvolles Jahr erschien das mit 1840 bezifferte: weil es gleich dem Hochwasser einbrach und alles bisher sorgsam Angebaute überschwenmte und verwüstete,“ so Melzer in seiner Reflexion über die Ereignisse dieses Jahres. Den Thatfachen nachgehend, ist zuvörderst einem schwerwiegenden memento mori zu begegnen. — Der Motor jener seit Kurzem in Prag wieder wahrzunehmenden frischen Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Künste Kadlit erlag am 16. Januar dem seit Italien an seiner Lebenskraft nagenden Leiden. Je ausschließlicher aber diese Reaction gegen die alten Zustände bis dahin noch von seinem persönlichen Zuthun abhing, desto plötzlicher nun auch die Stauung in der von ihm mit ebenso seltener Geistesenergie, wie selbstverleugnender Opferwilligkeit geleiteten Kunstthätigkeit. Einer der davon zunächst Betroffenen war Jos. Max. Unter Beihilfe der stinken mitausführenden Hände seiner Schüler nach wenigen Wochen schon fertig geworden mit den größeren Aufträgen aus dem Vorjahre, folgte diesen kein Succurs und leerte

sich deshalb auch das Atelier nahezu wie in den desperaten Ehrentagen der Staf-
fellei. Und kein Wunder, wenn mit dieser seither Verstößenen Versöhnung an-
gebahnt wurde, und der Maler wieder den Bildhauer Schmerzvergessen machte.
Zur Verhandlung war zwar die Renovation und Ergänzung der schadhafsten Sculp-
turen an dem nächst dem „Volksgarten“ gelegenen „Ferdinandischen Lustschlosse“
gekommen, wofür ein detaillirter Kostenüberschlag von 3900 fl. vorliegt. Doch unterblieb
auch diesmal die Zustimmung des k. k. Hofbauamtes. Ueber anderweitige Be-
stellung fand ich nur noch eine „Rechnung“ „über die Herstellung des Monu-
ments für den Hrn. Rittmeister Horvath“ (wohin ist nicht angegeben) auf 110 fl.
lautend.

Im ersten Stadium dieses neuerlichen Rückganges noch keineswegs pessi-
mistisch gestimmt, wovon ihn zeitweise wohl das Copiren nach Gemälden liebgewor-
dener alter Meister abhielt, beängstigten ihn doch bald genug die Konsequenzen
des Schülers und Arbeitsleer gewordenen großen Gehäuses. In aller Stille geschah
es dann, daß er sich zum „Jakobitermin“ in ein kleines Quartier (Breuntegasse
Nr. 92) einmietete, womit indeß nichts Geringeres vorbereitet werden wollte
als — die mittlerweile geplante Auswanderung aus Prag!

Weniger entschieden wie für das „Wandern“ war Max freilich noch über
das Zeichen, unter welchem er sich in die Fremde begeben wollte: ob unter dem
von Pinsel und Palette oder jenem von Hammer und Meißel! Indesß,
untrüglischer als er während dieser Willensmißthelligkeit selber zu beurtheilen ver-
mochte, lag die Zeichenbestimmung wohl darin, daß nächst der Staffelei immer
noch der Vossstuhl seinen Platz behielt, und daß er trotz alles Schwellens mit
der Plastik nicht zu unterlassen vermochte, gewohnter Weise Thonklumpen zu recht
zu kneten, sie in Gypsmodelle umzuwandeln, liebevollst durchzubilden, schließlich
und thatsächlich auch noch als „Karl IV.“, „Ottakar II.“ und „Tycho de Brahe“
zur allgemeinen Freude in die Kunstausstellung einzuführen. Ein unglücklicher
Zufall war es freilich, daß damit zugleich drei andere Werke seiner Hand, die
schon früher berührten drei Gemälde: „die Sündfluth“, „Jakobs Bewerbung
um Rachel“ und „der Tod der hl. Ludmilla“ zur Mitausstellung und zu unver-
dienter Herabwürdigung kamen.

Der damalige omnipotente Kunstreferent der „Bohemia“ übte nämlich an
diesen wohl der rücksichtsvollsten Beurtheilung würdigen Farbenstudien des an
seinem Arbeitsmateriale momentan irre gewordenen Künstlers eine Kritik, wie sie
nur an präventiosen, die Kunst verunehrenden Dilettanten berechtigt geübt werden
könnte.*) — Begreiflich, daß eine solche schonungslose Kritik, gerade jetzt während
des inneren Streites über Gehen oder Bleiben — entscheidend wirkte. Wie schwer
diese in die Waagschale fiel, dafür spricht am deutlichsten, daß selbst ein bisher
sehnlichst erwartetes Familienereigniß, die Geburt eines Sohnes, keine Sinnes-
änderung zu bewirken vermochte. Wohl gab es einen kurzen Aufschub, doch für
weiter kein Hinderniß des Vorhabens.

Nicht unbeachtet zu lassen ist, daß jenes kleine Auswanderungs-Hinderniß,
der am 23. August 1840 zur Welt gekommene erste Sohn, in der hl. Taufe den
Namen „Gabriel“ erhielt, und daß aus diesem der jetzt in München und

*) Bei allerdings primitiver Technik, wie sie bei Autodidacten in ihren ersten Versuchen nicht
andern erwartet werden kann, hatten doch die Compositionen so viel des geistigen Ge-
halts, daß es ein Frevel am Talente war, diese ohne weiters in die Pfanne zu hauen,
wie es jenem Kritiker that.

über München weit hinaus gefeierte Gabriel Max erwuchs. In liebevoller Rücksicht für die Familie wurde also blos noch das Frühjahr abgewartet, und diese dann zum Bruder im Hause Nr. 3 in Johannesdorf in einstweilige Obhut gebracht, hierauf das Atelier aufzugeben und die Wanderung angetreten.

Für das Weitere spricht der vorliegende Reisepaß, laut welchem der Künstler unter dem 7. Mai 1841 bei der päpstlichen Nuntiaturn in Wien Visa nach Rom nahm, wo bereits sein Bruder Emanuel seit 1½ Jahren weilte, und auch unverweilt über Triest, Ancona dahin abreiste. Der Aufenthalt im Kirchenstaate währte bis Ende Juli; vom August an wurde Umschau gehalten in Florenz, Bologna, Ferrara und Venedig, von hier aus behufs einer beabsichtigten näheren Orientirung noch München besucht. Was alles in dieser Zwischenzeit, in welcher die Entscheidung über das zukünftige Sein und Thun gefaßt werden sollte, erfahren und erwogen wurde — Niemand vermochte das dem Schweigsamen abzulauschen. Wahrnehmen ließ sich nur bei seiner im October erfolgten Wiederkehr nach Prag eine tiefgehende Veränderung seiner Anschauungen, sowohl in Richtung auf das Vaterland, wie auf seinen Beruf. „Ich will denn doch daheim bleiben, und in Gottes Namen auch wieder Bildhauer sein,“ in diesen jetzt zu seinen Freunden geäußerten Worten lag übrigens, wenn gleich unmotivirt, doch schon der ganze große Erfolg der Reise ausgesprochen. Uebereinstimmend damit ist auch die der traulichen Mittheilung nachgeschriebene Notiz Melzer's: „Max kam gleichwie verjüngt zurück und sprach offen aus: „Durch die Reise nach Italien wurde ich über vieles getöstet, selbst über mich als Bildhauer.“*) In der That nun klar im Wollen, zuversichtlich im Vollbringen, trugen die nachfolgenden Gebilde ein gleicherweise verändertes Gepräge. Verschwunden waren die letzten Reste der Bergler'schen Schulformel; vom Geiste Thorwaldsens berührt und angewuthet von dessen naturfrischen formedlen Werken hatte Max jetzt den vollen Muth gewonnen, dem ureigenen romantischen Gemüthszuge zu folgen und frischweg aus der Erscheinungswelt die Typen zu erfassen für seine Gestaltungen.

Unter Einem durch die directe Anschauung der klassischen Werke der Hellenen geläutert im Geschmack erhielten diese Gestaltungen ein schöneres Ebenmaß der Verhältnisse, zeigte die Gewandung edleren Linienzug; die Höhen und Tiefen der Modellirung in harmonischer Wechselwirkung von Licht und Schatten gaben sich als jener richtige Rhythmus der Plastik, dessen wohlgeleitete Schwingungen eben das starre Material vergessen machen und uns beseelte sympathische Wesen vor- spiegeln.

Schon die ersten nach seiner Rückkehr entstandenen — wieder von Dr. Neureutter angeregten Modelle: „St. Joseph mit dem Jesukinde,“ und eine „Pietà“ (Marie mit dem todtten Heilande am Schooße, nebenaun zwei trauernde Engel) reiheten nach Auffassung, wie formaler Durchbildung weit höher ein als alles Bisherige. Neuerdings als Projekte für die Karlsbrücke entstanden, erlitten sie, leider vorläufig wenigstens, ähnlichen Verstoß wie die früheren, diesmal urfächlich des Ablebens von Dr. Neureutter. Glücklicherweise nicht mehr darauf allein angewiesen, sondern hinreichend mit anderer Aufträgen versehen,

*) Nicht ohne Bedeutung ist hiezu noch, was unter dem 29. Oct. d. J. Bruder Emanuel aus Rom rückantwortete: — — „Ich freue mich deiner Mittheilung, daß diese Reise alle deine Erwartungen übertroffen, und daß du so vieles gefunden, wovon du jetzt gute Verwendung zu machen weißt. Du bist auch allen, mit welchen du zusammenkamst, sowohl hier wie am Rückwege im besten Andenken geblieben, sie sprechen alle mit Liebe von dir.“ —

ließ sich's dazu an — (1842) — wieder ein Atelier erschließen zu können. — Dieses befand sich in dem später käuflich erworbenen, allen Zeitgenossen wohl- bekannten alten Hofgebäude Nr. 333 in der Ueberfuhrgasse.*)

Die erste hier in Angriff genommene Arbeit war das von der Gesellschaft patriot. Kunstfreunde für den verstorbenen Director Kadlik bestellte Grabes- denkmal. Nach eigener Idee meißelte Max in sinnig schöner Reliefform für die Ruhestätte des liebevollen Freundes die „trauernde Kunst.“***) Demnächst kamen in Angriff die werthvollen Sculpturen für die Kirche in Reichenau (Budw. Kr.) ein Crucifixus mit Maria und Johannes, Sct. Georg und Sct. Jo- hann Bapt. nebst Modellen für die in Metall-Guß ausgeführten gothischen Leuchter. Diesen Ausführungen folgte das von Karl Herzig in Reichenberg für die Begräbnisstätte seiner Kinder bestellte „Epitaphium“ — dessen Devise: „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ der Künstler durch eine äußerst gemüth- volle, in Hochrelief ausgeführte Darstellung des göttlichen Kinderfreundes versinn- lichte. — Die Kunstausstellung dieses Jahres beschiede Max mit einer im Geiste Raphaels gedachten, in Marmor ausgeführten äußerst, lieblichen „Ma- donna.“****)

Das innere Leben des 41ger Jahres bezeichnet Jul. Melzer noch mit Fol- gendem: „Trotz des anfänglich wieder so günstigen Erfolges hielt sich Max den- noch auffällig zurückgezogen von der Außenwelt. Hauptursache dessen war die unergründliche Persönlichkeit Kubens, des Nachfolgers Kadliks in der Ata- demieleitung. Voll von Veringschätzung gegen die selbstständigen Prager Maler und Bildhauer überschätzt er sich gleicherweise, wie seine bisherigen, thatsächlich geringen Leistungen; und ohne für hier noch mehr gethan zu haben, als alle die tüchtigen Atelierschüler Kadliks reclamirt, als die seinen erklärt, und durch sie gleichsam über Nacht zu einer leistungsfähigen Kunstschule gekommen zu sein. Alles dieses ging dem ehrlichen Max tief zu Herzen und ließ ihn noch immer kein volles Vertrauen fassen auf den Bestand günstiger Verhältnisse. Daher auch seine Zurückgezogenheit, wie die ihm nicht zu benehmende Meinung, daß er keinen Rück- halt habe im Publikum. In diesem für alle seine wahren Freunde beklemmenden Zustande ereignete sich und zwar vor Beginn des neuen Schuljahres, daß eine Deputation vom Vereine „zur Ermunterung des Gewerbefleißes“ an ihn heran- kam und ersuchte, er möge die Leitung der Zeichen- und Modellir- schule des Vereins übernehmen. Und wie geringfügig dieses Amt an und für sich zu betrachten blieb für einen Künstler wie Max, wurde dasselbe nun doch zu einer Ermuthigung, wie sie ihm gerade Noth that. Getröstet als hätte ihm damit die Stadt ihr Vertrauen erklärt, ging er denn auch mit einer Freudigkeit und mit einem Eifer an die Ausübung dieses Lehramtes, als gelte es, damit seine Lebensaufgabe zu vollenden.“ Aus eigener Wahrnehmung vermag ich dem noch hinzuzufügen, daß Max allerdings erst nach dieser Berufung sich so recht heimisch fühlte in Prag; anderseits aber auch damit erst sich nach Außenhin erschloß, um seinen Charakter nach erkannt und gewürdigt werden zu können. Mit Leib und Seele bei der Sache, nahm die Schule einen alle Erwartung übertreffenden Aufschwung, wovon das Gedeihen der einschlägigen, auf künstlerischer Vorschulung

*) An der Stelle des jetzigen Wohn- und Wagenfabriksgebäudes „Zelinger.“

***) Das Denkmal steht seitab des Grabes, an der östlichen Mauer des 3. Friedhofes in Wolschan.

****) Beide Modelle befinden sich im Kunst- und Gewerbemuseum in Reichenberg.

beruhenden Gewerke nach wenig Jahren schon Zeugniß gab. — Allerdings währte dieses Gedeihen wieder bloß bis ins Jahr 1848, bis wohin die tschechoslawischen Faiseurs alle von den Deutschen Böhmen's gestifteten und geleiteten Institutionen, mithin auch den Gewerbeverein als „Nationalgut“ glaubten proclamiren und fundamental erschüttern zu müssen. Mit dem Ausbruche dieser Begriffsverwirrung resignirte auch Max auf sein Lehramt.

Zurückgehend in das Jahr 1843, gilt es zunächst dieser ausnahmsweisen öffentlichen Lehrthätigkeit Max's jene innerhalb des Atelier's zur Seite zu stellen. Der Bildhauer, will er am Handwerk nicht erlahmen, sondern schaffender Künstler sein, bleibt vermöge der complicirten technischen Behelfe für die Ausführung seiner Werke naturnothwendig auf „Gehilfen“ für das Vorarbeiten aus dem Nothen angewiesen. In dieser Vorarbeit aber beruht zugleich die Vorschule der Gehilfen oder Schüler. Sache des Meisters ist das Schaffen des „Modells“ in Thon, beziehungsweise in Gyps, auf dem die Ausführung basiert; die Leitung der Vorarbeit in dem zur Ausführung bestimmten Material, schließlich das letzte Handanlegen zur Durchbildung und Vollendung des Ganzen: wobei selbstverständlich die Schüler die Mittlernenden bilden. Durch diese Andeutungen vielleicht hinreichend verständigt über das Formale der Bildhauerschule, dürften auch einige flüchtige Striche genügen zur Charakterisirung des Max-Ateliers, wie es jetzt bestand. — Im Umfange eines großen Saales, auf entsprechende Distanz aneinander gereiht, standen im Atelier unseres Künstlers die mehr weniger schon menschlich gestalteten Steinblöcke, daneben die maßgebenden Modelle mit ihren obligaten Punktirrahmen, in den noch benüzbaren Zwischenräumen wieder die Vossirgestelle für Vorübungen: sämmtlich ministriert von fröhlich geschäftigen Schülern, zum Theil die früheren, in treuer Anhänglichkeit wiedergelehrten, wie Leopold Zimmer und Julius Melzer, andernteils Neulinge, wie Camill Böhm, Jos. Effenberger, Jos. Paris, Ant. Wagner, Ant. Wildt etc.; das gab sammt und sonders, nach Schaffensrüstigkeit wie Eintracht, eine Schul-Werkstätte, wie ich bis dahin keine gefunden, wie sie in Prag wohl auch nicht so bald zu finden sein dürfte. Zwar, wie der Charakter ihres Leiters, geräuschlos nach Außen, errang diese Schule doch früher, als zu erwarten blieb, ihr Oeffentlichkeitsrecht. Die wirksamen Mittel dafür waren eben die geräuschlos entstandenen, successive in die Oeffentlichkeit gekommenen Werke dieses Jahres, wie z. B. der großartige, stylistisch höchst interessante Sarkophag am Grabe des Med. Dr. Ejerma! *) und die prächtige Figurengruppe an der Grabstätte des Großhändlers Stehstal auf dem Prag-Wolschaner Friedhofs. Außer diesen datiren noch in das gleiche Jahr Bildwerke für die neuen Kirchen in Blowitz und in Marienbad, **) sowie für die Friedhöfe in Klattau, Kolín, Pilsen, Reichenberg und Wolferdorf.

*) Nach dem Entwurfe von Professor Joh. Gottfr. Guttensohn. — Dieser durch seine in Gemeinschaft mit Knapp und Thürmer herausgegebenen Werke bekannte Architekt wirkte vorübergehend von 1839—1844 als Professor der Perspective an der Prager Akademie, nebenbei auch als Baumeister, so namentlich am Ban der Kirche in Marienbad.

**) Nach vorgefundener Aufzeichnung von Max's eigener Hand waren dahin bestellt: „für die Galerie der Eingangstreppe und das äußere Kranzgesimse der Kirche sechs große Engel;“ „für das Hauptportal Sta. Maria und zwei Engel; für das eine Seitenportal Sta. Maria mit St. Lukas und David; zum andern, Sta. Maria mit d. hl. 3 Königen; weiters vier Heilige zum Hochaltare.“ Die Aufstellung erfolgte indeß, wie ein Schreiben, vom Schüler Jos. Paris ausweist, erst 1847. Dieser schrieb nämlich unter dem 21. August d. J. an den Meister: „Mit Freude berichte ich von der vollzogenen glücklichen Aufstellung sämmtlicher Figuren.“ Näheres über die Marienbader Kirche findet sich in Klars „Libussa“ Jahrgang 1861.

Unter letzteren eines der bedeutendsten Werke von Jos. Max war jenes für Reichenberg, nämlich das Grabdenkmal für „Amalie Anton, verehel. Ferzig“ — mit der auf zierlichem Katafalk ruhenden Gestalt der Verewigten; darüber, in geschlossener Gruppe, zwei im Anstimmen des „Requiescat in pace“ begriffene Engel. Groß und wirksam durch glückliche Verbindung der Architektur mit der Plastik, von durchweg sorgfältiger, ja liebevoller Ausführung, legte der Meister doch ein ganz besonderes Etwas in die jugendliche Gestalt der Entschlummerten, das sich beiläufig nur als das Signum der Unsterblichkeit definiren läßt. Von classisch edler Formenbildung im Antlitz, in den Händen, wie in der Gewandung macht sich eben der Stein vollständig vergessen: wir sehen eine seeltg Entschlummerte.*)

Einzubeziehen in diese Arbeitsperiode ist übrigens noch ein Theil der 1843 auf der Kunstausstellung gesehenen „Böhmischen Regenten,“ neun an der Zahl. Anschließend an die 1840 so beifällig aufgenommenen Statuetten (vgl. S. 107) erwachsen die weiteren stillweg als „Erholungsarbeiten,“ u. z. in geschichtlicher Folge, von Libussa und Přemysl an bis einschließlich Karl IV., im Ganzen zwölf. Durch befugte wie unbefugte Bervielfältigung in Gyps bald die populärsten Werke des Künstlers, waren sie aber auch ganz unvermuthet zu einer Borrüstung geworden für den nächst bevorstehenden „profanhistorischen“ Feldzug.

Ein geeigneter Uebergang zur angeedeuteten „profanhistorischen“ Action findet sich vielleicht in der nachfolgenden Episode. Das nahende 500. Gründungsjahr der Prager Carolinischen Alma mater trieb erklärlicherweise ein Heer von Festfragen an die redende Oberfläche der Stadt; nach langem Hin- und Herwogen und Erwägen all der strittigen pro und contras wurde endlich aus dem Chaos die Errichtung eines Standbildes Karls IV. als Kern der Festlichkeit herausgeschält. — Das in Folge dessen gewählte Kunst- und Fest-Comité mit dem Grafen Franz Thun und dem Akademiedirector Ruben an der Spitze hatte nun auch nichts eiliger, als sich behufs eines Entwurfes und Voranschlages für besagtes Standbild an Meister Schwantaler nach München zu wenden, und — nachdem von hier aus zu keiner Befriedigung zu gelangen war, sich des durch sein Bonner Beethoven-Denkmal juist zu Namen gekommenen Ernst Hähnel in Dresden zu versichern. Patriotischer Intention erhoben sich aus dem Publikum zwar viele Stimmen, welche auf Joseph und Emanuel Max lauteten; letzterer hatte seit 1839 auf Anregung Neureiters eine Reiterstatue Karls IV. modelliert; das Bild kam durch Bildhauer Mann nach Hamburg. Hähnel war und blieb der Auserwählte.

War es der viel angefochtene Bestellungsvorgang oder aber der offenkundige, unbefriedigende Erfolg dieses Denkmals, diese Fragen zu den Todten legend, genügt für hier auszusprechen: es wurde bei ähnlicher Gelegenheit und in Hintunft anders, besser und patriotischer vorgegangen.

Ziemlich gleichzeitig mit der in angeedeuteter Richtung betriebenen Vorbereitung für das auf 1848 anberaumte Universitäts-Jubiläum kam eine andere, im Anlasse, wie in der Leitung**) vollständig verschiedene Kunstausstellung in Fluß. Der im Anschlusse an die erste Prager Kettenbrücke vollendete schöne „Franzens-Quai“ lud die Passanten ästhetischen Sinnes fast zudringlich zu einem

*) Zu bedauern bleibt, daß das schöne Werk neuerer Zeit in seiner plastischen Wirkung ganz wesentlich beeinträchtigt wurde durch einen dichten Anstrich mit grauer Oelfarbe.

**) Diesfalls die Landstände Böhmens.

Stellbildein für ein monumentales Kunstwerk. Der weite Luftraum, das vis-à-vis — Laurenziberg und Gradschin — bedingten aber vornherein schon eine auf „großen Fuß“ eingerichtete Begegnung. Und gewiß recht naturgemäß war es dem herkulischen Kranner vorbehalten, Gewährsmann zu sein für das hier in Frage gestellte Objekt. Kranner, der Rechte von außen, dabei nach innen vom zartesten Gefüge einer echten, romantisch angehauchten Künstlernatur, sonach langeher schon wohl verwandt mit Joseph Max, plante denn auch mit diesem die Idee eines monumentalen gothischen Brunnens, dessen Ausführung den Plastiker gleicherweise begeistern könnte, wie den Architekten. Tag um Tag sich also verständigend, der Eine weiter konstruierend, der Andere weiter modellierend, die anfänglich allzu einfache Anlage, durch die Fülle nachquellender Gedanken endlich kühn erweiternd, hob, erstreckte und belebte sich schließlich unter also vereinter Arbeit das Modell zu dem jetzt in Prag als Blüthe der Plastik der Neuzeit, dastehenden „Franzens-Monumente.“ Als eine compendiose Allegoristik aller Merkmale und Eigenschaften des Kronlandes Böhmen in Absicht genommen, erwuchs aus dem Plane — nach damaliger Kreiseinteilung — die 16theilige architektonische Gliederung des Unterbaues für die sinnbildlichen Gestalten der 16 Kreise; in Mitte dieser der besondere Vorsprung für die gleichsam vorsetzende „Praga;“ im Mittelbau, auf den Consolen der Baldachinstreben, fand wieder die Repräsentanz der Künste, Wissenschaften und der „Gewerbe des Friedens“ ihre Aufstellung; unter dem Baldachin aber erhielt das Bild jenes Landesvaters, mit dessen Andenken die Monumenterrichtung verknüpft bleiben sollte, seinen Ehrenplatz. — Ueber die Form, in welcher das Bildniß des vereinigten Kaisers Franz hier monumental werden sollte, einigten sich Künstler und Auftraggeber allerdings nicht so leicht, wie im Uebrigen. Schwankend zwischen Reiterstatue, Büste und Standbild — für letzteres stimmte Max — entschied die Majorität des ständischen Landesausschusses schließlich doch für die erstere, in Betracht des dafür gegebenen Raumes jedenfalls ungünstigste Form. — Nähere Einsicht in die Punktationen des Auftrages gewährt das unten beigefügte „Protokoll.“*)

*) „Protokoll, aufgenommen am 1. März 1845 in Gegenwart der Gefertigten.

Mit h. Landesausschußdecret v. 13. Jan. 1845 Z. 90 wurde d. gefertigte Landesausschußbeisitzer aufgefordert, auf Grundlage d. vom h. Landesausschuße gefaßten Beschlüsse über die Errichtung eines architektonischen monumentalen Brunnens auf d. Franzens-Quai mit d. Bildhauer Jos. Max, welchem die Ausführung der dazu gehörigen Statuen anvertraut werden will, hinsichtlich dieser Bildhauerarbeiten ... die Verhandlung unter Zuziehung des Bauinspizienten u. Buchhaltungsbeamten zu pflegen und die rechtskräftige Uebernahmeerklärung des genannten Uebernehmers zur Genehmigung vorzulegen.

Ueber vorangegangene kommissionelle Berathung und den dießfälligen Meinungsaustausch ist man über die nachstehenden Modalitäten, unter welchen der Bildhauer Max... die weiter detaillirten Arbeiten zu übernehmen bereit ist, übereingekommen.

1.) Der akademische Bildhauer Herr Joseph Max übernimmt hiemit die Ausführung und Herstellung sämtlicher Statuen, welche nach dem Entwurfe des Herrn Baumeisters Kranner — welcher dem über die Herstellung des monumentalen Brunnens aufgenommenen Protokoll beiliegt — diesen Brunnen zu schmücken haben, und zwar:

- a.) 16 Statuen, die 16 Kreise Böhmens, und eine Statue, die Stadt Prag darstellend, auf dem unteren Absaße des Brunnens.
 - b.) 8 Statuen, welche allegorisch die Künste, Wissenschaften und Gewerbe des Friedens ersichtlich machen sollen, an den Enden der oberen Hauptnische, endlich
 - c.) Die Reiterstatue in dieser Hauptnische, Sr. Majestät Kaiser Franz I. im böhmischen Krönungsornate darstellend.
- 2.) Als Entgelt für die vollkommene Herstellung dieser Statuen in der, im Eingangs

Zur Ausführung selbst ist es wohl gleich interessant, zu erfahren, daß der allzubeseidene Künstler ob dieses großartigen trotz seines lebhaftesten Wunsches doch bis zum Vertragsabschlusse für zweifelhaft gehaltenen Auftrages, in voller Freude, dennoch ängstlich werden konnte in Betracht der damit an ihn gestellten Anforderungen. Die Aufgabe eben nach der ganzen Tiefe ihrer Bedeutung erfassend, lag ihm denn vor allem daran, sich bei den großen Meistern ähnlicher Schöpfungen, insbesondere bei jenen der Dürer-Stadt, wie Adam Kraft, Veit Stoß und Peter Vischer guten Rath zu holen. Auch sollte der wachere

erwähnten Entwurf ange deuteten Größe, von demselben Sandsteine, aus welchem der monumentale Brunnen bestehen wird, werden dem Uebernehmer zugesichert und stellt sich derselbe zufrieden:

A) Für die im 1. Absätze sub a u. b bezeichneten 25 einfachen Statuen einen Betrag von 600 fl. für jede Statue, daher im Ganzen 15.000 fl. C.Mz.

B) Für die sub c angeführte Reiterstatue ein Betrag von 1.000

3.) Der Uebernehmer verpflichtet sich bei Ausführung dieser Statuen mit Umsicht und Eifer in folgender Weise vorzugehen: 1. Wird derselbe zu jeder einzelnen Statue eine besondere, die Idee und den Charakter derselben klar ausprechende Zeichnung vorlegen. . . 2. Für jede Statue nach der approbirten Zeichnung ein Modell in Thon u. z. in derselben Größe wie die Statuen in Stein ausgeführt werden sollen, ausarbeiten, an demselben alle, von dem vom Landesauschusse hierfür gewählten Comité zu bestimmenden Aenderungen vorzunehmen und erst nach Billigung dieses Modells nach demselben die Statue in Stein auszuführen. — Nr. 3 enthält die näheren Bestimmungen über das Beurtheilungscomité, dessen Anordnungen unbedingt Folge zu leisten sei. — Nr. 4 enthält die Regelung der im 2. Absätze „stipulirten Vergütung,“ wonach „der 1. zehnte Theil der auf die gänzliche Herstellung entfallenden Summe, d. i. 1600 fl. als eine a conto Zahlung gleich nach Bestätigung dieses Uebereinkommens dem Uebernehmer aus Rücksicht auf die nöthigen Vorauslagen und Reisen eingehändigt wird.“ Ein 2. Zehntel „wird ausgezahlt, sobald derselbe die im 3. Absatz sub 1 angeordneten Zeichnungen vollendet und mit der Approbation des obgenannten Comité's vorgelegt haben wird. Diese Zeichnungen werden, sobald die Zahlung erfolgte, als Eigenthum des h. Landesauschusses, resp. der H. H. Stände erklärt.“ — „Ein weiteres Fünftel des für eine jede der 25 Statuen im 2. Absätze stipulirten Entgeltes . . . enthält der Uebernehmer ausgezahlt, sobald derselbe sich mittels Besundes des Comité's ausgewiesen, daß das Modell für die betreffende Statue (Absatz 3 sub 2) vollendet ist.“ (Auch die Modelle sind von da ab Eigenthum der H. H. Stände). — „Zwei Fünftheile des auf jede Statue entfallenden Betrages werden ausgezahlt, wenn die betreffende Statue in Stein vollendet und übernommen worden ist.“ „Das letzte noch übrige Fünftel der Beträge für sämtliche Statuen wird erst dann ausgezahlt, wenn sämtliche Statuen in Stein vollendet und übernommen sind.

Schlußbedingungen: Sämmtliche Herstellungen binnen 3 Jahren zu vollenden; „als letzter Termin für die Vollendung“ gilt „der Schluß des Monats Jänner 1849;“ für die Einhaltung der Stipulation haftet der Uebernehmer „mit seinem ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögen.“ Eine Haftbarkeit, die sich auch auf seine Erben erstreckt für den Fall seines Ablebens.

Der Unterzeichnung von Joseph May folgt dann die commissionelle Begutachtung in den Worten: „Da in diesem Uebereinkommen auf alle Verhältnisse vorgedacht worden ist, welche sowohl rücksichtlich der stipulirten Zahlungsverpflichtungen vis-à-vis des Unternehmers vollkommene Garantie leisten, als auch die vollkommen geeignete Herstellung und Ausführung der mit dem großartigen Zwecke vereinbarten Statuen in sichere Aussicht stellen, so erlaubt sich die Commission auf d. h. Genehmigung und Aufrechterhaltung dieses Uebereinkommens den Antrag zu stellen.

Actum ut supra

K o s t i k m/p.

Karl Kunz ständ. Rechnungsoffiz., Wilh. Pollak ständ. Bauinspizient.
Vorsiehendes Vertragsprotokoll wird seinem ganzen Inhalte nach genehmigt und bestätigt.
Bon ständ. Landesauschusse Prag am 15. März 1846.

S a l m m/p.

K o s t i k m/p.

Niklas Perch und Conrad Blauen in ihren monumentalen Arbeiten am Wiener Stephansdome nicht unbeachtet bleiben. Solchen Anliegens sehen wir Max jetzt zwischen dem 18. Mai und 15. Juni 1845 die Reise nach Nürnberg antreten, via Regensburg und München, über Wien heimkehren. Von da ab begann die Ausführungsarbeit. Ueber den Fortgang geben die nachfolgenden Acten hinreichende Auskunft. Die erste Zuschrift „vom ständ. Landesauschuße dto. 9. Febr. 1846“ lautet: „Da die von Ihnen gefertigten Skizzen für die sämmtlichen Statuen an dem Monumente von dem Comité zur Wahrung der Kunstinteressen bei der Monumentsangelegenheit gut geheißen worden sind: so erhält unter Einem die ständische Oberkassa die Weisung, Ihnen den in dem Accordprotokolle v. 1. März 1845 sub §. 5 zugesicherten Vergütungsbetrag per 1600 fl. aus dem Monumentsfonde zc. auszuzahlen.“ Unter dem 24. April 1845 folgte eine weitere Zuschrift, durch welche erklärt wird, daß elf Modelle „zum Quai-Monumente bei der Uebernahme vollkommen geeignet befunden worden sind“ zc. Die nächste Uebernahmeprotokoll-Erledigung datirt vom 12. August 1847, laut welcher erklärt wird, daß „zwei Modelle fünf Stück Statuen in Stein und das Modell zur Reiterstatue vollendet sind und anstandslos übernommen wurden.“ Durch Erledigung vom 1. April 1848 wird die Uebernahme von „sieben Modellen und fünf Stück Statuen in Stein;“ durch Eingabe von Max dto. 17. Mai 1848 die Vollendung der letzten sieben Modelle, so wie die von weiteren sieben Steinfiguren angezeigt. An diese reiht die Eingabe vom 31. October 1848, durch welche die letzten zwei Statuen in Stein zur Uebernahme angezeigt werden, worauf unter dem 20. November des gleichen Jahres die Anweisung zur Schlußzahlung erfolgte.

Schlich recht interessante Notizen zur Genesis des Werkes fand ich noch im Manuskripte Jul. Melzer's. Unter anderem bemerkt dieser: „Max so wie Kranner waren bemüht, so viel nur immer möglich das Monument groß und imponirend herzustellen. Dieses im Auge haltend wurde das früher auf vier Fuß berechnete Figurenverhältniß auf fünfe erhöht, wodurch sich freilich die Ausgaben für Material und Arbeit kostspieliger, die Ausführung umfangreicher machte als anfänglich berechnet worden war. Darauf aber nahm Max keine Rücksicht, sagend: „Wenn gleich der materielle Gewinn geringer wird, will ich in der Sache nichts schuldig bleiben, sollte ich diesem ehrenvollen Auftrage allenfalls auch Opfer darbringen.“ „Erstaunlich war sein Fleiß während dieser Zeit. Er modellirte alle 26 Figuren selber: die 9 Fuß hohe Reiterstatue, die 16 lebensgroßen Kreisfiguren, so wie die oberen 8 allegorischen, 4 Schuh hohen Gestalten der Künste, Wissenschaften und Gewerbe, nebst der Praga in dem Zeitraum von kaum dritthalb Jahren. Wohlgemerkt überwachte und leitete er dabei noch die Ausführung in Stein von uns (Schülern) mit der größten Sorgfalt bis dahin, daß er sie entsprechend vorbereitet fand und machte letzter Hand dann erst alles wett, was ihm etwa zu wünschen übrig geblieben war.“ Von einer weiteren kritischen Erörterung läßt sich hier wohl um so leichter Umgang nehmen, als ja der Werth dieses monumentalen Brunnens in Gänze, wie in den schmucken Einzelfiguren, namentlich jenen der eben so originell als sinnreich aufgefaßten Kreise schon ganz allgemein erklaunt und gewürdigt worden ist. Die ursprünglich auf 1849 anberaumte Enthüllung des schönen Eintrachtswerkes erlitt unvorhergesehenen Aufschub durch die Ereignisse des Vorjahres und fand bei entsprechender Feierlichkeit erst am 30. Mai 1850 statt. Die aus der Landeskasse bestrittenen Gesamtkosten des Monumentes betragen 70.000 fl.

Während dem es Max von 1847 auf 48 noch oblag, letzte Hand anzulegen an die vorerwähnten Steingebilde, hatte er anbei auch schon wieder neue Thonmodelle zu kneten und zu bossiren.

Die östliche Fagade des ehemals gut gothisch gebauten Prager Rathhauses war in den dreißiger Jahren, nach unerforschlichen Rathschlüssen, auf „mehr Licht“ hin, durch den k. k. Hofbaurath Peter v. Nobili einen der entschiedensten Anhänger v. Bignola und Vitruv mithin auch natürlichsten Gegner der Gothik — überbaut worden. Auftragsgemäß sein besonderes Augenmerk auf die Fenstererweiterung richtend, kamen so die berüchtigten, breitspurigen, stumpfzugespitzten Doppelfenster, vulgo „Schlafmützen,“ und allerlei Anderes zu Stande, was zu der vorläufig noch verschönter Gothik an der Kapelle und dem Uhrwerke gerade so gut paßte, wie etwa die Costümirung von Zeus und Ares mit Frack und Cylinder. Zahlreilang der gröblichsten, wie feinschneidigsten Opposition ausgefetzt, letzteres namentlich von der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde“*), war es endlich doch gelungen, und zwar wieder von Wien her, im k. k. Sectionsrath Paul Sprenger den Reconstructeur — für die jetzt bestehende Form der Fagade — zu gewinnen. In der Gothik besser bewandert, unterzog dieser das Gebäude einer neuerlichen Bearbeitung und förmlichen Uebersetzung, wie sie kaum noch einen anderen alten Originaltexte widerfahren ist. Damit waren denn auch um 1845 Maurer, Steinmeßer und Bildhauer wieder aufgeboden und in Mitaction versetzt worden. Was unserem Max dabei zufiel, das befragen die nachfolgenden Acten.

Nr. 1. „An den Bildhauer Hrn. Jos. Max.“ Mit h. k. k. Gubernialdecrete vom 15. d. M. 3. 302 wurden die am 28. Oct. u. 29. Nov. 1845 vorgenommenen Accorverhandlungen hinsichtlich der bei Umgestaltung der östlichen Fagade des neuen altstädt. Rathhauses nach dem Projecte des k. k. Hofbaurathes Paul Sprenger erforderlichen Arbeiten, wornach der Bildhauer Hr. Joseph Max die

*) In der 1844 abgehaltenen November-Sitzung dieser Gesellschaft, ergriff namentlich Graf Franz Thun das Wort zu einer scharfen Anklage gegen die Nobilitische Umgestaltung, und führte hiebei die wenig bekannte Thatsache an, daß er bereits 1841 — „als sich die erste Kunde verbreitete, daß der Umbau des altstädt. Rathhauses nöthig gemorden, ein zweckmäßiger, vom hiesigen Magistrate vorgelegter Plan (von Kranner) jedoch von den höheren Stellen verworfen, dagegen ein architektonisches Umding von Oben herabgeschendet worden sei — alles gethan, dieses Unheil abzuwenden.“ Er habe unter Mitwirkung des Grafen Kaspar Sternberg und des Oberstburggrafen Chotel sich persönlich an Sr. Exc. den Minister Kollowrat gewendet „mit der Folge eines Befehles von Sr. kaiserl. Hoheit des Herrn Erzherzog Ludwig, wodurch die Verhandlungen sistirt wurden.“ „Unglaublich erscheine dieses freilich, nachdem trotz dessen . . . der bereits verworfene Plan wieder angenommen und — nun auch zum Theil schon ausgeführt werden konnte!“ . . . Nach eingehender Beleuchtung dieser also zu Stande gebrachten „Karikatur des gothischen Style“ appellirte er an die „zur Erhaltung der historischen und Kunstdenkmale, zur Pflege des Kunstsinnes bestimmte Gesellschaft:“ „Dieser Frage zu begegnen, und öffentlich, wie im Sitzungsprotokolle feierliche Verwahrung einzulegen gegen jeden Antheil an diesem den Kunstsinne der Gegenwart verdächtigen Werke.“ „Dabei dürfen wir aber immer noch nicht stehen bleiben“ — appellirte der edle Graf weiter — „wir müssen vielmehr noch trachten, das Geschehene rückgängig zu machen!“ . . . Und retten wir schließlich damit nicht mehr das bereits Verlorene — die östliche Fagade — dann haben wir doch sicherlich die Zuversicht erschüttert, daß man sich ohne weiters würde gefallen lassen, eine gleiche Verunstaltung an der südlichen Fagade vorzunehmen.“ Sein diesbezüglicher und vom Erfolge gekrönter „Antrag“ ging dahin, „daß von dem Ausschusse der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde (im Vereine mit der vaterländischen Museums-Gesellschaft) eine Borsstellung gegen die Fortsetzung des jetzigen Rathhausbaues verfaßt und durch eine eigens hierzu abzuschickende Deputation an den Stufen des Thrones niedergelegt werde.“

Anfertigung und Aufstellung von sechs Statuen vom Neuhäuser Stein um den Accordbetrag pr. 600 fl. CMz. für jede Statue übernommen hat, bestätigt und verordnet, damit die während der Winterzeit möglichen Vorarbeiten geschehen, und bei Eintritt der Bauzeit mit der Umgestaltung der Rathhausfassade sogleich begonnen und ununterbrochen fortgeführt werde. Wodurch zum Benehmen die Verständigung mit dem Bemerkten geschieht, daß wegen Anfertigung des Contractes die nöthige Verfügung getroffen wird. Bezüglich der Personen, welche die auf der östlichen Rathhausfassade anzubringenden sechs Statuen vorzustellen haben werden, wird dem Magistrate von hohemorts die nachträgliche Weisung zukommen. — Vom prager Magistrate am 29. Jänner 1846.

Nr. 2. „An den Bildhauer Hrn. Jos. Max.“ Die an der östl. Fassade des neuen Rathhausgebäudes anzubringenden 6 Statuen sollen nach dem Antrage des Magistrates vorstellen:

- a. Wailand Sr. Majestät Kaiser Franz I.
- b. Se. Majestät den regierenden Kaiser Ferdinand I.
- c. den Herzog Spitignew oder aber Wladislaw den ersten König von Böhmen.
- d. den König Přemysl Ottokar II.
- e. den Kaiser Karl IV. und
- f. den Kaiser Ferdinand III.

Dieser Antrag wurde gemäß herabgelangten hohen k. k. Gubernialdecretes vom 17. d. M. J. 22881 genehmigt, und dem Magistrate ad c. die Wahl zwischen dem Herzog Spitignew oder König Wladislaw überlassen mit dem Auftrage, daß die Zeichnungen dieser 6 Statuen vor deren Ausführung zur Erwirkung der a. h. Genehmigung bis Ende Mai d. J. hohemorts vorzulegen sind. In Folge dieser hohen Weisung wird der Hr. Joseph Max aufgefordert, die Zeichnungen der 5 bereits definitiv bestimmten Statuen auszufertigen, und anher einzubringen, damit dieselben in der festgesetzten Frist hohemorts einbefördert werden könnten. Die Person welche durch die 6. Statue dargestellt werden soll, wird nachträglich bekannt gegeben werden.

Vom Magistrate der k. Hauptstadt Prag am 27. April 1846.

Nr. 3. „An Hrn. Jos. Max Bildhauer.“ „Nach Inhalt des h. k. k. Hofkanzleidecretes v. 28. Juli l. J. haben Se. Majestät gemäß der a. h. Entschließung v. 23. Juli l. J. in die von Ihnen entworfenen Zeichnungen der an d. östl. Fassade des neuen prager Rathhauses anzubringenden 6 Statuen Einsicht zu nehmen geruht. Hievon werden Sie in Folge h. k. k. Sub. Decrets vom 11. August l. J. mit der Aufforderung verständigt, nach diesen Zeichnungen die 6 Statuen herstellen zu wollen, damit sie zur geeigneten Zeit aufgestellt werden könnten. Vom Magistrate der k. Hauptstadt Prag am 24. August 1846.

Ergänzend füge ich dem bloß noch bei, daß man sich schließlich für „Spitignew“ — statt „Wladislaw“ — entschied, daß die Statuen auf den Pfeilertapiteln der reconstruirten Fassade ihren Platz erhielten, und daß die südliche Rathhausfronte einige Jahre später der Art, wie sie jetzt besteht, durch Prof. Bernhard Grueber hergestellt wurde. An diese Renovation sollte auch die des historisch merkwürdigen alten Brunnenbeckens vor der Ostseite des Rathhauses angeschlossen und Max hierbei mitwirken.*) Leider wurde anstatt dessen 1862 eine

*) „Er. Wohlgeboren Herrn Joseph Max, Bildhauer. Vom Bürgermeister der Hauptstadt Prag. Euer Wohlgeboren! — Bekanntlich ist am altstädter Ringe ein alterthümlicher, durch die

Uebertragung desselben beliebt, welche der muthwilligsten Zerstörung vollkommen gleich kam.

Unbilden der Zeit schon schadhast gewordener, marmorener Wasserbehälter aufgestellt. Die k. k. Centralcommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale hat sich über auf meine Veranlassung von Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter erstatteten diesfälligen Bericht gegen jede Uebertragung dieses Brunnens aus Kunstverständlichen ausgesprochen, und ich bin aufgefodert worden, bei der Berathung dieser Angelegenheit den von der Centralcommission ausgesprochenen Bedenken die entsprechende Rücksicht tragen zu lassen. Da es sehr wünschenswerth erscheint, daß dieses Bassin auf seinem dormaligen Standpunkte am Altstädter Ring, einer vollständigen Renovirung unterzogen werde, so werden es mir Euer Wohlgeboren nicht übel deuten, wenn ich mich diesfalls an Sie als Sachverständigen zu wenden erlaube, und mich beehre, das Ersuchen zu stellen, den Brunnen besehen und einen beiläufigen Anschlag der Kosten der Schädbeseitigung und überhaupt der vollständigen Restaurirung desselben schriftlich an mich leiten zu wollen.

Sollte allenfalls ein Steinmetzmeister bei dieser Erhebung und Verfassung des Kostenüberschlags benötigt werden, so wolle sich Euer Wohlgeboren einen vertrauenswürdigen Mann selbst erwählen. Indem ich einer recht baldigen Erfüllung meines Ersuchens entgegen sehe, erlaube ich mir Euer Wohlgeboren meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern. Prag, am 2. Mai 1854. Dr. Wankla. m/p."

Dieser „Wasserbehälter“, unter dem Primator Wenzel Krocin von Drahohejl dem Älteren, von 1590—1593, mit großem Aufwande auf Kosten der Altstädter Gemeinde erbaut; mit allerlei „Wasserkünsten“ versehen, die bei festlichen Gelegenheiten und an hohen Feiertagen zur Schau gebracht wurde, bestand durchweg aus rothbraunem böhmischen — leicht verwitterbaren — Marmor. Die Umfassung des Hauptbeckens war in zwölf Felder getheilt — mit den Zeichen des Thierkreises in Flachrelief — diese wieder durch eine gleiche Zahl von Consolen getrennt, an welchen zwischen je zwei Säulchen eine weibliche Gestalt (Hebräerantantinen der zwölf Monate) lehnte. Aus der Mitte dieses Beckens erhob sich ein kelchförmiger Aufsatz, dessen Convergenz mit Tritonengefalten und phantastischen Köpfen — Wasserspeiern — ornamentirt waren; den Abschluß nach Oben gab in Concaven eine gegliederte, kegelförmig abschließende Spitze, auf welcher (späterer Zeit) ein kaiserl. öherr. Adler aus vergoldetem Kupferblech angebracht worden war. Am Unterfusse, oder Kelchhalse, lehnten vier, die Elemente vorstellende Figuren. Ein zweiter Aufsatz befand sich über dem Stierseibe (an der Südseite) des Beckenraudes; am Galse nach vorn geziert mit dem von zwei Löwen gehaltenen Stadtwappen; nach rückwärts mit dem Bildnisse St. Wenzeslaus; den überragenden Abschluß bildete Neptun, der rittlings auf zwei, mit ihren Hintertheilen verschlungenen Delphinen saß, die ebenfalls als Wasserspeier zu wirken hatten.

Die also reichlich angebrachten Sculpturen nach ihrem Kunstwerthe betrachtend, ließ sich ihnen allerdings nicht *Classicität* beilegen, wohl aber zugestehen, daß sie als der Renaissance unter Kaiser Rudolf II. angehörig, für Böhmen ihren besonderen Werth behielten. Nicht von gleichmäßiger Ausführung, namentlich in den Reliefs, wie den der Thierkreisbilder und in der Ornamentik des mittleren Aufsatzes, von vorwiegend handwerksmäßiger Factur, waren dagegen die Figuren, absonderlich die der vier Elemente, dem Besen anzureichen was aus jener Periode noch übrig blieb. Eine abermalige, pietätvolle Restaurirung, wie sie bereits wiederholt — um 1660 und 1750 — vorgenommen wurde, war sonach eine im Interesse der Kunst wie der Landesgeschichte berechtigte Forderung.

Bedeutender als je, waren freilich die dormaligen Beschädigungen. Gewissermaßen schon angeboren — wegen der allzuleichten Verwitterbarkeit dieses heimischen Marmors — unterließ man aber auch seit jener letzten Restauration alles und jedes, was zur besseren Instandhaltung hätte geschehen können und sollen.

Das in der vorangestellten Zuschrift erkennbare Bestreben des Bürgermeisters Dr. Wankla, diese Veräumnis nachzuholen, und das Kunstwerk durch die Beihilfe von Jos. Max der Zukunft erhalten zu wollen, verdient denn auch die allgemeinste Würdigung. Es projectirte derselbe, einvernehmlich mit Prof. Grueber, und zwar auf Grund eines mäßigen Voranschlages eine umfassende und gründliche Renovation. Die rücksichtslosste Verurtheilung verdient dagegen das Vorgehen des Nachfolgers Wanklas, der sich 1862 damit einverstanden erklärte, daß „das alte Ding aus dem Wege geräumt“ und an „geeigneter Stelle“ wieder aufgestellt werden sollte. Wie das gemeint war, das konnten bald nachher die Bauteilsucher erfahren, denn sie fanden unterhalb der „Bohemia“ eine n

Gedenken muß ich hier ferner noch eines Max-Workes, dessen Ursprung und Schicksal gewiß schon den Wenigsten bekannt ist. Aus jenen vorerwähnten Elementen, welche die Absicht der „fünften Säcularfeier der Prager Hochschule“ in Bewegung gebracht hatte, sonderte sich dann, nachdem die Ausführung des Karls-Monumentes für unsere heimischen Künstler illusorisch geworden war, eine Minorität, die es durchzusetzen gedachte, daß außer jenem „fremdländischen“ Denkmal für den Stifter der Hochschule noch ein heimisches zu Ehren der geschichtlich berühmten Schüler derselben errichtet werde. Dabei allerdings von der Feier des fünften Säculums absehend faßte diese Minorität vornehmlich nur die des zweiten: seit der heldenmüthigen Vertheidigung der Karlsbrücke gegen die Schweden — 1648 — ins Auge. Und wie die Verhältnisse lagen, wird es leicht begreiflich, daß unser Max der ihm gestellten Zumuthung, einen Entwurf zu liefern, bereitwilligst entsprach. Unter freudigster Arbeit entstand sonach das Modell zu der schmucken, kühn ausblickenden Studentengestalt; angethan in der Tracht aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, dem breitkrämpigen, mit wallender Feder versehenen Hute, Muskettier-Jakett mit Schützarmeln und Umschlagtragen, mit Kniehose und faltigen, überhängenden Stiefeln, bedeutete sie den Regionsführer; denn es umfaßte die Linke die Universitätsfahne, während die Rechte das Stützrohr „bei Fuß“ hielt, der linke Fuß sich auf ein Brückenpfeiler-Fragment steifte. Nebenbei sagte uns noch der Künstler, was es jetzt während solcher Action für Bewandniß habe mit der „Explication,“ diese steckte nämlich hinter dem Bandelier des Schlägers. Dieses genialen Griffes aus Thon und Gypsmehl hervorgezauberte Modell stand also 1846 jener Minorität zu Gebote, und bemühte sich diese auch rechtschaffen, dasselbe auf dem Wege der „Subskription“ zum Universitäts-Denkmal umzuwandeln.*) Unzweifelhaft wäre auch die patriotische Absicht erreicht worden, hätten die 48ger Ereignisse nicht wie anderweitig so hier eine sofortige Zerfetzung der „vormärzlichen“ Gesellschaftsinteressen nach sich gezogen. Einen deutlichen Beweis dessen gab die Thatsache, daß das mit so vielem Geräusch provocirte Denkmal Kaiser Karl IV. von Hähnel Anfang April 1849 in aller Stille enthüllt wurde. Bestellt, accorbt***) und in der Ausführung begriffen, war der „Student“ allerdings bald

wüsten Trümmerhaufen von Marmorgestein: das war der „schöne Prager Brunnen!“ Da von einem Wiederaufstellen nach solch barbarischem Abbrechen keine Rede mehr sein konnte: blieb „das alte Ding“ richtig und für immer „aus dem Wege geräumt!“

*) Der Dichter Karl Victor Hansgirk, wie auch der k. k. Kreiscommissär Paul Alois Klar appellirten zu Gunsten dessen in der wärmsten Weise an das Publikum, der erstere in der „Bohemia,“ der andere in der von ihm herausgegebenen „Libussa,“ in welcher (im Jahrgange 1849) auch eine in Kupfer gestochene Abbildung der Statue erschien.

**) Der mir vorliegende „Ueberschlags-Entwurf“ — nebenbei ein Zeugniß, wie fast unbegreiflich bescheiden der Künstler seine Forderung stellte — lautet: „Die Ausführung einer lebensgroßen Statue, vorstellend einen Studenten in der Tracht des 17. Jahrhunderts, als Andenken an die heldenmüthige Vertheidigung der Altstadt Prag durch die Studenten anno 1648 — nach dem schon bekannten Modelle — in hartem Sandsteine, erbiere ich mich für den Betrag von 600 fl. zu übernehmen, und stelle hiebei blos die Bedingung, daß das Modell dieser Statue, entweder im Museum, oder überhaupt dort aufgestellt und bewahrt werde, wo die Modelle zum Frauenmonumente ihre bleibende Stätte finden.“

Ein Wunsch, der kläglich genug leinerseits berücksichtigt wurde. Jahrelang in einem Stiegenhause hinterstellt, kam dasselbe vor Kurzem im — Gärtchen des Prager Kinderspitals zur Aufftellung.

nach der Anfertigung des Modells; vollendet stand derselbe auch vor Ausdruch des Junisturmes im Atelier: bestimmungslos jedoch befand sich Modell und Statue unter den Nachlasswerken des Künstlers. *)

Mit dieser Wende der socialen Zustände stehen wir zugleich wieder an einem besonderen Abschnitte im Leben und Wirken von Jos. Max. Zurückblickend auf die Schaffenshätigkeit der Periode von 1842 bis einschließlich 1847 summiert sich uns eine staunenerregende Arbeitsmenge. Ob wir davon auch einen beliebig großen Antheil auf die Schüler übertragen, bleibt mit Rücksicht auf den angedeuteten Vorgang, wonach die bedeutendste erste und letzte Arbeit, Modell und Vollendung der Statuen dem Meister oblag, für diesen selbst der ausnehmend größere und geistig anstrengendere Theil übrig. Es summiren sich in die seit 1842 entstandenen Werke 26 Figuren für das Franzensmonument, jene 6 für die Rathhausfacade, der „Student,“ dazu eine reichliche Zahl für Kirchen, Friedhöfe u. c. mithin eine Menge, für welche die ununterbrochene Anspannung der Gesamtkräfte vorausgesetzt werden muß. Kein Wunder, wenn also mit dem Berühren der Linie des absoluten Uebergewichtes sich die Natur dem weiteren Mitthun entzog und die ordinär menschliche Hinfälligkeit eintrat. Die vorlezte vorgefundene Notiz von Zul. Melzer gilt eben dem Eintritte dieses Zustandes und besagt schlechtweg: „Diese unausgesetzte Thätigkeit hatte die traurige Folge, daß Max im Laufe des Jahres 1847 zu kränkeln begann und endlich in ein schweres Nervenfieber verfiel, woraus ihn nur die sorgfältige Behandlung des umsichtigen Dr. Föschner zu retten vermochte.“ Die kurzgebrungene, kräftige, mit dem frohmüthigen Antlitz abgeschlossene Gestalt Max's trug freilich das Gepräge zäher Widerstandsfähigkeit für physische wie geistige Anstrengung. Indeß hatte er seiner glücklichen Naturbeschaffenheit nun doch offenbar derart Gewalt angethan, daß sie darüberhin haufällig geworden. Für obenhin dann zwar wieder hergestellt, war ihm seine Gesundheit eigentlich doch nur auf unbestimmte Sicht, mit schwebender Verfallsfrist prolongirt. Wenn er dann, kaum über die Reconvalescenz hinaus und gewohntes Vertrauens auf die Unererschütterlichkeit seiner Kräfte, auch schon wieder das Atelier-Commando ergriff, dabei möglich rührig war im restlichen Fertigmachen der letzten Sculpturen für das Quai-Monument und Rathhaus, nach diesen am Modelliren der lieblichen Sta. Maria**) für den Marktplatzbrunnen in Turnau, so ließ sich's fast wie ein glückliches Ungefähr betrachten, daß ihm die 48ger Juniereignisse eine unfreiwillige Vacanz abnöthigten, daß er Hammer und Meißel niederlegen und ins Gefriede unterhalb des heimathlichen „Einsiedlersteins“ flüchten mußte. „Das in der Schußlinie der nach dem Pradschin und Laurenziberge zurückgezogenen kais. Truppen gelegene Atelier dem lieben Herrgott empfehlend, flüchtete Max sammt Familie und seinem Bruder Emanuel nach Johannesdorf

*) Erst zwei Jahre nach dem Ableben des Künstlers war es der Wittve gelungen, ein Unterkommen für die Statue zu finden. Ueber Anregung vom Hrn. Prof. Dr. Föschner war nämlich im akademischen Senate der Beschluß gefaßt worden, diese um den Betrag von 400 fl. (!) anzukaufen und im Seminario (des Collegium Clementinum) aufzustellen. Dort steht sie seither auch, doch weniger zur Schau gestellt als verdeckt hinter ordinärem Gesträuch, so daß sie im Winter wie von Ruthenbindeln bedroht, im Sommer dafür zur Spazierschnecke bestellt erscheint; daß die dann bloß noch sichtbare Fahnen Spitze und Gutkrämpfe einem der lebenswürdigsten Werke von Jos. Max angehören, wer von den Vorübergehenden vermöchte das zu errathen, wer zu enträthseln, ob solche Mißhandlung aus Absicht geschehe oder nur der Furdolen, anzurechnen bleibe?!

**) Das Modell befindet sich im Reichenerger Museum.

und wartete daselbst zur Beruhigung für alle um seinen Gesundheitszustand besorgten Freunde die Wiederherstellung geordneter Zustände ab. „Sichtlich erholt lehrte er Ende Juli von dort zurück“ — notirt Jul. Melzer.

Wie die plötzlich eingetretene Lösung des vormärzlichen Gefüges nachsich zog, suspendirten sich damit momentan auch die bestandenenen freundlichen Beziehungen zur Kunst. Wenn nicht gänzlich aufgehoben, wurden die schon abgemachten Aufträge mindestens auf unbestimmt verschoben, so daß die Arbeitskräfte des Ateliers, eine zeitlang bloß mit dem Ausarbeiten der „alten Reste“ hingehalten blieben. Der nächste bedeutendere Auftrag kam erst wieder 1849, nämlich das Grabdenkmal für den am 5. Jänner dieses Jahres beim Brande seiner Fabrik (in Grunewald) verunglückten Karl Herzig für den Friedhof in Reichenberg. Es ist dieses ein dem schon erwähnten (seiner Schwägerin Amalie Herzig) würdig anreihendes Meisterwerk. Ähnlich jenem liegt die (portrairte) Gestalt des Verewigten auf einem tektonisch geschmackvoll ausgeführten Katafall; die spitzbogenförmig erhöhte Rückwand zeigt im Halbmesser Christus mit anbetenden Engeln unterher, innerhalb von sieben Bogenabtheilungen der zierlichen gothischen Gallerie, sind die sieben Werke der Barmherzigkeit in eben so klarer Darstellungsform, wie schöner Ausführung angebracht.*) Das gleiche Jahr brachte zu weiterem glücklichen Wiederanschlusse an die Gegenwart überdies noch einen zweiten Anlaß für das künstlerische Zusammenwirken mit Freund Kranner. Die der ungarischen Insurrection gegenüber (1849) durch die treu gebliebene kaiserliche Besatzung vollbrachte heldenmüthige Behauptung der Feste Temesvár bewog Sr. Majestät Kaiser Franz Josef, zu immerwährendem Preise dieser Treue — daselbst ein würdiges Denkmal errichten zu lassen, und erhielt das von Kranner und Josef Max dafür vorgelegte Projekt die allerhöchste Genehmigung.

Gothischen Stils, ähnlich dem Franzensmonumente, erhebt sich von acht-eckiger Grundfläche und gleichem Sockel eine reichgegliederte, durchbrochene Spitzsäule, unter deren Baldachin (Tabernakel) die 7 Schuh hohe Hauptfigur, die „Treue,“ angebracht ist. Eine stattliche, lorbeerbekränzte Jungfrau, mittelalterlich gegürtet, wahrlich in ihrer Linken den Festungsschlüssel, in der Rechten aber die Siegespalme; auf vier mit dem Sockel architektonisch verbundenen Vorsprüngen stehen die 6 Schuh hohen Personifikationen der Soldatentugenden: „der blinde Gehorsam,“ die „Wachsamkeit,“ die „Aufopferung“ und „Tapferkeit“ vier ideale, ritterliche Gestalten, in faßlichster und geistreichster Weise charakterisirt. Am Sockel selbst ruhen 8 phantastische Thiere — als Symbolisirung der Insurrection. (Vgl. den „Vertrag.“**) Im figuralen wie im architektonischen Theile von gleich emi-

*) Mehrere andere, von der Hand Max's auf dem Reichenberger Friedhose befindliche Werke finden sich am Schluß des Gesamtverzeichnis seiner Arbeiten eingetragen.

**) Vertrag. Zwischen Herrn Joseph Max und Herrn Joseph Kranner ist unter heutigem Tage folgender Vertrag verabredet und fest zu halten beschloffen worden. Herr Josef Max übernimmt die Ausführung von 5 Statuen und 8 phantastischen Thieren, für das auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers Franz Josef in Temesvár zum Andenken an die treue und erfolgreiche Vertheidigung dieser Festung — 1849 — zu errichtende, und von Josef Kranner herzustellende Denkmal. Diese Figuren werden aus Neuhäusler Sandstein, die mittlere (Hauptfigur, die Treue vorstellend) in der Größe von 7 Schuh, die Nebenfiguren (Wachsamkeit, Gehorsam, Tapferkeit und Aufopferung vorstellend) in der Höhe von 6 Schuh; die Thiere im entsprechenden Verhältnisse zum Ganzen hergestellt. Herr Josef Max verpflichtet sich, diese Statuen nach seiner besten Einsicht mit allem Fleiße auszuführen, (die Hauptfigur und die am Fuße des Monumentes anzubringenden 8 Thiere

nerer Durchbildung, bleibt dieses Denkmal, obschon dem Kriege entsprungen, doch eine der schönsten Manifestationen des wiedergekehrten Friedens, wie zugleich der innigsten Eintracht von zwei der edelsten Künstler unseres Vaterlandes.

Eine Art von Nothstandsarbeit für die Schüler Max's in der Kunstbörse nach 1848 war die durch die Stadtbehörde veranlaßte Reparatur der Statuen auf der Karlsbrücke. In der Mehrzahl vom Zahne der Zeit zertrümmert, hatten einige außerdem noch in der Juniwoche durch die zwischen den Aufständischen und dem kaiserl. Militär gewechselten Schüsse arg gelitten, denn es waren diesem Geplänkel Köpfe, Hände und Gewandtheile mehrerer Heiligen Bildnisse zum Opfer gefallen. Dem Plane nach war die Renovation sämtlicher Statuen in Absicht genommen — worauf auch der in den Nachlasspapieren befindliche „Ueberschlag“ hinweist.*) Wahrscheinlich bewirkte aber die damit verbundene künstlerische Kritik des Werthes und Unwerthes der Statuen, daß man diese Renovation vorläufig nur auf die schadhaftesten einschränkte. Für letzteres spricht zudem eine vorliegende, vom Bürgermeister Dr. Wanka unterzeichnete Zahlungsanweisung auf 480 fl. C.Mz. „aus den bei der Stadtkassa deponirten, zur Renovirung der Brückenstatuen eingegangenen freiwilligen Beiträgen“ u. zw. „für die Herstellung des hl. Ivo, der hl. Barbara, Elisabeth und Margareth und des hl. Franz Xav.“ Eine zweite Anweisung betrifft die Herstellung der „abgeschossenen Figurenthteile.“ — (An welchen Figuren besagt die Anmerkung.)

bis Ende August 1852, die anderen 4 ritterlichen Gestalten bis Ende September desselben Jahres) die Verpackung zu besorgen und für jeden Schaden, welcher an denselben in Folge nachlässiger Verpackung entstehen sollte, zu haften. Herr Jos. Kranner verpflichtet sich dagegen, Herrn Jos. Max für die Anfertigung dieser oben beschriebenen Statuen den Preis von 5800 fl. C.Mz. inclusive der Verpackung in folgenden Raten auszuführen: Bei Unterzeichnung dieses Vertrages den Betrag von 1400 fl., bei Empfang eines zweiten Vorstrußes von Sr. Majestät dem Kaiser weitere 2000 fl., bei Empfang eines dritten a conto 1000 fl. und bei Empfang des Ausgleichrestes den Rest von 1400 fl.

Prag, am 1. August 1850.

(Weiderseitige Unterschriften.)

*) Dieser Ueberschlag ist anbei eine recht charakteristische Musterung des Werthes und Zustandes dieser Statuen. Vom altstädt. Brückenthurme abwechselnd nach rechts und links betrachtend, heißt es: 1. St. Ivo, Gruppe von Math. Braun, non so geringem Kunstwerth, daß sie die vielen Reparaturen, die mindestens 100 fl. kosten, kaum verdient. Ebenso wäre Nr. 2 St. Bernhard, von Math. Zöll der noch weit kostspieligeren Ausbesserung wegen in Frage zu lassen. Nr. 3. Sta. Margaretha, Barbara und Elisabeth von Joh. Broloff, obschon geringen Werthes, lassen sich diese minder kostspielig, mit circa 80 fl. repariren. 4. St. Dominicus und St. Thomas von Aquin von Zöll, mittelmäßig gearbeitet, viel zu repariren — 200 fl. 5. Mater Dolorosa von Joh. Broloff, ziemlich unbeschädigt, doch werthlos. 6. Christus am Kreuze — ist von Metall. 7. St. Joseph, von Joh. Broloff — Statue ohne Kopf, das Postament nicht reparaturfähig, im Ganzen mangelhaft ausgeführt. 8. Sta. Anna, von Zöll, wohl erhalten, nur werthlos. 9. St. Franziskus Xav., große imposante Gruppe von Ferdinand Broloff, sehr schön gearbeitet, leider vielfach beschädigt, so daß die Reparatur 300 fl. erfordert. Vom selben tüchtigen Künstler ist die werthvolle Gruppe Nr. 10, St. Ignatius, mit umfangreichen Ausbesserungen im Betrage von 500 fl. 11. Figurenloser Marmorwürfel. 12. — St. Johannes Bapt. von Joh. Broloff — allen Gesichten der Plastik entgegen, ist hier das Wagniß einer realistischen Darstellung der Taufe Christi mit dem auf Wolken sitzenden Gott Vater unternommen, allerdings in höchst verunglückter Weise. — Eine leidliche Reparatur erfordert 150 fl. 13. St. Franziskus Borgias von Joh. Broloff ist dessen beste Arbeit auf der Brücke, auch gut erhalten. 14. St. Norbertus von demselben, schlecht im Material, sehr schadhafte, daher im Ganzen keiner Reparatur werth. 15. Sta. Ludmilla, erhalten, aber äußerst un schön in Form und Ausführung. 16. St. Johannes von Nep. — von Metall. 17. St. Franziskus Seraph. von Ferd. Broloff. Die Hauptfigur ist gut angeordnet, auch gut erhalten, nur sind die

Entfiel also schließlich auch ein großer Theil der projectirten Renovation, war dafür doch gewonnen, daß der in dieser Richtung wieder angeregte Kunstfinn auf die schon mehrmal verstoßene Idee weiland Dr. Neurentter's zurücklenkte, und sich Donatoren fanden, welche für die allzu schadhafte und kunstwerthlosen Statuen neue und werthvollere stifteten. Die Initiative dafür ergriff der kunstfreundliche Prämonstratenser-Abt Hieronymus Zeidler; er bestellte bei Jos. Max die prächtige Gruppe mit St. Norbertus, St. Wenzeslaus und St. Sigismund, die 1853 zur Aufstellung kam. (Vgl. den in der Note mitgetheilten „Contract.“*) Dem guten Beispiele folgte der Großhändler Jos. Bergmann, welcher das vorläufig schon im Atelier harrende, genial entworfene Modell für St. Joseph als jene allgemein ansprechende Statue bestellte, die seit 1854 die Karlsbrücke ziert. In weiterer Nachfolge fand sich dann Hr. Johann Ritter v. Neuberger ein und bestellte die kräftige Gestalt mit dem klassisch edlen Antlitz, die als St. Johannes Bapt. zur Stelle kam. Diese vollständig fertig zu machen, war dem Meister allerdings nicht mehr gegönnt; nur in den Haupttheilen von ihm durchgebildet, vollendete sein Schüler Jos. Effenberger das Uebrige. In Fortsetzung dieser neuen Brücken-Statuen kamen noch von Emanuel Max „Johannes und Maria“ unter dem (alten Metall-) Kreuze, die „Pietà,“ „St. Franziskus Seraph.“ und „St. Christophorus“ hinzu. Die Aufzählung einer weiteren Reihe von Zwischenarbeiten dem Schlußverzeichnisse vorbehaltend, übergehe ich nun zum letzten großen Werke unseres Künstlers.

beiden zu Seiten stehenden Engel schlecht gearbeitet und verdient beseitigt zu werden. 18. St. Antonius von Padua von Udalrich Mayer, erhalten, jedoch ohne Kunstwerth. 19. St. Vincentius und St. Prokop von Ferd. Brokoff, meisterhaft gearbeitet, doch erfordern die nöthigen Ausbesserungen 300 fl. — 20. St. Judas Thaddäus von Udalrich Mayer, sehr mittelmäßig, aber gut erhalten. — 21. St. Nikolaus Valentinus von Hier. Kohl, gleich mittelmäßig wie desselben: 22. St. Augustinus, dem der fehlende Kopf anzulegen ist — für 80 fl. 23. Sta. Kuitgardis mit Christus am Kreuze, eine hübsche Gruppe von Math. Braun, viel beschädigt, ist die Herstellung auf 300 fl. zu veranschlagen. 24. St. Rajetan von Ferd. Brokoff, gut gearbeitet, fehlt eine Hand, das Gesicht und die Hälfte des Rindleins, erfordert 200 fl. 25. St. Alibert von Joh. Brokoff, sehr mittelmäßig, dafür gut erhalten. 26. St. Philipp Venitus von Mendel — aus Mar- mor. — 27. St. Johannes von Maltha, St. Felix und St. Ivan, große, schöne Gruppe von Ferd. Brokoff, fehlende Theile einzusetzen, zu verkiten etc., erfordert 300 fl. — 28. St. Veit von demselben, ist die geringste seiner Arbeiten auf der Brücke, vielfach beschädigt erfordert sie 100 fl. 29. St. Cosmas und Damianus von Udalr. Mayer, unbedeutender Werthes, würden die Reparaturen gleichfalls bei 100 fl. in Anspruch nehmen. — Datir ist dieser Ueberschlag vom 24. Juli 1852.

*) „Contract. — Zwischen Sr. Gnaden dem hochwüdr. Herrn Prälaten des Stiftes Strahob P. Hieronymus Josef Zeidler einerseits und dem Bildhauer Herrn Jos. Max anderseits ist am heutigen Tage folgender Vertrag verhandelt und abgeschlossen worden:

I. Sr. Gnaden der Hochw. Herr Prälat bestellt bei dem Bildhauer Herrn Jos. Max die auf der Prager Brücke aufzustellende Statue des hl. Norbertus nebst den ihm zur Seite stehenden heiligen Wenzeslaus und Sigismund und dem hiezu gehörigen verhältnißmäßiger Postamente, und verbindet sich dem genannten Bildhauer für die vollkommene Herstellung den Betrag von 2500 fl. Wz. in 3 Raten zu zahlen; und zwar die erste Rate von 1000 fl. gleich beim Abschluß dieses Contractes, die zweite Rate von 1000 fl., bis zwei Statuen sammt Postament vollendet sind, die dritte Rate von 500 fl. aber erst nach gänzlicher Vollendung und Aufstellung.

II. Herr Joseph Max dagegen verpflichtet sich, diese Statuen etwas über 7 Schuh hoch, sammt dem dazu gehörigen Postamente aus festem Rehwizder Steinquach seinen besten Kräfter bis Anfang Mai 1853 zu liefern und auch auf der Prager Brücke aufzustellen, ebenso auch die an dieser Stelle befindliche verfallene Statue abzutragen. Unter Einem bekündigt der Geseftigte bei diesem Contractabschluß von dem hochw. Herrn Prälaten die erste Rate in Betrage von 1000 fl. Wz. heute baar erhalten zu haben. Urkund dessen der Herren Con- trahenten eigenhändige Unterschrift.

Prag, am 1. November 1852.“

Folgen die Unterschriften.

Der langjährige und vielverdiente Kunstvereinsleiter Graf Franz v. Thun, reblich bemüht Kunst und Künstler raschmöglichst über die seit 1848 eingetretene Stagnation im Kunstleben hinüber zu bringen und mittels zeitgemäßer, monumentaler Werke das öffentliche Interesse für beide wieder in Anspruch zu nehmen, machte von dieser Absicht geleitet, wohl auch die Anregung gegeben haben für ein „Constitutions-Denkmal,“ eine Absicht, die vielleicht gänzlicher Vergessenheit verfallen wäre, hätte sich nicht zufällig noch das nachfolgende Schreiben erhalten:

„An Herrn Joseph Max, Bildhauer.“

„Hochedelgeboren! — Nachdem von vielen Seiten der Wunsch rege geworden und sich ausgesprochen hat, daß zum Andenken der der österreichischen Monarchie verliehenen Constitution vom 4. März 1849 ein Monument mittelst Beiträgen, die im ganzen Kronlande Böhmen einzusammeln sein werden, errichtet werde, sich auch zur Leitung dieser Angelegenheit bereits ein Comité gebildet hat, so erlaube ich mir, im Hinblick auf Ihren anerkannten Patriotismus, Sie im Auftrage dieses Comité's aufzufordern, eine Idee zu einem solchen Monumente sammt dem entsprechenden Projecte, allenfalls in Gemeinschaft mit Ihrem Hrn. Bruder und dem Architekten Kranner, gefälligst entwerfen und mir vorlegen zu wollen. Im Auftrage des Comité's zur Errichtung eines Constitutions-Denkmal's. Prag, am 24. April 1850. Franz Thun, Vorsitzender.“*)

Und bekannt ist, daß Jos. Max dieser Aufforderung zu genügen, ein Modell entwarf und zwar das einer „constitutionellen Bohemia,“ umgeben von vier Gestalten, welche die „Aufhebung der Robot,“ die „Pressfreiheit“ und die „Gleichstellung von Edelmann und Bürger vor dem Gesetze“ auf das geistreichste verfinnbildeten. Offenbar kam aber das „Comité“ zu keinem entgiltigen Entschlusse, umsoweniger dann, als Graf Franz Thun (um Ende 1850) einem Rufe in das Ministerium des Unterrichts nach Wien als Referent in Kunstangelegenheiten Folge leistete. Führerlos geworden, suspendirte sich dieses Comité dann wohl bereitwilligst zu Gunsten eines mittlerweile erstandenen zweiten, von weniger problematischer Natur.

Nach §. 23 der Kunstvereinsstatuten betrachtet der Kunstverein für Böhmen es als einen wesentlichen Theil seiner Aufgabe, die Kunst auch in das öffentliche Leben wieder einzuführen, ihre höchste Richtung zu pflegen. Er wird daher nach Kräften auch größere, dem Volksgenuße gewidmete Kunstwerke historischer monumentaler religiöser oder rein poetischer Art veranlassen. Auf Grund dieses §. hatte der Akademie-Direktor Ruben Anregung gegeben für die Errichtung eines Denkmals zu Ehren des Helbengreises Radetzky, und war im Schooße des Ausschusses patriotischer Kunstfreunde auch bereits unter dem 7. April 1850 die Entscheidung dafür gefaßt worden. „Der erste Schritt für die Ausführung geschah durch Ankündigung des Programms, und wurden zugleich die beiden Brüder Max aufgefordert, Modellskizzen vorzulegen, welchem Auftrage diese nachkamen, indem sie theils einfache Fuß- und Reiterstatuen, theils Modelle, wo solche in Verbindung mit noch anderen Figuren und einem architektonischen Unterbau erschienen, nach ihren eigenen Ideen aufstellten. Auch Direktor Ruben, von dem die erste Anregung ausgegangen war, hatte es bei dieser allein nicht bewenden lassen; nach seiner Angabe ließ er von den Brüdern Max eine kleine Skizze in Thon verfertigen, wie Radetzky, auf dem Schilde gehoben von Repräsentanten aller Waffengattungen des Heeres, das Banner des

*) Ein gleichlautendes Schreiben wurde an Emanuel Max gerichtet, der gleichfalls eine Skizze einpendete.

Doppeladler wieder erhebt, um es mit gezücktem Schwerte*) vorschreitend, zu schützen und neuen Ruhme entgegen zu tragen. Niemand konnte das Tiefpoetische dieses Gedankens entgehen, sowie sein originelles Verlassen des breitgetretenen monumentalen Gleises, und da sich schon aus dem bloßen skizzenhaften Entwürfe die Möglichkeit einer künstlerischen Durchführung entnehmen ließ, so fiel die einstimmige Wahl auf denselben, und wurden sofort die Brüder Max beauftragt, ein durchgeführtes Modell in Gyps und in verjüngtem Maßstabe unter Leitung des Erfinders zu beginnen.“ — — — So das Referat von „Fürst Hugo zu Salm,“ dem derzeitigen Referenten der genannten Gesellschaft, mitgetheilt im Ausschußberichte vom 31. März 1851.

Der heute noch vorhandenen zwiespältigen Meinung über das Monument auf den Grund zu kommen, dürfte es erforderlich sein, zur obigen Anschauung noch jene beizubringen, welche als die der Opposition zu bezeichnen bleibt. Im II. Hefte: „Gothische Briefe“**) ist nämlich ganz eingehend dieses Projektes erwähnt und auf Seite 42 unter anderem gesagt: „Es soll das Hadeskydenmal aus einem hohen Piedestal bestehen, auf welchem 8 Figuren, Soldaten verschiedener Waffengattung und Nationalität, eng im Ring geschlossen jubelnd stehen, jeder mit der einen Hand einen großen Schild über ihren Häuptern stützend, auf welchem der Geseierte, die österreichische Fahne in der Hand — balancirt, denn wie anders kann die Stellung auf einem von acht freudig bewegten Personen hoch empor gehaltenen, noch dazu ausgebauchten Schilde genannt werden? Ist nun dadurch der Eindruck der Darstellung ein unästhetischer, weil sie die ruhige Stimmung des Beschauers durch die gerechtfertigte Heftigkeit welche die Wahrscheinlichkeit des Niederstürzens der Hauptfigur besorgt, gänzlich aufhebt. . . . so gesellt sich dazu noch die historische Unschicklichkeit des Vorganges „des auf dem Schilde Erheben.“ Wenn enthusiastirte Soldaten des sinkenden römischen Reiches ihren siegreichen Feldherrn auf dem Schilde erhoben, so proklamirten sie ihn dadurch zu ihren Herrscher, dasselbe war der Fall bei anderen Volksstämmen — Einen Feldherrn aber auf dem Schilde erheben, um ihn als — Feldherrn anzuerkennen, ist ohne historische Grundlage, also unstatthaft und künstlerisch verwerflich. Allein noch ein drittes Moment der Bedenklichkeit stellt sich dem Wunsche, dieses Denkmal ausgeführt zu sehen, entgegen. Die Idee desselben nicht nur, auch die Anordnung ist keineswegs Eigenthum des Projektanten, sondern Beides ist von französischer Erfindung. Beweis dessen das Titelbild zu Laurents „Geschichte Napoleons I.,“ illustriert von Horace Bernet, Leipzig bei F. J. Weber 1843.“ Sie finden dort dieselben französischen, schilderhebenden Figuren — den französischen Kaiser in derselben equilibristischen Situation, wie hier den österreichischen Feldherrn. Der Unterschied besteht nur darin, daß das Original einen richtigen Sinn hat.“ — Dieser an Professor Rauch in Ulm, vom October 1853 datirte Brief bedauert in der Fortsetzung, daß durch eine solche offenbare Entlehnung „unserer heimischen Plastik ein eklatantes, wenn auch falsches Armuthszeugniß“ ausgestellt werde, bedauert ferner, daß der Entwurf nicht das Ergebnis eines freien Konkurses, sondern lediglich einer Beauftragung war von Personen, „die zu viel Einfluß auf das Wohl und Wehe der Prager Künstler ausüben konnten, als daß die Wei-

*) Ueber der Ausführung wurde ihm der Marschallstab statt des Schwertes in die Hand gegeben.

) „Gothische Briefe“ von ** Wien, 1854. Leopold Sommers Verlags-Buchhandlung.“

gerung der Ausführung den dortigen Plastikern nicht in ihrer Lebensstellung gefährlich zu werden vermochte.“

Angeichts dieser objektiven Gegenüberstellung von für und wider ist vielleicht ausschlaggebend, was Max selber diesfalls äußerte: „Mir blieb in der Lage, in die ich gebracht wurde, gar nichts übrig, als auf die „Idee Rubens“ einzugehen, und mich zu bemühen für die verfahrenere Sache den bestmöglichen Ausgang zu suchen.“ Daß ihm dieses guten Theils gelungen, dafür sprechen die acht ausgezeichneten, unterhalb des verfänglichen Schildes angebrachten, auf die Gefahr des obenstehenden Feldherrn vergessenmachenden Soldatenfiguren. Und gewiß wäre solches keinem Zweiten gleicher Weise gelungen. Unbedingt gehörte auch für diese mit allerlei Hinterhalten verbundene Aufgabe ein so reiner Idealist wie Jos. Max, dem es vermöge seiner kindlichen Harmlosigkeit gegeben war, sich ohne Gefährdung seines Namens darüber hinwegzuschwingen, die „Idee“ im reinsten Lichte zu sehen und selbstloser Hingebung zum Kunstwerke zu gestalten. Was am Ganzen der Kritik versiel, ist nicht sein Antheil. Darüber bleibt beim Urheber die Rechenschaft zu suchen. Wahrscheinlich dürften aber alle derartigen kunstgeschichtlichen Erhebungen immer wieder nur aufs Neue sicher stellen, daß das Kunstgebahren jener Zeit ein eng zusammenhängendes war mit der dem damaligen Akademieleiter zugestandenen Machtvollkommenheit. — Ruben, als Künstler nicht danach angethan, um durch großes fruchtreiches Schaffen auf Schüler, nebenstehende Künstler oder Kunstlaien einwirken, geschweige imponiren zu können, wußte mit kluger Berechnung anstatt dessen — die einen wie die andern — von sich abhängig zu machen.

Düsterer, wortfanger Verschlossenheit den Künstlern gegenüber, vor den Kunstlaien der „Gesellschaft patriot. Kunstfreunde“ von lautester Geringschätzung gegen alles bisher von heimischen Künstlern Geleistete und beredksamsten Eifers für seine Projekte „zur Hebung von Kunst und Künstlern,“ wußte er gut diplomatisch auf beide Theile entsprechende Pression zu üben. Stehen derlei Bemerkungen nun auch schroff entgegen alledem, was Panegyriker schon vorlängst und neuerer Zeit wieder zu seiner Glorificirung vorbrachten, vermag ich doch nicht anders, als meiner besten Ueberzeugung nach zu behaupten: das Wirken Rubens war kein heilsames für die Kunst.

Ruben suchte viel zu viel sein eigenes Interesse, um richtiger Weise das sein zu können, was er sein sollte, nämlich ein opferwilliger Lehrer und begeisternder Kunstleiter. Wohl aus einer guten — der von Cornelius in Düsseldorf organisirten — Schule, nahm er auch Theil an der großen, mit Cornelius in München inauguirten Kunstbewegung, doch jedenfalls untergeordnet, weil er nach üblich Düsseldorfer Sentimentalität hier seine sonderbare „Macht des Glaubens,“ den „Reumüthigen Räuber,“ das „Ave Maria“ malte; nebenbei die wenig bedeutenden zwei Cartons zu den rückwärtigen Glasmalereien in der „Auerkirche“ zeichnete, schließlich die Composition zum „Columbus“ begann. Seine bedeutendste Errungenschaft war jedenfalls die Anschauung der rings um ihn herum entstandenen großen Werke und der von daher mitgebrachte, gewaltige Maßstab für die von Kadlik kaum erst der Verkümmerng entrissenen Prager Künstler. Weit entfernt, das, was er in Folge dieser Anschauung in Prag anregte und theilweise auch zu Stande brachte, geringschätzen zu wollen, vermag ich darüberhin doch nicht aus dem Auge zu lassen, ein wie Geringses hiebei die seine „Ideen“ ausführenden Künstler für ihre moralische wie physische Existenz gewannen. Er belegte Alles nach seinem Wunsche oder Auftrage, wie nach seinen unmaßgeblichen „Skizzen“ Ausgeführte mit der Firma „Ruben,“ damit dann

leider auch solche Werke, an welchen und für welche er keinen Strich gethan, wie z. B. an den drei Gemälden in der Marienkirche in Turnau, an den Cartons und Malereien im „Ferdinandsischen Belvedere“ in Prag — nicht zu gedenken der wenigen Kohlenstriche, die er als „Entwurf“ des Radekty-Denkmales an die Atelier-Mauer bei Jos. Max hingezeichnet hatte.

Diese auf Thatfachen beruhenden Andeutungen dürften hinreichend erhellen, warum die Prager Künstlerschaft weder früher noch später zu Schwärmen vermochte für ein Kunstregiment, wie es Ruben einführte, und warum dieses auch eine so wenig gefegnete Nachwirkung behielt.

Daß nach alledem die Gründe, warum Jos. Max sich nun dennoch der Lösung der mit dem „Entwurfe von Ruben“ verlausulirten Aufgabe unterzog, besonders zwingende sein mußten, bedarf kaum noch der näheren Erörterung. Die formellen Bedingungen der Ausführung sind aus dem unten folgenden Vertrage zu ersehen. *) Während der Ausführung des Radekty-Denkmales oft und stundenlang Zuschauer, nöthigte mir der unvergeßliche Freund jedesmal auf's Neue Bewunderung ab über die frennbige Beharrlichkeit, unter welcher er die Vorstudien für jede einzelne Gestalt, für Köpfe, Hände, Uniformstücke und Waffen betrieb. Gedanke ich jetzt in Verbindung damit der Sentenz Meister Fü h r i c h 's, womit dieser für seine Schüler den echten Künstler charakterisirte: „Das Werk des echten Künstlers muß, in kleine Stücke zerchnitten, in jedem dieser Stückchen immer noch den Meister loben,“ — dann kommt mir damit auch zugleich wieder Theil um Theil von jenen Vorstudien in Erinnerung, die ja ebenfalls in ihrer Vereinzelnung schon den echten Künstler einbekanntem. Was für treffliche Typen ihrer Waffengattung waren schon die Köpfe, der des Jägers, des Tiroler Scharfschützen, Mariniers, Sereffaners etc.; wie verrieth schon jeder Zug den nationalen Typus des Werbbezirkes dieser Waffenträger; wie soldatisch correct saß das zur Waffe gehörige Drum und Dran an seiner Stelle, wie malerisch geschmackvoll zugleich! Demnach Zeuge, wie unter also gewissenhaftem Studium, Verwerfen, wiederholtem Variiren vieler Theile **) Max Herr geworden all' des Widerstrebenden in der Aufgabe, und wie der riesige Figurenkreis endlich innigster Harmonie von Geist und Form in sich selbstgenügender Schönheit aus dem starren Material herauswuchs,

*) 1. Herr Joseph Max, Bildhauer, verpflichtet sich, das Modell für die untere Figurengruppe des nach der Idee des Herrn Akademie-Direktors Ruben zu errichtenden Radekty-Monumentes, welche Gruppe von außen aus 8 Figuren besteht, die 7—7½ Schuh hoch sind, für den Bronze-Guß zu verfertigen, daselbe binnen drei Jahren vom Datum dieses Vertrages an gerechnet, zu vollenden und dessen vollständige Verpackung behufs der Versendung an die Erzgießerei zu besorgen.

2. Nachdem nicht nur die Idee des ganzen Monumentes vom Herrn Akademie-Direktor Ruben ausgegangen ist, sondern derselbe auch mit der Ueberwachung der gesammten Ausführung beauftragt wurde — so verpflichtet sich Herr Joseph Max, alle von Herrn Ruben rücksichtlich der Ausführung des Modells ausgehenden Anordnungen genau zu befolgen und sich zu diesem Zwecke mit demselben in stetem Verlehr zu erhalten.

3. Der Ausschuß der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde, in Vertretung des Kunstvereins, sichert Herrn Joseph Max für die übernommene Arbeit und Leistung an Unkosten, Entschädigung und Honorar einen Betrag zu von Zehntausend zweihundert fl. C.M., welcher in der nachstehend verabredeten Weise flüssig gemacht werden wird. Folgen die Bestimmungen über die Katenzahlungen und Unterschriften.

**) Unter anderem bemühte sich der Künstler, des schwanzen Schildes — als Basis für die Radektyfigur — los zu werden, und substituirt dafür eine gleich einem Zeltbache über die Soldaten ausgebreitete Tische, auf deren ins Ornament übergehenden Krone sie stand gewonnen hätte: Ruben beharrte jedoch beim Schilde.

vermag ich auch noch zu versichern, daß alles dieses in der kurzen Frist von kaum 15 Monaten geschah. Im März 1854 begonnen, stand das für den Erzguß vorbereitete Modell der seither nach weit und breit berühmt gewordenen „Soldatengruppe“ am 15. Juni 1855 fix und fertig im Atelier.*)

Rastlos an diesem Fertigmachen, musterte Jos. Max, trotz merklicher Erschöpfung, am 16. Juni noch einmal das Ganze mit dem Vorhaben, sich vor der Verpackung und Absendung des Modells nach Nürnberg**) einige Tage der Rast zugönnen. Am Morgen des 19. Juni durchheulte aber die Stadt schon die Trauerbotschaft von dem in der Nacht $\frac{1}{2}$ 12 Uhr erfolgten Eingehen des edlen und vielgeliebten Künstlers zur ewigen Ruhe!

Wie bereits angedeutet, seit der früheren, schweren Erkrankung über dem Drange nach Thätigkeit sich selber täuschend über den Stand seiner Körperkraft, wurde diese, weil in rücksichtsloser Anspannung gehalten, je weiter nur desto tiefer erschüttert, dadurch denn auch gegen alle Erwartung rasch von dem jetzt plötzlich eintretenden Unterleibs-Typhus zerstört.

Wahre, tiefe, allgemeine Trauer folgte diesem Todesfalle! Einer von den seltenen feindlosen Menschen, der auch ganz unabsichtlich alle sich ihm Annähernden zu bleibenden Freunden behielt; und es war ins allgemeine Bewußtsein gedrungen, wie bedeutende Fortschritte seit Prachner — durch Jos. Max — die Bildhauerkunst in Böhmen gewonnen habe. Vordem eine fast nur mehr den Todten gewidmete Kunst, wußte er sie unter die Lebenden wieder einzuführen, sie sympathisch und volksthümlich zu machen. Und alles dieses durch sein „fröhliches Mittenhineinspringen“ in die Kunstwelt; sein auf das Gerathewohl Sichüberlassen der Führung des Genius — wodurch er zwar permanenter Autodidact blieb, nichts desto weniger aber als der erste Lehrmeister seines Bruders, wie fast aller in der Folgezeit als Böhmen — auf dem Gebiete der Plastik namhaft gewordenen jungen Künstler zu betrachten bleibt. Viel ihm seines Weges dann auch blos ein kärgliches, an vergänglichen Gütern armes Los zu, so wurde dieses vielfach aufgewogen durch den Reichtum an Freunden, noch mehr aber durch ein seltenes Familienglück.

Jos. Max hinterließ außer seiner Witwe († 1871) fünf Kinder. Tochter Marie wurde Gemahlin des Historienmalers Rudolf Müller; Gabriel, der jetzt berühmte Münchner Maler, schon von frühester Jugend an befeelt für die Kunst, wurde auch mit besonderer Liebe vom Vater — bis zu seinem Ableben — für die Malerei geschult. Erst nach diesem trat derselbe an die Prager, zwei Jahre

*) Mit dieser authentischen Angabe sind auch alle jene Ausstellungen zu berichtigen, nach welchen Emanuel Max noch „letzter Hand“ das Werk seines Bruders hätte vollenden müssen. Was dieser daran that, bestand in der Behebung kleiner, von allzu kritischen Militärangenen erhobenen Bemängelungen an einzelnen Waffenstücken, Uniformtrüger u. dgl. Zu berichtigen bleibt auch die Angabe von Ernst Förster — in seiner „Geschichte der deutschen Kunst“ — wonach „die Brüder Max die Statuen für das Franzensmonument gefertigt haben“ sollen. Nebenbei läßt Förster, gleich unrichtig, Joseph Max erst 1807 auf die Welt kommen und aus der „Münchner Schule“ hervorgehen.

**) Die ganze Gruppe bestehend aus einem Füsilier, Jäger, Artilleristen, Tiroler Scharfschützen, Husaren, Uhlanen, Marinesoldaten und Sereffaner, wurde in der Gießerei von Burgschmiet († 1858) durch dessen Schwiegersohn Lenz und Heroldt vollendet. Vorausgehend die Figur Kadekty's v. Em. Max, war der Gesamtguß und die Eiselirung anfangs October 1858 zu Ende geführt. Das Ganze erforderte 150 Centner Metall, wozu Seine Majestät der Kaiser Franz Josef 100 Centner meist von sardinischen, durch Kadekty eroberten Kanonen bewilligte.

später an die Wiener Akademie, von wo er 1863 definitiv nach München übersiedelte; Albrecht M. wählte die technische Laufbahn und ist zur Zeit Ingenieur des technischen Bureaus der „Südnorddeutschen Verbindungsbahn“ in Reichenberg; Heinrich M., vom Staffiren sich mit Glück der Genre-Malerei zuwendend, ist gegenwärtig Inhaber eines großen photographischen Atelier's in München; Karolina M. ist die Gemahlin des in Oesterreich wohlbekannten Historienmalers Julius Wenzur, Professors an der Münchner Akademie der bildenden Künste.

Zu einer Gedächtnißfeier, wie sie kaum ehrender und theilnahmsvoller für den abgeschiedenen Künstler gefeiert werden konnte, gestaltete sich schließlich noch die Enthüllung des Radekydenkmals. Es geschah dieses am 13. November 1858. Die Zwischenzeit seit der Absendung der Modelle hatte sowohl der Guß und die Eiselirung, als auch der Unterbau und die Aufstellung der Erz-Gebilde in Anspruch genommen. Die Ausführung des architektonischen Theiles besorgte Architekt Prof. Grueber und Baumeister Schücker. Vorbereitet für die Figurenaufnahme stand also ein auf zwei breiten Vorstufen ruhender Sockel aus polirtem Granit, herbeigeschafft aus den Hauzenberger Steinbrüchen, im bairischen Antheile Baierns am Böhmerwalde. An den Transport dieses wichtigen Sockels im Jahre 1857 knüpfte schon eine ganz merkwürdige Episode. Die Strecke vom Böhmerwalde war nämlich glücklich zurückgelegt bis — Königs-
saal; hier erst, vor der solcher Belastung nicht gewachsenen Veraunbrücke, wurde guter Rath theuer. Zwar nach Möglichkeit unterfangen und gestützt, drohte dennoch Schritt um Schritt der Einsturz, bis daß die zur Ehrenbegleitung ausgerückten Radeky-Huszaren sich resolut mit vorsehnten und im Auftrab den Coloss herüber schnellten. Die Einfahrt nach Prag und zur Bauhütte gestaltete sich dann durch die stetig anwachsende Menschenbegleitung von selbst zu einem kleinen Triumphzuge.

Das Poliren des Unterbaues, das Aufstellen und Zusammenfügen der Erzfiguren währte bis 8. November, an welchem Tage der letzte Theil (der auf den Kanonenlauf gestützte Fuß des Artilleristen, eingefügt wurde. Die auf den 10. Nov. anberaumte Denkmals-Enthüllung blieb wegen veränderter Reisebisposition J. J. k. k. Majestäten verschoben bis zum 13. Und ob schon dieser 13. sich für Prag recht schwer aus dem über Moldau und Stadt ausgebreiteten dichten Nebel herauswickelte, kam es doch rechtzeitig noch zum Sonnenschein und zu einem Festtage sondergleichen an Glanz und Zahl der Theilnehmer. Behufs des detaillirten Festvorganges auf die Prager Zeitungen jener Zeit verweisend, will ich hier bloß die zu meiner Sache gehörigen Momente hervorheben.

Kurz nach 11 Uhr fuhren Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin vor; empfangen und zu Ihren Sitzen geleitet vom Vorstande der „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde,“ Grafen Erwein Nostitz sprach dieser zunächst die Widmungsrede und erbat sich von Sr. Majestät die Erlaubniß, das Monument in das Eigenthum der Stadt übergeben und die Schenkungsurkunde verlesen lassen zu dürfen. Diese Verlesung erfolgte sofort durch den Geschäftsleiter des Kunstvereins, den k. k. Ministerialsecretär Grafen Franz Thun. Der Dankrede des Bürgermeisters Dr. Wanka folgte die Unterzeichnung der Schenkungsurkunde von der Hand Sr. Majestät des Kaisers, hierauf die Denkmalenthüllung. Dechargen, Kanonensalven, Volkshymne, Trommelwirbel — allgemeines, freudiges Staunen über das in imposanter Schönheit dastehende Monument: alles das klang und sang mit dem Fallen der Hülle zu

einem Jubelchor der ergreifendsten Art zusammen.*) — Nachdem dann Sr. Maj. in Begleitung des Statthalters *Mecsery* dasselbe ringsum betrachtet, wurden Allerhöchstdemselben die Künstler und Werkleute, die am Werke theilgenommen — so die Herren *Em. Max*, *Director Ruben*, *Professor Grueber*, die *Erzgießer Lenz* und *Herold*, der *Steinmetz Adermann* vorgestellt. Für den fehlenden Einen, den Haupttheilnehmer am Ganzen — für diesen war dort in der Ecke der zweiten Tribune die trauernde Familie eingetreten. Der hochherzige Monarch hatte seiner nicht vergessen! denn zu *Emanuel Max* gewendet, wurden die Worte vernehmlich: „Ich bedaure tief und in nig, daß es Ihrem Bruder nicht vergönnt war, diesen Ehrentag zu erleben.“ Und obwohl der Denkmals-Entthüllung noch die rauschenden Ovationen, die prunkreichsten Festlichkeiten und ehrenvollsten Auszeichnungen folgten, vergaß der Kaiser nicht der Familie des vermissten Künstlers: verlieh der Witwe 2000 fl., dem Sohne *Gabriel* aber für die Dauer seiner Studienzzeit ein k. k. Stipendium.

Ergänzendes Verzeichniß der Werke von *Jos. Max*.

Mit diesem will das im Haupttexte durch die mannigfachen Lebensbegebnisse auseinander gehaltene und auch lückenhafte Bild der Werkthätigkeit geschlossener und übersichtlicher gegeben werden. Die mir damit gestellte Aufgabe war eine ziemlich schwierige. Denn bedauerlicherweise führte *Max* kein Arbeits-Journal; ich blieb sonach für die nöthigen Anhaltspunkte angewiesen auf das Durchforschen seiner nachgelassenen Modelle und Zeichnungen, auf die ich überdies nur so weit recherchiren konnte, als mir die Besteller oder Aufstellungsorte der Werke in Erinnerung geblieben. Welche Orte und Werke dabei übergangen wurden, muß ich dann als offene Frage hinstellen, mit der Bitte: um freundliche, ergänzende Antworten!**)

Auch bemüht, das Verzeichniß möglichst in chronologischer Folge zu geben, hatte es damit gleiche Schwierigkeit, indem häufig frühere Modelle erst in späterer Zeit zur Ausführung kamen; eine Reihe davon, als Projekte entworfen, erst nach dem Ableben des Künstlers einen Bestizer fand.

Religiöse Darstellungen.

Arbeiten der ersten Periode von 1827—1835: *Rains* Flucht nach dem Todschlage. *Abels*. — *Samson* und *Dakla*. — *Sta. Cäcilia*. — *Der gute Hirt*. — *Christus* am *Delberge* (sämmtlich Terracotten). — *Die Kreuzabnahme*. — *Heilung* des alten *Tobias* (Santrelief, 1834 ausgeführt für das *Prager Blindenversorgungshaus*).

Zweite Periode v 1835—1845. *Christus* und die vier *Evangelisten* (Flachrelief). — *Kunst* und *Religion* (zwei weibl. Gestalten, Flachrelief). — *Die christliche Barmherzigkeit* (in zwei Figuren). — *Die Gerechtigkeit*. — *St. Bonifacius*. — *Sta. Maria* mit dem Kinde *Jesus* und *Johannes*. — *St. Petrus* und *St. Johannes Ev.* — *Madonna* mit dem schlafenden *Jesukinde*. — *St. Andreas*. — *Maria* der *Trost* der *Betrübten* (Relief). — *St. Veit* (*Knien*). — *Betende Madonna* (sitzende Figur). — *St. Johannes Nep.* (ausgeführt für *Czakowic*). — *Madonna* mit dem *Jesukinde* am *Schooße*. — *St. Wenzeslaus* zu *Pferde* (Projekt für den *Prager Wenzelsplatz*). — *St. Veit*. — *Standfigur*, ausgeführt für das *Grabmal* dieses Heiligen in der *Prager Domkirche*, nebst den *Landespatronen Wenzeslaus*, *Ludmilla*, *Adalbert*, *Protop*, *Ivan* und *Johann Nep.* an der *Comba*.

*) Das Denkmal mißt in der Gesamthöhe von Grund auf bis zur Fahnen Spitze 37'; die Figurengruppe einschließlich der *Kabesthyfigur* 23'. Die Kosten des Ganzen übersteigen 100,000 fl. Wz. wozu der *Kun Verein* 80,000 fl. beitrug, für das übrige spendeten Beiträge: *Sr. Maj. Kaiser Ferdinand* 1000 fl., *Kaiserin Karolina Auguste* 500 fl., *Kaiser Nikolaus v. Rußland* 1000 Silberb., das Gleiche d. *Großfürst Thronfolger*: *Großfürst Konstantin* 500 Silberb.; d. *König v. Preußen* 1000 fl., der *König v. Sachsen* 500 fl., der *böhm. Landesauschuß* 1000 fl.; die *Stadt Prag* 500 fl.; die *Stadt Wien* 300 fl.

**) Die entweder an den „*Verein*“ oder auf meinen Namen in *Reichenberg* zu adressiren wären.

Dritte Periode von 1845—1855. — Zwei Engel und Schildträger mit dem k. k. Auerberg'schen und Colloredo'schen Wappen für die Schloßkapelle in Zleb. — Projekte für die Prager Brücke: Borimov und St. Ludmilla. — Sta. Anna und Maria. — Pietà. — St. Norbertus, Sigismund und Wenzeslaus. St. Josephus mit dem Jesuknaben. St. Johannes Bapt. (die drei letzten ausgeführt). Betende Maria auf der Weltkugel sitzend, ausgeführt für Turrau.

Für die Kirche in Marienbad ausgeführt: Sechs überlebensgroße Engel: in den Bogen- schluß des Hauptportals: Sta. Maria mit zwei anbetenden Engeln; für die beiden Seitenportale: St. Maria mit Lukas und David; Maria mit den aborirenden hl. 3 Königen; für den Haupt- altar die hl. Petrus, Paulus, Norbertus und Augustinus.

Grabdenkmäler.

Die ersten datiren, wie schon in der Biographie des Näheren angegeben wurde, in die ersten vierziger Jahre und wurden direct in Krásko ausgeführt; so das Denkmal Kamisch, Franz Keil und Michael Schroff, zu welchen später der schon durchgebildete Todesengel am Grabe von Andreas Andersch hinzukam. Von hier übertrug sich der Ruf des Künstlers zu- nächst nach Reichenberg, und herrschte zeitlang ein wahrer Wetteifer unter den Wohlbemit- telten, für ihre abgesehenen Lieben ein Denkmal bei Joseph Herzog zu bestellen. Die Initiative dafür ergriff der kunststimmige und biedere Fabrikbesitzer Karl Herzog, und ließ für seine früh verstorbenen Kinder, zum Texte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen“, das erste Denkmal von der Hand Max' errichten, an welches 1844 das für seinen Vater — Joseph Herzog — anschloß. Um die Zeichnung dazu hatte er Friedrich ersucht, der in schöner Gruppe die Figurationen des Glaubens, des Fleißes und der Beharrlichkeit entwarf, die Max dann auch mit sichtlichster Liebe ausführte. Verhängnißvollerweise hatte Max wenige Jahre danach schon diesen edlen Besteller selber auf den Sarkophag zu betten. Das meisterhaft ausgeführte Denkmal der Ver- wandten (Amalie Herzog) wurde dort ebenfalls schon gedacht. Aus 1844 datiren noch die Denkmäler für Wenzel Jantsch, Engel mit der Auferstehungsfahne; für Jos. Dietrich, der Begleitungengel Raphael in betender Stellung (eine überaus liebliche Gestalt, in Relief- form ausgeführt). In der gleichen Mauerzeile steht auch noch das äußerst wirksam und schön angeordnete Hochrelief an der Grabstätte von Jos. Demuth mit dem Motto: „Wer an mich glaubt, wird selig“ und der Darstellung der Religion, umringt von den Personifikationen der trauernd Hinterbliebenen. An der westlichen Mauer steht dann noch das Denkmal für Jos. Müller, drei Glaube, Hoffnung und Liebe verkörpernde Engel; das der Felca Thun, Engel mit dem Glaubenskreuze (ähnlich dem am Grabe des Meisters selbst); ferner ein Engel mit der erloschenen Flamme am Grabe Wenzel Klenert's, schließlich die rüstige und würdige Gestalt des segnenden Heilandes an der Stätte von Florian Siegmund.

Außer den Prager Friedhöfen, deren Monumente von Max zu meist schon erwähnt wurden, fand ich noch in den Landbezirken sehr beachtenswerthe in Liebenau (Familie Spitzhals), in Haida, in Steinschönau (Grab Conrath), Zwickau, Jungbunzlau, in Hlonic, Zebrač, Pilsen, Pestschau, Rudweis (Grabmal des vorigen Bischofs), Iglau; nächst Prag in Bubentš das schöne Denkmal „Hetzner“. Schließlich der imposant schöne Genius mit dem Kreuzesignum am Grabe Joseph Max's in Wollschan — den der Ahnungslose, nach dem geistvoll skizzirten Modelle, — in Vorrath arbeiten ließ! — Im Nachlasse befanden sich überdies noch an 20 Modelle, zum Theil halbvollendete Ausführungen für Grabstätten, über deren Ziel mir keine Aus- kunft vorliegt.

Ausführung mit historischer Bezeichnung.

Statue Karl IV. (für Dr. Neurentter). — Zwölf Statuetten böhmischer Regenten: Libussa, Přemysl, Ludmilla, Wenzeslaus I., Spitišněv II., Vratislav II., Vokoslav II., Přetislav I., Soběslav I., Wladislav II., Přemysl Ottokar, Karl IV. (für die Vereinfältigung in Gyps); Janiv v. Rosenberg, Tychobrahč (Projekte). Karl IV. als Waidmann, Projekt für Karlsbad. Karl IV. mit dem Weinstock, Projekt für Melnik. Wallenstein. Reiterstatue von Kaiser Franz — für das Quai-Monument. — Bischof Kolonitsch*), Ernst Kildiger Graf v. Starhemberg, Miklas Graf Zrinji, Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg — Projekte für das Comman- dantur-Gebäude des Arsenal's in Wien*). Modelle für die Prager Rathhausfaçade: Spi- tišněv, Přemysl Ottokar, Karl IV., Ferdinand III. (bekanntlich ausgeführt).

*) Dieses prächtige Modell kam nach des Künstlers Tode in den Besitz Sr. Em. des Cardinals Friedr. von Schwarzenberg.

Statuette des Erzherzogs Stephan, Standfigur des Generals Hentky, Projekt in 2 Varianten; Feldmarschall Graf Radeky zu Pferd; eine Standfigur desselben; beide mit Rücksicht auf das Prager Radeky-Denkmal entworfen. Modell eines Sereffaners, Modell und Sandsteinfigur des für Prag ausgeführten „Studenten“. Gruppe von zwei Studenten des 16. Jahrh., Projekt für Wien.

Ausführungen sinnbildlicher Bedeutung.

Bier und zwanzig Figuren für das Franzens-Monument: die 16. Kreise Böhmens, je nach ihren Haupt-Produkten versinnbildet. Der Bergbau durch den Grubenmann; der Ackerbau durch eine Jungfrau mit Sichel und Garbe; das Elbegebiet ist durch den Schiffer, das der Viehzucht durch die Bäuerin mit dem Lamme, und so die übrigen Kreise durch Fischer, Jäger, Weber, Eisenarbeiter, Glasbläser, Gärtnerin, der Bidschower Kreis aber durch die geniale Gestaltung des „Kübezahls“ gekennzeichnet. An diese herrlichen Compositionen reihen sich die der „Treue“, des „blinden Gehorsams“, der „Wachsamkeit“, „Tapferkeit“ und „Aufopferung“ für das Lemeswarer Monument. Ferner eine „Bohemia“, eine Allegorifirung von „Moldau, Altstadt und Kleinfeste von Prag“ in sunniger Gruppe; ein Bauer und Kaufmann, die sich die Hände reichen; ein liegender Löwe — für die Bastei in Prag ausgeführt. Zwei Wappenträger nebst Wappen — für das Schloß Frauenberg. Das Modell eines Auerochsen (in Sandstein ausgeführt, wohin? unbekannt.) —

Das letzte größere Projekt des schaffensreichen Künstlers datirt aus seinem Todesjahre. Vom 18. Jänner 1855 datirt nämlich ein „Uberschlag“ über einen für Marienbad bestimmten Brunnenaufsatz, den er nebst Skizzen dahin absendete, welche mehrere Varianten einer und derselben Idee enthielten. Die glücklichste davon dürfte wohl die gewesene sein, nach welcher er die „Brunnen-Nymphe“, auf entsprechend überhöhtem Piedestal, umgeben von vier Gestalten, welche die „vier Himmelsgegenden“ repräsentiren — in Vorschlag bringt. — Was aus diesem Vorschlage geworden, blieb uns bisher unbekannt. Ich weiß nur, daß sich Max bis kurz vor seinem Scheiden in freien Stunden und großer Vorliebe mit diesem Projekte beschäftigte, und eine und die andere dieser Varianten im Kleinen modellirte. Beweis dessen einige der schönsten Figuren davon — in meinem Besitze.

Schließlich sei wiederholt bemerkt, daß trotz meines sorgfältigen Forschens das hier gegebene Verzeichniß noch immer kein vollständiges sei; daß sich dasselbe also gewiß noch durch freundliche Kundgebungen über Unerwähntgelassenes um ein Bedeutendes vermehren dürfte.

Nachträge der Redaktion.

Zu Seite 90. Die Frau des Anton Max war Wittwe nach dem Bildhauer Werner. Sie war die Tochter eines Feldscher von Kolinitz und brachte aus erster Ehe zwei Kinder Anton und Jakob mit.

Zu S. 97. 1829 Emanuel eiferte seinen Bruder Josef an, selbständig die Meerschammschneiderei zu betreiben und Schumann nur Percente zu geben.

Zu S. 100. Die Reise Josefs nach Wien geschah über dringende Aufforderung Emanuels, der bereits 1833 in Wien war.

Zu S. 104. Emanuel gründete sich in München ein eigenes Atelier.

Zu S. 127. Anm. 1. Nach genauer Erkundigung erfahren wir, daß das große Modell bei dem Tode Josefs noch nicht zur Abscheidung vollendet war. Beweis hiefür ist ein vom Präsidenten Grafen E. Kostig an Emanuel Max gerichtetes Schreiben, in welchem es heißt: „Da Ihr guter Bruder leider der Kunst zu früh entrisen wurde, die untere Kriegergruppe des Radekymonumentes aber noch nicht ganz vollendet ist, so müssen Sie sich dem unterziehen und sich mit Ihrer Frau Schwägerin wegen der Entschädigung verständigen. — Emanuel übernahm die Arbeit ohne jedwede Entschädigung.“

■ N. B. Wir haben Hoffnung über kurz oder lang, eine sehr ausführliche Selbstbiographie des Künstlers Emanuel Max bringen zu können, welche noch mancherlei Ergänzungen zu der obigen Arbeit bieten wird. ■

*) Einem mir vorliegenden Schreiben des k. k. Ministerialsecretärs Grafen Franz Thun vom 5. Nov. 1851 ist zu entnehmen, daß Jos. Max bestimmt in Aussicht genommen war für diesen Auftrag.

Aus der Zeit der gesetzlichen Zigeunerverfolgung.

Von Theodor Wagner.

Ein einladender Stoff kulturhistorischer Forschung sind die Zigeuner, diese zerstreuten Trümmer eines im Verlaufe von fünf Jahrhunderten durch die Vertheilung arbeitscheuer Gauner und einheimischer Landstreicher in seinem ursprünglichen Typus theilweise schon alterirten Volkes.

Von unserm Standpunkte aus unermöglich, irgend etwas zur Klärung der dunkeln Geschichte der Zigeuner-Einwanderung beizutragen, wollen wir nur einige zeitlich charakteristische Momente aus der Periode der gesetzlich sanctionirten Zigeunerverfolgung in Böhmen hier berühren, nicht ohne dabei zu besorgen, vielleicht Bekanntes zu reproduciren.

Die nach heutigen Begriffen äußerst strengen Maßregeln, welche die Regierung gegen das Zigeunervolk in Anwendung zu bringen für gut fand, beruhten in der gefährdeten Sicherheit des Lebens und Eigenthums, zweier kostbaren Güter, vor welchen die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu beunruhigenden Schwärmen angewachsenen, schwarzbraunen Gäste wenig Achtung an den Tag legten. Nicht zu verkennen ist die Größe der Plage für den Landmann, der, eingeschüchtert durch die Drohungen unausbleiblicher Rache mit Brandlegung u. dgl., seine Vorräthe an Lebensbedürfnissen mit Zigeunerbanden zu theilen gezwungen war. Bei diesen häufigen Requisitionen fällt es auf, daß in dieser Zeit zu den Gaunerkniffen, mit welchen die Zigeuner den Landbewohner erfolgreich ausbeuteten, das später vorkommende Aufbringen von Liebediensten, bestehend in der Enthüllung der Zukunft, dann in der mystischen Heraufbeschwörung verschiedener häuslichen Vortheile, nicht gezählt hat, sowie die auf manchen Bauer noch in der That magisch wirkende Drohung, sich für eine Fehlbitte durch Bekehrung zu rächen, nirgends zu Tage tritt. Wenigstens weisen die Verhörsprotocolle, — diese steifen „*Examina captivorum Zinganorum*“ keine ähnliche Belastung auf. Auch Hexenprocesse, in welchen Zigeuner, die den teuflischen Künsten obgelegen und ihren endlichen Lohn dafür empfangen, sind uns nicht vorgekommen, was auf die Vermuthung leiten würde, daß selbst die Zigeuner in einer Beziehung mit dem Zeitgeiste fortgeschritten, indem sie auf den erträgnißvollen Industriezweig des Wahrsagens und der Hexerei sich erst in jener Zeit verlegten, wo nicht mehr Scheiterhaufen die Anhänger der schwarzen Kunst als Beute reclamirten. Hingegen fehlte es bei den Zigeunern nicht an Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit, nämlich des Raubes, Diebstahls, Betrugs, mit Einem Worte an Beweggründen, welche im Königreiche Böhmen die Verordnungen vom 15. October 1674, 21. August 1680, 23. December 1692 und 11. Juli 1697 hervorriefen. Allem Anscheine nach mögen diese nicht mit dem erforderlichen Nachdruck vollzogen worden sein, da gemäß einem von der böhmischen Statthalterei und Appellation Seiner Majestät vorgelegten Gutachten, Verordnungen von mehr eingreifender Strenge in den Jahren 1706, 1710 und 1721 nachfolgten, die das künftige Verhalten gegen die bereits vogelfrei erklärten Zigeuner den öffentlichen Aemtern und Privaten in nachstehender Weise zur Pflicht machten. Nach dem Wortlaute des am 7. Januar 1710 ausgestellten, im August 1721 wiederholt eingeschärften Patents, sollten alle schon Einmal aus den kaiserlichen Erbländen verbannten und erwachsenen Zigeuner männlichen Geschlechtes in abermaligem Betretungsfalle in Böhmen, Mähren und Oesterreich ohne Unterschied mit dem Strange enden. Den zwar

körperstarken, aber noch minderjährigen Zigeunerbuben wie auch den Weibspersonen sollten zum Zeichen der illegalen Wiederkehr die Ohren und zwar in Böhmen das rechte, in Mähren das linke Ohr abgeschnitten, den in Oesterreich aufgefangenen Individuen aber der Galgen auf dem Rücken ausgebrannt werden, nach welcher Schandzeichnung sie den Halsrevers oder die sogenannte Urphede rückfichtlich der eidlich angelobten Meldung aller kaiserlichen Erbländer unterzeichnen und nach geschehener Ausstümpfung durch den Henker das Land als auf ewige Zeiten Verwiesene räumen mußten. Um den Zigeunern die Folgen des Urphedebrechens recht anschaulich zu machen, ward den Obrigkeiten die Aufstellung von hölzernen Warnungstafeln an den Landesgrenzen und Straßen angeordnet, auf welchen die für hereinschleichende Zigeuner bestimmte „Leib- und Lebensstraf“, mit der deutschen und böhmischen Aufschrift versehen, in grellen Farben aufgetragen prangte. Diese künstlerische Leistung stellte den am Galgen frischabhängenen Zigeuner in Miniatur recht gelungen dar und gleich daneben den Henker in der interessantesten Beschäftigung des Staupenschlags, unter dessen sanfter Verührung sich ein Zigeunerbube zu Boden krümmte, während ein anderer Satellit des Hochgerichts mit unnachahmlicher Grazie einer Zigeunerin das rechte Ohr wegschnitt.

Schließlich bedrohte das vorerwähnte Patent diejenigen Obrigkeiten und Beamten, welche unter irgend einem Vorwande den Zigeuner Unterkunft gestatten oder ihr Entkommen fördern würden, mit der festgesetzten, irgend einem frommen Zwecke zu widmenden Geldstrafe von 100 Reichsthalern, die Bauern, Müller, Schänker u. dgl. dagegen mit einer halbjährigen öffentlichen Zwangsarbeit.

Es war nun die Sorge der einzelnen Obrigkeiten und Gemeindebehörden, nach Verhältniß ihrer Kräfte dem höchsten Willen nachzukommen. Häufig lag die sofort eingeleitete Auffspürung und Festnehmung der Zigeuner in dem Wirkungskreise der diesfalls angewiesenen Jäger, die, in den ausgedehnten, finstern Forsten Böhmens umher spähend, so manch' ländliches Zigeunertal am Feuer durch ihr unheilbringendes Erscheinen störten.

Neben den Bemühungen des Forstpersonals wurden verabredete Streifungen zur Nachtzeit vorgenommen, welche irgend einen Volontär von einigem Ansehen zum Anführer hatten, wie dies im Böhmer Kreise der Fall war, wo sich der Sohn des Kreishauptmanns solchen Jagdpartien anzuschließen pflegte. Da man zudem einig geworden, das „vogelfreie Gefindel“, im Falle dieses einen Widerstand versuchen, oder, was noch unverschämter gewesen wäre, etwa gar das Fersengeld zahlen wollte, ohne Bedenken niederzuschießen, so ließen sich alsobald mehrere Personen finden, die, in derartigen Hezen eine angenehme Zerstreuung findend, mit dem Leben eines Zigeuners es unmöglich so genau nehmen konnten. Es bewährte sich auch hier die alte Erfahrung, daß die Menschen in allen Jahrhunderten, wenn es galt, einander die Hälsen zu brechen, nie mit ihrem Beistande zurückhielten.

Alle diesbezüglichen, der Verborgtheit des walddichten Schauplazes entlehnten Szenen gleichen einander ohne Unterschied. So war es beispielsweise ein berittener, herrschaftlicher Forstmann, der sich die „Habhaftwerdung“ der Zigeuner wacker angelegen sein ließ, deren einige schon den Galgen des benachbarten Städtchens geziert hatten, weshalb dieser Jäger bei den Zigeunern nicht in dem vortheilhaftesten Rufe stand. Rachedürstend lauerten sie ihm jedesmal auf, wenn er ausritt, um neue Vorbeeren zu sammeln. Einst gerieth er im Walde mitten unter eine Zigeunerbande, wobei er ziemlich hart in das Gedränge kam, zumal die ehrenhafte Genossenschaft einstimmig der Meinung war, die Stunde der Rache habe geschlagen. Ein handfester Zigeuner schwang seinen Prügel mit den Worten

„Haben wir endlich Euer gestrengen Gnaden in unserer Mitte! Warte, dir soll vergolten werden!“ Ein anderer Zigeuner that aus seinem Feuerrohr einen Fehlschuß auf den keineswegs außer Fassung gebrachten Jäger, der, seinen Hirschfänger tapfer handhabend, den ungeschickten Schützen zu Boden streckte. Damit hatte die Valgerei ein Ende. Die übrigen muthlos gewordenen Zigeuner dachten an keinen Widerstand mehr und folgten, in ihr Schicksal ergeben, dem Sohne Nimrods, der sein Pferd zum raschern Gange antrieb. Zu seiner Begleitung gehörte auch eine alte krumme Zigeunerin, die der beherzte Forstmann für keinen würdigen Siegespreis erachten mochte, indem er sie nicht weiter bemühte, als er wahrnahm, daß sie mit seinem Pferde nicht gleichen Schritt halten konnte.

Beim Gerichte befragt, gaben größtentheils die Zigeuner Böhmen als ihr Geburtsland an. Eine bei dem Halsgerichte eines Städtchens in Südböhmen *) 1725 verhörte Zigeunerin von 17 Jahren wollte das Licht der Welt in Egypten erblickt haben und von ihrer Mutter nach Böhmen gebracht worden sein. Ob sie durch die Clafficität ihres angeblichen Heimatlandes den Richter milder zu stimmen beabsichtigte oder bezüglich ihres Geburtsortes im Irrthume befangen war, bleibt dahingestellt.

Die Begriffe vom Ehestande waren der Lebensweise dieses zügellosen Völkchens angemessen. Ein Zusammenleben, welches nach der Aussage der Zigeuner seinen Haltpunkt in einem beiderseitigen Schwur gehabt haben soll, vertrat die Stelle eines gesetzlichen Ehebündnisses. Selten hatten die Zigeuner Zunamen. Die gewöhnlichen Taufnamen änderten sie, so oft es ihnen nöthig dünkte, um in Fällen der Anklage wegen unbefugter Rückkehr die Identität ihrer Personen mit den bereits verurtheilten Zigeunern zweifelhaft zu machen. Gemüthbergreifend sind die von den Zigeunern gegebenen Auskünfte über Verwandtschaftsverhältnisse: Eltern, Kinder und Geschwister, von der Hand der Justiz erfaßt, waren in den verschiedenen Städtchen und Marktstellen hingerichtet worden, und ein Häuflein nachgebliebener Waisen umstand oft vor dem Halsgericht den altergrauten Zigeunerführer, der die traurigen Einzelheiten über den Galgentod der Eltern dieser halbnackten Kleinen in die Feder des Stadtschreibers legte. Fragte man die Zigeuner um die Art ihres Lebensunterhaltes, so ermangelten sie wie begreiflich nicht, sich den Anschein harmloser, von der Wildthätigkeit abhängiger Bettler zu geben, die Niemandem ein Leid gethan. Im Allgemeinen lauteten die Antworten dieser verschmitzten Menschenklasse weit schlagender, als der zumeist matte Vortrag der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts inquirirten Verbrecher aus dem gemeinen Volke. „Wir müssen uns den Wohnungen der Menschen nähern. Oder sollen wir in Wäldern und Gebirgen unser Leben fristen? Wie können wir unsern Hunger stillen, so lange die Steine nichts Eßbares bieten?“ — war die protokollierte Erwiederung eines 14jährigen Zigeunermädchens mit jener Zungen-geläufigkeit, durch deren Besitz ihr Stamm sich noch jetzt auffallend unterscheidet. Der weitem an die Zigeuner gerichteten Frage, warum sie den allerhöchsten Relegations-Berordnungen zum Troze ihr Unwesen im Lande fortzutreiben sich erfrechen, folgte regelmäßig die Entgegnung: „Wo sollen wir Aermsten uns aufhalten? Wo sonst das Stückchen Brod erbetteln, als in dem Lande unserer Geburt? Wohin, um der Barmherzigkeit willen, wohin sollen wir unsere Schritte kehren? In Böhmen sind wir einmal geboren, in Böhmen wollen wir uns ernähren und unsere Gebeine niederlegen!“ Den durch diese warme Erklärung keineswegs irre

*) Netolitz.

geführten Richter belehrte hierauf ein Blick, daß dieser unzeitige Patriotismus dem verwiesenen und doch wieder ertappten Inquisiten bereits das rechte oder linke Ohr gekostet, weshalb er die kitzlichere Frage verbrauchte, warum und wie dieses kostbare Glied in Verlust gerathen. „Die deutschen Zigeuner,“ — war die jedesmalige Ausrede, hätten sich darauf ordentlich verlegt, die Ohren ihrer böhmischen Stammesbrüder abzuschneiden.“

Damit war die für den Zigeuner in zweifacher Beziehung peinliche Untersuchung geschlossen und man schritt zum richterlichen Urtheil.

Ward das Individuum „absque omni macula vel signo suspecto“ befunden, oder, was gleichviel ist, des Urphedebrechens nicht schuldig erkannt, so beschränkte sich die Thätigkeit des Henkers diesmal bloß auf das Wegschneiden des rechten Ohres und auf die Ausstümpfung des zur Ausstellung des Halsverwes getzwungenen auf ewige Zeiten verwiesenen Zigeuners, auf dessen Rücken man zu Zeiten auch den Buchstaben R (Relegirt) „auschröpfte“ und mit Schießpulver wohl einrieb. Wenn aber der Zigeuner bereits den Verlust eines Ohres beklagte, so leitete man den Criminalprozeß gegen den Heimatlosen puncto lesae urphedae ein, wo sodann das vom Appellationsgerichte gewöhnlich bestätigte Todesurtheil mit dem Strange, nach Umständen auch mit dem Schwerte vollzogen ward, falls nicht die angerufene Gnade des Monarchen die Todesstrafe in eine mehrjährige Zwangsarbeit verwandelte. Gegentheilig fand auf einem Gemeindeganger die Execution statt, bei welcher der Gefühlsmensch, wenn er die in den Hinrichtungsvorparthen ausgenommenen Einzelnzüge zu einem Gesamtbilde vereinigt, nicht ohne Grauen verweilen kann. Das klägliche Schauspiel einer Zigeunerexecution mit allen dem ostentationsfüchtigen Zeitalter von damals eigenen Nebenumständen rollt sich ungerufen vor uns auf. Hier der Scharfrichter mit dem blutgefleckten Eisen, bald dem Zigeuner, dessen oft graues Haupt sich dem Messer hinstreckt, bald der schwarzelockten Zigeunerdirne die Ohren wegschneidend, dort sein Handwerksgenosse, den wir in dem Vollzugsakte der „Fustigation“ erblicken, wie er den Zigeuner, mit dem jetzt schon sichbaren Blutflecken statt des Ohres dreimal um den Galgen herumfelscht. Und was sollen die wie todt hingestreckten Menschenkörper bedeuten? Es sind dies die in Ohnmacht daliegenden Zigeuner, denen eben der floskelfüchtige, phrasenreiche Stadtschreiber mit steifer Feierlichkeit begreiflich gemacht, daß ihr recursum gratiae ad summum principem verworfen sei und der Scharfrichter sein Schwert wege. Dies that der gefürchtete und gemiedene Freimann auch wirklich, wenn auch der Erfolg die Schärfe seines furchtbaren Werkzeuges nicht immer bewährte; denn wissenschaftlich unangebildet in seinem unglücklichen Berufe und bloß mit den oft unzureichenden, vom Vater auf den Sohn vererbten Handgriffen vertraut, machte der Vollstrecker eines weiland kleinstädtischen Halsgerichtes in jenen blutigen Tagen die Hinrichtung nicht selten zu einem Austritte der heftigsten Gemüthsempörung. So wurde im Städtchen Sobeslau bei der Enthauptung einer Zigeunerin das Richtschwert fünfmal zum tödtlichen Hiebe geschwungen, ehe das Haupt vom Kumpfe flog, wobei, wie berichtet wird, dem gemartertem Opfer zahlreiche Mitleidszähren geflossen. Wir werfen noch einen Blick auf das unvollendete Gemälde. Wen gewahren wir schließlich im Hintergrunde angstvoll zusammengelauert, das Werk des Henkers mit blöden Augen stumpfer Betäubung anglogend? Die hinterbliebenen Kinder des theils hingerichteten theils geächteten Zigeunergesindels sind es, die, ihren Eltern entrissen, sich in eine trauerige Gruppe zurückgezogen. Von diesen bleibt uns noch zu sprechen übrig.

Getrennt, wie schon gesagt, von ihren verwiesenen Eltern, fielen sie dem

Wohlthätigkeitsfinne der Landleute zu, die vom Amte dazu angewiesen, die Pflicht auf sich nehmen sollten, die Zigeunersprossen an eine häuslich geregelte Lebensweise zu gewöhnen und zu tüchtigen Arbeitern heranzubilden. Allerdings war schon mit diesen Kleinen ein herrlicher Anfang gemacht worden, zumal ihnen die Vorbedingungen einer guten Erziehung nämlich Liebe, Achtung und Zutrauen für die Sitten einer civilisirten Gesellschaft durch die Anschauung des seitens ihrer Eltern erst kürzlich erlittenen Ohrenverlustes und Staupenschlags tief eingepägt bleiben mußten. Zudem machte der so vielseitig beanspruchte Landmann bedenkliche Mienen, als es sich darum handelte, wildfremde Zigeunerkinder unter die eigene heranwachsende Zucht ohne Aussicht auf Kostenersatz in seine Häuslichkeit einzuführen. Die Verlegenheit des mit diesem Versorgungsgeschäfte belästigten Amtes wuchs zusehends. Schon begann der vortreffliche Einsall, die Zigeunerkinder „mit scharfer Correction“ weiter zu schicken oder, was einerlei ist, ihrem Schicksale zu überlassen, Eingang zu gewinnen, als sich der milde Sinn eines in Böhmen hervorragenden Fürstenhauses auf seinen Herrschaften durch die Spendung von Alimmentationsbeträgen in das Mittel legte, dadurch die Pflege und Erziehung der Kinder ermöglichend. Dieser Vortheil war von kurzer Dauer. Zwar hatten die proscribirten Zigeuner eidlich gelobt, Böhmens Boden nicht wieder zu betreten. Empört jedoch über den Verlust ihrer unfreiwillig zurückgebliebenen Kinder, setzten sie, auf freien Fuß gelangt, Alles in Bewegung, um ihre Rangen den Bauern zu entreißen. Zum Theil gelang dieses durch heimliche Entführung. Stets um das Dorf schleichend, benützten sie den unbewachten Augenblick, wo die Landleute ihre Feldarbeit verrichteten und die kleinen, braunen Pflegebefohlenen mit der muntern Dorfjugend spielten. Plötzlich hervorbrechend, bemächtigten sie sich ihrer Stammesprossen, bald im Dickicht des nächsten Waldes verschwindend. Ohne zu bedenken, daß sie durch den fortgesetzten Aufenthalt im Lande bereits der Todesstrafe verfallen waren, fuhrn sie fort, die Landleute theils mit wehmüthigem Flehen, theils mit Drohungen um die Herausgabe der Kinder zu bestürmen. Der Bauer, dem die Enthebung von der Erziehungsbürde unter andern Umständen willkommen gewesen wäre, schnitt aber verneinende Grimassen, da er sich die strengen Weisungen des Amtes vorhielt. Dem ungeachtet drang doch die Kunde von dem Verschwinden eines oder des andern kleinen Vodenkopfes zu den Ohren des Herrschaftshauptmanns, der das häuerliche Ehepaar über den herzungreifenden Verlust des Pfleglings zur Rede stellte. Da bekam er zu hören, wie so unverhofft die Zigeuner in die damals zur Nachtzeit meist offenen Bauernstuben gedrongen und die vielversprechenden Adoptivkinder den Lagerstätten entrißen, wie eine „wohlgekleidete“ Zigeunerin in ein Bauernhaus, als die Hausfrau allein daheim geblieben, gestürzt sei, und diese um die Auslieferung der kleinen Ludmilla beschworen, und wie sie, als die erschrockene Bäuerin den Beistand des Ortsgeschworenen anrufen wollte, sich auf der Stelle aus Verzweiflung zu entleiben anschickte, wie endlich die Zigeunerin ihr Kind mit Gewalt an sich gerissen, etwas Geld und einige Kleidungsstücke mit den Worten: „Da hast du, weil du sie gepflegt“ — auf die Ofenbank geworfen, sich schnell mit dem Kinde entfernend, und was dergleichen mehr war. Wenn auch der Amtsvorsteher diese vereinzelt Fälle diesmal auf sich bewenden ließ, so nahm dies doch bald eine ernsthaftere Wendung, als man ihm berichtete, daß sämmtliche Zigeunerkinder im Herrschaftsgebiete wie durch einen Zauber verschwunden seien. Die Zigeuner hatten nämlich eine kräftigere persuasio dolosa angewendet und mit dem Metallklange des Geldes die Ohren des Bauers betäubt, welcher nun mit der Ausfolgung der Wechselbälge keine weitem Anstände machte. Seine Geschäftsverbindung mit den Zigeunern blieb jedoch nicht verborgen

und kostete zuletzt dem bethörten Bauer die persönliche Freiheit, zumal er laut appellatorischer Sentenz in Gemeinschaft der eines gleichen Verbrechens überwiesenen Landleute zu einer 3- bis 6monatlichen Zwangsarbeit verurtheilt, in Eisen und Banden den Mangel an Loyalität beklagen mußte.

Entseflicher gestaltete sich zufolge dieser Kindereroberung das schließliche Loos der Zigeuner, die am Ende ertappt und als Meineidige hingerichtet wurden. Bei dem vorangegangenen Verhör über die Ursache des Urphedebruches befragt, äußerten sie einstimmig: „Warum habt ihr uns unser Blut verweigert? Uns fiel es äußerst schwer, die Kinder zu missen, wie konnten wir sie fremden Händen überlassen, da sie uns doch mit Recht angehören. Schon hatten wir die Landesgrenze überschritten, als uns um unserer Kinder willen entfänglich bange ward und wir umkehren mußten. Wir haben euch schon früher erklärt, daß wir ohne unsere Kinder das Land nicht verlassen werden, ihr möchtet uns lieber köpfen lassen, als die Kleinen vorenthalten. Wir sagten euch bereits, daß wir vergeblich schwören werden, und noch einmal wiederholen wir, daß wir vielmehr den Hals verlieren, als kinderlos das Weite suchen wollen. Warum sollten wir euch unser eigen Blut hier lassen.“

Einst hatte der Syndicus eines Städtchens in Südböhmen *) mehrere Zigeuner aus der gefänglichen Haft entlassen, ohne, wie es die höchste Verordnung heischte, dieselben zu brandmarken und die Urphede ablegen zu lassen. Amtlich mit einer Rüge zur Verantwortung gezogen, rechtfertigte er sich mit der jedesmaligen Beteuerung der Zigeuner, eher hundert Eide brechen zu wollen, als die kaiserlichen Erblande in der Ungewißheit über das Geschick ihrer armen Kinder zu verlassen. Er fände es, fuhr der Stadtschreiber fort, daher sehr bedenklich, Personen, die den Eidbruch gleichsam voraus anmelden, zu dieser erhabenen Handlung zuzulassen, was seines Bedünkens zu einem Mißbrauche des Eides führen würde. Auch suchte er diese seine Ansicht auf das Rechtsaxiom: „Perjurium sit violatio liciti juris. Jurandi et perjuriis viam nemini aperire liceat“ zu stützen. Ein noch schärferer Verweis, begleitet von der Bemerkung, ihm stehe es nicht zu, Appellationsbeschlüsse zu interpretiren, noch weniger aber mit „lateinischen Sprücheln“ angestochen zu kommen, war die Folge dieser damals noch sehr unzeitigen Einwendung.

Sonderbar genug, verfuhr man im 16. Jahrhunderte in Böhmen mit den Zigeunern weit menschlicher als zur Zeit der Regierung Kaiser Karls VI. So z. B. befahl König Ferdinand am 15. December 1549 die Zigeuner, welchen er auf seiner Reise von Labor nach Neuhaus sehr häufig begegnete, zwar in Gemäßheit bestehender Verordnungen nicht zu dulden, dieselben zu entwaffnen und auszuweisen, ohne daß ihnen jedoch dabei an ihrer Gesundheit geschadet werde. (A však na zdravi aby se gim nicz neškodilo.)

1) Bittingau.

Materialien zu einer Geschichte von Pflaz und seiner Umgebung

von

Bernhard Scheinpflug.

(Zweite Abtheilung.)*

(Schluß.)

191.

1629, Rom den 7. Juli.

(Als erste Beilage zu Nr. 190.)

Da in früherer Zeit im Königreiche Böhmen während der Empörungen und inneren Kriege durch Fürsten und Mächte der Finsterniß viele geistliche Güter und Rechte entrißen, theilweise besetzt wurden und noch jetzt zurückbehalten werden, unser liebster Sohn in Christo aber, der erwählte römische Kaiser Ferdinand, mit Hilfe Gottes die rebellischen kezerischen Heere in die Flucht geschlagen hat, und es sich nun angelegen sein läßt, daß die Besitzungen der Geistlichen zurückgestellt werden: so haben wir in der Hoffnung, das ohnehin sehr verwickelte und daher schwierige Restitutionsgeschäft zu erleichtern, und zugleich in der Absicht, für die Schadloshaltung der Kirchen, so viel wir vermögen, zu sorgen und den genannten Kaiser und König wegen seiner besondern Ergebenheit für uns und den apostolischen Stuhl in seinen diesfälligen Bestrebungen bestmöglichst zu unterstützen, den Cardinal Ernst von Harrach, unsern geliebten Sohn, und den ehrwürdigen Bruder Cardinal Johann Palotti damit beauftragt, in Angelegenheit der Rechte und Güter der Kirchen und Klöster im Königreiche Böhmen und in den dazu gehörigen Provinzen, das Spital des Ordens vom hl. Johann zu Jerusalem ausgenommen, mit dem genannten Kaiser Ferdinand zu unterhandeln und sich wegen dieser Rechte und Güter zu vergleichen, wie es ihnen zur Erhaltung und Verbreitung des katholischen Glaubens in demselben Königreiche zweckdienlich erscheinen wird, und geben ihnen hiezu die Vollmacht u. s. w. „Datum Romae apud S. Mariam Majorem sub annulo piscatoris die 7. mensis Julii anno MDCXXIX, pontificatus nostri anno sexto. — M. A. Maraldus.“

B 374. Vorstehendes ist ein gedrängter Auszug aus dem sehr umfangreichen päpstlichen Breve. Original lateinisch.

192.

1630, Wien den 16. Februar.

(Als zweite Beilage zu Nr. 190.)

Wir Ferdinand u. s. w. Zu den sehr vielen Uebeln, welche die Kezerei mit sich bringt gehört der Erfahrung nach insbesondere dieses, daß dort, wo sie überhand genommen hat, das, was Gott, den Kirchen und ihren Dienern geschenkt oder zur Erhaltung der wahren Gottesverehrung geweiht wurde, zu verschiedenem

*) Erste Abtheilung s. Jahrg. XII. S. 54, 177, 254; Jahrg. XIII. S. 51 und Jahrg. XIV. S. 94.

Gebrauche entrißen und entweißt zu werden pflegt. So ist in dem frühern und in dem lezt verfloßenen Jahrhunderte in unserem Erbkönigreiche Böhmen, in welchem theils von anderwärts, theils im eigenen Schoße mancherlei Irrthümer entstanden und genährt worden sind, ein solches Zerreißen, Entfremden und Zerstreuen der Kirchen und ihrer Güter erfolgt, welchem mehrere unserer Vorgänger abhelfen wollten, jedoch nicht konnten. Wir, dem es gegeben worden ist, das genannte Königreich nach dem von Gott uns verliehenen Siege von der Ketzerei zu reinigen und in einen besseren Zustand zu versetzen, — dem nichts heiliger ist, als die Streitigkeiten und Klagen wegen der entfremdeten geistlichen Güter zu schlichten, zugleich aber auch die gegenwärtigen Besitzer derselben gegen allerlei Ansprüche zu sichern, die etwaige Schuld in derlei Angelegenheiten zu sühnen und das Gedeihen des katholischen Glaubens zu fördern, haben einen festen, sichern und dauernden Ausgleich bezüglich der Rechte und Güter der Kirche zu treffen und abzuschließen erachtet.

Da Seine Heiligkeit Papst Urban VIII. auf die Mittheilung dieses Entschlusses die Geneigtheit hiezu zu erkennen gab und bereits am 7. Juli 1629 die nöthigen Vollmachten ertheilt hat, so haben auch wir nach gepflogener Berathung mit unseren Rätthen die Herren Maximilian Grafen von Trautmannsdorf, Wilhelm Grafen von Slavata und Otto Freiherrn von Rostitz zu unseren diesfälligen Bevollmächtigten eingesetzt und ihnen die Befugniß eingeräumt, mit den Bevollmächtigten des päpstlichen Stuhles zu unterhandeln und bindende Beschlüsse in unserem und unserer Nachfolger Namen zu fassen und entgeltig festzustellen. Zur Befestigung dessen haben wir diese Urkunde eigenhändig unterzeichnet und unser kaiserliches und königliches Siegel beigefügt. „In civitate nostra Vienna, die 16. Februarii anno 1630, regnorum nostrorum Romani undecimo, Hungarici duodecimo, et Bohemici decimo tertio.“

Ferdinandus.

Guillelmus comes Slavata

R. Boh. Cancellarius.

Otto Liber Baro de Nostitz.

Ad mandatum S. C. M. proprium
Joannes Walderode.

Der Inhalt dieser in B 377 vorkommenden abschriftlichen Urkunde ist hier, eben so wie der der vorigen, nur in den wichtigsten Punkten aufgenommen. Das Original ist lateinisch.

193.

1648, Prag den 6. November.

Ich, Don Florius Cremona, apostolischer Protonotar, Probst der Kanoniker vom h. Grabe am Ideras, erzbischöflicher General-Assessor durch Böhmen, Schlesiens und Mähren, Rath Seiner Eminenz des Cardinals Harrach.

Obgleich es allenthalben bekannt ist, wie tapfer die Altstadt Prag sich dem feindlichen schwedischen Heere widersetzte und dadurch sich selbst befreite, so ist es dessen ungeachtet nur sehr Wenigen bekannt geworden, wer denn so tapfer und standhaft vom ersten Einfall des Generals Königsmark bis auf den lezten Tag der Belagerung in der Vertheidigung ausharrte. Da es sich keineswegs geziemt, die Wahrheit zu verheimlichen, so bezeugen wir hiemit, daß Herr Abt Jakob von Plaz, welcher zu seiner Rettung vor der Einnahme der Kleinfeste Prags zu uns gekommen war, die ganze Zeit der Belagerung mit uns aushielt. Da

es ihm wegen anhaltender Kränklichkeit nicht gestattet war, mit uns gegen den mächtigen Schweden persönlich zu kämpfen, so that er doch das, wodurch er sich selbst, dem ganzen Orden und insbesondere seinem Kloster einen unvergänglichen Ruhm bei der Nachwelt mit wohlverdientem Rechte bereitete.

Denn wo immer auf den Plätzen oder in den Gassen der Stadt zu den Waffen gerufen wurde, stellte er, sobald er davon Kunde erhielt, alsogleich drei Männer, die er bei sich hatte, zur Vertheidigung der Hauptstadt; den einen delegirte er zu den Studenten, die anderen zwei auf andere Posten, welche drei unverdrossen Tag- und Nachtwachen versahen, Hunger und Durst, Hitze und Kälte und alle Beschwerden des Krieges wacker ertrugen, mit dem Feinde aus der Ferne und in der Nähe, insbesondere in der Bresche kämpften, endlich den wüthenden Vandalen von den Mauern vertreiben halfen und dadurch unsterbliches Lob verdienten. Was diese drei leisteten, ist besonders dem Abte von Plass zuzuschreiben, indem derselbe, obgleich er sich anderswohin hätte retten können, es vorzog, bei uns in der größten Lebensgefahr zu verweilen, und zwar zur Zeit großer Theuerung aller Lebensmittel, während schwedische Soldaten in seinem Kloster zu Plass hausten. Urkund dessen u. s. w. Prag den 6. November 1648.

Don Florius Cremona (wie oben).

B 414. Original lateinisch. Es ist kaum nöthig, hier zu erinnern, daß der genannte Probst von Zderas während der Belagerung der Altstadt Prags durch die Schweden der tapfere Führer der Geistlichen, insbesondere der damals in Prag sehr zahlreichen Mönche war.

Abt Jakob starb am 10. Juli 1661. Ihn folgte Christoph Tengel, geb. am 26. Sept. 1606 zu Deswic; vor seiner Wahl war er Probst in Maria-Stern in der Lausitz.

194.

1623, Prag den 15. Februar.

Cardinal Ernst von Harrach, Erzbischof von Prag, Legatus natus, Primas des Königreiches Böhmen, Seiner kaiserlichen und königlichen Majestät Rath, General-Großmeister des ritterlichen Kreuzherrenordens mit dem rothen Stern.

Dem Hochwürdigem Herrn Jakob Abt von Königsaal, General-Bisitor des Cistercienser-Ordens.

Die Aebte des Cistercienser-Ordens hatten in Folge eines im Provincial-Capitel gefaßten Beschlusses an den erzbischöflichen Stuhl in Prag eine Petition gerichtet, welche drei Punkte enthielt, nämlich: 1. daß jeder der Aebte in den Parochien seines Patronats, in denen das Volk ihm unterworfen ist, seine Person präsentire und dann in denselben Parochien Stellvertreter, die auf den Wink entfernt werden können, einzusetzen, abzusetzen, zu visitiren und zu strafen ohne fremde Einsprache berechtigt sei; 2. daß diese Stellvertreter oder Pfarrer wohl ihren Beitrag für das Ordens-Seminar zu St. Bernhard leisten, von dem Beitrage für das erzbischöfliche Seminar jedoch befreit werden; 3. wenn irgend ein Pfarrer in der Verwaltung der Sacramente oder sonst wie sich verginge und der Abt, dazu aufgefordert, ihn nicht strafte, so solle derselbe Pfarrer vor den erzbischöflichen Richterstuhl zur Bestrafung gezogen werden können.

Abt Jakob hatte als General-Vicar und Bisitor seines Ordens in einer besondern Eingabe an den Erzbischof diese Petition in's Gedächtniß zurückgerufen, und dieser gewährte im Allgemeinen diese drei Punkte, jedoch mit gewissen Einschränkungen. In Beziehung auf den ersten Punkt werden die Pfarreien jedes einzelnen Klosters namentlich aufgezählt, in denen dem Abte desselben das petirte Recht zustehen soll. Für Plass sind als solche die Pfarrei Kralowitz mit den Filialen

Ziebniß und Potworow mit der St. Adalbertskapelle, ferner Plana mit der Filiale Wobora und der Kapelle St. Georg genannt. Die Einsetzung und Bestätigung der Pfarrer wird überdies von einer abzulegenden Prüfung vor dem erzbischöflichen Stuhle abhängig gemacht. Von der Beitragsleistung für das erzbischöfliche Seminar werden nur jene Pfarrer befreit, welche Ordensmänner (nicht Weltgeistliche) und in solchen Pfarreien bestellt sind, in denen nicht nur das Patronatsrecht, sondern auch zugleich die weltliche Gerichtsbarkeit dem Orden zusteht. — Gegeben in der erzbischöflichen Residenz zu Prag am 15. Februar im Jahre des Herrn 1653. Unterschrift: „Ernestus Cardinalis ab Harrach.“

B 421. Original lateinisch. — Am 19. Juli 1666 starb Abt Christophorus und wurde in der von ihm erbauten und noch jetzt bestehenden Stiftskirche zu Plass beigelegt. An seiner Stelle wurde am 28. November unter dem Vorsitze des Abtes Laurenz Scipio von Dffegg, als Ordensvisitators, und in Anwesenheit zweier landesfürstlicher Commissäre der aus Prag gebürtige Benedict Engellen gewählt. Derselbe erwarb dem Kloster Plass das Dorf Robčic (R o b ſ c h i z, Grobčice), nicht weit von der Mies, in der Gegend der alten Burg Liebslein. Es hat jetzt 16 Häuser mit etwas über 100 Bewohnern.

195.

1623, P r a g a m 24. M a i.

Auf dem zu Prag abgehaltenen Provincial-Capitel des Cistercienserordens wurde nebst anderen Beschlüssen auch der gefaßt, bei dem Prager Erzbischofe Johann Grafen Waldstein um die Bestätigung des zwischen dem Cardinal-Erzbischofe Grafen von Harrach und dem Cistercienser-Orden getroffenen Uebereinkommens bezüglich der Pfarreien (f. Nr. 194) zu petiren, und P. Andreas Trojer wurde zu diesem Zwecke an den erzbischöflichen Stuhl entsendet. Von Seite des Erzbischofes wurde Doctor Malanotte und der erzb. Kanzler mit der Angelegenheit beauftragt, und diese kamen mit dem genannten Abte im Plasser Hause zusammen, berichteten dem Erzbischofe über den Gang der Verhandlung und den Inhalt der Vereinbarung, und schließlich erfolgte die erbetene Bestätigung. Der Inhalt des diesfälligen Instrumentes betrifft zunächst sämtliche Cistercienserklöster der Prager Erzdiöcese, enthält aber auch Bestimmungen, die nur einzelne Klöster dieses Ordens betreffen.

Wir Johann Friedrich ic. den hochwürdigsten Herren: Laurenz (Scipio, ursprünglich „Kittel“), Abt von Dffegg, Visitator und General-Vicar des Cistercienser-Ordens in Böhmen und in den damit vereinigten Provinzen, Adalbert Abt von Sedletz, Benedict von Plass, Georg von Königsaal, Johann von Hohenfurt, Mathias von Goldenkron, Benedict von Saar, sowie den Aebtissinnen Anna von Marienthal und Maria von Frauenthal, unseren in Christo Geliebten Heil und väterlichen Segen.

Der Erzbischof gedenkt zuerst der Verdienste, die der Cistercienserorden nicht nur um seine Person, sondern insbesondere um den katholischen Glauben sich zu der Zeit erworben, da im Säcular-Clerus Mangel an Mitgliedern eingetreten war. Er zeigt sich daher der Gewährung der von Abt Laurenz vorgelegten Bitte geneigt und erklärt, wie folgt:

1. Sämmtliche Aebte werden als Pfarrer in den ihrer geistlichen und weltlichen Jurisdiction unterstehenden Pfarreien gegen Erlag der gewöhnlichen Taxe bestätigt, wenn sie sich als solche präsentiren. Weil aber die Aebte selbst die Seelsorge in denselben nicht persönlich ausüben können, so wird ihnen gestattet, anstatt ihrer einen geeigneten Stellvertreter oder auch mehrere derselben aus dem Stande ihrer Klöster zu ernennen und ihm die Seelsorge und Ausübung der Sacramente zu übertragen, und zwar so, daß sie auch wieder amovirt werden können, in welchem Falle jedesmal die Anzeige an das erzbischöfliche Consistorium zu erstatten ist.

2. Die von den Aebten eingesetzten Pfarr-Administratoren unterstehen nicht der Jurisdiction der erzbischöflichen Vicäre, sondern der des Abtes, dem es zusteht, etwa vorkommende Unzukömmlichkeiten oder Saumseligkeiten an den Schuldigen zu rügen. Nur dann, wenn der Abt auf eine diesfalls von dem Vicar erstattete Anzeige die Bestrafung unterlasse, behält sich der Erzbischof das Recht vor, einzutreten und den Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

3. Von der Beitragsleistung zur Erhaltung des erzbischöflichen Seminars (Seminaristicum) werden die Cistercienser Aebte eximirt, das Cathedralicum jedoch, welches die Aebte zur Osterzeit jedes Jahr zu leisten pflegen, bleibt dabei unberührt.

4. Sollten die Aebte bei etwa eintretendem Mangel an Ordenspriestern für ihre Pfarreien Weltgeistliche präsentiren, welche dem Erzbischofe unmittelbar unterstehen, so hört jede Exemption auf; solche Pfarrer müssen die erzbischöfliche Confirmation erhalten, unterstehen der Visitation und nöthigenfalls der Correction der Vicäre und müssen sowohl das Cathedralicum als auch das Seminaristicum entrichten. Hieranf werden die in der Prager Erzdiöcese liegenden Pfarreien des Cistercienser-Ordens aufgezählt. Es sind folgende: dem Abte Laurenz von Dfegg unterstehen: Wissoczan mit der Filiale Strkl, ebenso Weln: dem Abte Adalbert von Sedlez: im Dorfe Malin die Kirche zu St. Stephan, vor Žizka eine Pfarrkirche, nun eine Filiale des Klosters, ebenso die Kapelle zu St. Johann dem Täufer in demselben Dorfe; dem Abte Benedict von Pflaz und zwar: im Kantonizer Kreise: Kralowitz mit der Filiale Wschehrd und der Kapelle zu St. Johann dem Täufer, ferner Zebniz mit der Filiale Potworow, die einst eine Pfarrei war; im Pilsner Kreise: Plane mit der Filiale Bobora, sonst Pfarrei, ebenso die St. Georgskirche und die St. Katharina-Kapelle. Dem Abte Georg von Königsaal: Radotin mit den Filialen Cernoffic, Mokropec, Trebotow und Modran und mit den Kapellen Ruchel und St. Gallus, ferner Slapan mit den Filialen in Lisc und Wrany. Dem Abte Johann von Hohenfurt die Pfarreien Hohenfurt (mit einer Filial-Kapelle), Hořic, Strlic, Bareschau und Druschendorf. Dem Abte Mathias von Goldenkron: Cernic; dem Abte Benedict von Saar: Wojno-Městec; der Aebtissin Anna von Marienthal: Dstrie, Hönigstein, Grune und Seidendorf; der Aebtissin Marianne in Frauenthal: Langendorf mit der Filiale St. Katharina in Silberberg.

5. Da die beiden Aebte von Hohenfurt und Goldenkron erklärten, daß sie nebst den obengenannten Pfarreien, über welche ihnen die geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit zustand, noch über einige andere Kirchen das Patronatsrecht hätten, von denen jedoch die Fürsten von Eggenberg und die Grafen von Buquoy die Grundherren seien, so wurde bestimmt: Bei dem Umstande, daß das Patronatsrecht den beiden Klöstern schon seit ihre Gründung gehörte und gleichsam ein Eigenthumsrecht der Klöster bildete, und bei dem weitem Umstande, daß das damit verbundene Einkommen zur Erhaltung eines Seelsorgers unmöglich hinreicht, daß übrigens die bisherigen Seelsorger aus dem Regular-Clerus in ihrer Amtsthätigkeit einen guten Ruf erworben, gestattet der Erzbischof, daß die beiden Aebte auch für diese Pfarreien Ordensgeistliche zur Approbation präsentiren. Solche Pfarreien waren, und zwar zu Hohenfurt gehörig, das auf fürstl. Eggenberg'schem Dominium befindliche Briethal, und auf gräfl. Buquoy'schem Dominium: Oragen, Rosenberg mit der Filiale Unterhahb, Rosenthal, Strobnitz, Oberhahb und Deutsch-Reichenau; zu Goldenkron gehörig, auf Eggenberg'schem Grunde: Rajowa, Kalcin und Poletitz mit der Filiale Stein.

6. Um etwaigen Streitigkeiten bezüglich der letztgenannten Orte vorzubeugen, stellt es der Erzbischof den beiden Aebten frei, die Ordensgeistlichen entweder schon bei der Priesterweihe oder doch vor deren beabsichtigter Präsentation behufs der Seelsorge die nöthige Prüfung ablegen zu lassen.

7. Der Erzbischof erklärt, daß das, was in den einzelnen Punkten bestimmt und bewilligt wurde, nur auf Lebzeiten jedes einzelnen Abtes seine Gültigkeit habe. Falls einer derselben stirbt, können die Ordensgeistlichen für die Zeit der Sedisvacanz ungestört in der Seelsorge verbleiben; sobald aber ein neuer Abt gewählt wurde, hat derselbe binnen 30 Tagen, von seiner Wahl gerechnet, sich dem Erzbischofe für die dem Kloster incorporirten Pfarreien behufs der Investitur zu präsentiren und um dieselbe zu bitten, welche ihm auch nach Leistung dessen, was zu leisten ist, zutheil werden wird. „Actum in residentia nostra Archiepiscopali die 24. Maji anno 1677, regiminis nostri anno secundo.“

B 447. — Im nächstfolgenden Jahre kaufte Abt Benedict das Gut Kraschau ober Krassow, d. i. die Burg gleiches Namens sammt den dazu gehörigen Dörfern Kozoged (jetzt 75 Häuser mit 553 Einw.), Borek (j. 13 S. mit 79 Einw.), Bohy (j. 28 S., 192 Einw.) und Katalous (j. 18 S., 126 Einw.), gegenwärtig alle zum Gerichtsbezirke Kralowitz gehörig. Die Erbauung der Burg fällt in sehr frühe Zeiten, und die Sage schreibt sie der Herzogin Ribusa zu. Sie erhebt sich auf einem hohen, nach allen Seiten hin steilem Felsen an der Beraun. Zur Zeit der Hussitenriege gehörte sie dem Hanus von Kolowrat, und Jizka belagerte sie zweimal vergeblich. Abt Benedict kaufte sie von Norbert Adolf Miseron Ritter v. Pison, nachdem derselbe einen Prozeß gegen das Kloster verloren hatte, und zahlte den Kaufschilling fast zur Gänze bar aus, so daß dem nachfolgenden Abte Andreas Trojer nur ein unbedeutender Rest zu zahlen übrig blieb. (S. Nr. 205 und 206.) Die Abte richteten die Burg zu einem Lustschlosse ein; gegenwärtig sind nur noch Ruinen erhalten; denn nach der Aufhebung des Klosters Pfalz wurde das Schloß bis auf die noch vorhandenen Reste abgetragen. Eine Mühle und ein Wirthshaus liegen als Einschichten in der Nähe.

196.

1688, Eistertz den 25. Januar.

Der General-Abt von Eistertz ernennt in einem besondern Decrete den Abt Trojer von Pfalz zum Vistator und General-Vicar des Eistercienfer Ordens in der böhmischen Ordensprovinz (Böhmen, Mähren und Lausitz). — Datum Cistercii, die 25. Januarii, anno Domini 1688. F. Joannes Abbas Generalis Cisterciensis. Fr. Renatus Dubois Secretarius.“

B 467. — Abt Laurenz Scipio von Ofegg hatte auf sein Amt als Vistator und Generalvicar in Böhmen, Mähren und der Lausitz am 10. Mai 1687 resignirt, und die Abte des Ordens hatten an seiner Stelle den Saarer Abt Benedict erwählt. Aber am Tage der Wahl selbst wurde der Erwählte vom Schläge getroffen und dadurch so gelähmt, daß er seine Würde in die Hände des Generalabtes niederlegte.

197.

1628, Prag den 1. Juni.

Der zum Vistator und General-Vicar neuernannte Abt Andreas Trojer dankt in einem Schreiben an den General-Superior des Ordens in Eistertz für die Ernennung und bittet um die Ermächtigung, Abte und Abtissinnen zu benediciren.

B 471.

198.

1689, Eistertz den 27. Januar.

Bruder Johann Petit, Generalabt des Eistercienfer-Ordens in Eistertz, er-

theilt dem Pflaster Abte Andreas Trojer die erbetene Ermächtigung, Aebte und Aebtissinnen zu benediciren. „Datum Cistercii, die 27. Jan. Anno 1688. F. Joannes Abbas Generalis Cist. F. Renatus Dubois Secret.“

B 472.

199.

1626, Prag den 1. Februar.

Wenzel Sattenwolf aus der Gesellschaft Jesu, Doctor der Theologie und Rector des kaiserlich-akademischen Collegiums derselben Gesellschaft bei St. Clements auf der Altstadt zu Prag, macht sich in seinem und im Namen seiner Nachfolger im Rectorate dem Pflaster Abte Andreas Trojer, dem dortigen Prior und dem ganzen Convente gegenüber verbindlich, wie folgt. Da der Abt und Convent von Pflaß dem Collegium Clementinum behufs Errichtung des St. Wenzel-Seminars das ihnen bis dahin gehörige Knechtische Haus um 11.000 Gulden Rheinisch verkauft, von dem Kauffschillinge aber den 22. Theil, nämlich 500 Gulden nachgelassen haben, so macht sich das Jesuiten-Collegium verbindlich, für alle nachfolgenden Zeiten im genannten Seminar einen vom Pflaster Dominium stammenden Knaben oder Jüngling, der gute Anlagen besitzt und zum Studiren tauglich ist, und den der Pflaster Abt dazu bezeichnet, zu unterhalten, und zwar so, daß er, wenn er im Singen oder auf einem musikalischen Instrumente hinreichend bewandert ist, am zweiten Tische mit 40 Schock (Verpflegskosten), und wenn er nicht musikalisch ist, am dritten Tische mit 30 Schock verpflegt wird. „Pragae in Collegio Soc. Jesu ad S. Clementem die 1. mensis Februarii, Anno 1690. Wenceslaus Sattenwolff. Soc. J. Collegii Clementini Rector.“

B 476.— Ueber das Knechtische oder Knechtowtsche Haus, von den Deutschen der „Knechtshof“ genannt, vergleiche Nr. 78, 90, 182, 183. Das St. Wenzelscollegium bestand bis zum J. 1783, dann wurde des Gebäude für die neu errichtete Ingenieur-Schule eingerichtet, und gegenwärtig ist darin das deutsche Polytechnicum. Das in Rede stehende Haus war übrigens kein landtäfliches, sondern ein bürgerliches, und war zu der Zeit, als Pflaß es besaß, ein Durchhaus. Das Kloster Pflaß kaufte hierauf von Johann Wenzel Grafen von Sternberg ein in der Neustadt Prag gelegenes Haus sammt einem geräumigen Garten um 4100 Gulden und richtete es für die Bedürfnisse des Klosters ein. (Königl. Landtafel, weißsilbenfarbne Quatern, lit. L 30.)

200.

1683, Wien den 11. Februar.

Der apostolische Nuntius Sebastian Antonius, Erzbischof von Damascus, trägt dem Abte Andreas Trojer von Pflaß die Visitation des Klosters Waldsassen auf und legt dem Schreiben einen offenen Brief, sowie die Artikel bei, über welche er die Mönche zu befragen hat, mit der Bemerkung, daß es ihm freistehe, noch andere Fragen hinzuzufügen. In Betreff der Reiseauslagen erwartet er, daß das Kloster Waldsassen sie aus freien Stücken vergüten werde. „Viennae die 11. Febr. 1693.“

B. 480. — Gegen das Kloster Waldsassen waren Beschuldigungen ausgesprochen und nach Rom berichtet worden. Papst Inocenz XII. trug daher dem apostolischen Nuntius zu Luzern in der Schweiz die Visitation des beschuldigten Klosters auf. Weil aber dieser mit den Institutionen des Cistercienserordens zu wenig vertraut war, delegirte er den Abt Roger von Casarea, und weil dieser ablehnte, wurde der apostolische Nuntius zu Wien mit der Visitation beauftragt.

201.

1693, Wien den 11. Februar.

Der offene Brief (zu Nr. 200) des apostolischen Nuntius zu Wien, Sebastian Anton, Erzbischof von Damascus, an die Aebte zu Pflaß und Waldbassen, worin die Visitation des Klosters Waldbassen durch den Abt von Pflaß angeordnet wird. „Datum Viennae Austriae ex palatio apostolico nunciaturae. Die 11. Febr. Anno 1693.“

B. 481.— Nach der „Geschichte des Klosters und Stiftes Waldbassen“ von J. B. Brenner waren von den Kurfürsten von Bayern bei der römischen Curie Klagen über das Kloster Waldbassen vorgebracht worden, welche Visitationen im Gefolge hatten. Abt dieses Klosters war damals Albert Hausner. Bei der Visitation waren kurfürstliche Commissäre beigegeben. Vor Albert stand das Kloster Waldbassen unter den Kurfürsten von der Pfalz, welche es durch Administratoren (1537—1669) verwalten ließen.

202.

1699, Wien den 9. März.

Kaiser Leopold I. ertheilt dem Pflaßer Abte Andreas Trojer zur Reise zu dem für den 18. Mai angefangnen General-Capitel in Cisterz einen Geleitschein (litteras salvi passus) und empfiehlt darin zugleich die geistlichen Angelegenheiten der österreichischen Ordensprovinzen. „Datum Viennae 9. Martii 1699.“

B 489.— Wegen zunehmender Kränklichkeit konnte jedoch Abt Andreas die Reise nicht antreten, und an seiner Stelle wurde der Ofegger Abt Benedict Litwerig nach Cisterz entsendet. Ihm wurde der Vicariats-Sekretär P. Joseph Zahn, Profesz von Pflaß, beigegeben, welcher auch die ganze Reise dahin und zurück beschrieben hat.

Abt Andreas Trojer starb noch in demselben Jahre am 18. Juli, gerade zwei Monate nach Eröffnung des General-Capitels. Ihm folgte als 50. Abt von Pflaß Eugen Ettl, geboren 1666 in Dobruša. Er hatte, wie es damals bei den Cisterciensern im Bernhards-Collegium zu Prag sehr häufig vorkam, nicht nur die Philosophie und Theologie, sondern auch beiderlei Rechte studirt und war zur Zeit des Absterbens seines Vorgängers Prior in Pflaß. Die kaiserliche Bestätigung seiner Wahl erfolgte am 28. September.

203.

1714, Prag den 20. Juli.

Der Prager Erzbischof erhebt in einer besondern Zuschrift der Consistorial-Kanzlei an den Abt von Pflaß, sowie an die anderen Cistercienser-Aebte Einsprache dagegen, daß sie die Kreuze auf der Brust tragen und ohne besondere erzbischofliche Erlaubniß gewisse geistliche Funktionen vornehmen. — Unterzeichnet ist das Schreiben von dem erzbischoflichen Generalvicar und nachmaligen Erzbischofe Daniel Joseph (Mayer von Mayern).

B 497.— Vgl. Nr. 204.

204.

1714.

Benedict (Litwerig), Abt von Ofegg, beantwortet als General-Vicar des Cistercienser-Ordens im Namen sämmtlicher Aebte die vorstehende Zuschrift und sucht aus einer langen Reihe päpstlicher Privilegien nachzuweisen, daß die bestrittenen Rechte den Aebten des exemten Cistercienserordens mit Recht zukommen.

B 498. (S. Nr. 203.) Ueber diese Angelegenheit findet sich kein Schriftstück mehr vor; die Cistercienser-Äbte tragen aber die angefochtenen Kreuze noch heute.

205.

1595, Prag den 26. November.

Es waren Beschwerden erhoben worden, daß die geistlichen Herren viele weltliche Besitzungen an sich bringen, und Kaiser Leopold I. erließ drei darauf bezügliche Schreiben an das Subernium in Prag (Ebersdorf den 5. October 1669, Wien den 4. December 1669 und Wien den 5. März 1670), worin aufgetragen wird, es solle ohne besondere königliche Bewilligung der Aufauf weltlicher Besitzungen von Seite der Geistlichen nicht stattfinden, da der damalige geistliche Bestzustand die ursprünglichen Foundationen zum Nachtheile des politischen Zustandes weit übersteige, und den Laien solle verboten werden, ihre Besitzungen ohne königliche Bewilligung an Geistliche zu veräußern. Die Geistlichen sollten von der Erwerbung weltlichen Besitzthums wohl nicht ausgeschlossen sein, aber es sollte darin nicht zu weit gegangen werden — In diesem Sinne forderte Kaiser Karl VI. mittels Rescriptes dto. Laxenburg den 30 Mai 1730 das Subernium auf zu berichten, ob der Clerus nicht etwa mehr vom weltlichen Besitze erworben, als vom geistlichen entäußert habe, und mittels Rescriptes dto. Wien den 25. April 1715 wurde das Subernium aufgefordert, die diesfälligen Landtafel-Extracte nach Wien einzusenden. Infolge dessen wurde auch der neue Erwerb des Klosters Pläß aus der Landtafel ausgezeichnet und dem Abte Eugen zur Unterschrift zugesandt. Dieser Extract weist in seinem wesentlichen Inhalte Dreierlei aus.

„Aus 2, meergrüne Gedek-Quatern, Anno 1669, Q. 5 von der Frau Elisabeth Verowfsky gekauft das Gut Kobschitz um	2500 fl.
Aus 5, cypressenfarbne Quatern Anno 1679 .A 10 von Hrn. Norbert Miseron das Gut Kraaschow um	27800 „
Aus 3, weißlilienfarbne Quatern lit. L. 30 von dem Hrn. Grafen von Sternberg das Haus auf der Neustadt um	4100 „
Zusammen	34400 fl.

Nirgends war ein königlicher Consens zu finden.

Johann Joseph Bauda,
Registrator.“

Ueber Kraaschau ober Kraasow vergl. Nr. 195; über Kobschitz, Kobčice Nr. 194

206.

1716, Pläß Anfangs Mai.

Zugleich mit dem Landtafel-Extracte gelangte an den Abt Eugen von der königl. böhm. Kanzlei adto. Prag 26. November 1716 (gestellt am 6. März) eine Note, worauf binnen sechs Wochen die Antwort erfolgen sollte. Der Abt bat sich eine Verlängerung des Termins um 20 Tage aus und erhielt sie. Der Abt sollte nachweisen, daß er geistliches Besitzthum: in gleichem Betrage (34.400 fl.) entäußert habe. Die Antwort lautet ihrem wesentlichen Inhalte nach wie folgt:

„Hochlöbliche königl. Stadthalterey“ u. s. w.

1. Der Vorgänger des Abtes Eugen verkaufte den „Knechts-Hoff“ um 10.500 fl., welcher Betrag von den 34.400 fl., abzuziehen sei.

2. Der Contract über den Kauf des Gütchens Kobschitz ging, wie aus dem Datum ersichtlich ist, dem ersten diesfälligen kais. Rescripte voran.

3. In Betreff des Gutes Kraaschow bemerkt der Abt, daß der Ankauf zu einer Zeit geschehen, da ihm von dem Verbote noch nichts bekannt war, da es 1670 wohl „in intentione“ gewesen, aber erst 1694 durch die Promulgation rechtsverbindlich geworden sei und nicht zurückwirken könne; daß dieser Kauf in die königl. Landtafel eingetragen worden sei, was wohl nicht geschehen wäre, wenn ein königl. Prohibitorium entgegen gestanden wäre u. s. w.

Endlich erklärt der Abt, daß das ihm anvertraute Kloster Pflaß sonst keine freie Manns-Höfe oder andere bürgerliche Gründe und Güter besitze, und spricht die Hoffnung aus, er werde nicht verhalten werden, etwas von den Klostergütern pro aequivalenti zu veräußern, da das Kloster jetzt kaum die Hälfte dessen besitze, was es sonst besessen.

C 415. — Der von der kgl. Landtafel aus gewiesene Gesamtwertb aller vom Clerus angekauften weltlichen Besitzungen betrug damals 1,518.367 Gulden. Es sollten somit andere Güter in gleichem Betrage entäußert werden.

207.

1733, Wien, am 14. Juli.

Kaiser Karl VI. bestätigt auf die Bitten des Abtes Eugen und des Priors Benedict zunächst das Privilegium Kaiser Rudolphs II. dto. Prager Schloß den 1. August 1602 und das Kaiser Ferdinands II. dto. Prager Schloß den 14. Mai 1623, welche ihrem ganzen Inhalte nach im Contexte aufgenommen sind, sowie alle sonstigen Privilegien und Rechte des Klosters Pflaß. „Stadt Wiene den dreyzehenden Monaths-Tag July, nach Christi unsers lieben Herrn und Seeligmachers gnadenreicher geburth im Sieben Zehenhundert drey und drehzigsten, Unserer Reiche des Römischen im Zwey und zwanzigsten, derer Hispanischen im drehzigsten, und derer Hungarisch und Böhmeischen im drey und zwanzigsten Jahre.

Carl

Franc. Ferd. Comes Kinsky
R^{is} B^{as} Sup. Cancell^{us}.

C 271. — Die erste eingeschaltete Urkunde betrifft die Brückenmauth in Nabřezin; die zweite, die Rückgabe der Griesbeck'schen Besitzungen (vergl. Nr. 181). Die Urkunde ist deutsch.

Nach Ausweis der königl. Landtafel (4. Sonnenfarb. Kaufquatern, Lit. G. 15) erteilt die Kaiserin Maria Theresia dem Kloster Pflaß das Recht, das Gut Krassow um 27800 fl., ebenso das Haus in der Prager Neustadt um 4100 fl. zu kaufen und zu besitzen. Der diesfällige Consens ist datirt vom 4. October 1755. Die Eintragung geschah am Dienstag nach dem Sonntag Septuagesimae, d. i. den 17. Februar 1756. — In demselben Quatern findet sich der kaiserliche Erlass vom 3. September 1757, wodurch das Kloster Pflaß ermächtigt wird, das Gut Biela (Běla) zu kaufen; eingetragen den 26. October sub Lit. J 21. Zum Gute Biela gehörten: Ober-Běla (78 S., 674 Cw.), Böhmer-Neustadt oder Unter-Běla (84 S., 676 Cw.), Posa (52 S., 511 Cw.), Subenau (Subenow) (12 S., 108 Cw.) und Horla (Horkau) (30 S., 188 Cw.), alle im Gerichtsbezirke Manetin. Vor der Schlacht am weißen Berge gehörte das Gut den Herren Marquart; nach derselben wurde es dem Wilhelm von Wřezowik um 120.000 fl. verkauft; im J. 1757 wurde es im Executionewege an das Stift Pflaß um 73.000 fl. verkauft. — Das Schloß Běla war zur Zeit der Aufhebung des Klosters Pflaß noch bewohnt; nach 50 Jahren war es verfallen.

Die auf Eugen Tittel folgenden Aebte waren: Cölestin Stoy, Sphlvester Sezer, Fortunat Hartmann und Cölestin Werner; unter letzterem wurde das Kloster im J. 1785 aufgehoben.

Schl u ß w o r t.

So weit reichen die in den Copialbüchern A, B, C und D vorkommenden Urkunden über das ehemalige Cistercienserkloster Pflaß und seine Umgebung. Blickt man auf ihre Zahl, so dürfte kaum eine Stadt Böhmens in ihrem Archive so viele derselben aufbewahren, als hier ausgewiesen sind. Und doch fanden sich in dem ehemaligen Kloster-Archive noch weit mehr, indem B, C und D an vielen Stellen bei den in ihnen enthaltenen historischen Notizen eben nur auf das Ar-

thiv hinweisen. Sieht man auf das Alter der Urkunden, so geht auch hierin Kloster Plass den meisten Städten weit voran, und bei dem Umstande, daß von den zahlreichen Klöstern, mit denen Böhmen sonst überreich ausgestattet war, nur etwa zehn älter sind als Plass, erscheint es wohl kaum gewagt, wenn man auch in dieser Beziehung den Plasser Urkunden sowohl den Städten als den meisten Klöstern gegenüber eine bevorzugte Stelle einräumt. Sieht man endlich auf den historischen Werth der gebrachten 207 Regesten, so haben wohl nur einzelne für die politische Geschichte des Landes einige Bedeutung; eine größere Anzahl derselben ist für die Culturgeschichte Böhmens und seiner Bewohner von nicht zu unterschätzendem Werthe, wie den überhaupt die Cistercienserklöster für die Hebung der materiellen, wie der geistigen Cultur ungemein fördernd gewirkt haben. Ein Hinweis auf die durch sie urbar gemachten, sonst wüsten Landstrecken genügt hier. Nicht minder wichtig sind manche von den Urkunden für die Geschichte der Deutschen in Böhmen, insbesondere inwieweit sie die Einführung des deutschen Rechtes zum Gegenstande haben. Eine erhebliche Zahl von Urkunden bietet mehr oder minder ausgiebiges Materiale für die Familiengeschichten einheimischer Adelsgeschlechter, von denen manche bereits ausgestorben sind, andere noch gegenwärtig fortbestehen und wirken. Es genügt, diesfalls auf die Griesbede, Martinitze, Kolowrate, Berka u. s. w. hinzuweisen. Endlich bieten die gebrachten Urkunden für die Localgeschichten einer langen Reihe von Orten, Städten und Dörfern ein überaus reiches Materiale, das um so beachtenswerther erscheinen muß, als sich über viele derselben wohl keine anderen als eben nur Plasser Urkunden vorfinden. Solche sind daher für diese Orte geradezu unerseßlich. Hat es sich dabei auch besonders in den ersten Jahrhunderten seines Bestehens dem Convente von Plass zunächst nur um das Sein und in zweiter Reihe um das zum Sein unumgänglich nothwendige Haben gehandelt, so daß eben nur Stiftungen, Schenkungen, Kauf- und Tauschverträge, geistliche und landesherrliche Bestätigungen und Privilegien im Archive zur Aufbewahrung für die Nachkommen niedergelegt wurden, so enthalten dieselben doch, wenn auch ihr Inhalt an sich schon längst alle Rechtskraft verloren hat, das eben angedeutete reiche Materiale für die Ortsgeschichten eines weiten Gebietes, — und dazu gehören eben so deutsche, wie böhmische Orte und Gegenden. Selbst die Ortsgeschichte Prags dürfte für einzelne Objecte der Plasser Urkunden nur schwer entbehren können.

Wollte man zu den mannigfachen topographischen Werken, die wir über Böhmen bereits haben, auch etwa noch ein historisch-topographisches Handbuch fügen, was freilich die Kraft eines Einzelnen weit übersteigen würde und nur durch vereinte Kräfte Mehrerer zu Stande gebracht werden könnte, so dürften die vorliegenden „Materialien“ für das ausgedehnte Plasser Gebiet der Hauptsache nach als ausreichend erscheinen und nur in einzelnen Stücken eine Bervollständigung zu wünschen übrig lassen.

Die Heimat Heinrichs von Freiberg.

Von W. Toischer.

Wir besitzen von Heinrich von Freiberg drei Werke: ein Gedicht vom hl. Kreuz, eines von der Ritterfahrt Johannis von Michelsberg und die Fortsetzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde.

Ueber die Person des Dichters lehrt uns das erste dieser Werke gar nichts. Wir haben uns also nur an die zwei anderen zu halten, von denen das von der Ritterfahrt Johannis von Michelsberg früher verfaßt zu sein scheint.

Leider ist uns der Anfang des Gedichtes nicht erhalten. In der Heidelberger Handschrift ist die letzte Spalte von Fol. 370 abgeschabt, welche den Anfang unseres Gedichtes enthielt. Die mit der Heidelberger sonst übereinstimmende Koloczaer Handschrift hat im Inhaltsverzeichnisse auch als CLXXXIII. Erzählung Ditz ist von dem von Michelsperk. Der phlac ritterlicher werk. Herr Professor Pangerl war so gütig, wegen einer Abschrift der ersten Zeilen des Gedichtes an das Domkapitel zu Kolocza sich zu wenden. Vom 26. Oktober 1876 schrieb aber Dr. Johann Hopf, Domherr und Bibliotheksvorstand, daß eine Abschrift dieses Gedichtes bei aller Bereitwilligkeit nicht möglich sei, da es zwar im Inhaltsverzeichniß stehe, im Texte aber diese und die vorhergehende CLXXXII. Erzählung ganz, die CLXXXI. zur Hälfte fehlen. Das Gedicht beginnt in der Heidelberger Handschrift: „Des in fremden landen han, Ob ich icht gutes tichten kan, Beheim von diner ritterschaft Unde von den herren tugenthaft, des kuniges man in Beheim lant.“ Dieser Mann des Königs von Böhmen habe alle die berühmten Ritter und Helden noch übertroffen. Nur eine That will aber Heinrich von ihm besingen, wie er nach Paris kam „Nach avontiore goriten.“ Zum Lobe des Königs von Böhmen war er in fremde Länder gezogen. Seines Schildes Feld ist bezogen mit neuen rothen Marderlehsen und darin war ein gehender Löwe aus weißem Hermelin geschnitten. Es war Johann von Michelsberg, ein Herr aus Beheimland. Wenn ich Heinrich von Freiberg (sagt er am Schlusse) seine ritterlichen Thaten mit Worten nicht vollständig schildere und mein Gedicht den Werken des Herrn nicht im Mindesten gleicht, so wird doch mein Muth niemals frei von dem Willen, mehr seiner ritterlichen Thaten kund zu thun.

Dieser Johann von Michelsberg gehörte dem Geschlechte der Markwartice an, das wirklich einen „gehenden“ Löwen im Wappen führte. In den Urkunden findet sich Johann von Michelsberg in den Jahren 1283—1294. Gestorben ist er vor 1306, denn da bestätigt sein Sohn Venes eine Schenkung seines Vaters Johann *pias recordationis*. Ueber eine Fahrt nach Paris haben wir weiter keine Nachricht. Verbindungen mit Philipp dem Schönen von Frankreich knüpfte König Wenzel im Jahre 1303 an, wo er seinen Oberstkanzler, den Probst von Wyßegrad Peter Nischpalter, der zugleich Bischof von Basel war, an König Philipp schickte und mit ihm einen jetzt unbekanntem Vertrag zu gegenseitigem Schutze schloß.*) Kaum wird der Bischof, wenn er auch als das Haupt der Gesandtschaft allein genannt wird, ohne Begleitung einer auserlesenen Ritterschaar gereist sein, und da wir vom Michelsberger wissen, daß er um diese Zeit einmal in Paris

*) S. Palachy, Geschichte von Böhmen II, 1, 359.

war, so liegt nichts näher als die Vermuthung, daß er sich bei dieser Gesandtschaft befunden habe. Wenn das richtig ist, so hätten wir zugleich auch die Grenzpunkte für die Zeit der Entstehung des Gedichtes: zwischen 1303 und 1306. Und wenn der Herr von Michelsberg bald nach der Vollendung des Gedichtes starb, so haben wir da auch den Grund, warum der Dichter ihn nicht weiter feiert, trotzdem er seine Absicht dazu ausgesprochen hatte.

Sein wichtigstes Werk, die Fortsetzung des Tristan Gottfrieds von Straßburg dichtete Heinrich von Freiberg auf Bitte und Gebot des edlen Herrn Raimund von Lichtenburg in Böhmenland, den er hier mit den höchsten Lobpreisungen feiert.

Das Haus der Lichtenburger war eines der reichsten und mächtigsten in Böhmen. Herr Smil von Lichtenburg war beim Regierungsantritt Ottokars II. bereits bei Jahren. Fast beständig finden wir ihn in der Umgebung des Königs bis zum Jahre 1269. 5. März dieses Jahres wird er zum letztenmal genannt. Er scheint bald darauf gestorben zu sein. War er nicht in der Umgebung des Königs, so hielt er sich am liebsten in Sumerburg auf, wo er auch die meisten seiner Urkunden ausstellte, die seinen frommen Sinn ebenso wie seinen großen Reichtum bekunden. Seine Gemahlin hieß Elisabeth, und er hatte 4 Söhne: Heinrich, Smil, Ulrich und Raimund.

Diese übernahmen nach dem Tode des Vaters gemeinschaftlich die Familiengüter, wie daraus hervorgeht, daß sie, wo es Privatsachen betrifft, immer zusammen genannt werden. So stellen sie namentlich jene Urkunde aus (8. August 1278), in welcher die Rechte der Stadt und der Bergwerke in Deutschbrod bestimmt wurden. Das Haupt der Familie war aber offenbar der älteste Heinrich, der schon 1256 sich mit Domazlawa, der Tochter des Oberstkämmerers Dawor von Strakonitz, vermählt hatte. Sein Name wird oft genannt, zuletzt 30. Juni 1294. Schon vor ihm scheint Smil gestorben zu sein.

Von den beiden überlebenden Brüdern überragte der jüngere Raimund bei weitem den älteren Ulrich, so daß letzterer fast nur im Gefolge und neben seinem Bruder genannt wird. Raimund wurde *custos silvarum per Bohemiam et Moraviam* und selbst königlicher Unterkämmerer. Er spielte namentlich in den Wirren nach dem Tode Wenzel III. eine ziemlich hervorragende Rolle. Noch im Jahre 1317 war er am Leben.

Die Herren von Lichtenburg waren große Bergwerksbesitzer, und zwar waren es Silberbergwerke, die ihren Reichtum und ihre Macht begründeten. Daß der Bergbau in Böhmen überhaupt fast ausschließlich von Deutschen angebaut wurde, ist allgemein bekannt. Daß auf den Besitzungen der Lichtenburger viele Deutsche ansäßig waren, beweisen die vielen deutschen Namen ihrer Dörfer und Herrschaften und Bergwerke.

Unter den letzteren nun findet sich auch ein Freiburger Stollen: *qui stollo Vribergeri nominatur*. Dieser hatte seinen Namen von Dietrich Freiburger, *Theodoricus dictus Friberch* erhalten: *qui (stollo) a praenumerato Th. Vriberch nomen sortitus est*. Wenn man diese verschiedene Ausdrucksweise des Namens im Latein vergleicht, so ergibt sich unzweifelhaft, daß der Mann Dietrich der Vribergaere oder Vriberger geheißen hat, Dietrich aus Freiberg.

Diesem Dietrich Freiburger bestätigt der Münzmeister Henricus dictus Avis vom 25. Oktober 1258 die Verleihung dieses nach ihm benannten Stollens durch den Münzmeister Eberhard, in der Art, daß Niemand den achten Theil fordern dürfe, wie es neuerlich in Gebrauch gekommen sei. Unter den Zeugen ist auch ein Thiero de Vriberch. Vom 1. Jänner 1259 bestätigt Smil von Lichtenburg

diese Verleihung Eberhards. In dieser Dietrich zeichnete sich so sehr aus, daß der König selbst vom 8. Jänner 1261 in Deutsch-Brod eine Urkunde ausstellt: Wir machen kund, daß wir unserm geliebten Getreuen Dietrich genannt Briberch als Lohn seiner Redlichkeit (? pro suae merita probitatis) die Gnade gewähren von einer jeden Verggerichtsbarkeit in Mähren auszunehmen seine beiden Stollen am Buchberg und denjenigen, welchen ihm unsere Münzmeister Eberlo, Thrukburgarius und Ditmarus verliehen haben, mit Vorbehalt jedoch unseres und des Smil von Lichtenburg Rechtes, dem wir durch unsere Gnade keinen Nachtheil verursachen wollen.

Es ist kein Zweifel, daß unter dem Freiberg, von welchem der strebsame Bergmann nach Böhmen zu Herrn Smil von Lichtenburg kam, kein anderes verstanden ist, als Freiberg in Sachsen, der Sitz der berühmten Bergakademie. Schon 1185 begann dort der Bergbau auf Silber, und seitdem wurde er nie wieder aufgegeben. Er war auch in Blüthe zur Zeit der letzten Premisliden und in Böhmen wurden die Mark Silber außer nach dem gewöhnlichen Prager auch nach Freiburger Gewicht gerechnet.

Daß aber unter dem Freiberg, von welchem der Dichter Heinrich sich nannte, nur eben das in Sachsen gemeint sein kann, beweist seine Sprache.

Heinrich von Friberg ist die handschriftlich allein beglaubigte Lesart und wenn v. d. Hagen bei dem Gedichte vom heiligen Kreuz Fridwerch las, so berücksichtigte er nicht, daß das d vom Schreiber der Handschrift durchstrichen sei.*) Er nahm auch seine Meinung, daß Heinrich dem Friedberg in Schwaben unweit Augsburg entstamme, die er in seiner Ausgabe der Werke Gottfrieds von Straßburg ausgesprochen hatte, in seinen Minneüngern zurück und erklärte unsern Dichter als aus Freiberg in Sachsen stammend. Karl Roth in seinem Buche Ulrichs von Türheim Rennewart will, daß Heinrich entweder ein Baiern oder ein Schwabe sei, entweder dem alten Bergschloß Freiberg bei Füssen, oder dem schwäbischen Freiberg bei Viberach entstammend. Aber Franz Pfeiffer sagte dagegen:**) „Hätte er die Gedichte Heinrichs gelesen, oder anders als oberflächlich gelesen, so würde er sich besonnen haben, ausgesprochene, durch den Reim beglaubigte oberfächsische Sprachformen wie: ich spreche (= spriche): gebreche Tristan 239. liden (für liden): widen 3095. zâr (= zâher): klâr 3519. flê (= flêhe): ê 5944. geschuot (= geschuohet): muot Michelsberger 34. art: verkart 297. swâr (= swaere): gar 2435. geberden (= gebaerden): werden 311. 1191. 1707. 1867. 3013. mæ: her 2167. 2483. 2851. brenge (= bringe): lenge 4612; ferner Wörter wie erkrigen: gestigen Tristan 2055 und Michelsberger 17. buoden (: luoden) 3391. 3405; Formen und Wörter, welche für die meißnische Heimat des Dichters geradezu beweisend sind, den Abschreibern in die Schuhe zu schieben.***) Später hat Fedor Vech urkundliche Nachweisungen über das Geschlecht und die Heimat der Dichter Heinrich und Johannes von Freiberg veröffentlicht,****) und er weist eine namhafte Anzahl Herren von Freiberg aus

*) S. Lambel in Pfeiffers Germania 11, 497.

**) Germania II, 264.

***) Darnach will ich nur erwähnt haben, daß in diesem Jahre Hr. Jord. Caj. Markus in einem Aufsatze, der zuerst in der Wiener Abendpost erschien dann auch in der Bohemia abgedruckt wurde, Friedberg als Heimat Heinrichs conjecturirt hat, weil ein Friedberg in der Nähe Welschins liegt (das Johann von Michelsberg 1283 bekommen hat), und die Einwohner dieses Friedberg bajuwarischen Stammes sind und Friedberg sprechen.

****) Pfeiffers Germania 19, 420 ff.

verschiedenen Zeiten nach in Leipzig, im Hochstift Meissen und namentlich in Halle an der Saale. Hier (in Halle) war ein Heinrich von Freiberg schon vor 1308, dann bestimmt in den Jahren 1312, 1314, 1327. Dieser Hallaer Heinrich von Freiberg scheint derselbe zu sein, den Karl Roth in einer Regensburger Urkunde gefunden hat, da zugleich auch ein Heinrichs Hallaer unterschrieben ist.

Der Dichter Heinrich von Freiberg kann das nicht gewesen sein. Der muß zu derselben Zeit in Böhmen sich aufgehalten haben. Denn ich sehe gar keinen Grund, wie ein Bürger in Halle an der Saale dazugekommen wäre, seine Werke zwei Baronen aus dem südlichen und südöstlichen Böhmen, deren keiner irgendwie bedeutend hervorragende Eigenschaften besaß, zu widmen — abgesehen davon, daß er sagt, er habe nur auf Bitte und Gebot des Lichtenburgers seinen Tristan gedichtet, und daß er aus den vielen Thaten des niuwon Parzival Johann von Michelsberg nur eine herausnimmt und später mehrere erzählen will.

Nur eines bleibt uns übrig zur Eruirung der Heimat Heinrichs. Auf den Besitzungen Smils von Lichtenburg hat ein Freiburger Dietrich einige Stellen mit besonderen Rechten; Smils Sohne Raimund widmet ein Heinrich von Freiberg seine Dichtung und gesteht, daß er nur auf dessen Veranlassung sein Werk unternommen habe: ich kann nur glauben, daß Heinrich der Familie Dietrichs angehörend auf den Besitzungen der Lichtenburger seine Heimat gehabt habe.

Zum turnierlustigen Michelsberger hatte er von da eben nicht weit. Leere Vermuthungen darüber wie er zu ihm gekommen sein könnte, will ich nicht aussprechen. Der Möglichkeiten sind gar zu viele.

N e k r o l o g .

Gregor Victor Kutschera von Michbergen.

Von Adolf Berger.

In seinem rührenden, mit den großen Genien der Vergangenheit ein visionäres Wiedersehen feiernden Gedichte „der Abschied“ gedenkt Klopstock auch „des Bruders, der blühte und schnell abfiel.“

Dieses tief empfundene Wort möge auf einen jungen, geist- und herzbegabten, für alles Gute, Wahre und Schöne erglühenden Mann hier an dieser Stelle Anwendung finden. Noch im Vorfrühling dieses Jahres hatten wir Gelegenheit, uns an der Hoffnungsfülle dieses uns im vertrauensvollen Umgang werth gewordenen Geistesbruders zu erfreuen; aber schon wenige Wochen später hatte ein böser Reif die Blüte tödtlich gestreift, und sie fiel ab vom Baume des Lebens.

Mit dem 23jährigen Gregor von Kutschera wurde am 23. April 1876 der Stolz seiner Familie, die Freude und Hoffnung seiner Freunde, das Wohlgefallen seiner Lehrer und Aller, die ihn kannten, auf dem Centralfriedhofe zu Wien zu Grabe getragen.

Zwar priesen die Alten den Tod in der Jugend als einen glückseligen; allein Familien, welchen das Loos zu Theil wird, in rascher Folge „Zweig' auf Zweige vom Stamme fallen“ zu sehen, wird es wohl schwer, jener antiken Anschauung zu huldigen. Im Mai 1874 erlag, gleichfalls in der Blüthe der Jahre, Victor von Kutschera, der ältere Bruder Gregors, bereits Gymnasialprofessor und eine tüchtige Lehrkraft, einem Brustleiden, im verfloffenen Jahre raffte der Tod den

Gemahl einer Cousine der beiden Brüder hinweg, und nun forderte er noch ein drittes Opfer aus dem Kreise der Familie.

Gregor v. Rutschera, Franz Ritters Rutschera von Richbergen jüngerer Sohn, wurde am 14. December 1853 in Peterhof bei Netolic geboren, wo damals sein Vater als Domänedirector wirkte. Im Sommer 1855 erfolgte des Vaters Ubersiedlung nach Postelberg, und so erhielt der Sohn an der dortigen Volksschule den ersten Unterricht. Im Oktober 1864 trat er in das Gymnasium zu Komotau, setzte nach des Vaters Beförderung zum Wirthschaftsrathe in Prag die Studien am Kleinseitner Gymnasium fort, um dieselben vom Oktober 1869 an am akademischen Gymnasium zu Wien seit des Vaters Dahinberufung als fürstlich Schwarzenberg'scher Hofrath zu vollenden. Eben am letztgenannten Gymnasium begann Gregors älterer Bruder Victor damals als Supplent seine Sporen im Lehrfache zu verdienen, und es war ein herzerfreuendes Schauspiel, Zeuge zu sein des Wettkampfs der beiden Brüder, des Einen noch als Lernenden und des Anderen schon als Lehrenden! So wie der Eine sich bald das Vertrauen und die Liebe seiner Zuhörer und Schüler, so hatte sich der Andere an allen Lehranstalten die Zuneigung und Werthschätzung seiner Lehrer nicht weniger durch seinen Fleiß und Eifer, als durch seine Sittsamkeit, Bescheidenheit und Sanftmuth erworben.

Seit Oktober 1872 gehörte Gregor v. Rutschera der philosophischen Facultät der Wiener Universität an und widmete sich dort den Studien mit wo möglich noch erhöhtem Feuereifer als während seiner Gymnasialzeit. Unter allen Disciplinen war es insbesondere die Philologie, und zwar die deutsche, die ihn am meisten fesselte, und da noch eine Anzahl gleichgesinnter und strebender Collegen mit ihm dieselbe Vorliebe sympathisch theilte, so konnte es nicht fehlen, daß sich bald ein Geistes- und Herzensbund junger Paladine der Philologie constituirte, die für diese edle Dame manche Lanze ehrenvoll zu brechen versprachen. In diese Zeit fiel auch sein militärisches Freiwilligenjahr, welches auf seine physische Kräftigung nicht ohne günstigen Einfluß blieb und ihm nach glücklich zurückgelegter Prüfung das Officierspatent in der Reserve eintrug.

Mit verdoppeltm, fast leidenschaftlichem Eifer lag er hierauf seinen, auch während der obigen Unterbrechung nicht vernachlässigten Studien ob, arbeitete, forschte, legte sich aus eigenen Ersparnissen eine nicht geringfügige Bibliothek an, stand mit nahen und fernen Freunden im regen mündlichen und schriftlichen Verkehr und trug sich gleich denselben mit schönen, weit aussehenden Plänen. Dieser lebendige Austausch von Ideen und Wünschen wurde auch zum Anlaße des ersten Schrittes Gregors v. R. in die Deffentlichkeit. Ein älterer Freund und Victor's von Rutschera früherer Commilitone, Anton Morath, gegenwärtig Archivassessor zu Schwarzenberg in Bayern, hatte an dem aus Theilen von Papier- und Pergamenturkunden zusammengefügtm Einbande eines Gerichtsbuches der fränkischen Stadt Scheinfeld vom Jahre 1469 unter Anderem auch ein aus 8 Bl. bestehendes Fragment einer dem Anfang des 15. Jahrh. angehörnden Handschrift von „Tristan und Isolde“ entdeckt. Mit hohem Interesse hörte Gregor von diesem Funde, und mit noch größerer Freude nahm er den Antrag des amtlich vielbeschäftigten Freundes an, sich der näheren Untersuchung dieses Fundes oder vielmehr der Lösung dieses germanistischen Räthfels zu unterziehen. Nach allseitiger, mühevoller und gewissenhafter Prüfung, wobei er sich auch des Studiums einer Anzahl ihm von uns bereitwillig suppedittirter fränkischen Orig.-Urkunden aus dem 14. und 15. Jahrhunderte als Schlüssels bediente, gelangte Gregor unter den Auspicien des ihn auf alle Weise fördernden Herrn Professors

R. S e i n z e l an der Wiener Universität zu den in der zu Straßburg erscheinenden „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, neue Folge, XII, publicirten Resultaten. Er hatte damit seine germanistische Befähigung documentirt. — Den Anlauf zu einem kühneren Wurf wagte Gregor v. R. im Spätsommer des vorigen Jahres. Seine Ferien am liebsten theils zu Erholungs-, theils instructiven Reisen bald nach Böhmen oder Sachsen, bald nach Oberösterreich oder Steiermark ausnützend, hatte er sich im verfloffenen Jahre zu einer weiteren Fahrt entschlossen. Es sollte zu einer förmlichen Gelehrtenreise werden, und ein edler Gedanke, das reinste Gefühl der Pietät hatte sie ihm eingegeben; oder sollten Wunsch und Bestreben, das Andenken eines fast vergessenen, aber echten und wahren Dichters in das Gedächtniß der Gegenwart zurückzurufen und noch verborgene Perlen der Poesie an das Licht zu fördern, nicht jenen Namen verdienen? Seit dem Erscheinen des „Julius von Tarent“, des einzigen, aber ausgezeichneten Trauerspiels von J o h a n n A n t o n L e i s e w i z, diesem zum Lessingkreise gehörigen Dichter, ist im Jahre 1876 gerade ein Jahrhundert verfloßen. Schröder in Hamburg hatte im Jahre 1774 einen Preis auf das beste in Prosa verfaßte Trauerspiel ausgeschrieben und K l i n g e r und L e i s e w i z hatten um die Palme gerungen. Das Sturmgenie Klinger hatte zwar im Wettkampfe gesiegt, aber kein Geringerer als Lessing selbst hatte das sich in strengen Formen bewegende Werk Leisewitz's für eine Göthe'sche Arbeit gehalten. Zu Hannover 1752 geboren und als Präsident des Obersanitäts-Collegiums 1806 zu Braunschweig gestorben, hatte Leisewitz noch fernerhin der Poesie gehuldigt und historischen Studien gelebt, aber aus Bescheidenheit nichts weiter veröffentlicht. Dieses Mannes Lebensspuren nun aufzufuchen, seine verborgenen Verdienste an das Licht zu ziehen und insbesondere dem Hauptwerke „Julius von Tarent“ kritisch gerecht zu werden, hatte sich Gregor v. R. zur Aufgabe gewählt. Ob der Gedanke ursprünglich in ihm entstanden oder von anderer Seite angeregt worden, mag unentschieden bleiben: genug, daß er ihn lebendig erfaßt, daß er an dessen Ausführung seine Kraft gesetzt, zu diesem Ende auch eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel unternommen, dort wochenlang geforscht und, von den Herren Ludwig H ä n s e l m a n n, Stadtbibliothekar in Braunschweig, und Bibliothekar S e i n e m a n n in Wolfenbüttel aufs liebenswürdigste und liberalste unterstützt, mit reichen Forschungsergebnissen von beiden Orten nach Wien zurückgekehrt. Er war mit seiner Reise um so mehr zufrieden, als er es sich nicht versagt hatte, auch einen Ausflug in den Teutoburger Wald zu unternehmen, um dort der damals kurz vorher enthüllten Heldengestalt des Cheruskerfürsten Hermann seine Huldigung darzubringen.

Die Bearbeitung der Resultate seiner Forschung über Leisewitz's Leben und Dichten und eine aesthetisch-kritische Würdigung des „Julius von Tarent“ beschäftigten Gregor's v. R. nebst seiner Vorbereitung zum philos. Doktorsexamen den Winter von 1875 auf 1876 über. Seine Arbeit über Leisewitz*) sollte auch den Gegenstand seiner Dissertation bilden und mit freudiger Befriedigung blickte er auch auf die glücklich vollendete Arbeit. Was ihm sonst noch an freier Zeit übrig blieb, verwendete er zur Copirung einer ihm von uns mitgetheilten Niederhandschrift aus dem 16. Jahrhunderte und zur Prüfung anderer, theils deutscher, theils lateinischer Gedichte aus der zweiten Hälfte desselben Säculums. Viele

Eine Anzeige und Besprechung der Monographie über Leisewitz folgt in der „Liter. Beil.“ desselben Heftes dieser „Mittheilungen.“

kleinere Arbeiten und Vorbereitungen zu schwierigeren Aufgaben in seinem wohlgeordneten Nachlasse zeugen von seinem unermüdligen Eifer — dort finden sich auch die Materialien zu einer von ihm und noch zwei Freunden für die beiderseitigen Schwestern einen ganzen Winter hindurch redigirten periodischen Zeitschrift, um in den jungen Mädchen den Sinn für Wissenschaft und alles Gute und Schöne zu wecken. Außerdem gestatten auch zahlreiche Tagebuchblätter einen Einblick in Gregor's Inneres, sowie in seine Welt- und Lebensanschauung.

Er war aber nicht nur Philologe und ein Jünger der Wissenschaft, sondern auch ein zart und tief empfindender Dichter, wie seine hinterlassenen Poesien bezeugen. Begeisterte Hingabe an die Natur und Heimat, so wie auch an den Zauber der deutschen Sprache, dann aber nicht minder die überall durchklingende wehmuthsvolle Trauer um seine früh verlorene Mutter bilden den Grundton seiner Gedichte. Als seine eigentliche, wahre Heimat *) betrachtete er sein theueres Krumau im süblichen Böhmen, wo seines Vaters und anderer lieben Verwandten Wiege stand und wo auch seine Großeltern ruhen. Erst in seinen letzten Lebensstunden lifete sich auch der Schleier eines zarten Herzensgeheimnisses. So oft er konnte, eilte er nach Krumau, wo ihn traute Verwandtenarme liebend umfingen. Wir glauben nicht zu fehlen, wenn wir den 1871 geschriebenen „Abschied von Wien,“ in welchem sich eine warme und treue Schilderung der deutschen Heimat findet, als Poesieprobe Gregor's zum Schluß folgen lassen. Die Ahnung eines frühen Todes scheint, einer Briefstelle zufolge, in Gregor's Seele schon früher einmal aufgestiegen zu sein, aber er glaubte als Soldat auf dem Felde der Ehre verbluten zu sollen. Für diesen Fall wünschte er, „daß seine Freunde die Erinnerung an ihn weiter tragen sollten.“ Wie konnte dieß besser geschehen, als durch die Veröffentlichung der ebenso mühevollen als schönen Arbeit Gregors über Leisewitz, für den und dessen Meisterwerk er ein hundertjähriges Jubiläum inauguiren wollte. Es war dies seine echte Mannes- und Geistes that und seine Legitimation zur Doktorwürde. Der höchst ehrenvolle Nachruf, welchen Herr Professor Tomaschek bei Wiedereröffnung der Vorlesungen an der Wiener Universität dem wenige Tage früher Hingeshiedenen, seinem Talente, seinen edlen Sitten, den Vorzügen seines Herzens, seiner echten Bescheidenheit, überhaupt dessen ausgezeichneten Eigenschaften widmete, und die zuversichtliche Hoffnung, die er aussprach, den Herzenswunsch Gregors v. K., seine Monographie über Leisewitz zur Säcularfeier des „Julius von Larent“ als Festgabe an's Licht treten zu lassen, erfüllt zu sehen, war eine gewichtige Bürgschaft für die Realisirung, gleichsam der Vollzug einer testamentarischen Verfügung. Antheilsvoll wird man in Braunschweig und Wolfenbüttel, wo man Gregors vollen Werth hochzuschätzen wußte, überhaupt in Deutschland jene bereits thatächlich vorliegende Publication begrüßend. Schrieb doch Herr Stadtharchivar Hänselmann in Braunschweig voll schmerzlicher Theilnahme nach der Todeskunde an Gregors trauernden Vater: Selten ist mir ein junger Mann von solcher Frische, Reinheit und anspruchloser Tüchtigkeit begegnet; gegenüber der herben, weltwichtigen, strebsüchtigen Art des größten Theils der Jugend von heute muthete sein Wesen auch an wie der Hauch aus einer freundlicheren Welt, die uns heute verschlossen ist, und wer weiß, wann sich wieder aufthun wird. . . . Meine Klage um das Erlöschen dieses Lebens kann der Gedanke an das, was er der Wissenschaft hätte werden können, nur erhöhen“, u. s. w.

*) Hier sei auch gleich mit erwähnt, daß er stets mit regem Interesse dem Wirken des „Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ folgte.

Und in diese Elegie auf den Verstorbenen stimmt die Klage anderer Freunde und Genossen im Chor mit ein.

Gregor von Rutschera war eine durchaus ideal angelegte Natur.

Mögen die Freunde Gregors die Fahne der Identität stets hochgehoben tragen und „im Alter halten, was sie in der Jugend versprochen!“ Dann wird ihr Thun und Wirken sich zum geistigen Monumente des früh hingeshiedenen Freundes gestalten.

Abschied von Wien

1871.

Du stolze Kaiserstadt leb' wol, ich sage
Dir Lebewol mit freud'gem Herzensschlage
Und zieh fort in weite Ferne hin.
Was sind die Riesentuppeln der Palkäste
Was all die Pracht und Herrlichkeit der Feste!
In die Natur, die größer, geht mein Sinn!
Es sehnt das Herz sich nach dem dunklen Walde.
Dem düstern, wo auf grüner Bergeshalde
Die Hirsche grasen und das schene Reh;
Dort ragen Burgen, Elfen heimlich hausen,
Des Wildbachs Fluten über Felsen brausen,
Im Mondesglanz blinkt schauerlich der See. —
Schon hat ein Säng'er weiland dort gesungen,
Wo in des Urwalds Wildnis ihm erklungen
Die Geisterstimme längst vergang'ner Zeit.
Da rauscht's und haucht's und flüstert's in den Bäumen
So wie in märchenhaften zauberträumen —
Zum schönen Traum wird da die Wirklichkeit.
O! nehm mich auf, ihr dunklen Tannenhallen,
Und laßt in meinem Busen widerhallen
Die Stimmen Eurer tiefen Poesien.
An deinen Busen laß, Natur mich sinken
Und Wahrheit und Begeisterung mich trinken,
An deinem Busen laß mein Herz erglühn!

M i s c e l l e n .

Fragmente des ältesten Königsaler Diplomatars.

Der umsichtigen Thätigkeit des um die Geschichte Böhmens hochverdienten Domherrn A. Frind verdanken wir die Kenntnis der folgenden Urkunden, welchen wie es scheint, den letzten Rest des in den Stürmen der Hussitenkriege untergegangenen Königsaler Diplomatars enthalten. Sie finden sich auf einem Blatte, das an den inneren Einbanddeckel eines Buches im Archive des hiesigen Domcapitels angeklebt war, und wie der unten folgende Text beweist, an den Rändern mehr oder minder beschädigt ist. Die Fragmente des Königsaler Diplomatars sind in mehr als einer Beziehung interessant; zunächst schon durch die Persönlichkeit Peters von Zittau, der in beiden Urkunden Erwähnung findet, sodann durch den Umstand, daß es die Hand dieses Geschichtschreibers selbst ist, welche uns in denselben begegnet. Auch andere Betrachtungen knüpfen sich an die vorliegenden Fragmente, selbst wenn wir von dem für die Geschichte der Entwicklung des deutschen Bürgerthums wichtigen Inhalte absehen. Peter von Zittau hatte ursprünglich die

Absicht, die wichtigsten Urkunden und Privilegien, welche sein Kloster durch die Gunst der böhmischen Königsfamilie erhielt, seiner Chronik einzuverleihen. Er hat diese seine Absicht nicht durchgeführt. Dagegen brachte es die Fülle dieser Urkunden und deren Bedeutung mit sich, daß man bald nach der Gründung des Klosters an die Anlegung eines Diplomatars gieng. Wie bedeutend daselbe, wenn es uns vollständig erhalten wäre, zur Kenntnis der Geschichte des Landes beitragen würde, springt in die Augen; dafür bürgt schon der Umstand, daß Königsaal von dem Momente seiner Gründung angefangen bis zum Ausbruch der hussitischen Bewegung das erste und hervorragendste Kloster des Landes war; wir sehen dies auch aus den Überschriften der unten folgenden Urkunden; erst 40 Jahre waren seit der Gründung des Klosters verfloßen, und daselbe befand sich bereits in dem Besiz von 158 und mehr Privilegien, von denen nur der kleinste Theil heutigen Tages noch im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive in Wien erhalten ist. Doch auch dieser Rest von Urkunden ist immerhin noch bedeutend genug und würdig, von der kundigen Hand des Herausgebers des Goldenkroner und Hohenfurter Urkundenbuches einer genaueren Durchsicht und Bearbeitung unterzogen zu werden.

Was den Text der unten folgenden Urkunden anbelangt, so bemerke ich, daß ich die in Klammern stehenden Worte und Buchstaben ergänzt habe.

I.

magister Miroslaus publicus
notarius Pragensis curie episcopalis, Anto(ni)us notarius ipsius Mi-
roslai et alii plures fide digne (sic). In (cu)ius rei testimonium pre-
senti littere sigillum officialatus curie Pragensis (e)piscopalis iussimus
appendi. Datum anno, loco et die predictis.

II.

Abrenunciatio Gablone per Petrum, sub Petro abbate. Capitulum cen-
tesimum quinquagesimum septimum.

Nos Henslinus Wylkos iudex, nec non Nycolaus Ruthardus et Adol-
fus Stabelek, magistri iuratorum, simulque Perlinus Eckhardi, Johannes
de Morspach, Syboto, Kelberch, Henlinus Albertus, Thyrmannus, Leyn-
water ceterique iurati montis (Ch)utne recognoscimus et testamur univer-
sis presentes literas (in)specturis, quod discretus vir Peschilinus filius
Gebhardi (et . . .) aluscha uxor sua coram nobis constituti professi
sunt (pu)bllice et aperte, quod universa et singula facta sive ne(go)cia
que cum venerabili ac religioso viro domino Petro abbate monasterii
Aule regie et suo conventu pertractare habuerunt, (pr)o iudicio in Gablona
inter ipsos amicabiliter et concorditer (sun)t finita, abrenunciantes sim-
pliciter et abcedentes (ex) parte ipsorum et omnium heredum suorum
nomine atque . . . (r)e omni iuri sive accioni que ipsis verbo et opere
tam ex (nun)c quam in posterum posset competere ullo iuris suffragio
(me)diante. Idcirco professi sunt, quod omnia dampna (que) in servicio
domini Theoderici prepositi eiusdem monasterii (rec)eperint ipsis sint ple-
narie restaurata, et quod omnes (causas), quas super eodem negotio et

aliis quorum (!) tractatibus (h)abeant vel habuerint, nullius momenti esse debeant (de c)etero seu vigoris.

In cuius rei testimonium nostrum sigillum presentibus est appensum. Actum anno domini millesimo trecentesimo tricesimo secundo, feria quarta (C)alixti pape.

III.

De testamento domini Ulrici Clementerii ex parte conventus (ad) modum c)onfirmacionis sub domino Petro abbate. Cap. centesimum quin-quagesimum octavum.

In nomine domini Amen. Nos fratres Petrus dictus abbas, Theodericus pr(ior), Johannes subprior, Ditmarus camerarius, Albertus custos, Cristan(us) celerarius, totusque conventus monasterii beate virginis in Aula (re)gia Cisterciensis ordinis Pragensis diocesis ad universorum noticiam ten(ore) presencium cupimus pervenire, quod honestus et devotus vir dominus Ulricus dictus Clementer, civis Pragensis, divini spiritus afflante *) gracia sanus mente et corpore bona deliberacione previa et maturo consilio . . . (ten)dente de rebus sibi a deo collatis suisque laboribus acquisitis cu(pi)ens suum perpetuum vite et racionabiliter firmum ac ultimum statuere test(amen)tum ad laudem dei et sue genitricis gloriose virginis Marie glo(riam) nec non pro sue ac uxoris Clare et puerorum nec non omnium progeni(torum) suorum tam vivorum quam mortuorum perpetua salute dedit cont(ulit) et donavit nomine testamenti sui perpetui liberaliter et voluntarie n(obis) ac nostro conventui in Aula regia quinquaginta duas marca(s) gravis ponderis sexaginta quatuor grossos denarios Prag(enses) pro marca qualibet computando. Quem censum predictarum quin(qua)ginta duarum marcarum nobis in locis certis et bonis redditibus (perpe)tuo assignavit, prout in privilegiis et litteris diversis super eodem cen(su) confectis plenius continet. Predictus vero dominus Ulricus de dispe(nsa)cione pecunie testamenti ipsius ut deo sit acceptabile sibi suis(que) pue)ris plus salubre, taliter nobis disposuit et eciam provide ord(inavit), quod cum predicta pecunia singulis septimanis per circulum anni cum) una sexagena grossorum dictorum debemus volumus et pronuncia(mus) facere nostro conventui pitanciam specialem, cum super crese(entibus) vero denariis silicet tribus sexagenis et viginti octo grossis d(ebet) luminaria, lampadera et ornatum circa altare, ubi sepultura(m) suam elegerit, comparare et unum de nostris fratribus ad hoc exequendum deputabimus ydoneum, ne aliqua in hoc negligencia commit(tatur). verum tamen ordinacioni dicti domini omnino implere volentes pro(mit)timus, quod post mortem ipsius de illis iam dictis tribus sexag(enis) et viginti octo grossis debemus ni suo anniversario cum un(a) sexag(ena) conventui nostro facere servicium speciale et pro ipso defunctorum officium prout consuetum est in ordine fideliter cum perpetuo (fa)ciamus, promittentes eidem ob m)agne devocionis sue a(ffectum) et nostre conso-lacionis effectum et ut deus laudetur in omnib(us)

Dr. Johann Josefth.

*) Sm M. S. afflati.

Nachtrag zur Biographie Radlik's.')

So wünschenswerte Aufschlüsse Herr Prof. Müller in seinem Aufsatz über Radlik (S. 191—220, Jahrg. 1875 der Mitth.) gegeben hat, so ist doch eines gänzlich zu vermissen, eine Darlegung des Verhältnisses des Künstlers zur gräflichen Familie Černin; und doch hat Radlik wol nie wohlwollendere und einflussreichere Gönner besessen, als die Mitglieder dieses Hauses. Bereits um das Jahr 1816 als Schüler der Prager Akademie bezog er vom Grafen Rudolf Černin eine Pension oder einen Gnabengehalt (so bezeichnen es die Empfangsscheine) von 250 fl.; bei seiner Uebersiedelung nach Wien im Herbst 1817 wurde diese Summe auf 600 fl. erhöht und er zugleich zum Kammermaler der gräflichen Familie ernannt. Offenbar dürften also die „kämmerlichen Verhältnisse“ des Künstlers (S. 195 des cit. Aufsatzes) nur auf vorübergehende Geldverlegenheit zurückzuführen sein.

Wie viel Radlik von der Liberalität des Grafen erwartete, zeigt ein Schreiben ddo. Wien 22. Juni 1822, worin er die Hoffnung ausspricht, daß derselbe ihm die Mittel zu einer Studienreise nach Italien gewähren würde. „Auf diese Gnade hoffend habe ich deswegen nie und gegen Niemand meinen alten Wunsch geoffenbart, wiewol man mir's von mehreren Seiten wahrscheinlich machen wollte, es dürfte vielleicht höchsten Ortes hierwegen zu meinen Gunsten entschieden werden. Nur in diesem alleinigen Falle ist mir die Verweigerung meiner demüthigen Bitte denkbar, wenn nämlich Hochdieselben es meinem Glück förderlicher fänden, den öffentlichen Schutz abzuwarten, in welchem Falle ich mich gehorsam Dero gnädigen Anordnung füge.“

In Rom ebneten ihm seine Beziehungen zur gräflichen Familie den Weg: jener Hofrath Mercy, von dessen einflussreicher Empfehlung er in seinem Briefe an Grufz spricht, war ein Günstling des Grafen Černin; Graf Ługow, damals Gesandter in Rom, ein Neffe desselben. Er theilt denn auch bereits am 23. Juni, also viel früher als seinem Freunde Grufz, dem jungen Grafen Ottokar Černin seine Erlebnisse in Rom mit; der Brief ist indessen zu weitläufig, als daß er hier seine Stelle finden könnte. Für die Denkweise des Künstlers überhaupt und die damaligen Kunstverhältnisse bezeichnend aber ist sein Neujahrswunsch an den alten Grafen: „Den Zweck meiner Sendung nach dieser ersten Kunststadt der Welt, nämlich meine Vervollkommnung kann und werde ich nie aus den Augen verlieren können, da man in Beurtheilung eines Kunstwerkes hier in Rom bei weitem kritischer ist, als irgend wo. Eine natürliche Folge dieser heilsamen Strenge ist eine bessere Qualität der Leistungen, die natürlich andertheils der Quantität Eintrag thut. Nichtsdestoweniger schmeichle ich mir mit der angenehmen Hoffnung, daß ich durch weise Benützung der Zeit und zweckmäßige Behandlung im Ausführen Eure Excellenz meinen gnädigsten Obern auch in dieser Hinsicht befriedigen werde. Außer einer Madonna mit dem Jesuskinde, halbe Figur in Lebensgröße, habe ich vor Kurzem ein Gemälde auf das Begehren des H. Gesandtschaftsrath Ritter von Genotte vollendet, es stellt den jungen Tobias vor, wie er, in Begleitung des Erzengels Raphael im Begriff abzureisen, von

*) Auf Grund von Mittheilungen, aus dem gräflichen Černin'schen Archive in Neuhaus, welche der Redaction von dem gräflichen Černin'schen Forstmeister, Herrn Georg Wachtel, gütigst zur Verfügung gestellt worden sind.

seinen Eltern Abschied nimmt. Dieses Bild erfreut sich, wie man mich wiederholt versichert, eines allgemeinen Beifalls, mir aber muß das Urtheil Cammuccinis und seine Zufriedenheit, der alle meine Arbeiten toccand findet, vor allen das angenehmste sein. In einigen Tagen hoffe ich mit einer Skizze zu einem größeren, reicher komponirten Bilde fertig zu werden; der Gegenstand ist: Mars und sein Gefolge erschrecken durch ihre Erscheinung eine dem Gott Pan opfernde Gruppe Menschen. — Ich habe absichtlich diesen Gegenstand gewählt, um Bewegung in den Gruppen und mehr nacktes zeigen zu können, das gegenwärtig die größere Zahl der hier studierenden deutschen Maler etwas vernachlässigt. Die Segnungen des Friedens geben ein angenehmes Seitenstück. Was Rom dem Künstler immer, immer interessant macht, ist, daß man von Zeit zu Zeit immer etwas fertiges ausgestellt sieht. — Ohnlängst hat Bildhauer Wolf aus Berlin die vom verstorbenen Schadow unvollendet hinterlassene Gruppe des Achill mit der Penthesilea für den König von Preußen beendet. — Eine schöne Gruppe, gut studirt, und schön vollendet, doch der Achill ist meiner Meinung nach kein Achill. Gegenwärtig haben die Gebrüder Riepenhausen *) ein großes Gemälde ausgestellt, zu dem alles Kunsttreibende und Kunstliebende Publikum seine Wanderungen macht; es stellt Friedrich den Rothbart vor, wie er von seiner Krönung aus der alten Basilica des St. Peter, begleitet von Papst und den Cardinälen, nebst seinem ritterlichen Gefolge auf dem St. Petersplatz von einem Haufen Römern feindlich angefallen und von Heinrich dem Löwen Herzog von Braunschweig verttheidigt wird. — Dieses Gemälde für den König von England gemalt ist in allen Theilen brav und gefällt, in keinem aber wahrhaft vortrefflich. — Daß in mir der lang geleimte Wunsch bei ähnlichen Gelegenheiten immer reger wird, ebenfalls etwas großes hier in Rom ausführen zu können und zu dürfen, ist wohl bei einem nach höherer Stufe klimmenden Künstler natürlich. Daß mein Geschick ganz in den Händen Euer Excellenz liegt, fühle ich tief.“ —

Nach der Rückkehr Radlik's nach Wien wurden die alten Beziehungen keineswegs fahren gelassen. Ja es scheint sogar, als ob Graf Cernin bei der Berufung Radlik's als Direktor der Prager Akademie seine Hand im Spiele gehabt habe, wenigstens deutet ein Brief des Künstlers ddto. Wien 31. August 1836 an den Majorats-herrn Eugen Cernin darauf hin. „Auch gebe ich mir die Ehre — heißt es daselbst — bei dieser Gelegenheit Euer Hochgräflichen Gnaden die geziemende Nachricht zu geben, daß ich auf das Anrathen Sr. Exc. Dero Hochwohlgeborenen Herrn Waters und auf mehrfache Aufforderung von Prag aus um die erledigte Direktorstelle der Prager Schule eingekommen bin. Da ich mehrfach von der Wohlgenichtigkeit Euer Hochgräflichen Gnaden gegen meine Wenigkeit insbesondere im vorliegenden Falle überzeugt bin. —“

Zum Schlusse noch eine kleine Anekdote.

Radlik hatte während seines Aufenthaltes in Wien für den Hofsäger Franz Paul einen Christus mit der Dornenkrone gemalt. Er benützte damals einen jungen Mann Namens Reich zum Farbenreiben, Leinwandspannen und ähnlichen Arbeiten. Dieser bekam das Bild in die Hand und erlaubte sich den übel angebrachten Scherz, es mit seinem Namen zu fertigen. So befindet sich das Gemälde noch heute im Besitze des genannten Herrn und kann einem Kunsthistoriker des 20. Jahrhunderts, der von dem Sachverhalte nichts ahnt, noch einmal viel Kopfszerbrechen kosten.

Adolf Hammer'schlag.

*) Bekannt aus den kunsthistorischen Schriften Goethe's.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

1. Sage von der Gründung der Stadt Budweis.¹⁾

Die Stadt Budweis verdankt ihre Entstehung dem Könige Přemysl Ottokar II. Er soll nämlich das Gelübde gethan haben: dort wo er zuerst die Nachricht von der Geburt eines Thronerben erhalten würde, ein Kloster (nach Anderen eine Stadt) zu gründen. Die Nachricht von der Geburt eines Sohnes traf ihn nun zuerst in der Gegend, wo jetzt Budweis steht.

Ottokar ließ daher den Urwald, der sich hier damals noch befand ausroden und gründete, wie er gelobt, das Budweiser Kloster, das noch bis auf den heutigen Tag als das älteste Gebäude der Stadt gilt.²⁾ In kurzer Zeit entstanden um dasselbe mehrere Hütten von Ansiedlern. Als nun König Ottokar später wieder in diese Gegend kam und die wenigen Hütten beim Kloster sah, soll er gesagt haben: „Bude jich vice,“ (d. h. es werden ihrer mehr werden). Daher hieß dann in der Folge die Stadt „Budějovice.“ Andere erzählen: daß der König bei der Nachricht von der Geburt eines Sohnes ausgerufen habe, „bude jich vice“ und daß er aus Dankbarkeit das Kloster von Budweis gründete.

2. Die Sage vom Irrethum in Budweis.

Auf dem Budweiser Ringplatze befindet sich in der Mitte ein Röhrenkasten mit der Statue Samsons. Einige Schritte von demselben entfernt, und zwar zwischen dem

1) Wohl keine Stadt Böhmens dürfte so arm an historischem Materiale sein als Budweis. Die Stadt besitzt jetzt gar kein Archiv, keine Urkunden, keine Copial-Bücher, so daß es schwer sein wird, eine Geschichte von Budweis zu schreiben. Unverstand und Leichtsinm der früheren Zeit haben das jedenfalls reiche Archiv völlig vernichtet, denn man erzählt, daß das „alte Papier“ verkauft und auf Wagen fortgeführt wurde. Bis jetzt existiert über Budweis „eine kurz gefasste Geschichte“ von C. Fr. Richter (98 Seiten) ohne besonderen Werth. Ihr ist die Gründungssage entnommen.

2) Das frühere Kloster dürfte nicht bloß der Sage, sondern auch der Wirklichkeit nach das älteste Gebäude der Stadt Budweis sein. Es wird selbst behauptet, daß es bereits mehrere Jahre vor der eigentlichen Erbauung der Stadt stand. Daraus bezieht sich auch eine lateinische Inschrift, welche noch jetzt über der Eingangspforte des Klosters sich befindet und die ganz bestimmt sagt, daß das Kloster um 31 Jahre älter als die Stadt sei: „triginta ac uno locus hic prior urbe stat anno.“

Vom eigentlichen Klosterbau ist nur noch die Kirche und der gothische Kreuzgang vorhanden, welcher den inneren Klostergarten umschließt. Das Uebrige ist besonders durch die Restauration des Jahres 1774 umgebaut und des eigentlich Werthvollen beraubt worden. Historisch merkwürdige Inschriften wurden übertüncht, und die zahlreichen Grabsteine im Kreuzgange entfernt. — Das Alterthümlichste und Schönste ist der schon erwähnte Kreuzgang mit gothischen Fenstern, von welchen noch zwei, mit reichem Maßwerke ausgefüllt, dem dreizehnten Jahrhunderte angehören. Das Maßwerk fehlt jedoch den übrigen Fenstern. Wahrscheinlich wurde es auch bei jener Restauration des „Nichtes halber“ entfernt.

Valbin schreibt die Gründung von Budweis Přemysl Ottokar II. zu und erwähnt, daß

letzteren und dem Gasthause zur „silbernen Glocke,“ liegt zwischen anderen Pflastersteinen ein großer weißer Stein „der Irstein“ genannt, von dem der Volksmund erzählt, daß er die Eigenschaft habe, einen Feden, der Abends zwischen neun und zehn Uhr darüber gehe, so zu verwirren, daß er in der Stadt herumirre, ohne seine Wohnung finden zu können.

Die Sage berichtet über seinen Ursprung Folgendes. Vor alter Zeit wohnte in dem Thurme in der Nähe des „Zwingers“ am südlichen Ende der Stadt ein Thürmer, Namens Hans Steinflod. Derselbe hatte eine Tochter, und da in Folge seines Alters sein Augenlicht schon geschwächt war, so vertraute er dieser die Beobachtung der Gegend nach Daubrawitz und Gutwasser an. Um dieselbe Zeit hatte sich in Budweis ein Waffenschmied niedergelassen, welcher sich unter den Gesellen der verschiedenen Handwerke einen Anhang verschaffte und versuchte, sie vom Glauben ihrer Väter abwendig zu machen und sich gegen die Herrschaft des Königs zu empören. Die Handwerker hatte er durch veranstaltete Gelage an sich gelockt, und durch diese suchte er immer mehr Teilnehmer zu gewinnen. Unter den Verschworenen befand sich nun auch ein Seilergeselle, welcher die Zuneigung der Thürmererstochter gewonnen hatte. Sie hatte an ihm nichts auszusetzen, außer daß er an den nächtlichen Zusammenkünften und Gelagen in dem Wirthshause „zur Traube“ Theil nehme. Einmal nun warf sie ihm sein Betragen vor und betheuerte, ihm nicht früher das Jawort zur Heirath geben zu wollen, bis er sich nicht von jenem nächtlichen Treiben ferngehalten haben würde. Da gestand ihr der Seiler, daß er das nicht könne, weil er durch einen Eid gebunden sei. Der alte Thürmer hatte aber unter dem Schutze der Finsterniß, welche auf der Treppe des alten Thurmes herrschte, das ganze Gespräch belauscht und beschloß, da er dem Seiler auch nicht gut war, von dem Gehörten beim Stadtgerichte die Anzeige zu machen.

sie im Jahre 1265 erfolgt sei. Er beruft sich dabei ausdrücklich auf die Gründungsurkunde, welche damals im städtischen Archive von Budweis sich befand, und die natürlich — wie alle übrigen Urkunden — jetzt nicht mehr vorhanden ist. Balbin führt ferner bezüglich der Gründungs-Geschichte des Dominikaner-Klosters an, daß es Přemysl Ottokar deshalb gestiftet habe, um in seiner ersten Ehe (1252) mit der bereits 46 Jahre alten Margaretha von Babenberg, der Schwester Friedrich des Streitbaren, einen Thronerben zu erstehen. Er sucht die Gründung eines Dominikaner-Klosters scharfsinnig damit zu erklären, daß Margaretha nach dem Tode ihres ersten Gemahles, des römischen Königs Heinrich VII. eine Zeit lang den Schleier einer Dominikaner-Monne (im Kloster St. Katharina bei Trier) getragen habe. Auf jenes Gelübde Ottokars zur Erlangung eines Thronerben soll sich auch ein Wahrzeichen beziehen, nämlich ein aus Stein gehauenes Kindlein mit einer Krone und einem Reichsapfel, daneben ein Löwe, das sich noch jetzt in der Kirche an einem Pfeiler nahe der Wölbung des Schiffes befindet, und zwar gerade dort, wo früher ein Altar der hl. Margaretha stand, wornach auch dieser Theil der Kirche ehemals die Margaretha-Kapelle genannt wurde. Bezüglich der Anlage der Stadt selbst kann man annehmen, daß die jetzige sogenannte „Altstadt“ oder „Prager Vorstadt“ früher bestand, als die jetzige eigentliche Stadt zwischen der Moldau und Maltisch.

Balbin sagt, daß die letztere ein Budiboj von Rosenberg (eigentlich ein Wittowec) begründet habe, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf der benachbarten Burg Hluboká (Frauenberg) wohnte. Daher der Name der Stadt wahrscheinlich vom Gründer herrührt.

Als nun eines Abends die Verschworenen wieder bei „der Traube“ versammelt waren, begab sich eine Scharwache unter Anführung des Stadtrichters Johann Ragenhagel in das genannte Wirtshaus, besetzte den Ausgang, und der Stadtrichter trat in das Zimmer und forderte die Verschworenen auf, sich zu ergeben. Statt einer Antwort wurde das Licht umgestürzt, einer der Verschwörer warf sich auf den Stadtrichter und stieß ihm einen Dolch in die Brust, daß er sogleich todt zur Erde fiel. Als nun alle neun an der Zahl sich flüchten wollten, fanden sie den Ausgang von der Wache besetzt, und sie wurden gezwungen, sich zu ergeben. Vor Gericht gestellt wollte keiner verrathen, wer der eigentliche Mörder des Stadtrichters gewesen, da sie gegenseitig geschworen hatten, zu schweigen. Selbst als die Richter drohten, alle neun hinrichten zu lassen, blieben sie stumm. Da die Drohungen fruchtlos blieben, wurden nun die Gefangenen am nächsten Tag auf den Richtplatz geführt, der damals mitten auf dem Marktplatz¹⁾ sich befand, und hier wurden sie vor dem versammelten Volke noch einmal gefragt, wer unter ihnen den Mord verübt habe. Aber Alle blieben stumm. Da wurde der Erste vor den Augen der Uebrigen geköpft, dann der Zweite, dann der Dritte und so fort bis auf den Letzten, keiner ließ sich aber bewegen, ein Geständniß zu machen. Bei dem neunten versuchte es der damalige Bürgermeister Georg Weis noch einmal, den Thäter zu erfahren; er versprach ihm völlige Freiheit, wenn er den Mörder nenne. Dieser jedoch, des Schwures eingedenk, gestand nichts und sagte: „Mir geschehe wie den Anderen.“ So wurde auch er hingerichtet. Die Körper der Gerichteten wurden hinter dem Hochaltare der Klosterkirche begraben, und das Richtschwert, mit welchem die Verschworenen geköpft wurden, ist noch heutzutage auf dem Rathhause zu sehen.²⁾

Die Stelle nun, auf welcher die Hinrichtung stattgefunden, bezeichnet der oben genannte weiße Stein, der wegen seiner sagenhaften Eigenschaft der Irrstein genannt wird. —

Außer dieser Sage herrscht über den Ursprung des Irrsteines noch eine zweite, wornach in Folge einer begangenen Mordthat in der Stadt der Verdacht auf neun

1) Die Hinrichtungen fanden bis zum Jahre 1551 auf dem Marktplatz statt, in dessen Mitte sich ein Galgen erhob. Dieser ist selbst noch auf einer Abbildung des Budweiser Platzes vom Jahre 1841 verzeichnet, obwohl (nach Millauers Manuscripte) in dem oben erwähnten Jahre vor dem Schweinitzer Thore das sogenannte „Köpfhäusl“ erbaut wurde, bei welchem seitdem die Executionen vorgenommen wurden.

2) Auf die Hinrichtung dieser neun jungen Leute bezieht sich auch eine Notiz in einem Manuscripte, das von Georg Millauer, Wirthschafts-Administrator in Budweis im Jahre 1774, gestorben daselbst im Jahre 1784, geschrieben worden und das die wichtigsten Ereignisse in Budweis vom Jahre 1722—84 chronikartig enthält. Auf den ersten Seiten des Buches hat Millauer auszugsweise aus „einem alten Gedebuche“ die wichtigsten Vorfälle von Budweis vom Jahre 1418—1670 verzeichnet. Werthvolles historisches Material für eine Geschichte von Budweis liefert das Manuscript jedoch nicht.

Auf der zweiten Seite des angeführten Manuscriptes befindet sich nun vom 8. Juni 1418 folgende Notiz: „In diesem Jahr seynd hiesige 9 Burgers Söhne, welche sich den hiesigen Stadt Richter widersetzet haben, in einen Tag auf den Platz enthauptet worden.

Der Stein, worauf sie justificiert, ist heutigen Tages zu sehen, ist auch jederman belandt; die drei Schwertler, mit welchen selbe Enthauptet worden, werden zu dato ob dem Königl. Rathhaus aufbehalten, auch einigen anhero komenden hohen Ministern und Cavaliren vorgezeiget. — Das Manuscript befindet sich jetzt im Besitze der hiesigen Bürgerwittwe Mezze.

Studenten fiel, welche peinlich verhört ebenfalls nichts verriethen, da sie sich hiezu eiblich verpflichtet hatten, und die schließlich auch sämmtlich hingerichtet wurden.

Außer dem genannten weißen Irrsteine befindet sich noch in der Nähe des Röhrkastens ein zweiter. Derselbe ist kleiner als der erste, von dunkler Farbe und mit einem ausgehauenen Kreuze bezeichnet. Er liegt etwa zwanzig Schritte vom Röhrkasten gegen die östliche Häuserfront zu entfernt und ist nicht so leicht zu finden als der weiße.

3. Die Sage von der Nonne Luise.

An der Ecke der Herren-Gasse, gegenüber dem Portale der Piaristen-Kirche stehen im Friedhofe, der sich hier vor alten Zeiten befand, einige unansehnliche Gebäude, die den Namen „Nonnenhof“ führen.

Dort war vor Zeiten ein Nonnenkloster, welches durch einen unterirdischen Gang mit der Kirche des Piaristen-Klosters in Verbindung stand. Dieser Gang mündete in die Vorhalle der Kirche, aus dieser führte eine Stiege in ein Datorium, welches, reich mit Schnitzwerk verziert, von der Wand weit in die Kirche hineinragte. Dieses Schnitzwerk bestand noch im Jahre 1828. In diesem Jahre aber fiel es, wie so manches andere Alterthum der Kirche als Opfer einer Restauration.

Im Nonnenkloster lebte nun zur Zeit, als das Kloster der Dominikaner ganz ausgestorben war und leer stand, eine Nonne, Namens Luise, die sich durch Sanftmuth und Frömmigkeit vor allen übrigen Schwestern auszeichnete. Als nun die Vorsteherin starb, wurde sie wegen ihrer Eigenschaften einstimmig als Nachfolgerin gewählt. Sie war vor Allem eine Freundin der Armen, täglich stand sie an der Klosterpforte und vertheilte Brod unter dieselben; während der Nacht pflegte sie oft in die Kirche zu gehen und zu beten.

Einmal gieng sie auch um Mitternacht durch den geheimen Gang dahin, um vor dem Marienbilde, das ein Budweiser Bürger, Namens Wenzel Inzitor im Jahre 1410 von Mailand mitgebracht hatte, und vor welchem beständig eine Lampe brannte, zu beten. Mitten im Gebete fühlt sie sich plötzlich von kräftigen Männerarmen umfaßt, sie stößt einen Schrei des Entsetzens aus und sieht sich von drei vermummten, wild aussehenden Männern umringt. Der eine setzt ihr einen Dolch auf die Brust, und droht, sie sofort niederzustoßen, wenn sie um Hilfe rufe. Nachdem sich die Nonne gefaßt, fragt sie die Räuber, was sie hier und von ihr wollten? Der, welcher sie fest hielt, verlangte nun von ihr den Schlüssel zum Gitter von dem Sanctuarium. Die Nonne, um das Heiligthum vor Verraubung zu schützen, flehte die Räuber an, es zu verschonen, dafür wolle sie ihnen Kostbarkeiten von Gold und Silber zeigen, die den hundertfachen Werth des beabsichtigten Raubes hätten, und die in der Sakristei verborgen wären. Sie forderte die Männer auf ihr zu folgen. Der Erste faßte ihre Hand und sagte: „Wir folgen dir, aber wehe dir, beim geringsten Verdachte des Verrathes mußt du sterben.“ Während nun der Zweite mit dem Wachsstocke vorausgieng und leuchtete, folgte der Nonne der Dritte mit gezücktem Dolche, bis sie die Sakristei erreicht hatten. Hinter dem Hochaltare befand sich die Thüre, und diese öffnete die Nonne. Wirklich lagen da viele goldene und silberne Gefäße, welche die Räuber gierig wegnahmen. Da sie aber noch mehr wollten, so wies die Nonne auf einen an der Decke angebrachten Verschluss, worin die wertvollsten Gefäße und Edelsteine verborgen seien.

Dazu hatte sie jedoch keinen Schlüssel. Rasch bringt der eine der Räuber eine Leiter und steigt hinauf, um den Verschluss zu erbrechen, der andere folgt ihm, um die Sachen in Empfang zu nehmen. Das Schloß war aber sehr fest, das Erbrechen desselben erforderte große Anstrengungen, die Leiter begann zu weichen — da springt der Dritte, welcher neben der Nonne zur Bewachung stand, hinzu, sie zu halten. Diesen Augenblick benützt die Nonne, sie springt rasch aus der Sakristei, wirft die Thüre hinter sich zu, verschließt dieselbe und eilt zum nahen Glockenstrang und beginnt aus allen Kräften zu läuten. Die gefangenen Räuber wüthen gegen die feste Thüre, aber sie pochen und hämmern vergeblich. Der gellende Glockenton ruft die im nahen Thurme befindliche Wachmannschaft herbei, welcher sich bewaffnete Bürger der benachbarten Häuser anschließen. Zur Kirche gekommen, sieht man außen am Kirchenfenster eine Leiter angelehnt, worauf einer der Räuber emporklimmt, den Genossen zu Hilfe zu eilen. Aber ein Ruck — und er lag zerschmettert am Boden. Indeß hatte die Nonne das Thor geöffnet, die Wache drang mit vorgehaltenen Spießeln hinein, und nach kurzem verzweifeltem Widerstande wurden die Missethäter in der Sakristei überwältigt und ins Gefängniß geschleppt. Die unerschrockene Nonne überlebte jedoch diese Schreckensnacht nicht lange. Sie wurde krank und starb bald darauf, vom Volke tief betrauert. Die Räuber, welche im nahen Walde bisher gehaust hatten, wurden auf dem Ringplatze enthauptet und ihre Köpfe im Zeughause, dem bisherigen Salzmagazine neben der Klosterkirche, eingemauert. Noch heutzutage sind ihre drei steinernen Masken an der Front des Magazins zu sehen.

4. Der große Frosch an der Marienkirche.

Als der Grund zur Marienkirche gelegt wurde, befand sich unter der neuen aufgeführten Mauer ein ungeheurer Frosch, welcher dieselbe in den Grundfesten erschütterte, so daß sie wieder zusammenfiel. Erst mit Hilfe von Gebeten und Beschwörungen konnte derselbe vertrieben werden, worauf der Bau der Kirche ungehindert fortgesetzt wurde. Zum Andenken dessen ward ein aus Stein gehauener Frosch unter dem Kirchdache angebracht, allwo er noch zu sehen ist.

5. Der Todtenbäck.

In Budweis in der Landstraße steht ein altes Haus, genannt „zum Todtenbäck.“ Ueber den Ursprung des Namens erzählt die Sage Folgendes:

Vor Zeiten gehörte das Haus einem der reichsten Geschlechter der Stadt, und das ehrfame Bäckerhandwerk vererbte sich seit Langem vom Vater auf den Sohn. Da starb die einzige Tochter des Hauses, und die Eltern wehlagten um sie, daß es jedermann ergriff. Die Leiche wurde auf das Prachtvollste bestattet. Da die Jungfrau im Sarge reich geschmückt worden, hatte dies die Habgier des Todtengräbers gereizt und er machte sich in der Nacht auf, warf die leicht zugeworfene Erde des Grabes wieder heraus und erbrach den Sarg, um die Todte zu berauben. Nachdem er schon Mehreres zu sich genommen, wollte er auch der Leiche die Ringe von den Fingern ziehen. Da dies jedoch nicht rasch genug gieng, wollte der Unmensch die Finger abschneiden. Kaum hatte er jedoch mit dem Messer

in den einen Finger geschnitten, als sich die Todte zu regen begann und endlich die Augen aufschlug. Den Todtengräber erfaßte Entsetzen, er ließ Alles liegen und floh. Die Scheintodte jedoch erhob sich und gieng in das väterliche Haus, dessen Thor gerade die Magd öffnete, als sie ankam. Als diese die todtgeglaubte Tochter des Hauses in dem Todtengewande erblickte, stieß sie einen Schrei aus und eilte entsetzt zu den Eltern, die Kunde zu melden. Kaum hatte sie geendet, als auch schon die Jungfrau in die Thüre trat und die vor Schreck und Freude sprachlosen Eltern begrüßte. So hatte der Frevler des Todtengräbers die Scheintodte wieder zum Leben gebracht. Seitdem hieß aber der Vater der Jungfrau „der Todtenbäck.“

6. Der Kapuzinerbäck.

Ein anderes Bäckerhaus heißt „zum Kapuzinerbäck.“ Es bekam den Namen folgendermaßen:

Das Haus des Bäckers stieß an ein früheres Kapuzinerkloster. Dieses hatte nur einen kleinen Hofraum, während das Bäckerhaus einen sehr geräumigen besaß. Als nun einst die Wittve und einzige Erbin des letzten Bäckers, ein steinaltes Mütterlein, auf dem Todtenbette sich befand, ließ sie einen Kapuzinerpater holen, um die letzte Wegzehrung zu empfangen und ihr Testament zu machen. Der schlaue Kapuziner wollte die günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen und dem Kloster den großen Hofraum der Sterbenden verschaffen. Da das Mütterchen schon sehr schwach war, so konnte es auf die Fragen nur noch unbemerkt mit dem Kopfe nicken. Der Pater Kapuziner gab nun die Hand unter den Kopfpolster der Sterbenden und fragte: Wollen Sie Dies und Jenes diesem oder Jenem vererben? Und da er mit der Hand drückte, nickte das Mütterchen mit dem Kopfe. Wollen Sie den Hofraum den frommen Kapuzinern vererben? Abermals nickte das steinalte Mütterchen bejahend mit dem Kopfe und — so kam der Hof des Hauses an das Kloster.¹⁾ Seitdem hieß aber das Haus „zum Kapuzinerbäcken.“

7. Die große Bummerin.

Im Stadthurme neben der Domkirche hängt eine große Glocke, welche wegen ihren dumpfen starken Geläutes „die Bummerin“ genannt wird. Sie kam wie die Sage erzählt, auf folgende Weise nach Budweis:

Nördlich von der Stadt Pischau, die zwei Stunden von Budweis entfernt ist, dehnt sich eine große Hutweide aus. Diese gehörte der Pischauer Gemeinde. Vor Zeiten hütete auf derselben der Hirt, der einen sehr gut abgerichteten Hund hatte, der es verstand, die ganze Heerde zu regieren und jedes verlorene Stück derselben zurückzubringen. Als einst der Hirte nach Hause treiben wollte, fehlte ein Schwein. Er schickte den Hund es zu holen. Der Hirt wartete eine Viertel-

1) Der erzählte Zug kehrt auch in anderen Sagen wieder.

Stunde, dann wieder eine, aber weder Hund noch Schwein kam zurück. Da machte er sich endlich selbst auf den Weg und fand an einem einsamen Orte den Hund sammt dem Schweine zu seinem Erstaunen eifrig in der Erde wühlen. Näher gekommen sieht er, wie aus der Erde der obere Theil einer Glocke hervorrage. Nun eilte der Hirt rasch in die Stadt, um von dem merkwürdigen Funde die Anzeige zu machen. Man brachte hierauf die Glocke auf einem Wagen in die Stadt und wollte sie auf den Stadthurm hinaufbringen. Dieser war aber zu schwach, die große Glocke zu tragen, daher wurde sie der Stadt Budweis verkauft, und die Lischaner erhielten dafür als Kaufpreis drei kleine Glocken und so viel Silberzwanziger, als auf dem zwei Stunden langen Wege von Budweis nach Lischan hintereinander gelegt werden konnten.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Berichtigungen

zu Heft 1 des XV. Jahrgang's.

Seite 64 Zeile 19 von oben soll es heißen statt: Dechant Pegler — Dechant **Leher**.

Im Verzeichniß der Mitglieder:

Seite 11 Stiftende Mitglieder: 15. Zeile von unten lies: **Alois Haase, Herrschafts- und Fabriksbesitzer in Trautenau**), S. 12 15. Z. v. u. l.: **Clemens Ritter Walzel von Wiesentreu** Fabriks- und Realitätenbesitzer in Parschnitz).

Ordentliche Mitglieder: Seite 18 Gräßlig. 9. Zeile von unten lies: **Wilhelm Fuchs** statt: **Wilhelm Fuchs**. Seite 24; 9. Zeile von unten ist einzuschalten: **Miestel** (Möhren) Herr **Wilhelm Worzilowsky** Ritter v. **Rundrats**, l. l. Statthalter-Conzipist bei der Bezirkshauptmannschaft. S. 26 Pilsen. 20. Z. v. u. ist einzuschalten: Herr **Jakob Böchl**. S. 27 Prag. 25. Z. v. o. l.: **Wenzel Binder** l. l. Ober-Landesgerichts-Rath statt: Landesgerichts-Rath. S. 34 Trautenau. 19. Z. v. u. l.: **P. Rudolf Schmidt** Pfarrer statt: Kaplan, 18. Z. v. u. l.: **Ignaz Dir** Fabrikant statt: Mühlenbesitzer, 17. Z. v. u. l.: **Johann Ruß** Fabriksdirektor und **Realitätenbesitzer**, dann **Josef Müller** **Realitätenbesitzer** statt: Mühlenbesitzer, 13. Z. v. u. l.: **Max Ehlenburg** statt: **Eulenburg**. 12. Z. v. u. l.: **Franz Großmann**, Agent und **Realitätenbesitzer**. 11. Z. l.: **F. F.** Lehrerbildungsanstalt. 9. Z. v. u. l.: **Franz Wimler**, Professor an der l. l. Lehrerbildungsanstalt statt: **Franz Wimmeler**, Reallehrer, dann **F. F.** Oberrealschule. 9. Z. v. u. l.: **Med. Dr. Bernhard Bauer** prakt. Arzt (während der Saison Badearzt in Johannesbad) statt: **Fabriks- und Gerichtsarzt**. 3. 6 v. u. l.: **Med. Dr. Wenzel Sturm** **Fabrikarzt**, 3. 4 v. u. l.: **F. König** **Fabrikdirektor** statt: **Fabrikant**, 3. 3 v. u. l.: **Fr. Ebenhöch**, **Gutsverwalter** in **Wedelsdorf**, dann **Franz Suida** **Fabrikant** in **Möhren** statt in **Wedelsdorf**.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 12. Dezember 1876.

Ordentliche Mitglieder:

- Herr **Bachmann** Johann, Professor an der deutschen höheren Töchterschule in Prag.
- „ **Basler** Hans, Professor an der deutschen höheren Töchterschule in Prag.
- „ **Falge** Clemens, Lehrer in **Bernsdorf**.

Berechl. Fortbildungsverein in Jajda.

- Herr **Sauba** Heinrich, Braumeister in Maffersdorf.
" **Sinzley** Ludwig, Fabrikbuchhalter in Maffersdorf.
" **Sluth** Oscar, k. k. Statthaltereiconcepts-Praktikant in Prag.
" **Herrmann** Herm., Oberlehrer in Bernsdorf.
" **Hoder** Stefan, Brauerverwalter in Maffersdorf.
" **Höhm** Ferdinand, Professor an der deutschen höheren Töchterschule in Prag.
" **Horčička** Adalbert, phil. stud. in Prag.
" **Hoser** Karl, Redaktion des „Trautenauer-Bochenblattes“ und Buchdruckerei in Trautenau.
" **Hruschka** Alois, Professor an der deutschen höheren Töchterschule in Prag.
" **Hübler** Franz, k. k. Gynn.-Professor in Reichenberg.
" **Kerschner** Moriz, Bürgerchullehrer in Smichow.
" **Klebs** Edwin, Med. Dr., k. k. Univ.-Professor in Prag.
" **Kny** Ferdinand, Lehrer in Auffig.
Frä. **Vintemer** Hermine, Leiterin der deutschen Mädchen-Volksschule in Smichow.
Se. Durchlaucht Herr Fürst **Dettingen-Wallerstein** Karl Friedr., Großgrundbesitzer, oc.*
Herr **Ott** Josef, kais. Schwarzenberg'scher Oekonomie-Beamter in Netolitz.
" **Niedl** Ferdinand, kais. Schwarzenberg'scher Oekonomie-Beamter in Netolitz.
" **Saal** Leopold, Gastwirth in Trautenau.
" **Säzinger** Theodor, kais. Schwarzenberg'scher Oekonomie-Beamter in Netolitz.
" **Spitz** Siegmund, Kaufmann in Teplitz.
" **Vorreiter** Josef, k. k. Gynn.-Professor in Jglau.
" **Zdekauer** Karl, Ritter von, Banquier in Prag.

Vom 13. April bis 12. Dezember 1876 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren ordentlichen Mitglieder bekannt geworden, und zwar:

- Herr **Bareuther** Christian, Fabrikant in Aſch. († im Oktober 1876).
" **Dauscha** Bruno, Apotheker in Braunau. († 15. Mai 1876).
" **Ebermann** Franz, Zahnarzt in Prag. († 31. Oktober 1876).
" **Sinzel** W., Th. Dr. Domcapitular, Conſiſt.-Rath, oc. in Leitmeritz. († 1. Juni 1876).
" **Sinzley** Ignaz, Fabrikant in Maffersdorf. († 3. Mai 1876).
" **Jelinek** Karl, Phil. Dr. k. k. Hofrath, Direktor der meteorolog. Reichsanstalt in Wien.
" **Don Krieglstein** Ignaz, Kirchendirektor in Wien. († im Juli 1876).
" **Mayer** Salesius, Th. Dr., Landes-Prälat, Abt oc. in Ofegg, († 19. Nov. 1876).
" **Krewelowſky** Hermann, Handelsagent in Letſchen.
" **Nöfler** Josef, Kaufmann in Gablonz.
" **Schicho** Vinzenz, JUDr. Landes-Advokat in Prag. († 23. April 1876).
" **Schlein** Anton, Oberförster in Raubnitz.
" **P. Schmid** Ambros, Personal-Dechant und Pfarrer in Altenbuch. († 15. Okt. 1876).
" **Sorger** Franz, Med. Dr. Bürgermeister, in Karlsbad. († 2. Mai 1876).
" **Sted** Theodor, Fabrikbesitzer in Weipert.
" **P. Werner** Pacificus, Katechet in Rumburg. († 22. Nov. 1875).
" **Wärbs** Karl, Gallerieinspektor in Prag. († im Juli 1876).
" **Zindel** Friedr. G., Profuraführer in Prag. († 21. April 1876).



Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von

Dr. Andwig Schlassingen.

Fünfzehnter Jahrgang.

Drittes Heft. 1876/7.

Deutschböhmisches Dorfweisthümer.

Von Dr. E. Schlesinger.

Die ältesten Spuren deutscher Dorfrechte in Böhmen treffen wir in den sogenannten „Lokationsurkunden,“ die wir als Weisthümer besonderer Art gelten lassen möchten.¹⁾ Die Landesfürsten, reiche Grundbesitzer, insbesondere aber die Klöster kolonisierten bekanntlich im XIII. und XIV. Jahrhunderte die ihnen gehörigen weiten Ackerländer und Wälder durch Anlage von Dörfern nach „deutschem Rechte.“ Der Vorgang war einfach und im Allgemeinen allenthalben derselbe. Der Grundeigenthümer trat mit einem Unternehmer wegen der Uebergabe einer bestimmten Strecke Landes zur Aussetzung einer neuen Ansiedelung in Unterhandlung. Das Land wurde vermessen, die Rechte und Verpflichtungen der zukünftigen Kolonisten, insbesondere des Unternehmers, festgestellt und in der Gründungs- oder Lokationsurkunde zu Pergament gebracht. Mit diesem Instrumente in der Hand war es dem spekulierenden, meist wohl auch vermögenden Pflanzler nicht schwierig, bald ein paar Duzend kräftiger Arme zur Anlage des geplanten Dorfes zu gewinnen. Denn die Lage war bequem, der jungfräuliche noch nicht angebrochene Boden versprach vielfältige Ernte; Wasser, Wald und Wild fand sich im Ueberfluß. Die zu übernehmenden Lasten schienen nicht drückend, und vor Allem wurde ja das „deutsche Recht“ in der Urkunde verbürgt und verbrieft. So zogen sie denn ein die Deutschen Bauern in die böhmischen Wälder, errichteten sich an der Quelle oder am Bache ihre Blockhütten und lüchelten ganz nach Hinterwäldlerart das undurchdringliche Dunkel mit scharfer Art, trockneten Sümpfe und

1) Die Form eines Weisthums finden wir in der Lokationsurkunde v. 1302 Nov. 6. Erben-Emler Reg. II. N. 1941.

Moore, zogen Kanäle, schlugen Brücken, bauten Knüppeldämme und Gehege und rangen im harten Kampfe mit der wilden Natur, mit schädlichem Gethier oder wohl auch mit dem einheimischen Nachbar, der den Fremdling hasste. Aber der freie deutsche Bauer siegte über alle die feindlichen Elemente mit seiner zähen Arbeitskraft. Er gründete Hof um Hof, Dorf um Dorf und drang immer tiefer ins Land als echter Pionnier der Freiheit und Kultur.

Die Zauberformel, aber, die die Kolonisten von nah und ferne immer wieder von Neuem anlockte, beruhte in dem „jus teutonicum“ in dem „deutschen Rechte,¹⁾ nach welchem die Ansiedler das Neuland in Besitz nahmen, und nach welchem sie und ihre Kinder und Kindeskinde auf dem erworbenen Anwesen als freie Leute zu hausen berechtigt wurden. Ihr Gut war ihr freies Eigenthum, das sie vererben und verkaufen durften, war ihre dauernde Heimath, in der sie sich unabhängig von der Gerichtsbarkeit der Zupa unter einem Richter aus ihrer eigenen Mitte mit dem behaglichen Gefühle der dauernden Seßhaftigkeit einrichten und ihre mitgebrachten Sitten und Gewohnheiten pflegen konnten. Sie waren keine Pächter, die jeden Augenblick entfernt werden konnten, sondern wirkliche Besitzer der Scholle, die an den früheren Grundherrn bloß zinsten. Bei mühevollen Neuanlagen, besonders wenn Waldbrodungen vorgenommen werden mußten, erhielten die Ansiedler das zugewiesene Land auf Jahre hinaus vollständig zinsfrei. So gewährte das Braunauer Kloster bei der Anlage von „Sichel“ (1254) 16, von „Heinzendorf“ (1255) 15 freie Jahre ohne allen Zinsungen²⁾; als die Dffegger Cistercienser „Schönau“ gründeten (1327) bewilligte sie 7 Freijahre³⁾, während die Pfaffen Mönche den ersten Ansiedlern in „Hubenow“ (1327) für die 5 ersten Jahre den Zins nachließen.⁴⁾ Dagegen bewilligte König Wenzel II. den Böhmen Heinrich bei der Kolonisirung einer größeren Hubenzahl nur 1 bis 2 Freijahre.⁵⁾ War das überlassene Land aber leicht kultivirbar oder wohl schon im Anbau begriffen, so mußte die Zinsung schon im ersten Jahre erfolgen, ja in manchen Fällen eine Art Anzahlung geleistet werden, die man „Anleit“ nannte.⁶⁾ So verlangte das Kloster Dffegg bei der Verleihung des „deutschen Rechtes“ an „Schwindschitz“ (1342) für 10 $\frac{1}{2}$ Lahn⁷⁾ 31 $\frac{1}{2}$ Schock Anleit; ja auch die völlig neu sich ansiedelnden Kolonisten von „Nostow“ und „Tynng“ (1343) mußten Anleit entrichten, und zwar die ersteren für 4 $\frac{1}{2}$ Lahn 12 $\frac{1}{4}$ Schock, die letzteren 5 Schock für je einen Mansus.⁸⁾ Als ferner die Dffegger im Jahre 1343 die Dörfer „Doblitg“ und „Lazan“ nach deutschem Rechte umsetzten, berechnete man in diesem das Anleit für den Mansus auf 8, in jenem auf 4 Schock⁹⁾; 9 Schock

1) Auch jus emphiteuticum (später häufig purkrecht) böhmisch podáci genannt.

2) Erben-Emler Reg. II. Nr. 39, 67.

3) Codex Damascus M. S. im Dffegger Kloster fol. 41, 42.

4) Scheinpflug Mittheilungen d. S. u. f. w. XII. Jahrg. S. 269.

5) Voigt Formelbuch Nr. 151.

6) Anleit auch Analeit, soviel als Handgeld, Lohngeld — „pecunia porrectoria — pro inductio-nalibus nomine proprietatis et heredarie possessionis“ (Cod. Damascus fol. 46.). Auch bei der Aussetzung von Städten wird Anleit entrichtet (Voigt Formelbuch Nr. 114). Tschechisch heißt Anleit „nawal“ (Palach Formelbücher S. 366).

7) Der Lanens oder mansus kommt der Hube oder Hufe (mit kleinen lokalen Abweichungen) gleich. In Dffegg hatte der Lahn 64 Strich (mensura, stricho); die Hube in Pfalz wird einmal mit 37, das anderemal mit 40 Foch berechnet, sonst enthält sie meist 60 Strich.

8) Cod. Damascus fol. 44, 45, 43.

9) Ibidem fol. 42, 43, 46.

dagegen verlangte das Allerheiligenskapitel auf dem Grabschm in Prag bei der Emphiteutisierung von „Turicz“ im Saazer Kreise.¹⁾

Wohl zu unterscheiden von den Anleit sind die auf dem nach deutschen Rechte ausgesetzten Grund und Boden lastenden jährlichen Verpflichtungen. Dieselben bestanden in dem eigentlichen Grundzinse, in Naturalgiebigkeiten und in persönlichen Leistungen. Der Grundzins wurde in der Regel in zwei Terminen zu Georgi und Michaelis, zu Georgi und Galli, zu Walpurgis und Michaelis u. s. w. entrichtet. Die Höhe desselben hing offenbar von der Qualität des übernommenen Landes ab.

Auf den Braunauer Gütern wurde durchschnittlich eine halbe Mark für einen Lahn gezahlt. Bei den Ofsegger Dörfern schwankte der Grundzins zwischen 4 Groschen und einem Schock, bei den Dörfern des Klosters Pflaß zwischen 32 und 64 Groschen für die Hube. Das zum königlichen Schloße Landeswart bei Brüx gehörige Dorf Tschepfern hatte unter Dittolar II. für den Lahn eine ganze Mark im Jahre zu zinsen und zwar die Hälfte zu Walpurgis, die andere zu Michaeli.²⁾ Der Zins von einer Mark oder einem Schock für den Lahn scheint in den königlichen Dörfern während des XIII. Jahrhunderts überhaupt der übliche gewesen zu sein.³⁾ — Nebst dem Grundzinse werden in manchen Lokationsurkunden noch andere Geldabgaben erwähnt, so die königliche oder allgemeine Landes-Steuer (borna), die alle, auch der sonst zinsfreie Richter, zu zahlen hatten, die Sporteln für die Einhebung und Abführung der Zinsungen, für die Bequartierung und Beföstigung des Grundherrn oder dessen Stellvertretern bei den großen Gerichtsversammlungen u. dgl.

Noch ungleichartiger als die Grundzinse gestalten sich die immer auch für je einen Lahn festgesetzten Naturalgiebigkeiten. Weizen, Korn, Gerste Hafer, Mohn mußten strichweise, vor oder zumeist nach der Ernte abgeliefert werden. Darneben werden Hühner, Eier, Schinken Käse, Stroh, Streu u. dgl. genannt. Als Lieferungsstermine sind nebst den für die Abgabe des Grundzinses bestimmten noch besonders Ostern, Pfingsten und Weihnachten, Lichtmeß, Johann Baptist und Maria Himmelfahrt beliebt. Die Zufuhr dieser Naturalgiebigkeiten mußten die Bauern selbst besorgen.

Die persönlichen Leistungen waren keineswegs allgemein, sondern gehörten ursprünglich zu den Ausnahmen. Die königlichen Kolonisten scheinen ganz frei davon gewesen zu sein. Auch die Klosterbauern hatten nicht allenthalben mit ihrer eigenen Arbeitskraft zu dienen; und wo eine solche ausbedungen war, konnte schon im XIII. Jahrhunderte eine Ablösung durch Geld Platz greifen. Acht Arbeitstage wurden in einem solchen Falle einer viertel Mark Silber gleich gehalten.⁴⁾ Mit den späteren Roboten lassen sich die mäßigen Leistungen der freien Bauern vor der Husitenzeit gar nicht vergleichen. Wenige Arbeitsage in der Saat- und Erntezeit und ein oder die andere Fuhr über das Jahr konnte als keine übermäßige Belastung jener Lohne angesehen werden, die überhaupt mit persönlichen Leistungen ausgesetzt worden waren. Mehr Werth auf Roboten als auf Geldzinsungen scheint der adelige Großgrundbesitzer bei der Emphiteutisierung von Grund und Boden gelegt zu haben. So überläßt ein Herr von Neuhaus

1) Boigt Formelbuch Nr. 151.

2) Stadtbuch von Brüx Nr. 66.

3) Boigt Formelbuch Nr. 151.

4) Erben-Emler Reg. II. Nr. 1730.

dem Bürger Johannes von Bischofteinitz einen Hof nach deutschem Rechte gegen Barzahlung von 20 Schock, verlangt keine jährlichen Geldzinsen, dagegen aber 10 Arbeitstage in der Heufechung, 12 in der allgemeinen Ernte und einen Fuhrknecht, so oft er benöthigt wird.¹⁾

Dem Anführer der Kolonisten, der die Unterhandlungen mit dem Grundherrschaften führte und das ganze Unternehmen leitete, wurde in der Regel ein zins- und abgabefreier Lahn mitunter auch die Zinsen von jedem sechsten Lahn im Dorfe übertragen. Mit diesem seinem freien Besitze erhielt er zugleich das Gericht, das heißt den Vorsitz im Dorfgerichte, wofür er den dritten Theil der Bußgelder bezog. Der Richter oder Schulze hatte in der Regel auch das ausschließliche Schantz- und Mühlenrecht im Dorfe. Sein Amt wurde entweder nur auf gewisse Zeit oder auf Lebenszeit und in diesem Falle wieder zumeist mit dem Rechte der Vererbung verliehen. In manchen königlichen Dörfern, wie in Tschepfern, gieng der Richter aus der freien Wahl der Bauern hervor.²⁾ Zu den Pflichten des Richters gehörte nebst dem Vorzuge im Dorfgerichte noch die Einsammlung und Abführung der Geldzinsen, wofür er gewisse Sporteln bezog, die Ausübung der Polizeigewalt im Dorfe und der persönliche Waffendienst im Kriege — der übrigens auch durch einen Stellvertreter besorgt werden konnte.

Das Gericht hatte eine ziemlich ausgedehnte Kompetenz; nur gewisse Kapitalfachen wie z. B. Nothzucht, Mord, Raub u. a. unterwarf der Grundherr seinem eigener Urtheilsprüche. In den meisten Dörfern wurde dreimal im Jahre nach besonderen Regeln zu Gerichte gessen. Im Jahre 1248 verkaufte der Kastellan Heinrich sein Dorf Lobositz einem Leitmeritzer Bürger, behält sich aber das Gericht dreimal im Jahre vor.³⁾ Das dreimalige Gericht im Jahre kommt in einem mährischen Dorfe zum Jahre 1264 unter dem Namen „bandich“ vor.⁴⁾ Ausführliche Mittheilungen besitzen wir über die Ordnung der Gerichte in den nach deutschem Rechte ausgelegten Dörfern der Klosterherrschaften Braunau und Politz im XIII. und XIV. Jahrhunderte.⁵⁾ Die Richter waren hier sonst durchwegs Erbrichter. Die ordentlichen Gerichte oder „gehegten Dinge“ wurden dreimal im Jahre zur Fasching, zu Georgi und zu Michaelis einberufen. Der Richter saß vor, das Urtheil aber fanden die der Mitte der Bauern entnommenen Schöffen oder Geschworenen (scabini jurati). Als Vertreter der Gutsherrschaft war der Propst mit einem bewaffneten Gefolge anwesend.

Ein Drittel der Gerichtsfelder gehörte dem Richter, zwei Drittel der Obrigkeit. Der Propst mit seinem Gefolge mußte von den Bauern nach gewissen Vorschriften, so oft er zu Gerichte kam, verköstigt werden. — Ähnlich wie in Braunau und Politz wurde in den nach deutschem Rechte ausgelegten Dörfern anderer Klöster die ordentlichen Gerichte von den Bauern selbst gehalten. Als der Abt Ludwig von Dissegg i. J. 1326 (Juli 31.) das Dorf Schönau nach deutschem Rechte auslegte, übergab er dem Unternehmer der Gründung, Namens Wolflin, das Gericht, jedoch nur für ihn und seine Söhne.

Wie anderswo sollte auch in Schönau der Richter den dritten Theil der Bußgelder erhalten, während die andern zwei Drittel dem Kloster zufielen.

1) Palachy Formelbücher S. 367.

2) Stadtbuch v. Stritz Nr. 66.

3) Erben Reg. I Nr. 1215.

4) Erben-Emler Reg. II. Nr. 442.

5) Tomel. „Älteste Nachrichten über die Herrschaften Braunau und Politz“ S. 71 fig. — Erben-Emler Reg. II. Nr. 1730 ad a. 1296, das Recht von Haitzfolksdorf.

Gewisse Fälle, wie Mord, Raub, Ehrabschneidung wurden dem Kloster vorbehalten. Das Gericht selbst wurde aus den Einwohnern des Dorfes gebildet, und in der Lokationsurkunde bestimmt, daß die Ordnung bei demselben, die Frage und Antwort, die Urtheilsfällung, die Strafen u. s. w. ganz nach dem Muster der Ordnung von Schemnitz (gleichfalls ein Ossegger Dorf) eingerichtet werden soll.¹⁾ Auch in der Lokationsurkunde des Ossegger Dorfes Kostow vom 16. März 1343 wird auf die Schemnitzer Gerichtsordnung hingewiesen, dagegen ausdrücklich hervorgehoben, daß der Richter nur in der Anwesenheit des Klostersvogtes das Gericht eröffnen dürfe. Der Richter erhielt von den gewöhnlichen Bußen den Drittheil, von den Gerichtsfällen in Hauptsachen aber (de causis capitalibus sine mortis) nichts, da diese vom Abte selbst oder seinem Stellvertreter entschieden wurden.²⁾ Daß die Gerichte auf den Ossegger Dörfern dreimal im Jahre stattfanden, geht aus den Gründungsurkunden von Ddolitz v. 1343 März 19.³⁾ und Dlynz v. 1343 Sept. 29.⁴⁾ hervor, in denen dies ausdrücklich bestimmt wird. In der letzteren wird auch die notwendige Intervention der Klostervögte und die Bestreitung der Kosten, welche diese bei den Gerichtstreifen hatten, Seitens der Bauern betont. — Ganz ähnlich finden wir den Hergang in anderen Klosterdörfern. Eine Eigentümlichkeit bemerken wir bei der Gründung des Seelauer Dorfes „Symonsdorf“ im J. 1303 Jan. 5. Der Abt übergibt dem Führer der Ansiedler Namens „Ewerhart“ wie gebräuchlich das Gericht, den Drittheil von den Gelbbußen, einen freien Lahn Acker, eine freie Mühle — Alles erblich zum Besitze, wenn er 16 Lahn unter den vorgeschriebenen Bedingungen kolonisirte. Falls aber, so wird weiter in der Lokationsurkunde bestimmt, der Erbrichter oder seine Nachkommen etwa das Gericht verkaufen wollten, oder aber Unzufriedenheit gerechter Ursache wegen mit ihm in der Abtei und dem Dorfe herrsche, dann solle eine Art Schiedsgericht zusammentreten, welches die Summe zu bestimmen habe, um die entweder an das Kloster oder an einen ehrbaren Mann das Gericht mit seinen Einkünften zu begeben sei. Dieses Schiedsgericht solle aus sechs Schöffen bestehen; drei wähle der Abt, drei der Richter; jedoch dürfen aus Symonsdorf nur zwei, die übrigen vier müssen aus anderen Klosterdörfern genommen werden.⁵⁾ — Die von der Krone nach deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer hatten wohl die freieste Organisation. So konnten sich die Bewohner von Tscheppern, wie wir erfahren, den Richter selbst wählen. Derselbe hielt mit drei Beisitzern dreimal im Jahre das Gericht, wofür ihm jeder Grundwirth jedesmal zwei Denare zu erlegen hatte. Das Gericht wurde, „judicium principale, puta plebiscitum“ oder gewöhnlich „Elychding“ genannt. Sonst erfreuten sich die von Tscheppern aller Rechte, die die Bürger von Brütz besaßen.⁶⁾

Nicht bloß neu begründete Dorfanlagen wurden nach deutschem Rechte ausgesetzt, sondern auch bereits bestehende mit demselben betraut oder, wie man sagte, emphiteutisiert. Die freie und unabhängige Stellung der emphiteutischen

1) Aus dem Codex Damascus in Osseg. M. S fol. 41, 42.

2) Ibidem fol. 46.

3) „Judicii vero tribus principalibus et tribus consequentibus quolibet in anno jure et consuetudinibus ut in aliis bonis monasterii nostri hactenus consuetis gaudebant.“ Ibidem fol. 42, 43.

4) Ibidem fol. 43.

5) Erben-Emler Reg. II. Nr. 1945.

6) Stadtbuch von Brütz Nr. 66. Vergl. die Gerichte der zu „Gowicyla“ gehörigen Dörfer. Erben-Emler. Reg. II. S. 75.

Ansiedler suchten sich nach und nach auch die tschechischen Bauern zu erringen, und „schon zu Ende des XIV. Jahrhunderts erscheint der emphiteutische Besitz bei dem böhmischen Bauernstand als Regel, von welcher es nur noch seltene Ausnahmen gegeben haben mag.“¹⁾ Der tschechische Historiker, welchen wir wörtlich diese vielfach erhärtete Thatsache mittheilen ließen, zieht aus derselben freilich nicht jene Folgerung, die sich uns ohne allen Zwang aufdrängt: Daß nämlich die deutschen Ansiedler mit ihren Lokationsurkunden die Grundpfeiler aller Rechtsverhältnisse des Bauernstandes in Böhmen deutscher wie slawischer Nationalität während des späteren Mittelalters aufgerichtet haben. Das deutsche Recht war das hochgehaltene Kleinod des böhmischen Landmannes, das die altslawische Zupenverfassung beseitigte, den Bauer zum menschenwürdigen Dasein, zur selbständigen freihheitlichen Entwicklung leitete und den Kleingrundbesitz des Landes zur gedeihlichsten Entfaltung brachte.

Der Hussitenkrieg durchbrach die Fortentwicklung dieser gesunden Verhältnisse in seiner bekannten gewaltsamen Weise. Die tschechischen Bauern schwelgten eine Zeit lang in einer schrankenlosen Freiheit communisticchen Anstriches, verloren aber endgiltig jedwede Standesautonomie, deren Trümmer denn auch das alte wohlervorbene „deutsche Recht“ begruben. Aus dem ungebundenen Sozialismus der Taboriten und Waisen heraus wuchs der starkste Feudalismus und die drückendste Leibeigenschaft, wie sie nachher die Wladislawische Gesetzgebung codificierte.

So ganz und gar spurlos giengen die alten deutschen Dorfrechte doch nicht verloren. Wie sich die im Hussitenkriege zerschlagenen Stadtrechte nach demselben wieder erneuerten, so tauchen in den deutschen Theilen des Landes bereits im XV., noch mehr aber in späteren Jahrhunderten in der Form von Weisthümern Dorfrechte und Dorfgerichtsordnungen auf, die vielfach an die vorhussitischen Weisthümer anknüpfen. Das oben erwähnte „Elychding“ der Bauern von Tschepfern lebte in den Brüxer Dörfern fort bis ins XVIII. Jahrhundert, und selbst der alte Name hatte sich bis dahin erhalten; noch im Jahre 1717 wurden daselbst urkundlich nachweisbar unter der Bezeichnung „Ehedinge“ regelmäßige Dorfgerichte abgehalten.²⁾ Im östlichen Böhmen besonders im Braunauer Ländchen finden wir gleichfalls im vorigen Jahrhunderte noch ähnliche Dorfgerichte lebendig, die den Namen „Dreidinge“ führen.³⁾ Daß diese in einem gewissen inneren Zusammenhange mit den oben beschriebenen dreimal im Jahre abgehaltenen Gerichten des XIII. und XIV. Jahrhunderts der Klosterbauern von Braunau und Politz stehen, ist wohl nicht so unwahrscheinlich. Im nördlichen Böhmen dagegen besonders auf den alten Friedländer Herrschaften begegnen wir sogenannten „Fahrdingen“, im Süden und Südosten „Laidingen“ oder „Wantaidingen“⁴⁾ während im Saazer und Leitmeritzer Kreise Dorfrechtsaufzeichnungen der nachhussitischen Periode in guter Weisthümerform unter dem Namen „Ruge“, „Ruga“, „Rüge“ vorkommen.⁵⁾ Auch in rein tschechischen Gegenden wurden ähnliche

1) Palach Gesch. Böh. II. 2. S. 31.

2) Köstler „Ueber die Bedeutung und Behandlung des Rechtes in Oestreich.“ S. XXX.

3) Weil. I.

4) Weil. II.

5) Weil. III — Die Namen erinnern an die in den angränzenden Ländern vorkommenden Weisthümerbezeichnungen. In Deutschland erhielten sich bis in die neueste Zeit herein die sogenannten Rügegerichte, ein Ueberbleibsel der alten germanischen Gerichte mit ungelehrten Richtern. Diese Rügegerichte kommen unter den verschiedensten Namen vor, je nach

Dorfgerichte unter dem Titel „Saudy zahájené“ abgehalten, und es dürften diese „Gehegten Gerichte“ eben nur die den Deutschen entlehnten „Ehe-
dinge“ „Dreidinge“ u. s. w. sein, nicht aber ihr Ursprung in altslavischen
Institutionen zu suchen haben, wie Wocel mit dem Hinweis auf „Libušin saud“
und auf die Gesetze des Fürsten Konrad von Brünn (1080), zu beweisen versucht.¹⁾

Aufzeichnungen der diesen Dorfgerichten zu Grunde liegenden Dorfrechte und
Gerichtsordnungen sind bis jetzt nur wenige veröffentlicht worden, wie denn über-
haupt die Weisthümerliteratur Böhmens gegenüber der Deutschlands aber auch
der der meisten deutschösterreichischen Kronländer sehr ärmlich bestellt ist.²⁾ Köstler,
der Vater der deutschböhmisches Rechtsgeschichte, hatte eine Anzahl deutschböhmisches
Dorfweisthümer gesammelt, davon aber nur die „Tschernowitzer Ruge“
vom Jahre 1553 bekannt gemacht.³⁾ Eine andere Ruge aus dem Saazer Kreise
„die Seeruge von Kummern“ vom Jahre 1479 wurde von mir als
Beilage zur „Geschichte des Kummerner Sees“ publicirt.⁴⁾ Gedruckt finde ich noch
die „Marktordnung von Unterhaid“ vom Jahre 1672, ein Bantaiding
aus dem südlichen Böhmen,⁵⁾ die „Ordnung von Georgswalde“ vom
Jahre 1539⁶⁾ und im Auszuge die „Gerichtsartikel von Siebendörfel
bei Maffersdorf“ vom Jahre 1662.⁷⁾ Interessant ist die Beschreibung
eines tschechischen Dorfgerichtes, welche sich in dem 1587 erschienenen Buche „Hos-
podak vorfindet.“ Der Beamte des Gutsherrn ruft zur Faschingszeit das Ge-
richt ein, bei dem er mit einem Schreiber als eine Art „landesfürslichem Kommissär“
interveniert. Sobald die Gemeinde sich versammelt und der Richter und die 12
Schöffen sich auf ihren Bänken niedergelassen haben, eröffnet der Schreiber das

dem Landstriche, in denen sie üblich waren. So heißen sie an manchen Orten „Bogt-,
Fahr-, Land-, Dreidings-, Ungebot-, Quatember-, Hader-, Inzicht-
und Frevelgerichte.“ v. Maurer zählt dahin auch die „Ehehaftsdinge“ oder
„Ehehaftstehdinge“ und die „Echtlinge“ in Baiern, Sachsen und Lübeck, die
„Bottinggerichte“ in Stade, Seehusen und zu Werben, die „Hardesdinge,
Gödinge und Lobdinge“ in Schleswig-Holstein u. a. Diese Rügegerichte sind nach
Maurer nichts anderes als die alten Centgerichte. „Wie nämlich bei den Rügegerichten,
sagt er, „wurden von den Centen bestraft geringe Uebertretungen mancherlei Art, Vergehen
gegen Gott und die Religion, als z. B. Ehebruch, Hurerei u. dergl. Bei beiden wurde
inquisitorisch verfahren und wie bei den Rügegerichten „Rüger“ oder „Rügerichter.“ so
waren bei den Alten Centschöffen in den einzelnen Gemeinden, welche auf Alles Acht geben,
das Strafbare bei Amt angeben, zur Bestrafung anzeigen mußten u. dergl. mehr. So
sogar der Name Cent- und Rügegericht wird hie und da z. B. im Coburgischen abwechselnd
gebraucht.“ (v. Maurer „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbairischen öffent-
lichen Gerichtsverfahrens. S. 330.“ Derselben „Geschichte der Dorfverfassung in Deutsch-
land.“ II. Bb. S. 123 flg.)

- 1) Abhandlungen der königlichen böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Fünfte Folge.
III. Bb. S. 30 flg.
- 2) Ich verweise nur auf J. Grimm's Weisthümer, Meissen Urkunden schlesischer Dörfer,
Klingner Sammlung zum Dorf- und Bauernrecht und vor allen auf die von der Wiener
Akademie herausgegebenen Arbeiten, Meillers (Oberösterreich), Zahns (Niederösterreich),
Schlumeklv's (Mähren) Siegel u. Tomasek's (Salzburg), Zingerles (Tirol),
Lambis (Oberösterreich) und auf die ältere Sammlung Kaltenbeds.
- 3) Ueber die Bedeutung und Behandlung zc. S. XXI. flg.
- 4) Festschrift des Vereins v. J. 187 S.
- 5) Pangerl, Mittheilungen Jahrg. VII. S. 163 flg.
- 6) Lahmer, Gedendblätter von Georgswalde. S. 4. flg. Der Abdruck ist sehr mangelhaft und
verstümmelt.
- 7) Jäger, „Dorchronik von Maffersdorf.“ S. 73 flg.
- 8) Hospodak knjzka welmi vztice na zawirajic w sobe pradne na wedenij žiwota křestians-
keho yakby etc. od. M. Danyela Adama z Weleslawyna 1587. Kap. IV.

Gericht durch eine eindringliche Belehrung. Im Namen Gottes und Kraft der Gewalt des Gutsherrn fordert er alle Ehrerbietung und Gerechtigkeit. Niemand darf bewaffnet erscheinen, ohne Geheiß das Wort ergreifen oder einem Andern in die Rede fallen. Wer sich vor Gericht eine Gewaltthätigkeit erlaube, der büße es mit dem Leben. Unererschütterlich und heilig seien die vor Gericht geordneten Angelegenheiten. Hierauf fordert der Richter dreimal nacheinander alle diejenigen, welche eine Klage oder ein Anliegen vorzubringen hätten, auf, dieses nunmehr zu thun, damit er mit den Schöffen darüber urtheile. Die Schöffen selbst durften sich ohne Erlaubniß nicht von ihren Bänken während der Gerichtszeit entfernen, und sie sollten mit der strengsten Aufmerksamkeit der Verhandlung folgen. Wenn sie etwas nicht verstanden, so konnten sie den an einem besonderen Tische mit seinem Schreiber sitzenden herrschaftlichen Beamten, der die Waifen- und Grundregister immer mitbrachte, um Auskunft bitten; waren sie nicht im Stande das Urtheil zu fällen, so mußten sie in Anwesenheit der Parteien den Beamten ersuchen, dieses für sie zu thun. Wenn sich niemand mehr zum Worte meldete, so schloß der Schreiber oder Richter das Gericht in der Regel immer noch vor Mittag.

Nicht erledigte Angelegenheiten wurden auf ein „Nachgericht“ verschoben, welches 14 Tage später stattfand. Der Richter und die Schöffen, welche von den Gutsherrn ernannt wurden, sollten auch in ihrem Privatleben mit gutem Beispiele voranleuchten. Namentlich wird ihnen der Besuch der Wirthshäuser widerrathen und besondere Versöhnlichkeit, Gerechtigkeit u. s. w. empfohlen. — Dieser Beschreibung der Gerichtsordnung folgt noch eine Vorschrift, wie sich die Gemeindeangehörigen zu betragen haben, die mancherlei Aehnlichkeit mit den von deutschen Gutsherrn erlassenen Dorfordnungen besitzt. Gottesfurcht und Frömmigkeit wird zuerst befohlen. Das Wirthshausgehen an Sonn- und Feiertagen wird verboten, „damit,“ heißt es in gerade nicht zarter Weise, ihr euch nicht besaufet, dann euch wie Hunde bei den Haaren herumzerret oder prügelt, tanzt, spielt und andere Sünden an diesem Tage begehet.“ Nach den Pflichten gegen Gott folgen die gegen den Gutsherrn und seine Beamten, denen strenger Gehorsam und alle Unterthänigkeit zu leisten ist. Die Abgaben und Zinsen sind immer eine Woche vor St. Georg und St. Gallus vom Richter einzusammeln bei Strafe für die Säumigen. Schwere Strafe ist für denjenigen ausgesetzt, der eine Beschädigung an des Herrn Gut sieht und den Frevler nicht anzeigt. Gegen Wildddiebe müssen, sobald sie bemerkt werden, sämmtliche Inassen ausdrücken. Wiesen und Felder darf Niemand ohne des Herrn Einwilligung verkaufen. Faulenzer und Verschwender in der Wirthschaft müssen vom Richter dem Beamten namhaft gemacht werden. Der Verkauf des Viehes wird erschwert, ebenso der des Futters. Hanf und Flachs im Hause zu trocknen ist verboten. Die Gränzsteine zu verrücken wird bei Verlust des Lebens untersagt. Niemand darf sich erlauben, neue Wege über Feld und Wiese andern zu Schaden anzulegen. Die Hunde müssen bei Tage angebunden sein, damit sie nicht wildern. Der Wilddieb selbst büßt seinen Frevel mit dem Tode. Verbindlichkeiten mit jemand andern, besonders mit einem von einer andern Herrschaft einzugehen, ist ohne Erlaubniß des Beamten nicht gestattet. Die Schulden sollen alle sogleich bezahlt werden. (!) Das Umfahren der Mauthen wird vom Beamten bestraft, ebenso die Versäumniß in der Zahlung der Grund- und Waifengelder u. s. w.

Im benachbarten Schlesien wurden die Dorfgerichte „Dreidinge“ in ähnlicher Weise vorgenommen, wie wir aus den schon 1582 und nachher 1595 und 1616

gedruckten Vorschriften über dieselben entnehmen.¹⁾ In wiefern der „Hospodar“ mit diesem „Kurzen Unterricht“ zusammenhängt, wäre gar nicht uninteressant zu untersuchen.

In den tschechischen Dorfordinungen, sowie in den schlesischen Dreidringen ist von Rechten der Gemeinde allerdings sehr wenig mehr bemerkbar. Auch die deutschen Dorfrechte in Böhmen verlieren seit dem XVI. Jahrhunderte immer mehr die Form von Weistümern und schrumpfen zu Polizeivorschriften, die die Gutsherrn erlassen, zusammen. Wohl aber kann, wie schon Kössler bemerkt, die Beobachtung gemacht werden, daß die obrigkeitlichen Berechtigungen noch in dieser Zeit rezeßartiger Natur waren. Es war deswegen auch die „*La ut m e r u n g*“, wie sie in der Tschernowitzer und Pröhler Ruge vorkommt, zur gegenseitigen Wahrung nothwendig.

Sind nun die besprochenen Weistümer für die Geschichte der Rechtsverhältnisse unseres Bauernstandes von der größten Wichtigkeit, so bilden sie andererseits eine wahre Fundgrube des Kulturhistorikers für das Studium des internen Lebens unseres Landvolkes in der Vergangenheit, und sie werden nicht minder den Sprachhistoriker interessieren, dem sich für historische Dialektforschung kaum eine reichere Quelle erschließen dürfte. Die Sammlung dieser Rechtsdenkmäler ist somit gewiß wünschenswerth und erscheint mir um so dringlicher, als die betreffenden schriftlichen Aufzeichnungen von den meisten Besitzern in ihrer Wichtigkeit nicht erkannt und vielfach dem Untergange Preis gegeben werden. Diese Zeilen, welche keineswegs über den fraglichen Gegenstand etwas Erschöpfendes bieten wollen, haben vornehmlich den Zweck, auf ein bei uns bis jetzt vollständig vernachlässigtes Gebiet der Forschung aufmerksam zu machen und zur Sammlung in größerem Maßstabe anzuregen. Ich selbst habe als die ergiebigsten Fundorte nebst den Kloster- und herrschaftlichen Archiven namentlich die Gemeindeladen und Schöppenbücher der Dörfer kennen gelernt.²⁾

Zum Schlusse theile ich aus meiner Sammlung als Proben eine Ruge aus dem Saazer Kreise, ein Dreiding (Gerichtsordnung und Artikel) aus dem Braunaer Ländchen und ein Bantaiding aus dem südlichen Böhmen dem vollen Wortlaute nach mit. Der Text (Orthographie, Interpunktion etc.) ist nach den gegenwärtig üblichen, neuestenens wieder von Tomaschek und Siegel beobachteten Grundsätzen eingerichtet. Besondere Eigenthümlichkeiten werden an Ort und Stelle hervorgehoben.

- 1) „Kurzer Unterricht von dem nunmehr veralteten und verlesenen aber doch hochnützlichen und Gott gefälligen Dreydinge. Wie dasselbige ungefehrlich für Alters durch gottfürchtig Obrigkeiten auf dem Lande gehalten auch noch in gegenwärtigen hochgefährlichen Zeiten Gott dem Allmächtigen zu Ehren, den Unterthanen gewiß zum besten gemeinen Nutzen, zu Wolfart und andern einfülligen, doch gutherzigen Obrigkeiten, derer viel darumb gebeten, zur Information, fernerer christlichen etc. etc. Börlig 1582 — Liegnitz 1595 und Leipzig 1615. — Ueber Dreidinge in Schlessen vergl. noch „Tschoppe und Stenzel Urkundenammlung“ S. 221, Meißner „Urkunden schlesischer Dörfer“ S. 21 u. a.
- 2) Schätzenswerthe Beiträge zu meiner Sammlung haben mir folgende Herrn geliefert, denen ich hiemit meinen verbindlichsten Dank ausspreche: Oberlehrer Doppel in Waffersdorf, Dr. F. Hallwich, Reichsrathsabgeordneter in Reichenberg, Kaufmann Lahmer in Georgswalde, Direktor Ranzer in Letschen, k. k. Professor Pangerl in Prag, Kunstmühlenbesitzer Schmidt in Weipert, k. k. Bezirksgerichtsadjunkt Stokl in Hohenfurth. Bei dieser Gelegenheit danke ich auch den zahlreichen Gemeindevorsethern, die mir die Untersuchung ihrer Gemeindeladen gestatteten.

I.

Die Ruge von Pröhl 1536 ¹⁾.

Nach dem Originale im Rostialer²⁾ Grundbuche, das im königl. böhmischen Landesarchive aufbewahrt wird. Das Grundbuch, dem die Ruge vorgebunden ist, hat Klein-Quartformat, enthält 257 Blätter, beginnt mit dem Jahre 1536 und schliesst mit 1671.

Anno domini tausent funfhundert und im sexunddreissigsten jare nach Cristi gepurt unsers hern, do ist uns von Pruel einer ganzen gemein diß register von unsern erbtherren, alß nemlich her Wolff Schonhoeffter und Wolff Richter, gegeben worden, auf das wir sollen unsere dorfsgewöhnheit, auch gerechtickeit darein schreiben, welches alßo geschehen, wie hernach folget:

[1] Erstlich danken wir gott dem almechtigen, Marie seiner werden mutter und allen gottes heiligen, das uns gott erschaffen hat, leib und sel gegeben und uns unsre zeitliche narung und noch gibt. dem wollen wir dine tag und nacht, frue und spadt etc.

[2] Desgleichen danken wir unsern erbthern hern Wolff Schonhöffer und Wolff Richter, die zeit icz unsre erbthern sein, desgleichen einem erbern radt³⁾, wo sie uns lassen bei unser alter gewonheit und gerechtickeit pleiben, wol wir gott den almechtigen treulich für sie bitten, das sie uns moegen beschûcz und ferfechten, alß was wir war und rechthaben.

[3] Item wir danken unserm selsoriger dem pfarrer⁴⁾, welcher uns unterweist das wort gottes; ßo wollen wir auch treulich bitten umb sein lank leben.

[4] Wir danken unserm richter und geschwornen und unsern elsten, die uns unterweißen die alten gewonheit und gerechtigkeit und helfen uns darbei erhalten; wollen wir auch treulich bitten umb ir lank leben, wan wir wissen nicht anders, dan das sie uns treulich fûreten.

[5] Nu dank ein nachpar dem andern, der unters dem obersten und der obers dem untersten wider, das wir nit anders wissen, dan einer von dem andern alles guetes.

[6] Nû ruegen wir und verlautmeren, das wir unserm erbthern schuldik und pflichtik sein von den eilf hûben und ein halb fiertel ackers zu sant Jorgentag 1 W. ß., zu sant Gallen 1 W. ß., das mach von iczlicher huben alle jar 4 ß. und seint im schuldik 24 hûner zu sant Gallen; ßo man kan erkennen, das es ein guete fuel hen ist und kan uber drei sprüssel fligen, ßo sol sich unser her settigen⁵⁾ lassen zu einer zinshennen; desgleichen 6 ß. und 19 aeier, die zu geben auf den gruen donnerßtag. das haben uns unsre elsten gesagt, das wir solliches unsern erbthern schuldik sein, und ßo wir in solliches verreichen und geben, ßo haben wir in verreichet und geben ire gerechtickeit an iren erbzinsten.

1) Pröhl, Dorf im Saazer Kreise, 1 Stunde östlich von Kaaden, ein Theil des dieser Stadt gehörigen Gutes Milsau. — Als Eigenthümlichkeit der Handschrift führen wir noch an, dass der Schreiber fast durchwegs statt des im Drucke angewendeten „i“ — „y“ mit zwei quer- oder schiefstehenden Punkten, ferner nie einfaches „k“, sondern immer „ck“ braucht. — Den häufigen Gebrauch des „ß“ haben wir der Curiosität wegen auch im Anlante beibehalten.

2) Kleines Dörfchen, 2 1/2 Stunden ost-südöstlich von Kaaden; bildet ein landtäfliches Gut für sich.

3) Der Rath von Kaaden; die genannten Erbherrn sind wohl Bürger von Kaaden.

4) Pröhl gehört zur Pfarre Tuschmitz.

5) Er soll sie zu einer Zinshenne anzunehmen verpflichtet sein?

[7] Ob wir unsern erbherren etwaß mer thon haben muessen ader nocht thon muessen, den von rechts wegen, ßo haben wirs auß gehorßan¹⁾ thon und nicht von rechts wegen.

[8] Nû rügen wir: ßo ein frumer man abczueg von seim erbthern, der sich redtlich verhalten hett, ßo sol im der her geben ein redtliches weglaeß.²⁾ darumb er im schuldik ist ein bar huner zum abczueg.

[9] Wir rügen auch: ßo etwaß in einer gemein gesche, was nit an-tref er und leimoat³⁾ ader fließende wunden, das hat ein gemein zu richten; was aber betreffent er und leimoat und fließende wunden ader dem hern schemlich und schetlich, desgleichen einer gemein, das hat der her zu richten.

[10] Weiter rügen wir: ßo gott der almechtik einem einen erben bescheret, und ßo derselbik schenken wolt tisch und benk seczen, ßo sol er das pir bei seinem erbthern nemen und schenken, alß lang es dem hern und den nachparen wolgefelt. das haben wir recht, die weil eine in wochen ligt, aber kein freien kreczmer⁴⁾ rügen wir nicht.

[11] So er aber nicht schenken wolt, ßo mag er das pir nemen, bei welchen pürger⁵⁾ er wil und mit seiner frawen außtrinken.

[12] Weiter rügen wir, das wir bei unsern elsten gehabt haben: ßo ein nachpar dem andern im dorf abkauft ein halb ader firtel einer hueb, das wir das auch macht haben, wie bei unsern elsten ungehindert, welchers⁶⁾ wer mag im dorf, dem hern seinen zins an schaden.

[13] Wir rügen auch: ßo einer von dißem jamertal abschiedt bei uns, und er macht ein testament ader gescheft⁷⁾ for richter und geschwornen bei gueter vernunft, und wie er das schickt, ßo sol es ein furgang haben.

[14] So er aber verschiedt an ein gescheft und ließ eins ader zwei kinder, ßo rügen wir der muetter den dritten teil; ßo aber der kinder mer wern, dan zwei, ßo rügen wir der mutter kindesteil. desgleichen rügen wir der tochter alß guet recht, alß dem sün, dem sun aber die besizung dem jungsten for dem elsten.⁸⁾

[15] So es sich aber begeb, das die kinder abgingen unter iren munden jaren, ßo felt es von ein kind auf das ander; so es sich aber begeb, das die kinder alle abgingen, ßo felt es auf den nesten freund dem schwert⁹⁾ nach und nit auf den hern.

[16] Nu rügen wir und verlautmeren unsere freie weg und steig alß ein freie landstrassen durch und von und zu dem dorf. wo aber irgent einer wer, der uns ein freie landstraß engen ader hemmen wolt durch sein eigen willen, ßo wolten wir ob gott wol die erhalten mit hilf und radt unsers hern. es sol auch ein sollicher in der straff unsers hern sein.

1) sic.

2) Weglassbrief, Losbrief.

3) Liumunt (leimunt, liumut-mat, leumunt leymund, leimet, leymat, lammat, etc.) — Leumund, Ruf, Ruhm, Gericht (Lexer).

4) Kretschem Schenke, Kretschar Schenkwrith — im nördlichen und nordöstlichen Böhmen meist auch Gericht und Richter, der die Erbschankgerechtigkeit besass. Der Ausdruck aus dem Slavischen.

5) Bürger von Kaaden.

6) sic.

7) Letztwillige Anordnung; schickt so viel wie bestimmt.

8) Im Saazer Kreise ist jetzt noch die Vererbung der Wirthschaft an den jüngsten Sohn üblich.

9) Männlicher Seits.

[17] Wir rügen auch einen freien weg zwischen der Merte Richters und des Merte Keßlers neben des Spanners hinab von Lusycz,¹⁾ das wir ein freien weg haben zu reiten und farn zu unsern erben, aber kein freie landstraßen.

[18] Wir rügen auch ein freien weg auf dem steinhübel, wer hi hinder zu reiten und faren hat zu seim erb, auch neben des Merte Richters stueck.

[19] Auch rügen wir ein freien weg hi hinter über den Lerchenhübel, wer hi hinder zu reiten und farn hat, einem iczlichen frei zu seinen erb und kein freie landstrassen.

[20] Weiter rügen wir ein freien weg auf des Komethauers acker hinauß an der Kadaner weg zu reiten und farn zu unsern erben und guetern, auch kein freie landstrassen.

[21] Wir rügen auch ein freien steig zwischen des Enderlaß und des Merte Richters eckern biß an den huetweg geradt hinauß.

[22] Weiter rügen wir ein außgebeten steig von unsern gueten nachparn und freunden von Czachwycz²⁾ und von Czyrnick,³⁾ welchen wir in aus nachparschaft vergunt und nit von rechts wegen; ßo sie aber darüber reiten und farn wolten, ßo habe wir das zu weren. der selbik steig geht über des Rauwen acker, und wen er daselbs betrifft.

[23] Wir rügen unsere freie wasser runst,⁴⁾ wo die von rechts wegen und von alters gangen ist und noch hin gen sol, alß nemlich: waß sich samlet auf Wurchnyczer⁵⁾ ecker und auf den langen krautgarten und kompt auf das Rauwen acker, ßo sol es der Raw nit furen auf die gemein, er sols herab lassen gen auf dem rein, und sol halten der Gylg Oehem ein abzuch und durch sein hoef gen lassen, und alßo durch alle hoef durch auß, und sol gen biß auf des Merte Richters felt ein halbs bet von rein.⁶⁾

[24] Weiter das wasser, das sich samlet bei der Wolcka an dem weg herein, das sol gen oben zu der gaßen herein und durch das dorf unten hinauß bei dem Reyhman, und sol gen hinab auf das Schaffers erb hinein auch ein halb bet von rein, auf das den rein nit zu reißen.

[25] Weiter rügen wir das wasser, das auß der badstuben get, ßo man badt, das sol gen auf des Merte Richters felt, auf das es den weg nit zu schanden bring.

[26] Weiter das wasser, das sich samlet hinder des Enderlaß und der Mertene hoef, ßo sollen sie das selbik wasser durch ire hoef lassen gen.

[27] Weiter, waß sich für wasser samlet aufs Rauwen acker von des alten Richters hauß, das sol herein gen in ein abzuchloch neben des Prossels hauß an der maur herein.

[28] Weiter waß sich für wasser samlet auf dem anger auf der ein seiten, das sol hinauß gen beim Hans Gassauer in ein abzuchloch.

1) Luschwitz, Dorf östlich von Pröhl.

2) Tschachwitz, Dorf südöstlich von Pröhl.

3) Tschermich, Dorf unterhalb Tschachwitz.

4) Rinnsal, Wasserleitung.

5) Würgnitz, Dorf nördlich von Pröhl.

6) Ein bestimmtes Stück seitwärts vom Rain.

[29] Item das wasser, das sich samlet in des Falte Hermans hoef, das sol gen durch des Fenczel Oehems hoef und darnach durch alle hoef durchauß.

[30] Nu rugen wir das wasser, das sich samlet auf Lüsyczer felt, das kompt herein in das Sela¹⁾ und sol herfür gen zwischen des Stahelß und des Jorg Gassauers, und sol solliches wasser in eim hui²⁾ herfür gen ungehindert so bald es kômpt; und waß sich für wasser samlet auf dem boden, das sol uber des Stahelß felt gen, alß fil die wasser fluert tragen können.

[31] Weiter rugen wir: das wasser, das sich samlet auf dem Gern, das sol hinein gen auf die Redt und von der Redt herfür auf der langen Fieczuch abhin.

[32] Item was sich samlet auf der huet, das sol ein iczlicher auf dem rein hinintter füren biß an den weissen weg, und welcher wasser furch fl.....³⁾, so sol einer dem andern an sein willen durch den rein nit farn; ist ein halbs bet an dem rein, so sol er außheben, desgleichen ein ganz bett, so sol er auch außheben.

[33] Weiter rugen wir unsere freie fie treiben. so sie einer wolt engen durch sein aeigen willen, so sol er sein in der straff des herren.

[34] Desgleichen ein freie fie treiben auf der langen Fiechzeil, die sollen halten die zehen hueb.

[35] Wir rügen auch ein freie hueb, die zu genißen dem armen alß dem reichen, darein uns nimanz zu halten⁴⁾ hat.

[36] Wir rugen unsere freie gemein ecker auch zu guet dem armen alß dem reichen, darein uns auch nimanz zu halten hat, desgleichen ein frei wasser an der Eger dem armen als dem reichen von Lusycz reinstein an biß herauf an Burckstadler bach⁵⁾ mitten in die Eger.

[37] Nu rugen wir unsere gemein auf der Eger leiten⁶⁾ neben der Eger herauf biß an der stadt gueter.

[38] Item so aufstedt ein wasser in der Eger, das uber das ufer get, so haben wir von Pruhel frei mit dem hamen⁷⁾ zu fischen.

[39] So auch ein aeiß wer und holz precht, und das selbik holz die von Pruel fingen, so ist es ir, si mogen es weg furen, wen sie wollen.

[40] So aber ein wasser aufstieg an ein eiß und precht holz, das die von Pruhel fingen, so sollen sie es drei tag an der Eger lassen sten. so imant kem, der wortzeichen⁸⁾ brecht, das solliches holz sein wer, so sol derselb geben von einem ort⁹⁾ ein weissen pfennig, so sol in sein holz fol ligen; so ers aber aldo verkaufen wolt, so sol ers die von Pruhel anbieten.

[41] Wir rugen auch, das wir unsern hanf und flags macht haben in der Eger zu rosten¹⁰⁾, wen's uns noet ist.

[42] So hat der fischer widerumb die macht, das er auf unser ge-

1) sic; vielleicht ein Flurname oder verderbt für „selbat“ = Badstube.

2) In einem Augenblick.

3) Das Wort ist nicht leserlich.

4) Hüten, weiden.

5) Burgstädtel, Dorf südlich von Pröhl am rechten Egerufer, an einem kleinen Bache.

6) Ufer.

7) Angelruthe.

8) Wortzeichen, mündliches Erkennungszeichen, Merkmal.

9) Ort der vierte Theil von Mass, Gewicht, Münze. S. Lexer.

10) Flachs rösten, soviel wie abdörren; diesem geht vorher das Einweichen, das hier gemeint ist.

mein an der Eger auch handeln mag, waß er wil, einer gemein an schaden.

[43] Desgleichen rügen an der Eger leiten zu unser gemein, alß weit man mit einem pflueg nicht ackern kan, das es der gemein ist.

[44] Wir rügen auch: ßo die von Wurchnycz hininter auf unsere gemein gen wolten und holz fahen, das vergunnen wir in auß gunst und auß nachparschaft in sollicher gestalt das holz zu halten, wie wir.

[45] Wir rügen auch das felt, das da gemueß zwischen den Wurchnyczern oberm Cadaner weg, das haben wir an einander nie gewert zu hueten, ein teit dem andern ane schaden.

[46] Und so die Wurchnyczzer an die Eger ir vie treiben und trenken wollen, das sollen sie macht haben, alß fer¹⁾ unser vie nit verhanden ist.

[47] Item die feur huet sol ein iczlicher bewarn nach einer ganzen gemein erkenntnuß. so ers nit thon wolt, ßo sol er in des hern straff sein.

[48] Weitere sol ein iczlicher die fridtzeun²⁾ halten ein gewendt³⁾ vom dorf; und ßo ein schaden gesche, ßo sol der selbik pfenden, ßo sol im der selbik schaden bezalet werden nach erkenntnuß des richters und geschwornen.

[49] So aber einer ein mütwillen prauchen wolt und wolt im selber helfen ader an dem vie schaden thon ausserhalb des richters und geschwornen, so sol derselbik sollichen schaden bezalen.

[50] Item weiter, waß betreffent ist die thorstoeck⁴⁾ und die fride umbs dorf alß nemlich neben des Prosel Richters hauß, zum thorstoeck darzu gehort 2 huben ackers; nu hat der Stahel $\frac{1}{2}$ hueb, die ander $\frac{1}{2}$ hueb hat der Hans Tyneß, die dritte hat der Fenczel Ohem, die firete hat der Falte Gassauer. diße gemelte perßon sollen die thorstöck halten mit flugeln.

[51] Zum andern thorstock neben Dilg Oehem, der hat auch 2 huben; nu hat der Prosel Richter eine, die Merte Richteryn die andere hueb. nu sol ein thorstock gemacht werden wie der andere. waß betreffent die thor und obendruber, das sol die gemein machen.

[52] Item in der unter gaß sollen auch 2 thorstock gemacht werden, darzu auch zwo huben gehören; nu hat der Gylg Ohem 1 hueb, der Mattel Richter hat 3 fiertel und der Rau 1 fiertel, und die thor sol auch ein gemein machen, und waß uber die thor gehört.

[53] Item zwischen des Hans Gassauers hauß und dem thorstock darzu gehoert auch 1 hueb; darfon hat der Hans Gassauers 3 fiertel und der Merte Keßler 1 fiertel.

[54] Item zwischen des hirten hauß und dem thorstock gehort auch 1 hueb; darfon hat der Mattel Richter $\frac{1}{2}$ hueb, und die ander $\frac{1}{2}$ hueb hat der Prosel Richter.

[55] Item der Hans Gassauer hat 1 hueb; darvon sol er die maur halten, darauf das hirtenhauß stedt, alß weit die maß gibt.

1) Insofern.

2) Friedzaun, Feldzaun, der nach der Ernte wieder abgebrochen werden darf. In Tschernowitz mussten die Friedsäune vor Georgi fertig sein. S. Rösler, Tschernowitzer Rüge.

3) Ein Ackermass.

4) Thor, Thürstöcke, Einlässe der Dorfumfriedigung.

[56] Item die Mertenin hat $2\frac{1}{2}$ fiertel; darfon sol sie auch die maur halten untern des hirten hauß untern tach, alß fern die maß brengt.

[57] Item der Enderla hat $\frac{1}{2}$ hueb, der sol auch ein stueck halten, alß fil die maß brengt.

[58] Item der Rau hat $1\frac{1}{2}$ hueb, der sol auch alß fil halten an dem fridt, alß fil die maß brengt.

[59] Item der Falte Gassauer hat auch $1\frac{1}{2}$ hueb; darfon sol er auch den fridt halten, alß fil sich geburt.

[60] Nu ist zu dem fridt noch 1 hueb; darfon hat der Mattel Richter 1 fiertel und das ander fiertel hat der Stahel, das dritte fiertel hat der Gylg Oehem, das fierte hat der Merte Reychman.

[61] Nu hat der Stahel 1 hueb; darfon sol er den fridt halten von eck her von Reychman an, alß weit die maß brengt. das ander herab, waß da get, alß weit des Reychmans garten get, das sol der Reichman halten. alle diße obgemelte huben, die zu dießem fridt gehoren, darfon sol gebessert werden die fridt nach erkenntnuß richter und schoppen und einer ganzen gemeine.

[62] Solliches alles haben unß unsere elsten gesagt und also gehalten; desgleichen wollen wir auch thon.

II.

Das Dreiding von Politz. ¹⁾

Aus einem MS. des vorigen Jahrhunderts. Pap. Fol. 10 Bl. im Besitz des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Ordnung des Politzer Dreiding.

Imo geschiehet proposition folgendermaßen :

Wann dann ihr alle insgesamt, wie euch anbefohlen worden, heuntiges tages zu einem gewöhnlichen Dreiding ins ambt der canzelei gehorsambst erschienen seit, so will ich gehoft haben, daß ihr auch sambt und sonders werdet im ambt der heil. meß gewesen sein und darbei gott gedanket haben, daß er euch abermalen in guter gesundheit die jahrszeit hat laßen erleben, zweifle auch nicht, daß ihr eben bei dießem ambt der heil. meß gott werdet angerufen haben, daß er euch ferner in frieden, in gesundheit und einigkeit erhalten, vor allem übel behüten und euch in eüern²⁾ wohnungen seinen heil. segen geben wolle. wann ihr daher also nachkommen seid, ist gar wohl geschehen. damit das recht aber gewöhnlicher maßen gehöget werden möge, so werdet ihr richter und geschworne eüern schöppentisch einnehmen und auf nachfolgende fragen eüere antwort geben.

1) Politz Stiftsherrschaft der Benediktiner im östlichen Böhmen, im Braunauer Ländchen.

2) Der Schreiber hat durchwegs „ewer“, das w mit zwei überstehenden Pünktchen.

Ihr richter und geschworne seid gefragt, ob die schöppenbank besetzt, wie recht ist?

Res: Sie ist besetzt, wie recht ist.

Seid weiter gefragt, ob es zu rechter zeit, daß ich dinge högen mag?

Res: Ihr höget es billig.

So höge⁷ ich dieß ding im namen gott mit allem recht, wie ein jeglich gehögtes ding von rechts wegen haben mag, gebitte recht und verbitte unrecht.

Seid gefragt, ob ich diesem dinge friede gebitten soll?

Res: Ihr bittet ihn möglich.¹⁾

So gebitte ich diesem dinge gottes friede, der Röm. kais. und königl. majestät friede, auch unsers gnädigen erbherren sr. gnaden friede, richter und schöppen fried und allen, denen friede lieb, unfriede leid ist. ich verbitte auch, daß niemand mit mörderlicher währ vor gehögtes ding tretten, noch ohne gunst darein reden, noch abtreten soll.

Seid ferner gefragt, ob ich diesem dinge friede geboten habe, wie recht ist?

Res: Ihr habt geboten wie recht ist.

Seid weiter gefragt, ob jemand diesen frieden brechen, mit worten oder mit werken, was darumb seine buß seie?

Res: Wer ihn bricht mit worten, deme gehe es an sein geld, wer ihn bricht mit werken, deme gehe es nach landesrecht und der gnädigen obrigkeit erkenntnuß.

Seid gefragt, ob ich dinge gehög habe, wie recht ist?

Res: Ihr habt gehög, wie recht ist.

Das bezeug ich mit euch, alß mit gehögter schöppenbank.

Nun habt ihr ein gehegtes ding oder recht. damit aber ein jedor, wer was anzubringen oder zu klagen hat, desto freier ohn allen scheu und respect, vortreten und seine nothdurft anbringen könne, als werden im namen und anstatt der gnädigen erbobrigkeit richter, geschworne, förster und alle, die biß anhero eine aidespflicht auf sich gehabt haben, derselben entlassen und dem gemeinen mann gleich gemacht. solchem nach erfordert es, daß die richter ihren anvertrauten stab und gemeindrechnungen wieder zu unßeren händen gebührens abführen. aldiweilen dann richter und geschworne ihren aidespflichten dermalen entlassen und euch allen gleich gemacht worden, als wird man euch in aller kürze vermelden, was ein gehögtes recht vor dinge in sich enthalten thue.

Ein gehögtes recht begreift in sich drei dingen, worvon man heüntiges tages handeln und unsers recht vornehmen solle; ob nemblichen 1mo in eüer gemeinde sich jemand befinde, der wider gott, 2do wider die obrigkeit, 3tio ihr unter einander in der gemein gesündigt haben möchte. dießes alles soll anheünt geziemend angebracht, offenbaret oder geklaget, dann nach der zeit wird niemand weiter gehöret, sondern wohlgestalten sachen nach vielmehr bestrafet werden.

Hierauf geschiehet dreimahlige anfrag
(wie im Böhmischen)

Wann nichts vorkommet, so werder die obrigkeitlichen anordnungen auf alle drei puncten denen unterthanen vorgetragen und nach endigung

1) Geziemend.

derselben werden richter und geschworne wiederumb angesetzt und ein jeder zu seiner aidespflicht aufs neue berufen. (vide in speciali charta.)

Nach diesem beschiehet die aidesvernetigung so in 3 jahren zu geschehen pflaget; außer denen 3 jahren aber geloben nur die sämbtlichen aidesmänner ihrer pflicht gehorsambst nachzukommen, mit einem handstreich¹⁾ an.

Hierauf wird ihnen anbefohlen, den schöpmentisch einzunehmen und fleißig anzuhören die gebot und verbot, welche von obrigkeitswegen ihnen und der ganzen gemein werden vorgelesen, umb zu wissen, was die gerichtten schützen oder bestrafen, hingegen aber die gemeindleüte, wie sie sich verhalten und von strafe hütten sollen.

Dreidings puncta vor die Politzer dorfsassen.

[1] Ihro hochwürden und gnaden unser gnädig gebitender erbherr laßet allen und befehlen, daß ihr erstlich gott den allmächtigen vor augen haben, fleißig sambt weib, kindern und gesinde zur kirchen gehen, sonntäg und feirtäge, so vom herren pfarr- und seelsorger verkündigt und geboten werden, feiern und halten, das ambt der heiligen meß und das heilige seligmachende göttliche wort, so geprediget wird, hören und annehmen, euch als fromme alte römische catholische christen erzeügen, eüere kinder zucht, kirchen, schul und beichte halten, das zeichen des heil. kreüzes machen lernen, ihr selbstn auch öfters zur beichte gehen, das hochwürdige sacrament des zarten fronlechnambs Christi empfangen, und eüer thun und laßen also christlich anstellen sollet, damif es zur eüeren seelen heil und seligkeit gereichen möge.

[2] Die gottes lästerung, fluchen und schelten bei dem namen gottes und ander böß und unnützlichos schweren, item auch an sonntäg und feiertägen untern gottesdienst denen bier und brandwein häußern, wirtschafft, gewerbschafft und andern unnöthigen geschäften nachzulaufen, mit unnützen plaudereien sich bemüßigen, auch andern übel nachreden, last euch der herr sr. gnaden ernstlich abschaffen, bei unausbleiblicher straff.

[3] Im handel und wandel sollet ihr unterthanen getreü und aufrichtig verfahren und keines vorthails oder betrugs euch bedienen, noch gelüsten laßen, forderist aber ihro kais. und königl. majestät sowohl alhier, als anderwärts den gebührenden zoll, mauth und ungeld zeitlich ohne falscheit erlegen, nichts verschweigen, alles ansagen, und so fortan euch keinen schaden beifügen, widrigens wer das thäte und im zoll sich straffbar machte, soll von obrigkeitswegen noch darzu und zwar gestalten sachen nach umb eben so viel, als er im zoll verfallen, bestraffet werden.

[4] Dem herren sr. gnaden, sowohl auch denen umbliegenden nachbarn sollet ihr in ihren wäldern, feldern, wiesen und wäßern nicht eingriff thun, das wild, flügelwerk, es sei klein oder groß, mit büchsen, schläg-bäumen, laufstricken oder mit abnehmung der eier und jungen geflügels nicht abrauben, noch eüern kindern und gesinde solches zu thun verstaten, dergleichen auf die benachbarten herren und unterthanen achtung geben, daß keiner auf des stifts grund und boden jage, hetze oder einiges wild und flügelwerk erschieße oder fange. auch sollet ihr eüere hunde nicht mit euch in die wälder nehmen, sondern zu haus angebunden halten, damit das wild durch ihr suchen und bellen nicht verjaget [werde]; die förster

1) Handschlag.

und aufschauere sollen es, wann sie dergleichen antreffen, ihrer pflicht gemäß der gnädigen obrigkeit offenbaren und vor niemanden sich scheuen.

[5] Zu denen schuldigen roboten sollet ihr sambt und sonders willig und gehorsambt zu roß und fuß, nach deme solche erfordert und nöthig, zeitlich und mitsammen erscheinen, gleiche hand anlegen und selbige fleißig verrichten, damit nicht durch eüere eigene saumseligkeit die arbeit vernachlässiget und euch nur dardurch die roboten vermehret, ja wohl gar der willige mehrers beschweret und zur ungedult veranlaßet werden möge, gestalten dann auch solche personen auf die robot gesendet werden sollen, welche die vorstehende arbeit verrichten und der schuldigkeit eingängen leisten können. widrigens sollen die schaffern und aufschauere selbige nicht annehmen, sondern zurück schicken, der unterthan aber, so derlei untaugliche personen gesendet, wie auch derjenige, so nicht zur bestimbten zeit erschienen, die robot doppelt hernach zu thun schuldig sein.

[6] Kein unterthan, es sein pauer, häußler oder haußgenoß soll auf zwei nachtläger aus der herrschaft fahren oder gehen ohne obrigkeitlichen consens, auch soll er zugleich bei dem richter sich angeben und genugsambe vorsehung thun, welchergestalt zeit seiner abwesenheit die etwan kommenden schuldigkeiten verrichtet und angegeben werden solten, kein verstoß oder unordnung entstehen möge, nicht minder

[7] Zur verhüttung aller widerwärtigkeiten und mißverständnußen zwischen denen obrigkeiten soll sich kein unterthane unterstehen ohne obrigkeitliche schriftliche verwilligung unter ein od. andern benachbarten herrschaft häuslich- oder müttungsweise¹⁾ einzulassen, viel weniger gar einzukaufen und seiner rechtmäßigen obrigkeit zu entziehen, bei straff und verlust alles vermögens, wie auch aller erbschaft und anforderung, so ihm ins künftige quocunque titulo zufallen und stammen möchte.

[8] Und demnach auch der gnädigen obrigkeit der verkauf auf die feilschaften derer unterthanen gebühren thut und ihro hochwürden und gnaden allerdings gemeint seind, euch alles dasjenige, so deroselben anständig sein möchte, nach billigmäßiger erkantnuß pahr bezahlen lassen, als befehlen selbte etich gnädig, daß welcher unter euch etwas von vieh, brätigetseite, hopen, wachs oder anders zu verkaufen hätte, solches an keinem andern ort verkaufen, sondern alles zuvor sr. gnaden oder dero beambten anbitten, und da solches annemblich sein möchte, ohne betrug und falscheit gewöhren sollen.

[9] Welcher außer ihrer gnaden mühlen in andern zum mahlen führet, also dem stift die herrlichkeit und nutzung entziehet, ingleichen auch, wer stein und ander frembdes salz zuwider dem kais. und königl. gebot, kraft deßen alhier kein anders als das kais. salz gebraucht werden soll, einführen oder einschleppen möchte, dieße alle sollen, so oft es geschicht, in die straff gefallen sein.

[10] Es last auch der herr sr. gnaden euch unterthanen allen befehlen, daß ihr gute nachbarschaft gegen einander halten sollet, einer dem andern muthwilligen schaden in reinen, gräntzen, äckern, wiesen und wässern nicht zufügen, sondern etich der alten reine, gräntzen, weegen und steegen gebrauchen; auch soll ein jeder sein thor, thier und anger, deßgleichen weege und steege vor- und auf dem seinigen also halten, beßern und verwahren, damit dem nachbar nicht schadengeschehen, und mithin unter

1) Miethungsweise.

euch zank und stritt verhüttet und fried und einigkeit in der forcht gottes gepflanzet und erhalten werden möge.

[11] In gärten, aufm feld und in wäldern soll niemand sich gelüsten laßen, etwas zu rauben oder zu stehlen; so irgends einer ergriffen oder überwießen würde, selbiger soll geoffbaret und andern zum abschei mit schand und spoth bestraffet werden.

[12] Gräntzbäume abhauen und gräntzsteine zu verrucken ist und wird bei hoher straff verboten; auch soll niemand sich unterstehen, auf der auen oder andern gemeindgründen etwas zu genießen oder sich zuzueignen ohne vorwust und zulaßung der obrigkeit oder der gericht, bei unaußbleiblicher schweren straff.

[13] Ein jeder unterthan soll sich befleißigen, seine mit obrigkeitlichem consens besitzende gründe, auch hauß und hof bestens zu bewirthen, die gebeide in guten stande zu erhalten, die fälder wohl anzubauen und die püschel so viel möglich zu schonen und zu erhalten. da aber einer oder der andere dießem nicht nachkommen und die stelle¹⁾ vergringerte, denselben sollen die gerichte zeitlich vor sich erfordern, ihme solches vorweisen und zur beßerer bestellung seiner wirtschaft scharf anmahnen; im fall aber die gerichte befunden, daß er zu unvermöglich oder zu nachlässig sei und sich nicht erbauen²⁾ könne, oder auch ihre ermahnung nicht fruchten wolle, sollen sie solches dem erbobrigkeitlichen amte beibringen, damit sie hierinfals das einsehen thun und die vermüttelung vorkehren können, zumalen der gnädigen obrigkeit und dem gemeinen weiß³⁾ daran gelegen ist, daß sie die stellen mit tauglichen und fleißigen wirthen versehen. und weilen dann auch

[14] Durch die außgedinge die güter märklich beschwert und die stellen vergringert worden, als wird denen gericht hiermit ernstlich anbefohlen, selbige sollen vor allen dingen bei denen vorgehenden kaufen beobachten, ob auch das gutt, so zu kaufe gehen thut, das außgedinge, welches ihm der verkauffer machen will, ohne verterbung des kaufers ertragen könne, und wann sie befunden, daß solbiges zu hoch und dem kauffer zum verterb sein möchte, sollen sie es nicht annehmen, sondern den verkauffer zu nehmung eines billigmäßigen anhalten, oder aber solches dem obrigkeitlichen amte vor schlüßung des kaufs zum entscheid beibringen, zumalen jederzeit dahin gesehen werden soll, damit der kauffer bestehen und die auf dem gutt haftende schuldigkeiten leisten könne. endlich soll auch denen jungen verkauffern, wie ingleichen denen, so die stell vergrüngert haben, gar kein außgedinge oder nur auf wenige zeit oder jahre zulaßen werden.

[15] Aufs feuer und licht soll ein jeder wirth fleißige obsicht haben und mit schleisenleichten⁴⁾ oder tabacktrinken⁵⁾ in stall, scheütern, schopfen und sölern⁶⁾ sich nicht verstöhren,⁷⁾ noch sein haußleuten solches zu thun zulaßen, sintemalen dardurch öfteres unglück sich ereignet hat. bei welchem dann solche unvorsichtigkeit erfunden würde, selbiger soll ebenermaßen wie derjenige, bei welchem sich ein würklich unglück eraignen möchte,

1) Ganzer Besitz.

2) Aufraffen.

3) Wesen.

4) Schleise Kienspan.

5) Tabakrauchen.

6) Söler ist der untere Theil des Dachraums.

7) Verirren.

der obrigkeitlichen würdiger straff unterworfen. auch die feier städte vorsichtig gebauet und rein gehalten werden, ingleichen bei jedem hof leutern und feierhocken vorhanden sein sollen, damit man solche zur gegenwehr und rettung in der nothdurft haben könne, gestalten dann umb beschwerer verlässigkeit¹⁾ wegen die gerichte alle jahr die feierstätte und dachleutern bei jedem hauß besichtigen, und wann sie einigen fehler oder abgang befinden möchten, den wirth zur verbeßerung anhalten sollen. im fall, daß sich es zutriege, daß ein feüersbrunst, es sei in closter, in der stadt oder in einem dorf entstünde, so soll ein jeder unterthan männ- und weiblich geschlechts alsbald mit äxten und waßer zuhülfe kommen und sich eüßerst bemühen, das feüer dämpfen, auch demjenigen, welchen der brand betrifft, seine sachen treülich retten helfen; dabei soll sich aber keiner unterfangen, etwas zu entfremden und weckzustehlen. wer solches thäte und deßen übertroffen würde, soll andern zum abscheü und exempel nach schärfe der rechten bestraffet werden.

[16] Kein unterthan soll weder außer landes weder in die stadt noch sonst einigen unangeseßenen alhier über 5 schock geld außleichen oder bürgen werden ohne außdrücklichen obrigkeitlichen amtsconsens und bewilligung. wer das heimlich thäte, dem soll weder schutz noch amts hülfe geleistet, sondern vielmehr darzu gestraffet werden. und weilen auch

[17] Viele unterthanen sich befünden, welche kirchen und weißen- gelder ausgeborget haben, mit zahlung der zinsen aber sich saumig erzeügen und öfters unkosten denen kirchenvätern und vormündern verursachen thun, als wird hiermit ernstlich anbefohlen, daß derlei schuldner den gewöhnlichen züns jedesmal vor denen kirchen und weißen reitungen²⁾ gebührend erlegen und die kirchenvätern und vormünder außer mühe und unkosten erhalten, widrigens ihnen hierumb gerecht werden, auch gestalten sachen nach zu ablegung des capitals angestrenget werden sollen. waß anlangend

[18] Den eingerießenen kleiderpracht, dießfals ist männiglich auß dem untern 31. Decemder ao. 1697 ergangenen patent bekant, wie nachtheilig der gantzen herrschaft und eüch gesambten unterthanen solcher seie, was vor ein müßfallen die gnädige obrigkeit hierob traget, und was selbte hierinfals geordnet hat. deßen soll sich nun gänzlich enthalten und erwöhnter verordnung unverbreichlich nachgelebet werden, bei hoher straff und ungnad. dann

[19] Auf die frembde, herumbvagirende leüte, welche kein autentische briefe und zeügniß haben oder sonst verdächtig sein möchten, soll ein jeder unterthan fleißige achtung geben, auch selbige nirgends außer in denen krätschämb- oder gemeinhäußern beherbergen, noch ihnen in der gemeinde über einen tag und nacht sich aufzuhalten verstaten. ingleichen soll sich auch kein unterthan unterstehen, mit verdächtigen, bößen oder gar brichtigen³⁾ leüten gemeinschaft zu haben, selbige zu haußen oder ihnen vorschub zu thun, viel weniger einige gestohlene waären anzunehmen oder zu kaufen; würde einer hierin ergrifen oder überwießen, soll er als der thäter selbst nach ordnung der rechten gestraffet werden. es last auch

1) Grösserer Verlässigkeit wegen.

2) Rechnungen.

3) Vielleicht berüchtigt oder widersetzlich, von „brüchte“.

[20] Der herr sr. gnaden eüch ernstlich verbitten die ehrverletzung, schmähung und schelmenscheltung, item die schöttliche gewöhr, meßerzüge und alle grobe schlagereien; da auch würllichen gottes lästerung, blutrünsten, diebstahl und andere grobe straffmäßige verbrechen, auch ärgerliche beginnend, von des löblichen gestifts unterthanen in oder außer der herrschaft außgeübt werden und sich ereignen möchten, selbige sollen die dorfgerichte zu unternehmen nicht befüget sein, sondern zur obrigkeitlichen erkantnuß und bestraffung dem ampte am nechsten rechtstäge oder wo gefahr ist, auch beibringen.

[21] Kharten, würfel- und ander töpel¹⁾ spiel umb geld oder bier bei tag oder nacht soll nirgends geduldet werden, widrigens der wirth sambt denen selben spielern und töpfjern der straff unterworfen sein.

[22] Tänze, licht- und rockengänge,²⁾ so unglimplich bei tag oder nacht gehalten werden und nicht zur ehre gereichen wollen, will der herr sr. gnaden gänzlich abgeschafft und bei keinem gestattet haben, und sollen dannenhero die gerichte hierob ein wachtsambes auge haben, selbige einstellen, oder wann ihnen abmahnung nicht haften wolte, der obrigkeit zum einsehen und bestraffung offenbaren.

[23] Der richter und die geschworne sollen fleißige obsicht tragen, damit denen obrigkeitlichen gebot¹ und verbot treulich nachgelebet und gute ordnung, auch fried und einigkeit erhalten werden, von selbstn aber denen gemeindleüten mit einem fromen und ehrbaren wandel vorgehen, auch mitsammen fried und vertreulich leben, damit der gemeindemann dardurch auferbauet und zur treuen nachfolge angeleitet werden möge.

[24] Die gemeind und rechts angelegenheiten soll der richter nicht vor sich allein oder nur mit einem oder zweien, sondern mit denen gesambten geschwornen handeln und ein jeder begebenheit die stümmen vom jüngsten biß auf den altesten abfordern und nach den mehresten den schluß machen. daauch des richters, einigen geschwornen oder ihrer nächsten befreundten angelegenheiten bei gerichten gehandelt würden, derselbte soll vom gerichtstisch aufstehen und nicht zum rechte mitsitzen noch einige stimm geben, wohl aber kan er seinen freund einen beistand leisten; was

[25] die gemeinreitung anbelangt, dieße soll der richter mit wüßen aller geschwornen ordentlich führen, vor dem dreyding und dehero abgebung aber der gantzen gemeinde deütlich vortragen und ablesen, damit ein jeder, so beitragen muß, erfahren thue, wo sein beitrug hinkomme, und folglich nicht ursach haben möge, zu argwohnen oder gar übel nach zu reden.

[26] Zu denen gewöhnlichen geboten soll ein jeder unterthan, so viel möglich jedesmahl gehorsambst erscheinen, und bald nach der vesper zeitlich bei denen gerichten ein oder zweimahl erinnern, der es aber nicht verfangen wolte, in dem obrigkeitlichen ampte zu bestraffung seines ungehorsambes anzeügen. hingegen soll auch der richter und gerichte mit einnehmung der gelder, und außgebung der obrigkeitlichen gebotten nicht aufziehen, sondern die zeit also beobachten, daß der gemeindemann oder wirth wieder seinen willen über 10 uhr in krätschamb sich nicht aufhalten dürfe

1) Töpel-Döpel-spiel ist das Doppelspiel von Doppels, das in Schlesien gebräuchlich ist., S. Meitzen, Urknuden schlesischer Dörfer. S. 128, 240.

2) Mit Fackeln zur Spinnstube.

[27] Den bierschank betreffend sollen die scholzen¹⁾ und schänker niemahlen ohne bier sich betretten lassen, selbiges auch nicht verfälschen, sondern in der güte, wie sie es auß dem obrigkeitlichen breuhausē empfangen, außzöpffen und verschänken, selbiges nicht vertetern, auch daß außgesetzte maäß ohne abbruch ertheilen, vorgegen ein jeder unterthan, welcher bier trinken will, schuldig ist, sein geld der obrigkeit zu vergönnen; dafern aber erwiesen würde, daß einer oder der andere vorsätzlich oder verächtlicher weiße anderwärts hin dem trinken nachgehen oder frembdes bier herein bringen würde, selbiger soll nach erkandtnuß bestraffet werden.

[28] So sich auch irgends einer ungehorsamb und muthwillig wider die ordentliche gerichte verhielte mit gewalt aufföhnete, keines richten wolte besagen laßen, und die gerichte einen oder andern nachbar zu hülfe rufen und besprechen, so sollet ihr den gerichtten beistand leisten und den rechten zu stetter hülfe thun; so es aber von einen oder andern nicht geschehe, derselbe soll wegen solchen ungehorsamb ernstlich gestraffet werden.

[29] Weilen nicht nur der gnädigen obrigkeit, sondern auch dehro unterthanen daran gelegen ist, daß bei denen todesfällen deren wirthsleüte, besonders wo zweierlei kinder vorhanden oder deren erben abwesend, ingleichen auch, welche sich nicht vererbet haben, auf deren verlaßenschaft genaue obsicht gepflogen werde, damit niemanden an seinem rechte verkürzung beschehe: dannenhero sollen die gerichte bei denen erignenden todesfällen also bald versiegeln der wittib und [?] vormündere bestellen, folglich inventiren und denen betheilungen selbst beiwohnen, gestalten dann auch die gemeindleüthe verbunden sein sollen, wann ein wirth in tödliche krankheit fallen thut, solches denen gerichtten beibringen, damit dieße desto verläßlicher ihrem ampte ein genügen leisten können. betreffend

[30] das obrigkeitliche erbschaftrecht aus derer entbrochenen²⁾ unterthanen, wie auch praescribirt und verstorbenen waißen verlaßschaften, dießeß ist zwar, aus wailand ihrer gnaden herren, herren Johann Bennonis abtens seëligen andenkens in annis 1626 und 1629 publicirt und öfters wiederholten patenten bekant. damit aber umb so weniger ursach sein möge, sich mit einiger unwißenheit zu entschuldigen, alß wird selbiges wiederholt und außgesetzt, alß nemblich **er stens**: sollen derer ungehorsamben und ohne consens der herrschaft sich entbrochenen und hinweggeloffenen unterthanen, zuständnußen und erbschaften, selbige stammen her, wo sie immer wollen, wann sie sich innerhalb eines jahres nicht einfünden oder gehorsamb angeben thun, gänzlich verloren und verfallen sein, auch niemand an ihrer statt etwas zu fordern haben, sondern bleiben zu erbobrigkeitlicher disposition, ob und wem etwas zufolgen seie. **a n d e r t e n s** derenjenigen unterthanen zuständnußen betreffend, von welchen erwiesen, daß sie ohne verbrechen und boßheit hienweg- und in kaisriegsdienste kommen oder mit consens ausgewandert sein, dieße sollen 30 jahr lang von tag an ihrer hienwegkunft durch vormündschaft verwaltet, nach verstreichung benanter 30 jahren aber präscribirt und verjöhret sein, und dannen zuhanden der gnädigen erbobrigkeit der dritte

1) Der Schulze hat in der Regel das Schaukrecht, den Kretscham.

2) Die sich ohne Erlaubniss der Obrigkeit von der Herrschaft entfernten.

theil erhoben werden. was aber drittens diejenigen waissen betrifft, welche sich gehorsamb verhalten und auf der herrschaft sterben thun, von derer verlaßenschaft will die gnädige obrigkeit sich mit dem 5. theil begnügen, den rest aber der hiezusich legitimirten freundschaft folgen lassen. was au...¹⁾ also die gnädige erbobrigkeit hiermit gnädig gebitten und verbitten laßen, solchem allem sollet ihr sambt und sonders getreulich nachleben, auch übrigens allem und jeden, was gleich alhier nicht ausgesetzt worden, gleichwohlen aber zu einem löblichen wandel erfordert wird, gebührend nachkommen, und etuch also verhalten, damit gott, die gnädige obrigkeit und sonst männiglich ein gefallen darob haben, und weiter keiner verordnung und gebot, viel weniger einiger bestraffung vonnöthen sein möchte.

Im namen gottes hab ich dreiding gehöget

Im namen gottes geb ich dreiding wiederumb auf.

Amen.

III.

Das Taiding von Friedberg 1654—1697.²⁾

Aus dem Gemeindearchiv in Friedberg, wo Direktor J. K. Markus die Handschrift 1876 auffand. Dieselbe besteht in einem Quartheft aus 16 Papierblättern, von welchen 11 beschrieben sind. Der Aufbewahrungsort und die Spuren der Abnützung weisen auf den ämtlichen Charakter des Exemplars hin.

Hie ist zu vermerken etliche articul und gerechtigkeit unsers markts Fryberg.

[1] Item man verbeut bei dem wandl³⁾ 72 pfenninge [in] dem markt-
bach, dass niemand solle waschen ausser der ordentlichen waschstatt,
oder würd eines sonst darin begriffen, es sei heimlich oder öffent-
lich, der da wüesch oder hineinwürf unzimlich ding, wie das immer
wäre, salva venia todt hund, katzen oder von dem viehe, der ist
ohn alle gnad verfallen 72 pfenninge und in besserung⁴⁾ oder straf,
es sei frau oder mann, knecht oder dirn.

[2] Item ein jeder marktmüllner soll den markt bach bewahren zu nutz
der gemein, und so er das nit thuet, soll er darumben gestraft werden.

[3] Item ob einer den markt bach ohne ehafte not⁵⁾ und ohne verlaub
auskehret, es wäre müllner oder wer der wäre, so man das innen würde,
oder denselbigen begreifen thät, den soll man strafen an leib und guet.

1) ?

2) Marktstellen im südlichen Böhmen bei Hohenfurt. — Ich verdanke eine sorgfältige Copie meinem geehrten Freunde Prof. Dr. M. Pangerl, der mir hiezu schreibt: „Aus dem südlichen Böhmen liegen bis jetzt solche Bantaidinge von Unterhaid und Hohenfurt vor. Dass auch die Unterthanen der Stadt Roseuberg einen Bantaiding gehabt, weiss ich aus verlässlichen Auskünften meines Schwiegervaters Josef Pangerl, dessen Vater längere Zeit Bürgermeister in Rosenberg gewesen. Der Taiding mit diesen Unterthanen ward im Herbst gepflogen.“

3) Busse, Strafe.

4) Schadenersatz, Strafe.

5) Gesetzliches Hindernis (zum Erscheinen vor Gericht). (Lexar) hier wohl Nöthigung.

[4] Item in dem herbst soll man den märktbach raumben und bewahren, und ein jeder bürger darein helfen bei dem wandl 12 pfenninge.

[5] Item ob einer etwo kehret sein mistwasser in unsern markt-
bach, der ist ohn alle gnad wandl zu erlegen 72 pfenninge.

[6] Item alles holz bei dem markt am bach das soll man hinweg-
thuen, es sei brennholz oder anders, damit der bach berueht¹⁾ sei, bei dem
wandl 1 schock.

[7] Item so einer hat zimmerholz in dem markt bei dem bach oder
vor seinem haus, dasselbige soll man hinweg thuen in vierzehnen tagen
bei dem wandl 72 pfenninge.

[8] Item inmitten tag seind verboten aufallen espan²⁾, damit man nicht
hüeten solle weder küe noch schwein, bei dem wandl 72 pfenninge.

[9] Item alle bannzäun sollen gemacht und verfriedt sein acht tage
nach st. Georgi, und wer dies nit thät, ist dem richter an alle gnad ver-
fallen 12 pfenninge.

[10] Item so einer begriffen würd mit nachtáz³⁾ und befindet sich dar-
bei ein schaden, der ist wandl 60 und 5 pfund.

[11] Item so einer etwo hüetet seines viechs ohne verlaub in un-
serer waid, oder dass einer wollt holzhacken ohne verlaub, der ist wandl
60 und 5 pfund.

[12] Item so einer in übel dem andern und mit frevel oder mit ge-
wehrter hand einem unter sein dach nachläuft, der ist verfallen 60 und
5 pfund.

[13] Und läuft er ihme in übel mit gewehrter hand in sein haus, der
ist verfallen [mit] leib und guet.

[14] Item ob eines dem andern nächtiglich an seinem haus oder fen-
ster nachloschet⁴⁾, es wäre mann oder frau und würd daselbst begriffen,
das ist wandl 60 und 5 pfund.

[15] Item man verbeut alle unrechte steig und weg gehenden und
reitenden; wo man einen begreift, der ist wandl 72 pfenninge.

[16] Item man verbeut das kornfeld, dass niemand soll darinnen gras-
en ohne erlaubnis bei 12 pfenningen.

[17] Item dass keiner soll in das kornfeld treiben unter die schö-
ber⁵⁾ nach der sichl⁶⁾ als nach 14 tagen bei dem wandl 12 pfenninge.

[18] Item dass keiner kein ross soll schlagen⁷⁾ an ern seil, dass
kein bot darbei wäre, weder bei tag noch bei der nacht in das heufeld
bei 72 pfenningen.

[19] Item welcher nit hat äcker bei uns bürgern in der gemein in
kornfeld, der soll nit grasen noch holzhacken in unser waid, und würd
über solches begriffen, der ist wandl 72 pfenninge.

[20] Item ob ein gast käm und schlüeg ein ross ohn verlaub und frevent-

1) Gepflegt.

2) Freier Platz in einer Flur, der zur Viehweide benutzt wird. Ezzischbahn (Ätzbahn).

3) Nachtetzen, nachtáz ist das Abweiden zur Nachtzeit; vgl. N. 47 äzten.

4) Nachlauschet, nachspäht.

5) Schober.

6) Nach der Mahd.

7) Treiben, besonders auf die Weide. Der Sinn ist: Niemand soll ein Ross treiben ohne ein
Seil in das Heufeld, für den Fall, dass kein Bote (Dienstbote) dabei wäre.

lich bei der nacht auf ein espan oder in das heufeld, der ist dem richter wandl 12 pfenninge, und würd es begriffen im getraid, so ist er wandl 60 und 5 pfund.

[21] Item so ein feuer in einem haus auskumbt über das dach, und dass es beschriren¹⁾ würd, der ist dem richter an alle gnad 1 schock [wandl].

[22] Item dass man allemal in einem monat beschau die feuerstät wird einer mit schaden begriffen, ist wandl 1 schock.

Item zwei feuerhagen die sollen bei dem markt sein zur notdurft der ganzen gemein.

[23] Item ein richter soll darob sein, damit man alle jahr gehe an das schwenden²⁾, und welcher nit gehorsamb wäre, ist wandl 72 pfenninge.

[24] Item welcher treibt unverschnitten stier oder oxsen williglich in die herd, der ist wandl 72 pfenninge.

[25] Item dass kein wirt in seinem haus keinen ausländer weder mann oder frauen über den dritten tag nicht behalten soll an verlaub des richters, und behalt er ihn über soliches, so ist er wandl 72 pfenninge.

Item man verbeut alles fürkaufen³⁾ in den dörfern bei dem wandl 72 pfenninge.

Item wo man einen fürkauf in dem gericht begreift, es wäre mit vögeln, mit käsen oder mit schmalz, der selbiges fürkauft ohne verlaub, dem soll man es nehmen, und man soll den fürkauf zu gerichtshanden bringen.

[26]. Item ein jeder richter soll darob sein, damit wag und mass rechtlich und göttlich⁴⁾ gehalten und gegeben würd. darinnen wollen wir ihm die ganze gemein einen beistand geben.

27. Item voraus einmal in dem jahr, dass man beschau und fürtragen lasse mass, wag, kandel⁵⁾, seitel, viertel⁶⁾, müllmetzen⁷⁾, ellen, halb und ganz pfund, damit man den leuten nicht unrecht thue bei dem wandl 72 pfenninge.

[28] Item damit sich die bäcken mit brod fürsehen über die wochen, dass die leut nicht mangl haben, bei dem wandl 72 pfenninge.

[29] Und ob die bäcken hätten brod, und dass sie es vom markt ausführen, und die leut im markt sollten gesaumbt⁸⁾ sein, derselbig ist umb 72 pfenninge wandl.

[30] Item dass die fleischhacker voraus doch einer oder zwen in der wochen fleisch haben bei dem wandl 72 pfenninge.

[31] Item damit die fleischhacker dem armen als dem reichen geben umb

1) Lärm darüber machen.

2) Schwinden machen, wegschaffen hinderlicher Bäume, Holzaufüge, Gestrüche.

3) Fürkauf heisst den Fürkauf (Kauf zum späteren Wiederverkauf) treiben, vorkaufen.

4) Christlich.

5) Kännlein, Seitel, die Hälfte der landesüblichen Mass, gewöhnlich Halbe.

6) Ein Viertel von einem Strich.

7) Müllermetze. Metze ein Viertel von einem Viertel. Die Müllermetzen waren berüchtigt.

8) Aufgehalten.

dreie und vier pfenning fleisch, und thuet er das nicht, so ist er wandl 12 pfenninge.

[32] Item so einer schlüeg oder hätt ein schelmisch¹⁾ vieh oder so ein anderer ausländer hereinbrächt solches zu uns, dem soll man es nehmen, und er soll gestraft werden bei dem wandl 72 pfenninge.

[33] Item dass man setzt und erwähle zwen bürger, die das fleisch beschauen eben bei diesem wandl.

[34] Item damit der bader voraus einmal oder zwier²⁾ in der wochen soll baden beim wandl 72 pfenninge.

[35] Item damit der richter darob sei, dass man alle jahr soll bessern recht weg und steg umb und umb zum markt beim wandl 72 pfenninge.

[36] Item man verbiet alle würfel und karten, auch andere ungebührliche spiel, die heimlich und öffentlich in denen häusern geschehen oder gehalten werden bei sechzig und fünf pfund wandl.

[37] Item wann zwo frauen oder dirnen öffentlich mit einander schlüegen oder raufeten oder sich schändeten³⁾, so sollen sie beide ohne alle gnad den bachstein⁴⁾ vor allermänig tragen.

[38] Item so sich begäbe im land geschrei über strassrauber oder sonsten über andere schädliche leut in dörfern, in wäldern, in holz und zu feld, damit jedermann auf sei mit seiner besten wehr, und wer zu solchem nit gehorsamb wäre, den soll man strafen an leib und guet.

[39] Item man soll keinem überthäter noch keinem ausländer noch keinem ledigen knecht, der nit kund ist, kein geleit nit geben umb unehrbare sachen, damit dem markt und uns bürgern nit schaden daraus ergehe.

40] Item so ein nachtdieb oder eine nachtdiebin begriffen würd mit wahren thaten⁵⁾ da mit einem stüchl heu, korn, holz, kraut auf den äckern oder welicherlei das wäre aufweisen, setzen wir wandl sechzig und fünf pfund.

[41] Item so man kaufmannschaft⁶⁾ brächt zu unserm markt, es sei wein, malz, traid⁷⁾, fisch, oder welicherlei kaufmannschaft das wäre, und so wir bürger darumben kaufeten⁸⁾, und kämb in der weil ein ander, es wäre ein gast, ein ausländer und wollt uns bürgern aus den handen kaufen, der ist ohn alle gnad verfallen 60 und 5 pfund.

[42] Item so man auf den offenen markt brächt dem armen sowol als dem reichen fleisch, brod, salz, schmalz, malz zur notdurft, und so einer da wär und wollt der ar muet solches pfennwert⁹⁾ aus den harten kaufen und uns solches vertheuern und fürkaufen, derselbig ist straf wandl 60 und 5 pfund.

1) Contagiosus (Lex.)

2) Zweimal.

3) Beschimpfen, in Unehre bringen.

4) Bachstein, mhd. bāgstein, Zankstein, den scheltende Weiber um den Hals tragen mussten.

5) Bei der That.

6) Handelsgut, Waare.

7) Getraide.

8) Und wir darum feilschen würden.

9) Was einen Pfennig wert ist, dafür zu haben ist, Verkaufsartikel, Waare.

[43] Item insonderheit verbeut man bei dem wandl, dass keiner in seinem haus im markt vortags¹⁾ kein haar oder flax soll lassen blowen²⁾ bei 72 pfenningen.

[44] Item ob gott der herr über einen in unserm markt mit krankheit verhänget, es wäre armer oder reicher, frau oder mann, derselbig mag sein guet verschaffen, vermachen und geben, wen ihn verlust³⁾ ohne irrung.

Item und so einer mit tod abging ohn eheliche leibserben und ohne freundschaft und liess an guet hinter sein, so soll dasselbige guet bei dem gottshaus St. Bartholomäi und dem markt verbleiben.

Item da ein mangel und abgang in unserm markt an fleisch und brot wäre, so soll man einen andern anfreien⁴⁾ woche markt rufen in der woche.

[45] Item so man einen oder eine begreift an schäden, der da aufbrächtoder hinwegtrüege die bann und zäun, der ist an alle gnad verfallen 72 pfenninge.

[46] Item man verbeut, dass man kein fuher nicht umb soll laden an einem unser frauen tag noch zwölfbotentag⁵⁾ oder sonsten an einem heiligen sonntag bei dem wandl 1 pfund wax.

Item alles stadtrecht in unserm markt ist, so soll man einen pranger mitten im markt haben.

Item wir bürger, arm und reich begehren ernstlich an ein jeden richter, damit er mit ernst zu solchem thue, und sei aufsichtig, bewahr und halt uns bei solicher oben verschriebener gerechtigkeit nach laut des registers. und so er das alles nit thät oder nicht thuen wollt, so müessten wir solches auf ihme klagen unserer gnädigen herrschaft, und müesst von solichem gericht abgesetzt werden. und so dem richter in etlichen dingen die sach zu schwer, darinnen sein wir ihme die ganze gemein, arm und reich, dessen zu helfen [erbötig], damit unsers markts gerechtigkeit bei solichen kräften bleiben, das ist unser aller will und wort.

Es ist auch am abschied-täding⁶⁾ vorigen dato durch einen ehrsamben rat und ganze gemein beschlossen worden: so einer in erstbenannten waiden ein stamben⁷⁾ zum tanngas⁸⁾ abhauen thät ausserhalb der schwendung⁹⁾, zum wandl 72 pfenninge.

[47] Item mehr am abschied-täding vorigen dato durch einen ehrsamben

1) Vor Tages Anbruch.

2) Schlagen, klopfen.

3) Gelüstet, beliebt.

4) sic.

5) Tag der Aposteltheilung, Fest der katholischen Kirche am 15. Juli.

6) Es ist dies das Tageding, Taiding, an welchem die Gemeinderechnung geprüft, das Absolutorium ertheilt, die Taidingsartikel vorgelesen, gemindert oder gemehrt wurden. In Friedberg scheint es üblich gewesen zu sein, das Abschied-Taiding am Montag nach Palmsonntag zu halten, demnach im Frühlingsbeginne.

7) Stamm, Baumstamm.

8) Sprosse, Nadelholzweig, junges Waldbäumchen; diese Zweige wurden klein gehackt, dem Vieh unterstreut oder auf feuchte Strassen geworfen, damit sie faulen und zum Dünger tauglich werden.

9) Ort, wo geschwendet wird.

rat und ganze gemein beschlossen: so einer in der quartemberwochen am mitwochen oder freitag und sambstag, auch am freitag durch das ganze jahr hindurch reverento mit dungführen, waschen, wie auch eines abend nach betläuten und früh vor betläutung in den feldern zu äzten¹⁾ begriffen würd, soll wandl geben 1 schock.

[48] Es ist auch am abschied-täding beschlossen worden: so einer in besagten waiden die baum oder föhren aushollen²⁾ thät und darüber begriffen würd, zum wandl aufgesetzt 1 schock.

[49] Diesen dato ist auch beschlossen worden: wann einer nächtllicher zeit, er sei klein oder gross, mit einem spanlicht³⁾ auf der gassen begriffen würd, ist zu einem wandl gesetzt 35 kreuzer.

[50] Anno 1654 den 30. martii geschlossen: wann einer oder der ander auf unrecht weg und steg ergriffen würd als in der Khämpflwies sowol auch ander wiesen, hinter dem städl, die zwerg- und lengsteig durchaus, item in des herrn Matthis Payr sein garten und auf dem wassergraben den fuhrweg ohne den rechten kirchsteig, und wer darüber begriffen würd, der soll zu einem wandl erlegen 35 kreuzer.

[51] Es ist auch beschlossen worden und ein wandl gesetzt: welicher auf den Rosenberger wiesen hüteten oder aber in das Scheibenhölzl treiben thuet und hüteten, der solle gestraft werden umb ein schock.

[52] Anno 1672 am abschied-täding ist durch einen ehrsamben rat und ganze gemein geschlossen worden, dass ein jeder ausnehmber⁴⁾ reverendo nur ein melchrind⁵⁾ und ein kalmb zur viehherd treiben soll und nicht mehr.

[53] Die inleut⁶⁾ aber, wer der auch sei, sollen nicht gewalt haben auch nicht zuegelassen werden, dass er künftig ein rindvieh noch gais oder schwein zu viehherd treibe noch viel weniger in dem stall behalten solle. welicher aber darwider thuen und handeln werde, ist selbiger nach erkanntnus eines ehrsamben rats und gemeiner bürgerschaft gebührend abzustrafen, und was ihm auferlegt würd, unfehlbar und unnachlässig ausstehen solle.

[54] Heunt dato den 8. April 1675 an gehaltener abschied-täding ist von einem ehrsamben rat und gemeinen bürgerschaft auf allhiesigem rathaus ernstlich vorgehalten, betrachtet und geschlossen worden, dass in deroselben hölzern ein jeder burger mit einem ganzen burgrecht⁷⁾ zehen, ein halber burgrechter achte und die kleinhänsler⁸⁾ jeder vier führen zum liechtholz⁹⁾ abhacken und zum gebrauch nacher haus führen solle, und solle keiner ohne vorwissen des hiezu verordneten holzhüeter nicht in die wälder gehen noch sich unter-

1) Etzen, abweiden.

2) Aushöhlen.

3) Holzspahn als Licht dienend.

4) Ausgedinger, der im Ausgedinge lebt.

5) Melkrind, dann das Haus mit Zubehör.

6) Miethsleute in dem Hause eines anderen oder verheiratete Hilfsarbeiter.

7) Bürgerrecht.

8) Kleinbesitzer ohne Burg- und Bürgerrecht.

9) Spähne oder „Feisterkien“ zur Beleuchtung.

stehen wolle, ohne wissen des gedachten holzhaiders¹⁾ die führen ab-zuhacken. im falle aber der eine oder der andere bürger darwider handeln thäte, der solle unfehlbar und ohne nachlass einziges kreuzers ein schock in baarem geld zur straf erlegen und auch zu ander bestrafung gezogen werden.

[55] Item werden auch jedem burger auf dem rathaus, das ist den grossen häusern zwei fuhr liegendes holz und schneidling²⁾ heimbzuführen gütig verlaubet und gewilliget.

[56] Es solle sich keiner bei straf 3 schock unterstehen ohne habende ordentliche bewilligung in dem Schwarzberg einige führen abzuhacken und hinweg zu führen, es seie gleich dürre oder grüne, wornach sich ein jeder zu richten haben würd.

[57] Es solle kein burger zuelassen, dass an denen wochenmärkten in den häusern kein getraid ausgemessen werde, er hätte dann zuvor das gewöhnliche massgeld entricht, bei straf ein pfund wax, welches der burger erlegen solle.

[58] Anno 1693 an abschied-täding ist durch eine ganze burgerschaft betracht worden, dass führohin in dem untern feld, so sunsten das Hainfeld genannt würd, alle wiesen, wann sie sonsten in der tradt³⁾ liegen, so unterhalb des wegs, welicher in des herrn primators acker-reut⁴⁾ gehet und gleich bei des Fillukhössls erster Hallandwiesen anfanget und bis zuletzt des herrn primators aussern Binder- oder alten Kämpfwiesen genannt völlig zum heigen⁵⁾ liegen bleiben sollen, und der hüeter nach Georgi nicht mehr darauf treiben oder hüeten solle, die gemein fleck aber, so viel deren zwischen der bäch sich befinden sambt denen Brunnländlwiesen sollen dem hüeter in der tradt zuegeben sein. wann sich aber ein oder der andere bürger mit hüeten auf obigen wiesen vergriffen würde, solle verselbe ohne alle gnad zur straf 1 schock geld erlegen.

[59] Anno 1694 den 5. Juni ist bei einer ganzen burgerschaft das hüeten in allen feldwiesen, es seie wo und in welchem feld es wölle, bis zum abheigen völlig bei straf 1 pfund wax verboten worden, und so oft ein oder der ander darüber ertappt würd, solle soliche straf allemal erlegt werden.

[60] Anno 1696 ist [im] beisein einer ganzen burgerschaft umb ver-hütung der besorgenden feuersgefahr das haarbloien⁶⁾, prechlen⁷⁾, hachlen⁸⁾ bei der nacht sowol in denen burgershäusern als auch in gemein haarstuben bei straf 5 schock geld über die leibsstraf wirklich verboten worden.

[61] Den 1. April 1697 ist bei einer gesambten burgerschaft beschlossen worden, dass künftig kein keibl in das Oedlet solle getrieben werden beim wandl 1 schock.

1) Waldhüter. Haiders süddeutscher Hüter.

2) Abgeschnittene Aeste, Zweige.

3) Weide, Viehtrift.

4) Ein durch Ausreutung dem Walde abgewonnener Acker.

5) Abheuen, mähen.

6) Flachsklopfen.

7) Brächen.

8) Hecheln.

Die Wahl Ferdinands I. zum König von Böhmen 1526.

Urkundlich dargestellt

von

Oscar Glath.

Die hervorragende Rolle, welche die Frage nach dem Rechtsgrunde der Thronbesetzung bei dem Wahlatte des J. 1526 behauptete, das Interesse, welches die Entscheidung dieser Frage auch heute noch in Anspruch nimmt, weist darauf an, die Erzählung der Vorgänge des letzten böhmischen Wahllandtages mit einem Rückblicke auf die im Laufe zweier Jahrhunderte in Böhmen zu Stande gekommenen Wahlverhältnisse zu eröffnen. Kann dieß hier auch nur mit der einer einleitenden Bemerkung zukommenden Allgemeinheit geschehen, so dürfte es doch genügen, um jenen Standpunkt der Beurteilung zu zeigen, von welchem aus sich Manches in der nachfolgenden Darstellung rechtfertigt.¹⁾

War die ganze Rechtsbildung des Mittelalters nur zu sehr beherrscht von momentanen Einflüssen und Zuständen, und nahm man überhaupt nur Bedacht auf Regelung eben bestehender Verhältnisse meist vorübergehender Natur, ohne auf innere Harmonie der den verschiedenartigsten Beziehungen Rechnung tragenden Gesetzgebung zu sehen, so mußte dieß insbesondere dort der Fall sein, wo in Vorhinein eine Doppelstellung gegeben war, die selbst bei sorgfältiger methodischer Behandlung der rechtlichen Unzulänglichkeiten genug aufgewiesen hätte. Ein Doppelfloß der Rechtsentwicklung läuft denn auch durch die ganze Periode bis auf die Wahl Georgs von Podiebrad. Auf der einen Seite sucht seit dem Aussterben der Přemysliden das Wahlrecht der Stände bestimmtere Formen zu

1) F. D. von Bucholz „Geschichte der Regierung Ferdinands des Ersten,“ Wien 1831, behandelt die Wahl des J. 1526 im 2. Bande seines Werkes, S. 400—422. Eine Vergleichung seiner Darstellung mit dem Quellenmaterial ergibt, daß er unmittelbar oder mittelbar lediglich folgende Urkunden benutzte: 1. Eine böhmische die Landtagsverhandlungen skizzirende Handschrift, wovon ein Exemplar sich in der Bibliothek der Grafen Schafgotsch zu Warmbrunn, außerdem aber andere zu Olmütz, Brunn u. s. w. (mit einzelnen Abweichungen) befinden.

2. Den Bericht der österr. Gesandten an Ferdinand nach der Wahl; enthält zugleich die Korrespondenz zwischen dem Erzherzog und der Gesandtschaft in Prag (gleichzeitige Kanzleiabschrift des gräflich Starhemberg'schen Archivs in Oesterreich, kopirt (1823) von Franz Kurz, Kapitulär und Pfarrer im Stifte St. Florian; diese Kopie wird im böhm. Museum aufbewahrt).

3. Die Artikel des Landtages von 1526, Kopie im Archiv der böhm. Statthalterei. Eine einzige, übrigens gewiß nicht richtige Nachricht findet sich bei Bucholz, welche nicht aus den angeführten Urkunden geschöpft ist.

Meiner Darstellung liegt der auf den Landtag von 1526 bezügliche Teil einer großen, von Prof. Dr. Gindely vorbereiteten Quellenpublikation zu Grunde, welcher mir zu diesem Zwecke mit dankenswerter Zuverlässigkeit vor der Veröffentlichung zur Verfügung gestellt wurde. Auf dasselbe Quellenmaterial stützt sich eine in diesen Tagen in der Zeitschrift des böhm. Museums teilweise veröffentlichte Arbeit von Anton Rezel. Da die letztere (in böhmischer Sprache abgefaßt) Publikation nur den Zeitraum bis zur Landtagseröffnung behandelt, und mir überdieß erst nach Beendigung meiner Abhandlung bekannt geworden ist, so wird es nur teilweise möglich sein, dieselbe in den Anmerkungen zu berücksichtigen.

gewinnen. Es ist dies die rein interne, vollstümliche Regelung der Dynastieenfolge, wie sie auch in Deutschland vor sich gegangen. Allein eben so wenig wie in Deutschland, wo Wahlrecht und Wahlform verhältnismäßig spät (Konrad II.) und selbst da mehr durch Gewohnheitsrecht eine bestimmtere Gestalt gewonnen, war auch in Böhmen das ständische Wahlrecht etwas in Vorhinein Feststehendes. Böhmen stand in dieser Beziehung beim Aussterben der Přemysliden etwa auf dem Punkte, wo Deutschland beim Tode des letzten Karolingers. Hier wie dort schritt man zur Wahl als zu etwas Notwendigem, mit der momentanen Lage Gegebenem, und nicht eben als zu einer durch Grundrechte gewährleisteten Befugniß. Wol lag hierin der Keim eines Gewohnheitsrechtes, und konnte auch hier der häufige Wechsel der Dynastieen in den nächsten zwei Jahrhunderten der Ausbildung des Wahlrechtes günstig werden, wenn den Dingen ihr natürlicher Verlauf gelassen wurde. Allein die immer wiederkehrende Kollision mit anderen Rechtstiteln zog hier bald engere Schranken. Immerhin hatten aber die böhmischen Stände im Laufe der Zeit die Königswahl als ein ihnen zustehendes Recht zur Geltung zu bringen gewußt, und dieselbe wenigstens als Form der Thronerlangung stets behauptet. Die andere Richtung der Entwicklung ging aus teils von den äußeren Beziehungen des Landes, teils von Familienbeziehungen der Dynastieen. Das lehenrechtliche Verhältniß zu Deutschland, seinem Ursprunge nach bis in's 10. Jahrhundert hinabreichend, hatte allerdings in vielen Fällen eine nur sekundäre Bedeutung gehabt, doch hatte es unter allen Umständen genügt, um bis auf die Wahl Albrechts V. von Oesterreich (1437) das Zustandekommen klarer Verhältnisse zu hindern.²⁾ Die Koexistenz zweier gesetzlich nicht genau abgegrenzter Rechtsformen der Thronbesetzung mußte eben zur Folge haben, daß keine zur natürlichen Entfaltung kam, vielmehr beide verkümmerte, ungewöhnliche Gestaltungen annahm. Namentlich war es das Wahlrecht, welches um so mehr eine ganz abnorme Bedeutung bekam, als es einerseits von dem Lehenrechte, andererseits von erbrechtlichen Ansprüchen eingedämmt war, welche von Verschwägerten und von Vertragsparteien geltend gemacht wurden. Die ersteren schienen den Umstand für sich zu haben, daß Böhmen allerdings ein Erbreich war, in welchem subsidiär weibliche Erbfolge galt; letztere gründeten sich auf jene merkwürdigen Kreuzungen des öffentlichen und privaten Rechtes, die man Erbverträge zu nennen beliebte.

So sehen wir seit 1306 immer wieder die Frage auftauchen: welcher Rechtsanspruch auf den Thron ist der beste, der erste? Es bilden sich immer wieder dieselben Parteien, bis endlich durch Macht oder Politik die Rechtsfrage verdrängt, oder vielmehr das als Recht erklärt wird, worauf eben der Mächtigste oder Mütigste seinen Anspruch gründet. Bei dieser Auswahl von Titeln hatte eben Jeder ein Recht, der es geltend zu machen vermochte. Im Zusammenhange damit steht eine andere Erscheinung. Wer vor den anderen Bewerbern ausgezeichnet sein, mehrere Parteien hinter seiner Person vereinigen wollte, trachtete begreiflicherweise mehrere Titel des behaupteten Rechtes in seiner Person zu vereinigen, und so gab es denn kaum eine neue Dynastie auf dem Throne, die ihre Erhebung nicht auf zwei oder drei verschiedene

2) Rechtlich darf die Bedeutung der lehenrechtlichen Abhängigkeit nicht unterschätzt werden; Abriqens wurde auch nach dem Privileg von 1212, welches eine Ausgleichung zwischen Territorial- und Reichsrecht auf Untoßen des letzteren herbeiführen sollte, die Lehenherrlichkeit des Kaisers faktisch geltend gemacht.

Rechtsgründe (Wahl, Belehnung, Schwägerschaft, Erbvertrag) zurückgeführt hätte. — Dieser Widerspruch der Prinzipien und Parteien bleibt bis auf die Mitte des 15. Jahrhunderts ohne bleibende Lösung. Alles hängt von der momentanen Lage der Verhältnisse ab. Wahl- und Erbrecht kreuzen sich mit des Kaisers Lehenshoheit, wie von verschiedenen Richtungen kommende Schallwellen, einander bald hebend bald hemmend. Selbst Erbverträge konnten durch die Günst der Umstände zur Geltung gelangen: so der vom 10. Februar des J. 1364, welchem Albrecht V. die Krone verdankte. Eine Wahl war allerdings in allen Fällen hinzugekommen, sie hatte aber eben dadurch, daß sie bloß hinzukam, ihren eigentümlichen Charakter erhalten. Sie war tatsächlich nichts Anderes, als der Ausspruch der Stände, durch welchen ein bestehendes, erworbenes Recht auf den Thron als solches anerkannt wurde. Der Landtag übte gewissermaßen die Funktionen eines Richterkollegiums. Wie das der Landtagsöffnung vorangehende Landrecht im Privatprozesse Recht sprach, ebenso fällte auch der Landtag selbst sein Urteil über die Rechtsbeständigkeit oder Richtigkeit des auf die Krone erhobenen Rechtsanspruches. Dieses vor der Zeit Georgs von Podiebrad bestandene faktische Verhältniß ist in's Auge zu fassen, will man die Haltung Ferdinands den böhmischen Ständen gegenüber richtig beurteilen. Es wird sich aber im Verlauf der nachfolgenden Darstellung zeigen lassen, daß dieß Verhältniß keineswegs ein bloß tatsächliches war, sondern daß es in dem Rechtsbewußtsein des Volkes fortlebte bis über die Zeit der gewählten nationalen Könige hinaus, und daß noch nach den Wahllandtagen von 1458 und 1471 den Ständen selbst die ursprüngliche Bedeutung ihres Wahlrechtes geläufiger war als die „freie Wahl.“

Und doch hatte inzwischen eine mächtige Umwälzung stattgefunden. Das Hervorkehren alles dessen, was Böhmen von Deutschland schied, war die Lösung des Tages gewesen. Das nationale, politische und religiöse Banner war gegen das Reich getragen worden. Der Slave gegen den Deutschen, der Vasall gegen den Lehensherrn, der Hussite gegen den Katholiken! Und siegreich hatte der Vasall den Kampfplatz behauptet. Damit war die Lage bedeutend geändert, und zeigten sich die Folgen bei der nächsten Königswahl. Diese war der Wendepunkt in der hier skizzirten Entwicklung des Wahlrechtes. Sogar mit Uebergang vermeintlich Erbberechtigter ward ein König frei gewählt, dem kein Recht zur Seite stand, als das seines Schwertes, seines Glaubens und seiner Sprache. Damit hatten die Stände ein Recht geübt, das ihnen bis dahin tatsächlich nicht zugestanden hatte. Es konnte somit hier der Anfang einer neuen Entwicklung liegen. Die Erwählung Georgs von Podiebrad sowie die Wladislaws von Polen waren Akte freier nationaler Selbstbestimmung.³⁾ Jetzt schien mit jeder Halbheit gebrochen, und ein selbstständiges, der freien Ausbildung fähiges Recht begründet. Die Verhältnisse, welche ein so energisches Vorgehen mit der sich durch mehr als ein Jahrhundert hinschleppenden Unbestimmtheit herbeigeführt hatten, sind im Allgemeinen bekannt; sie sind eben erst kurz angedeutet worden, und es genügt hinzuzufügen, daß sie vorübergehender Natur waren, oder wenigstens nicht den Einfluß, nicht jene Macht behielten, die nötig gewesen wäre, um das erstrittene Recht unbestritten zu bewahren.

3) Da Wladislaw der Sohn einer von der Thronfolge ausgeschlossenen Schwester des Habsburgers Ladislaus war, so kann nicht leicht angenommen werden, daß hier ein Erbrecht den rechtlichen Charakter der Wahl beeinträchtigt hätte.

Der Wahltag des Jahres 1526 schien entscheidend werden zu wollen. Die zwei Richtungen, welche hier in Kollision kamen, und deren eine durch Ferdinand, die andere vornehmlich durch Lew von Rosental vertreten wurde, fußten beide auf historisch gewordenem Rechte. Ferdinand ging zurück auf Zustände, wie sie vor den Religionskriegen bestanden hatten, für ihn war die dazwischen liegende Revolution kein rechtsbildendes Element; er wahrte den reaktionären Standpunkt. Rosental jedoch und seine Anhänger bestanden auf den Erzungenschaften der Religionskriege, und konnten in diesem Sinne konservativ genannt werden. Ihnen war die Gestaltung des Wahlrechtes, wie sie die Jahre 1458 und 1471 zu Tage brachten, nur die notwendige Entwicklung der unfertigen Zustände in Zeiten der Abhängigkeit. Daß man sich der Aenderung, welche die Wahl Georgs von Bodebrad in den Verhältnissen bewirkt hatte, wol bewußt war, zeigt die Tatsache, daß man den Gesandten Ferdinands, als sie sich auf Erbverträge berufen wollten, entgegnete, durch die Wahl König Georgs seien dieselben alten Verträge aufgehoben⁴⁾.

Die Partei, welche es vorzugsweise übernahm, den Rechtsansprüchen Ferdinands gegenüber die ständischen Freiheiten zu verfechten, wurzelte in einer nahezu hundertjährigen Vergangenheit. Ehe der Rechtsstandpunkt des österreichischen Fürsten einer eingehenderen Würdigung unterzogen wird, dürfte es angezeigt sein, jene Macht in Augenschein zu nehmen, welcher gegenüber er ihn zu verteidigen hatte.

Der Tod des Königs Ludwig traf die böhmischen Stände in jenem Zustande, in welchem sie aus den beiden gleichzeitigen Versammlungen des Jahres 1525, zu Kolin und zu Kuttenberg hervorgegangen waren. Hier erreichte der seit Jahrzehnten sich mehrende Zwiespalt der Parteien seinen Höhepunkt. Der vorgängige Gährungsproceß war ein langer und heftiger gewesen. Als Ludwig die Regierung dem Namen nach antrat, stand alle Macht im Königreiche bei jener Herrenpartei,⁵⁾ deren Haupt der Oberstburggraf Jdenko Lew von Rosental war, und welche mit Erfolg die Stellung einer adeligen Oligarchie in Anspruch nahm. Nicht in geschlossenen Reihen stand ihr damals die Opposition gegenüber. Fast ausschließlich waren es die Städte, welche sich offen dem Anhang des Herrn Lew stellten. Letzterer hatte aus seiner Abneigung gegen den Bürgerstand nie ein Fehl gemacht, und konnte begreiflicherweise nur gleichen Gefühlen auf der Gegenseite begegnen. Allein bereits war eine Partei in der Bildung begriffen, welche der Selbstsucht der regierenden Kreise gegenüber das

4) Schreiben des Herrn von Schönberg an Georg Herzog von Sachsen, dat. Prag 8. October 1526. Orig. im kön. sächsischen Staatsarchiv zu Dresden.

5) Es kann hier ein für allemal bemerkt werden, daß mit dieser Bezeichnung keineswegs auf die Elemente hingedeutet werden will, welche diese Partei in ihrem Schoße barg, sondern lediglich auf die von ihr verfolgten Tendenzen, welche doch nur dahin gingen, die königliche Macht zu vernichten, und die Herrschaft des hohen Adels an ihre Stelle zu setzen. Die Interessen des Herrenstandes waren hier das maßgebende Moment. Wie überall, fanden sich selbstverständlich auch da Viele, welche mit Hintansetzung des Woles der Gesamtheit, der sie angehörten, sich mit Reichtum und Macht allirten, um Teil zu nehmen an ihren Erfolgen. Namentlich im Ritterstande hatte Herr Lew früher häufig einen Anhang gefunden, der jedoch immer mehr abnehmen mußte, je lebhafter der religiöse Zwiespalt wurde. Ueber seine politische Haltung sagt auch A. Rezel in seiner gedachten Abhandlung: „er war der eifrigste Verfechter der Rechte und Freiheiten des Herrenstandes, sowol gegenüber der Macht des Königs als auch gegenüber den Freiheiten der beiden anderen Stände.“ Gewiß konnten sich unter der Führung dieses Mannes nur die Gesinnungslosen unter den Rittern zusammenfinden.

Banner des Patriotismus aufpflanzen sollte, und es ist natürlich, daß sich allmählig unter diesem Banner alle Elemente zusammenfanden, die sich in religiösem, politischem oder selbst sozialem Gegensatz zu den Oligarchen befanden. Allein das änderte Nichts an der großen Tendenz der neuen Partei: es war die Hebung und Stärkung des Königtums als das einzige Mittel zur Beseitigung einer verderblichen Adels Herrschaft. In diesem Bemühen mußte sich der Patriotismus jener Tage konzentrieren. Daß auf der einen Seite vorwiegend Katholiken, auf der andern fast ausschließlich Utraquisten standen, machte die Spaltung an sich noch keineswegs zu einer religiösen; es hatte seinen Grund sowol in der tatsächlichen Verteilung des Bekenntnisse, indem eben der Herrenstand überwiegend katholisch war, während sich die zahlreichsten Rechner unter dem niederen Adel und dem Bürgerstande fanden, als auch zum Teil in der Person der beiderseitigen Führer, dort Rosental und hier anfänglich Adalbert von Bernstein ein eifriger Utraquist.

So standen schon auf dem Landtage von 1518 der utraquistische Adel und die Städte zu einander gegen die Partei des Herrn Lew von Rosental.

Gewaltig wurde jedoch die Bewegung, als schon im nächsten Jahre durch das Eindringen der reformatorischen Ideen die zu religiösem Haß stets geneigten Geister in neue Aufregung versetzt wurden. Der Einfluß des Glaubenselements äußerte sich zunächst darin, daß jetzt in der Tat die Parteien entschieden entgegengesetzte kirchliche Richtungen zu verfolgen begannen, und somit den Charakter von religiösen immer mehr annahm. Binnen Kurzem gebieh jetzt der Zwiespalt so weit, daß die katholische Herrenpartei und die utraquistische Patriotenpartei⁶⁾ abgefonderte Landtage abhielten.

Indeß vollzog sich durch unmittelbare Einflußnahme des Königs im Jahre 1523 der erste große Umschwung der Parteiverhältnisse. Der Entschluß Ludwigs, mit der ihm so gefährlichen Partei des Rosental zu brechen, äußerte sich in der Entlastung der bisherigen Landesbeamten und Besetzung der erledigten Stellen mit Personen, welche erklärtermaßen der Patriotenpartei angehörten, und überdies fast durchgängig Utraquisten waren. Der den Rechnern keineswegs geneigte König behauptete selbst, daß er unter den Katholiken keine rechtschaffeneren Leute hätte finden können. Es sind Namen, die beim Wahl Landtage von 1526 und bei den damit zusammenhängenden Verhandlungen wiederholt und in erster Reihe genannt werden, und es geschieht, um sich für die Redlichkeit der Bemühungen dieser Männer auf die einfache Tatsache berufen zu können, daß sie sich und Stimme in dieser neuen Landesverwaltung gehabt, wenn ihre Namen hier besonders hervorgehoben werden.

An Stelle des Gewaltigsten unter den Oligarchen, des Herrn Lew von Rosental, erhielt Johann von Wartenberg das Amt eines Oberstburggrafen; Herr Konrad von Kreig (Krajel) wurde zum obersten Kämmerer, Zbislav Verka von der Daub (von der Aichen) zum obersten Landrichter, Adam von Neuhaus zum obersten Kanzler ernannt. Einer blieb im Amte; es war der Hoflehnrichter Wenzel von Kolowrat, der sich an den ehrgeizigen und selbstfüchtigen Umtrieben der Herrenpartei wenig beteiligt hatte. Unter Einem wurde Herzog Karl von

6) Auch Paladý gebraucht einmal diese Bezeichnung für die Partei, deren Entstehung er auf den Herzog Bartholomäus von Münsterberg, einen Vetter des Herzogs Karl, zurückführt. An einer anderen Stelle schlägt er für die beiden Hauptparteien des Landes die Namen der Koliner und Rutenberger Partei vor.

Münsterberg zum Landesverweser für die Zeit der Abwesenheit des Königs ernannt.

Fast zu gleicher Zeit vollzog sich auch in Prag eine entsprechende Umgestaltung. An Stelle des M. Paschet, eines dem Katholizismus zuneigenden Utraquisten wurde der reformationsfreundliche Johann Hlawka an die Spitze der Hauptstadt gestellt.

Diese Veränderungen zeigen, wie sehr bereits wieder die religiösen Anschauungen bei der Lösung politischer Fragen maßgebend geworden waren. Von beiden Seiten wurde denn jetzt auch der Kampf mit Waffen geführt, welche aus dem Arsenal der Konfessionen hervorgeholt wurden. Und daran scheiterte zunächst die Restauration. Das immer offener hervortretende Hinneigen des einen Theiles der Kelchner zum Luthertume hatte zur Folge, daß sich Viele, welche an den alten, dem katholischen Ritus verwandten Formen des Kelchnertums hingen, den Katholiken näherten, von welchen sie als willkommene Bundesgenossen mit offenen Armen empfangen wurden. Im Bunde mit Rom wurde seitens der Herrenpartei an dem Sturze der utraquistischen Landesbeamten, und zu diesem Zwecke an einer definitiven Einigung der strengen Kelchner mit den Katholiken gearbeitet. Der erste welcher fiel war der eifrige Förderer der Reformation innerhalb des utraquistischen Adels, Johann von Wartenberg; das Haupt der Katholiken, Lew von Rosental, wurde sein Erbe, wie er sein Vorgänger gewesen war. Wiederum hatte Prag der siegenden Richtung gehuldigt. Am 9. August 1524 erfolgte hier der Hauptschlag gegen die „Pitlharten“ wie man jetzt die reformationsfreundlichen Utraquisten gleich den böhmischen Brüdern nannte, durch Gefangennahme und Verbannung ihrer Häupter. M. Johann Paschet war wieder Primas; Johann Hlawka hatte sich nur durch Flucht der Haft entzogen.

Jetzt wurde auch der Bund der strengen Kelchner mit den Katholiken zur Tatsache. Am 9. Feber 1525 wurde ein Vertrag über die „Einigung im Glauben“ auf Grund der Baseler Kompaktaten veröffentlicht. Allein es fehlte viel, daß er allgemeine Anerkennung fand. Während eine Deputation der Stände, welcher auch Herzog Karl von Münsterberg, Herr von Rosental, sogar Adalbert von Pernstein, ferner Heinrich von Schwihau und der neue oberste Landschreiber Radslav Berzovsky angehörten, in Ofen mit dem Könige und dem Kardinal-Legaten Kampeggio über die Ratifikation des Vertrages unterhandelten, liefen energische Protesturkunden gegen die „Einigung“ ein. Unter den Protestirenden befanden sich meist Glieder des Ritterstandes. Eine Bestätigung der „Einigung im Glauben“ durch den König und die römische Kurie erfolgte denn auch nicht.

Indeß geschahen neue Bemühungen der jetzt schon nahezu wieder verdrängten Patriotenpartei. Dem Kanzler Adam von Neuhaus und Herrn Johann von Wartenberg gelang es durch die Vermittelung der ihnen gewogenen Königin Marie die Berufung der Stände nach Kolin vom Könige zu erwirken. Hier sollte sich die in letzter Zeit wieder gelockerte und geschwächte Partei zur Wiederaufnahme des Kampfes rüsten. Daß die Gegner nicht erscheinen werden, konnte für ausgemacht gelten: das abgeforderte Tagen beider Parteien hatte sich schon gleich einer gesetzmäßigen Institution eingelebt. So trat denn am 8. November in Kolin jene Versammlung zusammen, welche dadurch, daß sie den Einigungspunkt bildete für alle der wieder zur Macht gelangten Oligarchie feindseligen Elemente die Geburtsstätte der Partei wurde, welche auf dem Wahllande tage des nächsten Jahres mit Mäßigung die Ideen des patriotischen Fortschrittes vertrat. Daß sich der Kanzler Adam von Neuhaus und Johann von Wartenberg ebenso wie der eifrige Anhänger der böhmischen Brüderunität Herr Konrad von Kreig in

erster Reihe einfanden, ist selbstverständlich. Auch Adalbert von Pernstein, den eben erst politische Klugheit bestimmt hatte, an der Seite des Herrn von Rosental für die „Einigung im Glauben“ in Ofen einzutreten, sehen wir jetzt, nach dem Scheitern der Verhandlungen, wieder im Vereine mit seinen alten Freunden. Auch ein mächtiges katholisches Haus stand hier neben Utraquisten und „Pitkerten.“ Es waren die Herren von Rosenberg, deren Oheim, Peter von Rosenberg, der eifrigste Bundesgenosse des Herrn Lew, durch sein Testament den Uebertritt seiner Erben zur Patriotenpartei veranlaßt hatte.⁷⁾ Die Städte hielten es jetzt sämtlich mit jenem Teile des Adels, welcher ihnen durch die Verhältnisse zum natürlichen Bollwerk gegeben worden war; nur Prag gab sich unter M. Johann Paschel zum Schleppträger der Herrlichkeit Lew's von Rosental her.

Während sich so vier verschiedene Gruppen, der utraquistische Adel unter Johann von Wartenberg, die Städte unter Adalbert von Pernstein und Johann Glawka, die katholischen Rosenberg, endlich die königlich Gesinnten von der Farbe Adam's von Neuhaus jetzt um das Eine Banner des Königtums und der Religionsfreiheit scharten, versammelte sich die Herrenpartei unter der Führung des Herrn Lew zu Kuttenberg, um, wie sie sagte die Freiheit des Landes gegen Männer wie Pernstein und Neuhaus zu vertheidigen. Was dieser Partei vielleicht an Zahl abging, wurde ihr durch die in ihren Händen befindliche Macht vollauf ersetzt. Bei ihr befanden sich fast alle höchste Ämter des Königreiches, bei ihr die größten Mittel, ihre Anhänger waren durch Besitz und Verbindungen die Einflußreichsten im Lande und unter einander durch das gemeinsame Interesse aufs Engste verknüpft. Aus dem Ritterstande hielten die Katholiken unter dem obersten Landtschreiber Radslaw Verkowsky, so wie Jene zu Rosental, welche an dem Besitze der usurpirten Macht Teil hatten. Daß Prag sich mit allen anderen königlichen Städten in Widerspruch setzte, und mit unter die eifrigsten und unbedingtsten Anhänger eines Mannes, in welchem der Bürgerstand stets nur einen Gegner gefunden hatte, zählt, läßt sich nur aus den religiösen Verhältnissen erklären.

Seit diesen beiden Tagen stand die Parteibildung still. Trotz aller Abneigung gegen Ungarn konnte man bei der immer näher rückenden Türkengefahr nicht umhin, sein Augenmerk auf die auswärtigen Angelegenheiten zu richten. Der König verlangte von Ungarn aus Hilfstruppen. Wiederum zeigte sich die verschiedene Gesinnung der Parteien. Adam von Neuhaus berief eine neue Versammlung nach Kolin, um schnelle Unterstützung des Königs beschließen zu lassen. Der Herr von Rosental, der zu Beginn des Jahres ein allgemeines Landesaufgebot hatte ergehen lassen, um das Urteil in dem von ihm gewonnenen Rosenberg'schen Erbschaftsprozesse zu exequiren, arbeitete insgeheim dem Verlangen des Königs entgegen.

7) Diese Erbschaftsangelegenheit nahm auf die Parteiverhältnisse und namentlich auf Verhandlungen des Jahres 1526 so großen Einfluß, daß sie eine nähere Auseinandersetzung verdient. Die Rosenberg'sche Güter waren kraft Familiengesetzes untrennbar. Um sich das freie Verfügungsrecht zu sichern, bewog der kinderlose Peter von Rosenberg seine Nessen, in eine Teilung zu willigen. Jost, Peter und Heinrich von Rosenberg erhielten einen Teil der Güter, den anderen sollte der Grandprior des Malteserordens, Johann von Rosenberg, und nach ihm die Herren Lew von Rosental, Christoph und Johann von Schwamberg und Johann von Sternberg erben. Nach dem Tode Peters bestritten die Herren von Rosenberg die Gültigkeit des Testaments. Es kam zu einem Prozesse, welcher eine Spaltung des gesammten böhmischen Adels in zwei Lager herbeiführte. Bald wäre es hierüber zu offener Fehde gekommen. Adam von Neuhaus, obwohl ein Schwiegersohn Rosentals, stand auf Seiten der Herren von Rosenberg, welche fortan seine treuesten Anhänger blieben.

Am 8. September kam die erste unbestimmte Kunde von dem traurigen Ausfalle des Türkenfeldzuges, die noch unbestimmtere von dem Schicksale des Königs nach Böhmen. Bald mußte auch die letzte Hoffnung aufgegeben werden: der König war todt.

Die Haltung, welche die böhmischen Oligarchen der Thronfrage gegenüber einnehmen würden, konnte für Niemand, der mit den Verhältnissen des Landes vertraut war, zweifelhaft sein. Ob die Stände das inmitten der Wirren des vergangenen Jahrhunderts erworbene Wahlrecht behaupten würden oder nicht, davon hing mehr ab, als von der Person des Königs selbst.⁸⁾ Lew von Rosental war es zuerst, welcher die Aufmerksamkeit seiner Staatesgenossen auf diesen Punkt lenkte, und es zeugt von seiner politischen Erfahrung, daß er allfogleich den Kern der Frage erkannte. Nicht wer der König werde, sondern wie er es werde, darum handelte es sich zunächst. Daß der erste und entschiedenste Bewerber um den erledigten Thron der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich sein werde, unterlag für Niemand einem Zweifel. Auch daß seine Bewerbung mit dem freien ständischen Wahlrechte in Kollision geraten werde, mußte man von dem Schwager des verstorbenen Königs, mußte man von einem Fürsten aus dem Hause Habsburg erwarten. Die ganze Energie Rosentals lehnte sich daher von allem Anfang an gegen die von dieser Seite her zu gewärtigenden Rechtsansprüche. Die Agitation gegen jede Anerkennung des Erbrechtes wurde von ihm so rasch und so kräftig ins Werk gesetzt, und so geschickt mit dem Nimbus des Patriotismus umgeben, daß sich ihr auch die Boliner Partei nicht entziehen konnte.

Erzherzog Ferdinand mußte schlecht über die in Böhmen herrschende Stimmung unterrichtet sein, als er die Krone, welche von dem Hause Habsburg seit seinem Auftreten auf der Weltbühne angestrebt worden war, als ein Recht in Anspruch nahm. Einem Habsburger war es geglückt, die Anerkennung seines Rechtsanspruches auf einem Wahllande durchzusetzen, freilich unter energischem Widerspruch einer großen Partei. Damals schon war der Grund gelegt worden zum Werden Oesterreichs, und nur das Verhängniß, welches über Albrecht V. und seinem Sohne waltete, zerstörte für's Erste eine Machtstellung, zu der sowol der natürliche Drang der Ereignisse, als auch bewußtes Streben hinleiteten. Nach dem Aussterben der albrechtinischen Linie in Böhmen gestalteten sich zunächst die Dinge für die Pläne Oesterreichs ungünstiger denn je. Schien doch die Erwählung Georgs von Podiebrad geradezu eine Vernichtung aller Hoffnungen auf den böhmischen Thron zu sein. Doch eben die nächste Zeit ist auch jene glänzende Periode des Hauses Habsburg, welche dessen Namen zu einem weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gebietenden machte; eben um diese Zeit schien sich der Schwerpunkt der Machtstellung Oesterreichs zu verrücken, die Hoffnungen des Hauses waren nicht mehr beschränkt auf die Begründung einer Hausmacht im Osten Deutschlands, und eine bei den damaligen Verhältnissen weit glänzendere Zukunft schien in nicht deutschem Westen zu winken. Das hätte ein Fallenlassen der alten Traditionen zur Folge haben können, wenn nicht eben eine jüngere Linie

8) Erst seitdem sie ihr freies Wahlrecht durchgesetzt, waren die böhmischen Herren zu einer Macht gelangt, welche jene des Königs in Schatten stellte. „Sie haben zu ihm gesprochen: Du bist unser König, wir sind deine Herren,“ schreibt ein Zeitgenosse, „man hat oft mehr Achtung auf sie gehabt mit Reigen und Biegen denn auf den König selbst.“ (Brief aus Böhmen an die Äbtissin von St. Klara zu Bamberg oder Nürnberg; abgedruckt im „Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen“ Bd. XI.)

des Kaiserhauses zu gewärtigen gewesen wäre. Gewiß hätte Karl V. für seine Person niemals nach der Krone Böhmens gestrebt, oder überhaupt viel Gewicht gelegt auf das Reich im Osten. Allein zur Begründung einer glänzenden Sekundogenitur schienen die österreichischen Länder um so geeigneter, als ihr Inhaber zugleich Träger der früheren Pläne seines Hauses werden konnte. Bei einer feierlichen Zusammenkunft zu Wien im J. 1515 waren bereits die auf eine Vermählung Ferdinands mit Anna von Böhmen und Ludwigs mit Maria von Oesterreich bedachtnehmenden Ehepakte aufgerichtet worden. Erbrechte wurden dabei nicht vorbehalten, auch keine Erbverträge geschlossen.⁹⁾ Es konnte zweifelhaft sein, ob das Erbrecht nicht bloß als etwas Selbstverständliches mit Stillschweigen übergegangen wurde. Das Verhalten Ferdinands, welcher wissen mußte, was in jenen Tagen geplant, was im Kabinete Maximilians erwartet worden war, zeugt von der aufrichtigsten Ueberzeugung, daß nicht nur das Erbrecht seiner Gemalin, sondern auch das seinige wolbegründet sei, und daß dieses, wenn auch die damals aufgesetzten Urkunden dessen nicht ausdrücklich erwähnen, doch Gegenstand der Abmachungen gewesen sei.

Unmittelbar nach Empfang der Nachricht von dem traurigen Ende seines Schwagers in der Schlacht bei Mohacz ging Ferdinand daran, sich mit den nöthigen Belegen seines behaupteten Rechtes auf das Erbe des böhmischen Königes zu versehen. Er wandte sich von Linz aus an die oberösterreichische Regierung in Innsbruck mit dem Auftrage, in der dortigen Registratur die Erbverträge zwischen den Kronen Ungarn und Böhmen und dem Hause Oesterreich aufzusuchen.¹⁰⁾ Außer mehreren auf die Erbfolge in Ungarn bezüglichen Verträgen übersandte man ihm eine Abschrift des Erbvertrages vom J. 1366. Dieser Vertrag, abgeschlossen zwischen Kaiser Karl IV. und seinen Söhnen Wenzel und Johann einerseits und den Erzherzogen Albrecht und Leopold von Oesterreich andererseits zu Znaim am Freitag nach Himmelfahrt des Jahres 1366, somit kurz nach der am 19. März desselben Jahres erfolgten Vermählung Albrechts VI. mit Karls IV. jüngerer Tochter Elisabeth, war lediglich eine Erneuerung der am 10. Febr. 1364 mit Rudolf IV. zu Brünn abgeschlossenen Erbvereinigung, nur waren diesmal die Nachkommen Rudolfs und seiner Schwester Margarete in die Erbfolge nicht mehr mit einbegriffen. Einen eigentümlichen Abschluß erhielt der Vertrag durch einen einseitigen bestätigenden Akt Kaisers Karl, in welchem zugleich eine Eventualbelehrnung des überlebenden Hauses mit den Reichslehen des anderen ausgesprochen war.

Aus Erbverträgen einen Rechtsanspruch abzuleiten war zu allen Zeiten schwer, war in diesem Falle geradezu unmöglich. Die Verhältnisse und auch die juristische Bildung jener Zeit waren der Geltendmachung ähnlicher Verträge bereits im Allgemeinen ungünstig. Selbst die Anschauung des Mittelalters hatte mit den Erbverbrüderungen keine andere Wirkung zu erzielen gedacht, als mit gewöhnlichen Staatsverträgen, und war auch tatsächlich der geschichtliche Erfolg derselben nie ein anderer gewesen. Vor jeher waren (wenigstens faktisch) die Erbverträge unter völkerrechtliche Grundsätze gefallen, mußten ihren Bedingungen entsprechen, versielen den durch sie vorgezeichneten Schicksalen. Ein Recht

9) Bericht der oberösterr. Landesregierung an Ferdinand vom 26. September 1526; im Archiv des Min. des Innern in Wien.

10) Bucholz, welcher mehr Gewicht als billig auf die Erbverträge zu legen scheint, erörtert dieselben ausführlicher a. a. O. S. 402 ff. Ich berücksichtige nur den Erbvertrag von 1366, da dieser allein entscheidend sein konnte, und auch nur dieser sich in Ferdinands Händen befand.

im eigentlichen Sinne konnte somit aus einem solchen Vertrage nicht fließen, ein Recht nämlich, wie es Ferdinand in Anspruch zu nehmen gedachte, starr und unanfechtbar, wie das *jus acquisitum* des Privatrechtes. Als Staatsvertrag unterlag er eben den Schwankungen einer berechtigten Politik. War es ja doch auch nur die Politik, welche Erbverträge in's Leben rief! Konnte daher die Erbeinigung überhaupt nur unter Voraussetzung der abermaliger Zustimmung der verpflichteten Vertragspartei zur Zeit ihrer Geltendmachung in Kraft treten, so ist es klar, daß eine Berufung auf den Vertrag von 1366 undenkbar war. Auf Grund dieses Vertrages war Albrecht V. zum Könige gewählt worden, d. h. die Stände hatten im J. 1437 den vor mehr als einem halben Jahrhunderte begründeten Anspruch für noch zu Recht bestehend erklärt. Sein Stamm und mit ihm der des Einen österreichischen Vertragsteiles war ausgestorben, und zweimal waren seitdem die Nachkommen des anderen, Leopold's III., bei Besetzung des böhmischen Thrones übergegangen worden. Konnte ein Staatsvertrag kräftiger desavouirt werden? Daß man in Böhmen den Zeitpunkt der Aufhebung dieses Vertrages richtig erkannte, beweist die bereits erwähnte Erklärung, daß durch die Wahl Georgs von Podiebrad mit jeder Erbeinigung gebrochen worden sei. Auch Ferdinand war mit dieser Ausbeute der Innsbrucker Nachforschungen durchaus nicht zufrieden. An diesen Vertrag hatte er nicht gedacht, als er seinen Räten den Auftrag erteilte, die Registratur durchzusehen, er hatte vielmehr erwartet, es werde sich eine Erbeinigung aus dem J. 1515 vorfinden. Er ordnete neue Nachforschungen an, und wies nunmehr direkt auf Verträge hin, welche bei Gelegenheit des Wiener Kongresses abgeschlossen worden sein sollten. Doch blieb das weitere Suchen erfolglos; man fand wol die damals aufgesetzten Ehepatte, „aber der Succession halber gar keine Meldung.“ Es ist wol auch kein Zweifel, daß sich Ferdinand in dieser Beziehung in einem übrigens leicht erklärlichen Irrtum befand. Was mit der in jenen Tagen beschlossenen Doppelhehe beabsichtigt worden war, scheint sich seinem Gedächtnisse eben fester eingeprägt zu haben, als dasjenige, was wirklich Gegenstand der Unterhandlungen und endgiltigen Abmachungen gewesen war.

Ehe jedoch Ferdinand noch über die Erfolglosigkeit seines zweiten Auftrages unterrichtet war, entschloß er sich zu einem Schritte, den man wol nur dem Unmüde über den ersten Mißerfolg und über die um diese Zeit nach Linz gelangte Nachricht von der Ausschreibung eines Landtages in Böhmen zuschreiben kann. In einem vom 22. September datirten Briefe wandte er sich an den Kaiser mit der Bitte um schleunige Uebersendung der Belehnungsurkunden.¹¹⁾ Es ist mehr als zweifelhaft, ob Ferdinand damit die Absicht verband, den Anspruch auf den böhmischen Thron durch Belehnung zu erlangen. Schwerlich hätte er den Ständen als Lehensmann des Kaisers mit dem Investiturspatente in der Hand entgegentreten mögen, vielmehr sollte auch die erfolgte oder doch sicher zu gewärtigende Belehnung nur als Argument, nicht als selbstständiger Rechtstitel in's Feld geführt werden; sie sollte den Erfolg erleichtern, beschleunigen, nicht für sich allein herbeiführen („*qu'avec moindre difficulté j'y puisse tant plutöt et plus facilement parvenir*," schreibt Ferdinand). Sehr wahrscheinlich hätte er seine Belehnung den Mitwerbern¹²⁾ gegenüber mit mehr Nach-

11) Gebah, Urkunden und Aktenstücke.

12) Werthvoller Weise nennt Ferdinand in seinem Briefe an Karl nur den König von Polen als Mitwerber. Sollte dieß nicht die Nachricht bestätigen, daß der Erzherzog, ehe er mit

druck geltend gemacht, als gegenüber den böhmischen Ständen. Allein auch in diesem Sinne war die Absicht des Erzherzogs unpolitisch, und hätte eine Vorausbelehrung zu den vielen gegen Ferdinand in Böhmen erhobenen Bedenken ein neues, vielleicht ausschlaggebendes hinzugefügt. Nur als ein Glück kann man es bezeichnen, daß die gewünschten Arkunden zu spät kamen. Karls feinerer politischer Takt ließ ihn trotz der geringeren Vertrautheit mit den Verhältnissen des Ostens die hinter einem solchen Vorgehen lauerten Gefahren erkennen, und warnend mahnte er zur Vorsicht, ohne zu wissen, daß die Gefahr bereits vermieden war.¹³⁾ Uebrigens scheint auch Ferdinand später nicht viel Gewicht auf die Belehnung gelegt zu haben. Als sich die Unmöglichkeit, einen Rechtsanspruch direkt aus irgend einem Erbvertrage herzuleiten, klar herausstellte, war es das aus dem verwandtschaftlichen Verhältnisse zum böhmischen Königshause fließende Erbrecht; auf welches sich Ferdinand vornehmlich stützte. Als eigentliche Trägerin dieses Rechtes erschien seine Gemalin Anna, die Tochter Königs Wladislaw, die Schwester des unglücklichen Ludwig. Allerdings ging Ferdinand weiter und behauptete nicht nur das Erbrecht seiner Gemalin, sondern auch sein eigenes; doch auch dieses durfte ihm im Herkommen wol begründet und durch mündliche Zusicherungen beim Abschluße des Ehevertrages befestigt erscheinen.

An der Rechtsbeständigkeit der Ansprüche der Erzherzogin Anna konnte nach dem Wortlaute der böhm. Successionsgesetze nicht gezweifelt werden. Als später im Landtage die her einschlägigen Bestimmungen des Privilegs vom 26. September 1212 und der neuen Erbfolgeordnung von 1348 zur Verlesung kamen, konnte selbst die Partei des Herrn von Rosental keine aus dem Gesetze selbst fließenden Argumente dagegen anführen;¹⁴⁾ wenn trotzdem Annas Erbrecht nicht zur Geltung kam, so geschah es mittels einer Einwendung, derzufolge der an sich existente

seiner Werbung auftrat, mit den bairischen Fürsten unterhandelt und von diesen die Zusage ihrer Unterstützung erlangt habe? (Brief des Herrn von Schönberg an Herzog Georg von Sachsen vom 13. Oktober 1520.) Damit mußte natürlich Baierns Konkurrenz ausgeschlossen erscheinen.

13) Karls Brief ist datirt Granada 29. November 1526. (Ebenfalls bei Gevay). Er zeigt, wie richtig der Kaiser urtheilt, und daß er von jeder Belehnung überhaupt abzusehen geneigt war. „Je vous envoie l'investiture que vous demandez,“ schreibt er, „mais pour ce qu'aucuns veulent dire que ledit royaume est exempt de l'empire, vous ferez bien avant que l'on sache, que vous ayez eu ladite investiture, de vous bien informer au vrai, si elle vous serait prejudiciable d'en vouloir user, et si les subjects le prendraient point mal, afin que vous aidez de la dite investiture ou que vous la delaissez comme non faite.“

14) Nur zufolge der späteren gesetzlichen Interpretation konnte das Privileg von 1212 die Bedeutung eines Erbfolgegesetzes erlangen; nur nebenbei, und gewiß nicht in der Absicht, die Thronfolge zu regeln, ist hier von Wahl und Erbrecht zugleich die Rede. Die beiden hier in Betracht kommenden Stellen lauten: „Wir gewähren ihm und seinen Nachfolgern für immer die königl. Herrschaft, wollend, daß wer immer von ihnen als König erwählt sein wird, zu uns und Unseren Nachfolgern komme, um die Regalien in gebührender Weise zu empfangen.“ — „Wir gewähren auch ihm und seinen Erben das Recht, die Bischöfe ihres Reiches zu investiren.“ Diesen, bei einem solchen Zusammenhange gewiß bedeutungslosen Widerspruch zu beheben, war das von Karl IV. mit Zustimmung des Landtages im J. 1348 (Wucholz einem Irrthume des Warmbrunner Manuscriptes folgend hat 1838) erlassene Gesetz bestimmt, welches sich ausdrücklich als eine bloße „Interpretation“ gab. Mag hiebei die Beziehung auf das Privileg richtig oder unrichtig gewesen sein, so darf doch die Tatsache, daß nach der Absicht des Kaisers ein bereits bestehendes Recht bloß klarer normirt werden sollte, nicht außer Acht gelassen werden. Demnach mußte rechtlich dem Privileg von 1212 der Sinn unterliegt werden, der durch den Kaiser vielleicht mit Unrecht hineininterpretirt worden war.

Anspruch mit Unrecht für erloschen erklärt wurde. Durch eine nachträgliche Aenderung des Gesetzes glaubten die Stände vielleicht ihrer Entscheidung den Anschein besseren Rechtes geben zu können, und stellten nach erfolgter Wahl an Ferdinand die Bitte, den betreffenden Artikel der goldenen Bulle im Sinne des Landtagsbeschlusses zu modifiziren.¹⁵⁾

Nicht das Gesetz, sondern nur das Herkommen sprach auch für ein Anrecht Ferdinands, dieses wies aber zugleich auf die Notwendigkeit einer Anerkennung durch den Landtag. Nur auf Präzedenzfälle konnte sich der Erzherzog berufen, wenn er den Anfeindungen der böhmischen Stände gegenüber sein Recht behaupten wollte,¹⁶⁾ und diese hätten ihn belehren sollen, daß seine Annahme zum Könige von Böhmen nicht ohne einen wenigstens formellen Wahlakt stattfinden könne. Wie weit jedoch Ferdinand in dem strammen Festhalten an seinem Rechte anfänglich ging, zeigt die Instruktion, welche er einer Gesandtschaft erteilte, die sich nach Böhmen behufs Einleitung von Unterhandlungen, zunnächst mit dem Herzog Karl von Münsterberg, begeben sollte.

Schon am 10. September, somit vielleicht am Tage nach dem Einlangen der Nachricht von dem Tode des Königs, war Johann Marazi mit einer Botschaft nach Böhmen betraut worden. Es war, zunächst die Tochter Wladislaws, welche sich an die Getreuen ihres Vaters und Bruders um Rat und Unterstützung wandte. Es wurden Briefe der Erzherzogin an verschiedene Herren ausgefertigt; vor Allem an den Kanzler Adam von Neuhaus, den man als einen treuen An-

15) Die den Gesandten, welche dem Erzherzog seine Wahl feierlich zur Kenntniß bringen sollten, vom Landtage erteilte Instruktion (lateinische Kopie im Archiv des Min. des Innern in Wien) enthielt nämlich auch nachfolgenden Passus: Videtur etiam nobis necessarium, ut s. M. bullam anteam, quam a felicis recordationis Carolo imperatore eius nominis Quarto ac Rege Boh. super electionem regis habemus, dignaretur litteris lingua Bohemica et idiomate vernaculo scriptis confirmare et lucidius exprimere ita, prout rite esse debet: Quod post s. Mtem. filius heres est et a s. Mte. heres masculi procedentis, sin vero nemo masculini sexus heredum remanserint, extunc filia Regis Bohemiae ultimi, quae non nupsisset et provisula cum dote fuisset, debet heres remanere et nemo alius ex sexu masculino vel muliebri et hoc iuxta libertates Regni Bohemiae. Gab man jedoch nicht eben durch die vorgeschlagene Aenderung zu erkennen, daß der Ausspruch des Landtages in dem bisher bestandenen Gesetze nicht begründet sei?

Es kann hier hingewiesen werden auf den unzweifelhaft richtigeren Standpunkt, welchen später die mährischen Stände dieser Frage gegenüber einnahmen. Diese schieben scharf zwischen dem Rechte der böhmischen Prinzessin und dem ihres Gemales. Das Erbrecht der ersteren erkannten sie unbedingt an, und erklärten, „daß die Königin (Anna war damals bereits gewählte Königin von Böhmen) eine rechte und geborene Erbin der Markgrafschaft Mähren sei, und bieweil sie (die Stände) Ihrer Gnaden Vater, König Wladislav und Seiner königl. Gnaden Erben den Eid der Pflicht und Untertänigkeit getan, wollten sie in Ansehung dieser und anderer Gerechtigkeit die Königin und nach Ihrer Gnaden, als nach der rechten Erbin, den König, Ihrer Gnaden Gemal, zu Herren annehmen.“ In diesem Nachstellen des Königs lag eigentlich das Ausschließen desselben vom Erbrechte, und darin die strenge Gesetzmäßigkeit des Standpunktes.

16) Er ließ diese Fälle später in einen Artikel zusammensaffen, welchen er seinen in Prag weilenden Gesandten am 9. Oktober übersendete; der zweite Absatz dieses Artikels lautete: Johann der Blinde, Kaiser Sigmunds Vater (sic.!), der hat gehabt eine Erbin der Krone Böhmen, wonach er das Königreich erlangt hat. Item der Sohn des Kaisers Sigmund nahm eine Erbin von Ungarn, dadurch wurde er König zu Ungarn. Item, Albrecht, ein Fürst von Oesterreich, nahm die Tochter Kaiser Sigmunds, der gab das Land Mähren mit ihr zum Leibegebing, dertalben nach des Kaisers Tod seine beiden Königreiche, Ungarn und Böhmen, auf ihn gefallen.“

hänger des königlichen Hauses kannte, aber auch an Lew von Rosental u. A.¹⁷⁾ Mit diesen Briefen versehen sollte Marazi nach Böhmen reisen und je nach Umständen das Weitere veranlassen. Aus nicht ersichtlichen Gründen erlitt jedoch die Abreise dieses Gesandten einen bedeutenden Aufschub.¹⁸⁾ Am 10. September waren seine Beglaubigungsschreiben ausgefertigt worden und erst am 28. befand er sich in Tabor bei dem Kanzler. Andere Herren hatte er vordem nicht aufgesucht, und die einzige Verzögerung, die seine Reise erlitt, war ein Umweg über Neuhaus. Es kann somit nicht angenommen werden, daß er vor dem 24. September Linz verlassen hätte. Vielleicht wollte man die Antwort aus Innsbruck abwarten, damit Marazi besser informiert mit den böhmischen Herren unterhandeln könne; jedenfalls glaubte man nicht, daß Gefahr im Verzuge sei.¹⁹⁾ Die Haupttätigkeit des österreichischen Hofes beschränkte sich noch auf die Erörterung der Rechtsfrage, und fast vergaß man darüber die Politik in ihre Rechte einzusetzen.

Ehe jedoch Marazi abgereist war, hatte Ferdinand eine andere, feierlichere Gesandtschaft nach Prag zu entsenden gedacht. Diese sollte offiziell mit dem von Ludwig zum Landesverweser ernannten Herzog Karl von Münsterberg unterhandeln, und erhielt zu diesem Behufe eine Instruktion, welche den ursprünglichen Standpunkt Ferdinands, sowie seine Wünsche betreffs des formellen Vorganges bei seiner „Annahme“ zum Könige klarlegt. Sigmund Ludwig Herr zu Polheim Wolfram Volkra, Unter-Hofmeister der Fürstin, und Niklas Rabenhaupt, erzherzogl. Kammersekretär, waren zu dieser Gesandtschaft ausersehen und am 20. September mit Beglaubigungsschreiben ausgerüstet worden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Ferdinand damit bereits den Zweck verband, sich in aller Form erbiszuerklären. Die feierliche Kundgebung seines Willens in öffentlicher Audienz des böhmischen Landesverwesers sollte dieselbe Wirkung haben, die man sich später gezwungen sah, der Werbung im Landsaale beizulegen. Dafür spricht nicht nur der Umstand, daß dieselben Gesandten, welche ursprünglich vor dem Herzoge erscheinen sollten, bald darauf auch an den Landtag abgeordnet wurden, sondern insbesondere auch der, daß es von der ganzen Gesandtschaft abkam, als man die Notwendigkeit einsah, die feierliche Erklärung vor den versammelten Ständen abzugeben. Uebrigens deutet schon die Form, in welcher sich die Gesandten, laut

17) Brief der Erzherzogin Anna an A. v. Neuhaus Linz 10. September 1526; in simili an andere böhmische Herren. Kopie im Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien.

Die Herren, an welche Marazi empfohlen war, nennt Hans von Starhemberg in seinem Berichte an K. Ferdinand vom November 1526 gleichzeitige Kopie im Vn. Staatsarchiv zu München); es waren: Lew von Rosental, Karl von Münsterberg, Jaroslav von Schellenberg, Jibslav Berta, Adalbert von Pernstein, Konrad von Kregg, Johann von Wartenberg, die Brüder Christoph und Johann von Schwamberg, Sebastian von der Weitmul, Hans Pflug, Albrecht Schlid nebst seinen Verwandten, Albrecht von Gutenstein, Georg von Sternberg, Rabslav Verlovsky, Opel von Biztum.

18) Rezel, a. a. O. S. 505, ist der Meinung, die erwähnten Briefe der Erzherzogin Anna wären durch einen besonderen Boten nach Böhmen gesendet worden. Da sie jedoch ganz die Form der damals gebräuchlichen Kredenzbriefe an sich tragen, so mußten sie doch wol von Marazi persönlich überreicht werden.

19) Johann Marazi von Raftlau, Pfleger von Drosendorf; der Name kommt in den Quellen vielfach verstückelt vor: Marazi, Marassch, Marlsch in den Briefen des Herrn von Schöntal sogar Umratu. Palachy (V. 2, 818) schreibt Mratesch, ihm folgt A. Rezel. Da letztere Schreibart in den Quellen selbst nicht vorkommt, habe ich mich an jene gehalten, welche am wenigsten den Charakter der Verstückelung an sich trägt, und aus welcher alle anderen sich erklären lassen. Marazi scheint nicht richtig, weil der Laut a als betonter immer wiederkehrt.

der Instruktion, ihres Auftrages entlebigen sollten, offenbar darauf, daß man einen offiziellen Akt beabsichtigte. Die Instruktion unterscheidet genau zwischen dem offiziellen und dem vertraulichen Teile des der Botschaft erteilten Auftrages. Zunächst sollten die Gesandten vom Herzog von Münsterberg empfangen werden, und hier öffentlich erklären, „daß Land und Leute nach rechter Erbschaft und nach Inhalt etlicher aufgerichteter Verträge an den Erzherzog und seine Gemalin gekommen und gefallen sei, und es wolle ihm nun geziemen, zustehen und gebühren, dieselben verlassenen Königreiche und Lande für sich selbst und seine Gemalin zu Handen zu bringen, zu regieren und in Sorge und Beschirmung anzunehmen.“²⁰⁾ Deutlicher konnte von einem Erbschaftsfall nicht die Rede sein, offener und vorbehaltloser konnte eine Erbschaftserklärung nicht abgegeben werden. Nachdem so der Bewerbung feierlich Ausdruck gegeben worden, sollten erst die vertraulichen Unterhandlungen beginnen. Die Instruktion sagt: „Darauf sollen die gemeldeten unsere Räte an obgedachten Unsern lieben Oheim, Herzog Karl, mit allem Fleiß begehren, daß sein Lieb ihnen an Unser Statt vertraulich entdecken und anzeigen wolle, wie, welcher Gestalt und auf welche Weise wir am füglichsten die obgemeldeten Königreich und Lande und sonderlich Böhmen und was dazu gehört, einnehmen und zu Handen bringen mögen, auch welche Herren und Personen wir neben seiner Lieb darin um Hilfe und Beistand ersuchen sollen.“ Daß die Thronbesteigung nicht ohne Mitwirkung der Stände geschehen könne, war klar, und doch hätte Ferdinand diese Mitwirkung nicht so weit ausgedehnt sehen mögen, daß sie der Selbstherrlichkeit seines Erbrechtes Eintrag getan hätte. Die Herren konnten einzeln gewonnen werden, allein ihre Ergebenheit mußte doch einen Gesamtausdruck finden, sie mußten wenigstens von der erfolgten Thronannahme Akt nehmen. Doch in welcher Form? Hier stand Ferdinand vor einer großen Schwierigkeit. Einerseits wünschte er nicht vor die versammelten Stände zu treten, er fürchtete die Konsequenzen; andererseits sah er ein, daß bloß private Abmachungen zu diesem Zwecke nicht genügen. Wenn Ferdinands Räte die Geschichte befragt hätten, so wäre ihnen klar geworden, daß hier kein Zweifel möglich sei. Bei aller Verwirrung, die in den böhmischen Wahlangelegenheiten herrschte, stand doch Eines, eben die Form der Inbessnahme, nach welcher der Erzherzog fragte, fest: es war die Anerkennung des Königs durch den Landtag.²¹⁾ Niemals hatte ein König aus einem

20) Instruktion für die Gesandten an den Herzog Karl von Münsterberg, vom 20. September 1526. Original im Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien.

21) Bucholtz, a. a. O. S. 401, sagt, die Stände hätten bei minder entschiedenen Ansprüchen der Seitenverwandten und aus der weiblichen Erbfolge unter mehreren Bewerbern durch Wahl und Zustimmung zu entscheiden gehabt. Da Ferdinand der Einzige war, welcher Rechtsansprüche erheben konnte, so hätte lediglich ein Streit darüber entstehen können, ob die den Ständen unstreitig zustehende Wahl auf ihn fallen müsse oder nicht. Damit wäre aber der Kern der Frage nicht erfaßt. Bucholtz wußte nicht, daß Ferdinand den Ständen das Wahlrecht ganz und gar absprach, und lediglich „Annahme“ verlangte. Die Sache stand so, daß der Erzherzog behauptete, der Landtag könne in diesem Falle nicht zur Wahl schreiten, da der Erzherzogin und ihrem Gemal ein Erbrecht zustünde, während die Böhmen, vor Allem die Herrenpartei, umgekehrt sagten, der Erzherzogin könne kein Erbrecht zukommen, da die Stände das Recht der freien Wahl hätten. Eine Partei schien nicht abgeneigt, einen Mittelweg einzuschlagen, und zwar jenen, welchen Bucholtz, ohne die Existenz dieser Partei zu kennen, für den richtigen hält: das Erbrecht der Erzherzogin durch einen Wahlakt anzuerkennen. Diese Partei war die des böhmischen Kanzlers Adam von Neuhaus, von welcher unten des Weiteren die Rede sein wird.

neuen Hause anders als durch Landtagsbeschluß die Stimme der Stände vernommen. Daß man diesen Landtagsbeschluß *Wahl* nannte (was er vor Georg von Podiebrad nicht gewesen war), rief bei Ferdinand den Wunsch nach, eine neue Form für diesen Akt zu finden, gewiß nur eine Form, welche die ständische Einflußnahme auf das geringste Maß herabgesetzt hätte. So weit ging also noch seine Zuversicht, daß er hoffte, sein Recht unbedingter durchzuführen zu können, als alle seine Vorgänger. Da, am 21. September, lief die Nachricht in Lenz ein, daß in Böhmen bereits ein Landtag ausgeschrieben worden sei.

Der Wunsch, in einem so kritischen Zeitpunkte nicht allein zu stehen, hatte den Herzog Karl von Münsterberg unmittelbar nach Empfang der Nachricht vom Tode des Königs veranlaßt, die ersten Landesbeamten sowie andere Herren aufzufordern, sich um ihn zu versammeln. Der Herr von Rosental, welcher sich eben erst auf sein Gut Blatna begeben hatte, billigte vollständig diesen Schritt, und griff den Gedanken des Herzogs sogleich auf, um daraus für seine Partei Nutzen zu ziehen, und seinen eigenen Anschauungen Geltung zu verschaffen. Er war es, der in zahlreichen Briefen an Gesinnungsgenossen und auch an Gegner, die er sich durch gewisse gemeinsame Interessen näher gerückt glaubte, zuerst dieser Zusammenkunft weitere Ziele steckte. Mit eben jener Energie, mit welcher Ferdinand sein Erbrecht behauptete, war Rosental entschlossen, für das Wahlrecht der Stände einzutreten. Die ganze Kraft des ersten Standes sollte in diesem Punkte vereinigt werden; hierin wenigstens hoffte Herr Lew einer Zersplitterung vorbeugen zu können. War einmal entschieden, daß der Thron nur durch Wahl besetzt werden dürfe, so konnte dann innerhalb der dadurch gesetzten Schranken größere Freiheit zu Unterhandlungen gewährt werden. In dieser Absicht arbeitete der Herr von Rosental an dem Zustandekommen der Herrenkonferenz in Prag. Es schien ein günstiger Moment gekommen zu einer Einigung des gesammten Herrenstandes gegenüber dem niederen Adel und den Städten. Ferdinands Ansprüche gegenüber war die Haltung des Herrn Lew dadurch, daß er den Thron nur nach dem freien Willen der Stände besetzt wissen wollte in Vorhinein gegeben. Er zweifelte keinen Augenblick an der bevorstehenden Bewerbung des Erzherzogs, ja er mutmaßte gleich, daß diese Bewerbung die ständischen Rechte zu umgehen suchen werde. „Es möchte vielleicht Jemand König sein in diesem Königreiche, ehe er gewählt wird,“ schrieb er an Adalbert von Pernstein, den er zur Konferenz nach Prag lud. Wer unter diesem „Jemand“ gemeint sei, kann nicht zweifelhaft erscheinen; es war wol derselbe „Nachbar,“ von welchem Rosental in einem anderen gleichzeitigen Briefe „Erregung von Wirren“ zu befürchten vorgab. In diesem Augenblickekehrte überhaupt die ganze Tätigkeit des Oberstburggrafen ihre Spitze gegen Ferdinand. Mit gutem Grunde fürchtete er von daher die größte Gefahren für seine Pläne. Er sah voraus, daß um den Rechtstitel der Inthronisation zuerst der Kampf entbrennen werde. Darüber sollte ungefümt abgeprochen, das Wahlrecht der Stände gerettet werden; darum das Drängen zur Tätigkeit, zur Eile.

Schon am 10. September hatte sich eine Anzahl von Herren der Rutenberger Partei auf dem Gute Blatna um den Oberstburggrafen versammelt. Es scheint, daß hier der Gedanke aufkam, um Ferdinand wirksamer entgegenzutreten, eine andere Kandidatur aufzustellen und zu unterstützen. Gewiß ist, daß Herr Brzetislav von Schwihau im Einverständnisse mit Rosental und den Herren von Schwamberg, welche der Zusammenkunft auf Blatna beigewohnt hatten, handelte, als er am 13. September dem Herzoge Wilhelm von Baiern brieflich die bevorstehende Königswahl anzeigte und ihm, beziehungsweise seinem Bruder Ludwig,

die Bewerbung um den Thron nahelegte. Für Herrn Lew handelte es sich dabei um Nichts weiter als um ein Gegengewicht gegen Oesterreich. Es zeigt sich im ganzen späteren Verlaufe der Unterhandlungen, daß er Baiern nie weiter unterstützte, als nötig war, um Oesterreich zu schaden. Wenn die Herren von Schwihau und von Schwamberg, welchen es mit der Kandidatur eines der Herzoge von Baiern Ernst war, an dem Haupte ihrer Partei eine Stütze zu haben vermeinten, so war das eben eine jener Täuschungen, denen Rosental Freund und Feind aussetzte, um im Trüben zu fischen. Freilich war diese seine Politik ebenso zweischneidig als zweideutig, und sein Zusammenhang mit seiner eigenen Partei bald nur mehr ein scheinbarer.

Der Versuch, eine Einigung des Herrenstandes herbeizuführen, schien gelingen zu wollen. In Prag hatten sich bereits einige der ersten Landesbeamten und mehrere Herren versammelt. Und nicht blos Herren von der Partei Rosentals waren es. Selbst Konrad von Kreig und Adalbert von Pernstein waren der Aufforderung des Oberstburggrafen gefolgt.²²⁾ Die Haltung des Herrn von Pernstein war in letzter Zeit dem Herrn Lew gegenüber keine feindselige gewesen. Eine Annäherung zwischen beiden Männern, die sich lange Zeit als Häupter feindlicher Parteien entgegengestanden waren, scheint durch die kirchlichen Angelegenheiten herbeigeführt worden zu sein. Adalbert von Pernstein verfolgte in jeder Beziehung die politische Richtung seines Vaters Wilhelm; wie dieser suchte auch er stets der Vermittler zu sein. Darum hatte er hilfreiche Hand geboten, als es sich um Herbeiführung eines bleibenden Friedens zwischen Katholiken und Ultraquisten handelte, und vergaß eine Zeit lang die Parteirücksicht, die ihn von Rosental hätte trennen sollen. Seitdem blieb er mit letzterem in kirchlichen Fragen in Berührung; kurz vor dem Tode des Königs scheinen neuerliche Verhandlungen zwischen Beiden betreffs des Verhaltens gegenüber der Brüderunität stattgefunden zu haben.

Als am 15. September endlich auch der Herr von Rosental in Prag eintraf, begannen auf der königlichen Burg die Verhandlungen. Sie dauerten vom 15. bis zum 18. September und führten zu dem von dem Oberstburggrafen gewünschtem Resultate: am letzten Tage wurde beschlossen, zum Zwecke der Königswahl einen Landtag auf den 5. Oktober zu berufen. Herr Lew zögerte nicht, die Ladung ergehen zu lassen.

Es ist schwer zu denken, daß die maßgebendsten Persönlichkeiten drei Tage lang über die Königswahl beraten hätten, ohne die Frage nach der Person zu berühren. Gewiß gelangte man nur zu einem negativen Resultat: die auf der Prager Burg versammelten Herren nahmen unzweifelhaft Stellung gegen Ferdinand. Im Grunde war schon die Ausschreibung des Wahllandtages nichts Anderes als eine gegen Ferdinands erwartete Rechtsansprüche gerichtete Präventivmaßregel doch auch gegen die Person des Erzherzogs mußte der Herr von Rosental, welcher doch tatsächlich Leiter der Verhandlungen war, die Herren einzunehmen. Ohne Zweifel wurden schon hier alle Bedenken gegen Ferdinand geltend gemacht, welche man später den österreichischen Gesandten entgegenhielt, namentlich aber schadete es der Sache Oesterreichs, daß die Herrenkonferenz, wahrscheinlich über Bemühen des Oberstburggrafen der Befürchtung Raum gab, daß sich Ferdinand im äußersten Falle der Krone mit Gewalt zu bemächtigen

22) Johann von Wartenberg scheint erst nach Schluß der Beratungen erschienen zu sein; wenigstens war er noch am 17. September nicht in Prag.

suchen werde. So kam denn auch eine wahrhaft geharnischte Landtagsladung zu Stande. Vollinhaltlich wurde darin der Artikel der Landesordnung zitiert, wonach Jedermann bei strenger Strafe verpflichtet war, gegen den zu Felde zu ziehen, der sich mit Gewalt in den Besitz des Königreiches setzen wollte, ja man ging so weit, ungefümt das Kriegsaufgebot im ganzen Lande anzuordnen, um für den Fall bereit zu sein, daß Jemand „gegen die Ordnung, die Rechte und die Freiheit des Landes in daselbe einfallen sollte, um es zu beherrschen.“²³⁾ Daß man damit gegen Ferdinand zielte, ist klar, und beweist zur Genüge, daß die Stimmung der Herren keine dem Erzherzog günstige war.

In diesem Augenblicke war Lew von Rosental Herr der Situation. Der Herzog von Münsterberg war nicht der Mann, um mit ihm zu wetteifern; überdies erkrankte er eben, und schien nicht geneigt sich an der aufregenden Bewegung dieser Tage zu beteiligen. Nachdem die Berufung des Landtages eine beschlossene Sache war, legte er sein Amt nieder, und übergab die Prager Burg in Anwesenheit der ersten Kronbeamten (mit Ausnahme Adams von Neuhaus) feierlich dem Oberstburggrafen. Seine Beteiligung an den Verhandlungen war fortan unbedeutend. Herr Lew hingegen war eben jetzt im rechten Fahrwasser. Es war ein erster, nicht unbedeutender Erfolg für ihn, daß unter seiner Leitung eine Zusammenkunft von beiden Parteien angehörigen Herren stattgefunden, und zu dem von ihm gestellten Ziele geführt hatte. Von großer Bedeutung war es für ihn, daß man sich so offen gegen Ferdinand aussprach, daß die Kunde davon bis nach Linz drang²⁴⁾; von größerer noch, daß Adalbert von Pernstein jetzt auch in politischer Beziehung seine Absichten unterstützen zu wollen schien.

Es konnte nicht ausbleiben, daß über die Absichten der Herrenconferenz, deren Verhandlungen ohne Zweifel geheim gehalten wurden, auch Gerüchte in Umlauf kamen, die jeder Begründung entbehrten. So hieß es, man hätte sich daselbst auf vier Kandidaten geeinigt: Georg Herzog von Sachsen, Adalbert von Pernstein, Karl von Münsterberg und Lew von Rosental.²⁵⁾ Ueber eine von den „Pitkharten“ beabsichtigte Erhebung des Herrn von Pernstein auf den Thron wird auch von anderer Seite berichtet²⁶⁾, ohne daß man jedoch in der Haltung dieses Herrn selbst irgend Etwas bemerken könnte, was auf so weitgehende Hoffnungen schließen ließe. Georg von Sachsen und Karl von Münsterberg wurden von keiner Seite kandidirt und bewarben sich auch nicht darum. Herzog Georg wird zwar vielfach als Thronprätendent genannt²⁷⁾, aber durchaus mit Unrecht. Wol hatte er den Grafen Hugo von Leisniz, welcher auch in Böhmen begütert war, nach Prag entsendet, um an den Verhandlungen Teil zu nehmen; aus den Berichten des Grafen und des Herrn von Schönberg an den Herzog geht aber klar

23) Landtagsladung vom 18. September 1526: mitgeteilt in einem MS. des mährischen Landesarchivs.

24) Brief Ferdinands vom 28. September 1526; „Seit eueres Abreitens von hinnen ist uns für glaublich angezeigt, wie vergangener Tage etliche böhmische Herren bei einander gewesen seien daß sie sich auch vernemen haben lassen, Uns in solchem zu scheuen und zu keinem König fürzunehmen, daß wir ein geborener Spanier, ihrer Sprache und Landesordnung nicht berichtet seien, mit anderen mehr Bedenken unnötig jetzt zu melden.“

25) Ebenda.

26) Herr von Schönberg an Georg Herzog von Sachsen ddto Prag 8. Oktober 1526. Original im Kön. sächsischen Staatsarchiv zu Dresden.

27) Hugo Graf von Leisniz an Herzog Georg von Sachsen ddto. Prag 12. Oktober 1526 Original im Kön. sächsischen Staatsarchiv zu Dresden.

hervor, daß damit nicht entfernt die Absicht verbunden war, sich selbst den Weg zum Throne zu bahnen, vielmehr hatte Graf Leisnitz erklärtermaßen den Auftrag, seinen Einfluß zu Gunsten Oesterreichs geltend zu machen²⁸⁾. Ebenso unrichtig ist es wol, daß die versammelten Herren die Landtatur des Frn. v. Rosental aufgestellt hätten; doch war die öffentliche Meinung hier auf der richtigen Spur, ehe sie sich auf greifbare Anhaltspunkte stützen konnte. Uebertrieben war es freilich, wenn man meinte, Herr Lew ginge direkt auf den Thron los, oder er hätte gar schon einen Teil der Herren für seine Pläne gewonnen; daß aber das letzte Endziel seiner Wünsche wirklich die Krone selbst war, dafür spricht mehr als alles Andere, mehr selbst als das ausdrückliche Zeugniß der bairischen Gesandten, sein ganzes Verhalten vor und während des Wahllandtages. Jeder Schritt den er unternahm, um den Verhandlungen eine neue Wendung zu geben, läßt nur die eine Deutung zu, daß er ihm den Weg zum Throne offen halten sollte. Und konnte dem Manne, der einen König regiert, und dem anderen die Regierung strittig gemacht hatte, der Thron unerreichbar erscheinen? Oder besaß Rosental nicht Ehrgeiz und Energie genug, nach dem Höchsten, wenn es ihm erreichbar schien zu streben? Nur eine Stufe lag noch zwischen ihm und dem Königtume: diese zu erklimmen war sein nächster Gedanke, mit dem er allerdings jetzt noch nicht hervortrat.

Das einzige für die Deffentlichkeit berechnete Resultat der Prager Konferenz die Landtagsladung, hätte die am Hofe Ferdinands in Aussicht genommene Aktion bedeutend ändern sollen. War auch der Wortlaut derselben, der zu noch größeren Bedenken hätte Anlaß geben müssen, offenbar nicht bekannt, so mochte doch die bloße Thatfache, daß ein Landtag unmittelbar bevorstehe, Ferdinand auf das Unangenehmste berühren. Von seinen Besorgnissen zeugt unter Anderem der bereits erwähnte, vom 22. Sept. datirte Brief an Karl V. An einem Wahllandtag dachte freilich der Erzherzog vorerst noch nicht; alles, was man in Linz wußte, war, daß die Stände sich versammeln werden; daß aber die Wahl eines Königes ausdrücklich als Gegenstand der Landtagstätigkeit bezeichnet sei, war nicht bekannt.²⁹⁾ So viel war jedoch klar, daß wenn ein Landtag überhaupt zusammentrat, nur mit diesem verhandelt werden könne. Zunächst kam es also selbstverständlich von der Gesandtschaft an den Herzog von Münsterberg ab.⁴⁰⁾ Sie war in ihrem offiziellen Teile überflüssig oder vielmehr unmöglich geworden, und auch die vertraulichen Abmachungen mußten jetzt jenen Botschaftern übertragen werden, welche ungefäumt behufs Unterhandlungen mit dem Landtage nach Prag abgehen sollten. Schon am Tage nach Einlangen der Nachricht von der erfolgten Ladung wandte sich Ferdinand an den Herzog von Münsterberg und an Lew von Rosental mit dem Ersuchen um Geleitbriefe für die Gesandten. Bald hatte man auch die Wahl der zu entsendenden Personen getroffen und denselben Weisungen zukommen lassen, denen zufolge das Erbrecht seine frühere prinzipielle Stellung be-

28) Auch Kezel a. a. D. zählt den Herzog Georg unter die Thronwerber.

29) „Wo aber die Stände an diesem ausgeschriebenen Landtage von keinem König handeln oder vornehmen wollten“ u. s. w. Instruktion vom 24. September 1526. Original im Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien.

30) Kezel a. a. D. S. 506 nimmt an, daß sowol die Gesandtschaft an den Herzog Karl als jene an den Landtag wirklich nach Prag abgingen. Diese Annahme ist durch nichts begründet, wird vielmehr durch die Umstände auf das Deutlichste widerlegt. Woltra, welcher Mitglied der ersten Gesandtschaft hatte sein sollen, gehörte nicht auch zu der anderen, wie Kezel irrtümlich annimmt, und kam somit überhaupt nicht nach Prag.

Hauptte. Es ist interessant zu sehen, wie sich Ferdinand mit dem Landtage abzufinden meinte. Vor wenigen Tagen hatte er noch nach der Form gefragt, sein Recht geltend zu machen; bei Richte befehen schien die Landtagsladung nur eine Antwort auf diese Frage zu sein: jetzt war die Weise gegeben, „auf welche Böhmen am füglichsten einzunehmen und zu Handen zu bringen“ war. Und mehr sollte der Landtag nach Ferdinands Meinung nicht. Dieselbe Worte, welche ursprünglich an die Adresse des Herzogs von Münsterberg gerichtet waren, sollten auch dem Landtage gegenüber beibehalten werden, welcher zusammentrat, um einen König zu wählen.

Die am 24. September den Gesandten erteilte Instruktion läßt keinen Zweifel darüber, daß Ferdinand seinen früheren Standpunkt mit einer kleinen Modifikation beibehielt. Die entscheidende Stelle lautet: „So dann die Königreich, Land und Leute, die bemelpter weiland unser beider freundlicher lieber Bruder und Schwager hinter sich gelassen, nicht allein nach rechter Erbschaft, sondern auch in Ansehung etlicher Verträge, so weiland die alten Könige zu Ungarn und Böhmen sammt und hinterschiedlich mit den Fürsten von Oesterreich löblichen und seligen Gedächtnisses aufgerichtet, rechtlich auf uns gekommen und gefallen sind, so will uns nun geziemen und gebühren, daß wir Beide dieselben verlassenen Königreich und Lande zu Handen bringen und sie in unserer Regierung Sorge und Beschirmung annehmen.“

„So wir dann der Krone Böhmen und derselben zugehörige Lande nahe gefessen, die Landinwohner und Untertanen zu beiden Theilen mit Freundschaft, Hantirung und Nachbarschaft einander hochverwandt, dazu wir von königlichem Stamme unsern Ursprung und Herkommen haben und mit andern Erblanden und Leuten von Gott vorhin auch reichlich begabt sind, dazu mit unserem lieben Herrn und Bruder dem Römischen Kaiser in solcher brüderlichen Einigkeit und Verstand stehen, daß, wo der Krone Böhmen, so von dem heiligen Reich zu Lehen rührt, und ein Glied desselben Reiches ist, oder den zugehörigen Landen einige Not zustünde, wir ihnen vor Anderen zu Seiten kommen möchten. Demnach aus den und anderen Beweggründen, die ein jeder Verständiger bei sich selbst zu ermesen hat, zweifeln wir nicht, die Stände seien nicht allein von wegen obberührter angezogener Erbgerechtigkeit und den alten Verträgen, wie obsteht, sondern auch aus jetzt oberzählten Ursachen geneigt, uns zum König und regierenden Herrn vor allen Anderen anzunehmen.“

Dies war also das Zugeständniß, welches der Thatsache gegenüber, daß ein Wahltag zusammentreten sollte, gemacht wurde. Wenn behauptet wurde, daß Ferdinand zurückging auf Zustände, wie sie vor König Georg bestanden hatten, so findet dieß hier seine Bestätigung. Der Einfluß, welchen der Erzherzog dem Landtage auf die Besetzung des Thrones eingeräumt wissen wollte, kam formell nicht einmal den Befugnissen gleich, welche dieser in allen Fällen der Thronerlebigung zwischen 1306 und 1457 ausgeübt hatte. Keiner der früheren Prätendenten hatte den Ständen das Wahlrecht gänzlich abgesprochen; man hatte sich eine Wahl gerne gefallen lassen, die ja doch nur eine Form der Anerkennung war, dem neuen Könige aber viele Anhänger verschaffte, indem der Name viel tat, um eine große Partei zu versöhnen. Erzherzog Ferdinand hingegen wollte von einer Wahl überhaupt nichts wissen. Faktisch sollte die Lätigkeit der Stände nur auf das Maß zurückgeführt werden, das vor der Wahl Georgs von Podiebrad bestanden hatte; in der Form war jedoch Ferdinand strenger. Seinem Rechte sollte durch Nichts präjudizirt werden. Worin sollte also nach seiner Meinung die Mitwirkung des Landtages bestehen? Auch dafür fand sich ein

Wort: sie sollten ihn zum Könige „annehmen.“ Die juristische Bedeutung des Wortes dem behaupteten Rechte gegenüber ist nicht ganz klar; Ferdinand genügte es — es war ein Ausdruck für Alles, nur nicht wählen. In welcher Form diese Annahme geschehen sollte, darüber besagt die Instruktion Nichts, es scheint jedoch, daß der Erzherzog auch nicht einmal zu diesem Zwecke an einen Landtagsbeschluß dachte. Die Gesandten sollten den Landtag auffordern, den Erzherzog als „rechten natürlichen Herrn und Oberen“ sich gefallen zu lassen und anzunehmen; und „mit getreuem Fleiße zu ratschlagen, zu handeln und vorzunehmen, wie oder welcher Gestalt er am füglichsten und ehesten, als das sonderlich der Länder Nothdurft erfordert, sich nach Böhmen verfügen, die Krone und das Königreich daselbst empfangen und einnehmen möchte.“ Das waren also die Gegenstände, über welche der Landtag einen Beschluß fassen und dadurch stillschweigend die „Annahme“ Ferdinands zum Könige erklären sollte.

Die schwierige Aufgabe zu lösen, war eine Gesandtschaft von sechs Räten des Erzherzogs ausersehen. Sigmund von Bolheim und Niklas von Rabenhaupt, welche nebst Voltra an den Herzog von Münsterberg hatten abgehen sollen, wurden auch zu Gliedern der neuen Botschaft bestimmt. Außer ihnen und dem mit besonderen Aufträgen bereits nach Böhmen abgegangenen Marazi gehörten zur Gesandtschaft: Hans von Starhemberg, welcher die Weisung erhielt, auf der Reise den Kanzler Adam von Neuhaus und den Herrn Johann von Rosenberg aufzusuchen, ferner Georg von Buchheim und Sigmund von Dietrichstein; die beiden letzteren, so wie Marazi sollten erst in Prag mit den anderen zusammentreffen, und der feierlichen Werbung im Landtagssaale beiwohnen. Am 26. September verließen Bolheim, Rabenhaupt und Starhemberg Linz.³¹⁾ Zur Erreichung ihres nächsten Zieles, eine dem Erzherzog geneigte Partei unter den böhmischen Ständen zu bilden, waren sie vor Allem an die Unterstützung des Kanzlers Adam v. Neuhaus gewiesen, welcher sich nebst den Herren von Rosenberg gegenwärtig in schärferer Opposition gegen den Obersburggrafen, seinen Schwiegervater, befand, als irgend ein Anderer von den Herren.

Adam von Neuhaus hatte weder an der Prager Konferenz teilgenommen, noch überhaupt eine Verührung gesucht mit Lew von Rosental. Er befand sich in Preßburg an der Seite der Königin-Witwe, und griff in die Bewegung vorläufig gar nicht ein. Der Herzog von Münsterberg hatte einen eigenen Boten entsendet, um ihn nach Prag zu berufen, allein der Kanzler leistete der Ladung keine Folge. Herr Lew war sehr unzufrieden mit dem Ausbleiben seines Schwiegersohnes; er mochte ahnen, daß sich mehr als bloße Abneigung gegen die Herrenclique hinter dieser ablehnenden Haltung verberge. Es ist uns unbekannt, inwiefern auf den Herrn von Neuhaus während seines Aufenthaltes in Preßburg, wo ihn wol auch das Interesse des Hauses zurückhielt, welchem die Königin ihrer Geburt nach angehörte österreichischerseits Einfluß genommen wurde. Als er endlich nach Böhmen zurückkehrte, war sein Eintreten für die Kandidatur Ferdinands eine entschiedene Sache. Noch immer blieb er jedoch ferne von Prag, und zeigte

31) Ueber den Tag des Aufbruches weichen die Angaben von einander ab. Der Bericht der Gesandten an Ferdinand (Abschrift des gräfl. Starhemberg'schen Archivs) gibt den 25. September an. Doch ergibt sich aus der Zusammenstellung weiterer Daten, daß die im Kontexte aufgenommene Angabe im Berichte des Hans von Starhemberg die richtige ist. Reges a. a. O. S. 508 gibt den 25. September an.

sich somit jetzt, wo sonst entschiedene Anhänger der Patriotenpartei, namentlich auch Adalbert von Pernstein und Johann von Wartenberg mit den Herren von Rosental und von Schwihau unterhandelten, als der entschiedenste Gegner der Letzteren. Diese Entschiedenheit brachte es denn auch mit sich, daß ihm auf dem nächsten Landtage die Führerschaft der gegen die Herrenpartei gerichteten Opposition zufiel, unter welcher sich nach und nach alle Elemente des Böhmischen Landtages sammelten.

Raum auf seinem Gute Neuhaus angelangt, schrieb der Kanzler auf den 28. September einen Kreisstag nach Labor aus, und setzte sich durch diesen Schritt, welcher bald Nachahmung fand,³²⁾ sogleich in Gegensatz zu dem Herrn Lew, welcher das Abhalten von Kreistagen mißbilligt hatte.³³⁾ Von jeher waren die Kreistage dem Anhang des gegenwärtigen Oberstburggrafen am entschiedensten entgegengetreten, und hatten namentlich wiederholt Rechnungslegung über den faktischen Stand der königlichen Schulden verlangt. Hier überwogen der niedere Adel und die Städte; der hohe Adel war selbstverständlich auf jeder einzelnen Kreisversammlung nur durch wenige Mitglieder vertreten und seines Einflusses daselbst keineswegs sicher. Das immer deutlicher hervortretende Bestreben des Herrn Lew, die Entscheidung in die Hände einiger Weniger zu legen, hätte durch das Abhalten von Kreistagen vereitelt werden können; zudem mochte einem politisch so feinen Kopfe wie Rosental auch das weitere Bedenken ansteigen, daß dieselben das Mittel werden könnten, den Wahltag zu umgehen. Die Anerkennung seines Rechtes durch die nach Kreisen versammelten Stände wäre gewiß eine dem Erzherzog Ferdinand sehr genehme Form gewesen, „das Königreich zu Händen zu bringen.“

Das Fernbleiben von Prag und die Berufung des Kreistages zeigt zugleich, daß der Kanzler sehr wol die Elemente kannte, aus denen er sich zunächst einen Anhang bilden müsse. Auf eine Unterstützung der Kandidatur Ferdinands durch den Herrenstand war vorderhand nicht zu rechnen; schien sich ja doch in diesem Momente fast der gesammte hohe Adel unter Rosentals Fahne zu schaaren. Die Bildung einer österreichischen Partei mußte also von den beiden anderen Ständen ihren Ausgang nehmen, deren Anschluß an die Herrenpartei am wenigsten zu befürchten war. Doch waren auch hier die Aussichten für den Kanzler nicht die besten. Die alte Patriotenpartei schien zerfallen zu sein: Adalbert von Pernstein stand augenblicklich zu den Gegnern; die „Pilsarten“ unter Herrn von Kreig sonderten sich ab, und kandidirten jetzt, wie es hieß, den Herzog von der Riegnitz; Johann von Wartenberg und der utraquistische Adel machten noch keine Miene sich dem Kanzler anzuschließen, ja Ersterer hatte sich bereits in Unterhandlungen mit Baiern eingelassen; und die Städte tagten gemeinschaftlich mit den Pragern auf dem Altstädter Rathhause (25. September), umstellt von den Nezen des ehrgeizigen Oberstburggrafen, welcher jetzt geneigt war, seinen Haß gegen den Bürgerstand zu vergessen, und den Versuch einer Annäherung machte. Die Einzigen, welche sogleich für Ferdinand Partei ergriffen, waren die katholischen Herren von Rosenberg. Zu der Entschiedenheit dieser Parteinahme hatte, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in hervorragendem Maße der Verlust des erwähnten Erbschaftsprozesses gegen Herrn Lew beigetragen; bis zum Schluß blieb der Nachlaß

32) So im Pilsner Kreise.

33) Brief an Dpl von Fictum vom 14. September.

Peters von Rosenberg ein Röder, dessen sich die Thronprätendenten bedienten, um die streitenden Parteien an sich zu fesseln.

Adam von Neuhaus befand sich eben auf dem von ihm berufenen Kreistage zu Tabor, als Johann Maraxi ihn aufsuchte, um ihn im Interesse Ferdinands denn doch zur Reise nach Prag zu bewegen. Eine Stunde nach Maraxi trafen auch die auf dem Wege nach Prag befindlichen österreichischen Gesandten in Begleitung des Grandpriors des Malteserordens, Johann von Rosenberg, welcher sich ihnen in Krumau angeschlossen hatte, in Tabor ein, und brachten dasselbe Anliegen vor, indem sie dem Kanzler zu bedenken gaben, „daß sich vielleicht die Sache seines Abwesens halben sperren oder gar zerstoßen möchte.“ Dieser versprach denn auch, ihrem Wunsche nachzugeben. Der regsame Maraxi unterließ nicht, mit den in Tabor Versammelten zu Ferdinands Gunsten zu verhandeln, und verließ dann, einen Tag vor den Anderen, die Stadt, um nach Prag zu eilen, wo ein reiches Feld seiner Tätigkeit wartete.

Seit mehreren Tagen weilte ein bairischer Unterhändler in Prag, und wußte bereits von ziemlichen Erfolgen nach München zu berichten. Zwar hatte der Brief Brzetislavs von Schwihau nicht vermocht, den Herzog Wilhelm sogleich zur offenen Bewerbung um den böhmischen Königsthron zu bewegen. Wenn es richtig ist, daß die bairischen Fürsten dem Erzherzog Ferdinand „Rat und Hilfe“ bei Durchsetzung seines Anrechtes zugesagt hatten, so wird sich daraus auch ein kurzes Zaubern erklären lassen. Dennoch wollte man sich die nahegelegte Möglichkeit einer so bedeutenden Machtvergrößerung nicht entgehen lassen; Wilhelm von Bayern setzte sich alsbald mit seinem Bruder Ludwig in's Einvernehmen, und über Anraten des Doktor Leonhard Edl beschloßen die Brüder, sich gemeinschaftlich um die Krone zu bewerben, ein Vorgehen, über dessen Zweckmäßigkeit man im Zweifel sein kann. Herzog Wilhelm forderte brieflich den Herrn von Schwihau auf, Alles anzubieten, damit die Wahl auf einen der beiden Fürsten falle, indem er zugleich, die zu gewärtigende Bewerbung Ferdinands jetzt schon bekämpfend, zu bedenken gab, „daß der Krone Böhmen unter einem welschen Regimente zu sein beschwerlich, und zu Verderben, Entziehung ihrer alten Freiheiten und Gebräuche reichen würde.“³⁴⁾ Nicht gegen Jeden sprach man sich jedoch so offen aus. Wenn auch die wahren Absichten Baierns für Niemand ein Geheimniß waren, so machten doch die beiden Herzoge die offizielle Bewerbung davon abhängig, daß sich eine ihnen günstige Stimmung unter der böhmischen Bevölkerung äußere, und nahmen vorläufig als Vorwand zu weiteren Unterhandlungen die, wie sie zu befürchten vorgaben, für Bayern wie für Böhmen gleich drohend gewordene Türkengefahr. Ein Schutz- und Trugbündniß zwischen beiden Ländern wurde in den Vordergrund gestellt; so in den am 26. September verfaßten, an Adam von Neuhaus und Johann von Wartenberg gerichteten Briefen, zu deren Ueberbringer Hans Weisensfelder bestimmt war.

Auch aus dem Bürgerstande kamen dem städtefreundlichen Fürsten Wilhelm ermunternde Stimmen. Durch einen Nürnberger Geschäftsfreund, Hans Ebmer, erbot sich der Prager Kaufmann Michael Karg zu guten Diensten. Ein Mattauer Bürger, Hans Mikodem Schöndal, befand sich eben in München und übernahm bereitwillig die Aufträge des Herzogs vor seiner Rückreise nach Böhmen. Da jedoch ein Einwirken dieser Personen auf die höheren Stände nicht zu gewär-

34) Herzog Wilhelm v. Bayern an Brzetislav von Schwihau, 20. September 1526; Kopie im Königl. geh. Staatsarchiv zu München.

tigen war, so entschloß man sich, einen besonderen Unterhändler nach Prag zu entsenden, beobachtete jedoch noch immer die Vorsicht, nur „vertraulich“ zu unterhandeln. Sigmund Stachi von Birgleß, ein geborener Böhme, der sich seit Jahren in den Diensten Wilhelms von Baiern befand, erhielt den Auftrag, scheinbar nur wegen Beilegung der Fehde zwischen einem böhmischen Herrn (Kok) und den bayerischen Fürsten mit dem Herzog von Münsterberg und dem Herrn Lew zu verhandeln, unter der Hand aber sich genau über den Stand der Wahlangelegenheit zu informiren, und nach Möglichkeit auch zu Gunsten Baierns zu wirken. Er ging somit keineswegs etwa als bayerischer Gesandter nach Böhmen, sondern lediglich in der Eigenschaft eines politischen Kundschafers und Unterhändlers. Zu ersterem Posten war gleich anfänglich der geheime Rat Hans Weissenfelder ausersehen, mit dessen Absendung man jedoch, obwohl die für ihn bestimmten Papiere, so namentlich die Empfehlungsschreiben an böhmische Herren (darunter die erwähnten an Wartenberg und Neuhaus) sowie der Entwurf einer offiziellen Werbung schon am 26. September bereit lagen, immer noch zögerte. Als Sigmund Stachi in Begleitung des Herrn von Schwihau in Prag eingetroffen war, und anfing, sich mit den Parteiverhältnissen vertrauter zu machen, glaubte er bald eine den bayerischen Fürsten sehr günstige Stimmung unter den hier versammelten Ständen wahrzunehmen. Und nicht mit Unrecht. In der Hauptstadt führte jetzt der Oberstburggraf Lew von Rosental, welcher geneigt schien, die bayerische Kandidatur zu unterstützen, das große Wort, die Prager Bürgerschaft unter W. Paschel schloß sich ihm unbedingt an, und ohne Zweifel teilten sich diese Gesinnungen auch Vielen mit, welche wegen der nahe bevorstehenden Landrechtsöffnung vom Lande hereingekommen waren. Im Gegensatz zu Ferdinand mußte es die Herzoge von Baiern auf dieser Seite sehr empfehlen, daß sie durchaus nicht in der Lage waren, irgend einen Rechtsanspruch auf den Thron zu erheben, und Herzog Ludwig befand sich in einem großen Irrthume, da er meinte, sich dem Ziele seiner Wünsche durch Vermählung mit der, ohnehin bei dem Rosental'schen Anhangе äußerst unbeliebten, Königin Marie näher zu rücken. Dadurch wäre er der jetzt am Ruder befindlichen Partei ebenso mißliebiger und verdächtig geworden wie Ferdinand. Entschieden wurde ihm denn auch von befreundeter Seite von der Kundgebung einer solchen Absicht abgeraten. An dem Herzog Wilhelm mißfiel den Herren seine bekannte städtefreundliche Gesinnung, und Stachi hatte viele Mühe, dieses Bedenken zu beseitigen. Hingegen hielt man es beiden Fürsten sehr zu gute, daß sie „den christlichen Glauben bisher wol gehandhabt,“ d. h. der Reformation in ihren Landen keinen Vorschub geleistet hatten.

Die Gönnerschaft der Herren von Schwihau brachte es mit sich, daß der bayerische Unterhändler zunächst mit Kreisen in Verührung kam, die der Richtung des Oberstburggrafen angehörten, und daraus erklärt sich die eigenthümliche Wendung, welche die Sache binnen Kurzem nahm. Es gewann allmählig den Anschein, als meinte die Partei, welche die Ausschreibung des Wahllandtages durchgeführt hatte, damit die Krone öffentlich zum Kaufe ausgeboten zu haben; wenigstens war sie keineswegs gesonnen, dieselbe ohne eine angemessene Gegenleistung zu vergeben. Schon Michael Rarg bezeichnete den Herzogen die Bestechung als den einzigen Weg, um zum Ziele zu gelangen. und auch Stachi weilt nicht lange in Prag, ohne Beweise von der Wichtigkeit des Rosental'schen Patriotismus zu erlangen. Unter den gestellten Bedingungen befand sich eine obenan, welche scheinbar das Interesse des ganzen Landes, wenn auch mit Preisgebung seiner Würde, im Auge hatte. Man forderte nämlich von dem zu Wählenden Bezahlung der nach den beiden Jagellonen hinterbliebenen königlich. Schulden „ohne

des Landes Beschwerung.“ Es läßt sich nicht genau sicherstellen, ob dieser Gedanke gleichursprünglich in den Reihen der Herrenpartei aufkam, oder ob vielleicht ein so hohes Anerbieten zuerst von bairischer Seite gemacht wurde. Schon der vom 26. September datirte Entwurf eines Schreibens an die böhmischen Stände, dessen Uebersbringer Weiskensfelder sein sollte, besagt, die Herzoge wollten „des Königreichs Schulden auf sich nehmen und bezahlen;“³⁵⁾ andererseits versichert aber auch Michael Rarg in einem Berichte nach München, welcher Ende September von Prag abging, daß wer zum König erwählt werden soll, alle alten Schulden, so das Land auf sich hat und die vorigen Könige für ihre Person gemacht haben, abzahlen soll und rein machen was ungefähr an 200.000 fl. betragen dürfte; ebenso müsse er auch alle verfesten königl. Schlösser und Güter welche die vorigen Könige um schlechtes Geld verfest haben, wieder auslösen was wiederum eine Sache von etwa 200.000 fl. wäre.³⁶⁾ So viel steht fest, daß zur Zeit als die österr. Gesandten mit den böhm. Ständen in Unterhandlungen traten, ein solches Versprechen nicht mehr zu umgehen war, soferne man mit Baiern erfolgreich rivalisiren wollte.

Daß jedoch auch diese Forderung nur vom persönlichen Interesse ausging, muß alsbald klar werden, wenn man bedenkt, daß die Gläubiger des Königreiches fast ausschließlich dem böhm. Herrenstande angehörten. Schließlich lief die Sache doch nur wieder auf Bestechung hinaus. Da ein strenger Nachweis über die Existenz der Forderung nicht verlangt werden sollte, so liegt es auf der Hand, daß dadurch Jedem, der seine Stimme vorteilhaft verkaufen wollte, Gelegenheit gegeben wurde, den Kaufpreis als Forderung von einer bestimmten Höhe anzumelden. Auf diese Weise wurden denn auch die bairischen Unterhändler bald in die Lage versetzt, einen Preiskurant — „Saffranzettel“ nannte man es damals — an ihren Hof zu senden, in welchem die von den einzelnen Herren erhobenen Ansprüche ziffermäßig angegeben waren.³⁷⁾ Freilich mußte die Gesamtsumme im Laufe der Zeit noch anwachsen und statt der ursprünglich berechneten 200.000 fl. schließlich das Dreifache akzeptirt werden. Darunter machten die wirklich zu Recht bestehenden Forderungen bei Weitem den kleineren Teil aus, und auch diese waren in einer Weise entstanden und meist in solchem Maße verzinst worden, daß eine detaillirte Rechnungslegung äußerst wünschenswert hätte erscheinen sollen. Die häufigen Geldverlegenheiten des Königs Wladislaw hatten einem Teile der böhmischen Herren Gelegenheiten geboten, gegen Darlehen in den Genuß der dafür verpfändeten königlichen Güter, später auch anderer Nutzungen und Gibigkeiten zu treten, und trotzdem sich schon hiedurch die Schuld verzinst, unterließ man nicht, sich auch noch Zinseszinsen (sogar 10 Prozent) zuzuschlagen, wodurch die Schuldbeträge laminenartig anwuchsen. Außerdem ergab sich sehr leicht Gelegenheit, gar nicht existirende Forderungen zu behaupten, und dafür Dieses oder Jenes als Pfand in Anspruch zu nehmen. Von einer Rechnungslegung wollte man Nichts wissen, und es kam in der That bis auf Ferdinand nicht allgemein dazu, so oft auch Landtage, Kreis- und Städteversammlungen darauf drangen. Wie

35) Die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern an die böhmischen Stände, ddo. 26. September 1526. Kopie im königl. geh. Staatsarchiv zu München.

36) Gutachten des Michael Rarg zu Händen der bairischen Fürsten; im königl. geh. Staatsarchiv zu München.

37) Im königl. geh. Staatsarchiv zu München. Dieser „Saffranzettel“ wurde sehr wahrscheinlich schon von Stachi überferdet.

sehr die Steuerträger unter einer solchen Finanzlage litten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Zu Wiederholtenmalen waren Steuern behufs Tilgung der königlichen Schulden bewilligt worden; da sie aber in die Hände von Gläubigern floßen, welche jede Rechnungslegung verweigerten und von diesen selbst auch verwaltet wurden, so kam es nie zu einer eigentlichen Abzahlung, und die Steuersummen verschwanden, ohne daß sich die Schulden vermindert hätten. Auf diese Weise war vor Allen Herr Lew von Rosental, dessen Besitztum ursprünglich unbedeutend gewesen war, binnen verhältnismäßig kurzer Zeit einer der reichsten Edelleute des Landes geworden. Er war Hauptgläubiger des Staates — seine Forderungen allein sollten sich auf 50.000 fl. belaufen; — indeß war hier ein Punkt gegeben, in welchem Anhänger der verschiedensten Richtungen zusammentreffen konnten. Die ersten Landesbeamten hatten sich herbeigelassen, die Summe zu nennen, um welche man sich ihrer Unterstützung versichern könnte, und so finden wir denn in dem gedachten Saffranzettel außer dem Herrn Lew auch den Oberstkämmerer Jaroslav von Schellenberg, den Oberstlandrichter Zbislav Berkla, und den obersten Landtschreiber Radslav Berglowfsky genannt; doch auch Johann von Wartenberg und Johann von Sternberg sind mit festen Ziffern angeführt, während man die Namen Anderer, so den des Kanzlers, des Opl von Biztum, wol aufnahm, ohne jedoch über den Metallwert ihrer Stimmen nähere Aufklärungen geben zu können. Hans Pflug von Rabstein kommt gar nicht vor, doch behauptete er selbst später, Baiern hätte ihm 15—18.000 fl. angeboten,³⁸⁾ was übrigens verglichen mit den anderen Herren versprochenen Summen kaum glaublich erscheint.

Dennoch hätten sich die bayerischen Unterhändler von all diesen Erfolgen nicht sollen täuschen lassen. Nur um sich für alle Fälle zu sichern, keineswegs aber um sich definitiv an Baiern zu binden, hatten sich die meisten der Herren zu Verhandlungen mit Stachi herbeigelassen. Außer den Herren von Schwihau und von Schwamberg und damals seltfamerweise vielleicht auch Adalbert von Pernstein besaßen die bayerischen Fürsten kaum einen aufrichtigen Freund in Böhmen. Die Herrenpartei war und blieb die Partei der freien Hand.

Baierns Unglück war es, daß es sich vorwiegend an die Freunde eines Mannes anlehnte, den nur eine zweideutige Politik zum Ziele führen konnte. Nachdem sich Herr Lew durch den Beschluß der Herrenkonferenz gesichert zu haben glaubte, daß Ferdinand einer Wahl nicht zuvorkommen könne, betrieb er die Vornahme der Wahl selbst nicht mehr mit gleichem Eifer. Im Gegentheil, jetzt schien er im Zögern sein Heil zu erblicken. Daß augenblicklich die Stimmung der Stände seiner eigenen Kandidatur durchaus nicht günstig sei, mußte er schon erkennen; mit Ausnahme der Prager welche mit dem Feinde des Bürgerstandes durch dick und dünn gingen ist uns Niemand bekannt, der den Obersburggrafen in dieser Beziehung zu unterstützen geneigt gewesen wäre. Darum gab jedoch der ehrgeizige Führer der Herrenpartei seine Pläne nicht auf; das Beispiel Georgs von Bobiehrad war offenbar sein Leitstern. Er schlug vor, es solle ein Gouvernator ernannt werden, „bis man sich mit einem König versehen möchte.“ Die königlichen Städte versammelten sich am 25. September auf dem Altstädter Rathhause, um die zwischen einzelnen von ihnen herrschenden Streitigkeiten beizulegen.

38) Instruktion des Herrn Hans Pflug von Rabstein für Herrn Peter Wenzel von Brachowitz ddo. 30. Juni 1629. Im Archiv des Reichsfinanzministeriums in Wien.

Bald darauf wurden sie aufgefordert, auf der Prager Burg zu erscheinen, wo ihnen Herr Lew und der Herzog von Münsterberg ihre Absicht einen Subernator einzusetzen zu lassen eröffneten, und sie dafür zu gewinnen suchten.³⁹⁾ Es ist nicht bekannt, wie sich die Städte gegen diese Zumutung verhielten, doch wird von einer Seite behauptet, der ganze Anhang des Oberstburggrafen wäre dafür gewesen, oder hätte es wenigstens vorgezogen, einen Subernator zu ernennen als den Erzherzog Ferdinand auf dem Throne zu sehen.⁴⁰⁾ Wie lange wäre aber Böhmen ohne König geblieben, wenn Herr Lew — denn daß er für sich selbst den Posten in Anspruch nahm, kann wol keinem Zweifel unterliegen — einmal als Subernator alle Macht in seiner Person vereinigt hätte! Doch länger gewiß nicht, als bis er den günstigen Moment für gekommen erachtet hätte, um sich selbst die Krone auf das Haupt zu setzen. Wie weit die Angelegenheit gedieh, ist nicht ersichtlich. Der Landtag war schon beisammen, als unter dem Rosental'schen Anhang noch Stimmen laut wurden, „daß man auf dießmal keinen König wählte, sondern sich an einem Subernator liesse auf dießmal genügen.“ Ein Ende wurde alledem wol erst durch das energische Drängen der österreichischen Partei auf ungesährte Vornahme der Wahl gemacht.

Immer blieb jedoch Herr Lew für die bairischen Fürsten nicht minder gefährlich wie für Ferdinand; doch waren dieß bald die einzigen Bewerber, welche gegenseitig miteinander zu rechnen hatten. Der Namen wurden zwar sonst noch genug genannt, auch von Manchem in der That vereinzelt Versuche gemacht, sich den Ständen zu empfehlen, im Ganzen blieben jedoch alle diese Bemühungen ohne Erfolg, ja ohne irgendwie merklichen Einfluß auf den Gang der Verhandlungen.

Es klingt seltsam zu hören, daß auch der König von Frankreich sein Augenmerk auf die Krone Böhmens gerichtet haben soll. Unzweifelhaft hätte er der gefährlichste Nebenbuhler Ferdinands werden können, aus dem einfachen Grunde, weil er der Einzige war, welcher alle Anderen überbieten konnte. Aus leicht ersichtlichen Gründen mußte die Zahlungsfähigkeit jedes der Thronbewerber ein schwer in die Waagschale fallendes Moment sein. Man war in dieser Beziehung nicht klar, wem man den Vorzug geben sollte. Von Ferdinand wurde behauptet, er hätte selbst bedeutende Schulden — sogar im Betrage von 1,200.000 fl. — und zweifelte somit, ob er ohne „Zutun“ der Stände die königlichen Schulden werde bezahlen können. Doch konnten auch die Geldverlegenheiten der bairischen Herzoge schwerlich ein Geheimniß sein, und der Herr von Schönberg schreibt, die Böhmen hätten der blinden Anschläge gelacht, als sich die Fürsten erböten, 200.000 fl. zu erlegen. Von dieser Seite hätte sich der König von Frankreich noch am besten empfohlen. Es verlautete auch, er hätte eine Summe von 400.000 fl. „zur Ablegung der Schulden“ bewilligt. Gewiß hätte König Franz für sein Geld einen bedeutenden Anhang gewonnen, doch kann man wol mit Recht an der Ernstlichkeit einer solchen Bewerbung zweifeln. Der französische Gesandte, welcher in Prag weilte, unternahm keine direkt zum Ziele führenden Schritte, er handelte „mit lahmen Füssen;“ wol sprach er von einer zu gewärtigenden Botschaft, allein er ließ die Ereignisse ihren Weg gehen, machte nur einen unbedeutenden Versuch, die Entscheidung aufzuschieben und fügte sich

39) Ril. von Schönbatal an den Herzog Ludwig von Baiern, ddo. Prag 26. September 1626. Original im königl. geh. Staatsarchiv in München.

40) Graf Kelenitz an Herzog Georg Georg von Sachsen, ddo. Prag 12. Oktober 1626. Original im königl. sächsischen Staatsarchiv zu Dresden.

mit dem größten Gleichmuth in die endliche Aussichtslosigkeit seiner Sache. Schon damals wurde vermutet, „daß der König von Frankreich nichts weiß von den Händeln.“⁴¹⁾ Es hat allen Anschein, als hätte die Anwesenheit des Gesandten nur den Zweck gehabt, durch Geltendmachung des französischen Einflusses auf die Verhältnisse des deutschen Reiches einzuwirken, und zwar in einem dem Erzherzog Ferdinand nicht günstigen Sinne.⁴²⁾ Auch die Abgesandten des Herzogs Georg von Sachsen hatten, wie bereits bemerkt wurde, nicht den Auftrag, die Aufmerksamkeit der Stände auf ihren Herrn zu lenken, vielmehr sollten sie lediglich die Bewerbung Ferdinands unterstützen. Gleichwol wird er von vielen Seiten als Thronkandidat genannt, und als bezeichnend kann hier hervorgehoben werden, daß seine Gesandten ihn wiederholt versicherten, er würde eine große Parthei auf seiner Seite haben, wenn er nur „etliche hunderttausend Gulden hereinwenden“ wollte. Ein sehr eifriger, jedoch in Voraus aussichtsloser Bewerber war der König von Polen. Er wandte sich in zahlreichen Briefen an böhmische Herren, ohne jedoch, soviel wir wissen auf irgend einer Seite Entgegenkommen zu finden, „dieweil die Landart des Volkes einander nicht wolgemeint sind.“ Durch polnische Könige regiert zu werden, schien dem Lande nach den unter den beiden Jagellonen gemachten Erfahrungen kein Glück zu bringen. Zudem wies man mit Recht auf die vielen Grenzkriege, welche Polen mit den russischen Nachbarn zu bestehen hatte und auf die große Entfernung der Länder hin. Und doch hatte sich König Sigismund von Warschau nach Krakau begeben, um dem Ereignissenrecht nahe zu sein! Auch die Bewerbungen einiger deutscher Fürsten kamen nicht über den Bereich der Wünsche hinaus; die Meisten erkannten bald, daß es für sie zwischen Ferdinand und den bayerischen Herzogen keinen Raum mehr gebe. Der Markgraf Joachim von Brandenburg und der Herzog Johann von Sachsen blieben ohne Anhang; von letzterem meint eine Zeitgenosse: „ehe ihn die Böhmen gewählt hätten, sie wären noch lange ohne König gewesen.“ Er war ein Lutheraner, Der Herzog Friedrich von der Pfalz, welcher von den „Pötharten“ kandidirt worden sein soll, teilte bald ihr Schicksal — „ein Kezer wie die Andern,“ meinten die Prager. Um die Eifzahl der Kandidaten, von welcher wol die Rede ging, vollzubekommen, mußte man sich entschließen, auch Adalbert von Pernstein und wol gar den Herzog von Münsterberg in ihre Reihe zu stellen, wozu, außer einigen damals umlaufenden Gerüchten, gar kein Anlaß vorliegt; selbst die Bewerbung Joachims von Brandenburg ist nicht genügend beglaubigt.

Die Wahlagitation war bereits im besten Gange, als endlich Maraxi ankam, und nun unverweilt dem bayerischen Einflusse entgegenzuarbeiten begann. Das Erste, was ihm und den drei anderen Gesandten Ferdinands, welche, obwol ihnen der Geleitbrief aus unbekanntem Gründen verweigert worden war, am 1. Oktober in Prag einritten, klar werden mußte, war, daß die ihnen von ihrem Hofe erteilten Instruktionen undurchführbar seien, mit anderen Worten, daß mit der Geltendmachung des Erbrechtes nicht durchzubringen sein werde. Weber Adam von Neuhaus noch Johann von Rosenberg scheinen die Aufmerksamkeit der Gesandten auf diesen Punkt gelenkt zu haben. In Prag war jedoch die Freiheit der Wahl bereits die Lösung des Tages geworden, mit fast kleinlicher Eifersucht wachte

41) Herr von Schönberg an Georg Herzog von Sachsen. S. oben.

42) Kezel, a. a. O. S. 517, weist mit Recht auf die am 22. Mai desselben Jahres zwischen Frankreich, England und Italien abgeschlossene Koalition hin, deren Spitze gegen das Haus Habsburg gerichtet war.

man über deren Unahtastbarkeit. Schon die bloße Möglichkeit der Erhebung eines Rechtsanspruches, selbst wenn von ihr kein Gebrauch gemacht wurde, machte den Präbenten bedenklich.⁴³⁾ Von befreundeter Seite wurden denn auch die Gesandten alsbald dringend gewarnt, „ihren Grund auf die Erbschaft, desgleichen die Verträge, wie ihre Instruktion vermag“ zu stellen; ja, sie sollten sich in ihren Handlungen gar nicht anmerken lassen, daß der Erzherzog sich des Königreiches in Kraft der Erbschaft oder der alten Vorträge anmaßen wolle, sondern sich darauf beschränken, die Krone „aus Liebe, nachbarlicher Neigung und anderen Ursachen“ zu begehren, die Erwähnung der Verwandtschaft mit König Ludwig aber höchstens nur so „mitlaufen“ zu lassen. Sonst, meinte man, wäre sehr zu beforgen, daß es der Sache großen Unglück machen, und bei den Ständen Unlust und Widerwillen hervorrufen werde. Die Gesandten wurden dadurch in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Ohne ausdrückliche Zustimmung Ferdinands wagten sie nicht ihre Instruktion, in welcher „der meiste Grund auf die Erbschaft und die Verträge“ stand, ganz und gar zu umgehen, und doch mußte unverweilt gehandelt, und wenigstens in privaten Kreisen auch eine Erklärung über den Standpunkt des österreichischen Hofes in der Rechtsfrage abgegeben werden. Die Gesandten baten in ihrem Berichte vom 3. Oktober,⁴⁴⁾ durch welchen Ferdinand die erste genauere Kunde über die Lage der Dinge erhielt, dringend um neue Weisungen, und erklärten dem Erzherzog, daß von seiner Entschließung der ganze Erfolg ihrer Mission abhängt. Doch konnten sie einer Antwort frühestens am 8. Oktober, an welchem Tage sie, wie ihnen bereits zugesagt war, vom Landtage gehört werden sollten, entgegensehen, und bis dahin galt es, unbequemen Fragen möglichst aus dem Wege gehen. Dieß hinderte lange Zeit das Zustandekommen eines zuverlässigen Anhanges, da die böhmischen Herren über Alles präzise Erklärungen und bindende Zusagen forderten, ehe sie sich zu irgend welchen Abmachungen herbeiliessen. Nicht allein bezüglich der Rechtsfrage war man so bedenklich; auch die mehr geschäftliche Angelegenheit des Schuldenzahlens, nebst Allem, was darum und daran hing, wollte man ganz reell abgemacht sehen, und da fand man denn, daß die österreichischen Gesandten nicht hinreichend mit Vollmachten versehen seien. Zwar hatten Letztere hierin ziemlich freie Hand, ja, sie waren durch einen Brief Ferdinands⁴⁵⁾ ausdrücklich ermächtigt worden, den Herrn von Bernstein, den Herzog von Münsterberg und Lew von Rosental durch „eine ansehnliche Summa Geldes“ zu bestechen;⁴⁶⁾ indes schien den Herren zu ihrer vollständigen Sicherung eine Urkunde erforderlich, in welcher erklärt würde, daß Alles, was die Gesandten „handeln, werben, vorbringen und praktizieren und insonderheit wo vonnöten ist, bewilligen und eingehen,“ so angesehen werden solle, als ob es der Erzherzog persönlich vorgenommen hätte. Ein solcher „Gewalt-

43) Graf Reiskitz an Herzog Georg von Sachsen (s. oben): „... daß die Stände nicht gestimmt, einen Fürsten, der dieser Krone verwandt, zu Rat zu ziehen; besorgen, es möchte in Zukunft an ihrer freien Wahl Nachteil bringen.“ Man sieht, daß die böhmischen Stände die Zweideutigkeit ihres Wahlrechtes sehr wol kannten.

44) Enthalt in einer gleichzeitigen Kanzleiabschrift des Gesandtschaftsberichtes an Ferdinand, im größl. Starhemberg'schen Archiv in Oesterreich; eine Kopie im böhmischen Museum.

45) Ebenda. Dieser am 28. September 1626 in Linz datirte Brief lautete am 3. Oktober in Prag an.

46) So behauptet der Herr von Schönberg in seinem Berichte an den Herzog Georg. Daß die verwitwete Königin dem Erzherzog zugesagt hatte, ihren Einfluß zu seinen Gunsten geltend machen zu wollen, geht aus einer Stelle in Ferdinands Briefen an die Gesandten hervor.

brief“ kam erst spät (am 20. Oktober) in die Hände der Gesandten, trug dann aber wesentlich zu dem günstigen Erfolge bei.

So lange indeß die Gesandten nicht in der Lage waren, allen diesen Anforderungen gegenüber bestimmte Erklärungen abzugeben, war an einen Anschluß der Herrenpartei an Ferdinand nicht entfernt zu denken. Zwar mochte sich Niemand, auch der Herr von Rosental nicht, offen als Gegner bekennen, doch mußte es den Gesandten bald klar werden, daß die ausweichenden, stets hinter neuen Bedenken sich verschanzenden Antworten der Mehrzahl der Herren einer Ablehnung gleichkämen. Johann Marazi unterhandelte mit den meisten in Prag weilenden Herren, ohne Rücksicht auf deren Parteistellung, vor Allem mit dem Herzog Karl von Müstherberg, an welchen ihm auch die Königin Marie einen „Kredenzbrief“ mitgegeben haben soll, und mit Herrn Lew von Rosental.⁴⁷⁾ Er fand, wie es heißt, bei den Meisten „geneigten guten Willen, so viel ihnen neben ihrer Landesordnung zu tun gebührt,“ allein auf vertraulichem Wege erfuhren die Gesandten bald, wie sehr die Partei, mit welcher jetzt über besonderen Auftrag Ferdinands vorwiegend unterhandelt wurde, der Sache Oesterreichs zu schaden bemüht war. Zum Teil waren die erhobenen Bedenken allerdings nicht unbegründet. So war in der That nicht zu erwarten, daß Ferdinand im Falle seiner Wahl, seine Residenz bleibend nach Prag verlegen würde, und konnte dieß von einem Fürsten, der nicht nur ausgedehnte Erblande besaß, sondern auch tatsächlich schon damals Haupt des deutschen Reiches war, nicht strenge gefordert werden. Die Regierung Ludwigs hatte aber gezeigt, wie nachtheilig die längere und öftere Abwesenheit des Herrschers in einer Zeit, wo die Person des Königs so vielfach in die Staatsverwaltung verwoben war, auf die Verhältnisse des Landes einwirken könne. Ebenso besorgte man nicht ohne Grund einen Einfluß der gegenwärtigen Räte Ferdinands auf die Leitung der böhmischen Angelegenheiten.⁴⁸⁾ Wenn man jedoch dem Erzherzog auch aus seiner Strenge und Energie einen Vorwurf machte, so wußte man nicht, was gerade damals den Böhmen am meisten Not tat, oder, wenn man es wußte, so wollte man dieser Not nicht abgeholfen sehen, um nur selbst die Macht in Händen zu behalten.

Auch die Möglichkeit des kinderlosen Ablebens des Kaisers Karl faßte man in's Auge und hob hervor, daß Ferdinand in diesem Falle Erbe der spanischen und burgundischen Länder wäre, und ohne Zweifel seine Residenz in Spanien

Doch war dieser Einfluß nicht groß, da die Königin einem großen Teil des Adels verhaßt war; nur bei den Städten konnte sie mit Recht auf Berücksichtigung ihrer Wünsche rechnen.

In ihrem Auftrage erschien Markgraf Georg von Brandenburg am 12. Oktober vor den versammelten Städten und forderte sie auf, ihre Stimmen auf Ferdinand zu vereinigen. Die Städte erwiederten: es sei herkömmlich, daß zuerst der Herren- und Ritterstand ihre Stimmen abgeben, dann die Städte, und bis es dazu komme, wolle man sein Möglichstes tun, auch seien die Städte sonst der Königin zu dienen stets bereit. Die weiteren Verhandlungen wurden durch die Aufforderung unterbrochen, daß sich die Städte bei den zwei ersten Ständen im Sitzungssaale einfinden sollen.

47) Rezel, a. a. O. S. 510, bezieht eine Aeußerung Ferdinands in seinem Briefe, vom 28. September auf den Rosenbergschen Erbschaftsprozess, und meint, man hätte dem Herrn Lew die Durchführung seiner dießbezüglichen Ansprüche zugesichert. Diese Deutung ist ganz unbegründet und innerlich unwahrscheinlich. Ferdinand sagt ganz allgemein, „daß wir gedachten Lewen in allen seinen obliegenden Sachen, die Brief oder ander, zu dem er Recht hab, alle gnädig Hilff, Förderung und Beistand erzeigen wollen.“

48) In der bereits erwähnten Instruktion, welche der Landtagsdeputation nach Wien mitgegeben wurde, verlangte man insbesondere, daß Salamanca vom Hofe entfernt würde.

auffchlagen würde; die Böhmen wären aber nicht geneigt, „ihren Herrn so weit zu suchen.“ Einen Umstand hoben jedoch Herr Lew und seine Anhänger mit besonderem Nachdruck hervor, und bezeichneten ihn als die „vornehmste Ursache“ ihrer Abneigung gegen Ferdinands Wahl. Sie befürchteten nämlich, daß unter seiner Regierung die verwitwete Königin Maria eben jenen Einfluß behaupten könnte, welchen sie unter Ludwig, ihrem sowol an Willenskraft wie an Geist ihr nachstehenden Gatten, besessen hatte. Wie verhaßt die Königin dieser Partei war, beweist die Erklärung der Letzteren, daß sie „eher etwas Großes überstehen möchte, als mit Ihrer Gnaden beschwert sein.“ Man hatte es ihr nicht verziehen, daß sie es hauptsächlich gewesen war, welche den redlichen Absichten Adams v. Neuhaus und Adalberts von Pernstein beim Könige Gehör verschafft hatte.

In einer Besorgniß trafen beide Parteien zusammen: sie fürchteten den Einfluß, den die damals freilich noch nicht gesicherte Wahl Ferdinands zum Könige von Ungarn und sohin die neuerliche Vereinigung beider Kronen auf die böhmischen Verhältnisse üben könnte. Da sowohl Wladislaw als Ludwig, seit Ersterer den ungarischen Thron bestiegen hatte, die Regierung Böhmens meist von Ungarn aus geleitet, und dabei oft mehr den ungarischen als den böhmischen Verhältnissen Rechnung getragen hatten, so konnte es wünschenswert erscheinen, die Personalunion mit Ungarn ganz aufzugeben, um so mehr, als nur dadurch der Verwicklung in die türkisch-ungarischen Kriege vorgebeugt werden konnte. Dazu kam noch, daß man hoffen durfte, durch eine vollständige Trennung von Ungarn den von dieser Seite erhobenen Ansprüchen auf Mähren, Schlesien und die Lausitz ein für allemal ein Ende zu machen. König Wladislaw II. hatte sich im Frieden zu Olmütz (1478) entschließen müssen, diese Länder dem Könige Mathias von Ungarn für 400.000 ungarischer Dukaten zu verpfänden. Als nach Mathias Tode (1490) Wladislaw zum König von Ungarn gewählt wurde, fielen natürlich die verpfändeten Gebiete wieder an ihn, ohne daß jedoch die Pfandsumme an Ungarn gezahlt worden wäre. So lange die Kronen von Böhmen und Ungarn vereinigt waren, mußte es streitig bleiben, ob der Regent Mähren, Schlesien und die Lausitz als König von Böhmen oder als König von Ungarn innehatte; und die Sache war für Böhmen um so mißlicher, als sich namentlich in Mähren bereits der Wunsch nach der Vereinigung mit Ungarn bemerkbar gemacht hatte. Selbst die dem Erzherzog geneigte Partei wünschte daher, daß dieser seine Bewerbung um die Krone Ungarns aufgebe. Sie hatte das Uebergewicht im Landtage, als nach bereits erfolgter Wahl den nach Wien abgehenden Landtagsboten der Auftrag erteilt wurde, dem Könige die Wünsche der Stände in Bezug auf Ungarn vorzutragen, und so, wie man meinte, das Interesse Böhmens zu wahren. Die diesbezüglichen Stellen der diesen Gesandten vom Landtage erteilten Instruktion⁴⁹⁾ lauteten in deutscher Uebersetzung: „Es steht fest, daß jene Länder (Mähren, Schlesien, die Lausitz) zum Königreiche Böhmen erblich gehören, und Ihr werdet daher S. M. bitten, Er möge uns, falls das Königreich Ungarn je zu einem derselben ein Recht zu haben behaupten sollte, einen besonderen Brief darüber ausstellen, daß S. M. uns in dieser Beziehung schützen und jene Länder oder Provinzen als König von Böhmen besitzen wolle.“

Wenn S. M. zum König von Ungarn gewählt und angenommen werden sollte, dann bitten wir Ihn, daß Er, was die erwähnten Provinzen betrifft, dieselben nicht anders denn als König von Böhmen halten und besitzen wolle.

49) Eine Kopie dieser Instruktion befindet sich im Archiv des Ministeriums des Inneren in Wien.

Wenn aber das Königreich Ungarn zu einer dieser Provinzen aus Verschreibungen oder aus einem anderen Titel ein Recht zu haben behaupten sollte, so möge S. M. auch fortan jene Länder als König von Böhmen halten.

Ihr werdet auch S. M. sagen, daß es uns für S. M. selbst vorteilhafter erschiene, wenn derselbe nicht König von Ungarn würde, und zwar aus dem Grunde, weil dieses Königreich mit etwa hundert und fünfzig Meilen an die Türkei grenzt, zu deren Sicherung große Auslagen gemacht werden müssen, um diese Grenze vor den Türken zu bewahren, und diese Auslagen kaum durch die Einkünfte jenes Königreiches gedeckt werden könnten, daher S. M. lediglich die Arbeit ohne die Früchte und die Vorteile hätte. Auch wäre zu befürchten, daß S. M. öfter in dem Königreiche Ungarn anwesend sein und daher zeitweilig dieses Königreich und die andern Provinzen verlassen müßte, was wir sowol um Sr. Majestät selbst als auch um dieses Königreiches Willen nicht gerne sehen würden; wenn jedoch S. M. lediglich den Titel jenes Königreiches hätte, und Jemand Anderer dasselbe besäße, und dieser oder diese Person in Ungarn wäre, und dieses Königreich und somit die gesammte Christenheit verteidigen und diese Mühe ohne Zutun Sr. Majestät auf sich nehmen wollte, dagegen hätten wir nichts einzuwenden.“

Als unzweifelhafte Enunziation der Partei Neuhaus-Rosenberg haben diese Erklärungen ein doppeltes Interesse. Die Aufgabe, im Namen Ferdinands in Ungarn zu regieren, hatte Adam von Neuhaus vielleicht der verwitweten Königin Marie, von deren Regierungstüchtigkeit und Tatkraft er überzeugt war, zugebracht.

Diesen zahlreichen Bedenken entgegen unterließen die österreichischen Gesandten nicht alle Argumente in's Feld zu führen, welche die Wahl Ferdinands empfehlen könnten, und wagten hierin sogar ihre Instruktion zu überschreiten. Unter Anderem versielen sie darauf, man könnte bei den Ständen die Erwartung rege machen, daß es Ferdinand, in Anbetracht seiner nahen Verwandtschaft mit dem Kaiser, gelingen werde, das Land Luxemburg mit Böhmen zu vereinigen. Auf Rechnung des Wunsches der Anhänger Oesterreichs, die sich immer deutlicher als feindselig erweisenden Bemühungen Rosentals zu paralyßiren, ist es wol auch zu setzen, daß Gerüchte in Umlauf kamen, wie jenes, Ferdinand werde im Falle seiner Wahl die Erblande dem Königreiche Böhmen incorporiren, ebenso, die Königin Marie werde in diesem Falle auf ihr Leibgedinge in Böhmen verzichten und von Ferdinand anderweitig entschädigt werden. Von seinen Gesandten auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, sich diesen Gerüchten gegenüber zu erklären, verhielt sich Ferdinand in einem, freilich erst am 14. Oktober nach Prag gelangten Briefe ziemlich ablehnend, ohne jedoch vorläufig den Ständen jede Hoffnung benehmen zu wollen. Er beauftragte die Gesandten, über etwaiges ausdrückliches Befragen den Herren zu erklären, daß es ohne Zustimmung des Kaisers, welcher zudem auch Haupt des Hauses Habsburg sei, sowie gegen den Willen der österreichischen Stände nicht möglich wäre, die Erblande der Krone Böhmens zu incorporiren; doch wolle er jedenfalls dafür sorgen, daß das Königreich Böhmen und die österreichischen Länder „allezeit in guter Einigkeit“ bleiben. Bezüglich Luxemburgs, meinte er, könne er noch keine endliche Bertröstung geben; doch wolle er allen Fleiß darin anwenden. In letzterer Beziehung gab sich jedoch der böhmische Landtag nicht so leicht zufriednen, und es ist bemerkenswert, eine wie weite Ausdehnung die Herren der Zulässigkeit von erbrechtlichen Ansprüchen unter Umständen zu geben wußten.⁵⁰⁾

50) In der Instruktion für die Landtagsboten, welche Ferdinand von der erfolgten Wahl offiziell

Man stand am Vorabende der Landtagsöffnung, und noch hatten die Verhandlungen zwischen Ständen und Gesandten zu keinerlei festen Parteibildungen geführt. Deutete auch bereits Alles darauf hin, daß sich schließlich die widerstreitenden Interessen und Anschauungen in zwei großen Lagern gegenüber stehen werden, so konnte doch jetzt noch von einer Consolidirung derselben keine Rede sein. Ein Hinneigen der Majorität des Herrenstandes zu Baiern war unverkennbar, gleichwol wurden auch von dieser Seite die Unterhandlungen mit Oesterreich keineswegs abgebrochen. Der Führer der Herrenpartei verfolgte die für seine Pläne schließlich verderbliche Politik, mit beiden Höfen auf leidlichem Fuße stehen zu wollen, teils um sich seinen Einfluß für alle Fälle zu wahren, teils um es stets in seiner Hand zu haben, den Fortschritten des einen Theiles durch zeitweilige Unterstützung des anderen das Gleichgewicht zu halten. Auch nachdem Adam von Neuhaus endlich nach Prag gekommen war, blieben die Bemühungen Marazis, den Herrenstand an das Interesse Oesterreichs zu fesseln, ohne besondere Erfolge. Außer dem Kanzler und den Herren von Rosenberg fanden sich nur Wenige, welche auf so unsicherer Grundlage mit Ferdinand partiren wollten; es waren dieß vornehmlich die Herren von Schlick, Hans Pflug von Rabstein, Sebastian von der Weitmul, der Herr von Guttenstein, Wolf Dobrohost von Ronsberg, einst Hauptmann des Pilsner Kreises. Viele, welche einer Wahl des Erzherzogs nicht abgeneigt waren, glaubten sich vorläufig zu eigener Sicherung auch mit Baiern in Unterhandlungen einlassen zu müssen, bis die österreichischen Gesandten genügende Vollmachten erhalten hätten;⁵¹⁾ daher findet man auf dem erwähnten bayerischen „Saffranzettel“ auch Namen, deren Träger sich später als eifrige Anhänger Oesterreichs erwiesen. Einen glücklicheren Fortgang nahm die Werbung bei dem Ritterstande und den Städten. Zwar hätte auch hier Herzog Wilhelm, welcher sich in Böhmen eines besonderen Rufes als Städtefreund erfreute, ein gefährlicher Rivale sein können, allein der Umstand, daß er hauptsächlich durch die Herrenpartei unterstützt wurde, mußte ihn den Städten bedenklich machen. Vielleicht hätten die bayerischen Herzoge erfolgreich geworben, wenn sie sich nicht an die Partei des Herrn Lew angelehnt hätten; des V. Standes der Städte und der „Viltharten“ wären sie dann sicher gewesen. Vereinte Anstrengungen Pernsteins, Wartenbergs und der Städte hätten siegreich sein können; jedenfalls wäre Ferdinand dadurch um den größten Teil seines Anhanges gebracht worden. Für die Parteinahme sowol des Bürger- als des Ritterstandes scheint eben die Beziehung des Kandidaten zu dem Rosental'schen

in Kenntniß setzen sollten, wurde der Incorporirung der Erblande und des Leibgedinges der Königin keine Erwähnung getan, wol aber in Betreff der Erwerbung Luxemburgs folgender Passus aufgenommen: Quod autem ad Provinciam Luxemburgensem (quae ad hoc Reg. Boh. jure hereditario pertinet) concernit, quum esset ventum ad electionem Regis Romanorum et jam Imperatoris suae M. fratris, etiam istud Regnum suae Mti Caesareae singulare exhibuit servitium, et in quantum intelligere potuimus, quod commissarii suae M. C. „qui in Franckfordia tunc temporis fuerunt, in bona spe pro illa provincia nuntios ex hoc Regno missos collocarunt: Quare M. s. rogabitur. at s. M., a Caesarea M., quidquid illius provinciae tenet, illud ad propriam suam possessionem et Regni Bohemiae impetrare et hoc ad illud Regnum annectere (quum illa provincia jure hereditario ad istud Regnum pertinere) dignaretur.

51) Der Herr von Schönberg schrieb an den Herzog Georg: „Marazi hängt viel rote Beeren, ist wol zu glauben, er wird etliche kleine Vögel fangen, ob aber die großen „Ziemer“ anbeißen, weiß ich nicht.“

Anhänge häufig entscheidend gewesen zu sein, und daraus erklärt sich auch die auffallende Erscheinung, daß sich der reformationsfreundliche niedere Adel, ohne Zweifel aus Opposition gegen den als Haupt der Katholiken angesehenen Lew von Rosental, bald an Ferdinand anschloß. Aus allen vorhandenen Nachrichten geht hervor, daß schon vor Eröffnung des Landtages ein großer Teil der Ritter und fast alle Städte gewonnen waren, und am 12. Oktober berichtete Graf Leisnig an den Herzog von Sachsen, er hätte eine „Anzeige,“ wonach sämtliche Städte mit Ausnahme Prags gesonnen wären, Ferdinand zu wählen. Entscheidend blieb jedoch immerhin die Haltung des Herrenstandes. Die alten Führer der Patrioten, Adalbert von Bernstein, Johann von Wartenberg, Konrad von Kreig mußten gewonnen werden, wenn man der Bürger und Ritter gewiß sein wollte. Nur darin, daß sich jene Partei, welche vor einem Jahre zu Kolin dem Anhänge des Herrn Lew die Stirne geboten hatte, jetzt unter der Führung des Kanzlers Adam von Neuhaus wieder zusammensand, lag für Oesterreich Gewißheit des Erfolges.

In nicht geschlosseneren Reihen stand die Gegenpartei. Es läßt sich behaupten, daß jener Teil des Herrenstandes, dessen Haupt scheinbar noch immer der Oberstburggraf Rosental war, jetzt unter der faktischen Führung der Herren von Schwihau den bayerischen Anhang bildete. Allein nur Wenige hatten überhaupt bisher entschieden Partei genommen; außer den drei Brüdern von Schwihau (Brzetislaw, Heinrich und Wilhelm) waren es fast nur noch die Herren von Schwamberg, welche offen für Baiern auftraten, mit den Uebrigen wurde immer noch, freilich nicht aussichtslos, unterhandelt. Solcher unzuverlässiger Freunde besaß Baiern allerdings sehr viele, und merkwürdiger Weise befanden sich darunter auch die Herren Adalbert von Bernstein und Johann von Wartenberg. Durch sein politisches und religiöses Bekenntniß ganz und gar jener Partei, welche Baiern unterstützte, fremd, hatte sich Letzterer gleichwol in Unterhandlungen eingelassen, und glaubte man ihn bereits durch Versprechungen gewonnen zu haben. Eine Erklärung für die scheinbare Abtrünnigkeit eines Mannes von dem uneigennütigen Charakter Adalberts von Bernstein kann nur in der langbewährten Unabhängigkeit seiner Gesinnungen gesucht werden. Er war Einer der Wenigen, welche mehr auf die Person der Thronprätendenten als auf ihr Verhältniß zu dem oder jenem Parteiführer sahen, und so mochten ihn denn seine Sympathien dem städtefreundlichen Wilhelm von Baiern zuführen. Uebrigens war die der Sache Baierns von seiner Seite anfänglich gewährte Unterstützung eine durchweg spontane, und bewahrte er sich bis zum Schluß die Unabhängigkeit seines Handelns. Nimmt man zu dieser Unfertigkeit der Parteien noch die bedenkliche Haltung des Herrn von Rosental, welcher stets bemüht war, die Fehler und Schwächen des einen wie des anderen Theiles zu seinem eigenen Vortheile auszuheben, so wird man die Befürchtungen Jener nicht unbegründet finden, die da meinten, daß die Streitigkeiten mit der vollzogenen Königswahl noch nicht ihr Ende erreichen werden. Nur eine einstimmige Wahl, das sah man bald ein, konnte das Land der Gefahren eines Bürgerkrieges überheben; wie durfte man aber diese bei einem solchen Mangel an Parteidisziplin, bei einem solchen Vorheben persönlicher Interessen erwarten?

(Schluß folgt.)

U s s o H o r n.¹⁾

Lebens- und Literaturbild

von

Karl Viktor Ritter von Hansgirk.

(Schluß.)

Ussó Horn hat dieses Meistergedicht dem portugiesischen Volke gewidmet. Der Cyllus wird zunächst durch eine hochglühende Apostrofe „An Portugal“ würdevoll eingeleitet. „Sei mir gegrüßt“ — ruft er — „du zauberhaftes Land, wo des Atlantischen Meerergotts feuchte Sohle den grünen hochbebuschten Strand betritt, wo Lissabon, die stolze Metropole, sich an des Tajo Rand“ — weit verbreitet. „Von deinem Himmel, von deiner Flut, von deiner Hügel Zier hole ich mir alle Farben zu meinem Bilde.“ — Der Dichter ruft es und hält auch wahrlich Wort! — Zu unserer größten Verwunderung erklärt uns aber alsbald der Dichter weiter, „daß er der Schönheit Pracht an diesem Lande zu schildern wage, obgleich er das Land des Camoëns niemals mit seinen eigenen Augen gesehen“; diesem folgt hierauf die Apostrofe an den Helden selbst, und sodann eine Scene in halb dramatischer Form, wo sich der Dichter mit seiner Katharina begegnet, eine vom Silberlichte der Sehnsucht und Schwärmerei übergossene Mondscheinscene voll störender Töne. Hieraus entwickelt sich später ein „Wechselgesang“ zwischen den Weiden. Camoëns und seine Geliebte improvisiren erst natürlich und nach dem Drange ihres Herzens einen Wettstreit im Gesange, bis dieser Wettstreit Gegenstand einer Hofscene wird, wie dies eben in Portugal damals zu den socialen Sitten gehörte. Ebenso wurde dieser Streit im Hause der Attades fortgesetzt. „Es leuchten hell aus dem Gewühle zwei Sonnen gleich im Strom des Alls: — des Hauses Kind und ihr Gespieler, einst der Homeros Portugals.“ — Und diesem „Homeros Portugals“ stellt sich an Sangeskraft das schlanke Fräulein des Tajostrand gleich, das der junge Poet schon damals in seinem Herzen getragen. Er stimmt stürmische und feurige, sie mildere, resignirtere Klänge an. Die zartesten Empfindungen romantischer Liebe finden bald einen selten be- redten Ausdruck, doch auch bald berettet sich in den Herzen der verschwiegenen Liebenden ein erschreckendes Ahnungsgefühl vor, denn „was als Spiel, als süßes Necken Ihr heut bewundert und begrüßt, das wird Euch bis zum Tod erschrecken, wenn es zur Wahrheit worden ist.“ Mit dieser bangen Prosezeihung schließt der lyrische Wechselgesang. Hierauf folgt eines der reizendsten Gedichte, „Abschied“ überschrieben, mit einer melodisch hingehauchten Apostrofe an den Mondschein. „Spät Abend! Alles geht zur Rüste, und müden Tauben gleich im Hain zieh'n auf der Meerflut grauer Wüste die Schiffe ihre Segel ein. Wo weilst du Mond mit deinem Schein? Ersehnter Freund nach schwülen Tagen, was willst du heute säumig sein, um all' die Stätten schöner Sagen den Schleier, der sie still ver- klärt, zu schlagen?“ — In dieser herrlichen Strofenverschlingung leitet uns der Dichter zu dem letzten Stellbildein der Geliebten, wo daselbe dämmernde Colo- rit verschwiegener Heimlichkeit herrschte. — „Beklagt den Mann, der jetzt ver- stolzen sich aus dem Boot ans Ufer schwang, er borgt des Marders leichte Sohlen und des verzagten Rehes Gang.“ — Die getrennten Liebenden tönen

1) E. S. 68 dieses Jahrg. In voller Lebens- und Schaffenskraft sandte der Verfasser diesen Aufsatz ein, dessen Abschluß im Drucke er nicht mehr erblicken sollte. Möge der in diesem Hefte von befreundeter Seite gebrachte Nachruf zugleich ein Zeichen unserer trauernden Verehrung des Freundes und Mitarbeiters sein. D. Reb.

jetzt geschieden ihre elegischen Liebesklagen in kleinen Liedern, wahren Perlen aus. Ein unvergleichliches Meisterstück dieser losen Gefänge bildet jedoch der so unüber-trefflich lokal gefärbte Gesang: „Afrika“, in welchem uns das Tropenland gewissermaßen durch die Augen des leidenschaftigen Camoëns anblickt, in welchem uns so zu sagen seine Lippen — nicht die des rekonstruirten, nein! — die des wirklichen Poeten anzusprechen scheinen. Da ruft der Dichter: „Afrika! Afrika! Was mir die alte Welt nicht gewährt, hol' ich bei dir! Nicht an des Tajo Strand sprießt meines Glückes duftige Blüte, nicht in dem Schatten weicher schöngipfliger schlanker Platanen, nein! — wie die Aloe dornenumgürtet steigt es aus heißem sengenden Sand.“ Mit diesem mehr descriptiv-reflektivem Gedichte, durch welches die Stimmung aus der subjektiven Sphäre herausgerückt und in die objektive überleitet wird, introducirt sich nunmehr eine Serie balladenartiger, mehr realer Gedichte. Der Sturm auf Ceuta's Wällen wird beschrieben, wo der Dichter ein Auge einbüßt. Hierauf folgt „ein Siegesmorgen.“ — Doch nicht in Wirklichkeit, nur in Vision. Der Dichter träumt in schwüler Nacht von lieblicheren Tagen des Friedens. Der Fiebertraum der Verwundeten spiegelt ihm seine reizende Heimat. Er sieht sich mit der Laute in der Hand an einer traulichen Stelle des Tajoufers und lockt durch süße Lieder Katharina herbei. Doch sie erscheint nicht. Ist sie gefesselt? Muß er sie aus einer Gefahr befreien? Ist sie getödtet? Sie stirbt einsam als Nonne in einem Klostergarten, so zu sagen lebendig begraben durch das Vorurtheil, welches als altes Wappen der Attayde zwischen die Liebenden tritt! —

Dies die herrlichen Lieder unter der Aufschrift: „Camoëns Jugend-liebe.“ Dies die innige Wiedergeburt des mittelalterlichen Helden in der Seele eines modernen Dichters.

Allein nicht bloß eine geistige Beziehung zwischen dem Sänger der Lustaden und dem Sänger des Camoëns ist hier auf das Frappanteste nachweisbar, es sind auch so auffallende Parallelen des Charakters und der Lebensweise beider Dichter in das Auge tretend, daß sie in der Lebensstizze Uffo Horns füglich nicht übergangen werden dürfen.

Bei lokalen Gegenätzen welche sympathische Züge, bei der Verschiedenheit des Bodens welche Ähnlichkeit in dem Temperamente, in der Strebung des Lebens, in der Anschauungsweise, in den Schicksalslosen!

Hier ein Held und Dichter des blühenden Mittelalters auf süblichem Boden, dort ein Dichter und Kämpfe des neunzehnten Jahrhunderts auf deutschem Boden! —

Und dennoch — welche Verwandtschaft! — Dieser und Jener — sie ließen sich von den Elementen des Lebens auch in andere Bahnen des Wirkens drängen, als in die der poetischen Schaffung. Beide waren Kämpfer und Dichter zugleich, der Eine der begeisterte Streiter des Mittelalters für Religion und Kultur, der Andere der feurige Vorkämpfer für die politischen Rechte des neunzehnten Jahrhunderts! Beide Romantiker und im gewissen Sinne Realisten zugleich, Beide gegen die engere Lösung des Vorurtheils, des Apterrechtes der Einbildung die Waffen kreuzend und schlagfertig. Beide liebten es, in harte Konflikte zu gerathen, und nicht bloß auf dem Schlachtfeld, sondern auch im Zweikampf für ihre Sagung zu bluten, im edlen Ehrgeiz Verletzungen der Anmaßung mit der Waffe zurückzuweisen. Beide liebten die Gefahr, sei es die des Elementes oder die der socialen Konflikte, für ein Substrat der Nothwendigkeit anzusehen. Beide waren bis zur Kriegesthat für patriotische Ideen entflammt — der Eine in dem Kriege gegen die Afrikaner, der Andere auf den Feldern von Schleswig-Holstein, Beide waren mehrfach verwundet worden, und doch starben

Beide nicht auf dem Felde der Ehre, sondern allmählig fiedh hin, geistig und physisch aufgerieben, ein Schatten ihrer einstigen Wirksamkeit, elend und gebrochen, nur daß während Camoëns verlassen und allein im Innersten verbittert im Hospitale beinahe im Elend verkam, wie ihn Halm geschildert, Horn im selbstgeschaffenen Heim starb, eine Frau als treue Pflegerin zur Seite und ein Töchterlein segnend.

Beide Streiter und Dichter waren — damit ich ihre Verwandtschaft mit noch einer Parallele beschließe — mehre Male verbannt, der Eine aus dem lachenden Lissabon, der Andere aus dem fröhlichen Wien.

Kein Wunder, daß daher den Dichter der Elbe der Dichter des Tajo anzog. Es war die geistige Wahlverwandtschaft, welche diese Bande in merkwürdiger Weise verschlingen half. Wie an einer andern Stelle gesagt worden ist:

„Uffo Horn selbst war der Louis de Camoëns des neunzehnten Jahrhunderts. Wie dieser — liebte er die Romantik, die dort im prächtigen Glanze der Wirklichkeit, hier nur noch im Spiegelbilde der romantischen Schule lebte. Wie Camoëns, schwankte Horn unaufhörlich zwischen Gedanken und That, zwischen Liebe und Politik, zwischen Poesie und Lebensgenuß, wie bei Camoëns lebte eine unausstigbare Kampflust in ihm, wie bei Camoëns sehnte er sich nach Abenteuern und wildbewegten Scenen. Darum bestand er auch wie Camoëns blutige Duelle und opferte sich gerne für Frauenanmuth, wie sein leuchtendes Vorbild. Wie Camoëns liebte er die stützenden Töne des Liedes, die zarten Hauche des Gemüthes, die feierlichen Fanfarenstöße pomphafter Würde, wie Camoëns bediente er sich gerne romanischer Formen, der Canzone, des Sonettes, der Ottoverine und improvisirte wie dieser mit kecker Meisterschaft.“

„Ein Prickeln nach Thatenlust erfüllte ihn ebenso wie den fahrenden Sänger der Portugiesen. Endlich reiseflustig bis aufs Aeußerste trug er bei seiner Ahasverusnatur, bei seiner Faust'schen Nichtbefriedigung, bei seinem Hamlet'schen Schwanken wie Camoëns dieselbe unausstigbare Heimatsliebe mit sich. Alle Erkurse und Fahrten, alle Abenteuer und Erlebnisse großer Städte vermochten den ewigen Drang nicht zu verlöschen, der ihn immer wieder in den Schooß seiner alten Heimat, zu seinen trauten Bergen zurückführte.“

IV.

Manneſjahre.

Als Uffo Horn die Studienjahre hinter sich hatte, da erwachte wieder sein Veränderungs- und Reisetrieb mächtiger in ihm, als jemals. Schrieb er etwas beharrlicher, dann stand ihm ja seitens seines bemittelten Vaters eine sorgenfreie Existenz bevor, und er konnte ab und zu auf eine Weile von Stadt zu Stadt wandern und sich dort festhaft machen, wo es ihm am besten gefiel. Welche neidenswerthe Zukunft, aber zugleich auch welche Gefahr, sich zu verfahren, wenn man nicht so lebenssicher und so im Gedanken rund und fertig vorschritt, wie etwa weiland Wolfgang Göthe.

Noch war mir nicht die Stelle geboten, irgendwo einzuschalten, wie unser Poet aussah, als er im besten Alter der Jugend stand, wo das gährende Wesen Prägung erhält, um sich innerlich und äußerlich schon zum „j u g e n d l i c h e n M a n n“ zu gestalten.

Es war eben im Jahre 1838, als ich unsern Poeten zum ersten Male sah. Ich machte nach Trautenuau einen Uebungsmarsch mit einer Truppe winziger Mith. 15. Jahrg. III. Heft.

Soldaten, mit den Jünglingen des Gitschiner Erziehungshauses. Unsere Trommel wirbelte am Ringplatze lustig, da lehnte sich die schlanke biegsame und zugleich kräftige Gestalt des jungen Dichters weit zum Fenster seines Heimathauses hinaus, nachdem er die Flügel ungestüm rasch und klirrend geöffnet. Ihn — den damals schon kampflustigen Gulliver — freuten kindisch diese kriegerischen Disputaner. Man sah es sogleich seiner bewegten Physiognomie an, wie er sich daran erquickte, er selbst war ja damals ein Phöbus Apollo mit Köcher und Pfeilen.

Der Adlerblick seines großen, braunen, weitkreisenden Auges, die edelgewölbte hohe Stirne, die von lose flatternden Locken umschattet war, welche sich wie Meeres Schaum kräuselten, die breiten Schultern, die hochgewölbte Brust, der rasche rhythmische Schritt, die Raschheit und Ungebundenheit seiner Bewegungen, die sich beim Gehen in einem graziösen Schwenken der Handgelenke gefiel, das weiche biegsame Sprachorgan, seine offene, feurige und kräftige Redeweise, die oft wie ein Gebirgebach hinrauschte, sein Deklamationstalent, seine Improvisationslust, seine aus allen Poren strömende Freudigkeit des Lebens — konnten wenigen Sterblichen ihre gewaltige Wirkung versagen.

Hatte auch sein allwärts schlagfertiger Witz hie und da einmal zu viel verlegt, gewiß vermochte seine engelhafte Herzensgüte Versöhnung und Ausgleich schon im nächsten Momente herbeizuführen.

Das zweite Mal sah ich den preisgekrönten Dichter der „Vormundschaft“ in seinem Heimatstädtchen, wie er zu Ehren eines kaiserl. Geburtstages auf einem Festball mit gefährlicher Bravour die damals so beliebte Mazur tanzte. Eine Art lyrischen Sturmes, polnischen Revolutionsdranges glühte aus seiner Mazur, sein Rapport mit der Tänzerin war eine Liebeserklärung auf Leben und Tod. Er raste und offenbarte in dieser Raserei das nationale Blut seines Vaters. Zu weiten verloren sich seine grotesken Sprünge bis ins Ballet, welche von den Liebhabern des schleifenderen Salontanzes mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Allein dieses Wüthen war eben nur ein natürlicher Ausfluß seines Temperamentes, welches sich auch in andern Tanzweisen, in dem Rundtanz und der Quadrille so bewegt offenbarte, daß ein griesgrämiger Kreiskommissär alten Schlages — Uffo, so oft er nach dem Salon Czjowka bei Gitschin kam — stets „Buffo“ nannte, oder gar als „Buffo“ bezeichnete.

Als Fechter und Schwimmer kannte Horn keine Gefahr, sowie er auch als Schütze sich namentlich in seinem Mannesalter kühnlich hervorthat.

Das kleine Johannisbad — damals noch im türdörtlichen Embrio — war ein gesuchter Aufenthalt des jungen Poeten, der ab und zu von den großen Städten Deutschlands oder Oesterreichs gern wieder in die engumrahmte Heimat seines Thales zurückkehrte, theils allein, theils in lustiger, theils auch in kontemplativer Gesellschaft.

Gleich nach seinen in Wien beendeten Studien nahm der fröhliche, nach geselligen Formen ringende, zuweilen aber auch mit denselben schalkhaft spielende junge Mann als lustiger Wandervogel in das kühlere Hamburg seinen Zug.

Er hatte sich in kurzer Zeit dort heimisch gemacht und die vornehmsten literarischen Beziehungen angeknüpft, die ein junger Poet damals auffuchen konnte.

Mit nicht gewöhnlicher Anziehungskraft wirkte die Anwesenheit Dr. Gutzkows in Hamburg auf ihn, welchem er seit den Tagen des „Phönix“ und des „jungen Deutschland“ eine unwandelbare Anhänglichkeit bewahrt hatte.

Ihm genügte anfänglich nicht bloß die Betheiligung an dem Gutzkowschen „Telegraphen“, sondern er betheiligte sich auch an der Mitredaktion eines Blattes: „Die Zeit“ — welches Blatt bloß die Endlichkeit weniger Nummern aufzuweisen

hatte. Doch auch reifte in dieser Epoche trotz seiner der eigentlich lyrischen Produktion nicht ganz förderlichen Richtung manches schöne Gedicht, wie sein herrliches, dem Gedächtniß Karl Follens gewidmetes Lied, welches wegen seines inneren Feuers und wegen seines politischen Gedankengehaltes die deutschen Zeitschriften blitzschnell durchlief. Zu derselben Zeit erschien das so form schön und sinnig behandelte, etwas böhmisch-national gehaltene Gedicht „Fuß und Hieronymus,“ welches von dem „Frankfurter Dichtergarten“ des Friedlieb Rausch als eines der hervorragendsten der Horn'schen Muse bezeichnet wurde. Die eigentlich poetischen Produktionen waren jedoch dazumal nur Streiflichter dieser Periode, welche ihn vorzugsweise in die Gebiete der Kritik und der Publicistik verschlug. So mußten naturgemäß die Verhältnisse des politisch bewegteren Auslandes und des kritisch-reflektiven Nordens auf ihn wirken. In diesem Sinne bethätigte sich damals Dr. Gutzkow mit Wienberg, Wille und Willkomm, — Laube, Heine und Börne. Seine literarischen Conversationsstunden waren eben diesen Männern des jungen Deutschlands gewidmet, das jedoch nicht mehr im Glanze seiner Wirksamkeit stand, und dessen Glaubensbekenntniß an seiner Anziehung bereits bedeutend verloren hatte. Die gemüthlichsten Stunden des Tages verbrachte aber Horn in Hamburg in der Familie der in Böhmen gebürtigen Gebrüder Schön, des Augenarztes Med. Dr. Mathias Schön und des Kaufmannes August Josef Schön, zweier von warmem Heimatgefühl beseelter Viedermänner, zugleich Verwandter der Prager Familie Klar, mit welcher Horn schon lange Zeit vorher zusammenhing.

Allein trotz dieser Fühlfäden und trotz des eigenthümlichen Reizes der alten Seestadt, zu welchem sich auch die liebliche Sirenenstimme einer Herzensfreundin gesellte, der Tochter des Kaufmannes Schön — hielt es unsern Uffo nicht über zwei Jahre in dieser Umgebung fest. Sein lebendig erwachtes Heimatgefühl, sein ungestümes Wesen, das der materiell kühleren Auffassung des Lebens hier nicht recht entsprach, trieb ihn alsbald in die alten Kreise des Vaterlandes zurück. Lassen wir der Stimmung seines Gemüthes darin Gerechtigkeit wiederfahren. Er hatte ja am Ursprung der Elbe — im frischen Riesengebirge von der grünen Wiege seiner Thäler umspannt seine Jugend verspielt und verträumt. Kein Wunder, daß es ihm an der Mündung der Elbe in dem merkantilen Getriebe der Seestadt nicht sonderlich gefiel, daß er um die einfachen Beziehungen seines ländlichen Elternhauses, um die Idylle seiner lyrischen Anregungen in Hamburg heimwehkrank wurde, wo die Politik und das merkantile reale Leben die Lyrik nahezu verdrängt hatte. Er glaubte sich daher seinem inneren Selbst wiederzugeben, wenn er in das heimatliche Aupathal wiederkehrte. Größeres, Umfanglicheres hatte der junge Poet in Hamburg nicht producirt. Die wenigen Brochüren, in welchen er literarische Essays schrieb und Tagesfragen behandelte, sie konnten keinen Anspruch auf Bedeutung machen, und sie zählten nichts mit Rückblick auf den größerer Conceptionen fähigen Autor. Die früher erwähnte zarte Liebesbeziehung hatte indeß nach Rückkunft des Schriftstellers von Hamburg eine lebhafte Correspondenz zur Folge, die sich in einer Serie reizender Briefe auch seitens der Dame krystallisirte. Diese Herzensbeziehung tönte für ewig elegisch in diesen Briefen aus.

Horn durchzog vorerst Deutschland, bevor er in sein Heimatland wiederkehrte und begnügte sich nicht bloß damit, sondern durchflog auch einen Theil Frankreichs, Belgiens und der nordischen Lande.

Im Frühling 1842 langte unser Poet in Prag an, wo er namentlich zu Gunsten der Versorgungs- und Beschäftigungsanstalt für erwachsene Blinde seine literarische Thätigkeit introducirte.

Paul Aloys Klar, ein langjähriger Freund unseres Schriftstellers, unternahm

über Horns Anregung die Herausgabe des literarischen Jahrbuchs „Libussa.“ Diesem Unternehmen war er nicht bloß bei seinem Beginne mit Rath und That bereitwilligst zu Hilfe gekommen, sondern seine bedeutungsvollen Beiträge schmückten das Buch durch alle Jahrgänge hindurch vom Jahre 1842 bis zum Jahre 1860. Nebstdem aber haben wir der Wechselwirkung und geistigen Beziehung des Hauses Klar und dem Einflusse der hochgebildeten Gemalin Karoline Klar, geborenen Gräfin Bratislaw-Mitrovic — dem Vaterlande unter dem Pseudonym Karoline Hell als sinnige Dichterin bekannt — vorzugsweise zu danken, daß Uffo Horn einen Cyclus der reizendsten Lieder, nämlich die „Lieder eines Blinden“ schuf.

Das war kein Betteln um Mitleid, was diese Lieder durchdrang, sondern eine echt psychologische Identificirung des Dichters mit der Natur eines Blinden. Die Phantasie des Poeten variirt diesen Standpunkt in der theilnehmendsten und sinnvollsten Weise.

So anregend auch auf den Rückgekehrten die Landeshauptstadt gewirkt hatte, sein engerer Heimatstrieb und wohl auch die Liebe zu seinen Eltern drängte ihn aber auf Wochen und Monate nach Trautenu, an welchem reizenden Fleck Erde er thatsächlich eine „traute Au“ besaß und schätzte.

Ab und zu schöpfte er dort die balsamische Wälderluft, fühlte sich wohl und glücklich an Seite seiner Mutter und besorgte auffallender Weise in müßigen Stunden sogar den Tabakverlag seines Vaters, der ihm einmal zum Nutzgenuß zufallen sollte. Allein der Poet konnte es nicht allzu lange als Pegasus im Joche aushalten und wanderte dann gerne, wenn ihm der Kleinkram zu viel wurde, nach Johannesbad und weiterhin über den Ramm des Riesengebirges. Dort wuchs ihm in der frischgrünen Idylle der heimathlichen Gebirgswelt wie Antäus auf dem Heimatsboden die neue poetische Produktionskraft.

Er hatte in Hamburg ein prächtiges Drama „Benvenuto Cellini“ begonnen, hier am häuslichen Herde fand es bald seine Vollendung. Auch novel-
listische Arbeiten wurden in Angriff genommen, unter Andern solche, die auf heimathlichem Boden gewurzelt.

Ihn selbst aber erfüllte zuweilen episodisch eine oder die andere ländliche Minne, und dann trieb er auch nebstbei eine unerquickliche Ortspolitik, indem er sich nicht bloß für die lokalen Interessen Trautenaus gewinnen ließ, sondern sich im Schützen- und Bürgerkorps auch als Mann der Partei offenbarte. Seine Freunde nannten ihn in dieser Periode nicht mit Unrecht den „Douell Trautenaus.“

So lebhaft kümmerte sich damals unser Poet um seine Muttergemeinde, daß er in seinem kühnen Bewußtsein als Mitbürger zuweilen viel weiter ging, als es Manchem dort lieb gewesen, und daß er bald mit dem Königgräzer Kreis-
hauptmanne, bald mit dem Unterkammeramte in Prag, ja zuletzt sogar mit dem h. Landesgubernium sich in Konflikte begeben mußte. Indessen mäßigten sich nach gemachten Erfahrungen seine Oppositionsgelüste, und der Einwirkung manchen Freundes war die endliche Aufgabe dieser ruhmlosen Agitationen zu verdanken, bei welchen des Agitators muthiges Wesen und unabhängige Stellung von seinen Mitbürgern doch zumeist nur vorgeschoben worden war, um die für Andere gebratenen Kastanien aus dem Feuer zu holen. Namentlich in einer gewissen Periode seines Aufenthaltes gab es für „Uffo“ — wie ihn seine bürgerlichen Mitgenossen schlechtweg nannten, nahezu keine Angelegenheit der Braugerechtigkeit, kein Anrecht des priv. Schützenkorps, kein vergilbtes Dokument als Beweisartikel einer alten Befugniß, keine ortspolizeiliche Maßregel, ja selbst keine Lebensfrage dieser

oder jener ehrsamten Zunft, bezüglich welcher er nicht — wie das alte böhmische Landrecht sagt — „mitgewebt, gelebt und gelitten hätte.“ —

Mit Dekret vom 1. Mai 1845 hatten sämtliche Mitglieder des k. k. priv. Stadt Trautenauer Scharfschützenkorps Uffo Horn einstimmig zum Lieutenant gewählt, vom Jahre 1848 bis 1850 wurde derselbe sogar Hauptmann, wie aus einem von dem Obristen der Prager Nationalgarde ausgestellten Atteste hervorgeht.

Den Säbel recht klirrend zu tragen — verstand unser junge Held ebenso gut, als mancher neugebackene Herr Lieutenant.

Den engen Anschluß an den Lokaltou verläugnete aber unser Schriftsteller in dieser Epoche des Donnellthums selbst in den feinen Cirkeln der großen Städte nicht und suchte durch den Kontrast so biederben Gebirgstones, in den er zuweilen absichtlich verfiel, eine ganz eigenartige und komische Wirkung zu erzielen. Sein ländlicher Aufenthalt wurde wie natürlich oft von mehrtägigen Besuchen in Prag unterbrochen. Hier ließ er vom Gerstenkaff und schlürfte kunstgerecht den Thee literarischer Soiréen. Dabei gab er selbstironisirend Scenen seines Kleinbürgerthums in drastischer Weise zum Besten und spann den Faden der gracios begonnenen Konversation plötzlich zu Aller Ueberraschung im breitdeutschen Gebirgsdialekt fort.

In der Stadt bedurfte es oft gewaltsamer Einwirkungen, um den Poeten, der in seinen ersten Mannesjahren noch ein stürmischer Lebemann war, für das eigentliche poetische Schaffen zu stimmen. Mit meinen eigenen Augen sah ich es wiederholt, wie Uffo von seinem Freunde Paul Aloys Klar, wenn dieser einen Beitrag für die „Libussa“ aus seiner Feder begehrte — in das Arbeitszimmer eingesperrt worden war. Mancher der schönsten Beiträge der Libussa aus Horn'scher Feder wurde bloß durch diesen der Form nach harmlosen und von dem jungen Poeten gar nicht bekämpften Gewaltakt erzielt.

Haben wir früher der minder fruchtbaren Wirkung des Kleinstadtlebens und seines bürgerlichen Parteiliebens wie einer Schinarogerpflanze erwähnt: so können wir andererseits nicht unbemerkt lassen, daß auch dieses Treiben in der glücklich angelegten Natur des Poeten produktive Keime hinterließ, die sich in einer seiner bedeutendsten Schöpfungen in dem Trauerspiel: „Dttakar“ damals fruchtreich abgesetzt hatten.

Dieses Trauerspiel widmete der Verfasser dem Magistratte der Stadt Prag sowie er auch andererseits dem Prager Bürgermeister, Appellationsrath Müller bei Gelegenheit seiner Erhebung in den Ritterstand durch ein Gedicht eine Ovation darbrachte, das voll echter männlicher Würde eine ideale stolze Bürgerlichkeit zur Schau trägt, wie sie vor dem Jahre 1848 hierlandes kaum gehört worden war.

Im „Dttakar“ — einem eben so groß gedachten, angelegten als durchgeführten Drama, welches in der Mitte der vierziger Jahre entstand, ist das Parteigetriebe der Zeit in vortrefflicher Weise wiedergegeben, und man kann sich nicht der Betrachtung erwehren, daß diese allerdings von tiefem historischen Studien zeigenden Schilderungen theilweise auch auf dem Boden der Erfahrung gewachsen sind und manche Diatribe darin der bürgerlichen lokalen Parteilung der Vaterstadt, so wie manche Volksscene der unmittelbaren Wahrnehmung des Dichters entstammte.

Es war im Jahre 1845 nach einer mit dem Kompositeur und Prager Conservatoriumsdirector Rittl über Italien in die Schweiz unternommenen Reise, als Horn in Prag sein Trauerspiel „Dttakar“ verlegte, nachdem er kurz vorher

die letzte Hand angelegt hatte. Der erste Entwurf dieses Stückes reicht zwar schon in die Jünglingsjahre des Autors zurück. Farbiger, glühender hätte er wohl als Jüngling diesen mächtigen Geschichtsstoff behandelt, dafür wäre ihm aber das große Verdienst einer gewaltigen Durcharbeitung des Stoffes in nicht so vollem Maße zuerkannt worden. Diese Tragödie ist in allen ihren Theilen künstlerisch geformt, maßvoll sind darin äußerer Effekt, Bilderpracht der Sprache, Gepränge des Wortes und Lyrik der Situationen angewandt, da dem Schöpfer vornehmlich darum zu thun war, im idealen Lichte einen wahren Spiegel der Geschichte zu geben. Hiedurch und weil gewisser Maßen die hauptsächlichste Leistung unserer Autors in diesem Drama gegeben ist, möchte ich dasselbe den „Wallenstein“ Horns nennen. Wie bei Schiller in dieser Tragödie gipfelt bei ihm in jener energisch das beste dramatische Leben zur Gestaltung des Kunstwerks empor.

Außer nicht bloß diese persönlichen Beziehungen machen eine Parallele zulässig, sie sind zu unverkennbar in der Beschaffenheit des Stoffes gegeben. Hier und dort ein historisches Heldendrama, hier und dort der tragische Konflikt zwischen der unermesslichen Größe des Charakters und dem Verrath und der Verschwörung seiner Gegner, hier und dort das große Getriebe der Parteiung, die zuerst von dem absoluten Einzelwillen wirksam bekämpft wird bis dieser Einzelwille dem Druck der Massen und dem Gebot der physischen Schwere unterliegt und Verrath und Fez über den idealen Gehalt den Sieg davontragen.

Die Schattirungen des Partaikampfes sind im Horn'schen Stücke mit einer Meisterschaft geschildert, daß sie kein geringes Moment zur Vollendung des des Stückes „Ottakar“ überhaupt beitragen. Wir begegnen darin den Regierungsfreunden, wie den Feudalen, der Adelsmacht wie dem Bürgerthum in trefflich ausgeprägten Figuren, abgesehen davon, daß die Hauptgestalten eines Ottakar und eines Rudolf von Habsburg ganz vortrefflich gezeichnet sind und die ethische Größe des gerechten Rudolf zu der gewaltigen Charaktergröße Ottakars einen reizenden Gegensatz bildet, wie er selbst der Meisterhand Grillparzers in seiner Tragödie: „Ottokars Glück und Ende“ so vorzüglich nicht gelungen ist. Es ist hier kein Raum, diese beiden Kunstwerke zu vergleichen, und wir können nur darauf hindeuten, daß Horns Stück sich auch außerordentlicher äußerer Erfolge zu erfreuen gehabt. Als solche bezeichnen wir kontroverse Abhandlungen über das Stück, separate Brochüren darüber, deren eine aus der Feder Paul Alois Klars: „Ueber das Darstellbare der Charaktere von Uffo Horns Ottakar“ und deren andere aus der Feder Dr. Legis Glückseligs stammte. Als weiteren günstigen Erfolg nennen wir, daß dieses Stück, welchem man aus Censurrückichten die Bühne versperrt hielt, binnen kurzer Frist vier Auflagen erlebte, und daß, obgleich die Hofbühne die Aufführung der Tragödie abgelehnt, ein deutsches Provinztheater vor der angeblich czechischen Tendenz des Stückes nicht zurückschreckte, und die Aufführung desselben auf der Linzer Bühne einen ganz außergewöhnlichen Enthusiasmus erlebte. Schließlich war es ein Exemplar dieses Stückes, welches wie eine äußerst schmeichelhafte Zuschrift des Verwaltungsrathes des Linzer Museums Franzisko-Carolinum vom 29. März 1854 besagt, als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit in dies Museum eingelegt worden war.

So bildet denn Horns „Ottakar“ nach Innen und Außen Krone und Gipfelpunkt seiner dramatischen Wirksamkeit.

In dieselbe Epoche, in welche die thätigste dramatische Rührigkeit des Schriftstellers eingereicht werden muß, fällt aber auch ein bewegter Geist besonderer

Studien des Autors, welche reflektiv kritischer Natur waren, und seine Betheiligung an dramaturgischen und anderweitigen Vorträgen.

Im J. 1843 hielt unser Autor ganz vortreffliche Vorträge „Ueber das deutsche Lied,“ im Jahre 1844 folgte ein neuer Vortragscyclus: „Ueber die neuen deutschen Romantiker“ in zwölf Vorlesungen. Die erstere Abhandlung beruhte theils auf ganz neuen Quellen, während die zweite sich auf Gerwinus, Billmar und andere Autoritäten stützte. Der freie Vortrag Horns war ein formell hochvollendeter, und strömte da, wo er sich der Bewunderung hingab, im reinen Feuer der Begeisterung hin; wogegen er dort, wo er tadelte, den Ton absprechender Bekämpfung und leidenschaftlicher Ausfälle nicht ferne zu halten vermochte. Horns Eigenart seiner Muse hatte ihn weder zu den Romantikern, noch auch zu den deutschen Communistenpoeten der damaligen Epoche besonders hingezogen, sondern seine Wahlverwandtschaft in der Muse mit jener der Heroen von Weimar, namentlich mit Schiller, klärte auch in diesen Vorträgen Horns klassisch deutschen Standpunkt der goldenen Schiller-Götheperiode auf. Den Communisten warf Horn sogar seinen Fehdehandschuh in seinem Gedichte „Retro“ zu.

Diese Vorlesungen, ausnahmsweise auch von der feinen Damenwelt Prag besucht, warfen für das Prager Armenhaus und für das Prager Blindeninstitut einen bedeutenden Ertrag ab. Nicht zum ersten Male hatte Uffo zum Vortheile wohlthätiger Zwecke mitgewirkt, Vorträge gehalten oder sich anderweitig bethätigt.

Schon als Student wirkte er durch den Vortrag von Poesien und durch die Arrangirung von Konzerten für Errichtung von Stipendien und Freitischen mit. Desgleichen inscenirte er die großartige Aufführung des Göthe'schen Faust mit der Musik des Fürsten Radziwill trotz beträchtlicher Schwierigkeiten unter Mitwirkung von mehrern hundert Dilettanten. Er selbst übernahm in dieser melodramatischen Darstellung zum Entzücken des zahlreichen Publikums die Partie des „Faust“. — Im Jahre 1845 schrieb der Dichter ein Gedicht zur Eröffnung der „Wien-Prager Eisenbahn“ — und machte schon damals den Anfang zur Sammlung seiner kleineren gemischten Gedichte, welche im Jahre 1847 bei Herbig in Leipzig erschienen.

Diese Sammlung, deren erstes Zueignungsgebidht an Frau Karoline Klar allein schon zu der Erwartung berechtigt, einen Liederschatz höchsten Werthes vor sich zu haben, — fiel in eine ungünstige Zeitperiode und wurde unbegreiflicher Weise trotz ihres Vorrathes an aumuthsvollen, von der höchsten Weihe der Kunst durchströmten Gebilden von Kritik und Publikum fast ignorirt. „Habent sua fata libelli,“ — Manches hatte man in Betreff des Schicksals von Büchern bereits erlebt, — einerseits den eklatantesten Mißerfolg bei innerer Bedeutung, andererseits Aufsehen, Bewunderung unbedeutenden Nachwerken entgegengetragen. Seltener kam es vor, daß Gedichte von wahrhaft innerem Werthe so zu sagen der Vergessenheit anheimfielen, wie dies die Sammlung Horn'scher Gedichte erfahren hat, die bloß der unverdienten Verunglimpfung seitens einiger literarischer Pseudofreunde auf der Bierbank ausgelegt war, welche Kameraden jedoch das stillschweigende Uebereinkommen festhielten, in der Journalistik die Sammlung bloß „todtzuschweigen.“

Einer dieser Bierfreunde gab über die Horn'sche Muse das fliegende Wort aus, sie sei oberflächlich schaal, ohne Kern, weil eben seine Muse keine Tendenzmacherei war, weil sie nicht auf den Weltschmerz spekulirte, sich mit

Politik nicht viel abgab, und weil sie rascher, freier, ja beinahe spielend entstanden war.

„Aus Jovis Haupte sprang die Himmelstochter
Mit Wehr und Waffen klingend in die Welt.“

So sprangen Horns Gedichte selbst aus seinem Haupte, und die mühsamen Blutschwitzer, die Brüder in der poetischen Produktion, neideten ihm diese Gabe eines sonnigen Himmelstundes. *Nomina sunt odiosa.*

Im Oktober 1846 verließ der Dichter sein Vaterland, um einige Zeit in den bewegteren literarischen Kreisen Leipzigs und Dresdens zu verweilen, und dortselbst die Herausgabe seiner Gedichte zu betreiben. Nachdem er die ersten Vorbereitungen zu dieser Edition in das Werk gesetzt hatte, brachte er den Winter von 1846 und 1847, ja selbst auch noch das Jahr 1847 und die Anfangsmonate des Jahres 1848 in dem freundlichen „Elbflorenz“ zu.

Einem von mir damals ergangenen brieflichen Mahnworte „Elbflorenz auch als Sitz der Mufen durch künstlerische Arbeit zu ehren,“ schrieb er die Antwort entgegen:

„Was mich betrifft, so hast du sehr Unrecht, daß du mir eine mehr als Hamlet'sche Trägheit vorwerfen willst. Ich habe meine Gedichte vollständig gesammelt, was keine kleine Aufgabe war, habe ein großes Gedicht: „Der Bauernkrieg“ noch dazu geschrieben, habe für den „Grenzboten“ so viel gearbeitet, daß ich mich in die Politik und Tagesliteratur beinahe festgerannt hätte, wenn nicht die vielseitige Anregung meiner Freunde mich in die alte Bahn immer wieder zurückbrächte.“ — „Ich verkehre mit Schnorr, Bendemann, Hübner und Erhard von den Malern, mit Rietschl und Hähnel von der Bildhauergilde, mit Guklow, den beiden Deorientis, Semper, dem gentalen Architekten, Richard Wagner, Schulz, Falkenstein und Ferdinand Hiller.“ — In dem Salon dieses Kompositeurs war es, wo sich jener unglückselige Konflikt zwischen Uffo Horn und dem Maler Arthur von Ramberg, welcher um eines Mädchens willen zum Duell führte, ereignete, wobei Uffo Horn am rechten Arme stark verwundet worden war.

Es ist dies nicht die erste Wunde des Dichters einer Dame wegen gewesen, da schon der Student, um den Stern seines Herzens nicht preiszugeben, einmal aus dem ersten Stockwerke eines Hauses der Jesuitengasse gesprungen war, wobei er sich beide Füße brach.

Horn stand vor der erwähnten Duellgeschichte in einer freundschaftlichen Beziehung zu Ramberg, kannte den österreichischen Generalssohn bereits aus den Soiréen der Gräfin Schlick und Gräfin Greifenklau, welche letztere er wieder in Dresden fand, und Ramberg lieferte über Klars Ersuchen kurz vorher Uffo Horns wohl gelungenes Portrait, das im Jahrgang 1848 der „Eibussa“ als Stahlstich erschienen war. Nun aber trat nebst der Verwundung auch noch eine andere Folge des Duells hinzu. Es wurde nämlich angezeigt, und Horn wurde in Dresden zu einem dreimonatlichen Festungsarreste verurtheilt.

Noch hatten seine Armwunden nicht vollends Heilung erfahren, noch hatte er seine Arreststrafe nicht angetreten, da lag schon in den letzten Februartagen des Jahres 1848 eine Vorahnung der Gewitterschwüle in ihm, welche Europa bedrohte.

Die ersten elektrischen Zuckungen vor Ausbruch der vulkanischen Märztage hatten sich von Paris aus nach Dresden und Prag fühlbar gemacht. Der für politische Freiheit stets feurige Poet verspürte etwas von dem Orange der künf-

tigen Tage, ein Sehnsuchtsgefühl trieb ihn nach dem Mutterboden, er wollte ihn beben sehen bei Gebärung der Freiheit.

Er mußte jedoch vor seiner Entfernung aus Dresden das Ehrenwort geben, über Verlangen zur Abbüßung seines Arrestes zurückzukehren.

Es indignirte ihn, daß die literarischen und künstlerischen Kreise Prags noch im Plummenschanze befangen gewesen, als er in den letzten Februartagen dahin eben zurückgekehrt war.

Ein Maskenzug — welcher in historischer Treue Dichter, Künstler und Gelehrte des Mittelalters dem Publikum vorführte, wurde im Prager landständischen Theater von Künstlern und Dichtern durch ihre eigene Mitwirkung zur Aufführung gebracht, und man sprach irriger Weise davon, dieser Maskenzug sei bloß ein Vorwand gewesen, das Zeichen zu einem revolutionären Losbruch zu geben.

Wie ließ mich — der den Sänger Bantadur vorgestellt hatte — Uffo Horn über diesen Faschingströdel schlecht an. Es wäre beinahe wieder zu einem Duell gekommen, und Bantadur hätte mit seiner hölzernen Klinge vom Leder gezogen.

Dagegen waren die ersten Märztage mehr nach Horns Sinne geartet. Ohne Unterschied der Nationalität flog der feurige Poet dem ersten besten Enthusiasten in die Arme, war es nun der czechische Mikowec, welcher die Faschingsnarrheit des Kostumballes vom Februar in den Märztagen und auch viel später fortsetzte, welcher in Barret und mit Wehr und Waffe durch die Welt hinkte, oder aber ein deutscher Student, in funkelnagelneue Kanonenstiefel gesteckt, oder ein Nationalgardist, oder schließlich ein Mann der „Concordia.“ Dorthin hätte eigentlich Horn gehört, da die künstlerische Gilde „Concordia“, welche den Maskenzug im Theater arrangirte, nun alsbald zum bewaffneten Korps wurde. Allein mit Künstlern und Poeten in Reihe und Glied zu gehen, war für den Thatendrang und Ehrgeiz des modernen Samoëns damals zu wenig. Horn eilte auf die Universität, wo die gährende Studentenschaft versammelt war; zuerst auf das Clementinum, wo die Hörer der Philosophie mit ihm zogen, dann auf das Carolinum in den Promotionsaal, wo seiner die Studenten aller Gattungen und unter diesem Rechtstitel auch mancher Andere harrete, der nicht Student war. Der Ruf: „Uffo Horn werde sprechen“ verbreitete sich wie ein Blitz durch die wogende Menge. Alles drängte sich zu der erhöhten Katheder, wo der jugendliche Redner, eine Fahne in der Hand, die Koftra gewählt. Todesstille herrschte, als die imposante Erscheinung, von dem Pulsschlag der Aufregung mächtig ergriffen, sich rednerisch geltend gemacht. Diese Rede an die akademische Jugend der Adla war ein wahrhaft demosthenisches Meisterstück, und um so bewunderungswürdiger, als sie bloß der Ausfluß einer momentanen Improvisation gewesen. Angesichts des alten Pompes dieses Promotionsaales, der vielhundertjährig gepflegten Wissenschaft, des althistorischen Herkommens sprach der Redner den jungen Studenten tief in das Herz, sie mögen vor diesen Zeugen alter Pracht und Herrlichkeit einstehen für die Rechte des Geistes und Vaterlandes. Sie — die Jugend — mag sich um die Waffen der alma mater schaaren, deren Symbole mahnend auf sie herabsehen. So sehr ergriffen war aber der Poet, daß während seiner Rede ein Strom von Thränen ihm über die Wangen herabließ, daß er, obgleich von Schluchzen unterbrochen, dennoch mit oratorischer Meisterschaft weiter sprach.

Oft frug ich mich noch nach diesem ergreifenden Momente, ob jene Nührung

nicht vielleicht auch ein oratorischer Kunstgriff gewesen; allein ich sah die wirklichen Thränen, ich hörte das Weinen, und ich wußte nicht, sollte ich der spontanen Bewegung oder dem Strome der Rede eine größere Bewunderung zollen? —

Diese Rede war aber auch für Hunderte, die ihr athemlos zuhörten, von so überwältigender Wirkung, daß man den Redner hoch in die Höhe hob und auf den Schultern durch die belebtesten Straßen der Stadt trug. Die Acclamationen des deutschen „Hoch“ und des böhmischen „Sláva“ schlugen in eine Tonwelle zusammen.

Der Zweck dieser fulminanten Ansprache war eben nur, die ersten Funken der Bewegung im idealen Sinne in die jugendlichen Gemüther zu werfen und sie zum Korpsgeist anzufeuern.

Das gelang auch im vollsten Maße. Uffo Horn war von diesem Augenblicke an die populärste Persönlichkeit der Prager Studentenschaft, und wo er ging und stand, erhielt er Ovationen in Menge. Schon einige Stunden nach seiner Rede im Promotionssaale erlebte er gleiche Triumphe auf der polytechnischen Schule. Im Interesse der Universität wollte er schon in den ersten Tagen der Erhebung ein Journal „Der Herald“ mit einem Beiblatte für die Studentenschaft unter dem Namen: „Das schwarze Brett“ begründen. Der Strudel der Tagesbewegung packte ihn aber so gewaltig und zog ihn von jeder literarischen Unternehmung so sehr ab, daß im Redner und Agitator der Schriftsteller und Poet unterging. Der für Freiheit so feurige Dichter hatte selbst keine Weise auch kein Freiheitslied gedichtet, so ganz und gar war er durch das äußerliche bunte Treiben der Stunde in Anspruch genommen worden. Das Gewirre der Parteien zog ihn her und hin, und oft schien er seinen eigenen Anschauungen untreu werden zu wollen, weil er allenthalben der momentanen Flagge der Aufregung folgte. Er frug nicht nach der Heilsamkeit, nach der Ersprießlichkeit einer Bewegung. Für ihn war es genug, daß sie vorhanden war, und daß er irgend einer Agitation glänzenden Ausdruck zu verleihen vermochte. Kurz gesagt, unser Autor war im Jahre 1848 und 1849 ganz und gar politischer Faiseur. Natürlicher Weise konnte von einem nationalpolitischen Charakter unter diesen Umständen keine Rede gewesen sein.

Auch das Treiben eines Heerführers der Studenten hatte bei Horn keinen Bestand. Allerdings entwarf er als ihr Führer und Vertrauensmann, der auch die ersten Reime militärischer Disciplinirung der Studentenschaft gegeben, die Petition wegen Umgestaltung der Universitäten, wegen Lehr- und Lernfreiheit und Einführung der Staatsprüfungen und wurde hierauf als Sprecher der Studentenschaft mit der ersten Deputation des Prager Gemeinderathes nach Wien an den Kaiser geschickt. Allein schon auf der Reise hatte er seine Ueberzeugung gewendet, und er, der kurz vorher mehr an Seite der Czechen stand, von denen das Mot d'ordre aus dem Wenzelsbadsaale ausgegangen war, empfand es nunmehr, daß es den Czechen mit der pomphaft verkündeten Gleichberechtigung der Nationalitäten keineswegs Ernst sei, und daß sie es geradezu auf die Unterdrückung der Deutschen abgesehen hatten. Obwohl bald nachher einstimmig zum Mitgliede des seiner Zeit so viel genannten Nationalausschusses gewählt, lehnte er doch die Wahl zur zweiten Deputation ab, welche eine neue, entschieden czechisch-gefärbte Petition an den Kaiser überbringen sollte. Auch aus dem Nationalausschusse selbst trat Horn einige Zeit später aus, nachdem er bei Gelegenheit der Berathungen über die Frankfurter Wahlen mit seinem Antrage,

dieselben vorzunehmen, in den Abtheilungen wie in der Versammlung erlegen war. Beschämt darüber, von den Tschechen grob getäuscht worden zu sein, obwohl er dies Voos mit manchem andern wackern Deutschböhmen theilte, ging er mit getäuschten Empfindungen in sein heimatliches Gebirge zurück und organisirte — anfänglich von seinen Landsleuten etwas mißtrauisch angesehen — die deutsche Agitation. Im September 1848 erschien er auf dem deutschen Kongresse in Tepliz, wo er seines ursprünglichen Vertrauens in die Tschechen halber, so manchen harten Vorwurf zu hören bekam, nachdem er auch in den Pfingsttagen in Trautenau die Freischaarenzüge improvisirt hatte, um der Prager Volkspartei zu Hilfe zu kommen und die Reaktion niederzuwerfen.

Sein Freischaarenzug wurde jedoch schon auf der Hinreise nach Prag in Jungbunzlau desarmirt. In Tepliz mußte er eine Rechtfertigungsrede halten, welche bewirkte, daß er in den deutschen Centralverein gewählt wurde und daß man ihm die Abfassung mehrerer Manifeste anvertraute.

Auf die Nachricht von dem Ausbruche der Oktoberrevolution in Wien wurde Horn nach Reichenberg berufen, wo der deutsche Centralverein eben seinen Sitz hatte. Daß die von Seite einiger politischer Exaltados daselbst geplante, und auch schon in's Werk gesetzte Erhebung der Deutschböhmen unterblieb, und der Centralverein, durch vertraute Emissäre von der Hoffungslosigkeit der Wiener Erhebung unterrichtet, es lieber vorzog, durch eine Monstrepetition und durch eine Deputation nach Olmütz auf friedlichem Wege für die Wiener thätig zu sein, war zum Theile seinen Bemühungen zuzuschreiben. Als bald fühlte er jedoch eine körperliche Erschöpfung. Er trat deshalb aus dem Centralvereine aus, lehnte auch eben wegen seiner sichtlich geschwächten Gesundheit, da die Duellwunden inuner noch nicht gänzlich geheilt waren, die zu wiederholten Malen auf ihn gefallene Wahl zum Frankfurter Parlament ab und ging im Frühjahr 1849 zuerst in die Kaltwasseranstalt nach Gräfenberg, hierauf nach Karlsbad, endlich aber nach Dresden, um in Folge seines Ehrenwortes sich zur endlichen Abbüßung des Festungsarrestes gestellig zu machen.

Es erwachte in seiner Einsamkeit wieder der Drang nach literarischer Production, und theils das in früherer, theils das in späterer Zeit novellistisch Geschaffene faßte damals unser Schriftsteller in einem Bande zusammen, der bei Costenoble in Leipzig unter dem Titel: „Aus drei Jahrhunderten“ erschien, und welcher Herausgabe etwas später die Edition der „Dunten Kiesel“ folgte.

Es kam alsbald der Sommer 1850 herbei, nachdem sich Horn in heimatlicher Sommerfrische wieder einiger Maßen erholt hatte. Da trieb sein mächtiger nach Thatendrang und Kriegsleben begieriger Geist wieder nach einer neuen Abwechslung.

Noch waren die Wirren in Schleswig-Holstein nicht ausgekämpft, noch die Werbungen nach den Freikorps nicht eingestellt; da zog ihn das meerunischlungene Land mit mächtiger Gewalt an. Als gemeiner Jäger trat er in das zweite Korps Schleswig-Holsteins ein, wurde aber rasch befördert und lebte ein schnell bewegtes und echtes Kameradschaftsleben. Die Zeugnisse seiner Vorgesetzten über diese kurze Dienstzeit bis zur Auflösung des Korps lauten für ihn in der rühmlichsten Weise. Er hatte sich als ein muthiger, tüchtiger und kaltblütiger Holsteinscher Jäger hervorgethan und den Rest des Feldzuges unter General Willissen mit allen Ehren bestanden.

Der Abschied des Portepécführers Uffo Horn vom 1. Schleswig-Hol-

steinschen Jägerkorps, zu welchem er bei seiner Beförderung überetzt wurde, lautet vom 1. Febr. 1851 aus Neumünster und bezeugt, daß derselbe vom 14. Sept. 1850 bis 1. Febr. 1851 Kriegsdienste geleistet.

Ein Heft voll herrlicher Schleswig-Holsteinscher Lieder, worunter ein unvergleichlich schönes Doppelsonett und ein bei Hoffmann & Campe in Hamburg, wo er sich nach dem Feldzuge einige Zeit aufhielt, erschienenenes Buch: „Von Idstedt bis zum Ende“ — ein lehrreicher und beredt geschriebener Beitrag zur Geschichte des Feldzuges und zum unglücklichen Ausgange der Erhebung — diese literarischen Gaben waren Früchte jener vielbewegten Tage des Autors. Recht müde gehezt — hatte er zuerst auf dem Landgute eines Holsteinschen Kameraden, dann aber in seiner Vaterstadt Trautenau sein Asyl aufgeschlagen. Horns physische Kraft war durch diese Vorgänge abermals heftig erschüttert, seine persönliche Erscheinung hatte gewaltig gelitten, sein schönes Vordenhaupt war kahl geworden und auch seine geistige Produktionskraft vermochte sich nicht mehr auf ihrer früheren Höhe zu erhalten. Auch der heimatische Boden hatte zuweilen seine Wunderkraft verloren, und es erwachte in dieser Epoche neben den alterstüden Eltern eine gewaltige Sehnsucht nach häuslicher Einengung und ehelichem Glück.

Sein Vater, der gute alte Haudegen, mit jedem Tage gebrechlicher, wurde allgemach kleinmüthig und mußte alljährlich Bäder gebrauchen; auch seine gute Mutter frankte. So kamen Jahre des Leidens und der Hingebung, welche den kräftig angelegten Mann aus den Bahnen des poetischen Schaffens warfen. Horns Aeußeres florescirte wohl scheinbar; aber der innere Kern seines Wesens war so ziemlich gebrochen. Aus der letzten Periode seines Lebens, denn seine Jahre waren bereits gezählt, stammten bloß einige reizende lyrische Sachen und ein paar dramatische Fragmente, an welchen sein literarischer Nachlaß überreich ist. Im Jahre 1853 erschien zur Ostermesse bei Costenoble in Leipzig die früher erwähnte Sammlung Novellen: „Aus drei Jahrhunderten“ in 2. Auflage. In diesem Jahre vollendete Horn auch ein noch ungedrucktes Bühnenstück: „Die Prätendentin“, dessen Aufführung, wie „Katharina Eibo“ und „Benvenuto Cellini“, theils an Censurriffen anfuhr und Kreuzungen im Manuscripte erlebte, theils bei den Theaterdirektionen schiffbrüchig wurde. Im Jahr 1854 dichtete unser Schriftsteller ein als Manuscript zum Druck gelangtes Lustspiel: „Sie muß einen Mann haben“, das bereits bei der Prager Bühne scenirt und in den ersten Proben begriffen war. Der Autor zog jedoch theils aus Selbstkenntniß, theils von seinen Freunden dazu bewegen, dieses Lustspiel zurück, dessen Pointe auf der Einführung eines veritablen Bären in die Scene beruhte und gewiß Fiasco erlebt haben würde. Der frische Lustspieldichter der „Vormundschäften“ und der seine des „Molière“ war in diesem Stück nicht zu erkennen. Dagegen muß tief bedauert werden, daß einige vielversprechende dramatische Anfänge nicht zur Vollendung gelangt sind. Zu den werthvollsten Fragmenten dieses Autors, welcher sich des Fragmentarischen in mancher Periode so bewußt war, daß er auf manche seiner Arbeiten „Angefangenes Drama“, „Angefangene Novelle“ schrieb, gehörte ein antikes Drama „die Messenier“. Die ausgearbeiteten Scenen sind wahre Meisterstücke des antiken Dialoges. Leider gebriecht der Raum über diese Scenen, sowie über andere Drama-, Roman-, Novellen- und Eposfragmente detaillirter zu referiren. Allein um über den Umfang dieser zuweilen sehr kostbaren Torfos unter dem Schutte der verglühten Produktionslava einen Begriff zu geben, sei mir gestattet, mindestens ihre Titel in Erwähnung zu bringen: Von antiken dramatischen Stoffen nebst den „Messeniern“ — „Antira“, „Myliitta“, „Piso“, vom deutschen Ursagen-

cyklus und aus deutscher wie überhaupt mittelalterlicher Geschichte: „Merlins Grotte“, „Wittkind“, „Ein Gottesgericht“, „König Abrecht“, „Die Rose von Saron“, „Der Rabbi von Prag“, „Prinz Philipp von Savoyen“, „König Eduard“, „Chateau-Briant“, „Mariuso Faliero“, „Risarda“, „Corficas Loereisung“, „Ein Emigrant“, „Don José und Rosa“, „Die Socialisten“, „Vandora“, „Pamele“, „Drei Tage nach dem Tode“, „Der Narr des Glückes“, „Der Feuerreiter“, „Stolzsteffel“, „Am Meeresufer“, unter den epischen Productionen zwei Gefänge der „Rose von Saron“, unter den Prosafragmenten die Erzählung: „Der Churfürst von Sachsen“, „Rabbi Merasch Spiro“, „Versuchungen des Praktikanten Johann Kzebrzil“, „Die Adamiten“, „Zur goldenen Ohrfeige“, „Die Wahrsagerin“, „Herrn Hans Klachels Abenteuer“, „Kzerzicha, der Unausprechliche“, „Der Silberstein“, „Die Bierkuh“, „Aurora Königsmark“, „Kondal“, „Der Waldhannes“, „Die Macht der Lockung“, „Margarethe“, „Aus meiner grünen Mappe“ und ein „politisches Libellenfragment.“ — — —

Dies sind die Titel der mehr minder bis zu einem gewissen Grade der Fortsetzung gelangten fragmentarischen Werke. Schade um diese zuweilen wie prächtige Mosaikstücke und entgegenleuchtenden Details. Es sind Sternschnuppen, aus denen Welten werden konnten.

Gewiß hatte ihr Schöpfer im Sinne mindestens das eine oder das andere dieser Fragmentstücke der Vollendung zuzuführen. Gewiß war er am allermeisten von diesem Gedanken befeelt, als er im Jahre 1856 sich mit Fräulein Helma Fentschik von Jezowa vermählte, einer Dame, deren reizende Conversation in dem Salon der Frau Karoline Klar, geb. Gräfin Wratislaw-Mitrovic ihn längst schon gefesselt hatte, deren eben so ausgezeichnete Charakterseiten ihn aber plötzlich zu dem Vorsatz bestimmten, sein tumultuarisches Junggesellenthum mit den Fesseln Hymens zu vertauschen.

Eben so rasch, als der Entschluß gefaßt war, wurde er auch ausgeführt. Die geistvolle und resolute Frau, die zu den verständnißvollsten Verehrerinnen der Horn'schen Muse zählte, verzichtete auf das geräuschvolle Stadtleben und folgte Uffo in das schöne väterliche Haus nach Trautenaus gekirgstrischen Gefilden. Beide ahnten es wohl nicht, daß das häusliche Glück — welches sie den ernststen Willen hatten, dauernd zu gründen, den vielfältigsten Erschütterungen und einer baldigen Lösung durch den Tod preisgegeben sein würde.

Noch vor einigen Jahren hatte der unstätte Uffo ein Frauenbild gestreift, welches in ihm den Eindruck erweckte, daß es für ihn „zu spät“ erschienen sei. So nannte er das wunderbar schöne Gedicht:

„O! Wärfst du fröher mir begegnet,
Du Himmelkind im Erdenland,
Ich hätt' den schönen Tag gefegnet,
An dem ich deine Spuren fand.“ —

Und dennoch fand er eine Lebensgefährtin, die, als sie um ihn mit einem merkwürdigen Geschick ein herzzinniges trauliches Heim schuf, dieses Gedicht vollkommen wett machte und ihm das prachtvolle Schwanenlied: „Noch einmal glücklich“ entlockte, das mit einem selig friedlichen Blick auf den häuslich umsäumten Horizont so innerlich befriedigend wirkt. Der Anfang dieses Strophen-gedichtes lautet:

„Noch einmal glücklich! Aus der Quelle
Des Lebens noch ein frischer Trank,
Und einmal noch die ganze Helle
Der Sonne vor dem Untergang!“ —

Das Ende schließt mit den rührenden Worten idyllischer Selbstbescheidung:

„Wie flecht' ich sorgsam heut zu Kränzen,
„Was einst ich achtlos fallen ließ,
„D! heut erscheint in seinen Gränzen
„Mir doppelt schön das Paradies.“ —

Ihm ward es jedoch nicht vergönnt an Helmas beruhigender Seite dieses Paradies weiter zu träumen. Es kam zwar ein Engel — nach einem Jahre ein talentvolles Töchterlein, das ihn bald darauf gleichsam stumm aus diesem Paradiese verwies; denn schon wenige Wochen nachdem er dies Gedicht geschrieben, kündigte eine Lähmung baldige Todesahnung an, die den athletisch gebauten Mann selbst zum hinsälligen Kinde herabstimmte. Am Taufstage Carolinens seines Töchterleins, traf den beglückten, von dem ersten Schläge kaum noch ganz hergestellten Vater ein zweiter Schlaganfall, diesem folgte in nicht allzu langen Intervallen ein dritter und vierter.

Nichts desto weniger erholte sich der Hartgetroffene im Jahre 1859 wieder, namentlich im Oktober beim Prager Schillerbankett schien der alte Geist in ihm wieder eingelehrt.

Mit aufrechter Haltung, mit markiger Stimme sprach er da wieder und rührte Hunderte von Herzen mit seiner unmittelbar quellenden allgewaltigen Rednergabe, doch war es das letzte Debüt in seinem Leben. Einem Folgeleiden des letzten Schlaganfalles des fünften, einer Affektion des Hirnes erlag er schon am 23. Mai 1860 nachdem er 4½ Monate preßhaft am Krankenlager geruht hatte. Mutter und Gattin verließen ihn nicht. Sein treuer Freund Dr. Bernhard Pauer bewährte sich als solcher bis zu seinem letzten Lebenshauche, vor welchem mehre Tage vorher vollkommene Umnebelung der Sinne eintrat. Gerade am 18. Mai 1860 trat er in sein 44. Lebensjahr.

Ihn hatten seine betagten Eltern überlebt, die trauernd mit der neugewonnenen Tochter und dem Enkelkinde an seinem Sarge standen.

Immer weitere konzentrische Kreise bewegte die Welle von der Kunde des Todes dieses Lieblings der Muse, dieses Lieblings seines Volkes.

Mit ihm wurde wahrlich die populärste Gestalt des Riesengebirges zu Grabe getragen. Nicht bloß Trautenau und seine Kommune, nicht bloß die Corps der Stadt, auch die Nachbarstädte hatten hiezu ihr Kontingent gestellt.

Am 29. Mai 1860 feierte auch die „Prager Arkadia“ eine Feier zu Ehren ihres geliebten Todten. Die aus den bedeutendsten Männern Prags vorzugweise aus Freunden des Schriftstellers gebildete Gesellschaft fand sich vor einem lorbeerbekränzten lebensgroßen Brustbild Horns, ein wohlgetroffenes Hautreliefmedaillon Seidans. Josef Bayer ließ sich zuerst als begeisternder Festredner hören, Dr. Ambros sprach hierauf eindringlich und rührend über dessen Knabenjahre, Schauspieler Walter, Schriftsteller Weiprother trugen Horn'sche Gedichte vor, und Schauspieler Bergmann improvisirte schließlich, daß sich allenthalben überdältigende Nührung kund gab, die charakteristischen Verse:

„Nicht lange ist, daß im Soffensaale
Freund Uffo Horn mit Donnerstimme sprach,
Da hob sein Genius zum letzten Male
Sich sonnenwärts mit kühnem Flügelschlag.
Da schäumte noch im stattlichen Polale
Sein Leben brausend auf, eh' er zerbrach,
Zu Schillers Feier hat er noch geklungen
Im Jubelgruß und dann ist er zersprungen!“

Ja! mit diesem zersprungenen Relsche, in welchem eine allzu ungefühme Lebensflut brauste, war das „Glück von Edenhall“ für das Haus Horn zersprungen. —

Die Witwe hatte nunmehr nach dem Tode ihres geliebten Gatten — des in der Todesstunde wieder neu gefeierten Dichters, Schlag auf Schlag zu bestehen.

Der sich immer einsamer fühlende Vater Horn, der eines Fußleidens halber schon in den Krankheitstagen des Sohnes immobil geworden war, starb seinem Sohne bereits im Winter 1861 nach.

Allein auch die Zinnen des Hauses und die Stelle, auf welcher Uffo geboren worden, jenes prachtvoll gelegenen Hauses, in dessen Fenster der schneebedeckte Scheitel der Riesentoppe hineinragte, dessen Schwelle so wohnlich und gastlich gewesen, und das nunmehr die Tochter empfangen hatte — jene Zinnen sollten versinken in Asche und Schutt.

Es war „das Glück von Edenhall“ gebrochen, und Feuer verzehrte das stattliche Horn'sche Haus, das verheerende Feuer des 27. Mai 1861, das den größten Theil Trautenaus grausam vernichtete.

Solchen Stößen vermochte die durch den Tod ihrer Lieben mürbe gemachte Mutter nicht mehr zu widerstehen. Der starke Geist der Witwe bestand aber dies, und die entsetzliche Belagerung und Besetzung Trautenaus im Jahre 1866 und alle damit verknüpften Wechselfälle der sich stündlich auf dem Fuße folgenden Okkupationen.

Ihr Beruf, dem sie dem Manne und den Eltern gegenüber so opfervoll bewährte, der Beruf der Diakonissin wurde abermals auf die Probe gestellt, als ein k. k. Obristleutnant Fiedler von Hjarborn verwundet in ihr Haus gebracht worden war.

Dieses Zusammentreffen begründete zwischen dem dankbaren Krieger und der Pflegerin eine Beziehung, welche endlich zur Ehe führte.

So weilt auch nicht einmal die frühere Gattin Uffo Hofns in Trautenaus.

Ueber dem Grabe des Dichters aber ruht zur geistigen Versammlung aller Freunde, denen seine Herzengüte und seine Opferwilligkeit unvergesslich bleiben werden, ein gemeinschaftlicher Genius der Trauer, ein schönes Bild aus dem Atelier Seidan in Prag. Sanft das Haupt nach der rechten Seite geneigt hält dieser Genius träumerisch lässig einen Lorbeerkranz in der Hand, während seine auf die Pyra gestützte Linke, nächst welcher ein Schwert ruht, eine Rolle festhält, auf welcher „Dttakar“ geschrieben steht.

Eine gleiche Stimmung wie durch dies Seldansche Gebilde weht durch die Mänie Dr. Regis Glückseligs, welcher seine Leher zur Todtenfeier anstimmte, die

zum Andenken Horns in der Raphaelkirche der Blindenversorgungsanstalt in Prag am 16. Juni 1860 abgehalten wurde:

„Bohemia trauert, Pallas senkt das Haupt
Ob ihrem Liebling, früh der Gruft verfallen,
Die Stirn', vom Dichterlorbeer frisch belaubt,
Liegt er — ein Steinbild' — in umflorten Hallen!“

Soll denn aber über seinem Grabe gar kein Weckruf ertönen? — Soll sein Geist nicht wiedererstehen in einer Gesamtausgabe seiner Werke?

Seine geistige Verlassenschaft wanderte von ihm zuerst in die Hände seiner Frau, dort hatte sie den zerstörenden Einflüssen erst eines Bruders, bald darauf einer Okkupation zu trotzen.

Hiernach übergang sie — verwandt der Ahasverusnatur ihres Schöpfers — in das Krankengemach seines Freundes Paul Aloys Klar, der bald nachher sein lebensmüdes Auge schloß. Von dort ward sie an Ferd. Mikowec — übergeben, welcher gleichfalls kurz nachher den Tribut aller Zeitlichkeit zahlen mußte; fiel sodann wieder auf die Witwe zurück, welche vertrauensvoll alle Schriften in meine Hände legte.

Meine bisherigen Versuche, eine neue vermehrte Auflage der Horn'schen Werke zu begründen — sie scheiterten aber bisher wesentlich an der Ungunst der Verhältnisse, an der Unwillfährigkeit der Verleger.

Allein ich gebe mich in dieser Richtung noch nicht besiegt und diese Skizze, die ich pietätvoll dem Andenken meines unvergeßlichen Freundes gewidmet, soll — wie Gott will — nicht der letzte Beweis meiner werththätigen Bestrebung sein, den Dichter über dem Strome der Vethe zu halten.

Karl Victor Ritter von Hansgirk.

Ein Nachruf.

Sollen diese Zeilen den Zweck erfüllen, der echte, unverfälschte Ausdruck aufrichtiger Pietät zu sein, so werden sie sich nicht in schrankenlos ausgreifenden, hochfliegenden Ruhmesworten bewegen dürfen. Dasjenige indes, was an Hansgirk's Grabe mit Fug und Recht gesagt werden darf, reicht hin, sein Hinscheiden als ein höchst beklagenswerthes Ereigniß zu kennzeichnen. Denn fürwahr, wir betrauern an diesem Grabe einen treuen Stammesgenossen, der uns Allen werth und theuer war, — einen Dichter, der sich das sangesfrohe Gemüth und den Sinn für die Ideale zu wahren wußte in einer ernsten und nüchternen Zeit, — und einen warmherzigen Menschenfreund, der unermüdblich bestrebt war, die Erzeugnisse seines dichterischen Schaffens gemeinnützigen und humanen Zwecken dienstbar zu machen!

Neben den allgemeinen Verdiensten, die in solcher Weise die Laufbahn des

Menschen und des Schriftstellers Hansgirk aufzuweisen hat, müssen an dieser Stelle vor Allem auch die Verdienste specielle Erwähnung finden, die Hansgirk sich als treuer Freund und emsiger Mitarbeiter der „Mittheilungen“ erworben. Als letzten Beitrag aus seiner Feder bringt dieses Heft den Schluß der biographisch-literarhistorischen Studie „Uffo Horn“, dessen erster Theil im 1. Hefte dieses Jahrganges erschienen ist. Neben dieser Arbeit bietet namentlich auch seine in einem früheren Jahrgang erschienene Würdigung Moritz Hartmanns dankenswerthes Material für die Geschichte der deutsch-böhmischen Literatur.*) Der letztere Artikel zeugt von hingebendem und verständnißvollem Studium der Werke Hartmanns, deren Gesamtausgabe im Sinne der warmen Anregung, mit der Hansgirk damals schloß, seither im Cotta'schen Verlage erschienen ist. Zahlreich sind ferner die Besprechungen, die Hansgirk in der Beilage der „Mittheilungen“ neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der schöngeistigen Literatur widmete.

Der äußerliche Lebenslauf Hansgirks entsprach der gesicherten Bahn des Berufes, den er sich erkoren, und den er als pflichttreuer angesehener Staatsdiener ausgefüllt hat. Er wurde am 3. Aug. 1823 als der Sprößling einer Familie geboren, in der schongeistiges Streben regste Bethätigung fand. Sein Vater, der die Stelle eines Kreisauptmanns bekleidete, beschäftigte sich viel mit philosophischen Studien und schrieb ein Werk über die verschiedenen philosophischen Systeme. Seine Mutter, die den Sohn überlebte, ist eine Schwester des Altmeisters der deutsch-böhmischen Poeten Karl Egon Ebert, sowie der Dichterin Juliane Glaser.

Der junge Karl Victor absolvirte das Gymnasium in Pilsen und studiert dann an der Prager Universität „Juristerei und Philosophie.“ Sein Wirken im Staatsdienst begann er beim Pilsener Kreisamte. Später fungirte er an der politischen Landesstelle in Prag, dann als Conceptsadjunct im Planer Bezirk, als Bezirkscommissär in Kaplitz und dann in Winterberg. 1857 wurde er Kreiscommissär in Pilsen, hierauf Bezirksvorsteher in Bergreichenstein. Seit 1868 wirkte er als Bezirkshauptmann in Joachimsthal. Seine Dichterbarse nahm er auf den Wanderfahrten mit denen seine amtliche Carrière verbunden war, überall mit. Die ersten lecken Griffe in die Saiten that er in seinen Jünglingsjahren als Mitarbeiter der Zeitschrift „Ost und West,“ die eng verknüpft war mit dem damaligen literarischen Leben Böhmens, und deren Gründer Hansgirks Oheim der Bibliothek-Scriptor Rudolph Glaser, war.

1844 veröffentlichte Hansgirk zu Gunsten einer Anlage bei Pilsen ein Bändchen Gedichte betitelt „Heimatstimmen.“ — 1858 folgten aus Anlaß der Enthüllung des Prager Radekly-Monuments „Lorbeer und Eichenblätter;“ 1864 auf Anregung des Hrn. Richard Ritter von Dokauer ein „Liederbuch für Deutsche in Böhmen,“ (dasselbe sammt Compositionen als Liederbuch für Männergesang 1865;) 1869 eine Sammlung patriotischer Gedichte betitelt „Schwertlilien und Kaiserkrone,“ 1871 „Glockenstimmen,“ deren Ertrag für Anschaffung von Kirchenglocken in Joachimsthal bestimmt war; 1873 für einen Friedhof in Joachimsthal das Sonettenbuch „Liebe und Leben;“ 1875 für ein Krankenhaus in Aber-

*) In den Mittheilungen erschienen noch folgende Aufsätze Hansgirks: „Ueber zwei literarische Funde des XVI. Jahrhunderts“ (Jahrg. III.), „Karl Hugo Rößler“ eine biographische Skizze (Jahrg. IV.), „Das gothische Kirchlein in Lischetshowitz“ (Jahrg. VI.) und „Rudolf Glaser“ (Jahrg. VIII.)

tham die epischen Dichtungen „Orient und Occident.“ — Mit zahlreichen Zeitschriften unterhielt Hansgörg eifrigen Verkehr, mit einer ganzen Reihe hervorragender Dichter stand er, der ein ebenso unermüdblicher als lebenswürdiger Briefschreiber war, in regster Correspondenz. Als Gattin stand ihm eine fein empfindende Frau zur Seite, die ihre novellistische Begabung unter dem Pseudonym „Theodor Reinwald“ bethätigt hat.

Es sei schließlich noch erwähnt daß im J. 1874, nachdem Karl Egon Ebert mit dem Orden der eisernen Krone ausgezeichnet und in den Ritterstand erhoben worden, ein kaiserlicher Gnadenact den Ritterstand auch auf Ebert's Nefsen Hansgörg übertrug.

—om—

M i s c e l l e n.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

8. Der Weinkeller von Lischan.

Zwei Stunden von Budweis entfernt liegt Lischan. Wenn man über den Marktplatz der Stadt fährt, so verursacht dies ein unheimliches Getöse, wie wenn darunter eine große Höhlung sich befände. Die Leute behaupten auch steif und fest, daß wirklich darunter ein großer, geräumiger Keller sich befände, welcher viele volle Fässer mit dem besten alten Weine enthalte. Der Eingang in den Keller ist aber sehr gefährlich; noch Niemand, der es versuchte, hineinzudringen, kam zurück. Der Weg in den Weinkeller führt nämlich durch einen Brunnen, der am Plage sich befindet und der eine Tiefe von 200 Klaftern hat. Ist man hinabgestiegen, so bemerkt man unten einen Seitengang, dessen Ende mit Steinen verschüttet ist. Hat man diese weggeräumt, so gelangt man in ein Gewölbe, den Vorkeller, in dessen Mitte ein steinerner Tisch steht, auf welchen sich der Schlüssel befindet, womit die Thüre zum eigentlichen Keller geöffnet werden muß. Diese jedoch bewachen Zwerge Tag und Nacht, und noch ein Jeder, der es versuchte, mit Gewalt einzudringen, hat es mit dem Leben büßen müssen.

9. Die versunkene französische Kriegskasse bei Zahaj.

Nordwestlich von Frauenberg liegt das Dorf Zahaj. Als Napoleon I. mit Oesterreich Krieg führte, kam es hier zwischen den Oesterreichern und Franzosen zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Franzosen geschlagen wurden. Unweit des Dorfes breitet sich ein großer und stellenweise sehr tiefer Sumpf aus. Als die Franzosen, mit der Vertiklichkeit unbekannt, über diesen Sumpf vor den Oesterreichern flohen und auf einem Wagen ihre Kriegskasse mitführten, begann dieser in der Mitte desselben immer tiefer zu sinken, und trotz aller Anstrengung versank er endlich sammt dem Gespanne in der tödtlichen Tiefe. Später versuchte man die Kriegskasse zu heben, es gelang jedoch nicht den Ort zu finden. Ost

haben Leute Lichter auf dem Orte, wo sie sich befindet, hin und her tanzen sehen, doch sie verschwanden, wenn man näher ging und fährten nur ins Verderben. Man sagt, daß der große Schatz mit jedem Jahre tiefer sinke.

10. Der unterirdische Gang in Wittingau.

Hundert Schritte hinter dem Grazner Thore in Wittingau liegt der Teich Sviet. An der nördlichen Seite desselben steht die Kirche des hl. Agidi, in welcher sich jetzt die fürstlich Schwarzenbergische Gruft befindet. Von dieser Gruft führt, wie man erzählt, unter dem Teiche ein breiter Gang zu jenem Thore, woselbst er mit einer weiten Oeffnung mündet. Viele wagten sich schon in den Gang, aber man konnte nur einige hundert Schritte hineinkommen, dann versperrte das weitere Vordringen eine Mauer. Von diesem Gange erzählt man, daß an der Stelle der jetzigen Mündung des unterirdischen Ganges früher ein Jagdschloß gestanden sei, in welchem eine Räuberbande hauste, die die ganze Umgegend in Furcht und Schrecken versetzte. Endlich wurde jedoch das Raubnest der Bande von den Bewohnern der Gegend aufgegriffen, zerstört und alle Räuber getödtet, bis auf den Hauptmann, dem es gelang, sich durchzuschlagen und zu entkommen. Dieser zog hierauf nach Rom, that dort Buße und berichtete dem Papste, daß aus jenem Schlosse ein unterirdischer Gang unter dem Teiche fortführe, in welchem die Räuber ihre geraubten Schätze aufbewahrt hätten. Er vermache sie der Kirche, um damit theilweise die verübten Unthaten gut zu machen. Man grub nun in den Ruinen nach und entdeckte wirklich den Gang. Als man jedoch mehrere hundert Schritte weit vorgeedrungen war, hemmte plötzlich ein großer Morast das Weitergehen. Da später einige Waghalsige dennoch durchzugehen versuchten, kamen sie ums Leben. Hierauf wurde der Gang vermauert, und der Schatz harret immer noch seiner Erlösung.

11. Der Brunnen Klatovka.

Unweit des Dorfes Nemčic ist ein Brunnen, der Klatovka heißt. Dieser habe die eigenthümliche Kraft, daß, wenn Jemand ein Verbrechen begangen oder eines solchen beschuldigt würde, dies das Wasser bezeugt. Um die Wahrheit zu erfahren, taucht man nämlich nur ein blankes Schwert in das Wasser. Zieht man es blutig heraus, so ist der Angeklagte schuldig, bleibt es blank, so ist die Beschuldigung falsch.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

An unseren Verein ist am 1. Februar l. J. folgende Zuschrift gelangt: „Wir beehren uns das hochlöbliche Präsidium von der Gründung eines **Wissenschaftlichen Clubs** unter dem Präsidium Sr. Exc. Dr. A. Ritter von Schmerling in Kenntniß zu setzen und die Einladung beizufügen, diese Zuschrift Ihren Mitgliedern bekannt geben zu wollen. — Wir erlauben uns die Herren Mitglieder höflichst einzuladen, während ihres zeitweiligen Aufenthaltes in Wien dem Club als Gäste oder auswärtige Theilnehmer beitreten zu wollen.“ Unterzeichnet: Die Vice-Präsidenten Hofrath von Hauer, Hofrath Brunner von Wat-

tenwyl und der I. Secretär . Doblhoff. Clublocale und Kanzlei: I. Eschenbachgasse, Nr. 9, 1. Stock.

In der Sitzung des Ausschusses am 15. Dezember 1876 und 16. Februar 1877 wurden zu Vertretern des Vereines ernannt:

Für **Arnau**: Herr Friedrich Dvorjak, k. k. Gymn.-Direktor; für **Bensen**: Herr P. Gustav Plöck, Stadtkaplan; für **Hohenelbe**: Herr Alois Seifert, akad. Maler; für **Schaylar**: Hr. Wzl. Kunze, Oberlehrer.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 18. Februar 1877.

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: Josef **Benoni**, Stadtrath in Landstron; Josef **Bertel**, k. k. Güter-Central-Direktor in Prag; Roman **Ducháč**, Lehramts-Candidat in Prag; Anton **Freyer**, städt. Ingenieur in Tepliz; Gustav **Gerson**, Phil. Stud. in Prag; Josef **R. Gruner**, Bürger-schullehrer in Tepliz; Ignaz **Háckel**, Med. Dr. prakt. Arzt in Prag; Berehrl. **Kaufmännischer Verein** in Barnsdorf; Herr Friedrich **König**, Oberlehrer in Oberwedelsdorf; Berehrl. **Deutscher Leseverein** in Schwarzenthal; die Herren: Moriz **Mauthner**, Bürger-schullehrer in Friedland; P. Gustav **Plöck**, Stadtkaplan in Bensen; Karl **Römisch**, Lederfabrikant in Schönlinde; Josef **Nothbauer**, Kaufmann in Kruman; Andreas **Seifert**, Baumeister in Landstron; Alois **Seifert**, akadem. Maler in Hohenelbe; Wilhelm **Sigmund**, Ingenieur-Cleve in Friedland; Dr. **Strobl**, k. k. Universitäts-Professor in Czernowitz; Josef **Waberšich**, Lehrer in Liebenau; Leopold **Zimmer**, Bildhauer in Schönlinde; Josef **Zint**, Apotheker in Prag.

Vom 12. Dezember 1876 bis 18. Febr. 1877 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren ordentlichen Mitglieder bekannt geworden, und zwar:

Die Herren: Ph. Dr. Jul. **E. Födisch**, Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Leitmeritz († am 13. Februar 1877); Johann **Fänger**, Buchhalter in Arnau; Karl Victor **Ritter von Hantsgirtl**, k. k. Bezirks-Hauptmann in Joachimsthal († am 23. Jänner 1877); Josef **John**, Kaufmann in Lochschitz; Josef **Kießlich**, Cafetier in Prag († am 17. Jänner 1877); J. U. Dr. Franz **Klaus**, Advolatur-Conzipient in Prag († am 2. Dezember 1876); P. Josef **Laube**, Probst, Commandeur des ritterl. Kreuzherrnordens sc. in Eger († am 7. Februar 1877); Wilhelm **Stelzig**, Fabrikant in Steinschöndau († am 17. Juni 1876).

Prag, 1877.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Selbstverlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Herausgibt von

Dr. Ludwig Schlassingay.

Fünfzehnter Jahrgang.

Viertes Heft. 1876/7.

Künstler der Neuzeit Böhmens.

Biographische Studien

von

Professor Rudolf Müller.

VI.

Joseph von Führich.

Das Vaterhaus.

Wer in der Gegenwart die nördlich von Reichenberg zwei kleine Wegstunden entfernte, geräuschlos betriebsame, nette Stadt Pragau besucht und nach dem Vaterhause Führich's fragt, dem wird sich gewiß sofort Jemand beigesellen, der ihn aufwärts des Gerzbaches in die Neundorfer Gasse zu No. 95 führt.

Das mit dieser Nummer bezeichnete Haus, wohl nur ein hier vielfach wiederzustfindender Blockwandbau, der oben auf in Fachwerk übergeht, zudem bereits hohen Grades wetterschädig ist, präsentirt sich daselbe im Vergleiche zu den Nachbarhäusern dennoch besonderer Würde. Oblong angelegt, aus einem bewohnbaren Erdgeschoße und oberem Stockwerke bestehend, und mit dem in dieser Gegend gewöhnlichen, steil ansteigenden Dache versehen, erstreckt sich die nördliche Langseite des Gebäudes mit dem Haupteingange nach der Wegzeile, ist die schmale, nach Süden gewendete, Giebelseite vom Ziergärtchen flankirt, während die zur kleinen Dekonomie gehörigen Aere rückwärts angehangen sind, wo ein halbkreisförmiger Wiesenplan, auf welchem sich mächtig hohe Linden gleich einer Laube über das Dach erheben, den Besitzstand abgrenzt. Den Abschluß von vorn bildet der über dem Wege, am Bachabhänge gelegene Obstgarten.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht noch etwas näher jenem gewissen Würdeausdrucke nachforschend, dürfte dieser allerdings weniger im Einzelnen, als vielmehr im Ganzen zu finden sein. Höchst einfach im architektonischen Zierrath, wie einen solchen etwa die Unterbrechung der Blöckwände des Erdgeschosses durch über die Fenster gespannte, halbvorstehende Holzbögen oder die den Bogenträgern unterlegten Sandsteinwürfel bedeuten könnten, findet sich nach obenhin doch wieder nur gänzlich ungekünsteltes, dazu seiner Lünche vollständig entkleidetes Fachwerk. Auch die weiteren Reste ehemaliger Schmuckhaftigkeit, wie sie an der schlicht profilierten, ehemals polychromirten Hausthürumkleidung und den zweitheiligen Fensterläden mit ihren eigenartigen, gleichfalls bemalt gewesenen Flachreliefs wahrnehmbar werden, fallen für sich nicht mehr auf, weil sie sammt und sonders und in Uebereinstimmung mit dem ganzen Bauwerke verwittert und verblichen sind.

Will ich sonach Eindruck und Reflexion bestimmter motiviren, dann bleibt nur zu sagen: es beruhe das, was als Eigenartiges und Besonderes wirke, in dem landschaftlich schön umrahmten, durch keinerlei moderne Zuthat veränderten Baue eines Mannes, der seiner Zeit, nachdem die von der Kriegesfurie wiederholt zerstörte ehemalige Bergstadt sich aus Schutt und Asche neuerdings erhob, seinen Mitbürgern als Leiter einer neuen Kulturperiode voranging.

„Vater Führieh“ war eben der Erbauer des beschriebenen Hauses, und wie der an der nördlichen Hausecke liegende Sandsteinwürfel besagt, vollbrachte er den Bau im Jahre 1802. Anzunehmen bleibt auch noch, es habe dieser als Musterbau für den angrenzenden Stadttheil gegolten, weil eben nächstan noch ähnliche Häuser stehen.

Wenzel Führieh, nach Außen allerdings nur als „Landmaler“ bekannt, war doch ganz richtig „der für alles Künstlerische praktische, umsichtige, überhaupt für alles Schöne und Gute höchst empfängliche Mann, der in Allem, was er that und dachte, nach Kräften das Rechte und Beste suchte.“*) Unzweifelhaft war er deshalb auch für seine Stadt — über den Maler hinaus — der leitende Geist in Angelegenheiten der Gemeinde und Schule,**) gleichwie der liebevolle Anwalt aller Nothleidenden und Bedrückten geworden. Interessanten Nachweis über diese Eigenschaften, wie nicht minder erhebliche Beiträge zur Ortsgeschichte, geben zu Dato noch die in kindlicher Pietät in status quo ante belassenen Räume im oberen Geschosse des Führiehhauses, wo in Wandschränken Bibliotheksreste, Kalendarien, ein reichliches an alten Kupferstichen und Handzeichnungen, nebst Truhen mit Schriftenbündeln — Gemeinde- und Schulangelegenheiten betreffend — aufbewahrt blieben.

Was seiner Zeit aber in diesen nun so stillberedten Räumen tendirt wurde, dafür sprechen am besten wieder die in der bereits erwähnten Autobiographie gegebenen Andeutungen: Vater Führieh „trieb hier die Kunst, wie sie von ihm unter engen Verhältnissen erworben, und unter eben so engen Verhältnissen geübt werden konnte“... „er malte, stach in Kupfer, fertigte Anstreicher-Arbeiten, Alles, wie es kam, unermüdet und für lärglichen Lohn“ — und war sonach eine jener alten Typen von Malern, wie ich sie in meiner Jugendzeit noch öfter in unseren Gebirgs-

*) Selbstbiographie von Joseph Führieh — Libussa, 1844.

***) Ebendasselbst.

***) Von seiner Hand ist auch die heute noch über dem Eingange zur Volksschule befindliche Devise: „Wurzel des Staates und der Religion.“

städten, in Ober-Oesterreich und Tirol gefunden habe. Maler für Kirche und Friedhof, für Stube, Hausthüren, Aushängsbilder, Fensterläden, Brauttruhen, Wiegen zc. zc., hatten sie meist auch — gleich Vater Führieh — ihren Rückhalt in einem kleinen Grundbesitze.

Mit diesem Wachrufen von Begegnungen aus meiner Jugendzeit tritt nun auch von selber wieder eine Erinnerung in den Vordergrund, welche mit dem einstufigen Leben und Treiben in jenen Räumen innigst verflochten ist.

Allerdings viele Jahre später, als das Hauptthema handelt, gelegentlich eines Ferial-Ausfluges, kam ich nach Pragau, wohin sich Vater und Mutter Führieh nach Berufung ihres Sohnes nach Wien, von Prag wieder zurückgezogen hatten; selbstverständlich hatte ich hier nichts Angelegeneres zu thun, als die mir Theueren in ihrem Heim aufzusuchen. Ja, was gab es da, von dem gemessen ernst, anbei gemüthlich humorvollen alten Herrn mit dem ausdrucksvollen, von langen grauen Locken umrahmten Antlitz für ein herzliches Willkommen! Wie lieb empfing mich Mutter Führieh, „die stille, sanfte, immer thätige Hausfrau“, und dazu noch die kindlich heitere Tochter Marie, deren beflügelten Fragen nach alle den in Prag zurückgelassenen lieben Freunden ich kaum nachzukommen vermochte. Weiter ernste Rede und Gegenrede machte die Stunden ganz unmerklich schwinden, und wir saßen beim Abendbrod, ohne daß ich des Ablaufs des Tages inne geworden. Endlich doch das Gesicht des die Zeit mit dem klappenden Takt abmessenden Seegers erforschend, und mit Staunen inne geworden seiner bereits über die Bürgerstunde hinausgezogenen Brauen, wurde ich alsbald auch von Vater Führieh in meiner Absicht errathen. „Ei, was geht uns dann der Serger an.... der Serger ist nicht unser Herr!“ Ueber diesen Worten war auch schon der lange Perpendikel zum Stillstande gebracht. Wie spät es denn geworden, als wir uns endlich gegenseitig „Gute Nacht“ sagten, blieb nicht leicht mehr zu errathen. Sicher wurde mir nur des Morgens, daß ich die gewohnte Aufstehstunde versäumt hatte, denn es zeigte sich beim Ausblicken aus dem traulichen Schlafstübchen schon allum Tageswalten. Den lieben alten Herrn aber fand ich — ein heiteres Liedchen vor sich hinstingend beim Weitermalen an einem Schutzengelbilde für eine Professionsfahne, während Tochter Marie ein zweites — ich meine, es war Sct. Wendelin — vorbereitete. Eine wie die andere dieser Arbeiten trugen trotz der schlichten, ich möchte sagen, populären Factur echt künstlerisches Gepräge; innig fromm in der Composition, ließ die formale Durchbildung interessanterweise die Rückwirkung der künstlerischen Eigenart vom Sohne Joseph deutlich wahrnehmen. Und thatsächlich gestand es Vater Führieh gerne, hinterher noch Lehrkug seines Sohnes geworden zu sein.*)

Fast hätte ich über dem trauten Geplauder, das sich dieses Morgens wieder zwischen uns entspann und gleich zauberhaften Fesseln zum Bleiben verhielt, der Weiterreise vergessen. Als ich dennoch des Scheidens bedacht worden und Hand reichen mußte zum Abschiede, rüstete hastig auch die in ihrer patriarchalischen Gemüthsinnigkeit wahrhaft bewunderungswürdige Trias zum üblichen, gastlichen

*) Auf einer früheren Wanderung im Umkreise von Pragau — wo ist mir leider entfallen — traf ich in einer Friedhofskapelle einen aus der Jugend Vater Führiehs datirenden sogen. Todtentanz. Durch die Fenchte des Lokales zwar bedeutend schadhast geworden, ließ sich daran doch immer noch ebenso lebensvolle Composition wie correcte Zeichnung, kurz die Merkmale eines nicht gewöhnlichen „Landmalers“ erkennen.

Geleite. Marie voraneilend, holte noch eine Anzahl der schönsten Äpfel aus dem Garten, die sie mir unter herzigen Worten in mein Studententränzchen schob, und dann begleiteten mich Vater und Mutter nebst Marie bis weit in die Ebene von Weißkirchen. — Mein nächstes Ziel war der Dybin.

Vater Führich sah ich nicht wieder. Er starb am 9. November 1836 im Alter von 61 Jahren.*) Mutter und Marie holte Joseph hierauf zu bleibendem Aufenthalte nach Wien. Der untere Theil des Stammhauses nebst Oekonomie wurde in Miethen gegeben; der obere Theil blieb bisher Depot für die oberwähnten Nachlaß- und Pietätsgegenstände.

Die Jugendzeit.

Geboren zu Krakau am 9. Februar 1800, fiel die Jugend Joseph Führichs**) „in die bedeutame Zeit des Geisteskampfes, den so mancher edle Held in deutschen Landen auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft in Gottes Namen aufnahm, während der verheerende Sturm von Westen her über unsere Länder erbrauste.“***) Glücklicherweise indes wohlhingefriedet in dem — vorangehend geschilderten — Elternhause, geschirmt und geleitet vom rüstig waltenden Vater, im Gemüthe lieblich umfaßt von der frommen Mutter, entwickelte sich der Knabe denn auch unberührt von Kampf und Sturm in wahrhaft idealer Kindlichkeit.

Was inzwischen aber draußen unter Ringen der Geister und durch Waffenthat sich vollzog, das war der Aufbau einer neuen Aera, einer freien, frohen Zeit für das Wiedergebeihen der Künste des Friedens.

Dem Entwicklungsgange Führich's folgend, finden wir ihn gleich anfänglich von jenen beiden Elementen beeinflusst, welche dem Künstlerwerden richtiger Weise vorbauen. Ueber der frühlichen Werththätigkeit des Vaters von der Wiege an

*) Der jener Zeit das Prager schöngeistige Gebiet kritisch beherrschende Aesthetiker, Professor Anton Müller, widmete in der „Bohemia“ vom 22. Nov. 1836 Vater Wenzel Führich einen Nachruf, dem ich Folgendes entnehme: „Man klagt mit Unrecht, daß das pflichtgemäße Wirken eines Mannes, der in stiller Zurückgezogenheit zu sein strebt, spurlos vorübergehe. Sein Geist lebt durch die Kraft des guten Beispiels in seinen Kindern und in einer Schaar von Freunden fort ... konnte er ihnen auch nur durch ein anregendes, warnendes oder tröstendes Wort nützen. Schließt kein solcher Mann die milden Augen auf immer, so knüpft sich an jede Thräne über den Verlust die Erinnerung an seinen Werth.“

Wer konnte die Familie Führich nicht kennen lernen, ohne sie für immer lieb zu gewinnen, und nicht verlassen, ohne sich an dem patriarchalisch-frommen Sinne derselben erbaut zu haben. ... Wie sehr aber der schlichte, bescheidene Mann von Allen geliebt wurde, die ihn kennen gelernt hatten, erwies sich bei seinem Leichenbegängnisse. Es ehrte nämlich seine Vaterstadt und die Umgebung sein Andenken durch einen Leichenzug, der eine volle Stunde dauerte. Die städtische und benachbarte Schuljugend, der Herr Dechant und Bezirksvikar P. Franz Petters, unter Assistenz der Geistlichkeit aus den angrenzenden Pfarreien, die Magistratspersonen, alle Maler der Umgebung von Krakau, die uniformirten Schützen und eine unabsehbare Menge Volkes begleitete die Leiche. . . . Sein Andenken ist nicht mit der Erde, die seinen Sarg bedekt, verschwunden, er lebt in den Herzen seiner zahlreichen Freunde fort. . . dem Verstorbenen ist das seltene Loos gefallen, daß er in der eigenen Vaterstadt weder verkannt, noch beneidet wurde; und dies ist die schönste Blume auf seinem Grabe.“

**) Joseph war der Erstgeborene unter 11 Kindern, von welchem 9 in früher Jugend starben und nur noch die 1811 geborene Maria Anna Antonia unter den Mitlebenden verblieb.

***) Worte von Lukas von Führich in der Charakteristik seines Vaters in der Paderborner „literar. Rundschau.“

vertraut mit der Kunst, hatte ihn frühe auch die Mutter mit hinausgezogen auf die zum Haushalte gehörigen, am Walbfaume gelegenen Felder und hier gut verständigt mit der Natur.

Dem speciellen Ermessen für den künstlerischen Einfluß des Vaters dient ganz besonders ein mir vorliegendes „Journal zum Unterrichte in der Maler- und Zeichenkunst für Augustin Felgenhauer“*), aus welchem widerspruchslos hervorgeht, daß Vater Führioh neben allem anderen auch noch als ganz tüchtiger Zeichenlehrer wirkte. Die von Aug. Felgenhauer in dieses Journal eingetragenen Zeichnungen sind jedenfalls nach gegebenen Vorlagen, nach welchen Wenzel Führioh überhaupt und zu guter Letzt auch seinen kleinen Joseph unterrichtete. Am Titelblatte steht nebst „Angefangen den 29. Septemb. 1798“ noch die Controll-Unterschrift „Wenzel Führioh in Krakau.“

Der nach der Folgenreihe der Zeichnungen klar erkennbare Lehrgang ist ein durchaus rationeller; den Anfang machen die hauptsächlichsten geometrischen Figuren mit nachfolgender Anwendung derselben auf einfache architektonische Compositionen. Weiter folgt das Zeichnen einzelner Theile des menschlichen Körpers: Hände, Füße, Köpfe, halbe und ganze Figuren in fortschreitender Durchbildung mittels der Feder und des Pinsels, theils mit Tusch, größten Theils aber in braunrother Farbe. Eine Anzahl von Blättern enthalten physiognomische Studienköpfe nach der Theorie von Lavater; den Abschluß geben Nachbildungen von Antiken und Natur-Modellen. Die das Ganze bildenden 41 Blätter enthalten bei 450 Einzelzeichnungen, die alle mehr oder weniger bestimmtes Zeugniß geben von einer correcten Anleitung für Form und Technik, wie sie kaum besser die Akademien jener Zeit ihren Schülern zu geben vermochten.

Beim Mangel aller Anhaltspunkte, daß Vater Führioh in seiner Jugend eigentliche Kunstbildung genossen habe, bleibt bloß anzunehmen, er habe sich vermöge seiner praktischen Findigkeit gerade nur als Autodidact zu der ihm eigenen Künstlerschaft aufgeschwungen. Wie dem auch sei, muß behufs einer gründlichen Erforschung des Entwicklungsganges Joseph Führiohs jenes „Journal“ zum Leitfaden genommen werden.

Weitere Bezugnahme hierauf vorbehaltend, will ich hier vorerst noch einige, die Erziehung im Allgemeinen berührende Daten anmerken.

Joseph Führioh besuchte dem gewöhnlichen Laufe nach die Ortschaftschule und lernte hier über das Gewöhnliche hinaus nach eigenem Wunsche etwas Musik, für deren Eindrücke er sich besonders empfänglich zeigte. „Ein altes Kirchenlied“ — also schrieb er später von sich selber — „von meiner Großmutter gesungen, blieb oft Wochen lang meine geistige Begleitung; ein Pastorale, in der Weihnachtszeit gehört, rührte mich bis zu Thränen“..... Seiner väterlichen Erziehung gedenkend, nennt er diese — „im besseren Sinne des Wortes“ — eine sehr strenge, indeß anderseits der Vater wieder nachsichtig war und „wie ein Freund“ mit ihm umging. Der häuslichen Abgeschlossenheit der Familie entsprechend, blieb der Verkehr des Knaben beschränkt auf die beiden Söhne des Stadtarztes Michael Schroff, des Jugendfreundes Vater Führiohs, und auf einen „findigen, anstelligen, sich mit allerhand Plänen tragenden“ Tischlersohn.

Als erste Kunstmahrung sind anzuführen einige im Hause vorfindliche Kupferstiche, darunter „ein paar Blätter nach Rubens“, aus Werken von Sandrart,

*) Eigenthum des Reichenberger Kunst- und Gewerbevereins.

Preiskler, die Ketz'sche Bilderbibel u. dgl. m., an welche auch der erste Zeichenunterricht anknüpfte.") Die ersten Lectionen in der Malerei schlossen unmittelbar an die Prax des Vaters an, indem er diesem, sei es „bei einem Schreiner im Orte oder einem Bauer auf einem nahen Dorfe, Brautgeräthe, Laden, Bettstellen, Schränke u. dgl. anstreichen und mit bunten Blumen und Landschaften schmücken half, auf Wegen oder einen Kindersarg, Engelsköpfe oder auf Särge für Erwachsene und alte Leute Crucifixe malen mußte.“ Und es war dies wohl auch die Gelegenheit, bei welcher er „noch nicht die Kunst, doch Manches, was in sie einschlägt, früher übte als erlernte“, und „unbewußter Rühnheit“ übte.

Hier anzuschließen sind nun die weiteren eigenen Worte Jos. Führich's: „Der vornehmen Kunstansicht unserer schönen Geister und Kunstenthlasten könnte der Anblick einer künstlerischen Erziehung, wie diese war, ein mitleidiges Achselzucken abnähigen; ich aber weiß mit Dank gegen Gott und meinen guten Vater, was sie mir genügt und wovor sie mich bewahrt hat.“ In der Rück Erinnerung sich vertiefend, zeichnete er in weiterer Fortsetzung, sinnig und schön, wie meist den Hintergrund seiner Compositionen, den seines Jugendlebens: „Hatte ich dem Vater bei seinem Erwerbe zu helfen, so schwebte mir immer ein gewisses Kunstideal vor, das sich in die Form des zuletzt gesehenen Besten kleidete, und ich versuchte etwas dem Aehnlichen hervorzubringen. So waren Thiere durch lange Zeit mein Lieblingsgegenstand, wozu mich die Anschauung der Natur, der Anblick einiger Kupfer und Radirungen von Berghem zc. gebracht hatten. Der eigentliche Hintergrund dieser Liebhaberei aber war die Schönheit und Poesie des Hirtenlebens, für das ich schwärmte. Mein Vater unterstützte diese Schwärmerei mit der Erlaubniß, durch zwei Spätsommer die Röhre hüten zu dürfen, da es eben nichts Besondere zu thun gab. Wer war glücklicher als ich? Ueberhaupt war es nie bloß das sogenannte Malerische allein, das mich anregte. Wenn ich bei meiner kleinen Heerde, an einem Felde im Thale hingelagert, die weite schöne Gegend überschaute, über welche die flatternden Wolkengebilde räthselhaft hinzogen und große wandelnde Schatten über Gebirge und Thäler breiteten; wenn ich den Stimmen der Luft und Wälder lauschte, unterbrochen von dem fernem Gesange der Hirten, dem Brüllen und Bücken der Heerden, dem Holzschlag aus dem Walde und dem Glucken und Murmeln der Bäche: da bedrückte sich die Gegend mit meinen Phantasien, genommen aus meiner kindlichen und kindischen Lebensanschauung. Es zogen wunderbare Bilder an mir vorüber, — aus mir heraus und in mich hinein. Die Einsamkeit sprach beredter Zunge zu mir..... Die Gegend meiner Heimat hat nicht die Großartigkeit der Alpenwelt, aber immer noch Reiz genug, um jedem Empfänglichen für schön zu gelten. Mit allerhand Holz, besonders aber mit erusten duftigen Tannen- und Fichtenwäldern bedeckte Bergzüge, mit weiten offenen Thälern, die wieder engere vor überraschend schöner und romantischer Lage mit Felsen und Wald einschließen; klare Bäche und ein großer, von den Bergen niedergehender Quellen-Reichthum, herrliche Wiesen, lieblich begrünte Hügel, wo Gruppen säufelnder Birken stehen; eine weite Ansicht von der Höhe, die mit einer alten Buche oder zerstückten Fichte gekrönt, die man weithin sieht; von solchen Stellen sich hinabziehende Gründe, Fichten und Tannen, deren einförmiges Rauschen etwa von dem Gellapper einer Mühle im Thale unterbrochen wird; liebliche Dörferchen mit großen

*) Wie aus einigen dieser Versuchszeit angehörigen Zeichnungen in der „Führich-Sammlung“ des Reichenberger Museums deutlich hervorkommt.

Vinden vor den Bauergehöften, und von den Dörfern aufwärts Aecker und Saatsfelder bis zum Saum der Wälder, die sich theilweise wieder herabziehen und mit duftenden Kräutern bedeckte Bergwiesen heimlich und traulich einschließen — das war die Natur, die mich umgab, in jeder Tag- und Jahreszeit mir immer neu und lieb.“ — In der also poesiereich beschriebenen Rück Erinnerung an jene Natur liegen aber auch alle die herrlichen Motive umschrieben, die wir vom Beginn bis zum Abschluß seines künstlerischen Schaffens im landschaftlichen Theile seiner Compositionen wiederfinden.

Zur Orientirung über das von der frommen Mutter beherrschte Gebiet finden sich gleich anziehende Reminiscenzen verzeichnet. So unter Anderem: „Außer den kirchlichen Festen des Jahres, die mich seit frühester Jugend, noch ehe ich etwas Wesentliches von ihrer Bedeutung verstand, immer mit einer eigenen Begeisterung erfüllten, waren meine größten Feste: ein Gang über Land mit meinem Vater nach diesem oder jenem Orte hin“..... nach Reichenberg, Friedland oder Maria-Haindorf. „Wenn mir schon die ärmliche Kirche meines Geburtsortes mit ihren wenigen Bildern und Schnitzwerken an Altären und Kanzel imponirte, so fand ich an den genannten Orten für mich unverfiebbar Quellen des Staunens und der Bewunderung“..... „Religion, Kunst und Natur flossen in meinem Gemüthe in unbestimmten, poetischen Schwingungen in ein Ganzes zusammen. — Wie Alles, was ich damals mit meinen schwachen Kräften in der Kunst hervorbrachte, in Beziehung stand zur Religion, so bekam auch Alles, was mich umgab, von ihr die Färbung..... Der Winter mischte seine Bilder mit Advents- und Weihnachtsbildern..... Ostern und Frühling waren mir ein und dasselbe, wie Sommer mit Pfingst- und Frohleichnamfest; dem Herbst gaben dann die Feste Allerheiligen und Allerseelen tieferes Gepräge und ernstere Physiognomie..... Wie eine Krippe zu Weihnachten mir von frühester Kindheit ein unentbehrliches Bedürfniß war, so waren auch Krippenfiguren — die ziemlich das Erste gewesen sein mögen, worin ich mich versuchte — um diese Zeit meine liebste Arbeit.“

Verständlicher als durch diese kindlich offenen Mittheilungen ist durch kein anderes Mittel der Ursprung des künstlerischen Wesens Joseph Führichs darzulegen; — eines Wesens, das, unbekümmert um den Beifall der Menge, die in glücklicher Kindheit gewonnenen Anschauungen festhielt und künstlerisch gestaltete.

Bliden wir nun im Anschluß an die obige Aussage auf jene ersten Arbeiten zurück, so bestanden diese allerdings in „Krippenfiguren“, unter welchen auf dünnem Kartenpapier mit Wasserfarbe gemalte, verstellbare Figuren zu verstehen sind. Maria, Joseph, die Krippe mit dem Jesukinde, als Hauptgruppe in die übliche „Höhle“ (Stall) eingestellt, der Gloriaengel darüber schwebend, war diese vornan umgeben von anbetenden Hirten, indeß das rückwärts aufstufende Gebirge mit der Stadt Bethlehem, der Mittelgrund mit weidenden Heerden besetzt erschien. Für das Dreikönigsfest wurden — meist an Stelle der Hirten — die hl. drei Könige sammt Gefolge aufgestellt. — Wie viele solche Krippen s. B. sinder Hand fertig gemacht wurden, wer vermöchte es zu sagen! Thatsache ist, daß in Krakau, Friedland und den anderen Nachbarorten die meisten wohlhabenden Väter Auftraggeber für solche waren, und daß diese, insoweit sie nicht durch die in diesen Orten vorgekommenen vielen Brände zu Grunde gingen, neuerer Zeit von Agenten der Kunsthändler aufgekauft wurden.*)

*) Eine kleine Sammlung solcher, überaus nett und liebevoll gemalter Krippenfiguren besitzt

Doch wie vieles hiedurch von dieser Art von Arbeiten für die Heimat verloren ging, hatte an benachbarter Stelle sich eine Hand gefunden, unter welcher eine größere Zahl der kostbarsten Jugendarbeiten des Künstlers wohlbewahrt blieben.

Als ich nämlich Anfang 1875 die Führichsammlung im Reichenberger Museum anlegte, und im Interesse dieser mich durch öffentlichen Aufruf an Besitzer von Werken Führichs gewendet hatte, brachte mir ein ehrenwerther, alter Bürger Reichenbergs, der Tuchhändler Herr Anton Hübner ein großes Paket mit Zeichnungen, aus welchen sich mir ein vollständiges Bild des künstlerischen Entwicklungsganges Führichs von seinem elementaren Beginnen bis über den bedeutamen Dreißigstag — 1821 — entrollte.

Den Einblick erschließt eben das schon auf Seite 257 erwähnte „Journal Felgenhauer“, von dem aus an der nach der Zeitfolge anreihenden Führichzeichnung „Anbetung der hl. drei Könige“ sofort der Nachweis zu führen ist, daß jenes Journal den Lehrstoff angibt, nach welchem Vater Führich seine Lehrlinge gemeinsam schulte. Es basirt die figurenreiche Composition offenbar auf einem alten Kupferstich, doch treten in derselben zugleich alle die besonderen technischen Merkmale des „Journals“ zu Tage.

Auders ist es schon mit den „Raubschützen“ — die nächstlicher Weise im Waldesdickicht um ein Feuer lagern, und den „Eremiten“, in romantischer Waldeinsamkeit nach ihren verschiedenen Beschäftigungen dargestellt — deren Geburtszeit zwischen 1814 und 1815 liegen dürfte. In diesen tritt uns bereits ureigne, poetische Auffassung der Natur entgegen.

Einen bedeutamen Uebergang bildet dann die „Morgenseier der Hirten“, eine Zeichnung auf farbigem Papiere mit aufgehöhten Lichtern, die bei durchweg naiver Auffassung des Gegenstandes bestimmte Spuren zeigt von theilweise schon versuchten Nachbildungen nach dem Naturmodelle, denn wie steif und wenig idaler Form auch die Hauptfigur — ein lautenspielender Sänger — dasteht, ist der genomene Anlauf zu realistischer Gestaltung gleichmerkbar im Kopfe, wie an den Händen und Füßen desselben.

Den damit einmal betretenen Weg progressiven Fortschrittes bekunden noch eine „Christnacht“, „Christus am Delberge“, „St. Wenzel vor der Kirchenpforte in Altbunzlau“, namentlich aber eine „Anbetung der Hirten“. Diese figurenreiche, durchaus lebensfrische, in Aquarell ausgeführte Composition datirt in das Jahr 1816. In dem nach rückwärts offenen Stallgebäude mit der Aussicht auf die den Hirten durch Engel zu Theil werdende Verkündigung, drängen sich im Halbkreise um das in der Krippe liegende, herzige Kindlein freudig dreinschauende „Schäfer“, während die hl. Jungfrau sich ihnen mutterseligen Blickes zuwendet; St. Joseph aber die Fackel zu guter Beleuchtung der schönen Szene absichtlich emporhält. Wahrhaft kindliche Weihnachtsfreudigkeit durchleuchtet das Ganze, absonderlich die hl. Jungfrau, obschon sie streng genommen, nach Physiognomie und Schnitt ihrer Gewandung, gerade nur an „ein liebes Wesen“ von damals in Pragau gemahnt.

Beim prüfenden Ueberblicke der vorherährten Zeichnungen bis zu dieser letzteren, und zwar nach der Jahresfolge, wie nach der damit zugleich wahrnehmbaren Blickerweiterung für das Erfassen äußerer Erscheinungsformen, nöthigt sich von

Herr Nikolaus Lehmann in Prag; eine andere Serie befand sich bis voriges Jahr im Prager Führichhause und kam seitdem in den Besitz des Herrn Lukas Ritter von Führich in Wien.

selbst die Ueberzeugung auf, daß der junge Künstler nun bereits der väterlichen Leitung entwachsen, es daher auch an der Zeit war, Fürsorge zu treffen zur Anbahnung eines Ausweges aus dem patriarchalischen Gefriede.

In Uebereinstimmung damit ist, was uns durch die autobiographischen Notizen bekannt wird. Sie besagen ganz richtig, daß der Vater vielseitig angegangen worden sei, die künstlerische Ausbildung des Sohnes durch akademische Studien vollenden zu lassen; sie dachten aber auch an, daß, wie überzeugt er war von der Wohlmeinung dieser Rathschläge, sich bei seinem bescheidenen Erwerbe doch nicht ohne weiters Amen und Ja sagen ließ. Mitherkömmlicher Weise lenkte sich deshalb, wie in ähnlichen, die „Untertans“ Kräfte überschreitenden Angelegenheiten die gute Zuversicht auf den Grundherrn — Grafen Christian Lam-Gallas. Dem Entschlusse, den Weg solcher Zuversicht zu betreten, leiht die Autobiographie dann folgende Worte: „In unseren Sonntagsgleibern, mit einem Bittgesuche und einigen Proben meiner bereits erworbenen Kunstfertigkeit versehen, machten wir uns auf den Weg nach Grafenstein“ — (wo sich der Grundherr zur Zeit aufhielt). . . . „Der Graf empfing uns gütig, aber kurz, nahm meinem Vater das Gesuch ab und übersah flüchtig meine mitgebrachten Versuche, aus denen, wie er sagte, wenig zu schließen sei. Doch beruhigt, daß nun geschehen, was an uns war, und in Erwartung des Bescheides, gingen wir nach Hause . . . Nach kurzer Zeit erhielt mein Vater sein Gesuch mit der Bemerkung zurück, daß ich für akademische Studien noch zu jung sei, aber seiner Zeit berücksichtigt werden solle.“

Damit allerdings auf unbestimmt wieder einverleibt der „kleinen engen Häuslichkeit“, schien solch ein Rückzug den noch vollständig kindlich naiven Sohn doch ungleich weniger zu bekümmern, als wie den fernerblickenden Vater. Denn, indes jener nun erst roth seine wiedergewonnene Freiheit auszunützen suchte und sich „unbemerkter Kühnheit“ sogar in das Malen von Altarblättern einließ *) — „welche die Leute befriedigten“: dachte dieser nur um so ernster an ein zielgemäßes Fassen des also wild dahinbrausenden Talentes. — Und es richtete sich diesmal aus eigener Initiative sein Blick direkt auf Prag. Bald nach Ostern 1816 reiste auch Vater Fährlich in Begleitung seines Sohnes dahin ab.

Die akademische Laufbahn.

Halb ängstlicher, halb gehobener Stimmung die große Stadt mit ihrer Masse von Thürmen, ihren langen, düstern Gassen betretend, vereinigte die rege Phantasie des jungen Wanderers doch rasch wieder die gegensätzlichen Eindrücke, so daß ihn alles das hier groß und ernst vor Augen Stehende wie ein vorlängst erschauetes, in sehnstuchsvoller Erinnerung gehaltenes Traumbild anmutete.

Den etwaigen Rest des Fremdgefühls in dieser „neuen Welt“ behob dann vollends der Besuch beim Akademiedirector Joseph Bergler. In Begleitung des Vaters die breiten Treppen des ehemaligen Jesuiten-Collegiums zur Wohnung desselben hinangestiegen, war die Aufnahme eine äußerst liebevolle, alle ängstliche Scheu benehmende: Es blieb nur das Gefühl von Ehrerbietung, die seine Zimmer voll Gemälde, sein Bücherschrank und vor Allem seine Persönlichkeit hervor-

*) Bei welcher Gelegenheit auch die oben erwähnte „Anbetung der Hirten“ als Altarbild ausgeführt wurde.

rief. — Da aber der empfohlene Lehrling Nichts zu zeigen hatte, bat ihn der Vater um die Aufgabe zu einer Composition, welche in wenig Tagen gelöst und zur Beurtheilung vorgelegt werden solle. Lächelnd nahm hierauf Bergler die Bibel zur Hand und las aus dem Buche Tobias die Stellen, wie der Engel Raphael den jungen Tobias ermunthigt, ohne Furcht den Fisch aus dem Wasser zu ziehen, und dann die Vermählung des jungen Tobias.

In wenigen Tagen wurden richtig die fertigen Compositionen gebracht. Bergler, sichtlich davon überrascht, würdigte doch rückhaltlos, was an den Zeichnungen zu würdigen war, ohne aber auch zu verschweigen den Tadel über die Gebrechen darin, die er zunächst durch das Studium der großen, alten Meister zu beheben empfahl. Schließlich beschenkte er den hoffnungsvollen Jüngling mit mehreren, von seiner Hand radirten Blättern und lud ihn ein, etwas für die Kunstausstellung zu malen.

Zwar immer noch nicht recht im Klaren über das Weitere, schien für die bescheidenen Pilger doch vorläufig schon mehr erreicht als sie vorauszusetzen gewagt hatten. Der Heimgang erfolgte darum auch in ganz anderer Stimmung wie vordem aus Grafenstein. Wohl ebenfalls wieder hingehalten, lag dafür in den Abschiedsworten Berglers so viel des Ermuthigenden, wie bisher noch in keiner andern Vertröstung.

Also wieder zu Hause angekommen, ging es ganzen Ernstes an die Vorstudien für die zugemuthete Kunstausstellungsarbeit. Der Tod Otto's von Wittelsbach — wozu Babo's Trauerspiel veranlaßte, war der eine Gegenstand; der andere, wie der böhmische Herzog Borikwoj auf der Jagd den hl. Einsiedler Ivan findet. Und es wollte dafür alles aufgeboten werden, was sich in der engen Heimatsphäre dienstbar zeigte. Namentlich sollte in der zweiten Aufgabe nach aller Vorlesung der ganze Reiz des Naturlebens im Walde zur Schilderung kommen.

Ueber dem Belauschen dieses Lebens und dessen unendlicher Formenfülle, wuchs dann freilich auch der Nachahmungseifer wieder derart, daß der bisherige Idealist sich — so zu sagen — kopfüber in den Naturalismus stürzte. Denn Alles, was zur beabsichtigten genauen Ausführung im Bilde kommen sollte, das trug er — so weit es eben zulässig — in seine Arbeitsstube; so alle für den Vordergrund bestimmten Pflanzen, Steine, ja sogar eine junge Fichte, mit deren Nachbildung er sich tagelang plagte. *) Versteht sich, kam's, wie es kommen mußte. Im gesammten Wesen schon für den Idealisten angelegt, entsprang die Phantasie alsbald wieder diesen ungewohnten Fesseln, und wurde der ganze Apparat hinter das Haus geschoben. Indeß wie fast komisch sich uns diese Studienepisode vorstellt, darf ihrem Vorkommen ganz erhebliche Bedeutung zugemessen werden; diese spontane „Abirrung“ — wie sie der Künstler später selber nannte — machte ihn ja gerade erst bekannt mit den Grenzen der Kunst, und zeigte ihm, in wie weit sich Naturwahrheit mit der bildenden Kunst veretablen lasse. Daß Führer über die Abirrung hinaus mit der Natur zurecht zu kommen mußte, und wie nur wenige seiner Zeitgenossen ein unerschöpfliches Naturschilderungsvermögen sich erwarb, das beweisen allein schon seine weit und breit bekannten cyklischen Compositionen vom „Vater unser“ an bis zum „Buche Ruth.“

*) In späteren Tagen sich an diese Periode erinnernd, äußerte der Künstler lannig: „Jener Zeit hätte ich mir, wenn's möglich gewesen wäre, sogar die Felsen mit nach Hause genommen und vor meiner Staffelei aufgestellt.“

Die also sorgsam für Prag gemalten Bilder waren fertig und noch vor Weihnachten dahin abgefendet worden, die Nachreise von Vater und Sohn erfolgte Anfang Jänner 1817 bei harter Kälte und Schneegestöber mittels eines Frachters — während einer dreitägigen Fahrt. Sie kamen eben zur Eröffnung der Kunstausstellung an, auf welcher die beiden Gemälde schon zur Schau standen, und nicht geringes Aufsehen erregten wegen der kernhaft frischen Auffassung und kühnen Technik im Gegensatz zu den weichlich verschwommenen Malereien aus der Berglerschule und jener von Füger in Wien. Die zahlreichen Besucher hatten auch bald den ländlichen Pictor in Gestalt eines hochaufgeschossenen, schlicht bäuerlich gekleideten Jünglings erpäht, ihn mit Brillen und Lorgnetten aufs Korn genommen, anbei nicht unterlassen ihm ihre Beifallsäußerungen kund zu geben.

Damit waren die hochgehendsten Erwartungen dessen übertroffen, der besten Falls „auf Duldung im Kreise der Werke gereifter Meister gerechnet hatte.“*) Ung so mehr dann, als den flüchtigen Beifallswinken jene faßbare Anerkennung folgte, durch welche dem jungen Künstler die Etape bereitet wurde für das ins Auge gefaßte Ziel.

Schon waren die für den Aufenthalt zugemessenen Tage und Mittel auf der Neige, und war, in Ermanglung eines weiteren Aufenthaltsgrundes, die Abreise für den nächsten Morgen festgesetzt. Nicht ohne Wehmuth bestimmten sich daher die beiden Kunstpilger zu einem letzten Besuche der Kunstausstellung. In dieser, beklommenen Herzens auf- und abschreitend, geschah es dann, daß ein unbekannter Herr (Maler Tegöel) auf sie zukam und aussagte: Graf Thun habe die Gemälde (Joseph Führich's) gekauft, er habe den Auftrag die dafür verlangte Summe hiemit auszuführen

Als sie freudigsten Herzens hierauf zum befreundeten Maler Quaißer eilten, um diesem Mittheilung zu machen von diesem „unverhofften Glücke“, suchte sie auch dort wieder ein Herr auf, mit dem Bedeuten, Graf Lam-Gallas wünsche sie nächsten Morgens bei sich zu sehen. Nachdem es mit der Abreise jetzt nicht mehr so ängstlich stand wie früher, wurde denn auch gerne noch ein Tag zugegeben. — Des nächsten Morgens beim Grafen vorgelassen, entschuldigte sich dieser bei Vater Führich, daß er ihm erst so spät den versprochenen Bescheid auf das frühere Gesuch ertheile. Dieser laute nun ganz kurz: „Geben Sie Ihren Sohn nach Prag, damit er die Akademie besuchen könne, ich werde ihn hiefür unterstützen.“ Ueberrascht, daß sie kaum zu sprechen vermochten, standen die unerwartet solcher Weise Beglückten vor dem edlen Grafen, der das Werk seiner Güte nun auch so eilig nahm, daß er das sofortige in Prag Verbleiben seines Schüplinges beanspruchte. Diese letztere Bedingung wußte indeß der fürsorgliche Vater noch durch die Bitte abzulenken: es möge ihm gestattet sein noch einmal mit dem Sohne heimzukehren, damit alles Nöthige zu bleibendem Aufenthalte gehörig vorbereitet werden könne.

Ganz anders bestellt war's dann freilich bei der Rückfahrt als auf der Herreise; weit aus anders bei der Heimkunft, als beim Abschiede. — Für Vater Führich hatte die zur jetzigen freudigen Erledigung gekommene Angelegenheit allerdings eine nicht leicht zu behebbende Schattenseite. Den einzigen lieben Sohn, in aller Unerfahrenheit herangewachsen, allein in die vielfache Gefahren

*) Wie Führich in seiner Autobiographie notirte.

bergende Hauptstadt zu entlassen, das widerstrebte seinem väterlichen Pflichtgefühl.

Diesen inneren Conflict zu beheben, galt es einen Entschluß fassen, wie ihn eben nur ein dem „alten Führich“ gleicher Charakter zu fassen vermag. Verzichtend auf Alles, was ihm die Existenz im eignen Heim, was ihm seine Stellung in der Gemeinde lieb und werth gemacht: gab er jetzt Commando für einen Gesamtaufbruch der Familie, um so dem Sohne zu Rath und That in der Hauptstadt zur Seite bleiben zu können.

Die Uebersiedlung geschah im Sommer 1818. — Außer den Eltern und der damals siebenjährigen Tochter Marie befand sich im Geleitzuge des künftigen Akademikers auch noch dessen Großmutter — mütterlicher Seits.

Joseph Führich begann seine akademischen Studien genau in der Weise, wie sie zur Zeit an der nach eklektischem Systeme eingerichteten Prager Akademie gebräuchlich war. *) Der Vorbereitungscurus **) bestand im Nachzeichnen einer langen Reihe von Vorlagen von der Hand Berglers — nach Antiken, Naturmodellen und Einzelfiguren aus Raphael'schen Compositionen. Daran schloß das Zeichnen nach Gypsabgüssen antiker Köpfe und Figuren, schließlich das nach dem Naturmodelle; in Fortsetzung dieser Studien ging es dann über zum Nachzeichnen nach Gemälden der Gallerie und zur Composition; anlässlich dieser beiden Uebungen zu Malversuchen für die Kunstausstellung. Auffallender Weise ging hier in Prag alledem keinerlei wissenschaftliche Nachhilfe zur Seite.

Nicht außer Auge zu lassen ist über diesem Verfolgen des jetzigen Studienweges Führich's seine vorher schon auf dem Wege der Autopsie erworbene Fertigkeit, vermöge welcher er leichten Schrittes nun über Aufgaben hinwegkam, die für Andere zu schwer überschreitenden Klippen wurden. Zudem gilt es in Mitbetracht zu ziehen, daß mit der Uebersiedlung und Abtrennung des Vaters aus seinem Erwerbskreise, die Ernährungs-pflicht für die Seinen alternierend auf den Sohn übergegangen war.

Wohl zu verstehen sind daher seine eigenen Andeutungen, wonach er froh war, neben den Studien eine kleine Erwerbssquelle zu finden, indem er „für einen Kunsthändler kleine Wallfahrtsbildchen, auch für einen Buchhändler Wignetten zeichnete;“***) erklärlich wird damit aber auch zugleich, daß er unwillkürlich sowohl über die akademische, wie die dermal beengte Bestellschranke hinausgriff, und sei es auf Invitation hin oder aus innerstem Drange sich auf Compositionen bedeutendster Art einließ.

Wieder ist es die Reichenberger „Führich-Sammlung“, auf die ich mich zur Beweisführung dessen zu stützen vermag.

Da liegt zuvörderst eine höchst beachtungswerthe vor, aus dem Jahre 1819 datirende Sepia-Zeichnung, der Szene nach der Kreuzigung Christi. Ueberhaupt schon interessant durch den wahrnehmbaren Fortschritt im Formellen der Composition (seit der auf Seite 260 besprochenen „Anbetung der Hirten“) und der

*) Hierher zu vergleichen ist die Studie: „Joseph Bergler“ im 5. u. 6. Hefte des 13. Jahrg. d. Mittheilg.

**) Die akademische Matricul führt Jof. Führich erst 1819 als „Akademiker“ an.

***) Im Anschlusse daran zeichnete er auch zum Texte „Bibliche Darstellung der Geschichte des alten Testaments“ von Joh. Deveria 75 Bilder. (Erschienen bei Joh. Pachmayer in Prag 1827.

Wahrnehmung befruchtender Studien, tritt uns der junge Künstler hiedurch mit einer tief dramatischen Auffassung entgegen, wie sie kaum bedeutender bei Cornelius — in dessen Campo santo Cyklus — wiederzufinden ist. Marie schmerzgebeugt an Johannes gelehnt; Magdalena auffammernd in die Knie gesunken; andererseits die beiden anderen leidtragenden biblischen Frauen, sämtlich in geschlossener Gruppe um den am Kreuze verscheidenden Heiland; rückwärts im entsprechenden Anschlusse die um die Gewandung wülfelnden Soldaten — steht uns das Ganze gleich überraschend wahr, wie künstlerisch schön erfasst vor Augen. Und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Composition zurückleite auf die Reminiscenz des Oratoriums „Tod Jesu“ von Braun, von dessen Anhören der Künstler in seinen autobiographischen Aufzeichnungen Notiz nimmt.

Von mehreren dazwischen liegenden, erkennbar unter dem Einflusse der Bergler'schen Radirungen entstandenen Compositionen, wie z. B. „Hagar in der Wüste, Joseph von seinen Brüdern verkauft“ zc., will ich wieder nur jene hervorheben, durch welche eine neue Phase erkennbar wird. Eine solche tritt besonders wieder in einer „Heiligen Familie“ und in der „Taufe Christi“ vor Augen. Aus der einen wie der anderen Zeichnung läßt sich nämlich herausfühlen, wie eifrig inzwischen schon die besten Prager Gemälde studirt wurden, und wie bedeutenden Einfluß diese übten sowohl in Bezug auf die Gesamtdarstellung, als auch für die formelle Ausführung. Während also die in schöner Gruppe vereinigte, theils mit der Feder, zum Theil mit Bleistift gezeichnete hl. Familie — mit Maria, Joseph, Joachim, Anna, Elisabeth, Zacharias, dem Kinde Jesu und dem kleinen Johannes, obenan mit Gott Vater nebst einem singenden und einem Laute spielenden Engel, an den Einfluß von Maratti und Trevisani erinnern, deutet die Taufe mit dem auf einem Felsvorsprunge des Flußufers halbknieenden Christus, dem taufenden Johannes, und zwei im Hintergrunde angebrachten Engeln wieder auf *Secreta*, ohne jedoch als Plagiate genommen werden zu können. Das Eigenartige schlägt vielmehr auf das entschiedenste durch, und zeigt sich in ersterer Composition dieselbe kindlich innige Gefühlwärme wie in der „Anbetung der Hirten“, nur schon um Vieles veredelter in Zeichnung der Köpfe und Gewandung, dieses besonders im Vergleiche der Gestalt Maria's von dort zu hier. In der mit Tusch ausgeführten Taufe finden wir dagegen die beiden Hauptgestalten von so männlich kraftvoller Würde und naturrichtiger Zeichnung, wie bisher noch in keiner anderen Darstellung. Beide tragen die Jahreszahl 1819, mithin die des ersten Studienjahres.

Beachtenswerth ist noch eine folgende Skizze: „Der hl. Ostermorgen“, wegen der darin ausgesprochenen Hinneigung zu den antikisirenden Typen Bergler's *) und der daran zu knüpfenden, psychologisch interessanten Folgerung, daß der Künstler reinster Naivität auch jeden neuen äußeren Eindruck wieder spiegelte.

Forschen wir nun Anblicks dieser Symptome des psychischen Entwicklungsprozesses etwas näher nach den reagirenden Mitteln, dann fragt sich vor allem, welcher Art waren die Hilfsstudien?

Daß die damalige Prager Akademie über das Zeichnen und Modelliren (für Bildhauer) nicht hinausging, also keinerlei eigentlich wissenschaftliche Studien

*) Dieser „hl. Ostermorgen“ nebst einem Pendant, „die hl. Christnacht“, kamen lithographirt von Heine durch Peter Bahmanns Erben 1820 in den Kunsthandel, und dürften die erstenervielfältigungen Führich'scher Zeichnungen gewesen sein.

mitumrahmte — das bleibt einfach als Thatsache anzuführen. Was aber erübrigte, dann endlich jenen Talenten, die über diese knappe Uniform hinauswuchsen, als — in einer Art von Freibeuterei zu nehmen, wo Zufagendes zu finden war. Und Solches fand sich dann hauptsächlich nur in der Lectüre, wobei es freilich wieder vom guten Genius abhing, wenn diese eine gute wurde. — Erhärtend für die Richtigkeit dieser Supposition ist, was Führich selber aussprach:

„In der Lectüre waren es begreiflicher Weise besonders Dichter, die mich an- zogen, zuerst und vorzüglich Schiller und Göthe, obschon ein eigentliches Ver- ständniß des Letzteren mir damals fehlen mußte, weil ich nur jene Poesie kannte und anerkannte, die ich selbst fühlte. Meine Anschauungen von der Welt und den Dingen waren reiche, doch lenksam durch die Phantasie; und meine Lecture, die sie leicht in diese oder jene Strömung brachte, theilte ihr mit so manchem Anderen, das ich in der großen Stadt sah und hörte, nur noch mehr Zerflossenheit mit. Diese schwimmenden, flatternden, gaukelnden Wallungen und Stimmungen vom Eindrücke des Augenblickes erregt und verdrängt, schienen mir eben Poesie, und der feste Grundton von Glaube und Erkenntniß im Gemüthe war nicht stark ge- nug, um alle diese Stimmen und Bilder von Außen zu durchtönen und ordnend zu durchleuchten.“

Merkwürdiger Uebereinstimmung deutet sich in diesem schlicht offenen Geständ- nisse jenes gemeinsame Moment an, das wir als Massenerscheinung während ge- wisser Uebergangstadien mit „Sturm- und Drangperiode“ bezeichnen. Und in der That befand sich der bislang in seiner patriarchalisch idyllischen Anschauung dahinlebende Jüngling jetzt gleich unsicher vor dem inneren Drange, wie vor dem äußeren Ansturme zeitbewegender Fragen. — Dem vollkommen entsprechend, wird jetzt zu einer veränderten Schaffensform gegriffen. Es entstehen die Illustrationen zum „Wilden Jäger“, zum „Gang nach dem Eisenhammer“ entsteht „Erminia“, wie sie zu den Hirten am Gestade des Jordans kömmt (Tasso, befreit Jerusalem 7. Gesang), und zeichnet er Titelbilder zur Grazer Schillerausgabe, welche die liebevollste Hingebung an den Dichter bestätigen. *) Ueberdies finden wir ihn engagirt für die Mitarbeit an den von 1819 bis 1821 von Aug. Witter- bacher durch Pet. Bohmanns Erben in Prag herausgegebenen Bilderwerken „Das Kriegswesen der Römer“ und „Egyptische Alterthümer“ 2c., wofür er offenkundig die hervorragendsten Compositionen beibrachte. **) Außer den feinen sind die bedeu- tendsten jene, welche Leop. Kruse zeichnete.

Also raschen Wechsels „schwimmend und flatternd“ von einem Stromufer zum anderen, war diese Zwischenzeit, bevor der wieder eintretenden Reaction, doch eine der fruchtbarsten Entwicklungsphasen. Sie dürfte denn auch ihre entscheidende Nachwirkung dahin behalten haben, daß Führich für alle Folgezeit weit nachdrück- licher als Componist wie als Maler wirkte.

Schon damals vorwiegend als hurtiger und trefflicher Zeichner in Anspruch genommen, förderten die Lust an derlei Thätigkeit wohl absonderlich noch die da- mit verbundene Aussicht auf dauernde Beschäftigung durch bereits mehrfach in Angriff genommene cyllische Werke. Dem aubei mitentstandenen Bedürfnisse nach

*) Ich fand eine Anzahl dieser Original-Zeichnungen in der Sammlung des wackeren Künstlers und Galerie-Inspectors Karl Würbs † 1876.

**) Wie trefflich charakterisirt sind die „Auxilia Romanorum“ (Blatt 5); wie dramatisch wirk- sam ist die „Apotheosis“ und „Imperator factu sacrificio“ 2c. (Blatt 59 u. 60) u. a. m. Gestochen wurden diese Blätter von dem tüchtigen Wiener Kupferstecher Lotterba.

vervielfältigenden Händen im Stiche und in Lithographien entsprang aber auch noch eine andere Lust: die an dieser Vervielfältigung sich selber zu betheiligen. Hatte er ja doch schon genug des Jammers zu äußern gehabt über zeitlich erlittene Mißhandlung durch allzu wenig künstlerisch vorgeschulte Stecher und Lithographen. Dazu von Haus vertraut mit den technischen Handgriffen, bedurfte es ferner nur eben noch des zwingenden Anlasses, um zum factischen Ausbau des brachliegenden Feldes zu schreiten. Diesen Anlaß gab das Unternehmen einer Geschichte Böhmens in größeren Bildern durch *Hanka*, der in *Führich* den Hauptmitarbeiter dafür bestellte.

Das Werk groß und mit edler Vaterlandsliebe gedacht, wurde vom Künstler gleichen Sinnes erfaßt, und auch ausgesprochen tieferen Studiums als bei früheren Arbeiten Hand daran gelegt.

Treu der mir gestellten Aufgabe, die äußere Action des Künstlers immer beifällig wieder durch die innere, geistige Pulsation zu motiviren, muß ich hier momentan zurückgreifen auf ein weiteres Selbstbekenntniß des Künstlers. Der jetzigen allmähigen Rückkehr aus einer zeitweise irrgänglichen Richtung gedenkend, äußert derselbe: „Wohlthätig, wie ich glaube, wirkte auf mich die Bekanntschaft mit den Werken jener Dichterschule die in *Novalis*, *Tied*, *Wackenroder* und den beiden *Schlegel* ihre Vertreter fand. Dem Reflexe dieser Bewegung der Dichtkunst begegnete ich auf dem Gebiete der bildenden Kunst zuerst in den Compositionen aus *Goethes „Faust“* von *Cornelius*. Sie machten einen großen Eindruck auf mich, es war, als träte mir in ihnen der feste tastbare Kern jener erwähnten Poesie entgegen“ „Ich fing damals an, mir aus allen künstlerischen Eindrücken eine Art Richtung zu bilden, was mich indeß einer anderen Gefahr nahe brachte, der, in die träumerischen Tiefen des Heidenthums zu versinken. Worüber ist wohl zugleich in eine Vernachlässigung des materiellen Theiles meiner Kunststudien verfallen wäre, hätte mich nicht ein Mann aufgesucht, der nachher bis an seinen Tod sich mir als wahrer, theilnehmender, nach bestem Wissen und Können helfender Freund bewährte. Dies war der Doctor der Rechte, kaiserlicher Rath und Professor *Schuster*, der in seiner herben, aber gutgemeinten Art zu tadeln, mich gerade auch auf diesem Wege zu einem festeren und ernstern Studium anspornte.“

„Auf seine Veranlassung ging ich im Sommer des Jahres 1820 nach Dresden . . . Einfluß nahm hier auf mich in ganz eigener Weise ein Carton von *Overbeck* — er stellte *Olind* und *Sophonra* auf dem *Scheiterhaufen* aus *Lasso's „befreitem Jerusalem“* dar. Der ruhige Geist, die ruhige, effektlose Würde dieser Conception brangen tief in mein Inneres. Was ich von *Cornelius* gesehen, floß mit dieser anderen Eigenthümlichkeit in mir zu einem Ganzen zusammen, aus dem mir einigermaßen klar wurde, was die neuere deutsche Kunstrichtung, von der ich öfter schon gehört und gelesen hatte, anstrebte . . . Ich verließ Dresden nach sechs Wochen . . . und was ich dort von Werken der neueren deutschen Historienmalerei gesehen hatte, schwebte mir als ein Verwandtes, mir aus der Seele Genommenes und längst Geahntes vor. Ich wollte mich in ähnlicher Weise versuchen, allein da ich die Ausgangspunkte jener Richtung, die alte traditionelle Kunst, so gut wie gar nicht kannte, so war ich irrt und rathlos . . . Um dieselbe Zeit kamen mir *Wackenroder's „Herzensergießungen*

*) Gestochen von *Ruscheweyh*; erschienen 1816 in Frankfurt a. M. bei *Benner*.

eines kunstliebenden Klosterbruders“ zu Gesichte, in welchen die Schilderung, wie die altdeutschen Maler gelebt, und ein Auszug aus Dürer's Tagebuche tiefe Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit Werken älterer deutscher Kunst in mir entzündete . . . Doch blieb meine Sehnsucht ein halbes Jahr lang ungestillt.“

Eine zufällige Aeußerung des Wunsches in einer Gesellschaft brachte erst dazu. Ein mitanwesender Buchhändler erklärte sich nämlich im Besitze eines großen Buches mit einer Menge von Holzschnitten, besonders solcher von Dürer, und erbot sich, sie dem Künstler auf einige Zeit zu leihen.

„Es war am Dreikönigstage 1821, als mir das verhängnißvolle Buch zukam; draußen stürmte und schneite es, im Zimmer war es warm und heimlich. Ich setzte mich mit einer Art andächtiger Ehrfurcht und öffnete; ich sah — sah wieder, und traute meinen Augen nicht; eine bisher unbekannte Welt ging vor meinen Blicken auf . . . Die Kunst von dreihundert Jahren verschwindet und der alte Meister steht als Führer und Lehrer dem jungen strebenden, aber rathlosen Gemüthe eines Kunstjägers plötzlich zur Seite“ . . .

„Hier stand eine Form vor mir, im schneidenden Gegensatz zu der, die ihre charakterlose Glätte und Gedunsenheit der mißverstandenen Antike entborgt; einer Form, hervorgegangen aus der Tiefe ihrer Bedeutung . . . entgegen der aus dem falschen Schönheitsfinne hervorgegangenen, verwischten Charakterlosigkeit der gewöhnlichen akademischen Kunst . . . stand mir eine Welt von Phantasie und schöpferischer Kraft gegenüber“ . . .

„Kein anderer Meister hätte damals auf mich die Wirkung geübt als gerade Dürer. Bei ihm erweiterte sich meine Erkenntniß der Mittel, mit welchen die bildende Kunst wirken kann . . . ich fühlte auch von hier mein Verhältniß zur Kunst als ein Festeres, Bestimmteres und mir klarer Bewußtes; sowie anderseits das Verhältniß der Kunst zum Leben ein deutlicher gewordeneres. . . Der Ideengang, den ich in Novalis, Tieck, Schlegel &c., verbunden mit dem Wenigen, was ich von Cornelius und Overbeck gesehen, entdeckt zu haben glaubte, weckte den Drang nach einer bestimmten Richtung, die meinen Bestrebungen Halt und Festigkeit zu geben im Stande wäre. Dürer, und was mir jener Zeit noch von altdeutscher Kunst zu Gesichte kam, verstärkte diesen Drang; es war die Sehnsucht nach etwas Bleibendem, Positivem.“

Was von älterer, bildender Kunst mir bekannt geworden, erklärte mir nun auch die Baukunst jener Zeit, und Prag bot mir in dem Vielen, was es von deutscher Baukunst noch hat, eine Anschauung mehr von dem tief sinnigen und gewaltigen Geiste unseres christlich-deutschen Alterthums . . . Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern, und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht nach jener alten Herrlichkeit zu wecken, erschien mir jetzt als die Aufgabe der Kunst. Ich ward Romantiker in diesem Sinne, und meine Compositionen zur böhmischen Geschichte, die ich für die Bohmannsche Kunsthandlung in Prag zum Theil selbst lithographirte, können in mancher Beziehung, als der erste Ausdruck meiner damaligen Geistesrichtung gelten.“

Anschaulicher als es durch eine irgendwie anders gegebene Umschreibung geschehen könnte, liegt wohl in diesen eigenen Aeußerungen das Entringen des Künstlers aus dem chaotischen Zustande während seiner Sturm- und Drangperiode vor Augen. Gleich klar sind damit aber auch die Grundgedanken ausgesprochen, nach welchen sich sein Wesen für weiter formulirte, intact blieb, und — zu beurtheilen bleibt.

Auf Grund dieser Äußerungen ist es nun ebenfalls von höchstem Interesse, mit Beihilfe einer Sammlung, wie sie das Reichenerger Museum birgt, schrittweise dem geistigen Entwicklungsprozesse Führichs folgen zu können. Indem sich darauf hin sicherstellen läßt, daß die Radirung zum „Gang nach dem Eisenhammer“ zur Textstelle: „Der ist besorgt und aufgehoben“ die früheste war, weil sie nebst den beim Aetzen passirten Fatalitäten, einerseits den Neuling in der Technik, in der Zeichnung anderseits den noch gut Berglerischen Akademiker erkennen läßt, weist die zweite, im Styl vollständig veränderte, eben so schön componirte, als technisch gelungene Radirung mit der Darstellung aus Tasso (Erminia) auf die Rückwirkung der Reise nach Dresden und auf Overbecks „Blind und Sophronia“ hin. Die dritte, Christus die schlafenden Jünger (am Delberge) anrufend, fällt dagegen offenbar schon in die erste Zeit der Nachwirkung des „Dreikönigtages.“ Ziemlich der gleiche Gang ließe sich in den Compositionen für die Geschichte Böhmens beobachten.

In den ersten: „Botschaft der Franken an Samo“ und „Niederlage der Avaren,“ noch verschwommen in der Stylart, tritt in der ebenfalls eigenhändigen zweiten Lithographie: „Die Wahl Kroks zum Richter,“ schon das assimilirte Dürert hum zu Tage, und gewinnt, je weiter die für das Werk gelieferten Beiträge (25 an der Zahl) in Betracht kommen, diese Assimilation den Charakter jener Eigenart, die wir als die Führich'sche zu nennen und anzuerkennen uns gewöhnt haben.

Läge von Führich weiter nichts vor, als gerade nur diese Bilder zur böhmischen Geschichte, so bliebe er darnach allein schon als der bedeutendste Künstler Böhmens, nicht nur jener, sondern auch der Folgezeit anzuerkennen. Und zugegeben das an einem Einzelblatte nachweisbare Anlehnen an eine in Dresden gefundene gute Composition,*) zeigt des Weiteren Bild um Bild die zunehmende Vertiefung in die Aufgabe, das durchaus originelle Gestalten des historischen Thema's. Man sehe die der prächtigen Romanze „des Landes Ruhm“ folgenden, mit lecker Jugendkraft erfaßten Szenen des Wädchentriege's: „Hinterlistiger Ueberfall der Weste Motol“ und „Zerstörung der Weste Dinwin,“ wie hier trotz erschreckender weiblicher Furiosität, die Decenz unverletzt, die Achtung des Weibes sittig gewahrt bleibt. Welch kernig nationale Typen zeigt das Bild: „Kresomysl bequemt sich zu einem Tribut,“ ein wie ergreifendes Lebensbild — ausgestattet mit den schönsten malerischen Effecten durch Mond- und Fackelbeleuchtung — ist die nächtliche „Entführung des jungen Wenzeslaw;“ welche eine wirksame Combination der Gegensätze in „Drahomiras Untergang“ — in der über dem Versinken entsetzt aufstehenden Herzogin zu ihrem an der Kirchenthüre in frommer Ruhe Intendenden Rosselenter. — Nächstan schließen die überaus würdevolle Darstellung: „Abalberts Rückkunft“**) und „St. Ivan,“ ein von echter Romantik durchwehtes Bild. Von den übrigen sei hier nur noch jener Compositionen gedacht, die wohl allezeit als Muster gelten dürften für schlichte und rechte volkstümliche Gesichtsdarstellung, u. z. „Versöhnung der Herzoge Konrad und Friedrich,“ „die Böhmen vor Mailand,“ „die Schlacht auf dem Marchfelde,“ „Meuchelmord (an Wenzel III.) zu Olmütz“ und „die Verschwörung wider Karl IV. in Pisa.“ Zu bedauern bleibt, daß der Künstler seine Zeichnungen nicht sämmtlich mit eigener Hand lithographirte; eine Anzahl (9) von der Hand Gareis, geben diesem Bedauern die

*) Apollo unter den Hirten von Gottlieb Schid.

**) Die Originalzeichnung für diese Composition befindet sich ebenfalls in der „Führich-Sammlung“ des Reichenerger Museums.

vollste Berechtigung. Außer Führich arbeiteten einschließlich Bergler's alle halbwegs productionsfähigen Künstler jener akademischen Periode Prags an dem Werke mit. Aber wieder nur Friese zeigt sich dabei von annähernder Bedeutung zu Führich, indeß alle Anderen nur die Folie abgeben für dessen augenfälligen Glanz.

Daß unter einer solchen andauernden Ableitung für das Zeichnen und Lithographiren das Malen so gut wie am Nagel hing, bedarf kaum der Versicherung. Leicht erklärbar wird darum auch, daß ein um 1821 begonnenes größeres Gemälde: „die Mutter der Makkabäer“ in Verstoß kam. Denn endlich wieder zur Staffelei zurückgekehrt, hatte sich Führich gewissermaßen schon selbst überholt nicht nur in thematischer Auffassung, sondern und zwar hauptsächlich in der Darstellungsform, und es wies ihm jenes Makkabäer-Bild jetzt viel zu viele Reminiscenzen auf aus der überwundenen Zeit „der gewöhnlichen akademischen Kunst,“ wie er sie unter Bergler practiciren mußte. Bekannt geworden mit der geistreichen Skizze zu diesem Bilde*), war es mir von größtem Interesse, später, gelegentlich eines Besuches des Prager Familienhauses, auch das halbvollendete Gemälde daselbst deponirt zu finden.

Einer mit dieser Periode verknüpften, bisher offen gehaltenen Frage zu begegnen, wie so nämlich Bergler, dessen Führich vorerst in anerkanntester Weise gedachte in der Fortsetzung seiner biographischen Notizen vollständig übergangen erscheint — glaube ich hindeuten zu müssen, daß innerhalb des Zwischenraumes seit jenem ersten Besuche bei Bergler und der Reise nach Dresden auch schon der Glanz des Eklekticismus im Erlöschen, und die von Cornelius, Overbeck, Wächter u. a. wieder erweckte Romantik bereits von Deutschland aus nach Böhmen herübergewirkt, in Radlik, Nadorp und hierauf, wie wir wahrnahmen, noch in Führich einen kräftigen Vertreter gefunden hatte. Radlik und Nadorp entzogen sich der Machtsphäre Berglers, ersterer nach Wien, der andere nach Dresden, indeß Führich als Pensionär des Präsidenten des Akademie-Grafen Clam-Gallas vor der Hand ausharren und sich als Widersacher der Schule fixiren lassen mußte. Wenn nun Bergler vorwiegend auf ihn den Gegendruck auszuüben suchte, dagegen sich an die wenigen noch „Getreuen“ wie ein die Verlassenheit Befürchtender anklammerte, so bedarf es dafür keiner weiteren Erklärung. Ja wir können in Betracht dieser natürlichen, gegenseitigen Spannung es sogar nur als Consequenz hinnehmen, wenn Führich bei wiederholter Bewerbung um den ersten (den Comppositions-) Preis wiederholt dem von Bergler protegirten Mrniał unterlag, und daß, als er durch das Ausstellen einer dieser zurückgesetzten Compositionen**) in der Kunstausstellung gewissermaßen an das Urtheil des Publikums appellirte — das Bildniß eines „Störrischen Esels“ nebenan gehängt wurde.

Länger als erwünscht in so harter Probezeit hingehalten, hatte endlich doch der Name guten Klang, der Träger desselben sichere Freunde erworben, und wurde damit die Prager akademische Periode abgeschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eingereicht in der Reichenberger Führich-Sammlung.

**) Die Opferung Isaks durch Abraham.

Die Wahl Ferdinands I. zum König von Böhmen 1526.

Urkundlich dargestellt

von

Oscar Gluth.*)

II.

Der Landtag wurde am 6. Oktober vom Oberstburggrafen mit einem Berathungsantrage eröffnet. Die Verhältnisse stimmten den Herrn Lew zu besonderer Willigkeit. Auf diejenigen, welche nicht rechtzeitig erschienen, sei man zu warten nicht verpflichtet, hatte die Ladung besagt. Jetzt sollte zugewartet werden, „weil noch Einige nicht da seien.“ Die beiden ersten Stände willigten ein. Rosental, welcher jetzt schon bemüht war, die Verhandlungen möglichst zu verschleppen, mochte im Einverständnis mit einem großen Teile des Adels gesprochen haben. Mit ihm sah auch die gesammte bayerische Partei, welche den Herzogen Wilhelm und Ludwig Zeit lassen wollte, ihre Gesandten abzufertigen, im Zögern Heil. Die Städte welche wie gewöhnlich abgesondert beriethen, widersprachen dem Antrage. Man witterte Unfug in der Verzögerung und verlangte wenigstens einen triftigen Grund der Vertagung zu hören. Darauf ließen die Herren und Ritter antworten: man müsse erst die Urkunden und Privilegien, so auf die Königswahl Bezug haben, aufsuchen. Die Unkenntniß, in welcher man sich den formellen Fragen des Wahlrechtes gegenüber befand, ließ sich leider nicht bestreiten, und die Städte willigten ein. Seltsamer Weise beeilte man sich aber auch jetzt noch nicht mit der Feststellung einer Wahlordnung. Es geschah Nichts, um die Verhandlungen des Landtages wenigstens in das lockere Bett eines geordneten Geschäftsganges einzudämmen. So kam es, daß die ersten Sitzungen ohne jedes positive Resultat verstrichen.

Wie vorher bestimmt worden war, erschienen in der ersten eigentlichen Sitzung, am 8. Oktober; die österreichischen Gesandten, um feierlich im Namen des Erzherzogs zu werben. Anwesend waren Buchheim, Bolheim, Rabenhaupt, Marazi und Hans von Starhemberg⁵²⁾; letzterer war Sprecher. Die Lage der Gesandtschaft war schwierig. Von der eigenen Partei dringend gewarnt, sich nicht auf das Erbrecht zu stützen, wußten sie noch nicht, inwieferne Ferdinand in diesem Punkte zur Nachgiebigkeit geneigt sei. Auf ihre dießbezügliche Anfrage war ihnen noch keine Antwort geworden, sie wußten jedoch zu gut, wie sehr der Erzherzog an seinen Rechtsansprüchen festhielt, um es zu wagen, dieselben auf eigene Verantwortung fallen zu lassen. Unter diesen Verhältnissen ist es interessant zu sehen, wie sich Hans von Starhemberg seiner Aufgabe entledigte. Nach einer formellen Einleitung und breiten Besprechung des Endes Ludwigs kam er auf den eigentlichen Gegenstand seiner Sendung. „Euer Freundschaft und Gunst wissen, daß nach dem Ableben des Königs kein näherer Freund und Erbe vorhanden

*) S. Heft 3 S. 198.

52) Dietrichstein kam erst am nächsten Tage in Prag an.

als der Erzherzog v. Oesterreich und seine Gemalin, in Ansehung der Verträge, Schwägerschaft und Blutsverwandschaft. Deßhalb hoffen sie billig vor Anderen Zutritt zu diesem Königreiche zu haben.“ Damit war der Anschauung Ferdinands Rechnung getragen; um jedoch allen Theilen gerecht zu werden gebrauchte der Redner nun eine eigentümliche Wendung, welche kurz besagte, der Erzherzog wäre überzeugt, daß wenn es Gott nicht also gefügt hätte, daß er die nächste Erbin des Reiches geheiratet, die Stände ihn in Anbetracht seiner und des Kaisers Maximilian Freundschaft zur Krone Böhmens wählen würden. Daran knüpfte er eine kurze Aufzählung der Vorzüge des Erzherzogs vor andern Bewerbern, und der Vorteile, die seine Annahme für das Königreich hätte, kehrte aber wieder zu seiner Instruktion zurück, da er hoffte, „daß die Stände ohne besonderes Bitten und Begehren sich dem Erzherzog und seine Gemalin als König und Königin gefallen lassen und annehmen.“ Freier erklärte sich Starhemberg in Betreff der Schuldenzahlung: der Erzherzog sei erbötig, die Schulden „nach Nat“ (der Stände) ohne der Landschaft Beschwerde zu tilgen. Es ist bemerkenswert, daß die Gesandten, welche eine so lästige Bedingung ohne Vorwissen ihres Herrn einzugehen bereit waren, sich nicht erlaubt hatten, in Frage des Erbrechtes weiter zu gehen, und dasselbe einfach fallen zu lassen.

In dieser Form war die Werbung ein Kompromiß zwischen den Gesandten und der Partei Neuhaus-Rosenberg; die Freunde Oesterreichs waren gehört worden, ehe man sich vor dem Landtage erklärte. Schon hier zeigt es sich, daß Adam von Neuhaus eine Geltendmachung des Erbrechtes, welche sich mit dem formellen Wahlrecht vertragen hätte, für seine Person nicht unbedingt perhorreszirte. So weit ging er freilich nicht wie die Gesandten, welche später offen erklärten, sie hätten sich bei ihrer Werbung „versehen, daß darüber keine freie Wahl weiter vonnöten wäre,“ und deßhalb nicht gezwweifelt, die Stände würden den Erzherzog „ohne Mittel“ annehmen.⁵³⁾

Der Eindruck dieser Werbung konnte im Allgemeinen kein günstiger sein. Die direkte Antwort, welche die Gesandten erhielten, verschob wol die Entscheidung: nachdem der Vortrag mehrere Artikel enthalte, so müsse man darüber erst beraten, dann wolle man erwiedern. Indes zeigte sich die Gesinnung der Mehrheit in anderer Weise ungesäumt. Ueber Antrag des obersten Landtschreibers Radslaw Berzkowstly beschloß man nach Karlstein zu senden, um die daselbst erliegenden Privilegien behufs Zusammenstellung und Prüfung nach Prag übertragen zu lassen. Dieß war die eigentliche Antwort auf die österreichische Werbung: Ferdinand hatte von seinem Erbrechte gesprochen, die Stände sprachen von ihren Privilegien.⁵⁴⁾ Es war dieß übrigens ein unter allen Umständen gebotener Schritt, wenn die Verhandlungen nicht im Sande verlaufen sollten. Nur dadurch, daß man auf Grund früherer Vorgänge eine Norm für die Maßnahmen des Landtages festsetzte, konnte man zu irgend einem Resultate gelangen. Bis dahin herrschte selbst in den Köpfen der Berufensten völlige Unklarheit über das durch Gesetz

53) Vortrag der österr. Gesandte im Landtage am 13. Oktober 1526.

54) Der bayerische Gesandten Weisensfelder schrieb am 9. Oktober nach München: „Hat auch dabei anzeigen lassen, als sollte das Königreich seiner Gemalin erblich angefallen sein, daß man besonders Beschwerde trägt, und sind die Stände der Krone deßhalb bewegt worden, nach ihren Privilegien, so zu Karlstein liegen, zu schicken, sich darin zu ersehen, damit sie sich desto statlicher wissen einer Antwort zu entschließen.“

und Gewohnheit Vorgeschiedene, wofür die Rede des Landstreibers selbst ein Beleg ist. War nun auch nach dem Stande der Gesetzgebung von einer Einsicht der Urkunden nicht viel zu erhoffen, so mußte dieß doch wenigstens Veranlassung geben, sich über eine Geschäftsordnung zu einigen. Die Partei, von welcher der Antrag ausging, dachte freilich nur daran, Waffen zu sammeln gegen Ferdinand und hoffte diese in dem Karlsteiner Urkundenarsenale zu finden; an einer Regelung und somit Beschleunigung des Wahlvorganges hatte sie jetzt durchaus kein Interesse. Doch wurde die Prüfung des vorgefundenen Materiales durch die Partei des Neuhaus wirklich die Ursache, daß die Verhandlungen des Landtages fortan nach einem geregelten Plane dem Ziele zuführten.

Der offenbare Mißerfolg der österreichischen Werbung erfüllte den bayerischen Anhang mit Siegeszuversicht. Zwar erfuhr dieser am selben Tage, an welchem Starhemberg im Landtage gesprochen, eine kleine Enttäufchung. Statt der erwarteten großen Gesandtschaft der Herzoge von Baiern erschien der geheime Rat Weisensfelder allein in Prag, um offener als Stachi zu werben. Es war nicht zu erwarten, daß eine solche Sendung als offizieller Akt den Ständen genügend erscheinen werde; wiederholt sieht man, daß der Stolz der Herren ein der Wichtigkeit des Vorganges und der Würde des Königreiches entsprechendes feierliches Entgegenkommen vor Allem in Anspruch nahm. Weisensfelder war übrigens noch immer nicht zu direkten Verhandlungen mit dem Landtage bevollmächtigt, dazu hatten die bayerischen Fürsten selbst eine größere Botschaft in Aussicht genommen; nur scheiner sie die damit verbundenen Unkosten gescheut zu haben, und waren gesonnen, erst wenn wirklich Aussicht auf Erfolg vorhanden wäre, mehrere Räte nach Prag zu entsenden. Immerhin wurde aber auch Weisensfelder von der bayerischen Partei, welche bereits mit Ungebuld auf eine offene Kundgebung Seitens Baierns gewartet hatte, gerne gesehen, und in einer Weise über die Sachlage belehrt, die ihn veranlaßte, schon am Tage nach seiner Ankunft einen umfassenden Bericht voll der zuversichtlichsten Erwartungen an seine Herren abgehen zu lassen. Mit Recht mochte er nach München schreiben, daß die Desterreicher durch ihre Werbung vieler Anhänger verlustig geworden seien; daß ihr Wahrecht ganz und gar außer Betracht geblieben war, trugen eben auch die „Pifharten“ und die Städte schwer. Zudem unterließ die Gegenpartei nicht, durch absichtliche Entstellungen und Mißdeutungen der Rede Starhembergs der Sache Desterreichs zu schaden. So hieß es, Marazi hätte vertraulicher Weise größere Versprechungen gemacht, als jetzt öffentlich wiederholt wurden. Und wieder war man am bebendsten in der Schuldenfrage. Im Landtage war erklärt worden, der Erzherzog wolle die königlichen Schulden „nach Rat“ bezahlen; dem unterschoben nun die Gegner den Sinn, als sollte dieß mit Hilfe d. h. mit dem gesteuerten Gelde der Stände geschehen. Auch die Wahrung und Achtung der ständischen Freiheiten, behauptete man, sei nur bedingt versprochen worden. Wie abträglich solche Behauptungen den Aussichten Ferdinands waren, erfieht man daraus, daß die Gesandten sich später (am 13. Oktober) veranlaßt sahen, diesen Entstellungen feierlich im Landtage entgegen zu treten.

Nur in neue Verlegenheiten konnte es unter solchen Verhältnissen die Gesandten stützen, als sie am Tage nach der Werbung durch einen vom 3. Oktober datirten Brief Ferdinands überrascht wurden, in welchem er von der Absicht sprach, ohne Weiteres den Titel eines Königes von Ungarn und Böhmen anzunehmen; er trug den Gesandten auf, hierüber mit den namhaftesten Herren seiner Partei „zu reden und zu handeln. Die Unmöglichkeit, gerade in diesem Augenblicke mit einem solchen Ansinnen hervorzutreten, lag zu Tage; es hätte jetzt

geradezu der Todesstoß für die Hoffnungen Oesterreichs sein können. Die Gesandten berichteten an ihren Hof, es sei gar nicht tunlich, mit Jemand auch nur davon zu reden, ohnehin setze man das Erbrecht des Erzherzogs und seiner Gemalin in Zweifel und bestche auf freier Wahl; „mit Gutwilligkeit und anderen Ursachen werde man ebensoviel oder noch mehr bewirken als mit Erbgerichtigkeit und Verträgen.“ In diesem vom 9. Oktober datirten Bericht entschuldigeten sich die Gesandten zugleich, daß die Werbung ihrer Instruction „nicht ganz gemäß“ gewesen wäre; dieß sei aus dringenden Ursachen und auf Rat der Freunde des Erzherzogs geschehen. Doch glaubten sie, „sich nichts vergeben zu haben.“ Bezüglich des Versprechens, die Schulden ohne Beschwörung des Landes zu zahlen, wiesen sie auf die anderen „Parteien, so um das Königreich praktiziren“ hin, welche nicht nur die Schulden zahlen, sondern noch viel mehr tun wollten. Als später die bairischen Gesandten ein gleiches Versprechen getan, motivirten sie dieß ihren Herren gegenüber damit, daß man hinter Oesterreich nicht zurückbleiben dürfte. Man sieht, wie Rosental, welcher vor Allen auf diesem Punkte bestand, die eine Partei durch die andere zu treiben wußte.

Auch die Baiern hatten indeß keine Zeit zu verlieren. Einige Tage hätten den Räten Ferdinands vielleicht hingereicht, um den unangenehmen Eindruck ihrer Werbung zu verwischen durch Zusagen und abschwächende Deutungen mißliebiger Stellen im vertraulichen Verkehre, und die bairische Gefügigkeit hätte dann nicht mehr so guten Boden gefunden. Man beschloß, daß Weisensefelder, welchem ein Schreiben der Herzoge an die Stände mitgegeben worden war, dieses in feierlicher Weise dem versammelten Landtage überreichen sollte; auch Adalbert von Pernstein riet dazu. „Habe ich des Erzherzogen Praktiken abstellen wollen, so hat es also sein müssen,“ schreibt darüber Weisensefelder entschuldigend nach München. Im schlimmsten Falle konnte man sich doch immerhin auf diese Werbung stützen, und selbst wenn man nichts Anderes damit erzielte, so doch gewiß einen kleinen Ausschub.⁵⁵⁾ Nicht in der ursprünglichen Fassung sollte jedoch der Brief übergeben werden; es mißfiel den Herren von Rosental und von Schwihau, daß sich die Herzoge ausdrücklich auf ihre Billigung beriefen, und Weisensefelder, minder bedenklich als die Gesandten Ferdinands, zögerte nicht, die mißliebigen Stellen eigenmächtig zu streichen.

Am Tage nach seiner Ankunft erschien der bairische Gesandte im Landsaale (9. Oktober), und übergab mit einigen einbegleitenden Worten das Schreiben seiner Fürsten. Besser, als es der österreichischen Botschaft gelungen war, wußte er seine Sache zu empfehlen; er hatte eben ganz freie Hand, und konnte die augenblickliche Situation ausnützen. Ohne Zweifel nach einem vereinbarten Plane hatte schon der Oberstburggraf die Sitzung mit einer Ansprache eröffnet, in welcher mit ziemlicher Uebertreibung auf die von den Türken her drohende Gefahr hingewiesen und auf ungesäumte Kriegsbereitschaft gedrungen wurde. Der Eingang des bairischen Schreibens lautete nur wie ein Echo seiner Worte. Auch die beiden

55) Weisensefelder schreibt: „Darum hab' ich es also gewaget, damit die andere Handlung verhindert oder wenigstens in Verzug gebracht wird.“ Ferner: „Ich will keinen Fleiß unterlassen, die Sache zu verziehen, bis Euer fürstl. Gnaden Räte kommen.“ Auf schleunige Abendung der Botschaft drang Weisensefelder wiederholt. Er schrieb: „Will Euer fürstl. Gnaden etwas ausrichten, so lassen sich E. f. G. nicht abwenden, die Botschaft zu schicken.“ Es sollten „drei ansehnliche“ Personen sein, „obgleich kein Graf darunter ist.“ Auch, meint er, braucht Jeder nur ein Festtagsgewand mitzunehmen.

Herzoge wollten die Besorgniß der Stände zu ihren Zwecken ausnützen, als sie versicherten, es sei „zu befürchten, der Türke werde als an diesem Siege unerfättigt sein tyrannisch Wüten ferner fürzugeben,“ zugleich aber beifügten: „Wir sind der unzweifelhaften Zuversicht, ihr werdet diesem unmenshlichen Einbrang zuvorkommen,..... dazu wir als chrisliche und des heil. römischen Reiches verwandte Fürsten mit Darstreckung unseres Lebens und Vermögens treulich zu helfen geneigt.“

Die eigentliche Werbung ist so genau den Anschauungen und Anforderungen der Herrenpartei angepaßt worden, daß sie hier unverändert wiedergegeben wird:⁵⁶⁾ „Und nachdem Ihr auf diesem Tage Eueren Privilegien und hergebrachten Gebräuchen nach von Erwählung eines Königes handeln möchtet, so Euch dann gefällig wäre, einen deutschen und des heil. römischen Reiches verwandten Fürsten zum König anzunehmen, und wir die Gutwilligkeit und Reizung, was wir mit ganz gnädiger Begehr bitten, bei Euch gefunden, daß Ihr unser Einen, deren Vorektern auch römische Kaiser und Könige gewesen, und die sich bisher friedlich und nachbarlich gegen die Krone Böhmen und derselben Verwandten gehalten, auch ihnen mit unserem Fürstentume dermaßen gelegen, daß ein Land dem andern in Erhaltung des Friedens und Rechtes, dazu wir sonderlich geneigt, auch in anderer Weise viel und nützlich einander ersprießlich sein mögen, zu euerem König anzunehmen, und der Krone kommen zu lassen, sind wir nicht allein ganz willig und geneigt, die Herren, Ritterschafft, Prager und andere Städte, auch alle Inwohner des Königreiches sämmtlich und Jeden insbesondere bei ihren Rechten, Freiheiten und guten alten Gebräuchen zu belassen, sondern auch dabei zu schützen, schirmen und handhaben, auch uns sonst in ander Wege so dankbarlich halten, erzeigen und beweisen, dadurch ihr von allen Ständen desselben mit gnädigem und geneigtem Willen scheinbarlich spüren und gewahr werden sollet.“⁵⁷⁾

Die baierische Partei behauptete, durch diese Werbung Viele der Sache Ferdinands abwendig gemacht zu haben, und unstreitig war momentan der Erfolg auf ihrer Seite. Wenn auch die Ausschließung jeder andern Kandidatur noch nicht offiziell ausgesprochen war, so stellte es sich doch immer klarer heraus, daß der Kampf nur mehr zwischen Oesterreich und Baiern zu führen sei. Mehr oder weniger freiwillig hatten sich die anderen Bewerber bereits zurückgezogen. Auch der Herr von Rosental wollte nicht mehr seine Wahl durchsetzen, sondern, wie sich bald herausstellte, überhaupt die Vornahme der Wahl hindern. Der Einzige, welcher einen Schritt weiter ging als die Uebrigen, war der Herzog Johann von Sachsen. Unmittelbar nachdem sich Weisensfelder seines Auftrages entledigt hatte, wurde von den Ständen auch eine Zuschrift des sächsischen Churfürsten entgegengenommen, in welcher dieser sein Beileid über den Tod Ludwigs aussprach, eine glückliche Lösung der Thronfrage wünschte, und nur zum Schluß, ganz wie nebenbei, von gewissen „Erbeinigungen und Verträgen“ zwischen dem Hause Sachsen und der Krone Böhmen sprach.⁵⁸⁾ „Bittet nicht ausdrücklich um das Königreich, rät ihnen aber zu verstehen, daß sie ihn oder seinen Sohn nehmen sollen,“

56) Es wurde den baierischen Fürsten auch wirklich der Entwurf einer solchen Werbung aus Böhmen übersendet.

57) Schreiben der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern an die böhmischen Stände dto. München 2. Oktober 1626. Original im k. geh. Staatsarchiv zu München.

58) Schreiben des Herzogs Johann von Sachsen an die böhmischen Stände, ddo. Weimar 4. Oktober 1626. Kopie im k. geh. Staatsarchiv zu München.

meint Weißenfelder. Es ist klar, daß auch von dieser Seite her den bayerischen Fürsten keine große Gefahr drohte. Alle Bemühungen ihres Gesandten lehrten sich denn auch nur gegen Ferdinand, und als der erste Schritt von so unverkennbarem Erfolge begleitet war, erfüllte freudige Stegeszuversicht die Reihen der Baierschen. Der gute Eindruck, welchen die Werbung im Allgemeinen gemacht hatte, wurde nach Möglichkeit ausbeutet, und Berichte voll der erfreulichsten Nachrichten nach München und Straubing abgesendet. Mag der in seinen Hoffnungen unstreitig etwas sanguinische Weißenfelder auch das richtige Maß in seinen Schilderungen überschritten haben, so muß doch sein Auftreten im Landtage schon eine bedeutende Lockerung unter den Gliedern der österreichischen Partei hervorgebracht haben, wenn sich Einer der Gesandten Ferdinands⁵⁹⁾ bewogen sah, ihn aufzusuchen, ohne Zweifel, um wo möglich die bayerischen Fürsten durch einen Vergleich zum Zurückziehen ihrer Kandidatur zu bewegen. Unter welchen Modalitäten ein Kompromiß hätte zu Stande kommen können, ersehen wir aus einem Berichte des Herrn von Schönberg an den Herzog Georg von Sachsen. Danach scheint sich Wilhelm von Baiern schon früher bereit erklärt zu haben, dem Erzherzog zur Krone Böhmens zu verhelfen gegen dem, daß er die verwitwete Königin von Ungarn zur Gemalin erhalte, und ihm die Stimme Ferdinands bei der nächsten Königswahl in Deutschland zugesichert werde. Fraglich ist es allerdings, ob die Herzoge auch jetzt noch geneigt gewesen wären, auf die weitere Bewerbung um den böhmischen Thron zu verzichten. In diesem Momente hatten ihre Aussichten den Höhepunkt erreicht. Die Leitung der gesammten Verhandlungen lag in den Händen Rosentals, welcher sich, um Ferdinand entgegen zu arbeiten, gezwungen sah, vorläufig wenigstens die bayerischen Interessen zu fördern. Weißenfelder verhehlte sich nicht, daß er an dem Oberstburggrafen einen höchst zweifelhaften Bundesgenossen besitze; glaubte er ja doch ihn dem Throne näher als den Erzherzog. Indes verlor er die Hoffnung nicht, den Herrn Lev auf eben jene Art dauernd zu gewinnen, wie er sich der übrigen Herren dieser Partei versichert hatte — durch Bestechung. Jetzt war auch der Anhang Baierns am bedeutendsten. Adalbert von Bernstein und der Oberstkämmerer von Schellenberg neigten noch immer dahin; Johann von Wartenberg zu gewinnen, blieb wenigstens in Aussicht gestellt. So weit gingen die bayerische Unterhändler in ihren Hoffnungen, daß sie den treuesten Anhänger Ferdinands, Adam von Neuhaus, bald in den Reihen der Ihrigen zu sehen meinten. Triumphirend schrieb Weißenfelder seinen Fürsten: „Man könnte viele Landtage halten, und das nicht erlauben, so jetzt zu erlangen ist.“

Die Anhänger Oesterreichs sahen sich die Dinge über den Kopf wachsen. Jetzt erkannte man, daß alle Bemühungen fruchtlos bleiben, so lange man keinen Einfluß auf die Leitung und den Gang der Landtagsverhandlungen selbst gewinne. Es war einleuchtend, daß Rosentals hinterlistige Politik alle Anstrengungen der Gegner paralytisiren werde, so lange der Taktirstab in seiner Hand ruhe. In zwölfter Stunde wol, aber doch noch nicht zu spät, versuchte der Kanzler dem zu begegnen. Es galt durch einen entscheidenden Schritt dem Oberstburggrafen das Heft aus der Hand zu winden, oder ihn wenigstens zu zwingen, die Leitung mit Anhängern der anderen Partei zu teilen. Sobald der Entschluß einmal gefaßt

59) Nach dem Berichte Weißenfelder's ein Graf Hans (Starhemberg oder Harde! — letzterer war von Ferdinand an die schlesischen Stände entsendet worden und weilte längere Zeit in Prag.)

war, fand sich auch leicht ein Anhaltspunkt zum Handeln, ja er war eigentlich in dem immer offener hervortretenden Bestreben des Rosental'schen Anhanges, eine Verzögerung herbeizuführen, von selbst gegeben.

Wie in mancher anderen Beziehung, so fiel das Interesse des Herrn von Rosental mit dem des bayerischen Anhanges darin zusammen, daß beide Teile wünschen mußten, die Verhandlungen des Landtages zu verschleppen. Den Baiern freilich handelte es sich nur um einen Aufschub von wenigen Tagen, bis die feierliche Gesandtschaft aus München angelangt wäre. Auch dieß war bei der Ungeduld eines Teiles der Stände, und namentlich des gemeinen Volkes, welches die Entscheidung herbeisehnte, keine ganz leichte Aufgabe; indeß fanden sich der Veranlassungen genug, den Landtag vorläufig mit anderen Gegenständen zu beschäftigen. In dieser Verzögerung lag aber auch nicht die eigentliche Gefahr. Wenn Hans Weixenfelder meinte, es geschehe nur seinen Fürsten „zu gut, daß man jetzt verzüglich handle“, so war das eben eine jener Täuschungen, denen ihn die zweideutige Freundschaft Rosentals aussetzte. Nicht Baiern zu Gefallen wurde der Landtag hingehalten. Daß die gegenwärtige Zusammenfassung des Landtages seinen eigenen Aussichten nicht günstig sei, mußte Herr Lew nunmehr erkennen, doch gab er darum noch nicht alle Hoffnung auf. Schon öfter hatte er seinen Ansichten und Wünschen auf dem Landtage den Sieg verschafft, indem er durch endloses Hinziehen der Sitzungen einen großen Teil der Stände veranlaßte, Prag zu verlassen, und vor seiner Partei das Feld zu räumen.⁶⁰⁾ Die längere Anwesenheit in der Hauptstadt war für die Mehrzahl der Stände viel zu kostspielig, und aus diesem Grunde hatte namentlich der niedere Adel schon in früheren Zeiten die Teilnahme an den Sitzungen des Landtages so sehr vernachlässigt, daß man sich gezwungen gesehen hatte, Strafen auf das Ausbleiben zu setzen; auch den Städten wurden die Kosten für die Dauer unerschwinglich. Darauf rechnete der Herr von Rosental. Bestand ja doch die große Masse seiner Gegner aus jenen Elementen, die sich bisher immer am geneigtesten gezeigt hatten, der Hauptstadt möglichst bald den Rücken zu kehren. Dann war für ihn die Zeit zum Handeln gekommen. Stand nicht zu erwarten, daß auch die der Opposition angehörigen Herren den Landtag verlassen würden, sobald die Majorität entschieden die Oberhand gewonnen hätte? Freilich, die unausbleibliche Folge war der Bürgerkrieg: Rosental wußte dieß, aber er scheute ihn nicht. Für geringere Vorteile hatte er bereits die Waffen gegen seine Mitbürger geführt, sollte er sich jetzt besinnen, wo es die Krone zu gewinnen galt? Daß er diese Eventualität stets vor Augen behielt, unterliegt keinem Zweifel. Er mochte der Letzte sein, der eine unmittelbare Gefahr seitens der Türken befürchtete, und doch ging der Ruf nach Waffen und Bereitschaft immer zuerst von ihm aus. Gegen wen sich diese Waffen möglicherweise kehren könnten, gab er selbst einigemal nicht undeutlich zu verstehen. Von Anfang an war er bemüht gewesen, den Verdacht rege zu machen, als drohte dem Lande von österreichischer Seite eine Kriegsgefahr; bald ließ er durchblicken, daß auch der österreichische Anhang

60) In der vom Bischof Sallan dem an den König Sigmund von Polen abgehenden Doktor Jakob Biso im J. 1522 erteilten Instruktion heißt es: „Zu den Landtagen berufen sie (die böhmischen Herren) nur immer ihre Leute d. h. solche, die ihren Absichten dienlich sind, und suchen jeden Beschluß durch allerlei Winkeltüge zu vereiteln, bis die Gemeinden die ihre Mittel aufgezehrt haben und nicht länger bleiben können, auseinandergehen, worauf sie erst mit den Ihrigen beschließen, was ihnen gefällt.“ (Acta Tomiciana VI.)

im Landtage zu Gewaltmitteln zu greifen geneigt wäre. So suchte er frühzeitig das Gehässige eines möglichen Krieges auf die Gegenpartei zu wälzen, während er selbst einen genügenden Vorwand zu Rüstungen fand. Wenn dann berichtet wird, daß auch der Anhang des Kanzlers und die „Pötharten“ sich kriegsbereit machten, so wird man gewiß auch dieser Nachricht vollen Glauben schenken, und daraus einen Schluß ziehen können auf die Tiefe des Abgrundes, an dessen Rand sich Böhmen damals befand. Allein diesmal traf Rosental auf gewiszigte Gegner. Als man sein Bestreben, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, merkte, ahnte man sogleich den alten Anschlag gegen die Freiheit des Landtages. Die Stimme selbst des niederen Volkes von Prag bezeichnete dieß Beginnen mit dem rechten Namen und erhob sich gegen die gewohnten Ränke. Unwille bemächtigte sich vor Allem jenes Theiles der Stände, der wieder bestimmt schien, sich zurückzuziehen, ehe die Schlacht geschlagen war.

Am Nachmittage des 10. Oktober verbreitete sich in Prag das Gerücht, daß im Hause des Kanzlers auf der Kleienseite eben eine Versammlung zahlreicher Glieder aller Stände stattfinde. Wie gespannt, wie ungeduldig die Einwohner-schaft Prags schon war, zeigte sich jetzt. Die Aufregung in der Stadt stieg immer höher, man sammelte sich um das Haus des Herrn von Neuhaus und ließ sich nur durch endliche Bekanntgabe der von den Versammelten gefaßten Beschlüsse beschwichtigen. Man mußte vermuten, daß eine Zusammenkunft, welche Adam von Neuhaus berufen hatte, gegen die Anschläge des Oberstburggrafen gerichtet sein werde; von dieser Stunde scheint selbst der gemeine Mann die Entscheidung erwartet zu haben. Bei aufmerksamer Verfolgung der Vorgänge jener Tage, bei genauer Würdigung der allerdings spärlichen Nachrichten über diese Zusammenkunft und der nunmehr bald geänderten Parteiverhältnisse wird man sich denn auch nicht der Erkenntniß verschließen können, daß in der That jetzt im Hause des Kanzlers der Grund gelegt wurde zu einer Oesterreich günstigen Wendung des Wahllandtages. Zum erstenmale zeigte sich der österreichische Anhang in seiner Gesamtheit. War die Grenze auch nicht zu eng gezogen worden, und unzweifelhaft Jedermann der Zutritt gestattet, dem nicht seine offenbar feindselige Gesinnung jede Berührung mit dem Kanzler zu suchen verbot, so war doch die Versammlung ihrem ganzen Gepräge nach eine erste Rundgebung zu Gunsten Ferdinands, ein erster Versuch, dem Anhange Rosentals die Patriotenpartei wieder festgegliedert entgegenzustellen. Es versteht sich von selbst, daß die erklärten Anhänger Oesterreichs, wie Rosenberg, Pflug, Schlick u. s. w. nicht fehlen konnten, wenn auch ihre Namen nicht ausdrücklich genannt werden. Ein Mitglied des Herrenstandes, welches bis dahin den Parteiumtrieben ferne gestanden zu haben scheint, der Oberste Landrichter Verla von Duba gab sich durch sein Erscheinen als Freund zu erkennen. Von zweifelhafter Bedeutung ist die Anwesenheit des obersten Land Schreibers Rablav; früher einer der eifrigsten Anhänger des Herrn Lev, hatte er in letzter Zeit seine Freundschaft erkalten lassen, ohne jedoch jemals ein Gegner desselben zu werden. Die bedeutendste Errungenschaft des Tages war jedoch die Teilnahme Johann's von Wartenberg an einer Zusammenkunft, deren Tendenz so offen zu Tage lag. Damit war der Bund zwischen dem Anhange Ferdinands und dem fortgeschrittenen utraquistischen Adel besiegelt. Ganz richtig bezeichnet Weisensfelder in seinem Berichte vom nächsten Tage das Ereigniß, indem er sagt: „Die Widerpartei und die Pötharten haben einen Verband mit einander gemacht“.

Die Beschlüsse, welche von dieser Versammlung ausgingen, ließen keinen Zweifel übrig, daß die Herren der österreichischen Partei gesonnen seien, nunmehr

ihrerseits die Zügel in die Hand zu nehmen. Daß man sich rücksichtslos gegen die Umtriebe Rosentals lehre, war erste Bedingung des Erfolges. Das geschah denn auch mit einer Offenheit, die dem Oberstburggrafen nahezu direkt den herbsten Vorwurf an den Kopf schleuderte. Wurde auch kein Name genannt, so konnte doch Niemand zweifeln, wem die Versammelten die drohenden Wirren zur Last legten, und die Motivierung, welche den Beschlüssen vorangeschickt wurde, zeigt, wie richtig man die Absichten Rosentals beurteilte. Daß dabei wieder auf die Nähe des Feindes hingewiesen wurde, kann wol keineswegs dahin gedeutet werden, als wäre es wirklich diese in erster Reihe gewesen, was die Herren zur Tätigkeit aneiferte; bedeutamer ist es, daß man erklärte, „es werde hingehalten und so zu sagen Nichts getan, bis Diejenigen, welche es nicht aushalten, auseinander gehen, wie es ehedem bereits geschehen sei.“ Deutlicher konnte dem Herrn Lev die Vergangenheit nicht vorgehalten, deutlicher konnte ihm nicht gezeigt werden, daß man durch das Geschehene gewarnt sei.

Vor Allem tue es Not, zu handeln, meinte man. Als das Beste erschien, daß man jetzt und unmittelbar die Königswahl betreibe. Die Absicht eines Teiles der Gegner, es vorläufig nicht zur Wahl kommen zu lassen, machte es zu einem Gebote einfacher politischer Klugheit, desto entschiedener auf deren umgefäumter Vornahme zu bestehen. Die allgemeine Unkenntniß der Rechtsformen dieses Aktes, von der Gegenpartei als erwünschter Vorwand der Verzögerung begrüßt, mußte sich freilich auch auf dieser Seite geltend machen, doch beeilte man sich wenigstens abzuhefeln. Die Privilegien waren bereits von Karlstein gebracht worden, und zur Sichtung des vorgefundenen Materiales wurde unverweilt eine Kommission aus den beiden ersten Ständen gewählt. Daß unter den drei Mitgliedern aus dem Herrenstande sich Zbislav Berka und Johann von Wartenberg befanden, zeigt von der Klugheit; daß auch Radslav Brzokovský gewählt wurde, von der Mäßigung der Partei.⁶¹⁾

Als formelles Resultat der Beratung gab man folgende zwei Beschlüsse bekannt:

1. Soll im ganzen Lande volle und wirkliche Kriegsbereitschaft sein.

Von größerer Wichtigkeit war es, daß

2. beschloßen wurde: es sollten die vorgefundenen Privilegien reiflichst erwogen werden, damit in Nichts ein Fehler unterlaufe; und falls Erzherzog Ferdinand einen Rechtsanspruch habe, so solle er desselben theilhaftig werden; falls jedoch der Thron im Gnadenwege zu vergeben wäre, so sollte es nach freiem Ermessen, auf wessen Person man sich eben einigen könnte, geschehen, so daß die Privilegien und Freiheiten des Königreiches nicht verletzt würden. — Zu diesem Zwecke wurde ein anderer, weiterer Ausschuß gewählt, wieder mit der bei dieser Partei beliebten Hervorhebung der Kreiseinteilung, indem außer sämtlichen Landrichtern von jedem Kreise vier, von jeder Stadt ein Mitglied gestellt werden sollte.

Es entsteht nun allerdings die Frage, ob man durch den zweiten Beschluß wirklich ein dem Erbrechte Ferdinands günstiges Resultat herbeiführen wollte. Die Gegenpartei deutete es so. Weiskensfelder, immer nur ein Echo der Herren

⁶¹⁾ Die Kommission bestand aus sechs Mitgliedern; gewählt wurden aus dem Herrenstande: Zbislav Berka, Adam von Neuhans, Johann von Wartenberg; aus dem Ritterstande: Radslav, Benzel Zehusichitz, und Ulrich Mezenst.

Rosental und Schwihau, berichtete hierüber seinen Fürsten: „Die Widerpartei und die Pökharten haben ein Verstand miteinander gemacht, und wollen schlechts, daß man förderlich handeln soll. Und so sie nun vielleicht verstehen, wo es zu einer freien Wahl käme, daß ihre Partei zu klein, und ihr Vornehmen nicht durchzubringen sein möchte, legen sie sich durch der Oesterreichischen Praktiken und sonderlich des Marexi, der sonst, als ich berichtet werde, E. f. G. zu Schimpf und Verkleinerung auch seltsame Reden treibt, auf die Bahn, als wäre das Königreich der Erzherzogin erblich angefallen, vermeinend in dem Schein mehr Leute an sich zu bringen. Darum erzieht man jetzt die Privilegien. Ich werde aber vertröstet, es finde sich in denselben nichts anders, denn es stehe zu einer freien Wahl.“⁶²⁾ Es muß auffallen, daß hier nurmehr von einem Erbrechte der Erzherzogin Anna die Rede ist. Den Ansprüchen Ferdinands hatten auch Neuhaus und die übrigen Herren dieser Partei ernstlich widersprochen; allein, ist es nicht möglich, daß sie sich dem einzig richtigen Standpunkte, wie ihn später auch die mährischen Stände einnahmen, näherten, und zwischen dem Rechte Ferdinands und dem seiner Gemalin unterschieden? Schon daß man überhaupt beschloß, die Verechtigung der erhobenen Ansprüche einer Prüfung zu unterziehen, muß als Nachgiebigkeit erscheinen, wenn man sich erinnert, wie vordem die bloße Erwähnung des Erbrechtes verpönt gewesen war. Die Städte, welche wie im Landtage, so auch hier ihren Beschluß abgefordert faßten, sprachen sich dahin aus: „Es ist gerecht, einem Jedem zu geben, was ihm gebührt, wie geschrieben steht: gebt Gott was Gottes, und dem Kaiser was des Kaisers ist.“ Die von der engeren der beiden auf dieser Versammlung gewählten Kommissionen dem Landtage später vorgelegten zwei „Privilegien“ sprachen ebenfalls durchaus für das Erbrecht der Erzherzogin. Aus alledem kann jedoch nicht der Schluß gezogen werden, daß jetzt die österreichische Partei in ihrer Gesamtheit einer Anerkennung der erbrechtlichen Ansprüche geneigt gewesen wäre. Politische Einsicht konnte den Kanzler und einen Teil seiner Gesinnungsgenossen bestimmen, die Abneigung gegen dieselben zu überwinden, allein enig war man in diesem Punkte gewiß nicht. Selbst der Beschluß, die Rechtsansprüche durch einen Ausschuß prüfen zu lassen, kam nur unter „vielen Widerspruch“ zu Stande. Es kann somit kaum von mehr als einem bloßen Versuche, durch Anerkennung des Erbrechtes der Erzherzogin im Landtage der Ungewißheit ein Ende zu machen, die Rede sein. Nicht die Furcht, im Falle einer Wahl in der Minorität zu bleiben, wie Weissenfelder meinte, sondern die Erkenntniß, daß von gegnerischer Seite vorläufig Hintertreibung der Wahl geplant werde, war hier bestimmend. Man wünschte offenbar, die Angelegenheit durch einen einzigen Landtagschluß zu Ende zu führen.

So hatte sich die alte Patriotenpartei wieder nahezu vollzählig zusammengefunden (nur Adalbert von Pernstein mit seinem Anhange fehlte noch), und zeigte sich den Gegnern nicht minder gefährlich als auf dem Tage zu Kolín. Die Herrenpartei war über ein so energisches Eingreifen der Utraquisten nicht wenig verblüfft. Wie ernst man auf dieser Seite die drohende Haltung derselben nahm, beweist der bedenckliche Schritt, zu welchem sich einige der Herren, an ihrer Spitze Rosental,⁶³⁾ am nächsten Tage entschlossen. Sie verständigten Weissenfelder von

62) Bericht Weissenfelders an die Herzoge von Baiern ddto. Prag 11. Oktober 1526. Original im k. geh. Staatsarchiv zu München.

63) Weissenfelder nennt auch den Herrn von Pernstein; man hat um so mehr Grund an der Richtigkeit dieser Angabe zu zweifeln, als sich Adalbert von Pernstein jetzt schon von Baiern zu entfernen begann.

ihrer Absicht, an die Herzoge von Baiern direkt die Aufforderung ergöhen zu lassen, sie möchten sich mit ihrem Kriegsvolk für den Fall bereit halten, als den Herren „durch ihre Widerwärtigen etwas Beschwerliches wollte zugefügt werden.“ Das Schreiben sollte dem Gesandten übergeben und von ihm nach München befördert werden. Damit hätte sich denn Herr Lev entschieden an Baiern allirt. Als einen der Fälle, für welche Baiern seine Landsassen bereit halten sollte, bezeichneten es die Herren, wenn „die Widerwärtigen ihnen Gewalt oder Zwangsal wider ihre Freiheit zuzufügen sich unterstehen wollten.“ Das war die Antwort auf den beim Kanzler gefaßten Beschluß, die österreichischerseits erhobenen Erbrechte einer Prüfung zu unterziehen. Die Anerkennung dieser Rechte wurde als ein Eingriff in die Freiheiten des Landes in Voraus für das Zeichen zum Ausbruche der Feindseligkeiten erklärt. Eine Niederlage im Landtage war eben für den Herrn Lev keine Entscheidung des Streitcs. Im langjährigen Besitze der Macht, war er gewohnt an die Macht zu appelliren. Weißenfelder freilich war noch immer voll Zuversicht. Er schrieb nach München, daß „unangesehen sich des Erzherzogs Leute mit Lügen und Verheißungen üben“, die Sache doch noch besser stünde als tagsvorher; dabei entschlüpft ihm dann allerdings auch die Versicherung: „wäre ich länger ausgeblieben, oder hätte nicht dermaßen mit dem Schreiben (Uebergabe im Landtage) gehandelt, so wäre der Erzherzog König.“ Auch die offene Bestürzung der Herren von Rosental und von Schwihau, welche in die Kriegstrompete stießen, machte ihn nicht lange bedenklich; er legte sich die Sache dahin zurecht, daß man bloß die bairischen Fürsten auf die Probe stellen wolle, ob sie wirklich gesonnen seien zu halten, was sie versprochen hatten. Darum riet er auch den Herzogen, keine ausweichende unbestimmte Antwort zu geben, sondern ohne Umschweife Alles zu versprechen, was man verlangte; sonst, meint er, könnte der Erzherzog viele Anhänger Baierns auf seine Seite bringen.

Eine solche hart an Landesverrat grenzende Anrufung der Waffengewalt der Nachbarfürsten mußte jedoch auch dem Herrn Lev gefährlich erscheinen, sobald sich die erste Aufregung gelegt hatte. Er wußte, daß dieser Schritt von der Mehrzahl selbst seiner eigenen Anhänger nicht gebilligt werden würde; vielleicht bereute er auch bald wieder, sich zu tief mit Baiern eingelassen zu haben, und wünschte auf den Standpunkt der freien Hand zurückzukehren — kurz, er eröffnete schon am nächsten Tage dem bairischen Gesandten, daß der Brief an die Herzoge nicht abgehen werde, „damit andere Zugewandte, denen sie davon nicht gesagt, ihnen nicht verargten, daß sie solches außerhalb ihrer getan (?) — und vielleicht auch aus anderer Bewegung, davon jetzt nicht zu schreiben,“ setzt Weißenfelder hinzu. Nichtsdestoweniger sollte es bei der Sache bleiben, Herr Lev scheute sich nur, seinen Namen dazu zu setzen. Der bairische Gesandte wurde ersucht, „ihr Gehören anzuzeigen,“ sie wollten der Antwort von ihm gegenwärtig sein, und ihm vertrauen, er werde ihnen die Wahrheit nicht vorenthalten. Das hätte ihn belehren können, daß es sich nicht um eine bloße Prüfung handle.

Die adelige Kommission, welche am Mittwoch gewählt worden war, entledigte sich rasch ihrer Aufgabe. Schon am Freitag, 12. Oktober, setzte sie den Oberstburggrafen in die Lage, dem Landtage zu eröffnen, daß die auf die Königswahl bezüglichen Privilegien gefunden seien, und vorgelesen werden sollen. Es konnte scheinen, als wäre der Tag der Entscheidung gekommen. Drang jene Anschauung, welche sich im Hause des Kanzlers zuerst Bahn zu brechen begonnen hatte, durch so war allerdings die Aufgabe des Landtages gelöst. War aber nicht auch andererseits zu erwarten, daß im entgegengekehrten Falle die Aussichten Ferdinands überhaupt vernichtet würden? Die bairische Partei hoffte es. Der Herr von Rosental,

welcher an den Arbeiten der Kommission nicht teilgenommen hatte, unterließ nicht, zur Sicherung seiner Partei und zwar Wahrung des eigenen Einflusses dem Landtage vor der Beschlußfassung über die Privilegien ein Altenstück vorzulegen, welches aus dem Kreise seines und des bairischen Anhangs hervorgegangen war. Es war der Entwurf des von dem künftigen König zu leistenden Eides. In einer früheren Sitzung hatte Herr Lev behauptet, die Eidesformel, wie sie von König Ludwig gesprochen worden war, verlegt zu haben. Damals hatte es sich ihm um Aufschub gehandelt; jetzt, wo vielleicht der letzte Tag seiner Allmacht gekommen war, wollte er sich vor dem entscheidenden Landtagschlusse versichern, daß dem Könige nicht geringere Verpflichtungen auferlegt würden, als seinen Vorgängern auf dem Throne, unter deren Regierung sich die Herren so wol befunden hatten. Ja, er ging noch weiter. Er verlangte einen Beschluß, durch welchen die für den Fall zu ergreifenden Mittel bestimmt würden, daß der König die beschworenen Freiheiten verletzen sollte. Wäre man seinem Räte gefolgt, so hätte dieser Tag einem Gesetze das Leben geben können, welches den böhmischen Ständen, wie die goldene Bulle den ungarischen, bewaffneten Widerstand gegen ihren König erlaubt hätte, sobald sie einen Eingriff in ihre Privilegien zu behaupten Lust gehabt hätten. Die Eidesformel, welche zunächst zur Verlesung kam, lautete im Wesentlichen wie jene, welche König Ludwig am 9. Mai 1522 im Prager Dome gesprochen hatte; unverändert wurde sie vom Landtage angenommen, und später gleichzeitig mit den anderen Landtagschlüssen in die Landtafel aufgenommen, was im J. 1522 nicht geschehen war.

Hierauf wurden die von der Kommission überreichten Privilegien verlesen. Ihrem Inhalte nach fielen sie zusammen. Es war das Gesetz Karls IV. von 1348, durch welches das von Friedrich II. im J. 1212 dem König Przemysl Ottokar I. gegebene sog. Privilegium bestätigt wurde. Letzteres regelte die Thronfolge vom lehenrechtlichen Standpunkte aus; durch Karls IV. Bestätigung hatte es seine lehenrechtlichen Anklänge verloren, und war Territorialgesetz geworden.⁶⁴⁾ Dafür hatte Karl von dem im J. 1348 versammelten Landtage ausdrücklich die Primogeniturerbfolge zum Gesetze erheben und erklären lassen, daß die nach dem Privilegium Friedrichs II. den Ständen zukommende Wahl nur im Falle des Aussterbens des königl. Hauses in männlicher und weiblicher Linie stattfinden solle. Die diesbezügliche Stelle, welche jetzt im Landtage zur Verlesung kam, lautete: „Wenn jedoch aus dem Geschlechte, Stamme, dem Samen oder dem Ursprunge der Könige des Königreiches Böhmen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes kein rechter Erbe hinterbliebe, (was Gott verhüten möge), oder auf was immer für eine Weise dieses Königreich erledigt würde, so soll den Bischöfen, Herzogen, Fürsten und Ständen die Wahl des Königes zustehen.“ Beide Urkunden sprachen so deutlich für das Erbrecht der Erzherzogin Anna, daß sich schwer annehmen läßt, die Kommission, welche sie dem Landtage vorlegte, wäre seiner Anerkennung unbedingt abhold gewesen. Mit geringer Mühe hätten sich in der Landtafel, wenn auch keine entgegenstehenden Gesetze, so doch präjudizirende Landtagschlüsse finden lassen, welche die weibliche Erbfolge umgiengen und durch welche, wenn man gewollt hätte, den Ständen der Anspruch der Erzherzogin als unbegründet hätte dargestellt werden können.

Nach Verlesung der Urkunden sollte unmittelbar über die von jeher strittige

64) Ueber die innere und rechtliche Wechselbeziehung beider Gesetze wurde bereits oben das hier in Betracht Kommende erinnert.

Frage entschieden werden, welcher Rechtstitel bei Besetzung des Thrones in Anwendung kommen solle. Ueber die Art und Weise, in welcher dieser Beschluß zu Stande kam, liegt eine einzige und nicht ganz klare Nachricht vor. Hienach und mit Rücksichtnahme auf die früheren Vorgänge läßt sich der Verlauf folgendermaßen darstellen:

Nachdem der Landtag die beiden Gesetze zur Kenntniß genommen hatte, wurde die Sitzung zunächst unterbrochen. Man ließ Zeit zur Ueberlegung — und wol auch zu Korridoruntrieben. Hierauf wurde in voller Sitzung die Debatte eröffnet. Die Strömung war jetzt überwiegend gegen die Anerkennung des Erbrechtes. Wer als Hauptredner auftrat, ist nicht überliefert, wol aber, in welcher Weise er argumentirte: die Prinzessin Anna, Gemalin des Erzherzogs von Oesterreich, sei bei Lebzeiten des Königs Wladislaw ausgestattet und vermählt, somit des Erbansfalles entfernt worden; darauf erst wurde R. Ludwig zum Könige von Böhmen gekrönt und nach dem Tode König's Wladislaw angenommen, laut der darüber gemachten Relationen; er hinterließ weder männliche noch weibliche Erben, und nachdem der Erbansfall immer in absteigender, nie in aufsteigender Linie vor sich gehe, so könne nicht erkannt werden, daß das Königreich Jemandem erblich angefallen sei, sondern die Stände könnten ihren Freiheiten und Satzungen gemäß den König frei wählen.⁶⁵⁾ Die Spitzfindigkeiten dieser Argumente fällt in die Augen. Sie basirten darauf, daß die Prinzessin vor dem Tode Wladislaw's, somit vor erfolgtem Erbansfall ausgestattet worden sei.⁶⁶⁾ Damit deutete man auf eine strenge Unterscheidung hin, die sich auf Aehnliches im römischen Rechte zu stützen scheint. Wäre, so meint man, die Prinzessin bis zum Tode ihres Vaters unvermählt geblieben, so hätte sie im Momente des Erbansfalles ebenso als Erbin angesehen werden müssen, wie Ludwig, nur wäre ihr Erbrecht durch das stärkere Recht ihres Bruders auf unbestimmte Zeit, vielleicht für immer unwirksam gemacht worden. Dann hätte auch eine nachfolgende Ehe und Ausstattung das einmal erworbene Recht nicht mehr vernichten können, und ihre Ansprüche hätten nach dem Tode Ludwig's aufgelebt. Da jedoch der Erzherzogin zur Zeit des Todes ihres Vaters die Erbschaft nicht angefallen, so könne auch jetzt von einem Erwerbe der Erbschaft keine Rede sein. Ein gegenwärtiger Erbschaftsansfall sei aber geradezu unmöglich, da ein solcher nur in absteigender Linie stattfinde. — Wenn man schon jede Anfechtung dieser Deduktion vom juristischen Standpunkte aus auf sich beruhen lassen wollte, so ist doch zu erinnern, daß die Prinzessin Anna wirklich erst nach dem Tode ihres Vaters vermählt wurde, und vor dessen Tode so wenig von einer bestimmten Ehe die Rede war, daß noch einige Jahre später nicht feststand, welcher von den beiden Enkeln des Kaisers Maximilian ihr Gatte werden solle. Nichtsdestoweniger gefiel diese Begründung den versammelten Ständen, wol zumeist darum, weil man mit oder ohne rechtlichen Grund gesonnen war, jedes Erbrecht zu verwerfen.

So allgemeine Zustimmung scheint der Redner gefunden zu haben, daß unser

65) Vergleich hiezu die Erklärung der mährischen Stände, welche die Erzherzogin eine geborene Erbin der Markgrafschaft Mähren nannten. Hier wurde somit als Moment des Reichserwerbes die Geburt angesehen. Der Anschauung der böhmischen Stände liegt der römisch rechtliche Begriff der Relation der Erbschaft sehr nahe.

66) Das Hauptgewicht wurde offenbar darauf gelegt, daß Anna vor dem Tode ihres Vaters ausgestattet worden sei; sonst hätte die ganze Argumentation keinen Sinn.

Gewährsmann seine Ausführungen geradezu als das Ergebnis der Erwägung Aller bezeichnet.

Nachdem sich einmal die Gesinnung der großen Majorität in so offener Weise manifestirt hatte, waren die Rechtsansprüche Ferdinands nicht mehr zu retten. Zwar respektirte man den von der Versammlung im Hause des Kanzlers der daselbst gewählten weiteren Kommission erteilten Auftrag, die Privilegien in Erwägung zu ziehen, doch war es klar, daß sich diese mit der eben vernommenen Meinung des Landtages nicht in Widerspruch setzen konnte. Der Ausschuß, bestehend wie bereits erwähnt aus sämtlichen Landesrichtern, ferner aus je vier Abgeordneten jedes Kreises und je einem Abgeordneten aus jeder Stadt,⁶⁷⁾ zog sich zurück, um im Namen des Landtages seinen Beschluß zu fassen.

Läßt auch die später sich äußernde Unzufriedenheit des Herrn Lev mit diesem Ausschusse schließen, daß er seiner Majorität nach der Patriotenpartei angehörte, wie schon auch die Art seines Zustandekommens mußte erwarten lassen, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß er auch überwiegend zur Anerkennung des Erbrechtes der Erzherzogin geneigt war. Es ist daher nicht geradezu dem Drucke welchen die vorangegangene Landtagsdebatte auf die Kommissionsglieder ausübte, allein zuzuschreiben, daß sie sich für die freie Wahl aussprachen. Eine der Sache Oesterreichs freundliche Gesinnung äußerte sich jedoch darin, daß die Kommission nicht, wie in der Landtagssitzung beantragt worden war, den Anspruch der Erzherzogin geradezu verwarf, sondern lediglich erklärte: sie wolle Niemand seine Gerechtigkeit zu- oder abgesprochen haben, um jedoch weder dem Könige noch den Freiheiten des Landes nahezutreten, erkenne sie, daß nach diesen Privilegien den Ständen die freie Königswahl zustünde. Der ohne jede heftigere Debatte gefaßte Beschluß wurde dem Landtage eröffnet, und von diesem zustimmend zur Kenntniß genommen. Damit endete die Sitzung.

Dieser Tag hätte nur dann eine Niederlage der österreichischen Partei bedeutet, wenn sich dieselbe wirklich in ihrer Gesamtheit der neuen, dem Erbrechte der Erzherzogin günstigen Strömung angeschlossen hätte. Daß dieß jedoch durchaus nicht der Fall war, ist bereits bemerkt worden, und wird auch dadurch bewiesen, daß sich im Landtage offenbar Niemand fand, der energisch für die Anerkennung jenes Rechtes aufgetreten wäre. Selbst bei dem Kanzler, der ja ursprünglich fast ebenso eifrig das Wahlrecht verteidigt hatte wie Herr Lev selbst, und der nur um den Umtrieben der Gegenpartei zu begegnen, zu dem Erbrechte seine Zuflucht genommen hatte, scheint der Eifer für Besteres nicht bedeutend gewesen zu sein. Da ihn die Erstarkung der österreichischen Partei mit Zuversicht dem Wahlkampfe entgegensehen lassen konnte, so mochte er sich dem Widerstande, den seine neuen Absichten selbst bei seinen Anhängern fanden, gerne fügen. Das Erbrecht Ferdinands und seiner Gemalin fiel unverteidigt. Wo aber kein Kampf stattgefunden hat, da kann auch von keiner Niederlage die Rede sein. Ungeschwächt verließ die österreichische Partei die Wahlstatt. Es war nur eine Meinungsverschiedenheit, die der Eintracht der Partei mit der Zeit hätte gefährlich werden können, weggefallen. Fast könnte man sagen, der Beschluß sei von dem Anhange Oesterreichs selbst gefaßt worden.

67) Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch jene Städte ihren Abgeordneten zu stellen hatten, welche auf der Versammlung vom 10. Oktober nicht vertreten waren.

Dennoch erschien die Sache den Gesandten Ferdinand's bedenklich. Sie hatten bis jetzt die von den Ständen versprochene Antwort nicht erhalten; sollte mit dem heute gefassten Beschlusse ihre Werbung abgetan sein? Auf ihre Bitte um neue Instruktionen hatten sie von Linz noch immer nicht Bescheid bekommen, dennoch entschlossen sie sich, ohne länger abzuwarten, zu einem energischen, durch die Lage übrigens gebotenen Schritte. Es wurde eine neue Schrift verfaßt, welche in der nächsten Landtagsitzung den Ständen zur Kenntniß gebracht werden sollte. Nicht darum handelte es sich, dem Beschlusse des Landtages entgegen auf dem Erbrechte zu bestehen,⁶⁸⁾ was ein ebenso zweckloses als gefährliches Unterfangen gewesen wäre, sondern im Gegentheil darum, die Unterwerfung unter jenen Landtagschluß zu erklären.

War es doch eine nahe liegende Gefahr, daß die Gegner nun wirklich den Beschluß vom 12. Oktober dahin deuten werden, als wäre damit der österreichischen Bewerbung ein Ende gemacht worden. Um ein Erbe hatte man sich bemüht, und war nun erblos erklärt worden. Jetzt, wo erklärt war, daß der Thron durch Wahl besetzt werden sollte, hätte leicht vorgegeben werden können, daß ja Ferdinand sich um die Wahl gar nicht beworben habe. Einstimmig rieten die Anhänger Ferdinands zu einer Erklärung, durch welche ähnlichen Vorwänden vorgebeugt würde.

Die Landtagsitzung vom 13. Oktober sollte eben, nach dem man beschlossen hatte, daß vorläufig der Ausschuß seine Tätigkeit durch Feststellung der Wahlartikel fortsetzen solle, kaum eröffnet, wieder geschlossen werden, als Niklas Rabenhaupt mit zwei seiner Kollegen (Marazi und Pohlheim) im Landsaale erschien. Die Stände blieben, um die Gesandten zu hören. Rabenhaupt verlas die Denkschrift und übergab sie sodann in deutscher und böhmischer Ausfertigung. Sie hätten sich versehen, sagten die Gesandten, daß keine freie Wahl weiter von Nöten wäre, sonderlich die weil sie dafür achteten, daß ihr Ersuchen billig und den Rechten, Privilegien und Freiheiten des Landes durchaus nicht widerwärtig sondern gemäß sei. Sie hätten deshalb in keinen Zweifel gesetzt, daß die Stände auf solches ihr Ersuchen und Begehren den Erzherzog und seine Gemalin zu Königen vor allen Anderen ohne Mittel annehmen würden. „So es aber noch bisher nicht geschehen,“ hieß es weiter, „und ihr vielleicht euerem gestrigen Vernehmen nach verfahren wolltet: so wollen wir uns doch in allweg unseres gnädigen Herrn Gerechtigkeit unvergriffen getrösten, ihr werdet dennoch nochmals in solcher euerer Handlung unsere vorgetane Werbung vor Augen nehmen, und bedenken die sonder Lieb und geneigten gnädigen Willen“ u. s. w. (folgt jene Stelle der ersten Werbung, welche abgesehen von dem Erbrechte, die Gründe auseinandersetzt, welche die Stände zur Annahme Ferdinands bewegen sollten). Es wurde somit die Erklärung feierlich abgegeben, daß Ferdinand, trotz der Verwerfung seiner Rechtsansprüche, seine Werbung nicht zurückziehe, vielmehr dieselbe so angesehen wissen wolle, als hätte er sich nicht um Anerkennung des Erbrechtes, sondern um die Wahl beworben — allerdings unvorgreiflich seines Rechtes, wie die Gesandten hinzufügen zu müssen glaubten. Worauf in der ersten Werbung nur in zweiter Reihe hingewiesen worden war, trat jetzt in den Vordergrund: die gute Nachbarschaft, das Ansehen und die Macht des Erzherzogs, seine Verwandtschaft mit dem Kaiser u. dgl.

68) So das hier zu Grunde liegende böhmische Manuskript in der Bibliothek des Grafen Schafgotsch in Warmbrunn; offenbar unrichtig. Der Zweck des neuen Vortrages kann nach seinem Wortlaute keinem Zweifel unterliegen.

Gleichzeitig benützten die Gesandten die Gelegenheit, um, wie bereits erwähnt, einige von den Gegnern ausgehende Mißdeutungen ihrer in der ersten Landtagsitzung gegebenen Versprechungen zu widerlegen.

Für den Fall, daß sich der Landtag für die freie Wahl erklären sollte, war dem am Mittwoch gewählten weiteren Ausschusse die Aufgabe zu Theil geworden, zu prüfen, wie und unter welchen Bedingungen die Wahl vorgenommen werden solle, damit den Rechten und Freiheiten des Königreiches nicht zu nahe getreten werde. Am Samstag, nach der Landtagsitzung, in welcher die österr. Gesandten erschienen waren, und wol auch am Sonntag war der Ausschuss in Verathung. Schon am Montag den 15. Oktober überreichte er dem Landtage den Entwurf der Wahlbedingungen. Mit der Vorlage dieser Artikel begannen die Sitzungen des Landtages bewegter, ja mitunter stürmisch zu werden. Nach dem Landtagschlusse vom 12. Oktober konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß die Entscheidung unaufschiebbar sei. Zwar wurde noch am Vorabende derselben, wie wir sehen werden, der Versuch gemacht, die Bemühungen des Kanzlers und seines Anhanges dadurch zu Nichte zu machen, daß man den Landtag vor der Wahl sprengte, allein auch dieser Versuch sollte sich erfolglos erweisen. Je näher aber der Tag der Entscheidung heranrückte, desto heftiger mußten die Parteilichkeiten entbrennen. Der Kampf zwischen den Baiern und Oesterreichern, außerhalb der Landtagsstube eifrigst fortgeführt, wurde immer persönlicher. Weiderseits klagte man lebhaft über Verunglimpfung, Lüge und Verläumdung.⁶⁹⁾ Im Landtage selbst bemächtigte sich der Herrenstand immer ausschließlicher der Bewegung. Dieß erklärt sich daraus, daß die Führer sämtlicher Parteien und deren Schattirungen dem Herrenstande angehörten. Bei ihm stand die Entscheidung, bei ihm war aber auch der Widerstreit der Interessen am lebhaftesten. Die von der gemäßigten Patriotenpartei vorgelegten Wahlbedingungen boten noch keinen Anlaß zu einem Ausbruche des Kampfes. Es waren die ersten acht von den später in die Landtafel eingetragenen Artikeln. Sie enthielten keinerlei Neuerungen oder besonders abzunötigende Zugeständnisse.⁷⁰⁾ Ihrem Inhalte nach zerfielen sie:

69) So z. B. suchten die Baiern der Gegenpartei dadurch zu schaden, daß sie behaupteten, die Oesterreicher fasteten nicht am Freitag.

70) Nicht hier, wo eine Darstellung jener Vorgänge, jener Parteibeziehungen und innern Erhebungen beabsichtigt wird, welche den Wahlact zu einem anfänglich nicht zu erwartenden Abschlusse führten, ist es am Orte, die jetzt und die von einer später gewählten Kommission dem Landtage vorgelegten und von diesem zum Beschlusse erhobenen Artikel in ihrer Einflusnahme auf die rechtliche Stellung des künftigen Königes, ja auf den rechtlichen Charakter der Wahl selbst zu würdigen, oder die hier liegenden Ausgangspunkte der erst unter der Regierung Ferdinands hervortretenden neuen Bewegung zu zergliedern. Nur im Zusammenhange mit den der Wahl nachfolgenden Unterhandlungen, mit den Erwiderungen Ferdinands und den Beschlüssen der mährischen Stände, zum großen Theile aber auch nur im Zusammenhange mit den Verhandlungen späterer Landtage lassen sie sich nach dieser Seite hin erörtern. Ihrem inneren Ursprunge nach in Verhältnissen wurzelnd, welche dem vorgängigen Jahrhunderte angehören, in rechtlicher Beziehung den Wahlact von 1526 bedeutend modifizirend, bilden diese Artikel einen Theil der Regierungsgeschichte Ferdinands I. Nicht in ihren Wirkungen sondern in ihrer Entstehung sind sie hier zu betrachten. Sofern sie in ihrem Zustand kommen der Einfluß dieser oder jener Bestrebungen, die Präponderanz dieser oder jener Partei äußert bilden sie ein äußerst wichtiges Material für die Geschichte des Wahlactes; die Schwierigkeit, sich in den Parteiverhältnissen dieser Tage genau zurecht zu finden, muß jeden Fingerzeig beachtenswert erscheinen lassen. Jede weitere Erörterung jedoch würde ohne Herbeiziehung späterer, den Zusammenhang der Darstellung störender Vorgänge unvollständig und unklar bleiben.

I. In Bestimmungen von formell staatsrechtlicher Bedeutung, und zwar insbesondere:

1) Ueber Wahl und Krönung des Nachfolgers; es sollte bei Lebzeiten des Königs ein Nachfolger weder gewählt noch gekrönt werden.

2) Ueber den Eid, welchen der König an der Grenze, eventuell dem Prager Schlosse leisten soll.

3) Ueber die Krönung des Königs, welche nicht früher geschehen soll, als bis derselbe den Eid auf die Privilegien und Freiheiten geleistet hat.

4) Ueber Verpflichtungen welche der König vor der Wahl Fremden gegenüber eingegangen hat; sie sollten wichtig sein, soferne sie dem Lande zum Nachtheile gereichten (insbesondere waren Verschreibungen und Verpfändungen von Theilen des Königreiches gemeint).

II. In Bestimmungen zur Wahrung eines geordneten Rechtszustandes und zwar:

1) Ueber die Freiheit der Landtafel, welche dem Einflusse des Königs gänzlich entzogen sein soll; in diesem Artikel wurde zugleich die Unabsetzbarkeit der Beamten, außer durch Rechtspruch wegen Vergehungen, neuerdings eingeschärft.

2. Ueber das alte jus de non evocando.

III. Landfriedensbestimmungen.

Es ist einerseits anerkennenswert, daß diese Artikel die verschiedenen, wiederholt zur Sprache gekommenen Privatinteressen gar nicht berücksichtigten; so unterließ man es namentlich, die von beiden Höfen versprochene Schuldenzahlung in das Gesetz aufzunehmen. Man handelte hierin, wie es die Würde des Landes erforderte, weil die Majorität des Ausschusses in dieser Frage persönlich unbefangen war. Andererseits läßt sich jedoch nicht verkennen, daß diese Bestimmungen viel zu allgemeiner Natur waren, und der momentanen Lage keineswegs genügend Rechnung trugen. Die brennendsten Fragen blieben unberührt. Es mag sein, daß der Ausschuß hierin der ihm bei seiner Kreirung gegebenen Instruktion gemäß handelte. Es ist eben fraglich, ob die Absicht der österreichischen Parteiversammlung weiter ging, als so gut wie möglich jene Bestimmungen zu erneuern und als Gesetz der Landtafel einzuverleiben, welche bei den früheren Wahlen als Beschränkungen der königlichen Gewalt zur Geltung gekommen waren. Thatsächlich waren nun auch die dem Landtage vorgelegten Artikel nichts anderes als eine Kodifizierung überlieferten Rechtes. Man kann annehmen, daß in ihnen die Summe der Wünsche der gesammten gemäßigten, zum größten Teile österreichisch gesinnten Partei zum Ausdruck kam, insoferne es sich eben um rechtliche Begrenzung der königlichen Machtssphäre handelte. Gewiß waren auch hier Viele die an der versprochenen Bezahlung der Schulden ein lebhaftes Interesse hatten, gewiß erkannten auch hier die Führer, daß mit diesem Entwurfe eine Menge von Fragen ungelöst bleibe, daß damit noch lange nicht alle rechtlichen Beziehungen im Lande geregelt seien, allein Alles dies wollte man erst im Einvernehmen mit dem gewählten König ordnen, und handelte hierin gewis insoferne vorichtig, als man es vermied, die ohnehin bedenkliche Lage durch das Anregen aller im Laufe der letzten Jahre streitig gewesenem Angelegenheiten noch gefährlicher zu machen. Indesß war dieß doch nur ein Aufschieben der Gefahr, oder vielmehr nur ein Versuch, dessen Mißlingen vorauszusehen war. Es ist sehr begreiflich, daß die Herrenpartei, welche im Falle, sie bei der Wahl in der Minorität blieb, erwarten mußte, ihren Einfluß unter der neuen Regierung zu verlieren, nicht geneigt war, die Entscheidung der wichtigsten Fragen zu vertagen. Jetzt noch war sie im Besitze der Macht — konnte ihr diese nicht binnen wenigen Tagen entrisen sein?

Als daher die Artikel in der Landtagsitzung vom 15. Oktober verlesen wurden, so stießen sie zwar auf keinen Widerspruch, es kam jedoch auch nicht zur Beschlußfassung. Gewiß nicht gerne hatte Herr Lev gleich anfänglich die Verfassung des Gesetzentwurfes einem Ausschusse überlassen, auf dessen Zusammensetzung seine Partei nur äußerst geringen Einfluß genommen hatte. Dennoch wagte man es nicht offen gegen die Patrioten aufzutreten. Rosental mochte jetzt schon erkennen, daß er den Gegnern dort nicht gewachsen war, wo sie zusammenhielten. Nur durch Kluge Nachgiebigkeit konnte er für sich und seine Anhänger noch Etwas gewinnen. Er wartete ab. Als die Kommission ihre Arbeit beendet und dieselbe dem Landtage zur Beurteilung vorgelegt hatte, erschien ein Einschreiten von seiner Seite bei Weitem weniger bedenklich. Es konnte ihm ja nun, da er dem Ausschusse Zeit gelassen hatte, seine Ansichten geltend zu machen, da er gegen diese Ansichten nicht einmal Widerspruch erhob, doch nicht der Vorwurf der Inlokalität gemacht werden, wenn er, nur als Ergänzung, auch seine und seiner Freunde Wünsche berücksichtigt wissen wollte. Jetzt war auch der Vorwand gegeben, die Sache den Händen eines anderen Ausschusses anzuvertrauen.

In der nächsten Landtagsitzung (16. Oktober) eröffnete der Obersiburggraf, daß man die vorliegenden Artikel nicht als genügend ansehen könne, denn es sei nötig, ehe der König gewählt werde, sich über alle Modalitäten auszusprechen, unter denen er aufgenommen werden solle. Also Wahlbedingungen im eigentlichen Sinne. Zugleich beantragte er die Wahl eines neuen Ausschusses zur Abfassung des Entwurfes. Durch Vorlage der Artikel hatte die erste Kommission selbst ihre Arbeiten für beendet erklärt, es konnte somit der Antrag des Hrn. Lev nicht als ein derselben erteiltes Mißtrauensvotum angesehen werden. Waren auch die Motive des Burggrafen nicht die uneigennützigsten, so läßt sich doch nicht läugnen, daß sein Antrag in den Verhältnissen wohlbegründet war. Besser, man trug den Kampf jetzt aus, welchen die Mißwirtschaft unter der Regierung der beiden Bagellonen entfacht hatte, und machte so Rechnungsschluß für eine Epoche, die ganz hinter sich liegen zu lassen am geratensten war, als man ging unausgeglichen doch kampferüstet der neuen Zeit entgegen, und nahm unter der neuen Dynastie die alten Fehden wieder auf.

Der Landtag nahm einen Antrag, welcher keiner Partei zu nahe trat, und dessen Zweckmäßigkeit sich nicht bestreiten ließ, ohne weitere Debatte an. Man schritt zur Wahl einer neuen Kommission, zu welcher jeder Stand 8 Personen stellen sollte. Es genügt zur Klarstellung der Stärke der Parteien innerhalb des Ausschusses auf den Herrenstand Rücksicht zu nehmen. Er war ja nunmehr unzweifelhaft der Leiter der Geschicke des Landes.

Die acht Mitglieder aus dem ersten Stande waren: Lev von Rosental, Adam von Neuhaus, Johann von Wartenberg, Adalbert von Bernstein, Herr Konrad von Kreig, der Hofrichter (Hoflehenrichter Benzl von Kolowrat⁷¹), Wilhelm von Schwihon und der Herr von Schwamberg. Wollte man aus der Zahl der Mitglieder welche jede der Parteien in den Ausschuss zu bringen gewußt hatte auf ihre Stärke im Landtage schließen, so müßte man der Patriotenpartei unzweifelhaft die Majorität zusprechen. Der Ausschuss barg nicht nur Mitglieder der beiden Hauptrichtungen, sondern auch beider innerhalb der Herrenpartei sich

71) Er war Hoflehenrichter unter Ludwig, als noch die Verwaltung in den Händen des Herrn von Rosental ruhte; er blieb jedoch auch Mitglied der Patriotenregierung.

ergebenden Gruppen. Letztere befand sich jedoch offenbar in der Minorität. Nur durch den Herrn von Rosental selbst und durch die beiden bayerischen Parteigänger den Herrn von Schwamberg (wahrscheinlich Christoph) und Wilhelm von Schwihau war sie vertreten. Adalbert von Bernstein, welcher sich von der Sache Baierns immer mehr entfernt hatte, und von nun an bis zum Schluß eine isolirte Stellung bewahrte,⁷²⁾ mußte in den zur Entscheidung kommenden Fragen zu seinen alten Gesinnungsgenossen, den Patrioten, halten, deren Führer er einst gewesen.

Hier nun wo alle Parteirichtungen vertreten waren, und wo Fragen erörtert werden sollten, welche die Gemüther damals am heftigsten aufregten, mußten endlich die Gegensätze hart aneinander prallen. Es hieß die Art an die Wurzel des Uebels setzen, daß man gleich in der ersten Ausschussitzung, welche schon am Tage der Wahl gehalten wurde, an die Regelung der religiösen Angelegenheiten ging. Die Frage des Bekenntnisses war in den letzten Jahren nahezu mit jener Heftigkeit in den Vordergrund getreten wie vor einem Jahrhunderte. Es leimte bereits jene Saat, deren jähes Aufschließen das Zeichen werden sollte zum Ausbruche eines dreißigjährigen Krieges. Konnten diese Keime durch einen Landtagschluß vernichtet werden? Sag es bei den Männern, welche nun zusammen berieten, eine Reformation der kirchlichen Verhältnisse in Böhmen durchzuführen, welche allein hundertjährige Wirren hätte vorbeugen können? Das waren jedoch nicht die Fragen welche man sich in der Kommission stellte. Beiden Parteien handelte es sich nur darum, die eigenen Vorrechte zu wahren, wo möglich zu mehren. Die Beratung mußte um so stürmischer werden, als beide jetzt allein maßgebende Bekenntnisse (Katholiken im Vereine mit den conservativen Reformern und die fortgeschrittenen Utraquisten) sich im Ausschusse so ziemlich das Gleichgewicht hielten, ja unter den Gliedern des Herrenstandes gleich stark vertreten waren. Darum war es denn auch unmöglich eine Einigung zu erzielen. Nach einer lärmenden Sitzung trennte der Anbruch der Nacht die Versammelten. Es ist nicht möglich, festzustellen, welche die von beiden Seiten gestellten Anträge waren.

Den Kern der Debatte bildeten wie gewöhnlich die Kompaktaten. Einerseits wurde ihre Bestätigung durch den gewählten König verlangt, andererseits scheint behauptet worden zu sein, daß dieselben nunmehr, ohne Zweifel mit Rücksicht auf die erfolgte Einigung der Katholiken mit einem Teile der Utraquisten überflüssig geworden seien. Da die später in die Landtafel aufgenommenen Artikel vom Landtage selbst wesentlich modifizirt worden waren, so läßt sich ein Schluß auf die Tätigkeit der Kommission daraus nicht ziehen. Die Unmöglichkeit eine Einigung herbeizuführen, bewog den Ausschuß schon in seiner Sitzung vom 17. Oktober seine Arbeiten durch Abfassung von einigen Artikeln, welche dem Landtage zur Beschlußfassung vorgelegt werden sollten, zu beenden. Nachdem über die Religionsverhältnisse allein am vergangenen Tage keine Einigung zu Stande gekommen war, konnte unmöglich schon jetzt über alle schwebenden Fragen ein wirkliches Kommissionsgutachten vorliegen. Beide Parteien gaben nur in der Erwartung nach, daß der Landtag Aenderungen in ihrem Sinne vornehmen werde. So war dieser erste Versuch, den Kampf vom Landtage auf eine kleine Zahl von Mitgliedern zu übertragen, mißglückt. Es kam am selben Tage zu einer äußerst

72) Daß er weder von der einen, noch von der andern Partei gewonnen war, geht aus den Berichten der beiderseitigen Gesandten eben so klar hervor, als daß er schließlich aus freiem Antriebe zu Ferdinands Gunsten tätig war.

stürmischen Landtagsſitzung. Die „Korrektur“ des vorgelegten Geſekentwurfes war es nicht allein, was die Parteien in Aufregung verſetzte. Die Ungebuld war ſowol bei der Patriotenpartei als auch bei dem Volke auf's Höchſte geſtiegen. Man hatte in die Wahl der neuen Kommiſſion geſwilligt in der Erkenntniß, daß eine Beilegung der Streitigkeiten vor der Königswahl höchſt wünſchenswerth erſcheine. Nun ſchien ſich aber die Beratung über die weiteren Artikel wieder nur als ein neues Mittel herauszuſtellen, die Verhandlungen des Landtages in die Länge zu ziehen. Die geringe Nachgiebigkeit der Herrenpartei in der Kommiſſion deutete nicht eben auf guten Willen. Zu dem mochten die Anhänger Ferdinand's in Erfahrung gebracht haben, daß im Laufe des Tages die neuen bairiſchen Geſandten eingetroffen ſeien, welche die feierliche Werbung im Landtage vorbringen ſollten. Dieß führte dahin, daß von Vielen auf ungeſäumte Vornahme der Wahl gedrungen wurde, ja es ſcheint nahe daran geſeſen zu ſein, daß Ferdinand durch Aſklamation zum König ausgerufen werde.⁷³⁾ Es iſt erklärlich daß die Aufregung eine ungeheuerer war. Bis in die Nacht hinein blieb man verſammelt, immer lärmender wurde die Sitzung, bis ſie endlich ohne Reſultat geſchloſſen werden mußte.

Am nächſten Tage kam endlich im Landtage eine Art Kompromiß zu Stande. Wie der von der Kommiſſion vorgelegte Entwurf lautete, iſt nicht erſichtlich; von den ſpäter in die Landtafel eingetragenen wurden der 9.—22. Artikel an dieſem Tage zum Beſchlusse erhoben. Es läßt ſich ihnen größere praktiſche Bedeutung als den erſten acht nicht abſprechen; letztere hätten ähnlichen Wirren, wie ſie zu Beginn der Regierung Ludwigs herrſchten, nicht vorgebeugt. Die neuen Artikel hingegen befaßten ſich vornehmlich mit jenen Uebelſtänden, welche unter Ludwig eingeriſſen waren und zu den heftigſten Klagen Anlaß gegeben hatten. Natürlich unterließen jetzt die Gläubiger des Staates nicht, ſich ihre Deute durch das neue Geſek zu ſichern. Die Kompromiſsnatur der neuen Artikel äußerte ſich jedoch vornehmlich in der Regelung der religiöſen Fragen. Da man ſich nicht hatte einigen können, ſo beſchloß man, die Sache im Großen und Ganzen beim Alten zu beſaſſen. Die Verträge zwifchen den Katholiken und Utraquiſten wurden beſtätigt (der Kompaktaten geſchah keine ausdrückliche Erwähnung), Gleichſtellung beider Konfeſſionen vor König und Geſek ausgedprochen, auf eine „rechtlche Chriſtliche Vergleichung und Reformation“ wurde im Hinblide auf die in Deutſchland herrſchende Bewegung gedrungen, daneben aber eine Menge katholiſcher Vorſchriften zum Landesgeſek für Jedermann ohne Unterſchied der Konfeſſion erhoben. Die böhmischen Brüder waren offenbar wieder die Beſeſerten. Im Ganzen konnte Herr Lew und ſein vornehmlich katholiſcher Anhang zufrieden ſein, und er war es auch.⁷⁴⁾ Wären tatſächlich die Geſamtwünſche der Herrenpartei in dieſen Artikeln niedergelegt worden, ſo müßte man zugestehen, daß ſie ſich abgeſehen von der Beſtimmung über die Schuldzahlung, innerhalb der Grenzen hielten,

73) Darauf ſcheint ſich die Stelle in einem Briefe Brzetislav's von Schwihau an Hans Weißenfelder zu beziehen: „Hätten wir nicht ſo hart gehalten, wäre es nicht dazu gekommen, ſondern mit Geſchrei hätten ſie uns einen König ernannt.“

Daß man in der Landtagsſitzung am Mittwoch nahe daran war, die Ausrufung Ferdinand's durchzuſetzen, darin ſtimmen die Nachrichten überein.

74) Bericht der baier. Geſ. vom 20. Okt.: „Es ſind eilliche Stritte zwifchen den Herren und Städten vorgefallen, die man vor der Wahl hat erledigen müſſen. Sind auch nur wie es der, ſo E. f. G. Partei ſind, Vornehmen geſeſen, erledigt.“
Original im k. geh. Staatsarchiv zu München.

welche die augenblickliche Lage vorschrieb. Immerhin ist man jedoch zu der Annahme berechtigt, daß die unverkennbare Mäßigung, die man den neuen Verhältnissen entgegenbrachte, zum guten Teile ein Verdienst der Patriotenpartei gewesen sei. Bestimmungen, wie jene, daß die königliche Residenz im Lande aufgeschlagen werden, oder doch das Land durch einen Inländer verwaltet werden müsse, daß nur Inländer zu Räten des Königs in böhmischen Angelegenheiten genommen, und Dekrete nur aus der böhmischen Reichskanzlei und unter dem Siegel des böhmischen Kanzlers erlassen werden dürfen u. s. w. konnten nach den unter der Regierung Ludwigs gemachten Erfahrungen nur allgemeine Zustimmung finden, und gerade der Abgang ähnlicher Bestimmungen war es, was den von der ersten Kommission vorgelegten Entwurf wirklich unzureichend erscheinen lassen mußte. Wie groß jedoch das Mißtrauen zwischen den Parteien geblieben war, wie wenig die eine und die andere wirklich zur Nachgiebigkeit bereit war, zeigte sich alsbald nach der Beschlußfassung. Den Streit über die Artikel beendet zu sehen, hätten beide Parteien schließlich gewünscht, wenn auch aus verschiedenen Gründen. Das beiderseitige Entgegenkommen, welches es möglich machte, daß trotz des heftigsten Zwiespaltes das Gesetz binnen zwei Tagen zu Stande kam, war nur scheinbar. Die Artikel waren kaum angenommen, als die unter dem Einflusse des Herrn von Rosental handelnden Herren den Kampf von Neuem aufnahmen. Es wurde von dieser Seite auf unverweilte Relation der Artikel zur Landtafel, somit indirekt auf Schluß des Landtages angetragen. Es war der letzte Versuch des Herrn Lev, die Macht in Händen zu behalten. Die Gegenpartei, welche erkennen mußte, wohin man mit diesem Antrage abzielte, wollte die Relation erst nach der Königswahl vorgenommen wissen. Es kam zu erregten Debatten, welche zwei Sitzungen ausfüllten. Da der Landtag in dieser Frage geteilter Meinung war, so muß man annehmen, daß die bayerische Partei den Antrag auf unverweilte Relation unterstützte. Gewis hatte sie kein Interesse daran, es jetzt nicht zur Wahl kommen zu lassen; ihre Haltung erklärt sich jedoch daraus, daß sie wie gewöhnlich die wahren Absichten des Herrn Lev nicht kannte.

Es war leicht dem Anhange Baierns, welcher ja seines Sieges keineswegs gewis war, klar zu machen, daß im Falle seiner Niederlage bei der Wahl mit der Relation der eben beschlossenen Artikel geögert, vielleicht gar die Sanktion des Königs (Ferdinand) gefordert werden könnte. Damit wären aber die Früchte eines schweren Kampfes verloren gegangen. Die österreichische Partei erklärte offen ihr Mißtrauen; es sei nötig, daß das Land endlich einen Herrn habe; wenn der König gewählt sei, so möge gleich die Relation stattfinden, den Artikeln selbst widerstrebe man nicht. Die Relation vorzunehmen, ohne daß man sich über die Person des Königs geeinigt hätte, das sei eine bedenkliche Sache, und könne aus vielen Gründen nicht zugegeben werden. Die Gegner durchblickten Herrn Lev, die Freunde ließen sich täuschen. Da eine Austragung des Streites im Landtage nicht abzusehen war, so machte der Herrenstand von seiner faktischen Präponderanz Gebrauch, und beschloß die Sache selbständig zu entscheiden. Die Herren zogen sich zu abgesonderter Beratung zurück, und hier kam endlich ein Vergleich zu Stande, welcher den Wünschen beider Hauptparteien tatsächlich Rechnung trug. Die Artikel sollten sofort in die Landtafel eingetragen, und zugleich erklärt werden, daß der Landtag vor Vornahme der Königswahl nicht auseinander gehen werde. Die Hoffnungen des Herrn Lev waren damit vernichtet.

Wie sehr beide Parteien ein Ende der Verhandlungen herbeisehnten, zeigt ihr Beschluß, die Wahl denn auch tatsächlich schon am nächsten Tage vorzunehmen.

Zwischen den Gesandten der beiden hauptsächlich beteiligten Höfe war indeß der Kampf nicht minder erbittert geführt worden als zwischen den Landtagsparteien. Mit großer Anstrengung hatte es der bayerische Anhang doch dahin gebracht, daß die Botschafter aus München vor der Entscheidung eintrafen.

Am 17. Oktober erreichten Johann Herr von Legenberg, Sigmund von Schwarzenstein zu Engelburg und Ludwig von Pienzenau zu Wildenholzen Prag, um sich dem geheimen Räte Hans Weisensefelder anzuschließen. Es war am selben Tage an welchem im Landtage auf ungesäumte Vornahme der Wahl gedrungen, und dadurch die erregteste Sitzung dieser Woche hervorgerufen worden war.⁷⁵⁾ Die Gefahr war groß gewesen. Jetzt athmeten die Baiern wieder auf. „Wenn sie nur einen Tag länger wären außen geblieben, so wär's gar aus dem Scherz gewesen,“ schrieb Weisensefelder nach München. Am nächsten Tage schon erschienen die Gesandten im Landtage (18. Okt.) und überreichten ein neuerliches Schreiben ihrer Fürsten.

Wieder sprach Weisensefelder. In seinem nicht langen Vortrage legte er selbstverständlich das Hauptgewicht darauf, daß die neuen Gesandten unbeschränkte Vollmacht hätten, sich im Namen ihrer Herren zu Allem zu verpflichten. Die Versprechungen selbst konnten ja doch füglich nicht im Landtage berührt werden; die Herren gaben sich gerne zufrieden, wenn sie nur die feierliche Zusicherung erhielten, daß die privaten Abmachungen volle Gültigkeit haben sollten. War doch der Haupteinwand welchen man den österreichischen Gesandten von dieser Seite gemacht hatte, der gewesen, daß sie zu all ihren Versprechungen keine genügende Vollmacht hätten. Oesterreichischerseits wollte man die Antwort nicht schuldig bleiben. In diesem Momente konnte jedes Wort mehr oder weniger vielleicht ausschlaggebend sein. Der bayerische Vortrag hatte Manchem gefallen der aus der Situation persönlichen Vorteil ziehen wollte. Nahezu offen war jetzt das „Kramen“ bis in die Landtagsstube getragen worden. Die Wahlagitation beschränkte sich nurmehr auf ein gegenseitiges Ueberbieten. Die Rede Weisensefelders war nicht viel mehr gewesen als die öffentliche Erklärung, den Kaufpreis richtig und pünktlich zahlen zu wollen.

Gegen ein solches Vorgehen gab es nur noch eine Waffe: den Appell an Stolz und Ehrgefühl. Mit diesem traten den jetzt auch die österreichischen Gesandten vor die Stände. Am 19. Oktober überreichten sie dem Landtage etne bloß in böhmischer Sprache verfaßte Schrift, welche durch würdige Form Freunde zu erwerben bestimmt war.

„Obwol wir einsehen und vernehmen,“ hieß es darin, „daß einige im Namen ihrer Herren zu vielen andern Anerbietungen greifen, gleich als wollten sie diese Krone kaufen und um sie feilschen, so bleibt uns doch solches gewiß ferne, auch sind der Erzherzog und die Fürstin nicht Willens auf diese Art vorzugehen und darüber zu handeln, da sie doch Ew. Gnaden Ehrlichkeit, als ehrenwerter Männer kennen, die einem solchen Vergehen nicht Statt geben wird.“ Auch dem wiederholten Versprechen der Schuldenzahlung gab man eine gefälligere

75) Bayer. Ges. ddo. 20. Okt.: „Wiewol fast viel und großer Fleiß fürgelehrt worden ist, die Sache auf unser Zukunft aufzuziehen, so haben sie doch und sonderlich die Orgenteil und der gemeine Haufe so sehr geschrien und etliche Tag so ungestüm um die Wahl angehalten, daß man's mit seltsamen Ränken gar kaum erhalten mögen und ihrer Viele nicht anders gemeint haben, denn am vergangenen Mittwoch, als wir angekommen, soll die Wahl gesehen.“

Deutung, falls sie durch Ferdinand geschehe. Man gab zu verstehen, daß die Schuldentilgung durch einen Fremden denn doch für das Land entwürdigend sei, und den Schein der Bestechlichkeit auf die Stände lade. Erzherzog Ferdinand hingegen würde die Schulden im Namen seiner Gemalin übernehmen, „und es sei doch nur am Schicklichsten, wenn der Sohn oder die Tochter nach dem Vater und ebenso die Schwester nach dem Bruder die Schulden bezahle.“ Nicht um die Krone zu erkaufen, sondern „aus Pflicht“ würde der Erzherzog die Gläubiger befriedigen.⁷⁶⁾

Auch an anderen Seitenhieben für die Baiern ließ man es nicht fehlen. Schließlich wurden alle bereits gemachten Versprechungen erneuert, und war man namentlich in diesem Punkte bemüht, sich mit Baiern auf gleichen Fuß zu stellen. Eine solche Sprache konnte nicht wirkungslos bleiben. Starhemberg schreibt: „So viel wir bemerkt, ist diese Schrift der Sache nicht undienstlich gewesen.“ Schon am nächsten Tage erschienen die bayerischen Gesandten mit einer Entgegnung im Landtage. Der gereizte Ton derselben läßt auf die Erbitterung schließen, mit welcher außerhalb der Landstube gekämpft wurde. Sie hätten erfahren, meinten die Gesandten, daß den Ständen vorgehalten worden sei, die bayerischen Fürsten wären gar nicht in der Lage, den gemachten Versprechungen nachzukommen. „Nun befremdet es uns nicht wenig“ fuhren sie fort „daß unsern gnädigen Herren der Unglimpf, als ob ihre fürsichtige Gnade in ihren Handlungen so unvorsichtig, auch uns die Leichtfertigkeit soll zugemessen werden“ u. s. w. In einem matten Nachhange verwahrte man sich auch dagegen, daß die Seitens der bayerischen Herzoge versprochene Schuldzahlung als Bestechung gedeutet werde.⁷⁷⁾ Damit erreichten endlich die offiziellen Reden und Gegeneiden, welche immer spitziger geworden waren, endlich ihr Ende.

Freilich geschah dies eben erst an dem Tage an welchem der Landtag zur Vornahme der Wahl schritt. Alle diese Vorträge mochten ihre Wirkung bei dem großen Publikum nicht verfehlt haben, und waren eben darum gewis nicht ohne Bedeutung, allein der Schwerpunkt der Verhandlungen lag nach wie vor außerhalb der Landtagsstube. Nachdem der Versuch des Herrn von Rosental durch sofortige Relation der beschlossenen Artikel dem Landtage ein jähes Ende zu bereiten, gescheitert war, mußte er endlich die Waffe strecken. Ein Aufschub war nicht mehr denkbar. Schon am Mittwoch und Donnerstag hatte man nur mit großer Mühe die Ungebuld eines großen Teiles der Stände beschwichtigt. Am Freitag hatte man das Zugeständniß der sofortigen Relation nurmehr gegen die Verpflichtung erhalten, vor der Vornahme der Wahl nicht auseinander zu gehen. Letzte, angestrenzte Bemühungen waren noch von beiden Seiten gemacht worden. An Versprechungen hatten Oesterreich und Baiern das Unmögliche geleistet. Jetzt war der Moment nahe wo man an die Möglichkeit der Erfüllung denken mußte.

Die bayerischen Gesandten scheinen sich endlich erinnert zu haben, daß ihre übergroße Freigebigkeit den Herzogen einige Verlegenheit bereiten könnte. Unaufhörlich mahnen sie dieselben, sich nur nach Geldmitteln umzusehen. Am 20. Oktober schrieben sie nach München: „Darum gedenken E. f. G. ohne Unterlaß, wie und wo E. f. G. viel Geld überkommen damit man die Leute möcht zufrieden stellen.“ Weisfenfelder schreibt für seinen Teil: „E. f. G. sehen nur um

76) Enthaltten in dem Manuscripte des mährischen Landesarchivs.

77) Vortrag der bayerischen Gesandten im böhm. Landtage 20. Oktober 1526 (im k. geheimen Staatsarchiv zu München).

Geldes Kraft, denn des bedürfen wir einen guten großen Haufen.“ Er schlägt die Kosten etwa auf 300,000 fl. an, um ein bedeutendes mehr, als man anfänglich gerechnet hatte. Um Geld zu bekommen, sollten die Herzoge nach Weißenfelders Rathschlag eine Anleihe beim Papst versuchen.

Die Erwartungen, welchen sich die bayerische Partei jetzt hingab, waren wenn auch nicht mehr so zuversichtlich wie Anfangs, doch noch immer die besten. Durch die neuerliche Werbung im Landtage glaubte man Viele wieder gewonnen zu haben, welche des verzügigen Ankommens der Gesandten halber dem Ferdinand anhängig worden.⁷⁸⁾ Man verkannte freilich andererseits auch nicht, daß die Gegenpartei jetzt mächtig und einig sei; doch schien die größte Gefahr durch das Erscheinen der feierlichen Botschaft überwunden zu sein. „Mit seltsamen Mänten,“ wie die Gesandten selbst berichten, hatte man es kaum erhalten mögen, daß die Wahl bis dahin verschoben werde. Nichts wurde jetzt unversucht gelassen, was die Aussichten günstiger gestalten konnte. Sogar auf den Gedanken kam Weißenfelder, die Stände könnten wünschen, daß Baiern der Krone Böhmen einverleibt werde, und forderte seine Herren auf, dieß in Erwägung zu ziehen. Um sich des Herrn von Rosental zu versichern, wurde ihm von den Gesandten schriftlich zugesichert, daß, falls er einem der Herzoge mit seiner Stimme zum Throne verhilft, der Gewählte sowol ihm, als auch dem Herrn Christoph von Schwamberg zur Durchsetzung ihrer bekannten Erbschaftsansprüche gegen die Herren von Rosenberg verhelfen werde. Ein Brief der Herzoge von Baiern versicherte die Stände neuerdings ihrer Bereitwilligkeit, Alles zu erfüllen, was ihre Bevollmächtigten zugesagt hatten. Auch die Antwort auf das Seitens der Herrenpartei gestellte Begehren, sich in Waffen bereit zu halten, langte ein. Die Fürsten versprachen, „sich von Stund an in Rüstung zu schicken.“ Nach alledem glaubten die Gesandten am 20. Oktober an ihren Hof berichten zu dürfen, die Sache stände „noch recht und wol,“ ja Weißenfelder, immer voll Zuversicht, versicherte gar, „Viele halten die Sache E. f. G. halber gewiß.“ Selbst das glaubte er bereits zu wissen, daß die Stände ihr Augenmerk vornehmlich auf den Herzog Wilhelm gerichtet hätten; er wollte sich bemühen (jetzt!) die Wahl doch noch auf Ludwig zu lenken. Doch müsse man „gar subtil und fürsichtiglich damit umgehen, damit nicht Eines mit dem Anderen verborben wird.“

Auch die österreichischen Gesandten feierten nicht. Marazi insbesondere entfaltete eine rege Thätigkeit. „Er ist bei Tag und Nacht „im lefft“ von einem Stand zu dem andern,“ schreibt der Herr von Schwihau. Unermüdblich war er in dem Bemühen, den Herrn von Rosental doch noch auf Oesterreichs Seite zu bringen. Wiederholt suchte er ihn in Begleitung Sebastians von der Weitmull auf, erhielt auch seine Unterstützung zugesichert, freilich in ebenso wenig bindender Weise, wie es den bayerischen Gesandten gegenüber geschehen war. Noch war vielleicht die Hoffnung nicht aufgegeben, daß Ferdinand auch ohne die Unterstützung des Herrn Rev zum Throne gelangen könne, allein es war vorauszusehen, daß der Wahlsieg in diesem Falle nicht unbestritten bleiben würde. Mit Alalbert von Perustein wurde nicht minder eifrig unterhandelt. Der Zusammenhang desselben mit der Herrenpartei war in der letzten Zeit immer lockerer geworden, und damit entfernte er sich selbstverständlich auch von Baiern. Je klarer es sich herausstellte, daß sich die bayerischen Fürsten ausschließlich auf die Herrenpartei

78) Brief ddto. 11. Oktober.

stärkten, desto mehr mußte an Bernstein die Notwendigkeit des Rückzuges herantreten, wenn er nicht innerhalb der Städte und des niederen utraquistischen Adels jeden Anhang verlieren wollte. In der That sehen wir ihn bald nach jenem ver zweifelten Versuche der Herren, die bewaffnete Intervention Baierns herbeizuführen, für die bairische Sache schwankend werden. Noch am 10. Oktober hatte Feinreich von Schwihau an den bairischen Hof geschrieben: „Der von Bernstein entbeut E. f. G. sein willig Dienst, und wo er E. f. G. dienen möcht, ist er allzeit willig.“ Am nächsten Tage schon erachtete es sein Bruder Brzetislaw für nöthig, den Herrn von Bernstein in seinen Sympathien zu befestigen. Es war unmittelbar nach der im Hause des Kanzlers abgehaltenen Versammlung. Schwihau ersuchte die bairischen Fürsten an den Herrn von Bernstein ein eigenhändiges Schreiben zu richten, dessen Konzept zugleich übersendet wurde; freilich setzte er hinzu: „wo es von Nöthen ist weil ich ihn noch ganz gutwillig finde.“ Auch Weissenfelder wünschte daß die Fürsten sich nochmals an Bernstein wenden. In diese Zeit fallen die Unterhandlungen Maraxis mit Lektorem. Trotzdem ist es fraglich ob sich Adalbert von Bernstein je dem Erzherzog gegenüber in der Art gebunden habe, wie dieß bei Adam von Neuhaus und den andern Herren dieser Partei der Fall war. Seine ganze politische Haltung läßt ihn als den ehrlichsten und aufrichtigsten Patriot, als einen gemäßigten und liberalen Staatsmann erscheinen. Dst hatte er scheinbar seine Stellung geändert einzig aus dem Grunde, weil ihm alles Extreme ferne stand, und er stets zum Nachgeben bereit war. Ohne Zweifel war es nur seine politische Unabhängigkeit gewesen, welche ihn dem Herzoge Wilhelm von Baiern zugeführt hatte, während schon seine Gesinnungsgeoffen begannen sich um Ferdinand zu schaaren.

Auf die Dauer war freilich eine solche Stellung unhaltbar, wenn sein Beispiel nicht Andere nach sich zog. Dieß war nicht der Fall. Der Parteilhas bezieht die Oberhand, und der unparteiische Patriot blieb isolirt. Seine Unterstützung Baierns war eine eben so uneigennützig, wie freiwillige gewesen. Der Rückzug stand ihm jederzeit offen, und er trat ihn an. Nicht aber ein Ueberläufer wurde er. Er wahrte sich Oesterreich gegenüber eben jene Selbstständigkeit, die er stets zu behaupten gewußt hatte. Hans von Starhemberg hätte sonst gewis nicht unterlassen, ihn unter Jenen zu nennen, die sich „zusammen verbunden, keinen andern Herrn zu haben“ als den Erzherzog Ferdinand. Fast überraschend war es denn auch selbst für die österreichischen Gesandten, als schließlich Bernstein der Sache Ferdinands den besten Dienst leistete, welcher derselben während der ganzen Dauer der Verhandlungen geworden war. Jetzt bildete der Anhang Ferdinands die faktische Majorität des Landtages, indem er die beiden niederen Stände nahezu ganz umfaßte. Im Herrenstande freilich war das Uebergewicht der österreichischen Partei keineswegs ausgemacht, doch war die durch Bernsteins Uebertritt bewirkte Geschlossenheit immerhin ein großer Gewinn. Zuzolge des nach erfolgter Wahl abgefaßten Berichtes des Gesandten Hans von Starhemberg über die Verhandlungen mit den Ständen hatte sich im Laufe der letzten Tage auch innerhalb dieses Standes eine sehr ansehnliche Partei zusammengefunden, welche die Bewerbung Ferdinands unbedingt zu unterstützen beschloß. Die Namen, welche Starhemberg erwähnt, lassen einen ziemlich sicheren Schluß ziehen auf den Stand des österreichischen Anhanges unmittelbar vor der Entscheidung. Außer Jenen, welche von allem Anbeginn an Ferdinand günstig gesinnt waren, wie Adam von Neuhaus, die Herren von Rosenberg, Sebastian von der Weitmul, Hans Pflug, die Herren von Schlick, Wolf Dobrohost von Ronsberg und Guttenstein, erscheinen auch die erst gewonnenen Freunde, Johann von Wartenberg

und das Haupt der „Pflkarten,“ der Herr von Kreig genannt. Sogar der lange Zeit für einen Anhänger Baierns angefehene oberste Landkämmerer Jaroslav von Schellenberg, nicht minder Johann von Schwamberg sollen dem Bunde beigetreten sein. Adalberts von Pernstein wird, wie bereits, bemerkt nicht gedacht. Da auch Johann von Sternberg, wie es scheint, der bairischen Partei abwendig gemacht worden war, so fehlten nur wenige der hervorragenden Namen jener Zeit in den Reihen der Freunde Oesterreichs. Allein noch hatte Herr Lev nicht gesprochen. Selbst angenommen, daß Ferdinand die Stimmen des Oberstburggrafen und seines näheren Anhanges nicht bedurfte, um auch im Herrenstande über die numerische Majorität zu verfügen, wird man den unablässigen Bemühungen der Gesandten, den Herrn Lev um jeden Preis zu gewinnen, ehe es zur Entscheidung kommt, die volle Berechtigung nicht absprechen können. Nicht umsonst war an die bairischen Fürsten die Aufforderung ergangen, sich mit ihrem Landsassen bereit zu halten, nicht umsonst hatte Herr Lev selbst das Kriegsaufgebot im Lande betrieben. Für den Fall, daß die Wahl nicht mit Stimmeneinheit erfolgte, hätte die in der Minorität gebliebene bairische Partei zu den Waffen ihre Zuflucht genommen — wenn Herr Lev unter den Ueberstimmten war. Gewiß nicht ohne Auftrag schrieb Weisensefelder am 20. Oktober, also an dem Tage, an welchem zur Wahl geschritten werden sollte, nach München: „E. f. O. wollen auch sonst in guter Warnung und Aufmerken sein, auch sich danach richten, ob etwa eilend ein neu Geschrei käme darum ist dennoch gut, daß E. f. O. in Warnung sind, ob durch die Wahl Parteien entstünden, daß E. f. O. sich desto förderlicher und besser wüßten zu richten.“ Der Sinn dieser Worte ist klar.

Die erfolglosen stürmischen Sitzungen dieser Woche hatten gezeigt, wenn es dem Landtage mit der sofortigen Vornahme der Wahl ernst sei, der Wahlkampf auf eine geringe Anzahl von Personen beschränkt werden müsse. In der Landtagsitzung vom 20. Oktober wurde ein Ausschuß von 24 Personen⁷⁹⁾ je acht aus jedem Stande gewählt, welchen die Aufgabe zu Teil wurde, einen der Thronwerber der Wahl der Stände zu empfehlen. Unter den vom Herrenstande gestellten Vertrauensmännern waren fünf entschiedene Anhänger Ferdinands: Adam von Neuhaus, Hans Pflug, Zbislav Berka, Johann von Wartenberg, Jaroslav von Schellenberg. Auffallend ist es, daß es der bairischen Partei nicht gelungen war, einen ihrer Führer (die Brüder Schwihau) in den Ausschuß zu bringen; sie war einzig und allein durch Christof von Schwamberg vertreten.

79) Die Angaben über die Zusammensetzung dieser Kommission weichen von einander ab, doch wird ziemlich übereinstimmend die Zahl der Mitglieder auf 24 angegeben. Eine in den Verhandlungen der Gesellschaft des böhmischen Museums (1822) veröffentlichte lateinische Notiz spricht nur von 18 Wahlmännern, 6 aus jedem Stande; von den Herren sind Sternberg und Schwamberg nicht genannt. In der später über diesen Akt gemachten Landtagsrelation sind (doch wol nur aus Versehen) nur 7 Herren genannt; der Name Christof von Schwamberg fehlte. Zuverlässig bestand jedoch die Kommission aus folgenden Personen: 1) aus dem Herrenstande: Lev von Rosental, Jaroslav von Schellenberg, Zbislav Berka, Adam von Neuhaus, Johann von Wartenberg, Johann von Sternberg, Hans Pflug, Christof von Schwamberg;

2) aus dem Ritterstand: Radslav Berzkovstý, Opl von Biztum, Johann Titoborstý, Benzl Amča, Jaroslav Brojanstý, Johann Erzla, Marquart Einhart, Johann Boren.

3) aus den Städten: M. Johann Paschel, der Metzger Sigmund Wamitzobov, genannt Zyla, beide aus Prag; Duchtel Dominahel von der Prager Kleinside, Samuel Zahwizla von Rutenberg, M. Niklas von Saag, Niklas Glaser von Labor, Wodekda von Kaurzim, Purkrabel von Pilsen.

Es erklärt sich dieß nur dadurch, daß sie den Herrn von Rosental für einen der übrigen hielt, und vielleicht auch auf Joh. von Sternberg zählen zu können glaubte. Auf diese drei Männer, welche wol auch Stimmen von Anhängern Oesterreichs auf sich gelenkt hatten, vereinigte die bayerische Partei ihre Stimmen, und ließ ihre Führer fallen. War es eine Intrigue des Herrn Lev, welcher im Ausschusse nicht kontrollirt sein wollte?

Die den beiden niederen Ständen angehörigen Ausschussmitglieder mochten im Vorhinein nicht durchaus eine bestimmte Haltung haben. Doch war es klar, daß die Mehrzahl der Ritter schließlich mit Johann von Wartenberg, die Städte mit Adam von Neuhaus stimmen, der Landschreiber Kadslav und die drei Mitglieder von Prag aber dem Oberstburggrafen treu bleiben werden. Die Prager glaubten die bayerischen Gesandten auf ihrer Seite zu haben; sie meinten mit Brzetislav von Schwihau, „wo Herr Lev ist, sind die von Prag auch da.“ Aber wo war Herr Lev? Darüber eben befanden sich die Baiern in einer argen Täufchung.

Diesem Ausschusse nun wurde der Auftrag gegeben, er solle „eines Königs halber handeln, berathschlagen, die Sache disputiren und erwägen, wen sie befinden, der dieser Krone am nützlichsten, und auch dann solches allen Ständen anzeigen, die alsdann, ob ihnen solcher auch gefällig, bedenken und dieweil solchen anzunehmen oder einen andern zu bestimmen.“ Am selben Tage noch blieb der Ausschuss bis in die Nacht beisammen. Wochten sich die Baiern auch noch so guten Hoffnungen hingeben, so mußte es doch für Jeden, der selbst in der Kommission saß, klar werden, daß ein den bayerischen Fürsten günstiger Vorschlag von dieser nicht erwartet werden könne. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sich im Falle einfachen Abstimmens die Mehrheit für Ferdinand ausgesprochen hätte. Für jene, welche der österreichischen Partei nicht angehörten, blieben nur zwei Wege offen: Entweder sie behaupteten ihren Standpunkt und ließen sich von den Oesterreichern überstimmen. Die Folge davon wäre die Erneuerung des Wahlkampfes im Landtage selbst gewesen, da die Minorität gewis nicht unterlassen hätte, ihr Separatvotum den Ständen vorzulegen. Sehr wahrscheinlich wäre dann die Wahl auch im Landtage zu Gunsten Ferdinands ausgefallen — und die unterliegende Partei hätte das Kriegsvolk der bayerischen Fürsten herbeigerufen. Das Zweite, was der Minorität des Wahlausschusses zu tun übrig blieb, war, ihre Stimme unter möglichst guten Bedingungen an Oesterreich abzugeben, und dadurch einen einhelligen Kommissionsvorschlag zu ermöglichen. Nicht schon am ersten Tage entschied es sich, welchen dieser beiden Wege namentlich der Herr von Rosental einschlagen werde.

Die österreichische Partei sah die Folgen einer Stimmenzersplitterung voraus, zugleich aber erkannte man, daß jetzt Alles von der Entschliesung des Herrn von Rosental abhänge. Wäre dann auch im Landtage bei der Abstimmung über den Vorschlag eine bayerische Minorität vorhanden gewesen, so war sie doch nicht mehr zu fürchten, sobald sich nicht Herr Lev an ihrer Spitze befand. Hans Pflug, welcher Mitglied der Kommission war, theilte den österreichischen Gesandten nach der ersten Sitzung seine Bedenken mit. Man entschloß sich zu einem letzten Versuche, den Oberstburggrafen zu gewinnen. Albrecht Schlit und Hans Pflug begaben sich zu ihm und baten ihn, daß er ihnen als seinen Freunden bekannt geben möge, welche Bedenken er denn gegen Ferdinand habe, „denn sie hofften, solchem wäre gut Rat zu schaffen.“ Die Antwort, welche ihnen Herr Lev gab, zeigte von seiner Geneigtheit, sich in Unterhandlungen einzulassen. Zu guter Stunde hatte man sich ihm genähert. Es war einleuchtend, daß er sich nicht zu Gunsten der

baierischen Fürsten in ein gefährvolles Unternehmen stürzen werde, sofern ihm von österreichischer Seite jene Vorteile zugesichert würden, die er von der Gegenpartei erwartete. Dahin kam es denn auch endlich. Herr Lev erhielt drei Verschreibungen, welche von den Gesandten Ferdinands unterfertigt wurden, und von dem Erzherzoge selbst später erneuert werden sollten. In der ersten wurde ihm die Bezahlung sämtlicher Forderungen, welche er durch Urkunden dartäte (ausgeblich 50.000 fl.), sowie Bestätigung aller ihm von König Wladislaw und König Ludwig gegebenen Verschreibungen, und seiner Freiheiten zugesichert. In der zweiten versprach Ferdinand dem Herrn Lev und seinen Freunden, „ob sie nicht erfüllt von Stund seiner Partei gewesen, deshalb gegen ihnen keine Ungnade zu tragen“ und sie bei ihren Freiheiten, Vergnadungen und Gaben zu belassen. In dieser Urkunde wurden die Gegner Ferdinand's namentlich angeführt, und waren ihrer, wie Starhemberg dem Erzherzog berichtet, „gar wenig darin begriffen, die sich erfüllt E. Kön. Maj. Person halb gewidert.“ Die dritte Verschreibung zeigt, daß bald auch Herr Christoph von Schwamberg zu den Unterhandlungen beigezogen worden war. Es wurde ihm, dem Oberstburggrafen, ferner den Herren Hans Pflug und Schlick, welchen jährlich „eine Anzahl Geld“ aus dem Bergwerke Joachimstal gegeben wurde, der Fortbezug dieses Betrages zugesichert.⁸⁰⁾ Damit war der Wahlkampf eigentlich beendet. Es kann nicht gezweifelt werden, daß die Kommission in der Lage gewesen wäre, schon am Montag mit ihrem Vorschlage hervorzutreten, und den Erzherzog Ferdinand einstimmig den Ständen zur Annahme zu empfehlen. Da einmal Herr Lev und offenbar auch Christoph von Schwamberg gewonnen waren, erhob sich gewiß keine Stimme mehr gegen Oesterreich. Jetzt aber trat der Anhang Ferdinands mit einem Plane hervor, welcher wol schon erwogen worden sein mag, sobald man sich innerhalb der Kommission in der Majorität sah, welchen man aber nicht durchblicken lassen durfte, so lange auch nur ein Mitglied den baierischen Fürsten zugetan war. Es hieß die erzielten Erfolge wieder auf's Spiel setzen, wenn man schließlich über den Vorschlag des Ausschusses denn doch den gesammten Landtag entscheiden ließ. Begreiflicherweise wollte die österreichische Partei die Entscheidung nicht mehr aus der Hand lassen. Als daher die Ausschusmitglieder untereinander einig geworden waren, dachten sie daran, sich vom Landtage die Vollmacht erteilen zu lassen, selbst den König zu wählen.⁸¹⁾ Nur durch einstimmigen Beschluß konnte selbst-

80) So lautet die von Starhemberg hierüber gegebene Mitteilung.

Die Herren von Schlick besaßen das Joachimstaler Bergwerk, jedoch nur als Pfand. Es konnte durch Erlegung des Schuldbetrages vom König jederzeit eingezogen werden. Um das Recht der Münze zu erhalten, hatten die Brüder Schlick im Jahre 1520 den Herren Lev von Rosental, Ladislaw von Sternberg und Hans Pflug von jeder Mark Silber, welche gewonnen und gemünzt wurde, sieben böhmische Groschen zu geben versprochen, wenn sie ihnen dieses Recht beim Könige und im Landtage verschafften; danach dürfte die Angabe Starhembergs zu modifizieren sein.

81) Daß der Ausschuß diese Bevollmächtigung nur zu dem Zwecke verlangte, um Ferdinands Wahl zu sichern, darüber lassen folgende zwei Nachrichten keinen Zweifel zu:

„Wie der Herr Burggraf, der Kanzler und die anderen die Partei Ew. Kön. Majestät beßgleichen den baierischen gesehen, haben sie wol gedacht, so es zu offener Wahl käme, daß derart keine Vergleichen würde, sondern Zerrittlichkeit und Zerteilung daraus erfolgte, deßhalb haben sie die Stände ihnen die Wahl zu vertrauen gebeten (Bericht des Hans von Starhemberg an K. Ferdinand ddo. Anfang November 1526. Gleichzeitige Kopie im k. Staatsarchiv zu München).

„Wiewol es durch etliche unserer Widerpartei, auch die so unßers Teils, der Fürsorge halber hart gesehen, so ist es doch zuletzt dahin gekommen, daß alle Stände den 24 Per-

verständlich der Landtag auf sein Wahlrecht verzichten. Es stand in der Hand jedes einzelnen Ausschußmitgliedes, den bayerischen Anhang zu warnen, und dadurch den Antrag zu Falle zu bringen; es geschah nicht. Nicht mit Unrecht beklagte man sich später bayerischerseits über ein Vorgehen, das bei den Herren von Rosental und von Schwamberg leicht als Verrat an alten Freunden gedeutet werden konnte. Am Montag erklärte die Kommission: sie hätte getagt, besprochen und erwogen, was zum Besten des Königreiches wäre; es werde ruhig verhandelt und man vertrüge sich. Darum möge ihr der Landtag die Ermächtigung erteilen, Jenen, auf dessen Person man übereinkomme, zum Könige zu wählen.

Die Gegner Oesterreichs mochten zum Teile Verdacht schöpfen, denn von ihnen wird berichtet, daß sie Widerspruch erhoben. Man wußte sie zu beruhigen. Es ist nicht anders denkbar, als daß man den bayerischen Anhang in der Erwartung bestärkte, das Interesse seiner Kandidaten würde im Ausschusse auf das Beste vertreten. Endlich blieben nur fünf Opponenten. Es war Adalbert von Bernstein, dessen Bemühungen es gelang, Einstimmigkeit herbeizuführen, wie es scheint wol in der Ueberzeugung, damit den Sieg Ferdinands entschieden zu haben. Ihre Zustimmung knüpfte die Stände nur an die Bedingung, daß die Wahlmänner vor dem Wahlakt einen feierlichen Eid ablegen, durch welchen sie sich zur strengsten Unparteilichkeit verpflichteten.

Was jetzt noch folgte, war bloße Formsache. Ehe der Ausschuß, welcher sofort wieder zu einer Sitzung zusammentrat, die von den Einzelnen zu sprechende Eidesformel entwarf, stellte er an die Stände noch die Anfrage, ob bei der Wahl auf alle Personen, „so der Krone nachstehen“ Rücksicht zu nehmen sei, oder nur auf „Eitliche aus ihnen.“ Dem kann wol keine weitere Bedeutung beigegeben werden, als etwa die, daß man die Namen der zu Berücksichtigenden in die Eidesformel aufnehmen wol auch sich mit dem Scheine völliger Unparteilichkeit umgeben wollte. Die Stände antworteten, der Ausschuß habe nur unter denen zu wählen, „so öffentlich um das Königreich gestanden“ nämlich Erzherzog Ferdinand und die Herzoge Ludwig und Wilhelm von Baiern; und begründeten dieß angeblich damit, daß sonst die Wahl auf Jemand fallen könnte, der nicht danach strebe und sie nicht annähme, was die Stände nur dem Gelächter preisgeben könnte.

Ueber diese Bevorzugung ihrer Fürsten sollen die bayerischen Gesandten an Zuversicht gewonnen, und „ein sehr hoch Herz“ genommen haben. Der einzige ersichtliche Erfolg dieser Antwort war, daß nun in der Eidesformel nur von Ferdinand und den Herzogen von Baiern die Rede war. Sie lautete: Ich schwöre Gott dem Allmächtigen, seiner lieben Mutter und allen Heiligen und der ganzen Gemeine der Krone Böhmen, daß ich in Handlung und Erwählung des Königes von Böhmen aus diesen dreien Personen, des Erzherzogs zu Oesterreich Ferdinand Seiner Gnaden ꝛc. und Wilhelm und Ludwig der Herzoge von Baiern Ihren Gnaden nicht anders raten oder Jemand aus ihnen aus meinem Willen oder Gemüt erwählen will, sondern aufrichtig, was zum Lobe Gottes und zum gemeinen Nutzen dieser Krone Böhmen wäre, in dem nichts parteiisch um Gunst oder Gabe oder einigerlei meines Nutzens wegen vorzunehmen oder dagegen handeln aus

sonen, so Ausschuß, bewilligt, wen sie zum König bestimmen, der solle ihnen Allen gefallen . . . Und wenn die Stände den 24 Personen nicht die ganze Macht gegeben hätten, so wäre es diesmal zu keinem Ort gekommen, sondern große Herrlichkeit, Unwill und allerlei Unfall davon gekommen“ (Schreiben eines der österreichischen Gesandten, Kopie im k. geh. Staatsarchiv zu München).

Zorn oder einigerlei Ungunst ihrer, keinen aus ihnen so dazu tauglich und geschickt erfunden wurde, so weit mein Verstand reichen möchte. Was von diesen Sachen notdürftiglich und von Erwählung des Königs geredet wird, gelobe ich bei diesem Eid Solches geheim zu halten und in keinerlei Weise auszubreiten, weder gegen keinen Menschen zu Schaden oder Unglimpf zu offenbaren. Das helf mir Gott und alle Heiligen.⁸²⁾

Am nächsten Tage sollten die Wahlmänner in der St. Wenzelkapelle des Prager Domes zur Wahl schreiten. Ohne zu ahnen, daß ihre Niederlage bereits entschieden sei, bemühten sich die Freunde Baierns noch am Vorabende der Entscheidung die Mitglieder des Ausschusses zu gewinnen. Daß Johann von Sternberg, der sich anfänglich Baiern angeschlossen, in letzter Zeit eine Schwenkung ins österreichische Lager gemacht habe, konnte kein Geheimniß sein; Brzetislav von Schwihau machte noch einen letzten Versuch, ihn umzustimmen. Auch von den drei Wahlmännern der Stadt Prag wollte man noch „guten Bescheid“ erhalten, und sollte Weisfenfelder eine Gelegenheit auffuchen, um mit ihnen zu sprechen, ehe sie sich auf die Burg begeben würden. Etwas kleinlaut scheinen die Herren von Schwihau denn doch gewesen zu sein; wie Resignation klingt es fast wenn der eine der Brüder an den bayerischen Gesandten schreibt: „Die Sachen stehen wol noch, Gott will's denn anders haben, dawider kann Niemand;“ während der andere von weiteren Bemühungen abrät, indem er sagt: „Die Sache steht nun ganz in der Gewalt des Allmächtigen, welcher die Herzen der Menschen zum Besten lehren wolle.“ Und hatten sie nicht allen Grund, es für ein bedenkliches Zeichen anzusehen, daß sie, die anerkannten Führer der Partei nicht in den Wahlausschuß gekommen waren? Nur Weisfenfelder blieb voll Zuversicht.

In feierlicher Weise schritt man am 23. Oktober zum Wahlakt. Entsprechend der Zahl der Wahlmänner waren vom Landtage 24 Personen gewählt worden, in deren Hände von ihren Standesgenossen unter den Ausschußmitgliedern der Eid abgelegt werden sollte. Nach einem Messopfer folgte die Eidesabnahme. Es erschien der Dekan des Metropolitankapitels, um nach einer vorgängigen Ermahnung erst den Herren, dann den Rittern und zuletzt den Städten die Eidesformel vorzusprechen. Hierauf zog sich der Wahlausschuß in die Kapelle zurück. Fünf Stunden blieb er in Beratung. Als endlich die Wahlmänner im Landsaale erschienen, erklärten sie den Ständen, sie hätten sich über die Person des Königs geeinigt, doch müsse noch manches Wichtige vorher besprochen werden; daher könne die Bekanntgabe des Resultates erst morgen erfolgen. Wol bedurfte es des ganzen Ansehens der dem Ausschusse angehörenden Herren, um die Geduld der Stände dieser neuen, härtesten Prüfung unterwerfen zu können. Mit ungewöhnlicher Strenge wurde das Geheimniß beobachtet. Die bayerischen Gesandten ließen sich durch eine „geheime und vertrauliche Anzeige“ verleiten, noch am selben Abend den Sieg eines der bayerischen Fürsten nach München zu melden, und Weisfenfelder war nahe daran, sich mit einem gewissen Kaspar Gruber der gleichzeitig dieselbe Nachricht an die Fürsten abgehen ließ, um's „Votenbrod“ zu streiten. Diese Mystifikation scheint von einem der Prager Bürger, welche dem Wahlausschusse angehörten, ausgegangen zu sein.

Am 24. Oktober wurde das Ergebnis der Wahl bekannt gegeben. Ein im großherzoglichen Gesamtarchiv aufbewahrter Auszug der Zeitung Sumare v. 1526

82) Artikel des Landtages von 1526, Kopie im Archiv der böhm. Statthalterei.

befagt: „Am Tage der heil. Ursula ist die Wahl beschlossen und der Erzherzog Ferdinand zum König ausgerufen worden; solches ist mit Jubel, Freude, mit dem Gesang Te deum laudamus in böhmischer Sprache, Glockengeläute und Büchschenschießen begrüßt worden. Der gemeine Mann soll die Ausrufung des Königs mit williger Annehmung „Ja, ja“ und mit Dankfagen, und öffentlichem Geschrei zu Gott angehört haben.“

Da die Relation der Beschlüsse dieses Landtages bereits erfolgt war, so beschränkte sich jetzt die Tätigkeit der Stände auf die Wahl einer Deputation, welche den König von der erfolgten Wahl in Kenntniß setzen sollte. In dieser Form wurde der Wahlakt zugleich vom Landtage selbst offiziell zur Kenntniß genommen, da eine eigentliche Beschlußfassung nicht mehr möglich war. Mit den Verhandlungen zwischen der Landtagsdeputation und dem österreichischen Hofe beginnt die Geschichte der Regierung Ferdinand's in Böhmen. Jetzt erst wo es sich darum handelte die Zustimmung des Königes zu erlangen, gewannen die bereits in die Landtafel eingetragenen Landtagsartikel ein praktisches Interesse. In Neuhaus bei dem gegenwärtigen Führer der siegreichen Partei, sollten die Gesandten der Stände am Katharinentage zusammentreffen, und von hier aus gemeinschaftlich die Reise nach Wien antreten. Mit Erbitterung klagte jetzt der sonst so glaubensfelige Weisenselber über die „böse verdeckte Verrätere“ und „übermäßige große Untreue.“ Jetzt erkannte er wol, daß er den Worten des Herrn von Rosental zu viel Glauben geschenkt, doch versicherte er in einem Briefe an die Herzoge, „ob es gleich unser Leben hätte betroffen, wir hätten uns nicht anders versehen, denn es sollte guter Glaube sein; also sind wir auch in dem Anzeigen verführt.“ Wem der bairische Gesandte den Verrat zur Last legte, kann keinem Zweifel unterliegen, wenn man sich erinnert, daß er selbst die seiner Partei entlockte Zustimmung zur Erteilung der Wahlvollmacht an den Vierundzwanziger Ausschuß für den entscheidenden durch einen „Betrug“ herbeigeführten Fehler ansah. Doch schützte Herr Lev seine stets beobachtete Schaukelpolitik wenigstens vor direkten Vorwürfen; er und die meisten früheren Anhänger Baierns schützten eine „besondere Liebe und Neigung“ zu Ferdinand vor, namentlich aber war es „der Wille Gottes.“ womit man die bairischen Fürsten vertröstete. Herr Lev machte in einem späteren Briefe an die bairischen Fürsten sogar die Bemerkung, sie müßten doch wol wissen, daß wenn mehrere Personen sich um eine Sache bewerben, diese schließlich doch nur Einem von ihnen gegeben werden kann. Nur die Herren von Schwihau wagten es auch jetzt noch sich als Freunde Baierns zu bekennen.

Bis zum 28. Oktober verweilte die österreichische Gesandtschaft in Prag. Die Wahl Ferdinands war ihnen durch eine Stände-Deputation, welche sich in ihre Wohnung begeben hatte, bekannt gegeben worden zugleich mit dem Ersuchen, nicht abzureisen, so lange nicht einige dringende Angelegenheiten erledigt wären, namentlich wollte man die Zusage erhalten, Ferdinand werde vor seiner Ankunft in Böhmen keine Aemter verleihen.

Am nächsten Tage sprach Hans von Starhemberg an der Spitze der Gesandtschaft in volgefezter Rede im Namen seines Herrn den Ständen den Dank aus und die Ueberzeugung, „daß ihr löbliches und ehrliches Vornehmen ohne allen Zweifel, wie männiglich wol ermessen kann, dieser löblichen Krone zu hoher Ehre und Wolfart gereichen, auch der ganzen Christenheit zum Trost und erspriesslichem Nutzen erfolgen werde.“ Zugleich versicherte er wiederholt, daß Alles, was die Gesandten im Namen Ferdinands bewilligt und zugesagt hatten, „es sei Bestätigung der Freiheit, Gericht, Macht und Handhabung derselben, auch der Mängel und

Beschwerden und der Schulden halber,“ vom König gehalten und vollzogen würde. Am letzten Tage ihres Aufenthaltes in der böhmischen Hauptstadt wurden sie von dem Oberstburggrafen Lev von Rosental zum Morgenmal gebeten, und statteter hierauf einigen anwesenden Herren, darunter dem Oberstlandrichter Verka und dem Herrn von Pernstein ihre Abschiedsbesuche ab. Im besten Einvernehmen trennte man sich, doch hatten die Herren nicht unterlassen, nenerdings zu betonen, daß sie Ferdinand „allein aus rechter Liebe und sonderem geneigtem Willen zum König erwählt.“

Der Bergbau auf dem Dominium Ofsegg und in seiner nächsten Umgebung.

Quellenmäßig bearbeitet

von

Prof. B. Scheinpflug.

Vorwort.

Wer etwa vor ungefähr 60 und mehr Jahren in der Umgebung von Ofsegg die waldbreichen Höhen und Gründe des Erzgebirges durchstreifte, um dort nach Lust oder Bedürfnis oder in seinem Berufe sich zu beschäftigen, etwa um in den reichen Forsten Holz zu fällen, oder um in den kristallreinen Bächen nach der flüchtigen Forelle zu haschen oder an sonnigen Abhängen, Himbeeren oder Preiselbeeren zu suchen, oder auch nur um zum Vergnügen durch Busch und Wald, höher immer höher, bis zum Gebirgskamm emporzuklimmen und von dort weithin, über das Mittelgebirge hinüber das Land zu überschauen: der stieß da und dort auf Halben, an denen er nur wenig den Boden aufzuschürfen brauchte, um ein Stück glänzenden Erzes zu finden, oder auf verfallene Schachte, die noch immer tief genug waren, um das Hinabrutschen bedenklich zu machen, oder auf Stollenmündungen, die zwischen dunklen Tannen noch dunkler dem Besucher entgegenlähnten.

Alte Gebirgsbewohner erzählten da dem Wanderer, freilich nur vom Hörensagen, von dem ehemals reichen Bergsegen, der nun geschwunden, von den vielen Bergleuten, die einst die Schachte befuhrten, und von denen die damals in den Klostergraber Minen arbeitenden nur ein schwacher Ueberrest waren; sie erzählten aber auch von den Wundern, welche geschickte Ruthengänger mit ihrer Wünschelruthe wirkten, von dem Berggeiste, der von Zeit zu Zeit tief unten in der Erde den Arbeitern erschien, bald erzeuiche Stellen anweisend, bald Unheil verkündend; sie erzählten beispielsweise besonders gern von dem Ladunger Bauer Hans Krawath, der zur Zeit der Schwedenkriege die Leichen der von ihm und seinen Knechten erschlagenen Feinde in dem alten Stollen, das finstere Loch noch heute genannt, aufkäufte, bis er endlich am Grabstein zu Prag die eiserne Jungfrau küssen mußte, die ihn mit ihren kalten Armen umschloß und ihm dabei den kalten Stahl in's Herz drückte.

Wehr als fünfzig Jahre sind seither verflossen, und andere Generationen sind erwachsen. Die Schachte sind dem Boden beinahe gleich, auf den Halben er-

heben sich Tannen und Fichten, die als stattliche Mastbäume die Meere durchziehen könnten, das überkluge junge Geschlecht hat die alten Sagen, den letzten Rest der Volkspoesie, alle fast verlernt; nur die Stollen treten noch obgleich im Innern verfallen, an dem Fuße der Berge mehr oder weniger deutlich hervor, man mag von Klostergrab aus durch das romantische Thal gegen Niklasberg aufsteigen oder durch den wilden Grünsdorfer Grund am Abhange der „Sommerleithen“ emporsteigen, oder zwischen der massigen Strobniß und dem Spitzberge, durch den Riesengrund, am Riesenbache, zu der gewaltigen Riesenburg seine Schritte lenken, einer Gränzfeste gegen das benachbarte Meißen, welche, von den zu jener Zeit so mächtigen Dynasten der Riesenburge erbaut, lange Zeit hindurch ihr Sitz und der festeste Waffenplatz der Zupa oder des Bezirkes von Bilin war. Das ehemals im Norden Böhmens mächtigste Geschlecht verarmte, einer der letzten Sprößlinge desselben zog, weil er kein Pferd mehr beistellen konnte, zu Fuß in die Schlacht bei Lipan, ihre Burg verödete. Die Mauern, die da noch heute mit ihren fünf Thürmen so gewaltig emporragen, sahen zu ihren Füßen den Bergbau erstehen und blühen, sie sahen ihn im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges verfallen, nach hergestelltem Frieden allmählig wieder erstehen und neue Sprossen treiben; sie sahen aber auch die Schachte wieder veröden und verfallen, um nicht mehr zu erstehen.

Diesen stummen Zeugen in der Nähe, haben sich beredte Zeugen erhalten, die uns über das rege Leben und Treiben in den benachbarten Theilen des Erzgebirges einigen Aufschluß geben; sie haben sich erhalten in dem von den Riesenburgen in's Leben gerufenen und noch heute blühenden Klosterstifte Ossegg, dessen moderne Gebäude einen in die Augen fallenden Contrast bilden zu den wohl altergrauen, aber noch immer mächtigen Trümmern der Riesenburg, die sich über ihnen erheben und aus waldiger Vergesschlucht auf den umfangreichen Klosterbau und die zahlreichen in der neuesten Zeit erstandenen Villen zwischen idyllischen Häuschen der Ortsbewohner herabblicken. Diese beredten Zeugen sind die Urkunden im Kloster-Archiv zu Ossegg: das alte Bergbuch, das sich erhalten, die Bezeichnungen, Bergrechnungen, Bergregister und Aufzeichnungen verschiedener Art. Lassen sie auch bezüglich ihrer Vollständigkeit noch vieles zu wünschen übrig, so sind sie doch äußerst schätzenswerth, weil sie die einzigen Quellen für den Bergbau auf dem Dominium Ossegg, zu welchem auch Klostergrab gehörte, bilden, und weil das, was Klostergrab selbst an diesfälligen Urkunden heutzutage besitzt, dagegen nur gering erscheint.

Durch die Freundlichkeit des zweitlestverstorbenen Ossegger Prälaten Dr. Athanas Bernhard wurde dem Verfasser dieses Aufsazes das Archiv geöffnet und die Benützung der bisher unbenützten Quellen, namentlich auch über den Bergbau in der Umgebung, gestattet, und der Verfasser war bemüht, die aus diesen Quellen geschöpften Daten als übersichtliches Ganzes zusammenzustellen. Es umfaßt den Bergbau in dem zum Ossegger Dominium gehörigen Klostergrab, und in dem ganz in der Nähe liegenden, aber zum Duxer Dominium gehörigen Dorfe Riesenberg, inwieweit sich die Prälaten von Ossegg als Hauptgewerken daran betheiligten. Er wollte damit zugleich einen Beitrag liefern zu einer umfassenden Geschichte des Bergbaues im Erzgebirge überhaupt, die in der Culturgeschichte der Deutschen in Böhmen von größter Bedeutung ist, da fast ausschließlich Deutsche es waren, welche den Bergbau im Erzgebirge lange Zeit hindurch so erfolgreich betrieben haben. Von diesem doppelten Gesichtspunkte aus wolle auch der freundliche Leser den Aufsatz betrachten und beurtheilen.

I.

Vorgeschichte des Bergbaues in Klostergrab.

Der Bergbau auf dem Dominium Osfegg ist jedenfalls älter als die Nachrichten, die sich über den Betrieb eines solchen erhalten haben. Der Mittelpunkt desselben war die Bergstadt Klostergrab, die sich allmählig aus einem unbedeutenden Dörfchen zu ihrer spätern Bedeutung erhoben hat.

Die älteste bekannte Urkunde über dieses Dörfchen stammt aus dem Jahre 1282; sie ist, wie alle Urkunden jener Zeit, in lateinischer Sprache abgefaßt. Vermöge derselben verkaufte die Äbtissin des Nonnenklosters der Benedictinerinnen zu Tepliz*) zwei Dörfchen, in der Volkssprache „Wernhersdorf“ und „Grap“ genannt, dem Abte Theodorich von Osfegg um 20 Mark Silber, welche sogleich bar ausgezahlt wurden. Aus dieser Urkunde geht unwiderlegtlich hervor, daß die Sprache des Volkes damals in jener Gegend die deutsche war, daß sonach auch der Name „Grap“ der ursprüngliche war, während der slavische Name Hrob eben nur eine Uebersetzung ist.***) Offenbar waren diese beiden, so wie einige andere Orte der Umgegend auch von Deutschen angelegt.

Die Schreibung „Grap“ (nicht Grab) stimmt übrigens mit der im 13. Jahrhunderte üblichen vollkommen überein, da im Mittelhochdeutschen der harte Auslaut des Nominativ bei Hinzutritt der Flexionsilben häufig weich wird, wie: tak, tagos; lop, lobes; grap, grabes.

Wie von selbst tritt hier die Frage rücksichtlich der Entstehung des Namens hervor. Die Uebersetzung desselben ins Cechische mit Hrob als Grabstätte beruht offenbar auf einer falschen Annahme; denn welche Personen von Bedeutung konnten dort begraben worden sein, daß man sich veranlaßt fühlte, den bei den Gräbern entstandenen Ort darnach zu benennen? Die Benedictinerinnen von Tepliz, denen „Grap“ zuerst gehörte, wohl nicht, weil dieselben ihrem Ordensstatute gemäß innerhalb der Klostermauern begraben wurden; ebenso wenig die Cistercienser von Osfegg, welche es von jenen kauften, denn auch sie fanden ihre letzte Ruhestätte innerhalb der Mauern ihres Klosters; auch die mächtigen Dynastien, denen jene Gegenden im 12. und 13. Jahrhunderte gehörten, die Prabisice oder Riesenburge, nicht, denn Cojata von Gnewin-Most (Brüx), eines der Häupter dieser Familie, wurde, wie eine noch jetzt im Archiv zu Osfegg aufbewahrte Urkunde ausdrücklich sagt, in der Marienkirche zu Osfegg (Oset) an der Seite seiner Ahnen zu einer Zeit begraben, als das Kloster der Cistercienser dort noch gar nicht bestand, und als dasselbe gegründet war, sahen es die Riesenburge als Ehrensache an, in ihrer Schöpfung und zwar in der Klosterkirche oder im Capitelsaale zu ruhen, und in der That haben sich die Grabsteine der Riesenburge bis in das 17. Jahrhundert, wenn auch bei feindlichen Einfällen

*) Das Nonnenkloster der Benedictinerinnen zu Tepliz war um das Jahr 1163 von der Königin Judith, Gemalin Wladislaw's II., gegründet worden und war das älteste Kloster der Gegend. Im J. 1421 wurde es durch die Hussiten zerstört und erstand nicht wieder. Die Stelle, wo es stand, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden.

**) Auch andere Ortsnamen der Umgebung sind ebenso wie Wernhersdorf (jetzt Wernsdorf) und Grap ursprünglich deutsch, wie gleichzeitige Urkunden beweisen. Solche Namen sind Krizansdorf und Lugendorf, jetzt Grünsdorf oder Krinsdorf und Deuzendorf.

vielfach verstümmelt und theilweise zerbrochen, in den geweihten Räumen erhalten. Die beglaubigte Geschichte bietet überhaupt gar keinen Anhaltspunkt zur Annahme, daß ansehnliche Personen oder Geschlechter in dem unbedeutenden Dörfchen ihre letzte Ruhestätte gefunden hätten. Oder sollte es eine Begräbnißstätte der keltischen Bojer, die in jener Gegend sehr zahlreich angesiedelt waren, schon in vorchristlicher Zeit gewesen sein? Freilich haben sich darüber keine historischen Nachrichten erhalten, wohl aber zahlreiche Ueberreste, die aus jener Zeit stammen, wie die Begräbnißstätten zu Ratsch, Schallan und Webošchan bei Tepliz, ebenso die Opferplätze auf dem Teplitzer Schloßberge, auf der Burg bei Graupen, jetzt gewöhnlich die Rosenburg genannt, auf dem Geiersberge, von welchem noch jetzt die Trümmer einer alten Burg auf das nun mit Kohlenwerken überfüete Thal herablicken, und insbesondere auf dem Nadelstein bei Bilin, wo ein noch jetzt erhaltener Steinwall den weiten flachen Raum umschließt, wo die heidnischen Bewohner der Umgegend, wie man annehmen darf, auf luftiger Bergeshöhe, die zugleich eine prachtvolle Umschau über das Land bietet, ihren Götzen opferten. Was insbesondere Klostergrab betrifft so haben sich noch keine ähnlichen Ueberreste dort gefunden, welche die Annahme einer heidnischen Grabstätte dafelbst rechtfertigten.

Es scheint natürlicher und keineswegs gewagt, den Namen des Ortes Grap oder Grab, der in der Folge nach seinem Besitzer in Klostergrab erweitert wurde,*) von dem Graben nach edlen Metallen herzuleiten, das wohl in sehr früher Zeit schon dort stattfand.

Die älteste Urkunde, welche von einem Bergbau auf den Gründen Osseggs spricht, ist datirt: „Anno domini MCCCII. ultima quinta feria ante dominicam, qua cantatur Oculi mei,“ d. i. im J. 1302 den 22. März. Zusage derselben schloß Borso (Boreš) von Riesenburg mit dem Abte Servicus von Ossegg einen Vertrag des Inhaltes, es solle alles, was auf den beiderseitigen Besitzungen von Ossegg und Riesenburg an Metallen gefunden würde, zu gleichen Theilen zwischen den beiden Contrahenten vertheilt werden. Dabei bemerkt Graf Caspar Sternberg**), Borso, Herr von Riesenburg habe, wahrscheinlich durch irgend einen Bergbau in der Nähe des Stiftes, vielleicht Graupen oder Klostergrab, aufmerksam gemacht, daß vielleicht in seinen Gründen sich auch Erze finden lassen, diesen Vergleich geschlossen. Uebrigens konnten dabei nur edle Metalle gemeint sein, weil auf andere zu jener Zeit überhaupt gar nicht gebaut wurde. Wenn auch in der citirten Urkunde von der wirklichen Gewinnung edler Metalle noch nicht die Rede ist, so setzt dieselbe doch nach der Annahme des im Fache des vaterländischen Bergbaues bestunterrichteten Grafen das Graben nach Metallen in der Nähe Osseggs als vorhandene Thatsache voraus, und es darf diese Thatsache zunächst mit „Grap“ in Verbindung gebracht werden, das aller Wahrscheinlichkeit nach seinen Namen und seine Entstehung derselben verdankt.

In letzterer Beziehung, nämlich in Beziehung auf die Entstehung der Bergorte, gibt die Tglauer Bergordnung, die aus der Mitte des 13. Jahrhunderts stammt und auch in Böhmen Rechtskraft hatte, hinreichenden Aufschluß.

*) Aehnlich wie Klosterbruck, Klosterneuburg, Münchengerät, Grafenried, Grafenstein, Fürstenbruck, Nonnenwürth, Königsbruck, Kaiserslautern, Bischofteinitz u. s. w.

**) „Umriffe der Geschichte des Bergbaues und der Berggesetzgebung des Königreiches Böhmen,“ II. Band, S. 147, ein Werk, das in Beziehung auf seinen Inhalt noch immer unerreicht dasteht.

Nach den Bestimmungen derselben sollten demjenigen, der ein neues Bergwerk entdeckte, 7 Länen (& 7 Klästern) zu beiden Seiten zugemessen werden, welche mit den Länen für den König ein ansehnliches Grubenfeld gaben. Es mußten ferner 16 Areen d. i. Räume zugewiesen werden, die zu Pochwerken, Schmelzhütten, Zechenhäusern und Ansiedlungen für das Bergvolk verwendet wurden. Namen mehrere Zechen, d. i. zugemessene Bergwerke zusammen, so hatten sie auch große Bauräume, auf denen nebst den zum Betriebe gehörigen Gebäuden Ansiedlungen entstanden, welche Bergdörfer und in der weitern Entwicklung Bergstädte bildeten. Die Namen für solche Orte waren bald gefunden, und es ist nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, daß die meisten Bergstädte Böhmens auf diese Weise entstanden sind, daß auch Klostergrab auf gleiche oder ähnliche Weise entstanden ist, wenn wir auch nicht wissen, wem die ersten Grubenfelder zugemessen wurden.

Die hierauf folgenden Zeiten waren der friedlichen Entwicklung des materiellen Wohlstandes in Böhmen im Allgemeinen günstig, und es ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß sich der Bergbau in Klostergrab in der ersten Hälfte des 14. Jahrhund. ansehnlich erhob; denn K. Karl IV. (1347—1378) fand sich bewogen, dem Orte Stadtrechte zu verleihen. Das diesfällige Privilegium hat sich zwar nicht erhalten, bestand aber ohne Zweifel, indem in der ältesten noch jetzt erhaltenen Urkunde Wladislaws II. Klostergrab bereits eine Stadt (oppidum) genannt und in einer späteren Urkunde des Prager Erzbischofes Sbinke eines Privilegiums Kaiser Karls IV. gedacht wird.*)

*) Das Archiv zu Klostergrab bewahrt gegenwärtig folgende Urkunden und sonstige Schriftwerke von Bedeutung:

1468, 31. Dezember, lateinisches Privilegium K. Georgs von Poděbrad, worin den Bewohnern der Stadt Klostergrab an jedem Mittwoch ein Wochenmarkt bewilligt wird.

1477, Datum verwißt, lateinisches Privilegium König Wladislaws II., worin der Stadt ein Wappen mit Bergwerks-Emblemen verliehen wird. Die Schrift ist an mehreren Stellen verwißt, ein Drittelblatt fehlt, das Siegel ist abgerissen.

1478, 1. October, Privilegium Wladislaws in lat. Sprache, worin die Bewilligung erteilt wird, mit rothem Wachs zu siegeln. Das Siegel fehlt. Die Schrift ist an zwei Stellen undeutlich, an zwei Stellen unlesbar.

1567, 24. April, Bestätigungsurkunde Maximilians II., lateinisch, sehr verwißt.

1577, am. Freitage nach Inocavit, Bestätigungsurkunde Rudolphs II., böhmisch, das Siegel fehlt.

1590, 23. Juni, Bestätigungsurkunde Rudolphs II., deutsch.

1594, 8. September, deutsches Privilegium des Erz. Sbinke Berka.

1612, 30. September, Bestätigungsurkunde von Mathias,

1628, 1. März, ebenso von Ferdinand II.,

1644 (?), 12. März, ebenso von Ferdinand III.,

1658, 28. Januar, ebenso von Leopold I.,

1732, 14. Februar, ebenso von Karl VI.

1747, 23. März, ebenso von Maria Theresia,

1723, 29. October, ebenso von Joseph II.,

1796, 24. Mai, ebenso von Franz II.

Das Archiv enthält ferner:

1. Ein Rathsprotokoll, angefangen 1670;
2. Bürgermeisteramtsbetreibungen vom Jahre 1688 an;
3. Ein anderes Rathsprotokoll von 1723 angefangen;
4. „Reformation der Stadtrechte im Königreich Böhmen, aus dem Bohemischen in die teütsche Sprach transferirt durch Petram Sterba von Sitteritz,“ 1614; I. Band. Verordnungen, die erste von 1534; nebst verschiedenen anderen minder wichtigen Dingen. Die auf den Bergbau bezüglichen Actenstücke wurden in früheren Zeiten bei den

Daß über den Betrieb des Bergbaues gar keine Urkunden aus dem 14. und aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts sich erhalten haben, darf nicht Wunder nehmen, und die Husiten, welche Ofsegg im J. 1421 ausgeraubt, zerstört und verbrannt haben, dürfen wahrlich nicht auf den Dank der Historiker Anspruch machen, da sie die für die Wissenschaft der Geschichte so wichtigen Quellen allenthalben in Rauch und Flammen aufgehen ließen. So wurden auch die im Kloster-Archiv zu Ofsegg befindlichen Urkunden über den Bergbau in Klostergrab in unverantwortlichem Vandalismus vernichtet, — der Verlust ist unerseßlich.

Doch ist dieser Schaden, den die Husitenkriege dem Lande in seinen wissenschaftlichen Denkmälern zufügten, nicht der einzige und auch nicht der größte. Denn ein weiterer unberechenbarer Schaden wurde durch sie der Cultur des Landes überhaupt und somit auch dem Bergbaue insbesondere zugefügt. Viele Gegenden wurden durch die mit großer Erbitterung geführten inneren Kriege entvölkert, es fehlte nach Beendigung derselben allenthalben an fleißigen, regsamen Händen, den weithin verwüsteten Boden zu bebauen, um nur die nothwendigsten Lebensbedürfnisse herbeizuschaffen; um den Bergbau konnte man sich wenig kümmern, und es brauchte lange Zeit, ehe die Wunden vernarben, die der Husitenkrieg dem Lande geschlagen hatte. Was Klostergrab nach dieser Zeit sich durch den Abt von Ofsegg bei dem Könige Georg von Bodebrad zuerst erbat, bezog sich zunächst auf Belebung des Verkehrs und Herbeischaffung von Lebensmitteln. König Georg verließ der Stadt auf Bitten des Abtes und des Conventes von Ofsegg das Recht, jeden Mittwoch einen Wochenmarkt abzuhalten. (Urkunde v. 31. Dec. 1458.)

Nicht ganz zwanzig Jahre später (1477) erhielt Klostergrab abermals auf Bitten des Abtes von Ofsegg sein gegenwärtiges Wappen, das ein sichtlich Beweis ist, daß Klostergrab eine Bergstadt war und Bergbau sonach auch trieb. Das Wappen ist von oben nach unten in zwei gleiche Felder getheilt. In einem derselben ist in rothem Grunde der aufrecht stehende, doppeltgeschwänzte silberne Löwe mit Krone, Zunge und Krallen von Gold; in dem andern erhebt sich aus einem Schachte zwischen Bergen ein goldener Bischofsstab, auf Ofsegg deutend, und an demselben die Bergwerks-Embleme, zwei Bergkammer, gekreuzt. Schon im nächstfolgenden Jahre (1478) erhielt die Bergstadt Klostergrab von demselben Könige das Recht, sowohl mit dem großen als mit dem kleinen Siegel in rothem Wachs zu siegeln.

Betreffen auch die ebengenannten zwei Urkunden K. Wladislaw's II. nicht den Bergbau an sich, so betreffen sie doch die Bergstadt mit den Bergsiegeln und lassen auf den Betrieb des Bergbaues schließen. Dürfte man den Sagen trauen, so müßte sich der Bergbau in der nachfolgenden Zeit, namentlich unter der Regierung Ferdinands I., ungemein gehoben haben, denn im J. 1546 sollen am Röhlerberge daselbst 600 Bergleute gearbeitet und quartaliter 13 Centner Silber gewonnen haben. So unwahrscheinlich klingt aber die Sage keineswegs, daß nicht ihr Inhalt auch in den Augen des strengen Geschichtsforschers einige Berechtigung hätte. Denn die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist es ja, welche als die

Grundherren (den Aebten von Ofsegg und zeitweilig den Erzbischöfen von Prag), in späteren Zeiten, als ein kaiserliches Berg- und Schichtamt in Klostergrab bestand, in den kaiserlichen Registraturen deponirt. In Klostergrab verblieb nur, was die Stadtgemeinde als Gewerken betraf. Die vielen Beschädigungen der Privilegien rühren daher, daß sie bei feindlichen Einfällen an feuchten Orten, einmal sogar im Dünge aufbewahrt wurden.

eigentliche Blüthezeit des Bergbaues im böhmischen Erzgebirge bezeichnet werden muß. Joachimsthal stand an der Spitze der erzgebirgischen Bergstädte; es hatte nicht nur eine reiche Ausbeute an Silber, sondern auch eine eigene Münze, aus welcher die ersten (Joachims-) Thaler hervorgingen; von hier aus erfloß auch die (Joachimsthaler) Bergordnung der Grafen Schlick und erlangte weithin ihre Geltung. Auch Schlaggenwald erhielt seine eigene Münze, und eine Reihe von Bergstädten erstand und erhob sich rasch durch den Bergsegen, der zu Tage gefördert wurde, und schon aus diesem Grunde ist mau zu der Annahme berechtigt, daß das viel ältere Klostergrab bei dem allgemeinen Aufschwunge des Bergwesens nicht zurückblieb. Noch mehr! In den Verleihungen für Klostergrab und seine nächste Umgebung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, welche quellenmäßig durch Urkunden nachgewiesen werden können, an deren Authenticität nicht im geringsten gezweifelt werden kann, geschieht ausdrücklich und zu wiederholten Malen Erwähnung von (damals) alten Stollen, welche um die genannte Zeit wieder aufgenommen wurden, und es geht daraus hervor, daß Klostergrab auch schon im 15. und noch mehr in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Bergstadt nicht nur dem Namen nach, sondern auch in der That seine Bedeutung haben mußte.

II.

Geschichte und Blüthezeit des Bergbaues in Klostergrab b. j. 30jährigen Kriege (1547—1618).

Mit dem Jahre 1547 wird das Dunkel, das über dem Bergbau jener Gegend schwebte, einigermaßen erhellen, denn mit diesem Jahre beginnt das älteste Bergbuch, welches sich im Archive zu Ofstegg als dem Sitze der Grundobrigkeit bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Die beiden ersten Verleihungen, welche „das erste Blatt“ enthält, lauten wort- und buchstabengetreu also:

„Vorlihen Herrn Jacobo Appt zu Ofstl Seynen Genaden eynen offenen vor ligenden Stollen uffn obern Santt uffs tolers Wyßen Auffs Hehligen Bromleichnamstollen genant Gemutt Dinstag nach Thome Vestetiget Mittwoch nach dem Hehligen Cristag im 47sten Jare.“

„Vorlihen Herrn Jacobo Apt zu Ofstl Seynen gnaden eyne Buchstatt und eine Hutstadt vnder der Junkfrauen von Schwarz Bergwerge wo es am gelengest ist Gemutt Dinstag nach conceptionem Marie in der VIII Stunde vor mitz tage Vestetiget mitwoch nach neuen Jare im 48sten.“

Bemerkungen hierzu:

1. Nach den „Constitutiones rei metallicaee“ von R. Wenzel II. (2. Buch, Cap. 1) wurde durch „Verleihen“ ein Bergwerk in's Eigenthum erworben, wenn der glückliche Erfinder eines Ganges sich bei dem Urburer oder Verleiher der Gänge Tag und Stunde einschreiben ließ, dem Schreiber einen Groschen gab und dem Verleiher $\frac{1}{32}$ herkömmlicher Maßen abtrat. Nach der Joachimsthaler Bergordnung der Grafen Schlick vom Jahre 1544 (2. Th. Art. 2. 3 u. 4) wurden die Muthungen mit Bezeichnung des Ortes, des Tages und der Stunde berg-

ämtlich eingegeben, worauf ein sogenannter Muthschein oder Gegensehein ertheilt wurde. Der Muthher hatte infolge dessen die Pflicht, binnen 14 Tagen vom Tage der eingebrachten Muthung den Gang zu entblößen und um die Belehnung einzuschreiten. Wo die Bestätigung binnen dieser 14 Tage nicht angefordert wurde, galt die Muthung als erloschen.

2. Aus den beiden angeführten Verleihungen geht hervor, daß schon früher Stollen angelegt waren, denn Abt Jakob erhielt einen „offenen“ Stollen verliehen, und daß namentlich die Klosterjungfrauen von Schwarz ein Bergwerk in Klostergrab schon vor dem genannten Jahre hatten.

3. Das in der Verleihung nicht ausdrücklich genannte Jahrhundert ist das sechzehnte, da Abt Jakob in diesem regierte; das Datum der ersten ist der 28. December, weil im J. 1547 der Christtag auf einen Sonntag fiel; das der zweiten ist, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, der 4. Januar.

Wie die wörtlich angeführten zwei, fanden im J. 1548 und in den folgenden Jahren noch viele andere Verleihungen statt, bei denen, wie nach den gebrauchten Formen zu schließen ist, die Joachimsthaler Bergordnung maßgebend war. Man kann sich eine Vorstellung von dem damals regen Bergbaue in Klostergrab machen, wenn man bedenkt, daß nach dem Inhalte des Bergbuches im Jahre 1548 allein im Ganzen achtundvierzig Verleihungen stattfanden. Wenn auch in der Folgezeit die Zahl der Verleihungen geringer war, so fanden sie doch noch in jedem Jahre statt, und es ergibt sich, wenn man auch die schon früher im Betriebe befindlichen Werke hinzurechnet, für die zweite Hälfte des 16. und für die ersten 15 Jahre des 17. Jahrhunderts eine sehr achtenswerthe Zahl von Zechen, Pochwerken, Schmelzhütten und sonstigen erforderlichen Gebäuden.

Hierzu kommt nach der Mitte des 16. Jahrhunderts zu dem bis dahin allein üblichen Silberbaue auch die Gewinnung der unedlen Metalle, namentlich des Alauns und Vitriols. Doch unterlag die Gewinnung dieser letzteren nicht den Berggesetzen; denn während der Bau auf edle Metalle zu den Kronrechten gehörte, wurden die unedlen Metalle als Bestandtheil des Grundes angesehen, gehörten sonach in's Grundeigenthum, wie es jetzt bei Steinbrüchen und Lehmgruben der Fall ist. Der Betrieb der Werke auf unedle Metalle hing daher von dem Grundherrn ab.

Die Zechen und Stollen*) für den Silberbergbau wurden in Klostergrab und seiner Umgebung entweder nach dem jeweiligen Besitzer derselben benannt, oder sie erhielten ihre Bezeichnung nach den Flur- und Waldstrecken, wo sie vorlamen, oder man gab ihnen Eigennamen größtentheils von Heiligen.**)

*) Stollen heißt die gerade Linie oder der Ortsbetrieb, nach dessen Richtung die Anhauer die Metalle längs des Ganges anbauen. Erbstollen ist derjenige, der durch seine Wasserseige die alten Baue ausleeren soll, um die dort zurückgelassenen Erze zu gewinnen. Er heißt darum so, weil er gleichsam perennirend sein soll, im Gegensatze der zeitweiligen Arbeiten. (Constitutiones rei metallicae von R. Wenzel II; 2. Buch, 4. Cap.)

***) Namen von Besitzern waren z. B. Balthasar Krebs von Freiberg, Franz Ploß, Hans Ploßner, Hans Aschenbrenner; Namen von Flur- und Waldstrecken, die meist jetzt noch vorkommen: im Grünsdorfer Grunde, an der Sommerleithen, am Hasensprunge, am Buchberge, am Rainbrunnlein, am Lehmhübel, auf dem Sande, bei den Weiden, im alten Grunde u. s. w. Als Eigennamen, die sich theilweise bei den Stollenmündungen bis auf den heutigen Tag erhalten haben, sind: der starke Samson, Bartholomäi-Zeche, St. Barbara-Stollen, das deutsche Haus, welches schon vor 1547 bestand, das böhmische Haus, Petri- und Pauli-Erbstollen, Heilige Dreifaltigkeit, Stimme Gottes, St. Anna-Erbstollen,

Als Personen, durch welche die Verleihungen oder Belehnungen in Klostergrab stattfanden, erscheinen zumeist Bergmeister oder Berggeschworene, natürlich als Repräsentanten des Urburers.*)

Eine der wesentlichsten Ursachen, warum der Bergbau nicht nur in Klostergrab, sondern im ganzen Erzgebirge und in Böhmen überhaupt im 16. Jahrhundert so mächtige Fortschritte machte, war neben den friedlichen Verhältnissen die geordnete Berggesetzgebung. R. Ferdinand I. (1526—1564) hatte es sich besonders angelegen sein lassen, den Bergbau in Böhmen nach Kräften zu heben. Wenn es ihm nicht in dem Maße gelang, wie er es selbst wünschte, so lagen die Ursachen außer dem Bereiche seiner Macht. Von gleichem Eifer war sein Sohn und Nachfolger Maximilian II. (1564—1576) besetzt, und selbst der in vielen Stücken sorglose Rudolph II. (1576—1611) war wenigstens zu Anfange seiner Regierung bemüht, den Bergbau zu fördern.

In die Regierungszeit Ferdinands I. fällt der Bergwerksvergleich mit den böhmischen Ständen (1534) und die Joachimsthaler Bergordnung der Grafen Schlick (1541). R. Maximilian traf im J. 1575 mit den Ständen einen neuen, den nach ihm benannten Maximilianischen Bergwerksvergleich, und Rudolph II. nahm eine ganz neue Berggesetzgebung in Aussicht, wozu Entwürfe in deutscher und böhmischer Sprache gemacht wurden.

Von ganz besonderem Belange für die Hebung des Bergbaues von Klostergrab und seiner Umgebung waren die Privilegien, welche diese Bergstadt von den jeweiligen Königen Böhmens, insbesondere aber von dem Erzbischofe Sbinlo Verka als Grundherrschaft von Ofsegg (1590—1606**) erhielt. Dieses so inhaltreiche Privilegium ist datirt: Prag, den 8. September 1594, und wurde auch von den nachfolgenden Regenten Böhmens bestätigt. Es wurden darin nicht nur alle den Bürgern von Klostergrab bisher verliehenen Rechte bestätigt, sondern auch neue hinzugefügt, um die Lust zu bauen neuerdings zu wecken. Die wesentlichen Artikel letzterer Art waren folgende:

1. „Wollen wir — heißt es wörtlich — daß allen Bergleuten, Bürgern, Handwerkern oder Gewerbsleuten, wie sie immer Namen haben mögen, so jetzt vorhanden sind oder künftig auf diesem Bergwerk Klostergrab sein werden, sammt ihren Angehörigen gebührender Schutz und Schirm in bürgerlichen, peinlichen und Berg-Sachen ein ordentlich gleich Gericht und Recht mitgetheilet, und daß es mit den Erbschaften und Anfällen Joachimsthal'scher Ordnung und Statuten gemäß gehalten werde.“

2. Daß die Gewerken, Bergleute und jeder Inwohner zu Klostergrab an allen Orten, wo es ihnen gefällig ist, in Gebirgen, Wäldern, Feldern und wie das Namen haben mag, mit Ausnahme dreier Dörter: unter dem Tisch, der Bettstatt und der Feuerstatt, welche drei Dörter befreit sind, Macht haben sollen,

Sabegottes-Fundgrube, St. Johannes-Fundgrube, Himmelspforte, Namen Jesus, St. Wenzel, St. Sigmund, Greif und Adler, drei Molche, rote Grube (im Deuzendorfer Grunde) u. s. w.

*) Solche waren: 1572, Christoph Schuster, Bergmeister; — 1579, Jakob Kleindienst, Befehlshaber des Bergmeisteramtes; — 1582, Ambrosius Kasel, Bergmeister; — 1592, Kaspar Pittmann, Berggeschworener; — 1620, Georg Sedler, Bergmeister u. s. w.

**) Ofsegg war im J. 1680 von R. Rudolph II. dem Cistercienser-Orden entzogen und dem Prager Erzbisthume, zugleich mit Schwoz, als Tafelgut zugewiesen worden und verblieb im erzbischöflichen Besitze bis zum Jahre 1626. Schwoz ist es noch jetzt.

ohne jemandes Verhinderung Bergwerke auf alle Metalle zu suchen, Schürfen, Gänge, Klüfte und Flöße zu entblößen, Schächte und Stollen zu bauen, jedoch daß solches alles mit Muthung, Bestätigung und allem Andern nach der Joachims-thal'schen Bergordnung gehalten werde.

3. Soll ein jeder und alle diejenigen, so sich mit Bergwerk allda einlassen, unverhindert die Macht haben, alle ihre liegenden und fahrenden Güter, die sie nach Klostergrab gebracht oder daselbst erworben haben, zu vertestiren, zu ver-schenken oder sonst damit zu verfügen.

4. Allen Gewerken und Bergleuten, so wie allen Bewohnern überhaupt, mit Weibern und Kindern, gleichviel ob letztere nach Klostergrab gebracht oder erst dort geboren wurden, wurde unbehinderter freier Abzug, und dabei das Recht zu-gestanden, ihre Güter zu verkaufen, zu vertauschen oder sonst nach Gefallen da-mit zu verfügen, es wäre denn, daß eine Klage oder Schulden darauf lasteten.

5. Alle Bürger und Einwohner der Bergstadt sollen befugt sein, alle ehrli-chen und ehrbaren Handtirungen, insofern dieselben dem Bergwerk nicht schädlich, sondern zuträglich sind; als „Brauen, Wein- und Bierbrenn, Schlachten, Baden, Metzger, Gewandschneider, Tuchmacher, Krämerei, Kaufmannschaften,“ frei zu üben; insbesondere wurde ihnen der Nutzen vom Verkaufe des Salzes durch ent-sprechende Maßregeln zugesichert.

6. Damit das Bergwerk desto mehr besucht, erhoben und in Aufnahme ge-bracht würde, wurde allen Bergleuten gnädig vergönnt, auf allen dem Stifte zu-ständigen Gebirgen und Gründen frei zu schürfen. Wer einen bis dahin unver-schrotenen Gang entblößte, sollte nach dem Silbergehalte der gefundenen Erze aus dem erzbischöflichen Amte zu Oßegg ein entsprechendes Geschenk von anderthalf bis zwanzig Gulden erhalten, vorausgesetzt daß von dem verordneten obrig-keitlichen Bergmeister und zwei Geschworenen der Gang ordentlich befahren, nach-geschlagen und das Erz zu Prag oder Joachimsthal in der Münze probirt und werthhältig befunden worden sei. Ähnliche Belohnungen oder Preise wurden für etwa aufzufindende Goldgänge unter ähnlichen Bedingungen ausgesetzt.

7. Der Zehent von der Ausbeute soll nach der Joachims-thaler Bergordnung entrichtet werden.

8. In jeder Pechte sollen für den Erzbischof und seine Nachfolger, die jewei-ligen Grundherren, vier Erbkuxe und zwei Kuxe noch insbesondere für die Stadt und für die Kirche gebaut werden. Dagegen soll den Gewerken das zu Schach-ten und Stollen nöthige Holz in den obrigkeitlichen Waldungen angewiesen und unentgeltlich verabsolgt werden.

9. In allen Stücken, so den Bergbau betreffen, in den Freiheiten, in der Aufstellung eines ordentlichen Bergmeisters und der Geschworenen, im Bauen, Muthen, Bestätigen, Verleihen u. s. w. soll es nach dem Inhalte der Joachims-thaler Bergordnung gehalten werden.

Kaiser Rudolph II. bestätigte diese für Klostergrab und den dortigen Bergbau höchwichtige Urkunde durch ein besonderes Privilegium vom 23. Juni 1595 und verlieh ihr dadurch Rechtskraft.

Insoweit war von oben herab für die weitere Hebung des Bergbaues in Klostergrab durch Gesetze und Privilegien hinreichend gesorgt, und es stand zu er-warten, daß das Leben in den Bergwerken daselbst sich noch reger gestalten würde, als es bisher der Fall war. Thatsächlich war die zweite Hälfte des 16. Jahr-hundertes die Blüthezeit des Bergbaues in und um Klostergrab. Aber schon in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts traten in Folge religiösen Zwiespal-

tes politische Verhältnisse in Böhmen ein, welche die friedliche Beschäftigung nicht gedeihen ließen. Denn als der Zwiespalt R. Rudolphs mit dem eigenen Bruder in den Erbländern ausbrach und fremde Söldnerschaaren in Böhmen müsteten, als der Streit zwischen den Katholiken und Protestanten allenthalben in offenen Flammen aufloderte und den 30jährigen Krieg herbeiführte, da verdröten auch allmählig die Schachte, statt des Hammers und Schlägels waltete das Schwert, der Bergbau lag darnieder.

Denn bekanntlich hatte besonders in Klostergrab die lutherische Lehre bei dem häufigen Verkehre mit Sachsen Eingang und weite Verbreitung gefunden, so daß nur vier ansässige Bürger der katholischen Lehre treu geblieben sein sollen. Die Kinder wurden protestantisch erzogen und unterrichtet, das heilige Abendmal wurde unter beiden Gestalten gereicht, und endlich erbaute man eine protestantische Kirche, die erste in Böhmen, und glaubte, in Folge des Majestätsbriefes ein Recht dazu zu haben. Das Schicksal derselben ist allbekannt; es ist aber leicht zu ermessen, daß die Schließung und nachherige Zerstörung derselben durch den Erzbischof Roketus, weit entfernt, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, eine große Erbitterung hervorriefen, wie aus den beiden „Apologien“ sattsam zu entnehmen ist, und daß viele der Klostergraber, als nach der Schlacht am weißen Berge die Gegenreformation durch R. Ferdinand II. in's Werk gesetzt wurde, lieber auswanderten, als daß sie zum katholischen Glauben zurückgeführt wären. Klostergrab verlor dadurch einen großen Theil seiner betriebsamen Bergleute und mit ihnen die Hoffnung auf ein baldiges Wiederaufblühen des Bergbaues.:

Ist im Vorstehenden der Zustand des Klostergraber Bergbaues vor dem 30-jährigen Kriege mehr nur angedeutet, als auseinandergesetzt, so liegt der Grund in der Lückenhaftigkeit der Quellen. Wenn früher die Husiten die historischen Denkmäler zerstört hatten, so machte es nun ein Prager Erzbischof mit den schriftlichen Denkmälern des Ossegger Archives nicht besser. Karl von Lamberg (1606 bis 1612), welcher sich zeitweilig in Ossegg aufhielt, ließ nämlich, wie Aufzeichnungen berichten, aus Gründen, die sich wohl vermuthen, aber nicht nachweisen lassen, eine große Menge von Schriften an einen freien Platz unterhalb des Klosters zusammentragen und verbrennen. Man will die Stelle noch heute kennen. Ob Schriftstücke dabei waren, die sich auf den Bergbau in Klostergrab bezogen, läßt sich eben so wenig mit Bestimmtheit bejahen als verneinen. Ob ferner bei diesem Vandalismus der Erzbischof selbst, der bei den damaligen Zuständen in Prag jede ruhige Ueberlegung verloren zu haben schien, oder sein allgewaltiger Hauptmann von Ossegg, beider Rechte Doctor Johann Ernst Schöpfer von Embleben, den größern Theil der Schuld auf sich hatte, wird ebenfalls kaum entschieden werden können.

Nur über das Alaun- und Vitriolwerk haben sich eingehendere Nachrichten erhalten, obgleich auch diese über sehr wichtige Punkte, nämlich über die Größe der Ausbeute, über die Zahl der beschäftigten Arbeiter, über die Absatzwege und Preise der Erzeugnisse beinahe ganz schweigen. Die urkundlich erhaltenen Nachrichten darüber enthalten im Wesentlichen Folgendes:

Die erste Belehnung des Alaunbergwerkes zu Klostergrab erfolgte durch Abt Balthasar von Ossegg als Grundherrn am 23. August 1566 an einige Bürger von Komotau, wo schon einige Jahre vorher ein Alaunwerk eröffnet worden war, unter ihnen Lazar Gromann (Gromann) und Johann Winkelmann von Hasenthal. Ein neues Privilegium erlangten die Gewerken von demselben Abte am 31. Januar 1571 und mit demselben neue Rechte und Be-

günstigungen. Insbesondere wurde ihnen die niedere Gerichtsbarkeit über die bei dem Bergwerke beschäftigten Arbeiter eingeräumt, zugleich auch das Versprechen von Seite des Abtes gethan, derselbe wolle sich um die Befreiung von der Entrichtung des Gränzzolles auf einige Jahre bemühen. Doch gerade dieser letzte Punkt verursachte in der nächsten Folge, so wie auch noch in den späteren Jahren mancherlei Beschwerden von Seite der Gewerken, weil Abt Balthasar nur in so fern sein Wort löste, daß er die nöthigen Schritte that, die Befreiung zu erwirken, die Gewerken aber die wirkliche Befreiung beanspruchten. Dazu kam Uneinigkeit unter den Gewerken selbst und Unzufriedenheit mit dem Schichtmeister.

Man wandte sich um Schlichtung der Angelegenheiten an die königliche Kammer nach Prag, und es wurden von dieser zu verschiedenen Malen Commissionen nach Klostergrab abgeordnet, um an Ort und Stelle die Klagepunkte zu erörtern und die streitenden Parteien zu vergleichen. Die erste Commission, bestehend aus dem „Hofmeister“ zu Eule und den Bergmeistern von Příbram und Graupen, fand am 1. October 1573, die andere, bestehend aus den Bergmeistern von Joachimsthal und von Přebuz, am 20. August 1575, die dritte, bestehend aus den vorgenannten Herren, am 11. December 1577, eine vierte endlich, bestehend aus dem Bergmeister zu Přebuz und einem Stellvertreter des Oberhauptmannes von Joachimsthal am 22. September 1579 statt. Die Commissionen kosteten Geld, richteten aber doch nichts Erhebliches aus, waren daher nicht geeignet den Alaunbergbau zu heben.

Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die Gewerken nach den vergeblichen Versuchen der kostspieligen Commissionen, die Uebelstände zu beheben, am 25. Januar 1589 das Bergwerk auf drei Jahre an Christoph Türmann von Kollenstein, wohnhaft in Klostergrab, überließen. Derselbe trat jedoch seine Rechte schon am 6. März desselben Jahres an Frau Katharina Herold von Aupa ab. Es wurde neues Kapital daran gesetzt, und es scheint mehr Hoffnung auf einen ausgiebigen Ertrag dagewesen zu sein; wenigstens ging man daran, einen Ausgleich bezüglich des Bergzehents zu treffen, den die Gewerken an den Grundherrn, seit 1580 den Erzbischof von Prag, zu entrichten hatten. Er wurde auf 50 Thaler jährlich festgesetzt. Dies ist auch der einzige Anhaltspunkt, der einen Schluß auf die Größe der Ausbeute zuläßt. Sie konnte von Seite der Unternehmer keineswegs als befriedigend und dem aufgewandten Kapitale entsprechend erachtet worden sein; denn am 2. September 1599 wurde das Bergwerk nach der Joachimsthaler Vergordnung frei erklärt, weil die hiezu verordneten Sachverständigen und Geschworenen weder im Bruche, noch in den Schächten in drei anfahrenden Schichten irgend eine Arbeit wahrgenommen hatten.

Es bildete sich aber bald eine neue Gewerkschaft, an deren Spitze Johann Winkelman von Hasenthal und die Ofsegger Ober- und Unterhauptleute standen, und Erzbischof Sebinto nahm keinen Anstand, dieselbe mit dem Alaunbergwerke nach Fug und Recht zu belehnen, da die vorige Lehenssträgerin Katharina Herold trotz mehrmaliger Aufforderung das Werk nicht hatte belegen lassen. Die neue Belehnung geschah am 15. Juni 1600. Bezüglich des Bergzehents wurde mit der neuen Gewerkschaft abermals ein Uebereinkommen getroffen und derselbe mit jährlich 60 Thalern zu reluirem bestimmt. Schon diese Steigerung des Zehentrelutums von Seite des Erzbischofes und die Annahme desselben von Seite der Gewerken läßt die Vermuthung zu, daß eine ergiebige Ausbeute in Aussicht genommen wurde, als sie bisher war, wenn man nicht geradezu annehmen will, daß die Gewerken blindlings dreingingen.

Die nächste Aufgabe, an deren Lösung die neuen Gewerke gingen, war die, das Wasser zu bewältigen, das sie im Baue hinderte. Sie schlossen zu diesem Zwecke am 21. September 1600 mit den Gewerken des deutschen Hauses einen Vertrag, welchem zufolge es ihnen gestattet sein sollte, gegen einen Zins von wöchentlich zwölf Weißgroschen einen Querschlag nach dem tiefen Erbstollen des deutschen Hauses zu treiben, dort anzusetzen und das Wasser demselben zuzuführen. Mit welchem Erfolge sie dies in's Werk setzten, ist unbekannt; wohl aber wissen wir, daß einzelne Gewerke ihre Ruxe in den Jahren 1602, 1603 und 1804 verkauften. Der Ankaufspreis eines Axtels des ganzen Alaun- und Siedewerkes wurde sammt dem vorhandenen Vorrathe um die Summe von 200 Schock Meißnißch verkauft. Der Werth des ganzen Bergwerkes hätte sonach 1600 Schock betragen. Dabei muß jedoch erwogen werden, daß der Käufer auch einige Schulden mit in den Kauf nehmen mußte, deren Höhe aber nicht ziffermäßig bekannt ist.

Eine gänzliche Besitzveränderung ging vor sich im 3. 1605 am 29. October, indem Andreas Weidlich, Bürger zu Brüx, das Alaun- und Vitriolwerk sammt aller Freiheit und Gerechtigkeit, ebenso sammt allem Vorrath an bleiernen Pfannen, Holz u. s. w. um die Kaufsumme von 1200 Schock Meißnißch an sich brachte. Von dieser Summe wurden 847 Sch. 40 Groschen an Schulden bezahlt. Zwar ging Andreas Weidlich bald mit Tode ab, das Bergwerk jedoch blieb bei seiner Familie. Wie lange dies dauerte, ist unbekannt. Die letzte Meldung im Ossegger Archiv bezieht sich auf das Jahr 1610. Aus anderweitigen Quellen ist jedoch bekannt, daß Hans Weidlich, wahrscheinlich der Sohn und Erbe des Andreas Weidlich, das Alaunwerk auch nach dem Jahre 1610 noch weiter betrieb, ja er wurde in einer andern Beziehung für die ganze Umgebung ein Mann von Bedeutung. Da es sich ihm bei seinem Unternehmen auch darum handelte, die Erzeugungskosten so niedrig als möglich zu gestalten, so verwendete er — wohl der erste im ganzen nun so wichtigen Teplitzer Thale — in seinem Alaunstedewerke bei Klostergrab statt des kostspieliger werdenden Holzes die Braunkohle, die er selbst aufgefunden (die Quellen sagen: erfunden) hatte, in eigens construirten Defen und erwarb sich von R. Mathias ein ausschließliches Privilegium auf fünfzehn Jahre. Darin heißt es ausdrücklich, daß er durch Anrichtung künstlicher Defen mit Ersparung des Holzes bei Steinkohlenfeuer Alaun- und anderes Siedewerk befördert, Schwefel getrieben, Kalk gebrannt, auch die Zimmer bequemlicher zur Genüge geheizt habe. Hans Weidlichs Privilegium ist datirt vom 20. November 1613, fällt also in jene Zeit, in welcher der Protestantismus in Klostergrab bereits blühte, in welcher man an der verhängnißvollen Kirche bereits baute. Es war ein guter Anfang gemacht worden, die reichen Schätze des großen nordböhmischen Braunkohlenbeckens zu verwerthen; da brachen in Böhmen die Religionsunruhen immer heftiger hervor, es folgte die Schließung und Niederreißung der protestantischen Kirche in Klostergrab, der Fenstersturz auf dem Prager Schlosse, die Einsetzung des sogenannten Winterkönigs, der 30jährige Krieg, — das Alaunbergwerk und der Kohlenbau ruhte auf lange Zeit.

III.

Wiederaufnahme des Bergbaues in Klostergrab nach dem 30jährigen Kriege und Betrieb desselben bis auf die Gegenwart.

So lange die Fackel des dreißigjährigen Krieges loderte, war an die friedliche Beschäftigung mit Bergbau in Klostergrab gar nicht zu denken, und selbst als der Friede im J. 1648 hergestellt war, fehlte es eben so sehr an Kapital und Arbeitskräften, als an Lust zu bauen. Viele der betriebsamen Bewohner waren zur Zeit der Gegenreformation nach Sachsen ausgewandert, viele hatten in den langjährigen Kämpfen auf den Schlachtfeldern ihren Tod gefunden; der Boden blieb größtentheils un bebaut liegen, besonders als die Schweden in dieser Gegend hausten und von Brüz und Teplitz aus, wo sie da und dort die feste Burg auf dem Schloßberge innehatten, mit Plünderung und Brand wütheten. Doch war das Elend, welches der Krieg augenblicklich angerichtet hatte, kaum größer, als jenes, das ihm folgte. Geistiges und materielles Elend lastete auf allen Ländern, die von dem Kriege heimge sucht waren, besonders aber auf Böhmen, wo der Krieg seinen Anfang genommen hatte, wo er zu verschiedenen Malen wüthete und alle Gräu el über Land und Leute ausgoß, und wo er auch seinen Abschluß fand; es bedurfte vieler Jahrzehnte, um die Wunden zu heilen, die er geschlagen.

Zu den allgemeinen Leiden trat bezüglich des Bergbaues in Klostergrab auch noch der besondere Umstand, daß Ossegg zwar dem Cistercienser-Orden zurückgegeben war, aber mit seiner eigenen Subsistenz noch so viel zu schaffen hatte, daß an speculative Unternehmungen nicht gedacht, viel weniger wirklich daran gegangen werden konnte. Wohl wurde schon im ersten Jahre des Friedens, im J. 1649, von einigen Ausländern, ohne Zweifel Sachsen, eine Versuch gemacht, das *Alaunbergwerk* unter Klostergrab, das bis dahin im Freien gelegen, wieder zu beleben, — Sebastian Schwarz erschien als Lehenträger; — doch schon am Georgstage 1652 wurde Grund und Boden, wo das Bergwerk bisher sich befand, verpachtet und der Agricultur zugewandt. Hiemit enden auch die Versuche, bei Klostergrab Alaun zu gewinnen, während die Alaunhütten bei Komotau sich erhalten haben.

Viel später wurde der Silberbergbau wieder in Angriff genommen. Dabei ging man vor Allem an die alten Stollen und Schachte, welche zum Theile schon vor der Mitte des 16. Jahrhunderts in unbekannter Zeit eröffnet worden waren und lohnende Ausbeute gegeben hatten. Als solche Zechen sind besonders zu nennen: das deutsche und das böhmische Haus, die Johannes-Nepomuceni-Zeche, die Wenceslai-Zeche, die Sigmunds-Zeche, die Dreieinigkeits-Zeche, die Bartholomäi-Zeche und die Gottesgab-Zeche. Jede derselben hat unstreitig ihre eigene Geschichte; doch hat sich davon leider nur verhältnißmäßig wenig erhalten.

In der Sankt-Johannes-Nepomuceni-Zeche bauten zuerst ein Graf Lammingen (auch Lamming) und einige Bürger von Klostergrab. Der erstgenannte schickte im J. 1684 einen Doctor Namens Burgston dahin, einen Mann, der wegen seiner großen Fachgelehrsamkeit in besonderem Ansehen stand und im Bergwesen sehr erfahren war. Man darf voraussetzen, daß er die zweck-

mäßigsten Einrichtungen gemacht habe, und es ist daher für eine Geschichte des Bergbaues in Klostergrab nicht ohne besonderes Interesse, der Zustand desselben in einer Zeit kennen zu lernen, da der genannte Doctor seine Kenntnisse und Erfahrungen bereits in Anwendung zu bringen Gelegenheit gehabt hatte. Ein dießfälliger Bericht seitens des Schichtmeisteramtes von Klostergrab an den Abt von Ossegg, datirt vom 9. August 1687, sagt darüber im Wesentlichen Folgendes:

1. Die St. Johanniszeche war auf Verordnung des Doctors, weil die Gänge meistens in die Tiefe setzten, mit gar keinem Arbeiter belegt. Dagegen arbeiteten 8 bis 9 Arbeiter Tag und Nacht ohne Unterlaß an einem dazu gehörenden Stollen, und man hoffte, binnen 8 Wochen denselben bis zu der Zechen vollends zu gewältigen.

2. Das Pochwerk war bereits seit 4 Wochen wegen Mangels an Wasser gar nicht im Gange. Seitdem es aber überhaupt im Gange, waren im Ganzen 20 Centner reiner Schlich in Vorrath gebracht worden (Bei dem Umstande, daß zu einem Centner Schlich 20 Centner derben Erzes gepocht werden mußten, ergibt sich für jene 20 Centner Schlich immerhin eine nicht unansehnliche Menge derben Erzes). Das Gestein bestand in Quarz mit angeflogenen oder eingesprengtem Rothgülden.

3. Mit dem Schmelzen waren bis dahin noch keine Versuche gemacht worden, obgleich zu verschiedenen Malen Anstalten dazu getroffen wurden. Jedemal wurde die Arbeit verschoben, vielleicht weil der Doctor seine gerechten Bedenken hegte.

4. Seitdem der Graf Lammingen baute, waren auf die Grube, den Stollen, die Schmelzhütte und das Pochwerk im Ganzen 1170 Gulden verausgabt worden.

Gleichzeitig mit der Nepomuceni-Zechen waren von demselben Grafen auch die St. Martini-Zechen im Deuzendorfer Grunde mit 6 Arbeitern belegt, aber an besonders haltigem Erze noch nicht viel gewonnen worden; man war besonders damit beschäftigt, den Stollen fortzutreiben.

Wie lange Graf Lammingen und mit welchem Glücke er baute, ist nicht bekannt.

Im J. 1719 bildete sich wahrscheinlich auf Betrieb des Grafen Johann Joseph von Waldstein auf Dux eine neue Gewerkschaft für die Wenceslai-, Sigismund- und Johann-Nepomuceni-Zechen; als Lehenträger und Muthen wird der genannte Graf aufgeführt. Außer ihm, der sich selbst mit 30 Ruzen betheiligte, erscheinen als Gewerken: die Bürgererschaft von Klostergrab mit 20, die Unterthanen von Dux, Oberleutensdorf und Maltzeier mit 20, den Prälat Benedict Witwerig von Ossegg mit 15, die Gräfin Eleonora Waldstein mit 10, Andere mit einer geringeren Anzahl von Ruzen.

Es wurde auch sogleich an die Arbeit gegangen. Denn während die Muthung am 30. Mai vorgenommen wurde, erfolgte die Bezeichnung bereits am 1. Juni, und noch von demselben Jahre liegen auch zwei Quartalrechnungen vor. Es waren bei dem Unternehmen beschäftigt ein Bergmeister, ein Obersteiger, ein Untersteiger, drei Häuser, drei Lehrhäuser und drei Jungen.

Sobald der nöthige Vorrath an Erzen da war, schritt man zu Schmelzproben. Die erste ergab laut Hüttenbogen, ausgestellt von dem Hüttenmeister Thomas Ant. Pachmann am 15. Juli 1719, in 6 Etr. 32 Pf. Erz (Quarz mit Rothgüldenanzug) 2 Mark 4 Loth. Die zweite Probe ergab laut Hüttenbogen vom 16. November 1722 in 1 Etr. 59 Pf. Quarz mit Rothgüldenanzug 15

Loth 2 Quintchen und in 21 Etr. 90 Pf. schwefelkiefzigem Schlich 5 Mart 2 Loth.

Ein neues Unternehmen und zwar von Seite mehrerer Bürger und der Gemeinde zu Klostergrab fand gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts statt. Im Grünsdorfer Grunde, an der sogenannten „Sommerleithen,“ lag eine Zeche, Gottesgab genannt, mit einem alten, verfallenen Stollen. Im Quartal Crucis 1747*) fing man an, solchen wieder aufzunehmen, zu renoviren, zu säubern, überhaupt zu gewältigen. Man hatte dabei mit Durchföhrung großer Brüche zu schaffen und benöthigte viel Holz, ehe man dorthin kam, wo die Alten aufgehört hatten. Die Strecke betrug an 20 Rächtern. Man fand Bleiglanz und verfolgte den Erzgang 18 Rächtern weit, bis man zu einer Wasserkluft kam. Da ließ man ab, den Bleiglanz in dieser Richtung weiter zu verfolgen, schlug aber eine andere Richtung ein. Nach 21 Rächtern, vom Mundloche des Stollens an gerechnet, stieß man auf Quarz, lenkte dann aus, und nachdem man wieder 27 Rächtern aufgeföhren, was mit Ende des Quartals Lucia 1752 der Fall war, fand man abermals Bleiglanz und schöpfte neue Hoffnungen. Der Receß betrug bis dahin 915 Gulden, welcher bloß unter den Klostergraber Bürgern vorgemerkt war, indem der Bau zunächst von ihnen und der Gemeinde betrieben wurde. Da aber die Bürgerschaft von den vorangegangenen Kriegslasten sich noch keineswegs erholt hatte, sonach bei Abgang anderer Nahrungszweige arm war, konnte der Bau auch nicht mit Nachdruck betrieben werden. Das Bergwerk war anfangs mit drei später nur mit zwei Arbeitern belegt, einem Häuer und einem Karrenläufer. Ersterer erhielt an Arbeitslohn wöchentlich 1 fl. 18 kr., letzterer 39 kr.; der Schlichtmeister von Klostergrab erhielt für seine Mühewaltung, die nicht groß sein konnte, die freilich auch nicht große wöchentliche Entlohnung von 9 Kreuzern. Daß man sich auch in den weiteren Auslagen auf ein Minimum beschränkte, ergibt sich aus diesen Zahlen von selbst, und doch betrug nach 6 Jahren der Receß, wie vorher gesagt, 915 Gulden! Wie lange noch gebaut wurde, ist aus den zu Gebote stehenden Quellen nicht ersichtlich, — die Bergregister reichen nur bis Ende des Quartals Lucia 1752. Die Bürger oder doch wenigstens mehrere derselben setzten wenig Hoffnung mehr auf den Gottesgabstollen, ohne aber die Hoffnung auf zu gewinnenden Bergsegen überhaupt aufzugeben.

Fast zu derselben Zeit, als der Gottesgabstollen wieder in Angriff genommen wurde, vereinigten sich einige andere Bürger von Klostergrab, beriefen einen sogenannten Ruthengänger, der ihnen unweit des „deutschen Hauses“ einen Ort bezeichnete, wo sie einschlagen sollten; sie würden, behauptete er, bald Silber dort finden. Sie mutheten und eröffneten im Quartal Crucis 1748 einen Schacht, St. Christo pho ri = Zeche genannt. Der Ruthengänger mochte sich aber doch sehr geirrt haben; denn nachdem die erwähnten Bürger bis zu Ende des Quar-

*) Nach der Joachimsthaler Bergordnung (Art. 52 bis 60, II. Thl.) vom 26. September 1541 wurden die Quartal-Rechnungen an jedem Sonnabend der vier Quatemberzeiten, der sogenannten Weifasten, geschlossen und den Montag darauf vorgelegt. Die Quartale oder Quatember sind bezichnet:

vor Weihnachten	Quartal Luciae,
im Frühling, März	Quartal Reminiscere,
im Sommer	Quartal Trinitatis,
im Herbst	Quartal Crucis.

Alle noch vorhandenen Bergrechnungen Ossegg sind nach den citirten Bestimmungen abgeschlossen und vorgelegt worden.

tals Reminiscere 1749 selbst gearbeitet hatten, wurde der Bau wegen Armuth dieser Gewerken in Fristung erhalten, und erst im Quartal Crucis 1752 wurde der Schacht wieder mit zwei ordentlichen Bergleuten belegt, und zugleich fuhren von den Gewerken selbst von Schicht zu Schicht*) zwei mit an. Der Schacht war am 20. März 1753 zehn Rächtern tief; doch thaten zur Herbst- und Frühlingszeit die Regenwetter der Arbeit Abbruch. Nicht minder mußten die darauffolgenden Kriegszeiten (der siebenjährige Krieg) der friedlichen Beschäftigung des Bergbaues Eintrag thun, besonders da die Umgebung von Ofsegg und Klostergrab durch Brandschakungen und Plünderung hart mitgenommen wurde. So ruhte denn auch lange die St. Christophori-Zeche.

Erst im J. 1773, also zehn Jahre nach Beendigung des siebenjährigen Krieges, bildete sich eine neue Gewerkschaft, an deren Spitze der „wohlbedelgestrenge Herr Leopold Zeidler, Amts-Secretarius zu Ofsegg,“ erscheint. Die Fundgruben des böhmisch-deutschen Hauses und St. Christophori sollten wieder aufgenommen und in Betrieb gesetzt werden. Das Stift Ofsegg theilte sich mit 6 Kreuzen, während Leopold Zeidler deren zwanzig hatte.

Im Jahre darauf, also 1774, geschah der wichtigste Schritt in Sachen des Klostergraber Bergbaues. Die k. k. Hofkammer in Münz- und Bergsachen hatte nämlich an dem Klostergraber Bergbau so viel Hoffnungsvolles und Bauwürdiges befunden, daß sie beschloß, diesen Bau zu Handen des allerhöchsten Herrars selbst aufzunehmen und auf Aerial-Unkosten wieder zu erheben. Dem zufolge erhielt der Katharinaberger Bergmeister Peithner den Auftrag, einen solchen Bau bei dem Ofsegger Prälaten als der Grundobrigkeit in Kraft der in Böhmen bestehenden Bergwerksverträge bergordnungsmäßig zu muthen und durch einen ihm beigegebenen geschworenen Marktscheider gutächtlich berichten zu lassen, wie der Bergbau daselbst angegriffen und betrieben werden könnte. Der Prälat und die Bürgerschaft von Klostergrab wurden eingeladen, sich an dem Unternehmen mit einer beliebigen Anzahl von Kreuzen zu theiligen. Offenbar lag dieser Schritt ebenso sehr im Interesse der Stadt, des Grundherrn und der ganzen Umgegend, wie des Herrars. Dem Grundherrn erwuchs die Aussicht auf reichlicheren Zehent, der Bewohnerschaft der Stadt und der Umgegend die Hoffnung auf Erwerb, beiden zugleich die Möglichkeit, durch Bergantheile oder Kreuze auch Antheil an dem Gewinne zu haben. Daß der aufzunehmende Bau endlich auch dem Herrar zum Vortheile gereichen konnte, zu dieser Annahme berechtigten die alten glaubwürdigen Urkunden, ebenso die auf den Tagstollen gefundenen Gangarten, dann die aus den Halben ausgekutteten reichen Erzstufen.

In Folge dieser Resolution und erhaltenen Auftrages erschien der Bergmeister Peithner mit dem Joachimssthaler Marktscheider Hampisch in Klostergrab; das ganze Tagrevier, an welchem der Bergbau bisher betrieben worden war, sammt Schächten, Stollen und Bingen wurden aufgenommen und die Halben mit Aufmerksamkeit zu dem Zwecke untersucht, ob nicht durch diese schon ein ausgiebiger Beitrag zu dem neuen Baue könne gezogen werden. Der tiefe Dreieinigkeitsstollen und die St. Johannis-Rep.-Zeche wurden am bauwürdigsten erachtet, die Muthung wurde bergordnungsmäßig vorgenommen, im obrigkeitlichen Vergamte zu Klostergrab eingelegt und hierüber die gewöhnliche Bestätigung ertheilt.

*) Unter Schicht versteht man die Arbeitszeit von 8 Stunden. Es gab 2 Tagsschichten und eine Nachtschicht, letztere von 8 Uhr Abends bis 4 Uhr Früh.

Prälat Kajetan Brezina von Birkenfeld sprach hierüber unterm 14. September 1774 seinen wärmsten Dank aus, besonders weil er darin die Wege erkannte, dem gesunkenen Wohlstande der Bürger aufzuhelfen, und erklärte zugleich, daß er sich bei beiden gemutheten Werken mit 12 Kreuzen einzulassen entschlossen habe, die Bürgerschaft hingegen sich mit zwei Kreuzen beiderseitig interessiren wolle. Er that überhaupt alles, was er zur Förderung des Unternehmens für zweckdienlich erachtete, und fand diesfalls die belobende Anerkennung von Seite der Hofkammer (9. November 1774).

Der Stand des vom Aerar belegten Bergwerkes nach fünfjährigem Betriebe ist aus einem Protokolle, datirt vom 26. August 1779, ersichtlich, welches an Ort und Stelle von einer Commission angenommen wurde. Dieselbe bestand unter dem Präsidium des Vice-Oberstämuz- und Bergmeisters Kaspar Freiherrn von Ledebur, aus dem Bergrathe und Amtsassessor Gottfried von Deshan, dem Assessor Anton Köppler und dem Joachimssthaler Oberamtsverwalter Wenzel Peithner. Diese Commission war von der k. k. Hofkammer beauftragt, die bergstädtische Visitation vorzunehmen, und machte in Klostergrab den Anfang. Das Gebirge wurde begangen, die Gruben befahren, den versammelten Gewerken der Grubenstand vorgelesen und in Beziehung des Fortbetriebes mancherlei besprochen und beschloffen. Manches aus dem Protokolle ist für die Geschichte des Klostergraber Bergbaues von Bedeutung. Derselbe hatte, soweit er die ärarischen Werke betrifft, in der Zeit seines Bestandes bereits erheblich zugenommen; zu den gleich Anfangs eröffneten Stollen waren neue hinzugekommen, darunter der Maria-Theresia-Stollen, welcher mit 13 Bergleuten belegt war. Bei der Johanniszeche, in welcher 11 Bergleute beschäftigt waren, und am tiefen Erbstollen betrug die vorrätigen Pochgänge nur beiläufig 200 Centner, weswegen man es auch noch nicht für lohnend erachtete, ein Pochwerk zu errichten. Dagegen wurde die Errichtung eines Waschwerkes in Antrag gebracht. Aus dem erwähnten Protokoll geht weiter hervor, daß man damals zu Klostergrab weder ein Probierlaboratorium, noch eine Schmelzhütte hatte. Die Proben wurden zu Katharinaberg oder zu Joachimssthal vorgenommen, und das Schmelzen fand in dem nahen Niklasberg gegen den üblichen Hüttenzins statt. Das dazu benöthigte Holz wurde aus den fürstlich Lobkowitz'schen Waldungen bezogen. Was endlich die Rechnungen anbelangt, so stand mit Ende Juli 1779 der Theresienstollen mit 7008 fl. 56 kr. 2 pf. und die Johannes-Nep.-Zech mit 2799 fl. 20 kr. 3 pf., daher beide mit 9808 fl. 17 kr. 1 pf. im Receß.

Außer den ärarischen Gruben standen jedoch gleichzeitig auch noch andere im Baue, die von Privaten in Betrieb gesetzt waren. Solche waren das früher erwähnte böhmisch-deutsche Haus und der tiefe Erbstollen im Grünsdorfer Grunde zu den Amsefgängen. Ueber ersteres liegen die Bergregister von 1774 bis 1787 vor. Es bestand (1774) in 2 Fundgruben, 8 Bergmaßen, einem Tag- und Förderstollen und einem Pochwerke, das mit einem Wasserrade in Bewegung gesetzt wurde. Bis zum Jahre 1787 hatte es sich so sehr erweitert, daß es in vier Fundgruben und 28 Maßen mit dem früher genannten Tagstollen und Pochwerke bestand. Mit Ende des 2. Quartals 1774 waren an Receß 417 fl. 19 kr. 3 pf. verblieben; mit Ende des 3. Quartals 1787 hingegen verblieben 10143 fl. 37 kr. 3 pf. Was den eigentlichen Betrieb anbelangt, so arbeiteten im J. 1774 nur drei Bergleute; zwei davon waren mit Säuberung des Stollens beschäftigt. In diesem Jahre wurde auch schon das Pochwerk errichtet, wozu der Prälat von Dffegg als Grundobrigkeit 200 fl. vorgeliehen hatte. Als die am höchsten theilhaftigten

Gewerken erscheinen: der fürstlich Clary'sche Bergamtsverwalter Chr. Allian Zapp in Graupen, der Amtsecretär Zeidler in Ofsegg, das Stift Ofsegg selbst, der Joachimsthaler k. k. Berg- und Hüttenmeister Peithner und der herrschaftlich Ofsegger Steuereschreiber Scheinpflug. Die Klostergraber bürgerliche Gemeinde selbst war mit 40 Kuzen theilhaft; die Gesammtheit der Kuzen betrug 124.

Im J. 1775 war das Bergwerk bereits mit 8 Mann, das Pochwerk mit 2 Mann belegt. Diese Zahl erhielt sich fast zehn Jahre constant auf gleicher Höhe mit geringen Abwechslungen. Vom J. 1786 an sank sie wieder, was natürlich auf ein Sinken des Bergbaues, insoweit er von der genannten Gewerkschaft betrieben wurde, schließen läßt.

Das vorkommende Gestein war Quarz mit Rothgüldenanzug, untermischt mit Rothgüldenerzen. Ueber den Silbergehalt und die Ausbeute des böhmisch-deutschen Hauses, sowie über den Silberwerth geben die noch vorhandenen Berichte hinreichenden Aufschluß. Im ersten Quartal 1788—1789 lieferte die Zeche des böhmisch-deutschen Hauses nach Joachimsthal an Erz:

	Trocken- gewicht		Silbergehalt			Werth		
	Str.	Pfd.	Mk.	Loth	Q.	fl.	kr.	pf.
Erz Nr. 1	9	36	5	13	2	85	42	2
Schlich Nr. 2	49	25	25	6	1	341	55	2
Summe	58	61	31	3	3	427	38	"

Das Erz enthielt demach 10 Loth, der Schlich 8 Loth 1 Quintchen per Centner an Silber.

Das Quintchen von Nr. 1 wurde berechnet mit 55, das von Nr. 2 mit 50 $\frac{1}{2}$ kr. Die Abgaben hiebei an Zehent und Neunt betragen 64 fl. 8 kr. 2 pf. Die Gewerkschaft hatte also 363 fl. 29 kr. erbaut. Die Zubußen per Kuz und Quartal betragen 1 bis 2 fl.

Den Todesstoß versetzten Wasser der Zeche des böhmisch-deutschen oder — wie es auch in den Urkunden häufig vorkommt — des deutsch-böhmischen Hauses. Es fiel nämlich im tiefen Stollen ein Hauptbruch vor, wodurch die Wasser im Hauptschachte in die Höhe stiegen und die Wetter in demselben so benommen wurden, daß über die Mitte des Schachtes nicht abgefahren werden konnte. Von Seiten des Aarars wurde daher dieser Bergbau für todt gesprochen, indem auch in den Ueberbrüchen nichts mehr zu hoffen war, und bei der im J. 1796 stattgehabten Bergcommission wurde statt dessen der im sogenannten todten Han liegende tiefe Stollen dem Amtsecretär Zeidler anempfohlen.

Von Seite des Herrars wurde der Bergbau im Dreieinigkeitsstollen, in der St. Johannes-Nepomuceni-Zeche und im Maria-Theresia-Stollen auch im laufenden Jahrhunderte noch fortgesetzt, endlich aber in Kurzem gänzlich aufgegeben. Das Stift Dffegg theilte sich weiter auch nicht mehr, obgleich im J. 1824 sich eine Gesellschaft von Gewerken zum Betriebe des St. Barbara-Stollens vereinigte, welcher in den Jahren 1824 und 1825 eine Ausbeute von 18 Mark 15 Loth lieferte.

In den Vierzigerjahren stand an der Spitze der Dreieinigkeits-Gewerkschaft der Klostergraber Bürger Candidus Sedler (Säthler) als Lehenträger. Dabei wurden bergordnungsmäßig für das Stift als Obrigkeit 4 Erbkruze gebaut. Davon waren jedoch streng genommen nur zwei für das Stift als solches, die zwei anderen waren für die Kirche, die Schule und das Spital. Im J. 1846 traf man auch Anstalten zur Errichtung einer Schmelzhütte; die Bewilligung dazu wurden hohen Orts erteilt. Sie lag an der nach Niklasberg führenden Straße und ist gegenwärtig ein Tschinkel'sches Fabriks-Etablissement. Noch in den Sechziger-Jahren wurde von der Dreieinigkeits-Gewerkschaft auf den Zechen St. Barbara, St. Johannes und Allmacht Christi Gwältigungsbaue getrieben; — jetzt ruht Alles.

Dagegen hat der Kohlenbau, der in dieser Gegend zuerst in Klostergrab schon vor dem 30jährigen Kriege seinen Anfang genommen hat (s. oben), eine Ausdehnung und eine Bedeutung gewonnen, von der noch vor hundert Jahren der phantasiereichste Kopf sich keine Vorstellung hätte machen können. Denn hatte auch Hans Weidlich schon im J. 1613 sein Privilegium erlangt, seine Ideen rücksichtlich der Benützung der Braunkohle wurden infolge des unheilvollen Religionskrieges nicht weiter verfolgt und verloren sich endlich ganz. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fing man wieder an, die unterirdischen schmutzigen Schätze zu benützen. Ob Franz Nitsche in der Umgebung von Auffsig zuerst die Kohle wieder aufsuchte, oder ob dem Dffegger Abte Rajetan diese Ehre gebührt, muß vor der Hand dahingestellt bleiben.

Abt Rajetan machte, da die Holzpreise fast mit jedem Jahre stiegen und die Unterthanen kaum mehr die Auslagen dafür zu erschwingen vermochten, in Strimik (bei Brütz) und in Allersdorf (zwischen Dffegg und Teplitz) zuerst Versuche, Braunkohle zu Tage zu fördern. Der Anfang wurde in Strimik im J. 1763 gemacht, und der Erfolg war trotz des Wassers, das man zu bewältigen hatte, ein günstiger. Diesen ersten Versuchen folgten die auf der sogenannten Rudiai bei Bilin, dann bei Türmiz und an anderen Orten. Heutzutage hat sich aus diesen kleinen Anfängen in dem Becken Aufsig-Komotau ein Kohlenbau entwickelt, der geradezu kolossal genannt werden kann und trotzdem noch immer von Jahr zu Jahr sich steigert. Das ehemalige Dominium Dffegg ist auf seinen Gründen dabei sehr wesentlich theilhaftig.

IV.

Der Bergbau in Riesenberg.

Riesenberg ist ein Dorf, welches, eine kleine Viertelstunde von Dffegg entfernt, in einem sogenannten Grunde zwischen der Strobniß und dem Spitzberge

am Riesenbache ansteigt und bis hinter den gewaltigen Felskegel reicht, auf welchem die Trümmer der einst so mächtigen Riesenburg thronen. Es gehörte zur Zeit der Patrimonialherrschaft zum Comitum Dux und verdankt sein Dasein ohne Zweifel der ehemaligen Burg. Eine Fortsetzung des Riesenberger Grundes hinter der Burg, gegen den Kamm des Gebirges und das Dorf Langwiese ansteigend, ist der Röhregrund oder Röhrgrund.

Daß die Herren der Riesenburg mit dem Abte Servicus von Ofsegg im J. 1302 einen Vertrag bezüglich der etwa zu eröffnenden Bergwerke auf den beiderseitigen Gründen geschlossen haben, wurde schon früher erwähnt; ob die Riesenburge wirklich nach Metallen gegraben haben oder nicht, ist nirgends aufgezeichnet worden; wenn sie es aber gethan haben, so ging der Bergbau während der Hussitenkriege oder noch früher wieder ein. Da sich die Riesenburge noch vor den Hussitenkriegen „Pauperes de Osek“ (die Armen von Ofsegg) nannten, so waren sie durch den Bergbau einerseits gewiß nicht reich geworden, andererseits hatten sie nicht die Mittel, ihn zu betreiben.

Die erste authentische Nachricht über den Bergbau in Riesenberg bringt das Klostergraber Bergbuch in Ofsegg, Fol. 20, wo es wörtlich lautet:

„Vorlihen Melcher Pefler by untere negste ander maß auff dem gange, welchen Sorge Pefler am Rifeberge unter dem Hasensprungt gelegen Exploft hatt. Gemutt Freytag nach Craudi in der dritten stunde nach Mittag. Bestetigt Mittwoch nach Visitationem Maris im 48. jare. Aufs neu nach dem grechffen getaufft worden.“

Diese Verleihung zeigt an zwei Stellen, daß schon vor 1548 Bergwerke sich dort befanden; es haben sich aber durchaus keine Nachrichten davon erhalten. Auch aus der zweiten Hälfte des 16. und aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts fehlen weitere Nachrichten; wie groß oder wie gering aber auch der Betrieb gewesen sein mag, mit dem 30jährigen Kriege ging auch hier, wie in anderen Gegenden des Erzgebirges der Bergbau ein und brauchte auch nach Beendigung desselben eine geraume Zeit, ehe er sich wieder entfalten konnte.

Der erste, der nach dem 30jährigen Kriege den Bergbau in Riesenberg wieder aufnahm, war der Prager Erzbischof Johann V. Graf von Waldstein als Besitzer der Herrschaft Dux (1675—1694). Es wurde von ihm mit Forttreibung einer Rische und eines Tagestollens begonnen, besagter Stollen von ihm auf einem flachen Gange, welchen man den St. Georgenstollen benannte, fortgelänget und in zwei Gesenten an die 36 bis 56 Rachter unter dem Stollen abgefunket. Der Bau blieb aber nach verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder liegen, einestheils weil die Erze in die Tiefe nicht allzu gut thun wollten, anderntheils weil die eintretenden Wasser nur schwerföstig zu bewältigen waren, indem es zu jener Zeit an geeigneten Maschinen fehlte. Dazu kam auch noch der Tod des Erzbischofes, der die Hoffnung auf erfolgreichen Bau wieder weiter hinausrückte.

Erst im J. 1704 hat der damalige Besitzer von Dux, Johann Joseph Graf von Waldstein, Landesmarschall im Königreiche Böhmen*), die Gebäude wieder

*) Während Erzbischof Johann Friedrich Graf von Waldstein die Herrschaft Dux zu einem Fideicommiss erhoben hatte, entband sein Erbe und Nachfolger Johann Joseph die Stadt Dux der Unterthänigkeit. Er war es auch, der die Decanalkirche in Dux so herstellte, wie

angegriffen und mit Absenkung eines Tageschachtes und mit weiterer Forttreibung des Stollens belegt, auch im Ueberbruche etwas Erze langen lassen, von welchen einige Schmelzarbeit verführt und etliche fünfzig Mark Silbers ausgebracht wurden. Aber auch dieser Bau ist wieder in's Stocken gekommen, weil die Erze im Ueberbruche allzu schwerköstig und nicht auf die Kosten zu bringen waren, mit dem Stollorte aber der St. Georgengang gänzlich verfehlt wurde und zur rechten Hand von demselben stecken blieb. Dessen ungeachtet gab man die Hoffnung auf eine Ausbeute nicht auf und beschloß, den Bau abermals anzugreifen. Um aber mit mehr Sicherheit an's Werk zu gehen, verlangte der Graf das Gutachten einer bergmännischen Commission, bestehend aus einem Zehentner, einem Oberhüttenreiter und einem Marktscheider, sämmtlich aus Freiberg in Sachsen. Diese fanden sich — es war im J. 1712 — auf dem Gebirge bei der alten Riesenburg ein, besahen die Gebäude, untersuchten, wie es in dem Commissionsberichte lautet, mittels eines guten Ruthengängers den Bau sowohl in der Grube, als am Tage, und erstatteten darauf ihr Gutachten, nachdem sie noch zuvor den Grundriß aufgenommen hatten. Dasselbe ist datirt aus Freiberg den 20. September 1712. „Weil man findet,“ heißt es darin, „daß der mit dem Stollorte verfehlt St. Georgengang auf der Ebene gegen die Lange Wiese zu edler ist, als etwa hereinwärts nach dem Thale oder die Gegend, wo vormals gebaut worden, so wäre nöthig (bei einem auf dem diesfälligen, im Ofsegger Archive aufbewahrten Grundrisse näher bezeichneten Orte), auf den Stollen mit einem Querschlage anzusetzen und selbigen an die 18 Lachter fortzutreiben, da dann hoffentlich in dieser Distanz obberührter St. Georgengang wiederum möchte auszurichten sein.“ Hierauf folgen Ueberschläge über die wöchentlichen Kosten, Zahl der Arbeiter, Gezähe, Beamten, Buchführung, Einzahlung der Zubußen u. s. w. Endlich schließt es damit: „Wie viel Zeit und Kosten etwa möchten erfordert werden, bis man mit dem vorgeschlagenen Querschlagsstollorte den St. Georgengang wiederum erlangt und ausgerichtet, kann für ihn nicht gesagt werden, sondern es kommt darauf an, wann berührter Querschlag belegt und zwei bis drei Lachter fortgetrieben ist, so sieht man dann, was es für Gestein hat, und nach selbigem kann man die Zeit und Kosten überschlagen. Hierbei ist auch dieses zu rathen, daß man künftigen Frühling, wenn sich die Tagwasser etwas verlaufen haben, in der Ebene gegen die Lange Wiese um die Gegend, wo der Querschlag den St. Georgengang erreichen möchte, am Tage einen Schacht anfangt und in selbigem niedersinkt, bis man den Gang entblöset. Dadurch erfährt man nicht allein, was selber für ein Fallens hat und kann sich mit dem Querschlage besser darnach richten, sondern man kann auch sehen, ob er etwa über der Stollteufe Erze führt, und wenn sich etwa finden möchte, so wäre dann gar leicht ein beständiges Absinken durch ein Kunstzeugel zu machen, indem doch ziemliche Tagwasser über selbiges Gebirge hereinkommen, wodurch gar wohl ein dergleichen Kunstzeugel getrieben werden kann.“ Graf Walbstein setzte so große Hoffnungen auf den Georgengang, daß ein Aufschub bis zum nächsten Frühjahr zu lang schien. Er ging zunächst an die Bildung einer *Gewerkschaft*, die besonders dadurch, daß er den größten Theil der Kuxe für sich behielt, auch bald zu Stande kam. Es waren im Gan-

sie jetzt steht, der auch das Schloß erbaute und den Park anlegte. Ersteres hat in der Folge eine Erweiterung und eine neue Einrichtung erhalten.

zen 11 Gewerken mit 122 Ruzen; davon hatte Graf Waldstein selbst 80, der Prälat Benedict Litwerig von Ofegg 20 Ruzen. Eine Anzahl von Ruzen hatten auch die Freiburger Bergbeamten genommen. Außerdem mußten bergordnungsmäßig 4 Erbkruze für den Grundherrn und zwei für Kirche und Schule verbaut werden.

Bevor noch die Beitrittserklärungen eingelangt und die bestimmten Zubußen von 5 fl. 3 kr. pr. Ruz bezahlt waren, wurde an die Arbeit gegangen. Graf Waldstein wies zur Reparatur des St. Georgenstollens und des obern Schachtes aus den Duxer Renten das nöthige Geld an, und schon am 31. October 1712 wurde das Bergwerk belegt.

Das erste „Bergregister auf St. Georgen-Fundgrube und dessen tiefem Stollen, zu Riesenberg gelegen,“ in welchem „auf Eisber und alle Metalle gebauet“ wurde, ist für das Quartal Lucia von dem Schichtmeister Joh. Aug. Lieb- scher verfaßt und datirt: „Riesenberg den 31. December 1712.“ Wir entnehmen demselben folgende Daten:

1. Das Werk wurde, wie oben gesagt, am 31. October, an einem Montage, belegt und die Arbeit in diesem Quartale noch durch 9 Wochen fortgesetzt.

2. Der Vorstand des Bergwerkes bestand aus dem genannten Schichtmeister und einem Steiger. Jeder von ihnen bezog wöchentlich 2 Gulden an Lohn.

3. Als Bergleute sind verzeichnet:

A. Im Ueberbruche des vordern St. Georgsgebäudes:	
5 Häuer, 2 Lehrhäuer	7
B. Im Stollorte:	
3 Häuer	3
C. Im Schurf zu Langwiese:	
1 Häuer, 3 Lehrhäuer	4
Dazu kommen:	
2 Haspelknechte, 3 Jungen	5

Im Ganzen also ohne den Schichtmeister und Steiger 19 Personen.

4. Der Lohn wurde den Bergleuten nach Schichten ausbezahlt. Im Allgemeinen arbeitete der Bergmann wöchentlich 5 bis 6 Schichten. Der Lohn für eine Schicht betrug: bei einem Häuer 12, bei einem Lehrhäuer 10, bei einem Haspelknechte 9, bei einem Jungen 6 kr.

5. Die Auslagen in den 9 Wochen des Quartals Lucia betragen:

	fl.	kr.
für den Schichtmeister	18	—
„ „ Steiger	18	—
„ die Bergleute	175	36
„ den Bergschmied, bloß durch 5 Wochen	5	—
6 Schragen Holz à 2 fl. 30 kr.	15	—
14 Pfd. Unschlitt à 10 kr.	2	20
174 „ rohe Butter (12 ¹ / ₂ fl. pr. Ctr.)	49	22 ³ / ₄
134 „ Schmalz à 9 kr.	20	6
12 „ Pulver à 19 kr.	3	48
2 Ctr. Stahl	28	30
Blasebalg in die Schmiede	26	12
Geräthe, Gezähe, Fuhr- und Botenlohn*) u. s. w.	210	5 ¹ / ₄
Gesammtauslagen	572	fl.

Die Einnahmen bestanden in den Zuben der 122 Ruxe à 5 fl. 3 fr. 616 fl. 6 fr.

Es verblieb daher für das nächste Quartal an Kassavorrath . . . 44 fl. 6 fr.
 Ueberdies blieb für das nächste Quartal an Geleucht 304 $\frac{1}{4}$ Pfd. Butter und 134 Pfd. Schmalz, an Stahl $\frac{7}{8}$ Ctr. vorrätzig. Zudem behielt das in hinreichender Menge vorrätzig Berg- und Schmiedezeug seinen Werth.

6. Der Erzvorrath betrug mit Schluß dieses Quartals:

40 Pfd. gutes Scheide-Erz mit einem Silbergehalte von 11 Loth
 3 Ctr. 30 Pfd. geringes Scheide-Erz à 4 Loth Gehalt 13 "
 60 " ungefähr, zum Pothen hingestürzt,
 12 " unausgeschlagene Erze.

7. Der im Bergregister enthaltene Grubenbericht enthält im Wesentlichen Folgendes:

a) Im Ueberbruche wurde in einer Länge von 10 Lachtern an drei Orten gearbeitet und auf dem St. Georgengange das Erz von unten auf gleichsam nur herausgestochen. Im nächsten Quartal sollte dieses 10 lachterige Grubenfeld flächlich oder anlaufend angegriffen werden, um dadurch mit der Arbeit besser fortzukommen und mehr Erz zu gewinnen. Die Erze brachen zumeist nur nieder oder keltweise; doch fanden sich auch edle Stücke, von $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll mächtig, beim Gange, welche 1 bis 2 markig, wohl auch noch mehrhätig waren. Der Schichtmeister sprach die Hoffnung aus, mehr Erz zusammenzubringen, bis obige zwei Feldörter weiter fortgetrieben sein würden.

b) Bei dem Stollorte wurde vorzüglich zu dem Zwecke gearbeitet, auf den edlen St. Georgengang aufzufahren; man war dem Ziele wohl nahe, hatte es aber noch nicht erreicht.

c) Der Schurf zu Langwiese wurde bis dahin in einem breitliegenden, festen Taggesteine abgeteuft, indem man nach Angabe des Freiburger Ruthengehers auf Blei- und Silbergänge zu kommen hoffte. Bis jetzt konnte der Schichtmeister die Gewerken nur verträsten.

So sehr sich auch der Schichtmeister Liebster bemühte, gute Hoffnungen für die nächste Zukunft zu erwecken, so waren doch die wirklich erzielten Resultate nicht geeignet, diese seine Bemühungen zu unterstützen. War auch die Zubeße, die für das nächste Quartal Reminiscere mit 4 fl. pr. Rux berechnet wurde, geringer, als die zu Anfang eingezahlte, so war sie doch noch immer höher, als Zubeßen zu sein pflegten, und namentlich mußte dies den Freiburger Gewerken, die mit 11 Ruxen theilhaftig waren, um so beschwerlicher fallen, als dort eine Zubeße von einem Thaler pr. Quartal schon als eine starke angesehen wurde. Die Zubeße von 4 fl. erhielt sich mehrere Quartale hindurch fast constant, und schon aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß das auf die Georgenzuche verwendete Capital sich nicht verinteressirte.

*) Es dürfte nicht uninteressant sein, die Preise verschiedener Artikel und die Höhe des Lohnes für mancherlei Dienstleistungen in damaliger Zeit kennen zu lernen: Botenlohn nach Dux (anderthalb Wegstunden) 3 fr.; Fuhrlohn von Kosten bis Riesenberg (2 Stunden Weges) 18 fr.; eine Stunde Schmelzarbeit 1 fr.; Zimmermannslohn per Tag 12 fr.; eine Wasserkanne 3 fr.; 1 Buch Pöschpapier 1 $\frac{1}{2}$ fr.; 1 Pfund Blei 6 fr.; ein unbeschlagener Bergkübel 8 fr.; ein Vorlegschloß 45 fr.; ein Kohlenkorb 8 fr.; ein Pferdestrang 11 fr.; 5 Bogen gedruckte Zubenblätter 22 fr. Diesen Preisen entsprachen natürlich die der nothwendigen Lebensbedürfnisse.

Ein wesentliches Hinderniß bildete das harte Gestein, das zu bewältigen war und viel Arbeitskraft in Anspruch nahm, folglich auch unverhältnißmäßig große Kosten verursachte.

Als schon im Verlaufe des ersten Quartales die Frage entstand, wohin das gewonnene Erz zum Schmelzen gebracht werden sollte, tauchten mancherlei Projecte auf. Die Gewerken aus Freiberg in Sachsen mußten natürlich nichts besser und angelegentlicher zu empfehlen, als die kurfürstlich sächsische General-schmelz-Administration, und es kann nicht geläugnet werden, daß derselben viel-jährige und vielseitige Erfahrungen und gewiß auch die besten Einrichtungen, so-wie die benötigten Zuschläge zu Gebote standen. Es stand jedoch der Wahl Freibergs die große Entfernung im Wege, und was es etwa an Silbergehalt mehr herausgebracht hätte, würde durch den Fuhrlohn mehr als aufgewogen wor-den sein. Man entschied sich daher für einen näher gelegenen Ort, der freilich an Ruf der altberühmten sächsischen Bergstadt weit nachstand, nämlich für das von Riesenberg kaum zwei Fahrstunden entfernte Oberleutensdorf, wo auf Waldstein'schem Dominium eine Schmelzhütte bestand.

Es ist schade, daß bei weitem nicht alle Bergregister zu Gebote stehen, um das Erträgniß der St. Georgenzeche in Riesenberg erschöpfend darstellen zu können. Doch läßt das Vorhandene einen Schluß auf das Fehlende zu. Im Quartal Crucis 1713, also im vierten der ganzen Bauzeit, betrug die Zubu-ßen, wie früher erwähnt, per Ruz 4 fl., im Ganzen 488 fl. An Kassabarschaft war 8 fl. 40 kr. 3 pf. verblieben. Die Schmelzkosten betrug 555 fl. 7 kr. 1½ pf.; die Ausbeute betrug im Ganzen 31 Mark 13 Loth Silber. Da jede Mark mit 18 fl. bezahlt wurde, so betrug der Erlös 572 fl. 37 kr. 3 pf. Der Silberwerth überstieg daher die Schmelzkosten bloß um 17 fl. 30 kr. 1½ pf. Doch schwindet auch der geringe Betrag nicht nur gänzlich, sondern es stellen sich noch Mehrauslagen heraus, wenn man den Bergzehent in Betracht zieht, welcher an die Obrigkeit entrichtet werden mußte und 57 fl. 15 kr. 4½ pf. betrug. (Ein Kreuzer hatte 6 Denare.)

Im Ganzen betrug in diesem Quartale, über welches die Rechnung am 30. September abgeschlossen wurde,

die Gesamt-Einnahmen	1069 fl. 18 kr.
" " Ausgaben	1138 " 32 "
Deficit	69 fl. 14 kr.

Was sonach die Gewerken bisher an Zubern gezahlt hatten, war ein ganz fruchtlos ausgelegtes Kapital, das nur dem Grundherrn durch den eingegangenen Zehent einige freilich sehr geringe Früchte getragen hatte.

An Erzen und Schlich waren zu Ende des genannten Quartals keine Vor-räthe geblieben, außer was nach dem Schmelzen aufgehoben wurde. Dasselbe be-stand in

1½ Centner Wertblei, welches nach dem Schmelzen im Schmelzofen zwischen den Ziegeln gefunden wurde, an Sil-bergehalt ungefähr	1 Mk. 13 Lth.
Im Geschirr oder Geträz ungefähr	1 " — "
¾ Centner Bleistein, 5½ löthig	1 " 4½ "
29 " Bleischladen, 2 löthig	3 " 10 "
91 " veränderte Bleischladen, 1 löthig	5 " 11 "
Zusammen	13 Mk. 6½ Lth.

Aus diesen Angaben läßt sich für den Fachmann zugleich ein Schluß auf die Manipulation beim Schmelzen ziehen.

Das Gesamtergebnis war offenbar ein ungünstiges, das verwendete Kapital blieb ohne Früchte; und doch lebte in den meisten Gewerken die Hoffnung auf eine bessere Ausbeute fort, besonders als auch die Zusage um ein Geringes sank. Der Graf Waldstein ging sogar noch weiter; er eröffnete im J. 1713 an der Rückseite des Strobitzberges im sogenannten Röhrgrunde eine Zinngrube und nannte sie das neue Prokopi- und Nicolai-Zinnbergwerk, an welchem sich auch der Abt von Ossegg mit $\frac{1}{16}$ Schicht oder 8 Ruzen betheiligte, Trotzdem scheint es, daß der greise, mit Erfahrungen reich ausgestattete Prälat nicht von großen Hoffnungen sich hinreißen ließ, da er bei der Georgenzsche schon im J. 1714 die Hälfte seiner ursprünglichen 20 Ruzen abtrat.

Gleichwohl brachte man es mit Geduld und Ausdauer und mancher eingezahlten Zusage dahin, daß das Bergwerk etliche Jahre hindurch sich selbst verbaute, sonach keine Zusage mehr eingezahlt zu werden brauchten; aber von einem Gewinn war noch immer keine Rede, das bis jetzt eingezahlte Kapital sammt Interessen war verloren.

Im Quartal Reminiscere 1722 arbeiteten 24 Häuer und brachten an Scheide-Erz und Schlich 10 Centner zusammen, woraus nach Angabe eines Berggeschworenen an 20 Mark Silber gemacht werden konnten. Auch fand man um diese Zeit rothgüldiges Silbererz und schmeickelte sich mit der Hoffnung, es noch weit ausgiebiger zu finden. Doch die große Festigkeit des Gesteins erheischte zu große Kräfte und Auslagen, als daß die Ausbeute die Kosten gedeckt hätte, und so fing man nach zehnjähriger Arbeit abermals an, Zusage zu verlangen, diesmal 2 fl. 15 kr. per Ruz. Ob die Gewerken darauf eingingen oder nicht, ist aus den Urkunden des Ossegger Archivs nicht zu entnehmen; es scheint, daß der Mangel an weiteren Nachrichten zu dem Schlusse berechtigt, daß überhaupt gar nichts mehr zu berichten gewesen ist, weil man auf neue Zusage nicht einging.

Im Ganzen hatte die St. Georgenzsche zu Riesenberg laut Probezetteln der königlichen Prager Münze in der Zeit vom 31. October 1712 bis zum 31. März 1722 an 900 Mark Silber geliefert, was — die Mark zu 18 fl. gerechnet — einen Kapitalwerth von 16.200 fl. darstellte. Dies ist jedoch keineswegs die Gesamtausbeute, weil die gräfl. Waldstein'sche Familie auch manches für sich einlöste, das hier nicht einbezogen ist.

So weit das Kloster-Archiv zu Ossegg! Das gräfl. Waldstein'sche Archiv zu Dux dürfte in Bezug auf den Bergbau zu Riesenberg noch manches enthalten, was die vorstehende aus Ossegger Quellen geschöpfte Darstellung zu bestätigen, vielleicht auch zu erweitern oder zu vervollständigen geeignet wäre.

Als zu Anfange der Sechziger Jahre in Klostergrab sich eine neue Gewerkschaft gebildet hatte, regte sich auch in Riesenberg die Idee, es mit dem Silberbergbau noch einmal zu versuchen; es fehlte aber bei den Unternehmern an zwei wesentlichen Vorbedingungen, nämlich an der nöthigen Intelligenz selbst im montanistischen Fache und an dem nöthigen Kapitale, und so scheiterte das Unternehmen gleich in seinem Beginne, und man hatte endlich nichts als die leere Kasse und einen Haufen ausgegrabenen Gesteines und gehaltlosen Erzes, das der Verwitterung preisgegeben wurde.

M i s c e l l e n.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

12) Der graue Zwergkönig auf der Ruine Maidstein.

Die Ruine Maidstein liegt an der Moldau, drei Stunden von Budweis entfernt. Man erreicht sie am bequemsten von Adolfsthal aus. Die Ruine liegt auf einem mäßig hohen felsigen Berge, der nur mit Gräsern und Sträuchern bedeckt ist. Während des Hussitenkrieges soll die Burg von Žižka zerstört worden sein. Im Volksmunde geht nun die Sage, daß im großen Kellergewölbe, das noch jetzt zu sehen ist, unter Schutt und Steinen verborgen, große Schätze liegen sollen, welche von dem Zwergkönige mit dem großen, grauen Barte bewacht würden. Auch sollen die alten Ritter zuweilen oben tollern Spuk treiben, und Leute, welche da hinauf gingen, seien oft übel weggekommen, manche gar nicht mehr zurückgekehrt.

Die Sage erzählt, daß das Zwerglein, welches den Schatz hütet, im Mai, wenn die Maiblümchen zu blühen beginnen, seine Gruft verlasse und in jeder Nacht bis Anfangs Juni durch das Schloß wandle. Während dieser Zeit zeigt es sich auch zuweilen den Menschen, ohne ihnen einen Posten zu spielen; es sitzt da gewöhnlich in der Nähe der so genannten „hohen Steinwand“ auf einem Steinblocke und niest von Zeit zu Zeit, daß man es weithin hört. Wer dies nicht weiß und ihm aus gutem Herzen fünfmal „Gott segne euch“ sagt, und zwar immer mit Geduld und ohne eine Miene zu verziehen, der werde den Schatz heben.

Einmal nun hatte sich ein Bäuerlein aus der Nähe auf die Ruine hinauf gemacht, um auf seinem Wagen Steine von oben zu holen, da ihm sein Haus abgebrannt war, und er zu wenig Geld hatte, um sich Bausteine zu kaufen. Als der Mann am Fuße des Berges angelangt war, und nun der schwierige Weg bergauf bevorstand, hätte er gerne noch Jemanden gehabt, der mit ihm den Wagen geschoben und oben Steine mit aufgeladen hätte. Aber die Sonne ging bereits zur Rüste, und nirgend sah er ein lebendes Wesen. Plötzlich hörte er in seiner Nähe ein vernehmliches Niesen. „Gott segne euch“, rief er der Richtung zu, woher er den Laut vernommen, und rückte andächtig mit seinem Hute. Er sah und hörte aber nichts weiter. So mußte er sich nun entschließen, den faueru Weg anzutreten. Er half seinem Pferde, so gut es ging, den Wagen vorwärts bringen, so daß ihm bald die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. Als er auf dem halben Wege zur Ruine ein wenig austrastete und sich eben den Schweiß von der Stirne trocknete, hörte er wieder in seiner Nähe niesen. „Helf Gott“ rief er jetzt — aber Freund, sprach er weiter, ihr scheint euch stark verköhlt zu haben? Doch wie er sich auch umsah, es rührte sich nichts weiter, alles blieb still, wie zuvor. Endlich war er nach großer Anstrengung oben auf dem Gipfel des Berges angelangt, und vor dem Kellergewölbe machte er mit dem Wagen Halt. Da vernahm er zum drittenmale das Niesen. Jetzt aber schien es ihm, als ob es aus dem Gewölbe gekommen wäre. „Gott segne euch“, rief er, also

hier steckt ihr guter Freund? Aber macht jetzt keine Unstände und helfst mir den Wagen mit Steinen zu beladen. Es erfolgte jedoch keine Antwort, der Bauer sah im Gewölbe nach, nirgends fand er die Spur eines menschlichen Wesens. Kopfschüttelnd machte er sich nun allein an die Arbeit, suchte die schönsten Steine zusammen und lud sie auf den Wagen. Er hatte gerade den Wagen zur Hälfte beladen, als er, wie er sich gerade nach einem Steine bückte, in der Nähe riesen hörte. In Gedanken sagte er wieder aus Gewohnheit: „Gott segne euch.“ Als er darauf eben daran war, einen großen Stein mit Mühe auf den Wagen zu heben, erscholl zum fünftenmale das Riesen, aber diesmal aus nächster Nähe. „Zum Henker“, rief er jetzt zornig und warf den Stein in den Wagen, daß es frachte, hältst du mich für einen Narren, was soll denn das beständige Riesen?

Da vernahm er hinter sich ein gellendes Gelächter, entsetzt kehrte er sich um, aber es war Niemand da, alles war wieder still.

Unterdeß war es schon ganz dunkel geworden, die Sterne schienen schon am Himmel, und die grauenvolle Stille, welche nur noch einmal von demselben gellenden Gelächter aus dem Gewölbe her unterbrochen wurde, begann ihn zu ängstigen. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, er wollte fort, aber er schien wie festgewurzelt zu sein. Da vernimmt er auf einmal Gesang und Musik. Wie er um sich blickt, siehe, da kam ein Zug kleiner Zwerge, welche sangen und auf merkwürdig geformten Instrumenten dazu bliesen und spielten. In der Mitte des Zuges ritt auf einem stolzen Pferde, das mit einem goldenen Sattel bedeckt war, ein kleines Zwerglein mit einem langen grauen Barte und einer goldenen Krone auf dem Haupte. Dahinter kam ein großer Zug von Rittern und Frauen in weißen blendenden Gewändern. Dieser Zug bewegte sich nun um den Bauer und umgab ihn von allen Seiten. Plötzlich, wie auf ein gegebenes Zeichen, verwandelten sich die Gestalten in zottige Bären und schnaubende Wildschweine und machten Miene, sich gemeinsam auf ihn zu stürzen. Da erfaßte ihn das Entsetzen mit aller Macht und er stürzte betäubt zu Boden. Hier lag er nun bis zum Morgen, der ihn durch die kühle Luft wieder erweckte. Nur mit Mühe erinnerte er sich des Schrecklichen, das er erlebt, er sieht Pferd und Wagen und spüdet sich, den verwünschten Ort zu verlassen. Am Fuße des Berges angekommen, begegnet ihm Jemand, der ihn verwundert fragt, was er hier fahre? Er sagte: „Steine!“ Da aber jener lächelnd den Kopf schüttelte, sah der Bauer in den Wagen und bemerkte zu seinem Schrecken, daß er statt Steine nichts als Staub und Moos darin hatte. —

13) Der Wildschütze von Gutwasser.

Eine Stunde von Budweis entfernt liegt der Ort Gutwasser. In früherer Zeit soll sich daselbst ein Wilddieb aufgehalten haben, der im Rufe stand, mit dem Teufel einen Bund abgeschlossen und ihm seine Seele vermacht zu haben. Kein Schütz der ganzen Gegend konnte ihn im Schießen übertreffen. Die Jäger lauerten ihm überall auf, konnten ihn aber nie in ihre Gewalt bekommen, da er auch die Kunst besaß, sich unsichtbar zu machen; oder es geschah auch, daß die Jäger, wenn sie schon auf ihn angelegt hatten, wie steif dastanden und kein Glied rühren konnten, bis er fort war. Eines Tages lauerte ihm nun ein Jägerbursche hinter einem Baume auf. Da kommt zu ihm ein angeschossener Hirsch gerannt, der vor seinen Füßen zusammenbricht und verendet. Gleich darauf zeigte sich ihm zwischen

den Bäumen die Gestalt des lange gesuchten Wildschützen, der der Spur des Hirsches folgte. Frohlockend, endlich seinen Mann vor sich zu haben, legte der Jägerbursche an, zielt und schießt beide Kugeln auf ihn ab. Der Wildschütz stand eine Weile wie gelähmt da, dann bückte er sich zu einer Quelle, benetzte sein Gesicht mit Wasser, faßt hierauf seinen Stutzen und schießt ihn, ohne zu zielen, ab — und siehe, der Jägerbursche fiel, mitten ins Herz getroffen, todt zur Erde. Seitdem wagte es kein Jäger mehr, dem Wildschützen aufzulauern.

14) Die verrufene Wiese bei Strups.

Neben der Straße, welche nach dem Dorfe Strups in der Nähe von Budweis führt, war früher eine große Wiese, auf welcher in der Mitte eine mächtige Eiche stand. Einst wollte ein Bauer des Dorfes um Mitternacht auf einem neben der Wiese liegenden Krautfelde Kraut stehlen. Wie er schon eine Menge Kraut aufgeschichtet hatte und es eben aufladen wollte, sah er plötzlich unter der Eiche ein kleines Männchen, das eifrig Heiser zusammentrug und endlich ein Feuer anmachte. Die Flamme aber, die Anfangs klein war, wurde immer größer und größer, bis sie fast die Wolken erreicht hatte, dann schrumpfte sie allmählig wieder zusammen und erlosch, und Alles war verschwunden. Dem Bauer stiegen die Haare zu Berge, er ließ Alles liegen und stehen und lief nach Hause. Er stahl nie wieder.

15) Das Gespenst im Weiter Hof.

Neben der Moldau bei Budweis liegt ein Hof, Weiter-Hof genannt, von dem die Rede geht, daß es dort spuke. Der Herr des Hofes, Weit mit Namen, der auf dem Hofe verblieb, ging einst zu Bette. Als er eben einschlafen wollte, öffnete sich plötzlich geräuschlos die Thüre und auf der Schwelle erschien eine Frau, ganz in schwarze Kleider gehüllt, die regungslos nach ihm sah. Weit, der beherzt war, sprang auf und schritt auf die Erscheinung zu; als er sich aber der Schwelle nahte, war sie verschwunden. Er riegelte nun die Thüre zu und legte sich wieder nieder. Kaum hatte er sich jedoch zurecht gelegt, als sich die Thüre abermals ohne Geräusch öffnete, und die schwarze Gestalt vom Neuen erschien. Weit stand wieder auf, vertrieb die Erscheinung, schloß die Thüre und legte sich nieder, ohne etwas zu sagen. Als sich aber die Thüre zum dritten Male öffnete und das Gespenst wiederum lautlos auf der Schwelle stand, sprang Weit mit einem Fluche aus dem Bette und schlug die Thüre in des Teufels Namen zu, daß sie in den Fugen krachte. Da kam das Gespenst nicht wieder.

Nach geraumer Zeit entstand einmal Nachts im Stalle ein furchtbarer Lärm, die Pferde bäumten sich und zersprengten ihre Ketten, und es schien, als ob Alles zusammenstürzen wolle. Als Weit entsetzt in den Stall eilte, fand er Alles ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

Einem Knechte des Hofes erschien später noch einmal die Gestalt, aber halb schwarz und halb weiß gekleidet. Seitdem hörte man nichts mehr vom Spuke.

16) Das Gespenst im Verpflegsmagazin.

Im Budweiser Verpflegsmagazin war ein Bäcker, welcher in der Nacht eben das Brod zubereitete, als ihm eine weiße Frau erschien, die ihm winkte, ihr zu folgen. Da er beherzt war, ging er ihr nach. Sie führte ihn durch einen Gang und dann zu einer Thür, welche er noch nie gesehen hatte. Sie öffnete sich ohne jedes Geräusch, und nun ging es über eine Treppe hinab, und sie kamen abermals in einen langen finsternen Gang, in dem es nach Moder roch und schaurig der Wind durch unsichtbare Ritzen pffiff. Da begann der Wuth des Bäckers zu sinken, es ward ihm heiß und kalt, und er zauderte, weiter zu gehen. Die weiße Frau faßte ihn endlich bei der Hand, um ihn weiter zu führen, aber er blieb unbeweglich stehen. Da führte sie ihn zurück und verschwand.

17) Sage von der Entstehung Krumau's.

An der Stelle, auf welcher jetzt Stadt und Schloß „Krumau“ liegt, war in alter Zeit ein dichter Wald. Auf dem Felsen, der jetzt den Schloßthurm trägt, hielt sich damals eine Räuberbande auf, welche die ganze Gegend unsicher machte. Da dachten endlich die Herren von Rosenberg daran, ihrem Unwesen ein Ende zu machen. Sie zogen mit Reifigen gegen sie aus, tödteten die meisten und verjagten die übrigen. Auf der Stelle, wo die Räuber gehaust hatten, ließ der Burgherr von Rosenberg ein festes Schloß erbauen zum Schutz der Gegend. Bald siedelten sich am Fuße desselben friedliche Leute an, welche ihre Hütten neben einander bauten, und so bildete sich die erste Gasse von Krumau, welche nach den Räubern, die auf den nahen Felsen ihrer Wohnstätte gehabt, Latroner-Gasse (von Latro-Räuber) genannt wurde. Einer der ersten Ansiedler war ein reicher Fischer. Die Ruinen seines Häuschens sind noch jetzt am Felsen unter dem Schlosse zu sehen. Von dort aus bildete sich längs der Moldau eine zweite Gasse, welche die „Fischer Gasse“ genannt wurde. Dieß waren die Anfänge der zwei ersten Gassen in Krumau.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 18. April 1877.

O r d e n t l i c h e M i t g l i e d e r :

Die Herren: Moriz **Abéle**, Stationsvorstand der Pilsen-Präseuer-Bahn in Janowitz a. d. Angel; August **Avenarius**, Direktor des Waldindustrie-Vereines in Neuern; Anton **Bauer**, Med. Dr. prakt. Arzt in Neuern; Simon **Bloch**, Kaufmann in Bistritz a. d. Angel; Matthias **Böhm**, Hausbesitzer und Baumunternehmer in Neuern; Ferdinand **Braungarten**, k. k. Gynn.-Professor in Wies; Hermann **Buck**, kais. Hohenzollern-Sigmaringischer Hoflammer-Rath und Domainenadministrator in Bistritz a. d. Angel; Josef **Clement**, k. k. Grundbuchsführer in Neuern; Adolf **Dattelweiz**, Fabrikant in Klattau; Verehrl. **Deutscher pädagogischer Verein** in Prag; die Herren: Josef **Fechter**, Gasthausbesitzer und Bürgermeister in Neuern; Benedikt **Federer**, Med. Dr. prakt. Arzt in Neuern; Franz **Fieger**, Bürgerlehrer in Prag; Moriz **Fleischl**, Kaufmann in Neuern; Otto **Fritsch**, Streckenvorstand der Pilsen-Präseuer-Bahn in Klattau; Franz **Heidl**, k. k. Bezirks-

Richter in Wallern; August **Katsch**, Phil. Cand. in Prag; Berthold Th. **Kamitz**, Direktor der deutschen Mädchenbürgerschule in Karolinenthal; Moriz **Kander**, Speditur in Klattau; Johann **Klauber**, Speditur in Neumarkt; Josef **Klauber**, Kaufmann in Neuern; Josef **Kleiner**, Kaufmann in Neuern; Johann **Klima**, Oberlehrer und Mitglied des k. k. Bezirksschulrathes in Rothenbaum; J. **Knieschek**, Phil. Stud. in Prag; Ernst **Mischler**, Jur. Stud. in Prag; Eduard **Niklas**, Bergbeamter in Schwarzwasser; P. Alois **Winkl**, Pfarrer in Grün; Josef **Winkl**, Realitätenbesitzer in Deschenitz; J. **Proschwiger**, Bürgerschul-Direktor in Grulich; Heinrich **Rieß**, Ingenieur der Pilsener-Briefener Bahn in Prag; Ferdinand **Rodler**, sächsl. Schwarzenbergischer Ober-Ingenieur in Krummau; Franz **Nitter von Nusheim**, Kohlenverschleishaber in Klattau; Julius **Schuldes**, k. k. Telegrafbeamter in Lettschen; Michael **Stunna**, Realitätenbesitzer in Neuern; Josef **Spath**, Bräuermeister und Realitätenbesitzer in Eisensträß; Julius **Tippmann**, k. k. Bezirksgerichts-Adjunkt in Tschütz; Wolfgang **Wallisch**, Mühlenbesitzer in Neuern; Franz **Wanzura**, Gärber und Hausbesitzer in Neuern.

Vom 19. Februar bis 18. April 1877 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren Mitglieder bekannt geworden, und zwar:

Stiftende Mitglieder:

Herr Josef **Singer**, Fabrikbesitzer cc. in Prag. (Gestorb. am 25. Febr. 1877 in Meran.)

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: F. A. **Rüttel**, Fabrikant in Braunau. († 30. Juni 1876) und Robert **Domenzenig**, Fotograf in Prag. († 7. April 1877.)

Die diesjährige ordentliche Generalversammlung wird am 28. Juni l. J. abgehalten werden.

Es wird höflichst daran erinnert, daß gemäß der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung gelangen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich bekannt gegeben worden sind.

Jedem Exemplar der „Mittheilungen“ für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 28. Juni stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, eigenhändig zu unterzeichnen und bis zum 28. Juni entweder versiegelt und franko direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

Prag, 1877.

Druck der Bohemian, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.
Selbstverlag des Vereines.

in Prag; Berthold Th. Kamig, Direktor
; Moriz Kander, Speditore in Klattau;
f Kander, Kaufmann in Neuen; Josef
Oberlehrer und Mitglied des l. l. Bezirks-
Stud. in Prag; Ernst Witscher, Jur.
Schwarzwasser; P. Alois Wul, Farmer
ig; J. Proschwiger, Bürgerschul-Direk-
toren-Pflichter Bahn in Prag; Ferdinand
nieur in Krummau; Franz Ritter von
Julius Schuldes, l. l. Telegraphenunter-
ger in Neuen; Josef Spatz, Bräuer-
Tippmann, l. l. Bezirksgerichts-Rath
Neuen; Franz Wauzura, Bürger und

der Geschäftsleitung folgende
Herren Mitglieder bekannt geworden,

glieder:

(Gestorb. am 25. Febr. 1877 in Neuen)

mitglieder:

(† 30. Juni 1876) und Robert Vom

Die Generalversammlung abgehalten werden. A

näß der Geschäftsordnung (§. 25)
eralversammlung zur Verhandlung
abhaltung derselben dem Ausschusse

r die außerhalb Prag wohnenden
für die in der General-Versamm-
Ausschusses bei. Es wird ersucht,
unterzeichnen und bis zum 28.
an den Verein oder durch den

papier- und Druck-Industrie.
vereins.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

I.

1876/77.

Heinrich Friedjung: Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit. Wien, 1876.

Bei dem Höhepunkte, welchen die geschichtlichen Studien in unseren Tagen erreicht haben, darf man von jedem Historiker mit Recht drei Dinge verlangen, nämlich vorerst den kritischen Sinn, sodann Auffassung und Urtheil und endlich die gefällige Form der Darstellung. Die vorliegende Arbeit entspricht wohl nicht ganz den genannten Erfordernissen. Ich vermag mich weder mit der formellen Behandlung des schönen Stoffes überhaupt befreundet, noch mit der Zerstückung desselben in eine Reihe von Bildern, die in der losesten Weise mit einander verknüpft sind. Wie es mit des Verfassers kritischem Sinn bestellt ist, davon werden wir am Schlusse dieser Recension einen Beleg bringen. Bekannte Dinge, Fragen, die seit langer Zeit schon abgethan sind, werden dann in breiter Weise vom Neuen durchgearbeitet, ohne daß irgend ein neues annehmbares Resultat zu Tage träte. Wir können diese allgemeine Bemerkung sofort durch einen oder den anderen concreten Fall erörtern.

Unter den Geschichtschreibern Deutschlands im 14. Jahrhunderte hat sich in unseren Tagen kein zweiter einer so eingehenden Behandlung zu erfreuen, als Peter von Zittau; ich erinnere an Männer wie Peschel, Meinert und Palacky, die sich mit diesem Schriftsteller beschäftigt haben; eine schöne Studie Etzmanns hat ihn mit einem ebenso hervorragenden Zeitgenossen, mit Johann von Bictring in eine Parallele gestellt. Auf die politische Stellung Peters hat Heidemann aufmerksam gemacht, indeß Lorenz auch die äußere Beglaubigung seines Werkes in Betracht zog. Ich darf auch meine Studien über diesen Gegenstand nennen, durch die der Nachweis geliefert ward, daß die Königsaaler Chronik weder nach ihrem Inhalte noch nach ihren Verfassern ein einheitliches Werk ist. Nach dem Inhalte gliedert sich dieselbe in die *Annales Aulae regiae*, welche ich auch (vgl. Mittheilungen, XIV. 305) in den *Annales Bohemiae brevissimi* und im deutschen *Dalimit* wiedergefunden habe, dann in die Legende vom König Wenzel, dem Begründer von Königsaal, und endlich in die *Memoiren* Peters von Zittau. Von Verfassern sind zwei zu nennen: Otto von Ehrlingen und Peter von Königsaal. Der letztere hat indeß seine bildende Hand an das Werk Ottos gelegt und dasselbe, das durchaus prosaisch gehalten war, mit schönen Versen geziert. Dies der Stand der Kritik in Bezug auf die Königsaaler Geschichtsquellen. Der Verfasser hat nun — man sieht den Zweck nicht ein — den ganzen kritischen Apparat abermals in die Discussion gezogen, doch nicht ohne bedeutende Fehler. Die *Annales Aulae regiae* sind ihm ganz unbekannt geblieben. Von Otto sagt er, daß ihm auch die leoninischen Verse angehören, welche in sein Werk eingestreut sind, „da sie vollständig in den Text verwebt sind, oft selbst den angefangenen Satz poetisch fortführen.“ Eine

solche Behauptung hat nicht einmal Dobner aufgestellt, der sich im vorigen Jahrhundert zuerst mit der gesammten Königsaaier Chronik beschäftigt hat, vielleicht hat er es schon deswegen nicht gethan, weil es ihm mit Recht als eine Absurdität erschien, zwei Männern eines Klosters dieselbe Gewandtheit in Reim und Vers zuzuschreiben. Das Unhaltbare dieser Behauptung wird aus den Ausführungen des Herrn Friedjung selbst hervorgehen, der das Gegentheil von dem beweist, was er beweisen will. In den Versen Peters, welche Herr Friedjung dem Otto vindicirt, findet sich auch eine Aufzählung der ersten Königsaaier Mönche. Unter diesen wird auch Otto genannt:

Quod sis homo mundus tecum surgatque secundus
Theodericus, procedat et Otto pudicus.

Wenn wir also mit Herrn Friedjung annehmen, daß diese Verse von Otto herrühren, so nennt sich Otto selbst den Schamhaften. Aber sieht denn der Verf. nicht sofort ein, daß gerade dieser Beiname dem Otto nur von einem Andern gegeben sein kann, sich selbst den Schamhaften zu nennen, dazu würde doch eine gewisse Unverschämtheit oder — Dummheit gehören. Warum, fragen wir, nennt sich denn Otto den Schamhaften? Weil er, sagt Friedjung, diesmal ¹⁾ selbst in der Erzählung hervortreten muß. Ja dann ist er ja eben nicht mehr schamhaft, denn er hätte ja dann überhaupt nicht hervortreten dürfen. Wir sehen so in diesem Beweis des Verf. den Beleg für die Richtigkeit des Gegentheils. Da aber Herr Friedjung schon diese Verse citirte, so werden wir gut thun, etwas länger bei denselben zu verweilen. Unter den Mönchen, die da genannt werden, tritt vor Allem Konrad hervor, der erste Abt dieses Klosters:

Virtutum flore subito comitante priore
Conrado Christi. . . .

Also Konrad wird genannt. Sehen wir weiter. In der folgenden prosaischen Darstellung heißt es dann: *Nec inconsulte praetermittendum arbitror, quod quidam monachus Cunradus nomine de monasterio Waltassensis ipsi capitulo cum abbate suo interfuit, qui de patrum praesentium consilio surgens cum ceteris monachorum emitendorum consortio similiter iunctus fuit.* Ich glaube nicht übergehen zu sollen, daß ein gewisser Konrad etc.... Doch wie? Ist nicht Konrad schon oben in den Versen genannt? Was soll also der Ausdruck *monachus quidam*? Und weshalb wird er nochmals genannt, da er doch schon einige Zeilen weiter oben seinen Platz gefunden? Die Erklärung dafür ist einfach genug. Otto hatte von den ersten der Königsaaier Mönche keinen aufgezeichnet bis auf Konrad den nachherigen Abt, diesen glaubte er nicht übergehen zu sollen. Peter fand jedoch später, daß es gut sei, auch die Namen der übrigen Mönche der Nachwelt aufzubewahren und fügte seine Verse an ungehöriger Stelle vor *Nec praetermittendum* ein, so daß dieselbe in der jetzigen Gestalt keinen Sinn gibt. Aber gehen wir weiter. Wenn die Verse in den ersten 51 Kapiteln von Otto herrühren, warum thut Herr Friedjung nichts dazu, um den Anstun aufzuklären, der sich in einzelnen Kapiteln befindet und den also der Abt Otto niedergeschrieben hat. Heben wir als Beispiel im 4. Kapitel die Stelle heraus:

Ante suum vultum nunquam pertrausit inultum
Crimen prolatum. Sic se cunctis bene gratum
Reddit cuilibet quod suum erat reddere.

So wird doch Otto nicht schreiben, wenn er der Verfasser des Prosatextes und der Verse ist. Die Letzteren sind vielmehr erst später an das Wort *Reddit* angelehnt worden. Doch ich übergehe weitere Beispiele, um die Leser der Mittheilungen nicht zu ermüden.

Wenn man die Verskunst Peters etwas genauer und mit kritischem Sinne betrachtet, so wird man zugestehen müssen, daß es selten Jemanden gegeben, dem Vers und Reim in so üppiger Fülle zu Gebote standen. Von einem solchen Manne wird man schwer behaupten können, daß er um einen Reim zu seinem Nachbarn betteln geht. Und doch hat Peter, wenn

¹⁾ Uebrigens falsch, er tritt als Schreiber öfter hervor.

Otto der Verfasser der Verse in den genannten Kapiteln ist, sich als Lönnebieb (sit venia verbo) erwiesen. Ich will aus zahlreichen Belegen nur zwei Beispiele anführen.

Königsaalcr Gesch.-Quellen pag. 40: Des sibi solamen, devota cohors canat Amen. pag. 79. Praestet solamen gens cuncta respondeat Amen. Diese beiden Verse würden Otto angehören. Die folgenden aber dem Peter: pag. 156. Det sibi solamen, homo dicat quilibet Amen. pag. 195. Det tibi solamen, patri requiem Jesus Amen. pag. 408. Det sibi solamen, homo dicat quilibet Amen. pag. 416. Da sibi solamen, nos dicamus simul Amen. Bzgl. noch pag. 428. 577. Pag. 69: Vultu formosa Guta nobilis et generosa | Hoc nomen de re de iure meretur habere. pag. 158: bona Guta | Nomen habens a re

In Bezug auf weitere Beispiele verweise ich auf meine oben erwähnten Studien. Man sieht, daß die Behauptung des Herrn Friedjung unhaltbar ist. So viel über den Autheil Ottos an den Königsaalcr Geschichtsquellen. — Über Peter von Zittau haben wir keine neuen Gedanken gefunden. Die Darstellung bewegt sich auch hier in alten Geleisen. Wir finden Beweise wieder, die wir schon an anderen Orten gelesen. So sind zum Beispiel die Quellen Peters von Zittau im Einzelnen zuerst von dem Referenten nachgewiesen worden; Herr Friedjung ist ihm auf dies Gebiet gefolgt, ohne jedoch Neues zu finden. Nicht anders verhält es sich mit der Selbstbiographie Karl IV. Es finden sich hier Behauptungen, die wohl sonderbar erscheinen. Der erste Sohn Karls war Wenzel, geboren im J. 1350. Schon im folgenden Jahre starb das Kind dahin. Diesem Kinde soll nach des Verfassers Behauptung Karl seine Selbstbiographie zugeeignet haben! Ein Kind von anderthalb Jahren und diese Widmung! Die Widmung lautet: *Secundis sedentibus in thronis meis binis* Sind hier nicht mehrere angesprochen? Nein, denn Hr. Friedjung erklärt: „Karl spricht seinen Sohn in der Mehrzahl an. Es ist das im Mittelalter Regel. Ich weise, sagt er weiter, dabei auf die Stelle in Petrarca's Briefen (Ep. rer. sonil. XV. 1.) hin, wo sich dieser das Verdienst zuschreibt, das einfachere Du wieder eingeführt zu haben.“ Nun gut. Wenn Petrarca das einfachere Du wieder eingeführt hat, so wird doch niemand anders das einfachere Du zuerst gebraucht als Petrarca's begeisterter Freund der Kaiser; wird er dann nicht schreiben: *Secundo sedenti in thronis meis binis Cum autem regnabis . . . te obsecro . . . cave . . . ?* Doch gesetzt er wendet den Plural an, indem er da den Einzelnen anspricht, wird man dann nach der Etikette des Mittelalters nicht auf den Plural der ersten Person erwarten: *Secundis sedentibus in thronis nostris binis . . . obsecramus . . . ?*

Doch die Frage, ob die Adresse an einen oder an mehrere gerichtet ist, thut zur Sache wenig; daß, wenn mehrere gemeint sind, nicht zwei zu verstehen sind, habe ich an anderem Orte bewiesen.²⁾ Ich habe schon damals in einer Note darauf hingewiesen, daß man unter den *Secundis* Nachfolger überhaupt zu verstehen hat, also: *Successoribus sedentibus in thronis meis binis* und damit mag sich die Frage erledigen. Ein anderes aber ist die Geschichte mit dem Kinde in der Wiege. Was versteht Herr Friedjung unter den zwei Thronen? — er meint den böhmischen und den deutschen. Nun hat Karl den ersteren seinem Sohn Wenzel (nicht dem obigen, sondern dem 1361 geborenen Wenzel) allerdings rasch schon am 15. Juni 1363 zugeeignet. Wie steht es aber mit dem deutschen? Konnte oder vielmehr durfte der Kaiser denselben so einfach und frei von Hindernissen seinen Nachkommen als Erbe zuweisen? Hier liegt die Linie, über welche Herr Friedjung nicht hinüber kann. Der Kaiser kann doch die Widmung: *Meinem Nachfolger, welcher auf dem deutschen Throne sitzt, nicht schreiben, wenn er nicht gewiß ist, daß sein Sohn denselben auch bekümmt. Und so gewiß war das nicht. Erinnern wir an gewisse Bestimmungen der goldenen Bulle. Erinnern wir daran, daß seit mehr als hundert Jahren in deutschen Landen der Sohn nicht mehr dem Vater gefolgt war. Wenn nun Hr. Friedjung die Reichs-*

2) Studien zu böhmischen Geschichtsquellen im Archiv f. öst. Geschichte LIII.

tagsacten zur Hand nimmt und daselbst findet, daß die letzten Schwierigkeiten wegen der Nachfolge erst i. J. 1376 beseitigt sind, wann kann damals die Widmung geschrieben sein? Und an wen? 1376 wird die Krönung vollzogen. Wenn nun schon die Widmung pädagogische Zwecke verfolgen soll, hat sie einen schöneren, als wenn der junge König in der vita des Vaters auf jedem Blatte lesen kann: Nun lerne auch du, wie man in schwierigeren Lagen durch Klugheit und durch Tapferkeit sich helfen kann. 1376 nehme ich also als das Jahr an, in dem die Widmung entstanden. Ich habe nun an anderem Orte behauptet, Benesch († 1375), der sonst so wortgetreu die vita Karoli abgeschrieben, habe die Widmung nicht aufgenommen, weil sie zur Zeit seines Todes noch nicht vorhanden war; ich habe das damals geschlossen aus der Charakteranlage des Benesch, der psychologische Schluß erhält also durch die obige Erörterung vollends seine Bestätigung. Wie man sieht, zerrieben Herrn Friedjungs Ausführungen an der Hand geschichtlicher Daten wie Spreu vor dem Wind. Ebenso haltlos ist, was er über die Schlußberichte der vita sagt, von denen ich nachgewiesen, daß sie nicht von Karl herrühren, aber an der Hand seiner Tagebücher abgefaßt sind. Ich unterlasse es nochmals die Gründe für meine Behauptungen anzuführen, sie sind durch keinen Gegen Grund des Verf. erschüttert worden. Wie vag indeß die Darstellung desselben auch in diesem Theile ist, beweist folgender Satz: „Oder macht es einen Unterschied, ob Karl diese Worte selbst schrieb, oder sein offizieller Vertreter sie aussprach?“ Ja wohl, das macht einen sehr bedeutenden Unterschied; die Chronik des Benesch gilt und galt auch im 14. Jahrhunderte als die Chronik des Benesch und die Selbstbiographie Karls als das, was sie ist, und wenn man in Baiern laum erfährt, was Benesch über das bairische Haus schrieb oder die Achsel darüber zuckte, so konnte man ein hartes Urtheil aus Karls Feder gewiß nicht gleichgiltig hinnehmen. Für die Ausdrücke: Vertreter, offiziell, offiziös, halb-offiziös, Dementi zc. hat das 14. Jahrhundert noch ein verhältnißmäßig geringes Verständnis. — Ueber Benesch von Weitmühl ist, so weit ich sehe, nichts Neues beigebracht worden; der Quellennachweis, der das einzige wäre, das in Betracht käme, ist gleichfalls in einer Abhandlung des Referenten vollständiger angegeben. Nicht viel anders verhält es sich mit dem, was über die legendäre Thätigkeit in Böhmen während des 14. Jahrhunderts gesagt ist. Was endlich den angeblichen Notar Otto anbelangt, so ist Herr Friedjung auch hier nicht weiter gekommen als der Referent, der behauptete: Die Existenz Ottos ist eine problematische, sie scheint (nicht ist) eine Fiction . . . Denn ganz genau läßt sich der Sachverhalt aus dem geringen Material das uns zu Gebote steht, nicht entscheiden. Im Uebrigen muß ich bemerken, daß ich die Negation der Existenz Ottos nicht bloß aus inhaltlichen, sondern auch aus formellen Gründen nachzuweisen suchte, und die Persönlichkeit des Notars Otto nicht bloß mit Benesch, sondern auch mit Otto von Thüringen in Zusammenhang gebracht habe. — Als einen Fehler, der alle Theile der vorliegenden Arbeit betrifft, habe ich noch hervorzuheben, daß der Verf. nur zu oft den festen Boden der Thatfachen aus den Augen und seiner Phantasie freie Zügel schießen läßt. Es ist oben von dem Tagebuche Karls gesprochen worden. Daß ein solches existirte, ist unzweifelhaft; aber Herr Friedjung weiß mehr, er erzählt uns genau, wie dasselbe ausgesehen, für welche Jahre es viel, für welche es wenig enthalten habe u. dgl. mehr. Solche Behauptungen sind eben Phantasiegebilde. Seine Tagebücher werden nicht viel anders ausgesehen haben, als die anderer Leute, sie enthielten das Datum und die Ereignisse in Schlagworten. An einer anderen Stelle weiß Herr Friedjung wieder, wie Karl nach seiner Ankunft in Böhmen sich mit dem treuen Freunde seiner verstorbenen Mutter, mit Peter von Zittau, berathschlagt; wir würden ihm raten, sich den Charakter Peters etwas zurecht zu legen. Ich habe an anderem Orte von der Eitelkeit Peters gesprochen; wenn sich etwas in seiner Anwesenheit ereignet, vergißt er niemals darauf hinzuweisen, mit Ostentation erzählt er, wenn ihn Jemand von den Großen der Erde eines Gesprächs würdigt. Wenn Hr. Friedjung die königlichen Geschichtsquellen zu Rate zieht, so mag er solche Fälle zu Duzenden finden, wie würde Peter es rühmend hervorgehoben haben, wenn Karl sich wirklich in weitläufige Discussionen mit dem Abte eingelassen hätte! Der Behauptung des Verfassers fehlt demnach die äußere sowohl als auch die innere Beglaubigung.

Aber der Verfasser verfällt noch in einen andern Uebelstand, er folgert aus mancher Thatsache zu viel. So folgert er aus den Stellen:

Peter	Vita Karoli	Franz
Quadruplex ipse scit linguam Gallicum, Lombardicum, Teutonicum et Latinum non solum Boemicum sed Gallicum, Lombardicum, Teutonicum et Latinum	eben so wie die vita, —

daß Karl aus Peter oder aus Franz geschöpft habe. Wie absurd! Karl wird doch selbst gewußt haben, welche Sprachen er selbst bei seiner Rückkehr nach Böhmen gesprochen habe. Das braucht er doch wahrlich nirgends abzuschreiben, so wenig wie Peter und Franz von ihm, denn man wußte doch in Prag ganz genau, welche Sprachen dem Prinzen gekäufsig seien. Auf eine derartige Uebereinstimmung ist ebensovienig zu geben, wie auf eine andere, welche Friedjung etwas weiter unten anführt, daß König Johann, als er in Trient gewelt, den Tod der Königin erfahren. Das könnte auch ein Chronist von Salzburg oder Admont wissen, ohne daß man sagen könnte, sie ständen mit der vita Karoli in irgend einem Zusammenhang.

Auch die Daten über die Kanzlei Karls sind nicht vollständig, es sind dem Verfasser Namen entgangen, deren Kenntnis er sich leicht hätte verschaffen können. — Die Angabe der Fehler ist mit dem Vorliegenden noch keineswegs erschöpft, aber der Referent erlaubt sich aus den zahlreichen Mängeln nur noch einen herauszuheben, welcher herben Tadel verdient. Herr Friedjung gibt seinem Buche einige Beilagen. Wie steht es mit der Correctheit derselben aus? Es finden sich nun z. B. in Nr. VII. in circa 40 Zeilen nicht weniger als 18 Fehler; ich hebe davon die wichtigsten heraus: statt nostrum lies nostram; inficiuntur — inficiant; abducuntur — abducunt; fraudulenta — fraudulentor; labore — labe; commisacionis — conversacionis; status condicionis fuerunt — status et condicionis fuerunt; prodeant — probent; — culpa delatoris volentis — culpe delatorum volencium; decreto — de cetero. Zum Ueberflusse fehlt in diesem Briefe eine ganze Zeile.

Ähnliche Fehler finden sich auch in Nr. III und V. Solche Dinge richten sich selbst, mag dann ein Autor immerhin mit der Entschuldigung kommen, er habe eine endgiltige Vergleichung aus diesen oder anderen Gründen nicht mehr machen können; eine solche Entschuldigung rechtfertigt den fehlerhaften Abdruck nie und nimmer. Aber man möchte zweifeln, daß eine nochmalige Vergleichung der Handschrift einen correcteren Text geboten hätte, denn der Verfasser ließ nicht bloß alte Handschriften fehlerhaft, sondern auch moderne durch die kais. Akademie der Wissenschaften publicirte Schriften. So behauptet er an einer Stelle in Bezug auf einen Punkt, ich befände mich mit ihm in Uebereinstimmung. Ich weise diese Behauptung zurück. Denn man vergleiche:

Friedjung pag. 246.	Loserth
Ich habe bereits oben pag. 71 bis 76 dasjenige zusammengestellt, was dafür spricht, daß die zweite Fassung der Biographie seinem Sohne Wenzel 1350 oder 1851 gewidmet sei.	spricht nichts von der zweiten Fassung, von der Widmung an den ersten Wenzel, sondern sagt, die Selbstbiographie des Kaisers mit Ausnahme der Widmung und des Schlusses sind um die Zeit des ersten Römerruges niedergeschrieben worden.

Die äußere Ausstattung ist hübsch. Druckfehler finden sich nicht selten. Doch genug. Es ist klar, daß ein gutes Werk betitelt: „Kaiser Karl IV. und sein Antheil am geistigen Leben seiner Zeit,“ so notwendig es wäre, bis auf den hentigen Tag noch nicht geschrieben ist.

Ezernowitz, den 22. April 1876.

J. Loserth.

Dr. Adolf Bachmann: Ein Jahr böhmischer Geschichte. Georgs von Podiebrad Wahl, Krönung und Anerkennung. Aus dem 54. Bd. des Archivs für österr. Geschichte besonders abgedruckt.

Dem Kenner der Programmenliteratur werden etliche Teile der vorliegenden Abhandlung nicht unbekannt sein, sie wurden in dem 2. und 3. Jahresberichte des deutschen Staats-Realgymnasiums in Prag für 1873/4 und 1874/5 gedruckt und finden sich in der jetzt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien mitgeteilten Publication von S. 23—63 und 88—103 wieder. Daß die Akademie der Arbeit, obschon mehr denn ein Drittel bekannt war, derselben dennoch die Aufnahme in ihren Schriften zuerkannte, dafür sind wir ihr zu Dank verpflichtet. Denn abgesehen davon, daß die in den Jahresberichten der Mittelschulen befindlichen Aufsätze dem fast unvermeidlichen Lose verfallen, in den Programmensammlungen der Gymnasien und Realschulen eingespart einer ungeführten Ruhe zu pflegen, während die Publicationen tüchtiger Abhandlungen, in den Schriften wissenschaftlicher Vereine oder in Fachblättern veröffentlicht, der Aufmerksamkeit der gelehrten Welt kaum entgegen werden, gelangen die bereits publicirten Bruchstücke, wie der Verf. richtig bemerkt, erst im Zusammenhange mit den andern Teilen der Abhandlung zur vollen Geltung, und mit Recht hat die historische Commission der Akademie aus diesem Grunde und „in Anbetracht des geschichtlichen Wertes, welcher auch dem noch nicht publicirten Teile der vorliegenden Abhandlung zuerkannt werden wird, deren vollständige Aufnahme in das Archiv beschlossen.“

Gestützt auf eine genaue Kenntnis der diese Zeit berührenden Monographien hat der Verf. mit Benutzung der von Dr. Kürschner veröffentlichten Correspondenz Jobsts von Einsiedel mit Eger, der urkundlichen Beiträge zur Geschichte Böhmens und des Archiv Ceský von Palach, der diesen Zeitraum berührenden Bände der *Scriptores rerum Silesicarum*, der *Vetera monumenta historica Hungariam sacram illustrantia* von Theiner, wichtiger in den *Variae memorabiles epistolae* des Codex XIX. G. der Metropolitanbibliothek in Prag befindlichen Altensstücke und einer Anzahl von bislang ungedruckten, ihm vom Prof. Höfler zur Verfügung gestellten Urkunden eine Arbeit geliefert, welche über die bisherigen Errungenschaften der Geschichtsforschung bezüglich der von ihm behandelten Zeit und des Gegenstandes hinausreicht, die so manche von Palach und seinen Nachtretern bisher festgehaltene Anschauungen entweder berichtigt oder ganz beseitigt und Podiebrads Pläne so wie seine zu ihrer Durchführung in Anwendung gebrachten Mittel in das richtige Licht setzt.

Seine Abhandlung gliedert Bachmann in sieben Kapitel; das 1. behandelt die Ereignisse in Böhmen, Oesterreich und Ungarn in den letzten Monaten vor dem Tode des Königs Ladislaw und Georgs von Podiebrad Stellung zu seinem Könige, das 2. bespricht die Bewerber um die böhmische Krone nach König Ladislaw's Tode, im 3. werden Podiebrads und Wilhelms von Sachsen Bemühungen um die Krone Böhmens dargelegt, im 4. wird uns Georgs Wahl zum Könige von Böhmen geschildert, das 5. erzählt die Ereignisse in Böhmen, in dessen Nebenländern und in Ungarn in der Zeit von König Georgs Wahl bis zu dessen Krönung, das 6. die Verhandlungen mit den ungarischen Bischöfen, des Königs Krönung und seine Anerkennung von Seite des Papstes, und das letzte berichtet über König Georgs Aufenthalt in Mähren und Schlessen, seinen Krieg in Oesterreich, seinen Frieden mit den Habsburgern und seine Anerkennung von Seite des Kaisers Friedrich III. — Der bisher unbekanntenen Einzelheiten über König Georgs Zug in Mähren und Schlessen im Sommer 1458 nicht zu gedenken, geht aus der fleißigen und tüchtigen Arbeit des Verfassers, um wenigstens zwei Punkte hier herauszugreifen, klar hervor, daß Podiebrad den Compactaten und dem Kelche entsagt und sich der römisch-katholischen Kirche unterworfen habe, und daß der Krieg des Königs im Juli 1458 mit Albrecht von Oesterreich keineswegs, wie dies bislang nach Palachs Vorgang der Fall war, als ein von Friedrich III. gegen seinen Bruder veranlaßter Zug angesehen werden dürfe, sondern daß der Kaiser und Albrecht VI., nachdem sie sich versöhnt hatten, dem König Georg gemeinsamen Widerstand geleistet haben.

Kein Historiker, welcher den von Bachmann behandelten Gegenstand von nun an berühren wird, vermag die vorliegende Abhandlung mit Stillschweigen zu übergehen; wir aber hegen die zuversichtliche Erwartung, es werde der Verf. auch ferner seine Aufmerksamkeit der so hoch interessanten Zeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuwenden und uns mit noch mancher tüchtigen Frucht seiner Studien erfreuen.

Dr. G. Biermann.

Ed. Senft: Beiträge zur Geschichte der Herrschaft und Stadt Plan in Böhmen. Plan 1875. Selbstverlag des Verfassers.

Der Verfasser hat sich der verdienstvollen Arbeit unterzogen einen Beitrag zur Geschichte der Herrschaft und der Stadt Plan in Böhmen zu liefern. Dieser „Beitrag“ ist wohl ein allzu bescheidener Titel für eine Arbeit, die kaum mehr umfassender und gewissenhafter angelegt werden konnte. Auch war nur der Verfasser im Stande so allseitig selbst das verlorenste Material zu benutzen und nur eine solche Liebe zur Sache konnte jahrelang die fleißigste Forschung auf ein nicht sehr dankbares Gebiet festschrauben. Wie es bei einer solchen Arbeit selbstverständlich ist, mußte ein fleißiges Studium der Gesamtgeschichte Böhmens vor allem aber der Herrschaften und Gütercomplexe in seiner westlichen Hälfte vorausgehen um einen Rahmen für das Stadtbild zu gewinnen. Es ist ein hochinteressantes Gebiet, dem der Verfasser ein sorgfältiges Studium zugewendet. Wer je in jene Gegenden gekommen, der wundert sich nicht wenig über die höchst barock klingenden Namen von Ortschaften, die in ihrer Bildung auf Umdeutung durch Analogie ins Deutsche schließen lassen. Hier webte sich deutsch und slavisch aufs innigste durcheinander, bis endlich dem ersteren die Herrschaft zufiel. Ein schönes Stück deutsches Culturleben spielt sich hier ab, es zeigt sich eine Zähigkeit in Erhaltung der Nationalität, die leider den Nachgeborenen etwas verloren gegangen zu sein scheint. Nur auf Grundlage solcher Arbeiten wird es möglich den Behauptungen Palacky's mit Erfolg entgegenzutreten, „daß zumal das Landvolk um Pflimberg, Tachau, Plan, Tepl noch zu Zeiten des Kaisers Wenzel ganz böhmisch gewesen und die Germanisierung der genannten Orte erst durch und seit dem 30jährigen Kriege erfolgte.“ — Erst mit dem Jahre 1219 lichtet sich das historische Dunkel und es tritt der Name einer Ortschaft Plan hervor. Sie wird als villa bezeichnet, 1301 aber als Stadt anfangs zu Tepl, später seit der Mitte des 13. Jahrh. zu Waldsassen gehörig. Mit umfassender Kenntniß und Belesenheit sichtet der Verfasser den verworrenen Stoff dieser Zeit, und wendet besondere Mühe darauf, die Besitzverhältnisse der benachbarten Feudalherren und Klöster klar darzulegen. Mit den Herren von Seeberg, die durch ein volles Jahrhundert im Besitz von Plan erscheinen (1416—1517), treten wir in die Zeit der Hussitenkämpfe, die auch diese Gegenden stark ins Mittelid zogen. Im Jahre 1427 zog das Kreuzheer von Plan gegen Mies, um bei Tachau die große Niederlage zu erleiden. Aleš von Seeberg, einer der hervorragendsten Barone des Königreiches, stand auf hussitischer Seite. Sein Nachkomme Buzško v. Seeberg blieb der Partei Georgs v. Podiebrad treu; dieser beschäftigte auch die Privilegien der Stadt Plan (1473). Der Besitz von Plan und der dazu gehörigen Orte gieng 1517 an Stefan Schlic v. Holc u. Elbogen für eine Schuld von 10.500 Sch. Groschen über, ihm folgte, als er in der Schlacht bei Mohacz gefallen war, sein Sohn Moriz, der sich bei der Empörung gegen Ferdinand stark beteiligte; die Stadt wurde lutherisch; nach seinem Tode 1578 bekam Schloß und Herrschaft seine zweite Gemalin, die Stadt aber Christof Freiherr von Roupow, nach dessen Tod sie aber an Morizens Gemalin Barbara wieder zurückfiel. Ihr Sohn von ihrem zweiten Gemal Friedrich Schlic war Graf Kaspar Schlic (1610—1624); die Gegenreformation nach der Schlacht am weißen Berg machte auch Plan wieder katholisch und brachte manche Besitzveränderung mit sich. Graf Heinrich Schlic war katholisch und erfreute sich der besondern Gunst Ferdinands II.; er besaß die Herrschaft von 1624—1650. Mit der Gegenreformation war es im Ganzen rasch gegangen. Viele Söhne der wieder katholisch gewordenen Bürger widmeten sich dem geistlichen Stande, in 100 Jahren wurden an 113 Planer geistlich. Der 30jährige Krieg ließ den Planern den

Reich der Drangsale gehörig kosten; Freund und Feind wirtschafeteten arg. Franz Ernst Schlid maßte die Herrschaft, die 148 Jahre in dem Besitze seiner Ahnen war, verkaufen, damit das Jesuitencollegium in Eger schuldige 30.000 Gulden erhalte. So erhielt die Herrschaft durch Kauf Graf Johann Joachim von Sinzendorf (1665—1688). Nun beginnt eine Periode, die nicht zu den glücklichen Jahren der Stadt gehört. Wer überhaupt einen Einblick in die Willkür adeliger Tyrannen bekommen will, der lese diese Stadtgeschichte, damit ihm ja die Sehnsucht nach den guten alten Zeiten gründlich ausgetrieben werde. Die Vorrechte Einzelner fanden stets mehr Berücksichtigung als die Wohlfahrt des Ganzen, die namentlich durch ungleiche Steuerverteilung, noch mehr aber durch die Unfreiheit der Bürger in den untertänigen Städten, sowie des Bauernstandes litt; besonders lastete die Gerichtbarkeit des Adels in den meisten Gegenden ein unbeschreiblich hartes Joch auf die Bauern. Die Zustände waren zu dieser Zeit traurig. So war die Planer Schule dem Metzger Johannes Türkes als Vizektor anvertraut, welcher ein Meister im Austeilen der „forulao“ war. Als Johannes Mathes Pöw, ohne die obrigkeitliche Bewilligung anzufuchen, sich den Doktorgrad der Medicin erwarb, trat die Gräfin Sinzendorf klagbar gegen ihn auf; ihre ganze Regierung zeigt, wie recht der Jude hatte, der sie eine schöne Frau, aber eine giftige Schlange nannte; der Arme mußte seine Bemerkung theuer büßen. Einer aus dieser gräflichen Familie war Hofkammerpräsident in Wien, der sich durch volle 20 Jahre unrechtmäßig bereicherte, bis er endlich 1680 wegen „Ablen Verhaltens“ abgesetzt wurde. Unter Johann Joachim Michael von Sinzendorf (1688—97) wurde alles gethan, um die Planer um den Rest ihrer Rechte und Freiheiten zu bringen, wie dies ganz im Geiste der Zeit lag. Seine Creaturen, der Pfarrer Pentelschmidt und der Burggraf Andreas Opl, halfen wacker dazu. Klagen halfen nichts. Gut bewährte Kräfte machte die Taktik der Sinzendorfer der Stadt abwendig und zog sie in ihr Interesse. Schuldenlast, Schmälerung der Freiheiten, endlose Prozesse waren für die Stadt das Ende vom Lied. Unter der Gräfin Anna Franziska (1697—1716) als Vormünderin ihres Sohnes Franz Wenzel Michaelkehrte der Friede mit den Bürgern wieder. Die vormundschaftliche Regierung der Frau Gräfin Josefa war die Zeit des Franzoseneinfalles, die Herrschaft des Grafen Franz Wenzel Joachim (1744—1792) die des Preußenkrieges. Damals lebte der vortreffliche Dechant Wenzel Schmidt, der ein Vierteljahrhundert lang Seelsorger seiner Vaterstadt war; er ist der verdienstvolle Geschichtschreiber Plans († 1752). Mit Fürst Proseper † 1822 erlosch das Sinzendorfsche Haus im Mannsstamm, und der Besitz kam an den Grafen Johann Rostitz Rhienel.

Die Geschichte eines Dominiums, verbunden mit der Erzählung der Geschichte einer erbenuntertänigen Stadt bietet gewiß so manches, das selbst in weiteren Kreisen auf Interesse Anspruch erheben kann. Insbesondere hat es der Verfasser verstanden in geschickter Weise culturgeschichtliches Material einzuflechten: Schule und Volksbildung, Aberglauben und Hexenwesen, Gerichtsverfahren und Strafen, Soldatenwesen, Handel und Judenschaft, kirchliche und Kunstverhältnisse, Privilegien, Bergbau, Wald, Flur, Leichkultur, alles dieses findet eingehende Beleuchtung in urkundlicher Darstellung; so ist eine Fülle trefflichen Stoffes gut disponiert, aus dem für die Gesamtgeschichte Böhmens manches zu gewinnen ist. Der Verfasser hat es nicht verkümmert hervorragende vaterländische Persönlichkeiten im Lichte ihrer Zeit darzustellen und hervorzuheben. Die gründliche Durchforschung des Planer Schlossarchives mit dem Domanikalsch, des Planer Stadtarchives, des Pfarrarchives, der Annales des obengenannten wackeren Dechanten Schmiedt, die Fortsetzung davon durch die Aufzeichnungen Anderer, die Kunstlade lieferten den Stoff. So schließt sich das verdienstvolle Buch des Herrn Verfassers den besten Werken dieser Art an. Viele Jahre fleißiger Arbeit mit einem schwer zu beherrschenden und oft schwer zugänglichem Materiale sind nichts Anlockendes für den Historiker und dennoch müssen solche Arbeiten gemacht werden, um die Bausteine für ein Zukunftswerk zu liefern. An Liebe zur Sache, an ruhiger objektiver Auffassung hat es dem Verfasser nicht gefehlt. Der Bürgerschaft der Stadt Plan aber ist Glück zu wünschen, daß sie ein Buch besitzt, in welchem die Schicksale der vergangenen Jahrhunderte zu einem so lichtvollen und interessanten, und soweit es bei einem

solchen Werke möglich ist, auch wissenschaftlich wertvollem Ausdruck gelangt sind. Ein kurzer Ueberblick der neuen Zeit gibt dem Werk einen würdigen Abschluß; 3 Stammtafelbeilagen und ein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtern den Ueberblick.

Dr. L. Chevalier.

Dr. S. Dubitz: Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrag des mährischen Landesauschusses dargestellt. VI. 1875 u. VII. Band 1876.

Der gelehrte Verf. hat wieder zwei Bände seiner Geschichte Mährens der Oeffentlichkeit übergeben. Der eine umfaßt die Zeit von 1262 bis in den August 1278, der andere reicht bis 1306; jenem sind zwei Stammtafeln der Přemysliden beigegeben.

Dubitz hohe Verdienste auf dem Gebiete unserer vaterländischen und speciell auf dem der mährischen Geschichte sind sattfam anerkannt, er arbeitet seit etlichen Decennien unermüdet im Dienste der historischen Forschung und der Geschichtschreibung. Sein ihm zur Verfügung stehendes reiches Material hat er den Archiven Mährens u. Böhmens, Oesterreichs und Schlesiens entnommen, sein Sammeleifer führte ihn nach Schweden, Rom, Galizien u. s. f., auch ist ihm kaum eine oder die andere Arbeit neuerer Historiker entgangen, welche die mährische Geschichte berührt. Nachdem Dubitz in Abhandlungen und in größeren Werken (ich führe beispielsweise aus dem Jahre 1857 „des Herzogtums Troppau ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren“ an) seine volle Berechtigung als Historiker seines Heimatlandes aufzutreten zur Genüge dargetan hatte, erschien vor sechzehn Jahren der erste Band seines oben genannten Hauptwerkes. Genaue Kenntnis des von ihm geschilderten Landes u. seiner Bewohner, seltene Gründlichkeit und eine maßvolle Kritik zeichnen es vorteilhaft aus. Ich will jedoch nicht verschweigen, daß dem gebiegenen Werke ein Gebrechen anhaftet; es ist gar zu weitläufig angelegt, es erzählt nicht selten in ausgedehnter Weise Ereignisse, welche Mähren bloß in zweiter Linie berühren und bezüglich welcher es genügt hätte sie bloß anzudeuten oder in Kürze zu skizziren. Die Folge, daß der geehrte Verf. dies aus dem Auge gelassen hat, ist das Anschwellen des Werkes zu einem höchst bedenklichen Umfange, denn wenn der Zeitraum bis 1306 acht Bände umfassen wird (der achte wird wol die inneren Verhältnisse Mährens bis zum Tode König Wenzels III. bringen), wie viele Bände stehen dann noch vom Ausgang der Přemysliden an in Aussicht? Reicht dazu ein Menschenleben aus, und wenn auch, setzt sich ein so bündereiches Werk nicht der Gefahr aus, von dem größeren Publikum, selbst wenn es Liebe und Neigung der heimathlichen Geschichte entgegenbrächte, bei Seite geschoben und auch von Männern des Faches als bloßes Nachschlagebuch benützt zu werden?

Der VI. Band behandelt die letzten sechzehn Jahre der Regierung des Königs Ottokar II. Bekanntlich ist die Zeit dieses Regenten und seines Gegners, des deutschen Königs Rudolf I., den eingehendsten Forschungen durch ältere und neuere Historiker unterzogen worden; der erste Preis gebührt der zwei Bände umfassenden „deutschen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert“ von Ottolar Lorenz. Seine vorzügliche Arbeit, in musterhafter Weise geschrieben, gibt dem aufmerksamen Leser ein so klares Bild jener Zeit und ihrer auf dem Gebiete der Politik mehr oder minder bedeutenden Persönlichkeiten, schildert Ottokar, den hervorragendsten Regenten aus dem Hause der Přemysliden, seine Stellung zum Papsttum und zum deutschen Reiche so eingehend, legt den unausweichlichen Konflikt zwischen ihm und Rudolf so deutlich dar, daß das in jeglicher Beziehung tüchtige Buch trotz alles Mädelns seinen hohen Wert selbst dann noch behaupten wird, wenn es vielleicht auch einem seiner Nachfolger gelingen sollte den Gegner des deutschen Königs gegen Lorenz' Ansicht als wahren Ausbund von Feldherrngenie zu zeichnen. Dubitz schließt sich den Ergebnissen der Forschungen seines Vorgängers mehrfach an, dessenungachtet trägt sein Ottokar ein in mancher Beziehung abweichendes Gepräge. Es ist hier nicht

der Ort und würde mich von meiner Aufgabe viel zu weit ablenken, wenn ich nachweisen wollte, welcher von den beiden Historikern den Kern der Ottokar'schen Politik mehr offen gelegt und den gewaltigen Böhmenkönig schärfer gezeichnet habe, ich kann jedoch nicht umhin einige wenige Punkte anzudeuten, bezüglich welcher ich mit Dubil nicht übereinzustimmen vermag. Bekanntlich knüpfen die Cont. Cosmas a. a. 1272 (Mon. Germ. IX. 189) an die Anwesenheit des Kurfürsten Engelbert von Köln „eine Reihe echt tschechischer Aberglauben, die an sich schon unwahrscheinlich genug, auch bessern Nachrichten widersprechen.“ (Lorenz I. 419.) Schon Lambacher (Österreich. Interregnum S. 118) hat des Chronisten Angabe, daß dem Böhmenkönig die deutsche Krone angetragen worden sei, in Zweifel gezogen; trotzdem läßt sie Dubil (S. 97) nicht nur zur Sprache kommen, sondern es gilt ihm als erwiesen, daß sie von Datar ausgeschlagen worden sei, denn der König „beschenkte reichlich die Abgeordneten und entließ sie dankend in die Heimat. Diese schwiegen in der Öffentlichkeit über den Erfolg ihrer Sendung, um nicht offen kund zu geben, daß ihre Krone jeglichen Wert verloren habe.“ Gegen diese Auffassung sprechen so gewichtige Gründe, daß man sich das verwundern muß, wie jenes von den Fortsetzern des Cosmas ausgehende Märchen von Dubil nicht aufgegeben werden konnte; hat vielleicht hier auf den geehrten Verf., welcher doch sonst seine Selbstständigkeit zur Genüge wahr, Palacky's Autorität eingewirkt?

Wenn S. 161 der Vf. meint: „Ein Datar neben Rudolf hätte Europa beherrscht, ein Datar wider Rudolf mußte ein Marchfeld schaffen,“ so wird dagegen die Einwendung gefattet sein, daß ein seiner Stellung sich bewußtes Oberhaupt des deutschen Reiches nimmer einen böhmischen Fürsten neben sich zu dulden vermochte, der im Besitze umfangreicher erledigter Reichslehen und mit Hilfe derselben einen Staat errichtet hatte, welcher sich vom Reiche unsehbar getrennt hätte und für dieses eine permanente Gefahr geworden wäre; ein Richard gewiß, ein Rudolf jedoch, der von den Kurfürsten einstimmig zum König gewählt worden war und von der öffentlichen Meinung getragen wurde, die sich vornehmlich im Bürgerstande geltend machte, ein Rudolf hätte nimmermehr „Anstand genommen, von ihm (Datar) das bereits Befessene juristisch zu verlangen.“ (S. 301.) Des böhmischen Königs Regierung, meint (S. 300) der Vf., war eine glückliche, „so lange sie traditionell blieb, d. h. so lange sie Hand in Hand mit dem apostolischen Stuhle ging.“ Dagegen ist zu erinnern, daß nicht er, sondern die Curie diesen Boden verlassen hat; die päpstliche Politik ist es, welche „auf einmal vom König Datar abgeschrenkt.“ (S. 123.) Nicht die Weigerung die Kaiserkrone anzunehmen, welche ihm gewiß nicht angeboten worden ist, sondern vielmehr, wie Dubil ja S. 124 selbst zugesteht, die Einsicht, daß ein stärkeres Kaisertum für die Kirche von Nutzen wäre, sodann die auf die Wiedergewinnung des heil. Landes zielenden Pläne Gregors X. haben die Curie bestimmt, ihren bisherigen treuen Anhänger fallen zu lassen.

Der einen Zeitraum von 28 Jahren umfassende VII. Band berichtet über die Regierungszeit Wenzel II. und III. Der Verf. schildert uns König Rudolfs Einfluß in Mähren, Ottos von Brandenburg unheilvolles vormundtschaftliches Regiment in Böhmen, Wenzel II. Herrschaft, seine Segnerschaft und Ausöhnung und seinen späteren Krieg mit Albrecht von Oesterreich, seine Erwerbung Polens, die Erhebung seines Sohnes zum König von Ungarn, dessen Vorbereitungen zum polnischen Zug und seine den 4. Aug. 1306 erfolgte Ermordung. Selbstverständlich wird in beiden Bänden des Werkes der allseitigen Tätigkeit des Bischofs Bruno v. Olmütz die größte Aufmerksamkeit geschenkt, seine Wirksamkeit als Oberhirt von Mähren, als Staatsmann und Krieger, als Colonisator und Stifter des bischöflichen Lehensinstituts findet die verdiente Berücksichtigung. Die Königinwitwe Kunigunde läßt Dubil friedlich neben Herzog Nikolaus, dem unehelichen Sohne Datars, gegen die bisherige Anschauung, im Troppauischen walten, sie hält ihren Hof auf der in Troppaus Nähe befindlichen Burg Grätz, ihn läßt der Verf. noch immer, wie schon in seiner „Stellung Troppaus,“ im Jägerndorffischen apanagirt sein. Die Menschenleere des späteren Herzogtums Troppan, über welche Nikolaus in der Urkunde von 1284 klagt, schreibt Dubil der Pest und der Furcht vor ihr zu, nicht aber dem Kriege. Obgleich

Zavis 1281 als Burggraf von Grätz erscheint, so schließt doch dies die Fehde zwischen ihm und Nikolaus gewiß nicht aus, dafür sprechen auch die undatirten Briefe König Wenzels (herausgegeben von Voigt im Archiv für Österreich. Geschichtsquellen XXIX., 79 und 76.) Den letztern setzt der Verf. in das Jahr 1284, gegen Kopešky's und meine Annahme, die wir ihn in das Jahr 1286 verlegen. Die im Codex dipl. Mor. V. 133 abgedruckte Urkunde datirt Dubil noch immer vom 2. Febr. 1302, während sie, laut der mir gemachten Mitteilung Dr. Ritzschner's, welcher das Original im deutschen Ordensarchive in Wien einsah, die Jahreszahl 1311 trägt. Daß das Herzogtum Oppeln dasjenige schlesische Fürstentum gewesen sei, in welchem das deutsche Element am stärksten vertreten war (S. 130), ist höchstens dann richtig, wenn der Verf. blos Oberschlesien im Sinne gehabt haben sollte; aber gerade die aus dem alten, ungetheilten Herzogthume Oppeln hervorgegangenen Fürstentümer Teschen, Ratibor, Oppeln und Beuthen wurden noch lange nachher nicht als schlesische Herzogtümer bezeichnet, wie ich dies in der Abhandlung: Seit wann betrachteten sich die oberschlesischen Pfaffen als schlesische Fürsten? (Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens VIII., 31 ff.) nachgewiesen zu haben meine. Störend ist die wiederholt vorkommende Verwechslung der Präpositionen an und auf, so S. 314: es war nicht leicht, am gewöhnlichen Wege die nötigen Summen aufzubringen.

Dem baldigen Erscheinen des VIII. Bandes, der sicher wieder viel Interessantes bieten wird, sehen wir mit großem Verlangen entgegen. Dr. G. Biermann.

Christian Ritter d'Elvert: Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder, insbesondere Mährens, im siebzehnten Jahrhunderte. 3 Bde. (16., 17. und 22. Bd. der Schriften der hist. stat. Section der k. k. m. sch. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde).

Mit Interesse folgt die literarische Beilage dieser Blätter der von der historischen Commission der Münchner Akademie unternommenen Herausgabe der „Briefe und Acten zur Geschichte des 30jährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher“ und brachte erst kürzlich¹⁾ eine sachgemäße Besprechung des jüngsterschienenen 2. Bandes, in welcher auf die eingehende Behandlung hingewiesen wird, welche gegenwärtig die Geschichte des 17. Jahrhunderts findet, indem insbesondere die Periode des 30jährigen Krieges und der nächstvorangehenden Zeit von verschiedenen Seiten tüchtig in Angriff genommen wurde, wobei ein reicher archivalischer Schatz, seitdem der Bann gelöst ist, den Forschern entgegenquillt und umfassendes Material an die Hand geht. Hieran anknüpfend wollen wir die Aufmerksamkeit der Geschichtsfreunde auf das vorliegende Werk lenken, welches in der gleichen Richtung das historische Material für die böhmischen Länder sammelt, und auch auf die innere Geschichte alle Rücksicht nimmt. Wenn hier zunächst Mähren in Betracht kommt, so sind gleichwohl die Nachbarländer, zumal Böhmen, reichlich bedacht, wie dieß schon die Natur der Sache mit sich bringen würde, selbst wenn der Herausgeber nicht mit der ihm eigenen Umsicht zu Werke gegangen wäre.

Schon vor langen Jahren hat d'Elvert sich der Geschichte der Heimat zugewendet und auch seinen Mitbürger Boczek für dieselbe gewonnen. So begann jene rege wissenschaftliche Thätigkeit, welche auch in weiteren Kreisen die verdiente Anerkennung fand, wie denn Mähren eines der ersten unter den einzelnen Ländern des deutschen Reiches war, in welchem mit der Herausgabe eines in seiner Anlage so umfassenden und so praktischen Diplomatars, wie es der bekannte Codex diplomaticus Moraviae ist, der Anfang gemacht wurde.²⁾ Bekanntlich ist es der Graf Anton

1) Im XIV. Jahrgange S. 1-3.

2) Das Mähren in seinem Urkundenbuche bereits besitzt, schreibt Böhmer an Ehlmecky unterm 17. April 1854, „kann allerwärts zum Beispiele dienen.“

Friedrich Mitrowsky, der die Herausgabe dieses Codex dipl. ermöglichte und so sich ein bleibendes Verdienst um die mährische Geschichtsforschung erworben hat. Während nun Voczel so die ältere Zeit bearbeitete, worin ihm nach seinem frühen Tode (1847) sein Gehilfe Chytil, sodann Dubil, Chlumecy und Brandl folgten, hat sich d'Elvert für die neuere Zeit entschieden, zumal ihm bei seiner Dienstleistung bei dem mährischen Gubernium die Quellen hiefür näher lagen, und auf diesem Gebiete eine ebenso umfassende als vielfach grundlegende Thätigkeit entwickelt. Zunächst wandte er sich mit ausgesprochener Vorliebe der Geschichte der Cultur in Mähren und Schlessen zu, ein damals noch brachliegendes Gebiet, welches er mit Erfolg nach allen Richtungen durchforschte, wie seine zahlreichen Arbeiten beweisen, von denen die größeren Monographien ganze Bände der Sectionsschriften bilden, während die kleineren Publicationen unter dem Titel: „Zur Culturgeschichte Mährens und österr. Schlessens“ gesammelt in 8 Bänden vorliegen.

Wenn bei diesen Arbeiten die ältere Zeit nicht unberücksichtigt bleiben konnte, so hat d'Elvert doch im Sinne der eingeschlagenen Richtung seine besondere Sorgfalt der Geschichte der neueren Zeit, insbesondere des 17. Jahrhunderts, namentlich der Rebellion und Reformation gewidmet, welche eine so tiefgreifende Aenderung und völlige Umgestaltung aller Verhältnisse brachten, deren Geschichte aber bisher so wenig bekannt war. Früchte dieser Forschungen waren bisher, neben zahlreichen Mittheilungen, welche uns in den Sectionsschriften, namentlich im Notizenblatte, auf Schritt und Tritt begegnen, die zwei Sammelwerke: „Beiträge zur Geschichte der Rebellion, Reformation, des 30jährigen Krieges und der Neugestaltung Mährens im 17. Jahrhundert“, (Brünn 1867) welche den 16. Band der Sectionsschriften bilden und durchgängig aus Hand- und seltenen Druckschriften in 60 Druckbogen eins über das ganze Jahrhundert sich verbreitendes Material bieten, dann: „Weitere Beiträge zur Geschichte der böhmischen Länder im 17. Jahrhundert.“ Brünn 1868 (17. Bd. der Sect. Schriften), welche aus den Original-Acten die Bestrafung der böhmischen Rebellion, insbesondere die Correspondenz Ferdinands II. mit dem Fürsten Pichtenstein zum Gegenstande haben.

Jetzt bringt d'Elvert weitere derlei Beiträge, welche in dieser Sammlung den 3. Theil bilden. Dieselben sind größtentheils den zu diesem Zwecke bisher nur sehr wenig oder gar nicht benützten Archiv-Schätzen der k. k. Haus- Hof- und Staatskanzlei, der Hofkanzlei und der Hofkammer (der jetzigen Ministerien des Aeußern, des Innern und der Reichsfinanzen) welche er während seiner Anwesenheit in Wien bei den Reichsrathsverhandlungen ausbeutete, sowie dem mährischen Landesarchiv entnommen. Bei der Massenhaftigkeit des in den genannten Wiener Archiven vorliegenden Materials mußte sich der Herausgeber darauf beschränken, nur die wichtigsten Schriftstücke im vollen Wortlaute mitzutheilen, von den sämmtlichen übrigen Acten dagegen Auszüge zu geben, welche zumeist den gleichzeitigen amtlichen Vormerkungen, als den Registratur- und Expeditsbüchern, entnommen an Genauigkeit und Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. So entstand der nun vorliegende umfangreiche Band, welcher auf nahezu 600 Seiten eine reiche Fülle des lautersten historischen Materials in der angedeuteten Richtung enthält. Zur weiteren Verbollständigung desselben wurden die von dem mährischen Kleinschreiber Diemas Ritter v. Poffer aus der Brünnner und Olmützer Landtafel 1723 zusammengestellten mährischen Landtagsverhandlungen (Acta diastalia) ihrem ganzen Inhalte nach aufgenommen, ferner aus den von Professor Palm in Breslau Namens des Vereins für Geschichte und Alterthum Schlessens herausgegebenen umfangreichen Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände (Acta publica), sowie nicht minder aus der Correspondenz des böhmischen Kammer-Registrators Zacharias Rosenberger mit der Stadt Eger (nach der gleichnamigen Schrift von E. Rittel im 50. Bde. des „Archivs f. österr. Geschichte“) die bezüglichen Auszüge gegeben. Ueberdies wird noch ein umfassendes chronologisch geordnetes Verzeichniß der in den Veröffentlichungen der Section für diese Periode vorfindigen geschichtlichen Documente mitgetheilt, welches die vollständige Uebersicht über das gesammte bereits vor-

handene Materiale ermöglicht oder doch wesentlich erleichtert, was bei der großen Menge der kleineren Mittheilungen zumal im Notizenblatte doppelt erwünscht ist.

So liegt uns in dieser neuesten Publikation d'Elverts eine mit genauer Sachkenntniß und Umsicht zusammengetragene Quellenammlung für die Rebellionszeit in den böhmischen Ländern vor. Wenn jedoch, wie der Herausgeber bemerkt, der Stoff gleichwohl nicht als erschöpft angesehen werden kann, und noch so Manches besonders für die Geschichte des 30jährigen Krieges wird hinzukommen müssen, um ein abgeschlossenes Bild liefern zu können, so liegt dies eben in der Natur der Sache, und ist bei dem Umstande, als d'Elvert seine Forschungen rastlos fortsetzt, zu erwarten, daß er das noch Fehlende und Erreichbare in nicht allzu ferner Zeit noch nachtragen wird. Aber auch abgesehen hievon haben wir jetzt schon alle Ursache, uns des bereits Gebotenen zu freuen, und sind dem verdienstvollen Forscher zu vollem Danke verpflichtet, welcher bei seiner so vielseitigen öffentlichen Thätigkeit — ohne irgend einen Mitarbeiter — noch die Sichtung und Ausdauer besaß, ein Werk zu schaffen, welches für Mähren im 17. Jahrhundert von ähnlicher Wichtigkeit ist, wie für die ältere Zeit der oben erwähnte Codex diplomaticus.

Wien im Dezember 1876.

Fr. Kürschner.

V. Brandl: Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes. Brinn, 1876.

Für das Studium der böhmischen Geschichte überhaupt und der Rechtsgeschichte insbesondere bildet die Unkenntniß der böhmischen Sprache vielfach ein unüberwindliches Hinderniß. Aber auch die gewöhnliche Kenntniß der böhmischen Sprache genügt zum Verständniß der mittelalterlichen Quellen und Rechtsbücher nicht, und es ist daher die Zusammenstellung eines Wörterbuches über derartige Ausdrücke, welche in gewissen technischen Bedeutungen gebraucht werden und welches die Sacherklärung dieser Ausdrücke enthält, ein verdienstliches Werk. Der Verfasser berücksichtigt nicht bloß derartige Ausdrücke der böhmischen Sprache, sondern behandelt in der zweiten Abtheilung derartige Ausdrücke des Lateinischen und in der dritten Abtheilung solche der deutschen Sprache. Die Sacherklärung zeigt überall von tiefer Sachkenntniß und großem Verständnisse der mittelalterlichen Rechtsquellen und dürfte ebendeshalb vielleicht Veranlassung bieten, daß sich manche jüngere Kraft dem Studium der östereichischen und böhmischen Rechtsgeschichte widmet, die bisher vielfach ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist, die aber andererseits nicht bloß für den Historiker, sondern auch für den Juristen von einer bisher nicht ermessenen Bedeutung ist, weil einzelne Institute des Privatrechtes und des öffentlichen Rechtes bis in unsere moderne Zeit hereinragen; aber auch in nationaler Hinsicht wäre für die Deutschen in Böhmen der wissenschaftliche Anbau dieses Feldes wünschenswerth und erprießlich, weil man daraus den Einfluß des deutschen Rechtes auf böhmische Verhältnisse und Zustände und die Aufnahme und Einbürgerung deutscher Rechtsideen klar sehen könnte. Es mag dies daher eine Aufforderung sein, das Studium der böhm. Rechtsgeschichte nicht bloß der andern Nationalität zu überlassen, sondern selbst von diesem wissenschaftlichen Gebiete Besitz zu ergreifen, welches einen tiefen Einblick in das Wesen unseres Volksgeistes gewährt, und welches, da es den Ernst des realen Lebens zur Anschauung bringt, unseres Erachtens an Würde und Wichtigkeit vielleicht höher steht als die Erforschung anderer Zweige des Volkslebens.

Dr. J. U.

Dr. Franz Krone: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. 1. 2. 3. Lieferung.

In Th. Griebens Verlage in Berlin wurde die Herausgabe einer „Bibliothek für Wissenschaft und Literatur“ in Angriff genommen, auf welche die Leser der „Beilage“ aufmerksam zu machen wir für unsere Pflicht erachten. Dieser Sammlung gehört das treffliche und anregende,

von dem hiesigen Universitäts-Professor Dr. Willkomm verfaßte Werk: „Spanien und die Balearen“ an, welches sich bereits die verdiente Anerkennung weiter Kreise erworben hat. Das oben genannte Handbuch wird den V. Band dieser Bibliothek oder den II. Band der historischen Abteilung (jedes Werk wird einzeln abgegeben) bilden. Der Verf., o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität Graz, besitzt in der historischen Literatur einen Namen von gutem Klang, ist seinen Fachgenossen als tüchtiger Forscher auf dem Gebiete sowohl der ungarischen und steiermärkischen, als auch der österreichischen im Allgemeinen genau bekannt, und es läßt sich in Vorhinein mit Sicherheit behaupten, daß seine neueste, auf drei Bände berechnete Arbeit die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten überhaupt und in den der Freunde unserer vaterländischen Geschichte insbesondere im vollsten Maße verdienen wird; hat er sich doch das Ziel gesetzt, dem Publikum ein Buch zu bieten, das sowohl dem Geschichtsfreunde von allgemeiner Bildung genießbar sein, als auch dem Fachmann die Ueberzeugung verschaffen soll, daß die Arbeit von wissenschaftlichem Ernste getragen sei und auf der Höhe der bisherigen Errungenschaften geschichtlicher Forschungen sich bewege. — Eine eingehende Besprechung des Werkes behalten wir uns bis zu dem Zeitpunkte vor, mit welchem es abgeschlossen vor uns liegen wird; wir begnügen uns dergleichen mit einer kurzen Inhaltsangabe der bis jetzt erschienenen drei Lieferungen (im Ganzen sind 17 zu 6 Bogen in Aussicht genommen), um unsern Lesern einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Werkes zu geben. Eingeleitet wird es mit einer Uebersicht der österreichischen Geschichtsschreibung (S. 4—82), hierauf folgt Oesterreichs Vordringung im Verhältnis zu seiner Geschichte (bis S. 141), sodann kommt der die älteste Bevölkerung Oesterreichs und die archäologischen und „prähistorischen“ Funde behandelnde Abschnitt (bis S. 202), an den sich die Völkerwanderung auf dem Boden der Alpen-, Subeten- und Karpathenländer (bis 244) und die Anfänge des mittelalterlichen Staatslebens im Donaualpenlande und seiner Nachbarschaft von 568—976 reihen.

Dr. G. Viermann.

Verein für Geschichte und Altertum Schlesiens in Breslau.

Es sind nur wenige auswärtige historische Vereine, deren Publikationen von größerem Interesse für die Geschichte Böhmens wären, als die des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens in Breslau. Er hat die Historiographie Schlesiens, eines Landes, welches vier Jahrhunderte lang in inniger Verbindung mit der Krone Böhmens stand, wesentlich gefördert, indem er in dem Cod. diplom. Silesiae und in den Script. rerum Siles. ein außerordentlich wertvolles handschriftliches Material der Öffentlichkeit übergeben hat, das bereits in zahllosen Städtegeschichten und andern Arbeiten emsig verwertet worden ist und noch benutzt werden wird. Die Vereinszeitschrift bringt treffliche Abhandlungen, von denen nicht wenige die vollste Berücksichtigung des Forschers auf dem Gebiete der böhmischen Geschichte heischen. Ich bin daher der Meinung, daß von den Lesern der „Literarischen Beilage“ zu den Mitteilungen eine kurze Anzeige der Namens des gedachten Vereins zeitweilig herausgegebenen Schriften nicht ungünstig aufgenommen werden dürfte.

In jüngster Zeit wurden publicirt:

1. Von der Zeitschrift des Vereins, welche von Dr. C. Grünhagen auf das umsichtigste redigirt wird, das 1. Heft des XIII. Bandes (jährlich erscheint ein Heft). Es enthält: Mittel- u. Niederschlesien während der königlosen Zeit (1440—1452) von Dr. Ermisch; den Dresdner Accord von Dr. Palm; Friedrich Wilhelm III. und die Zillertaler im Riesengebirge von Dr. Bheim-Schwarzbach; die Belagerung von Olaz im J. 1622 von S. von Wiese; über die handschriftlichen Ber Vollständigungen von Pols Hemerologium Silesiacum Wratislavense von B. von Prittwitz; kleine Beiträge zur Chronik von Goldberg und Haynau von Dr. Melzer und archivalische Miscellen. Der letzte Teil jedes Heftes bringt stets „Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen zu neueren Schriften auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte.“

2. Von den von Dr. Grünhagen in mustergiltiger Weise bearbeiteten Regesten zur schlesi-

schen Geschichte ist die erste bis 1200 reichende Lieferung der zweiten umgearbeiteten und vermehrten Auflage erschienen.

3. Prof. Dr. S. Palm übergibt der Oeffentlichkeit den Jahrgang 1621 der „Acta publica. Verhandlungen und Correspondenzen der schlesischen Fürsten und Stände“, bekanntlich ein Werk, das kein Historiker, welcher sich mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges beschäftigt, übersehen darf.

4. Prof. und Archivrat Dr. C. Grünhagen hat sich mit seinem „Wegweiser durch die schlesischen Geschichtsquellen bis zum Jahre 1550“ um die Freunde schlesischer Geschichte hoch verdient gemacht, das Büchlein ist ein Hilfsmittel bequemer Orientirung, welches den Eintritt in die ohnehin sich so eigenartig und spröde abschließende schlesische Provinzialgeschichte nach Möglichkeit erleichtern soll. Der Wegweiser gibt in seinem ersten Teil: Annalistisches und Chronikalisches, auch Nekrologe in alphabetischer Ordnung, im zweiten: Regesten, Urkunden, Briefe, Rechnungsbücher u. dergl. nach lokalen Gesichtspunkten geordnet; ein Register schließt das 39 Seiten umfassende Schriftchen, welches den lebhaften Wunsch rege macht, daß auch Böhmen einen ähnlichen und möglichst genauen Wegweiser erhalte.

Wenn auch nicht Namens des Vereines herausgegeben, so stehen doch mit demselben in innigstem Zusammenhange:

5. Dr. Grotefends Stammtafeln der schlesischen Fürsten bis zum J. 1740. Der Verf., vor wenigen Jahren im Staatsarchiv zu Breslau bedienstet, jetzt Archivar zu Aurich, behandelt auf zehn Tafeln die schlesischen Piasten, auf sechs weiteren die Přemysliden in Troppau und Leobschütz, in Jägerndorf und Ratibor, die Podiebrade in Münsterberg und Dels, die Würtemberg-Dels und die schlesischen Fürsten aus verschiedenen Häusern; auf fünf Hilfstafeln finden die polnischen und mazowischen Piasten, die polnischen Könige aus den Häusern Jagiello und Wasa, die böhmischen Könige bis 1526 und die böhmischen Könige aus dem Hause Habsburg ihren Platz; die S. 52 ist den Bischöfen von Breslau eingeräumt und ein Register schließt die Arbeit.

Einen nur annähernd richtigen Begriff von dem andauernden Fleiße, der Vertrautheit mit der einschlägigen Literatur, der Genauigkeit des Verf. kann sich der mit solchen Arbeiten weniger vertraute Leser aus den von S. 33 bis 51 reichenden Anmerkungen zu den ersten XV Tafeln verschaffen; aber nur derjenige, welcher selbst eingehendere Studien in der schlesischen Geschichte machte, vermag die mühevollen Arbeit Grotefends, welcher er sich im Dienste der Wissenschaft unterzogen und die er auf so thätige Weise gelöst hat, ihrem ganzen Werte nach zu schätzen. Bei genauer Durchsicht des Wegweisers von Grünhagen, der genealogischen Tafeln von Grotefend, der Regesten- und Urkundensammlungen, von denen fast jährlich ein oder mehrere Bände vom Vereine in Druck gelegt werden, regt sich beinahe das Gefühl des Neides, wird doch den späteren Historikern im Gegensatz zu ihren Vorgängern ihre Arbeit so sehr erleichtert. Mit Gewißheit aber ist vorauszusetzen, daß in Anbetracht der angebotenen segensreichen Thätigkeit des Vereines die schlesische Provinzialgeschichtsschreibung in den nächsten Jahrzehnten gar manche Triumphe zu feiern bestimmt ist.

Dr. G. Biermann.

Ottokar Lorenz: Drei Bücher Geschichte und Politik. Berlin, 1876.

Wir sind — man verzeihe uns die nur zu oft gebrauchte Phrase — dem Verfasser zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet, daß er sich entschlossen hat, seine kleineren Studien gesammelt herauszugeben. Die meisten von ihnen haben schon bei ihrem ersten Erscheinen ein bedeutendes Interesse erweckt, das sich auf der einen Seite in der lebhaftesten Zustimmung, auf der anderen in dem entschiedensten Widerspruch äußerte. Es zeugt von seltener Schärfe in der Handhabung wissenschaftlicher Kritik und von dem zutreffenden Urtheile des Verfassers, daß seine meisten und gerade die am heftigsten bekämpften Thesen auch heute noch bestehen können.

Das Werk ist, wie schon der Titel besagt, in drei Bücher gegliedert, von denen das erste von „Staat und Kirche“, das zweite über „Neuere und neueste Geschichte“ handelt und das dritte „kritische Untersuchungen zur Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts“ enthält. Die beiden bedeutendsten Abhandlungen (unter den sechs) des ersten Buches sind: „Papstwahl und Kaiserthum“ und „Kirchenfreiheit und Bischofswahlen.“ In beiden tritt er gegen die maßlosen Uebergriffe der Curie und der Ultramontanen auf; der ultramontanen Allgewalt gegenüber wird auf die Mittel hingewiesen, welche dem Staate noch übrig geblieben sind, um die Flut der ultramontanen Präntensionen einzudämmen. Auch die übrigen Abhandlungen berühren mehr oder minder dieses Gebiet, es gilt das namentlich von den Abhandlungen „Kaiser Friedrich II. und sein Verhältnis zur römischen Kirche“ und „die Jesuiten und die Gründung der österr. Staatschule.“

In dem zweiten Buche ist besonders die Abhandlung „Ueber englische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ hervorzuheben. Sie ist ein Muster von methodischer Behandlung und von Freiheit der Zeichnung. Doch auch die anderen Arbeiten „Kaiser Josef II. und die belgische Revolution,“ „Lord Palmerston“, „Ueber das Wachsthum der englischen Verfassung“ und „Ludwig I. von Baiern“ haben ihr bedeutendes Interesse. Die Abhandlungen des dritten Buches führen uns in die Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts. Es ist bekannt, daß keine Geschichte dieser Zeit das muftergiltigste Werk ist, das seit lange erschienen. Lorenz war unter den ersten, wenn nicht der erste, der uns die Gestalt Ottokars II. in der richtigen Weise gezeichnet hat. Er zeigt, wie wenig Grund die Tschechen haben, gerade diesem Könige ein besonderes Andenken zu weihen, von dem es gerade, wenn man das Deutschtum im Auge hat, bedauert werden muß, daß er die Kaiserwürde nicht erlangt hat. Unseren Tschechen paßt diese Auffassung freilich wenig in den Kram. Noch jüngstens hat ein Pamphlet, das die kgl. böhm. Gesellschaft der W. in ihre Schriften aufzunehmen für gut befunden, das Lorenz aber gebührender Weise unbeachtet gelassen hat, dem letzteren parteiische Zurechtlegung der böhmischen Geschichte vorgeworfen. „Nicht einmal — so klagt in wehmuthsvoller Weise der Pamphletist — ein menschlich gefälliges Aeußere gönnt Hr. Lorenz dem verhassten Böhmenkönig. Seine militärische und politische, armselige Gestalt soll auch körperlich häßlich sein.“ Der böse Mann! Wie kann man auch nur os amplum durch „großen Mund“ übersehen und nicht lieber, wie das Pamphlet will, durch „hehr im Antlitze“. Wie bitter rächt sich an Lorenz, daß er kein geborener Philologe ist! Doch genug von diesen Unsinnssblüthen, die sich würdig an jene Angriffe reihen, die ein anderer Pamphletist in denselben Schriften der kgl. böhm. Gesellschaft Wilhelm Giesebrecht gewidmet hat. Offenlich ist auch ihm nichts menschliches passiert. In dem dritten Buche findet sich unter den 6 Abhandlungen, die es enthält, eine neue: „Oesterreich. Sagen Geschichte vom 12. bis 14. Jahrhundert.“ In scharfer Weise wird der durch nichts gerechtfertigte Versuch, den sagenhaften Rüdiger von Bechelaren zu einer hist. Persönlichkeit zu machen, zurückgewiesen.

Das Buch enthält somit einen reichen Schatz an wertvollen hist. Arbeiten und kann daher den Lesern der „Mittheilungen“ aufs Wärmste anempfohlen werden. —L—

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

II.

1876/77.

Ernst Martin: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 1. Band: Wilhelm von Wenden, ein Gedicht Ulrichs von Eichenbach, hgg. von **Wendelin Löffler**. Prag und Leipzig, 1876.

Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, die Denkmäler der älteren deutschen Literatur in Böhmen in einer Sammlung übersichtlich zu vereinigen, und Prof. Martin hat sich damit gegründetes Anrecht auf unsern Dank erworben. Nicht minder aber auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, der durch seine Unterstützung die Ausführung dieses schönen Gedankens ermöglicht, und dadurch, ohne auch nur im Geringsten die Grenzen seiner Aufgabe zu überschreiten, sich ein Verdienst um die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur erwirbt, das ihm weit über das böhmische Randgebirge hinaus gebührende Anerkennung verschaffen wird.

Denn dieses Unternehmen hat eine über jede provinzielle Beschränkung weit hinausreichende Bedeutung. Wenn nach Abschluß dieser Bibliothek eine Reihe von Denkmälern zum Theil überhaupt zum erstenmal gedruckt, zum Theil wenigstens in besseren zuverlässigeren Ausgaben als bisher vorliegen wird, wenn wir dann die Entwicklung deutschen Geisteslebens, insbesondere deutscher Literatur in Böhmen, deren Einfluß auf die tschechische Literatur, die Wechselwirkung hinüber und herüber leichter und übersichtlicher im Ganzen, schärfer im Einzelnen zu überschauen und zu ermessen vermögen, so ist schon dieses literar-historische Ergebnis von einem weit über Böhmen hinaus reichenden Interesse.

Noch mehr aber läßt sich dies von der sprachlichen Bedeutung behaupten. R. Willenhoff hat vor nunmehr dreizehn Jahren zuerst ausgesprochen, daß die Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache von Böhmen ausgegangen sei. Es liegt auf der Hand, daß für die Begründung dieser Behauptung im Einzelnen, für den Einblick in den geschichtlichen Gang jener Sprachentwicklung neben den deutschen Urkunden nichts wichtiger sein muß als eine Sammlung der deutschen Literaturdenkmäler aus Böhmen in zuverlässiger kritischer Ausgaben. Dieses Moment steht noch weit höher als das bloß literar-historische, und hat ein unzweifelhaft allgemein deutsches Interesse. Denn es handelt sich hier um einen geistigen Besitz, der auch eine hohe politische Bedeutung bereits bewährt hat, der das einigende Band um die zerrissenen deutschen Stämme schlang in der schlimmsten Zeit, es handelt sich um unsere gemeinsame deutsche Schriftsprache und deren Geschichte. ¹⁾

1) Vgl. Scherers Aufsatz über die deutsche Spracheinheit in dessen gesammelten Vorträgen und Aufsätzen. Berlin 1874.

Ich kann daher diese allgemeinen Bemerkungen, durch die ich nur kurz die Bedeutung des Unternehmens im Ganzen darlegen wollte, nur mit dem lebhaften Wunsche schließen, daß demselben zur Ehre des Vereines und zum Frommen der Wissenschaft ein recht gedeihlicher Fortgang beschieden sein möge.

Es ist recht hübsch, daß gleich für die erste Publikation ein junger Deutschböhme, ein Zögling unserer Prager Hochschule, Herr Wendelin Loischer, zur Hand war. Der Inhalt dieses ersten, von dem genannten Herausgeber bearbeiteten Bandes bildet ein in einer einzigen zu Hannover aufbewahrten Handschrift nicht einmal lückenlos erhaltenes Gedicht, Wilhelm von Wenden von Ulrich von Eschenbach, einem Nachahmer Wolframs, den man bisher allgemein für einen Baiern hielt,²⁾ wofür wenigstens seine mitteldeutsche Mundart spricht, und dessen vornehmster Gönner König Wenzel II. von Böhmen war. Wir besitzen von ihm auch noch eine in mehreren Handschriften erhaltene sehr weitschweifige Bearbeitung der Alexanderfage (vgl. Servinus 5. Aufl. II. 177 ff.), über die Herr Loischer vorläufig nur in zwei Anmerkungen [S. XII *) u. XXVIII **) Dankenswerthes beibringt.

Die letzte Grundlage des vorliegenden Gedichtes Wilhelm von Wenden bildet die Legende von Placidus (St. Eustachius), der von Weib und Kindern getrennt wird und nach langer Prüfung dieselben wiederfindet. (Vgl. Herders Legende „Die wiedergefundenen Söhne.“ Nur theilweise klingt an eine Partie unsers Gedichtes an Herders Legende „Der gerettete Jüngling.“)

Die nächste unmittelbare Quelle Ulrichs von Eschenbach aber ist, wie Prof. Martin erkannte, ein Gedicht des französischen Epikers Chrestien von Troyes, dessen Held ein christlicher König, Guillaume d'Angleterre, ist, der, von einer göttlichen Stimme aufgefordert, sammt seiner Gattin Sab und Gut verläßt, von dieser aber und den beiden Söhnen, die sie ihm in der Wildnis gebiert, gewaltsam getrennt wird. Die Frau wird später Herrin eines andern Landes. Der Söhne nehmen sich Kaufleute an und sie kommen dann an den Hof des Königs von Catanais. Nach achtundzwanzigjähriger Prüfung wird Guillaume mit Weib und Kindern wieder vereinigt.

Wenn auch Ulrich im Allgemeinen dieser Erzählung folgt, so hat er sich doch, wie der Herausgeber in einer sorgfältigen Vergleichung zeigt, im Einzelnen erlaubt zu ändern, wie denn sein Held gleich ein Heide ist, der, nachdem er durch Pilger von Christus gehört, alles verläßt, um diesen zu suchen, und nachdem er im Oriente Christ geworden und gegen die Heiden gekämpft hat, mit den Seinen wieder vereinigt wird. Ästhetisch genommen, bietet dies so entstandene Gedicht wenig Befriedigung. Eine Dichtung, deren Held aus religiöser Schwärmerei die nächsten natürlichsten Pflichten, auf denen alles menschliche Dasein ruht, vernachlässigt, eine Verherrlichung eines so inhumanen Christentums vermag uns natürlich nicht zu erwärmen, und ebensowenig die Unnatur, womit der Dichter das Wiedererleuken hinauschieben muß zum Zwecke eines großen Knalleffectes, mit dem das Ganze abschließen soll. Nur selten und vorübergehend blickt der Lichtblick rein menschlichen Empfindens durch den Zwang der Darstellung wolkend durch.

Aber was der Dichtung an ästhetischem Interesse gebricht, das ersetzt das sprachliche und für weitere Kreise besonders das historische. Der Herausgeber hat nämlich durch sorgsame Vergleichung ermittelt, daß das Gedicht vielfach historische Verhältnisse und zwar aus der böhmischen Geschichte wieder spiegelt. Es sind Züge aus der Geschichte seines Gönners, des früh verwaisenen Wenzel II., namentlich seine Vermählung mit Guta, der Tochter Rudolfs von Habsburg, und der Einfluß des letzteren auf den jungen Herrscher Böhmens, welche der Dichter in seine Erzählung eingeflochten hat. Daraus erklärt sich auch manche Aenderung, die er an dem Stoffe vornehmen mußte. Darum ist sein Wilhelm nicht wie beim Franzosen von England, sondern

2) Nur W. Wackernagel (Gesch. d. deutsch. Lit. S. 171) hält ihn für einen Böhmen, was jedenfalls begründeter ist.

Beherrscher des Wenden- (Slaven-) Reiches, darum heißt seine junge Gemalin nicht wie dort Gratiane, sondern Vene oder, wie Ulrich den Namen selbst mit deutlicher Beziehung auf seine Fürstin übersezt, Gnte. Auch in der Umtaufung der Söhne Lobel und Marin in Danus und Boizlabe ist die Rücksicht auf Böhmen deutlich. Und dazu stimmt, daß das Gedicht dem jungen böhmischen Herrscherpaar gewidmet ist.

Auf diese Anhaltspunkte hin war es dem Herausgeber auch möglich, die Entstehungszeit des Gedichtes mit Sicherheit mindestens auf ein Jahrzehent von 1287 bis 1297 zu fixiren, während eine Reihe von andern Erwägungen eine bestimmtere Datirung auf die Jahre 1289 bis 1290 wenigstens wahrscheinlich macht.

Prag, 6. November 1876.

S. Lambel.

Gregor Kutschera von Nischbergen: Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zu Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Wien, 1876.

Die Bemerkung auf dem Titelblatte: „Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben“¹⁾ fordert den Leser dieser zur Säcularfeier des „Julius von Larent“ erschienenen Festschrift zu um so regerer Theilnahme auf, als ihr Verfasser das freudige Bewußtsein kritischer Anerkennung nicht erleben sollte und mit dieser posthumen Schrift die Hoffnung auf eine weitere literarische Entwicklung erloschen ist.

Dieselbe umfaßt auf 142 Seiten in klarer Darlegung des Stoffes zunächst eine Einleitung mit dem Nachweise des handschriftlichen Nachlasses von Johann Ant. Leisewitz, aus welchem Kutschera nebst der Benützung bereits bestehender gedruckter Quellenwerke unmittelbar geschöpft hatte. Diese theilweise noch ganz unbenützten Quellen waren wohl die zuverlässigsten, da sie nebst der Originalhandschrift des Hauptwerkes Leisewitzens „Julius von Larent“ die Briefe des Dichters an seine Geliebte Sophie Seyler und zehn Bände Tagebücher in sich begreifen.

Sehr übersichtlich, und einen ruhigen organischen Fortbau des Behandlungstoffes begünstigend, theilte der Autor seine Schrift in zwei Bücher ein: I. Leisewitz' Leben. II. Leisewitz als Schriftsteller. Der biographische Theil umfaßt wieder in Unterabtheilungen einzelne Epochen des Lebenslaufes. Der erste Abschnitt behandelt die Jugendjahre des Dichters bis zum Abschluß der Studienjahre in Göttingen (1752—1774), für welche Periode jedoch die Quellen leider sehr spärlich flossen. Auf festerem Boden steht schon die Schilderung des Göttinger Universitätsaufenthaltes, und zunächst ist es G. A. Bürger und der Göttingener Hainbund, in welchen der junge Poet einstimmig eingeführt wurde, und der, wenn die Verthhrung mit diesen Geistern nur eine flüchtige und sekundäre war, gewiß seinen ersten lyrischen Productionen eine dem Bunde verwandte Richtung zu geben geeignet war. Von der lyrischen Production, die der Dichter damals betrieb, weist uns Kutschera wenig Proben nach. „Die Pfändung“ und „der Besuch um Mitternacht“ tragen aber untrüglich den Stempel des Hainbundes. Nebst den Genossen des Bundes von denen Bürger und Hölty dem Dichter am nächsten gestellt erscheinen, pflegte aber der junge Poet noch andere freundschaftliche Beziehungen, wie mit dem warmfühlenden Dekonomen Albert Thaer, wie mit dem sprudelnden Humoristen Chr. Nichtenberg u. a. m. Der zweite Abschnitt der Biografie umfaßt des Dichters Aufenthalt in Hannover (1774—1778). — Er kam bereits dahin mit dem Manuscript des „Julius von Larent“ in der Tasche und hatte sich von seinen Freunden in Göttingen gar nicht verabschiedet, um sich und den Andern den Schmerz der Trennung zu erleichtern. Nach unserer Monografie hatte er sich als Advocat daselbst installirt, ohne von seinem Verufe sonderlich warm durchdrungen worden zu sein. Es fällt auf, warum er der Unabhängige, ursprünglich von Glücksgütern Geseignete nicht einen seinen schrift-

1) S. oben S. 152 den Metrolog.

stellerischen Strebungen zugewandten Beruf gewählt? — Der Verfasser beschäftigt sich nicht mit dieser Frage. Sie dürfte annähernd dahin zu beantworten sein, daß Leisewitz, mit großer Spannkraft einen Plan erfassend, ebenso bald denselben wieder fahren ließ. Er selbst ironisirte seinen Beruf mit den Worten: „Ich bin ein Advocat so gut als Einer, dem die Deutschen nach der Schlacht mit dem Varus die Junge ausrissen.“ — Er regte viel in dieser Epoche, er war in Braunschweig, in Berlin, verkehrte mit Lessing, den er hochhielt, mit Göthe, Wieland, Herder, und lernte seine künftige Lebensgefährtin Sophie Seyler kennen, eine liebliche, hochbegabte Natur, mit der er vorerst einen beiderseits bereichernden und veredelnden Briefwechsel führte. Der dritte Abschnitt der Biografie (1778—1781) gewinnt durch die Darstellung der ersten Anstellung des Dichters als landschaftlicher Sekretair in Braunschweig, dann mehrseitiger interessanter Reisen nach Weimar und Gotha, endlich durch seine Verehelichung an hohem Interesse. Er ringt nach einer glänzenderen und gewinnreicheren Stellung und erjagt sich dabei kein besseres Ziel. Wir gönnen seiner Braut, daß der Vielgereifte sie endlich heimführt. — Der vierte Abschnitt (1781 bis 1806) beschließt die Schilderung des trefflich und klar dargelegten Lebensbildes, er schildert zunächst des Dichters häusliches Glück mit Sophie, in welchem sich die beiden Individualitäten geistig zu schöner Einheit verschmelzen, wenn ihnen der heiße Wunsch auch versagt war, Kinder zu besitzen, und wenn auch das materielle Substrat des häuslichen Unterhaltes anfänglich Manches zu wünschen übrig ließ. — Erst als Leisewitz zum Lehrer des Erbprinzen in Braunschweig ernannt, Hofrath, später Sekretair der geheimen Kanzlei, Canonicus am St. Blasius-Dome, Geheimrer Justizrath mit Sitz und Stimme im Geheimraths-Collegium, endlich Präsident des Oberconsults-Collegiums wurde, gewann derselbe an sorgenfreier Behaglichkeit und Einfluß der Stellung. In diesen Posten wirkte er nicht bloß gemeinnützig und energisch, sondern auch im Armenwesen förmlieh organisatorisch.

Stets Hypochonder, lebte er doch zuweilen gerne gesellig, diese Lebensweise als Remedium ausnützend, in den letzten Lebensjahren aber beschränkte er sich im Umgang nur auf kleinere vertrautere Kreise, bis er sich schließlich auch diesen entfremdete. Eine Brustwasser sucht aber im Jahre 1806 machte seinem so vielseitig thätigen Leben nach kurzem Krankenlager ein Ende. Schriftstellerische Thätigkeit erwies sich in den letzten Jahren bei Leisewitz nur als rhapsodisch. Was er fertig brachte — wie die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, an welcher er vielleicht nicht viel kürzer gearbeitet, als der Krieg gedauert, mußte laut testamentarischer Bestimmung den Flammen überliefert werden. Seine Sophie — ihm über den Tod hinaus treu — vollzog diesen herostratischen Act.

Das zweite Buch Kutschera's entwirft ein eingehendes, fesselndes, hier und da auch bewundernswerther Dialektik nicht entbehrendes Bild der schriftstellerischen Thätigkeit des Dichters. Da er nur eben ein Hauptwerk hinterließ, das Trauerspiel „Julius von Tarent“, so ist es vornehmlich dieses, an welches der junge Literaturhistoriker sein ganzes kritisches Rüstzeug wendet, um Charakter und Bedeutung des Werkes in das gehörige Licht zu setzen. „Eines — aber es ist ein Löwe“ — hat man von dem Epoche machenden Werke des nach dieser That stille gewordenen Dichters nicht mit Unrecht behauptet.

Wie anregend dieses Werk auf Schiller gewirkt und andererseits wieder wie angeregt es durch Lessing in der Formgabe gewissermaßen ein Mittelglied dieser Schaffungsperiode des deutschen Dramas wurde, wie namentlich gewisse Stylformen, wie die der Repetition von Satzwendungen und Worten den Stamm und Schlag des Lessing'schen Styles fortsetzten, aus welchen Quellen den Stoff der Dichter geschöpft, wie viel Verwandtes und wie viel des Heterogenen an andern dramatischen Productionen, z. B. dem vorgezogenen Trauerspiele Klinger's „den Zwillingen“ sich kennzeichnen läßt, hat Kutschera mit wahrhaft kritischer Schärfe und einer Ruhe auseinander gelegt, die unsere vollste Anerkennung wach rief. Nur einen kleinen Wunsch diesmal zum Ausdruck zu bringen, sei uns vergönnt. Kutschera unterließ es, das jedenfalls interessante und kompetente Urtheil Lessing's über die Tragödie anzuführen, was wir umsomehr vermisten, als gerade die jüngeren Ausgaben der Lessing'schen Werke jenen Brief Lessing's an

seinen Bruder nicht enthalten, welcher den „Julius von Tarent“ bespricht. Auch Göbtele's kurzes, zutreffendes Urtheil: Leisewitzens Julius von Tarent hatte den hochfliegenden Reflexionsreichthum, der in Schiller's Räubern herrscht“ u. s. w. — fand keine Stelle, wohl zumeist darum, weil Göbtele's Angaben über einige literarische Daten mit den Ergebnissen unseres Biografen nicht völlig übereinstimmen, und doch wäre Göbtele als engerer Landsmann und in Celle lebend in der Lage, über Leisewitziana sicheren Ausschluß zu erhalten und zu bieten.

Die schriftstellerische Nachperiode des literar-biographisch behandelten Dichters erweist sich nach seiner großen dramatischen Emanation als eine auffallend spärliche, die auch schon zu häufigen Forschungen nach der Ursache den gerechten Anlaß gab, weshalb der letzte Abschnitt des Büchleins: „Warum hat Leisewitz nach dem Julius von Tarent kein Werk mehr veröffentlicht?“ — ein vollkommen berechtigtes Thema, durch seine psychologische Begründung der Eigenart dieser Dichternatur seinen vollgiltigen Abschluß findet.

Da Kutschera mit dem zu den Vorarbeiten gereiften Entschlusse umging, eine kritisch geachtete Gesamtausgabe der Werke des von ihm so glücklich behandelten Autors baldigst zu bringen, wäre es wohl angezeigt, von berufener Seite diesen Faden weiter zu spinnen.

R. B. K. v. Hansgirtg.

Vincenz Pröhl: Waldstein, Herzogs von Friedland, letzte Lebensjahre und Tod in Eger. Falkenau a. d. Eger, 1876.

Der um die Geschichte Eger's hochverdiente Verfasser bringt uns in der vorliegenden Schrift neue Mittheilungen über Wallenstein bezüglich der in den Jahren 1625, 1630 und 1632 erfolgten Durchzüge des Herzogs durch das Egerer Gebiet; allein auch der übrige Inhalt, welcher eine kurze, historisch getreue Skizze des Lebenslaufes Wallenstein's und in ausführlicherer Darstellung die Katastrophe mit demselben zum Gegenstande hat, muß mit großer Befriedigung begrüßt werden, da dieses hochinteressante Ereigniß von einem gründlichen Kenner der Quellen und der hiesbezüglichen Literatur und in der That streng objektiv aufgefaßt uns vorgeführt wird.

Der Herr Verfasser weist darauf hin, daß in Wallenstein's Thun und Handeln gewisse leitende Ideen unzweifelhaft erkennbar sind, deren Verwirklichung er sich zur Aufgabe gemacht habe, und bezeichnet als solche: sein Bestreben, Frieden auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse, d. h. unter Anerkennung der Dissidenten zu stiften; seine nationale Idee, welche alle Fremden — Schweden, Franzosen oder Spanier — vom Reichsboden zu entfernen suchte; die Idee der Kräftigung der kaiserlichen Gewalt und endlich die Wahrnehmung seines eigenen landesfürstlichen Interesses, namentlich durch Wiedererwerb des faktisch verlorenen Mecklenburg oder Ersatz dafür. Durch diese ganz richtige Auffassung lernen wir auch zugleich die den einzelnen Bestrebungen des Herzogs sich entgegensetzenden Elemente, seine Feinde und die Gründe seines Sturzes erkennen.

Rückblicklich der fogenannten Schuldfrage enthält sich Pröhl in richtiger Erkenntniß des Umstandes, daß die bisherigen Forschungen noch lange nicht hinreichen, um ein endgiltiges Urtheil zu fällen, jeder entscheidenden Meinungsäußerung, betont aber zugleich, daß, wenn auch die dem Herzoge von Friedland von seinen Gegnern zur Last gelegten Verhandlungen mit den Feinden des Kaisers wirklich bestanden haben und ernstlich gemeint gewesen sein sollten, diese Vorgänge nicht mit unserem heutigen Maasstabe, sondern mit dem jener Zeit gemessen und namentlich, daß der Herzog von Friedland und Mecklenburg nicht bloß als kaiserlicher Feldherr, sondern auch als selbstständiger deutscher Reichsfürst betrachtet werden mußte, welche letztere Stellung manches sonst sonderbar Erscheinende sehr wohl erkläre; wenn die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ihre Truppen gegen das kaiserliche Heer kämpfen lassen, wenn der katholische Kurfürst von Köln kurz vor Wallenstein's Katastrophe (December 1633) mit Frankreich Verhandlungen anknüpfen konnte, ohne daß sie öffentlich als Reichsverräter gebrandmarkt wurden, dann durfte wohl auch der Herzog von Friedland mit den Feinden des Kaisers in

Unterhandlungen treten, welche aber von den Letzteren selbst immer nur als gegen sie selbst gerichtete Intriguen angesehen wurden.

Der Verfasser hätte übrigens ein noch zutreffenderes Beispiel über die damaligen Anschauungen rückfichtlich der Pflichten der Reichsfürsten als solche und als kaiserliche Feldherren gegen das Reichsoberhaupt anführen können, wenn er daran erinnert hätte, daß kaum 13 Jahre später eben derselbe Maximilian von Baiern, welcher 1634 die angebliche Verrätheri Wallenstein's mit den schwärzesten Farben gemalt hatte, 1647 mit Frankreich einen Separatwaffenstillstand abschloß und die unter seinem unmittelbaren Befehle stehenden Truppen, welche der Kaiser als Reichsvölker abberufen ließ, dieser Abberufung Folge zu leisten hinderte, was bekanntlich die Flucht der (später hierlands begüterten) Generale Werth (Venatet) und Spört (Grabitz und Kutus) nach Böhmen zur Folge hatte.

Die von Prükl abgedruckte Apologie der Mörder Wallenstein's ddo. Eger 6. März 1634 hat bereits Aretin veröffentlicht; besonders interessant jedoch ist der in der vorliegenden Schrift zum Abdruck gebrachte Schlußsatz der Relation ex Parnasso, einer gleichzeitigen Flugchrift, welche über eine unter dem Vorfuge Apollo's gegen die Mörder Wallenstein's abgehaltene Hauptverhandlung — wie die modernen Criminalisten sich etwa ausdrücken würden — und das Urtheil Bericht erstattet und deren vollständige Mittheilung jedem Freunde der Wallenstein-Literatur sehr willkommen gewesen wäre.

Nicht minder erwünscht wäre es gewesen, wenn Prükl bei jeder seiner Angaben ausdrücklich die Quelle, aus welcher er schöpfte, citirt hätte, um so auch diejenigen, welche mit der diesbezüglichen Literatur nicht vollkommen vertraut sind, in Stand zu setzen, die übrigens ganz richtige Darstellung selbst zu controliren.

Nur bezüglich der Belohnungen der Mörder und Feinde Wallenstein's ist der sonst so sorgfältige Verfasser etwas ungenau. So ist zu verbessern, daß Gordon, welcher übrigens nicht schon 1637, sondern erst 1649 zu Danzig starb, die beiden (nicht Rinsky'schen, sondern Wallenstein'schen) Güter Strivan und Smidar, — Leslie nicht die Wallenstein'sche Herrschaft Neustädte!, sondern die Trčka'sche Herrschaft Neustadt an der Mettau, — Tiefenbach Kumburg (nicht Kumburg) und Kulibitz, die Jesuiten die Trčka'schen Güter Schaglar und Schurz, nicht Seclar und Seiz, empfangen, endlich daß Bed blos Widim, nicht Widrum, bekam, während das Gut Hauska der Veronika Gräfin Spaur (Wittve nach dem Grafen Sulz) und dem Fräulein Hippolyta von Hossirichen in solutum ihrer Forderungen übergeben und mit der Trčka'schen Herrschaft Ledetsch (nicht Ladez) nicht Werbenberg selbst, sondern dessen Schwiegersohn, der bekannte Adrian von Enteforth beschenkt wurde.

Doch das sind wohl Nebensächlichkeiten, welche dem gediegenen Inhalte keinen Abbruch thun, weshalb auch diese Schrift, welche sich als ein Wallenstein betreffender Auszug aus des Verfassers größerem, gegenwärtig in zweiter Auflage erscheinendem Werke „Eger und das Egerland“ darstellt, Allen, welche sich über die Schicksale des hervorragenden katholischen Heerführers und Reichsfürsten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges belehren und nicht blos mit längst widerlegten Fabeln unterhalten wollen, auf das Wärmste empfohlen wird. Dr. K.

A. Benda: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Gablonz b. J. Köfler, 1876. 1.—4. Lieferung.

Es ist sicherlich ein erfreuliches Zeichen und liefert mindestens den Beweis für die Hebung des historischen Sinnes in unserem Volke, daß gerade aus der Mitte desselben heraus jetzt mehr als sonst Dorf- und Ortschroniken oder Heimatgeschichten auf den literarischen Markt gebracht werden. Besonders rühmig zeigt sich das nördliche Böhmen, wo nun auch das industrie-reiche Gablonz an Herrn A. Benda seinen Geschichtschreiber gefunden hat. Und wir können schon sagen und wollen es auch den künftigen Historikern gegenüber vertreten, der Gablonzer

Chronist nimmt seine Sache sehr ernst und zeigt zumal für einen Laien eine ganz respektable Belesenheit in der einschlägigen Literatur, einen nicht geringen Fleiß in der Sammlung handschriftlichen Materiales und ein löbliches Streben, auch die Sonde der Kritik in geeigneten Fällen anzulegen. Venda erinnert vielfach an A. Jäger, den Dorfchronisten aller Dorfchronisten, den Venda vielfach benützt, mitunter auch verbessert, da er ja im Nachbargebiete arbeitet, dem er aber in der Abrundung der Form und in der Wärme der Darstellung weitaus nachsteht. Wir wollen damit die sonst geschickte Darstellungsweise Venda's nicht tadeln, denn die äußere Form Jäger's zu erreichen, ist eben selbst vielen Männern von der Feder nicht möglich. — In den vier vorliegenden Lieferungen werden in drei Abschnitten die äußeren Geschichte des Dorfes und der nachmaligen Stadt, im dritten Abschnitt speziell die Kriegsergebnisse behandelt. Der Schwerpunkt des Werkes wird nach der eigenen Versicherung des Verfassers (Vorrede) in den späteren Abschnitten, die sich fast ausschließlich mit Kulturgeschichte beschäftigen sollen, liegen. Wir sind gespannt auf dieselben und wünschen dem Verfasser, sowie seinen Mitarbeitern (darunter besonders Herrn Kooperator P. Josef Kessel, dessen statistisch-historische Tabellen eine gewiß sehr dankenswerthe Arbeit bilden) die nothwendige Ausdauer und Spannkraft. Wir unsererseits werden mit Vergnügen auf die Fortsetzung der Publikation zurückkommen, von der wir nur noch sagen wollen, daß sie sich einer sehr hübschen äußeren Ausstattung erfreut.

L. S.

Bilder aus Böhmen. Leipzig, 1876.

Der Verfasser, als gewandter Schriftsteller bekannt, ist ein Alt-Prager; er kennt genau die Zeiten und Personen und besitzt eine feine und sichere Beobachtung, die die Schwächen von Freunden und Gegnern erkennt und sie mit seinem Humor und strafenden Worten geißelt. Mit einer gewissen Ungenirtheit, die kein Schenleber kennt, nennt er die Dinge nicht selten beim rechten Namen, verliert sich aber nicht oft in blos lustiges Geplauder. Die Anekdote, der feine und derbe Spaß muß herhalten, um die Bilder zu illustriren. Daß dadurch oft die Charakterbilder zu Chargen werden, das geniert, wie gesagt, die allzeit schlagfertige Darstellung des Verfassers nicht im geringsten; sein Erzählungstalent weiß auch dem Unscheinbaren einen gewissen piquanten Reiz zu verleihen und es fließt sprudelnd fort aus einer scheinbar unerschöpflichen Urne. Die ganze Art des Verfassers zu schildern ist mit Schuld daran, daß er dabei vom Hundertsten auf's Tausendste kommt, wie es ihm eben sein unerschöpfliches Gedächtniß, das Vieles weiß und Vieles mit erlebt hat, an die Hand gibt; was irgendwie an einen Personen- oder Ortsnamen oder an irgend ein Ereigniß sich knüpfen läßt, das wird zur Stelle geschafft und im kaleidoscopischen Wechsel in scharfer Beleuchtung vorgeführt. Mit der Kritik der Thatsachen nimmt es der Verfasser nicht eben genau, ihm liegt am witzigen Treffer oder am scharfen Schlaglicht, das grell in's Bild hineinfällt. Der Beleuchtungseffekt ist ihm die Hauptsache. Wenn wir nicht irren, so erschien der größte Theil dieser Bilder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Der Verfasser ist ein vortrefflicher Darsteller; er schildert mit plastischer Anschaulichkeit sein Prag, das er als echtes Pragerkind inwendig und auswendig genau kennt, er ist stolz auf die Vergangenheit und Zukunft seiner Vaterstadt und es setzt scharfe Stiche auf die nationalen Gegner, mit schonungsloser Hand deckt er hier die geheimen Fäden, dort aber auch die oft lahme Schwachheit und das *laissez faire* im andern Lager auf. Seine allseitige Kenntniß der Verhältnisse macht es ihm leicht, mit scharfem Blick praktische Fingerzeige zu geben und nicht zu verachtende Vorschläge zu machen. Es ist freilich schade, daß er sich den Kopf anderer Leute wegen zerbricht, die von Allem dem nichts befolgen werden, um es entweder beim Alten zu lassen oder das Neue zu verhallhornen. Mit einem solchen Wegweiser wandelt es sich gut durch die alten und neuen Straßen Prags und durch all' die verborgenen Winkel; das wird alles so anschaulich illustriert, daß man das bewegte Bild festhalten muß. Prag steht gerade jetzt an einem wichtigen Wendepunkte seiner ganzen Entwicklung, und ein Mann, der mit

Liebe zu dem Alten künstlerischen Sinn für das Neue verbindet und es gerne sieht, wenn die goldene Stadt in die rechten Bahnen einer gewaltigen Zukunftsentwicklung gelenkt wird, thut wirklich Recht, wenn er seine Stimme mahnend erhebt. Es fehlt bei diesen Stadtbildern, die den ganzen Typus Prags und der Prager umfassen, nicht an komischer, ja burlesker Staffage; aber auch die ernstesten und würdevollen Züge weiß der Verfasser in seine gelungenen Stereoscopbilder am rechten Orte einzufügen. Man lese das dritte Bild „Neuprag“ und wird erstannen über diese Fülle und Leichtigkeit der Darstellung und den objektiven Blick des Bfcs. im Einzelnen. Die Haus- und Hofgeschichten der böhmischen Cavaliere liefern in der Darstellung des Verfassers manches Original. Diese Bilder werfen auf das vormärzliche Leben des böhmischen Adels interessante Lichter und sind so recht in usum des Bürgerstandes geschrieben. In solchen Federzeichnungen sieht aber eben der Gang zum Piquanten beim Verfasser stark hervor. Licht und Schatten vertheilt hier der Verfasser in souveräner Weise; wir bekommen hierbei Kenntniß von manchem vortrefflichen Charakter, wie von dunkeln Ehrenmännern. Daß manche historische Gesalten in dem Hohlspiegel des Verfassers sich sehr stark brechen und nicht selten in's Eckige und Komische verzerrt werden, wird ihm mancher nicht ohne Recht übel nehmen; er nimmt eben Alles entweder unter den Brennspiegel oder die scharfe Loupe. Oft ist der Verfasser mehr Dichter als Beschreiber und Schilderer, dann wirft er den Punktirpinsel weg und malt mit großem breitem Pinsel; seine Landschaftsbilder, die er immer historisch ausführt, athmen einen poetischen Duft, der das wunderschöne Land für den Fremden zum Magnet machen muß. Wo der Schilderer eben nur das Thatsächliche erblickt, da sieht der Dichter sub specio aeterni und weiß uns zu erheben und zu interessieren. Dann zeigt sich auch die seine Ader wüthigen Humors beim Verfasser, der das Erdentreiben bald gemüthlich lachend, bald mit ätzender satirischer Schärfe betrachtet; dann entfaltet der Autor eine Schlagkraft des Witzes und eine Bildlichkeit des Ausdrucks, die die Lectüre im Einzelnen so anziehend macht und ein Paroli bietet für die kleinen und großen Scandale und Scandälchen, die er mit Vorliebe zum besten gibt. Würde der Bfr. auf das niedliche Schnitzwerk und auf das Mosaik in seinen Bildern nicht zu sehr Gewicht legen, nicht die Medifance und die Causerie zu stark hervortreten lassen, so würden die Anläufe zum Culturhistoriker in der Weise Kohl's, die er nimmt, mehr sich geltend machen; für jeden Fall wirft er helle Blicke auch in den tiefsten Grund der Erscheinungen und läßt nicht bloß die schimmernde Oberfläche spiegeln. Man vergleiche in dieser Hinsicht das erste Bild: Das Deuththum in Böhmen und sein Kampf um's Dasein; das neunte Bild: Handel und Wandel in Böhmen, und das zehnte: Journale und Journalisten. Das Buch des Verfassers, mit Esprit geschrieben, bietet Jedem, der sich über böhmische Verhältnisse in angenehmer Weise unterrichten will, eine Schatzkammer der Belehrung und Unterhaltung. Sonderbarer Weise ist diesem Buche von gegnerischer Seite gar keine Beachtung zu Theil geworden, was seinen tiefen Grund haben mag. Er ist diesen Herren unerinnlich auf der Fahrt und hat mit hinter die Koulißen geblickt. Für gewisse Vorgänge ist dies die beste Weise, sie im Lichte des Komischen zu zeigen. Dabei wird unser Verfasser nie grob, wie es der Gegenpartei gern passiert, wenn sie wichtig sein will. Die Ausstattung ist eine vortreffliche.

l. r.

Anton August Naaff: Comotovia. Allgemeines illustriertes Jahr- und Familienbuch. Mit besonderer Berücksichtigung Deutschböhmens. 3. Jahrgang. Komotau, 1877.

Es würde zu weit führen, wenn wir den reichen und wertvollen Inhalt dieses Jahrbuches einer eingehenden Besprechung unterziehen würden. Außer dem Herausgeber selber, der biographische Skizzen über den berühmten Augenarzt Ferdinand von Alt und den allgemein bekannten Schriftsteller Ferdinand Stamm, welche beiden Männer wir zu unseren Landesleuten zählen dürfen, geliefert hat, haben sich auch Friedrich Bernan, W. Grube, Karl von Hansgirk, Josef Stoklöw und Nicolans von Urbanskädt mit ganz

gelungenen biographischen und anderen historischen Aufsätzen theilhaftig. Wir führen dieselben der Reihe nach hier an: 1. Geschichte des Gutes und der königl. Bergstadt Preßnitz. 2. Schloß Rothenhaus. 3. Gauenstein. 4. Dr. Wenzel Beyer, der älteste medicinische Monograph und Wadearzt Karlsbads. 5. Karl Egon Ritter von Ebert. 6. Dr. Alfred Meißner. 7. P. Karl Fischer. Zu übersehen sind auch nicht die „Sagen aus dem Erzgebirge“ und „Deutschböhmens Städtewahrzeichen,“ welche Friedrich Verna gesammelt und beschrieben hat. Die historischen Aufsätze sind auch von ganz erwünschten Abbildungen in Holzschnitt begleitet. Wir wünschen der „Comotovia,“ welche so sichtlich von dem Streben getragen ist, unseren Volksgenossen eine ebenso belehrende als unterhaltende Lectüre zu bieten, die weiteste Verbreitung in den Kreisen unseres Volkes und ermuntern daher zu recht zahlreicher Anschaffung des in der That gebiegenen Jahrbuches. sl.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland. 6. Jahrgang. 1876.

Mit Rücksicht auf die Tendenz dieser „Liter. Beil.“ werden wir Folgendes aus dem ziemlich reichen Inhalt dieses Jahrbuches hier hervorzuheben haben. Zunächst den Aufsatz „Egerische Exulanten,“ worin Adam Wolf, der vortreffliche Historiker, welchen wir mit Stolz unseren Landsmann nennen, die Reformationsgeschichte der Stadt Eger in Kürze nach jener größeren Arbeit behandelt, welche er vor Jahren in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie veröffentlicht hat. Seinen in dem 6. Jahrgang desselben Jahrbuches veröffentlichten „Denkmälern des Egerer Ghetto“ läßt Dr. Eduard Reichl diesmal einen Aufsatz folgen, dessen Gegenstand „der Judenmord im Jahre 1350 in Eger“ ist. Wir können den Verfasser nur ermuntern, in der Erforschung dieser speciellen Seite der Egerischen Geschichte fleißig fortzufahren. Ein Minoriten-Mönch aber soll es gewesen sein, dessen Predigt in der Charwoche den Egerer Pöbel zu blutigen Excessen gegen die unglückseligen Juden getrieben hat. Unwahr ist übrigens, daß nur ein einziger Jude dem Blutbade entronnen, und sucht der Verfasser auch den Nachweis zu führen, daß nicht maßloser Wucher den blutigen Tag heraufbeschworen, sondern der liebe Red um den vielen Gewinn, welchen die Israeliten in natürlicher Folge ihrer Betriebsamkeit einheimsten. Die Egerer Stadthäupter (maiores, nicht „Vornehmeren“) sind dann nicht ohne bedeutendes Strafgeißel, welches ihnen Karl IV. auferlegte, weggekommen. — Außerdem bringt das Jahrbuch noch „Beiträge zu einem Egerländer Namenwörterlein“ von G. S., einen „Aberglaube im Egerlande“ betiteltten Aufsatz von S. Gratzl, den Abdruck einer Advocaten-Rechnung aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts und von Georg Schmid: „Kulturgeschichtliche Notizen vom Egerlande.“ Wir halten etwas auf die Leute, die Liebe zu ihrer Heimat tragen; das Egerer Jahrbuch aber ist ein sprechender Beweis, wie dem Egerländer seine Heimat an's Herz gewachsen ist. sl.

Alfred Ritter von Arneth: Geschichte Maria Theresias. 7. Band: Maria Theresias letzte Regierungszeit. 1763—1780. 1. Band. Wien, 1876.

Das bekannte Werk, welches unserer großen Kaiserin Leben und Wirken in umfassender Darstellung behandelt und eines ihrer schönsten Denkmale bilden wird, geht seiner Vollendung entgegen. Die beginnende vierte Abtheilung desselben ist bei der Schilderung jener stilleren, auf das Innere des Staates und der Familie zurückgezogenen Thätigkeit Maria Theresias angelangt, die sie nach Beendigung des siebenjährigen Krieges entwickelte, rastlos wie in der Vertiefung des Erbes ihrer Väter nun in der Befestigung und Neubebung der geretteten Monarchie.

Noch ehe mit dem großen Feinde der Hubertsburger Friede geschlossen war, wurde an eine

Reform des von Haugwitz entworfenen „Neuen Systems“ vom J. 1749, das sich während des Krieges nicht bewährt hatte, gedacht, damit „die rechte Verbindung aller Theile mit dem Ganzen, folglich ein auf richtige Grundsätze gebautes Universalsystem in den inneren Angelegenheiten“ erreicht werde, und Ende 1760 drängte die Kaiserin in ihren Kanzler, seine dahin abzielenden Vorschläge von 1758 auszuführen. Um die vollständige Abänderung des bisherigen politischen Systems mit Erfolg durchzuführen, sollte an Stelle der unzulänglichen Ministerconferenzen zur Ueberwachung der Justiz, der Polizei, der Finanzen und des Handels, zur Beachtung sämtlicher Landesangelegenheiten eine consultative Centralbehörde geschaffen werden und so trat am 26. Jänner 1761 der Staatsrat ins Leben. Sorgfältig wurden die Mitglieder auserwählt. Ihren Kanzler mochte die Kaiserin im Rat nicht missen, Haugwitz wurde durch die Berufung in denselben aus dem von ihm geschaffenen Directorium, in dem er doch bei dessen beabsichtigter Umgestaltung nicht bleiben konnte, entfernt, mit ihm kam sein erprobter Gehilfe Blümegen und zur Wahrung der Kriegsangelegenheiten Daun herein. Reichshofrat Borit, der in der Verwaltung erprobte Stupan und Anton König als Referendar vervollständigten das neue Collegium. Sofort wurden in jeder Sphäre des öffentlichen Lebens Maßregeln ergriffen, welche dem finanziellen Ruin des Reiches vorbeugen sollten und die Centralgewalt des Staates stärkten. Mit vollem Eifer setzte sich für die Reformen Erzherzog Joseph ein, der seit Kurzem an den Staatsgeschäften theilnahm und den Sitzungen des Staatsrates regelmäßig beiwohnte. In den von ihm zu dieser Zeit verfaßten Denkschriften, vorzüglich in seinen „Träumereien“, die Arneith ausführlich beleuchtet, zeigte Joseph schon deutlich seine Ansichten über Staat und dessen Beherrschung, seine großherzige Menschenliebe, zugleich aber auch die Schroffheit, mit der er glaubte, daß „die einzelnen Länder belehrt und einsehen gemacht werden müßten, wie nützlich ihnen seine Art von Despotismus sein würde.“ Lenkte er dadurch die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich, so zog sich bald die öffentliche Aufmerksamkeit in noch höherem Maße auf ihn, als die Mutter seine Wahl zum römischen König zu betreiben ansetzte. Der Stimme Georgs III. war man nach der bisherigen Politik Hannovers sicher, Mainz und Trier waren durch pecuniäre Vortheile zu gewinnen, der Kurfürst von Sachsen trotz seines antiösterreichisch gesinnten Ministeriums Theresien gewogen. Schwieriger schien es bezüglich Baierns und der Kurpfalz zu stehen, die beide für ihre Stimmen Gebietscompensationen oder doch die kaiserliche Bestätigung des neuen Erbvertrags zwischen Maximilian Joseph und Theodor anstreben mochten, während Oesterreich sich bei seinen Ansprüchen auf große Theile Baierns und der Pfalz nicht die Hände binden wollte. Es kam darauf an, ob Friedrich II. sein Hubertsburger Versprechen, Joseph zu wählen, halten wolle und wie er noch über das von ihm ausgesprochene Erfordernis der Stimmeneinheitigkeit bei der Königswahl denke. Vorsichtig ließ Rannitz durch Dietrichstein in Berlin sondieren, aber Friedrich hielt Wort und bewog den Kurfürsten von der Pfalz, der in der That die feindseligste Haltung beobachtete, zur bedingungslosen Nachgiebigkeit. Am 27. März 1764 fand die einstimmige Wahl statt. So war die alte Stellung Oesterreichs in Deutschland gesichert und Maria Theresia widmete all' ihre Sorge zunächst der Hebung der Finanzen, die durch die unermesslichen Opfer des Krieges auf eine Art gelitten hatten, daß geradezu Staatsbankerott drohte. Sollte eine Besserung möglich werden, so war es klar, daß Ungarn an den Lasten des Staates ausgiebiger tragen müsse, als es bisher geschehen war. Schon Anfang 1763 hatte man auf die Bürgschaft des ungarischen Adels hin, der in Wien versammelt worden war, ein Anlehen von 10 Mill. zu contractieren begonnen, die Durchführung desselben war aber unterblieben, als durch den Friedensschluß das dringendste Bedürfnis hiezu wenigstens für den Augenblick beseitigt wurde. Der Eifer, mit welchem der Staatsrat gerade auf Ordnung der zerrütteten Finanzen bedacht war, lenkte indessen immer wieder die Aufmerksamkeit der Regierung auf die geringe Betheiligung Ungarns an der Bestreitung der Ausgaben, und die Kaiserin entschloß sich, den seit 1761 nicht mehr versammelten Landtag zusammenzurufen, um von den Ständen eine Erhöhung der Contribution um eine Million zu erlangen. Zugleich sollte die nicht mehr entsprechende Insurrection zweckdienlich umgestaltet werden. Um

Ungarn günstig zu stimmen, wurden verschiedene Ungarn ehrende Maßregeln ergriffen, namentlich ward der Stephansorden gestiftet. Aber der Landtag zeigte keine Neigung, die königl. Propositionen anzunehmen. Er stellte ihnen als wichtigeren, zunächst zu erlebigen Gegenstand der Beratungen nicht weniger als 228 Gravamina entgegen. Eine vom Custos der Wiener Hofbibliothek, dem gelehrten Kollar, gerade erschienene Schrift „Ueber die gesetzgebende Gewalt der ungarischen Könige“, die aus der Staatsdruckerei hervorgieng und mit den Forderungen der Regierung zusammenzuhängen schien, beleidigte die Magnaten, ja das ganze Land und der Landtag forderte Genugthuung. Eine solche wurde wol gegeben, indem die Einfuhr des Buches nach Ungarn für so lange, bis dessen Inhalt geprüft werde, verboten ward, als aber der Landtag trotz diesem und trotz aller Hulb, die Maria Theresia den Ungarn in jenen Tagen erwies, die Propositionen ablehnte, so verließ sie mit allen Zeichen des Misfallens Preßburg. Das brachte den Landtag zur Einsicht, in seinem Widerstand zu weit gegangen zu sein, und er bewilligte schließlich eine Erhöhung der Contribution um 600.000 fl., so daß sie nun 3,900.000 betrug. Die Kaiserin gab sich damit zufrieden, als aber ihre weiteren Hoffnungen, die Lage des Volkes gegenüber dem Adel gebessert zu sehen, vom Landtag unerfüllt blieben, löste sie ihn am 21. März 1765 nach neunmonatlicher Dauer auf. Sie that es um so lieber, als sie damals ganz durch die Verhandlungen wegen der Vermählung Leopolds mit Louise von Spanien in Anspruch genommen war. Die Schwierigkeit dabei, daß der Erzherzog schon der Beatrix von Modena versprochen war, wurde glücklich beseitigt und die Infantin verließ im Juni Spanien, um in Innsbruck mit dem ihr durch Procura bereits angetrauten Leopold zusammenzutreffen. Der Kaiser, die Kaiserin und Joseph begleiteten ihn dahin, dort aber trat das unglückliche Ereignis ein, das seither verdästernde Schatten auf das Gemüth Maria Theresias warf, der plötzliche Tod des Kaisers Franz. Ohne in den Regierungssorgen zu ermüden, und ohne ihren Rechten der Beherrschung der österreichischen Staaten etwas zu vergeben, ernannte sie sofort Joseph zum Mitregenten, der nun freilich in dem ihm eingeräumten Wirkungskreis so regsame Selbständigkeit entwickelte und oft wie in der Frage der Censur so ihren Ansichten entgegengesetzte Maßregeln vorschlug, daß sie sich hütete, ihm mit Ausnahme der rein militärischen Dinge Nachvollkommenheit einzuräumen. Im Kriegswesen entwickelte er die größte Thätigkeit. Mit Lacy, der nach Dauns Tod mit Hintansetzung älterer Generale Leiter des Hofkriegsrats wurde, unternahm er es, trotz Ersparungen im Heerwesen, die Schlagfertigkeit der Armee zu heben, ihre Verpflegung zu bessern, gute Karten anzufertigen, die Festungen in Stand zu setzen und neue zu bauen, überhaupt alle Erfahrungen des unglücklichen Krieges anzunützen. Daneben brachte er, wie Renier hervorhebt, allen Zweigen des Staatslebens das regste Interesse entgegen. Sein Einfluß machte sich außer in der Hofhaltung besonders im Finanzwesen geltend. Hatte schon die umsichtige Leitung desselben durch Kaiser Franz den Staatscredit, welcher bei einer Schuldenlast von über 300 Mill. sehr gesunken war, in etwas gebessert, so entschloß sich Joseph zu dem wahrhaft großartigen Schritt, die ganze väterliche Erbschaft dem Staate zu widmen und 1768 war dadurch eine jährliche Ersparnis von 870.000 fl. Zinsen erreicht. Der Credit hob, der Wert der liegenden Güter steigerte sich und die an Inhaber von Obligationen baar ausgezahlten 8 Millionen belebten Handel und Industrie. Die Abgabenlast des Volkes zu verringern, so lange nicht vollständiges Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hergestellt sei, weigerte sich Joseph freilich aufs entschiedenste. Maria Theresia hatte für ihres Sohnes Wirken anfangs volle Anerkennung, aber die Meinungsverschiedenheiten traten doch immer unverkennbarer an den Tag. Er opferte ihr seine Ueberzeugungen eben so wenig, wie sie von den ihrigen abgieng, und als er Anfangs 1769 erklärte, er könne fernerhin in Staatsgeschäften Actenstücke nur mit Hinzufügung einer Clausel fertigen, die es ersichtlich mache, daß er es nicht aus freiem Antriebe, sondern nur in Erfüllung seiner Pflicht als Mitregent thue, so gab es einen ziemlich ernstlichen Conflict. Daß Joseph schließlich nach harter Selbstüberwindung nachgab, war nur ein Beweis seiner kindlichen Ehrfurcht vor der Mutter. Ein Act politischer Einsicht war es von ihm, daß er Kaunitz, der im Juni 1766 sein Entlassungsgesuch einreichte und an

dessen Regierungsprincipien er nicht so unbedingt wie Maria Theresia hieng, ebenso entschieden im Amte zu halten bestrebt war, wie seine Mutter. Die Beweggründe zu jenem Entlassungsgesuch liegen ziemlich klar vor. Die beabsichtigte Berufung Starhemburgs nach Wien, welcher als eine Art Adlatus des Kanzlers in den immer langsameren Geschäftsgang des auswärtigen Amtes Leben bringen und sich zum Nachfolger des Kaunitz heranbilden sollte, das öfters sehr energische Eingreifen Josephs in seine Angelegenheiten, die bevorzugte Stellung Lacy's beim Kaiser verstimmt den Kaunitz und das Ableben seiner treuen Gehilfen Dorn und Ginski reiften in ihm den Entschluß, einen Dienst aufzugeben, der nicht mehr über Alles geschätzt war. Aber der Kaiserin galt er noch so viel und sie wies das Ansuchen zurück. Nur widerstrebend versprach sie, ihn nach zwei Jahren zu entlassen, wenn er dann noch darauf bestünde. Es traten aber im Amte des Kanzlers Veränderungen ein, die seine Arbeit erleichterten.

Acht von den dreizehn Capiteln des Buches sind der Familiengeschichte gewidmet, sie sind reizende Bilder, die anziehendsten Stücke, durch sie bekommt die Zeichnung der Kaiserin Maria Theresia lebendige Ergänzung als Mutter ihrer Familie. Rührend ist ihre Thätigkeit um die Versorgung der zahlreichen Kinder, besonders nach dem Tode des Vaters; unermüdet ist sie in Heiratsprojecten, aufopfernd bei der Ausstattung der Töchter und Söhne, deren lieb- und hilfreiche, tröstende und belehrende Mutter sie auch nach der Trennung bleibt. Das Verhältnis zu dem Thronfolger Joseph zieht sich durch den ganzen Band und dessen liebreizender, etwas exaltierter Gemahlin Isabella von Parma ist ein Capitel gewidmet, welches besonders viel des Interessanten bietet. Von den andern drei Söhnen machte Leopold von Toscana der Mutter anfangs einige Sorgen, da er gegen seinen großmütigen Bruder Joseph wegen der Erbschaft des Vaters einige Gereiztheit, der Mutter wenig Offenheit bewies und auch wenig Sinn für Sparsamkeit zeigte, aber bald legte sich jede Besorgnis und Maria Theresia konnte mit ihrem zweitältesten Sohne sehr zufrieden sein. Ebenso glücklich mochte ihr Mutterherz über Ferdinand sich fühlen, der 1771 mit Maria Beatriz von Modena getraut wurde und dessen Ehe eine musterhafte war. Ihr Liebling war Maximilian, der als der jüngste für den geistlichen Beruf erzogen ward, ohne daß Maria Theresia ihm irgendwie hätte Zwang anlegen wollen. Sie dachte ihm die ehrenvolle Stellung eines Hoch- und Deutschmeisters und die Statthalterschaft in Ungarn zu, wenn Albert von Sachsen nach den Niederlanden versetzt würde. Interessant ist, daß sie auf eine Anfrage des Kölner Capitels antwortete, sie werde nie zulassen, daß ein Sohn von ihr geistlich werde. „Wan er mönch werden will, ist es was anderß, kein Fürst aber nicht.“ Bekanntlich wurde Max doch Kurfürst von Köln und Bischof von Münster. Die Denkschrift, welche ihm Maria Theresia mitgab, als er 1774 ihrem Wunsche gemäß eine größere Reise durch Europa antrat, ist eine der bezeichnendsten unter den vielen, mit denen sie ihre Kinder beim Eintritt in das Leben bedachte. Man möchte diese eigenthümlichen Instruktionen trotz ihrer Langathmigkeit nicht im Buche missen, obwol sie leicht „dem überflüssig und lästig erscheinen mögen, der die Sonde der Kritik an sie legt“, wie sich die Verfasserin einmal selbst ausdrückt. Sie haben nicht immer ihren Zweck erreicht, sie haben nicht immer das Wesen ihrer Kinder treffend charakterisirt, geben aber mit jedem Wort ein Zeugnis für die Trefflichkeit der Schreiberin.

Manches Unglück erlebte die Kaiserin in dem Zeitraum, welchen der vorliegende Band behandelt, mit ihren Töchtern. Josepha starb an den Blattern, als eben große Vorbereitungen zu ihrer Vermählung mit dem König von Neapel getroffen wurden, und Elisabeth trug es schwer, daß alle Heiratsprojecte für sie scheiterten. Stanislaus Poniatowsky bewarb sich umsonst um ihre Hand, der Herzog von Chablais gewährte keine gute Partie und die Vermählungen um Ludwig XV. brachten nur eine Reihe peinlicher Correspondenzen mit sich. Caroline, die statt Josepha an den König von Neapel, den verwahrlosten Ferdinand, vermählt war, erwies sich zwar fort als gute Tochter, und Joseph gab ihrem Benehmen bei seiner Anwesenheit in Italien im Jahre 1769 das schönste Zeugnis, aber Maria Theresia hatte doch die begründete Ueberzeugung, daß ihre Tochter ein Opfer der Politik geworden, obwol sie die späteren Verirrungen derselben nicht voraussehen konnte. Noch schmerzlicher war ihr die offenbare Entartung derjenigen Tochter,

auf die sie die meisten Stücke gehalten hatte, der Amalia, um die sich Prinz Karl von Zweibrücken umsonst beworben hatte, und die dem Ferdinand von Parma vergeben ward. Ihr Auftreten als Herrin des Landes, hochfahrend, leidenschaftlich und unfürslich, ihre Opposition gegen den spanischen Minister Du Tillot und den König Karl III. führten zu gewaltsamem Abbruch aller Verbindungen mit Parma, zum Verbot jeden brieflichen Verkehrs mit den Geschwistern und zu bleibender Erkaltung zwischen Mutter und Tochter. Einen Trost boten freilich die schönen häuslichen Verhältnisse der Erzherzogin Maria Christine, das tactvolle, gewinnende Benehmen der Dauphine Marie Antoinette in der Nähe einer Dubarry und selbst die anspruchlos resignierte Wirksamkeit der Marianne, welche 1766 Äbtissin des Damenstiftes zu Prag geworden war. Jedenfalls konnte Maria Theresia im Jahre 1776, wo keines ihrer Kinder der unmittelbaren Leitung mehr bedurfte, mit dem Bewußtsein Alles zu deren Glück versucht zu haben, sich wieder ausschließlich dem Wohle ihrer Völker widmen. Die Schilderung davon bleibt dem nächsten Band vorbehalten.

Die Art der Arneht'schen Darstellung ist bekannt. Sie erwärmt, zumal uns Oesterreicher, aber sie erhebt sich selten in großen, umfassenden Zügen aus dem reichen und gut behandelten Detail. Die einzelnen Abschnitte sind für sich abgeschlossene, zuweilen meisterhaft entworfene Bilder, das Ganze gibt aber nur ein Mosaikgemälde. Man könnte fast ohne Nachtheil für das Verständnis die Capitel in beliebiger Reihenfolge lesen. Daß so vielfach die Stimmen der Zeitgenossen citirt werden, ist für den selbstdenkenden Leser sehr lehrreich und erwünscht, doch möchte es nicht schaden, wenn das Urtheil des Historikers hier und da entscheidener zu Tage träte. Im Einzelnen klingt diese Schüchternheit einigermaßen komisch, wenn es z. B. S. 67 heißt: „Aber die Wichtigkeit mancher Anschauungen Josephs wird man auch heut zu Tage noch zugeben müssen. So behauptet er wol mit Recht, daß im Staate nur das persönliche Verdienst Geltung und Anerkennung finden solle.“ Was Arneht's Publicationen immer auszeichnet, die Fülle neuen Materials, ist auch diesmal in hohem Grade zu finden, und selbst altbekannte Thatfachen gewinnen durch Anführung neuer Documente eine interessante Beleuchtung.

Jglau, am 4. November 1876.

Dr. Langhans.

P. Benedict Braunnüller: Hermann, Abt von Niederaltaich. Beilage zum Jahresberichte der Studienanstalt Metten für das Studienjahr 1875/6.

Bekanntlich gehört zu den bedeutendsten Annalisten in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts der Abt Hermann von Niederaltaich in Baiern. P. Braunnüller unternimmt es nun in dem oben citirten Buche das Leben dieses Abtes auf Grund der über ihn bereits gedruckten Quellen eingehend zu schildern. Niederaltaich, eines der ältesten Klöster Baierns und ursprünglich reichsunmittelbar, welche Eigenschaft es im Jahre 1152 einbüßte, hatte im 13. Jahrhundert von den uns schon bekannten Grafen von Bogen sehr viel zu leiden. Hermann, der schon als Knabe in's Altaicher Kloster gekommen zu sein scheint, wurde im Jahre 1242, einige Monate nach dem Aussterben der Vogner, zum Abte gewählt. Der Verfasser bespricht nun in zwei Abschnitten zuerst die innere und dann die äußere Leitung und Verwaltung der Altaicher Abtei durch Hermann, welcher erst im Jahre 1275 starb, nachdem er schon zwei Jahre früher nach einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Verwaltung seines Klosters wegen körperlicher Leiden auf die Abtswürde hatte resigniren müssen. Wir wollen hier nur die Beziehungen Hermanns zu Böhmen hervorheben. Von Lyon aus wurde den 2. März 1247 Abt Hermann vom Papste beauftragt, „darüber zu wachen, daß die Äbte der Prager und Olmücker Diöcesen zur Förderung der Ordenszucht jährliche Kapitel hielten.“ Am 8. Juli 1260 schloß er mit dem Kloster Kladrub ein Freundschaftsbündniß. Er bemühte sich auch im Vereine mit den böhmischen Prälaten in Rom die Heiligprechung des Einsiedlers Günther zu erwirken, welcher im 11. Jahrhundert, nachdem er früher Mönch in Altaich gewesen war, im Böhmerwalde gelebt hatte, und dessen

Einfluß auf den böhmischen Herzog Wretislaw ja bekannt ist. Hermann mußte im Auftrage des Papstes mit dem Abte von Strahov und dem Probfte von Kinschnach die Wunder, die am Grabe Günthers zu Břevnov gesehen waren, näher untersuchen. Die Heiligspredung kam aber damals nicht zu Stande.

P. Braunnüller hat sich durch diese Schrift um die bairische Geschichte wieder neue Verdienste erworben, und wir wollen hoffen, daß er noch recht oft mit ähnlichen Abhandlungen die historische Welt erfreuen werde.

A. Mörath.

Dr. Richard Koepell: Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Gotha, 1876.

An 36 Jahre ist es, seitdem Koepell die Grundlage einer kritischen Behandlung der Geschichte Polens gelegt hat. Seine „Geschichte Polens,“ welche die ältesten Zeiten bis zum Ausgang des XIII. Jahrhunderts umfaßt, wird in allen Zeiten als ein Meisterwerk ersten Ranges betrachtet werden müssen. Seit jenen Tagen ist die Geschichte Polens im Ganzen und in einzelnen Partien in kritischer Weise behandelt worden, Koepell selbst hatte sich seit mehr als einem Menschenalter anderen Arbeiten zugewendet, seinen gewaltigen Torso der rüstigen Kraft Carlo's anvertrauend. Es muß als ein besonders glücklicher Umstand bezeichnet werden, daß Koepell nach so langer Zeit zu seiner ersten Neigung¹⁾ zurück kehrt, und daß er seine Thätigkeit gerade jener Periode zugewendet, welche für uns das größte Interesse hat, der Zeit vor dem Zusammensturz des polnischen Reiches. Der Zusammenbruch Polens ist in neuester Zeit von verschiedenen Standpunkten aus dargestellt worden, es lohnt sich aber immer, einen Blick auf jene unseligen Zustände des Landes zu werfen, welche dessen Unglück zunächst herbeigeführt haben, d. i. auf die Zeit der sächsischen Herrschaft in Polen.

Es ist eine düstere, trostlose Ansicht, die uns Koepell in seinem neuesten Buche zeigt. Eine allgemeine Betrachtung über die Verhältnisse des Landes leitet dasselbe ein. Die Zustände Polens unter den sächsischen Königen sind herzlich schlecht, die Könige sind von jenen Mächten abhängig, von denen sie auf den Thron gerufen wurden, besonders von Rußland, dessen Einfluß in demselben Maße steigt, je tiefer die Selbständigkeit der Republik sinkt. Die Ohnmacht der Krone datiert schon aus früheren Tagen, ihr steht der mächtige, allgewaltige Adel gegenüber, dessen Allmacht das Wort Friedrich August's charakterisiert: „Wenn ich gewußt hätte, was hier im Lande ein Krongroßfeldherr sei, ich hätte mich lieber um dieses Amt als um die Krone beworben.“ Der Adel ist im Besitze aller Gewalten: die Verwaltung, die Gesetzgebung, die Justiz, die Finanzen und das Kriegswesen sind in seinen Händen — er ist in Wahrheit souverain. Der Adel wird durch einige Familien, die Potocki, Sapieha, Lubomirski, Radzivil und Czartoryski repräsentiert. Sie „die Herren“ regieren den Adel, sie sehen auf ihn herab wie die Cedern des Libanon auf das kleine Gesträuch und Gestrüpp. Der Adel, der Clerus und das „Volk“ sind in bodenlose Unwissenheit versunken, in Geschmacklosigkeit und Barbarei. Die Erziehung des Adels lag in den Händen der Jesuiten, die bigotteste Devotion auf der einen — Entfittlichung auf der andern Seite waren die Folgen davon. Clerus und Adel vergeudeten Zeit und Gut in den üppigsten Schlemmereien: „Sie aßen und tranken und machten sich den Leibgürtel weiter.“ In Gastmählern und Trinkgelagen gieng ihre ganze Thätigkeit auf. Man rühmt den großen Säuler, wie in früheren Zeiten den kühnen Helden. Es kommt in Koepells Darstellung wol zahlreiche Bilder vor wie dies: Eine Gesellschaft adeliger Herren zieht des süßen Weines voll und halbnackt auf den Markt, an ihrer Spitze schreitet der Bischof, der nur noch lallend die Worte hervorbringt: „Laß mich bei dir schlafen, denn der Regen durch näßt mich.“ In Folge der tol-

1) Von kleineren Arbeiten natürlich abgesehen, die noch vor der Geschichte Polens erschienen.

len Verschwendung gerathen selbst die reichen Familien tief in Schulden, die Landwirtschaft kommt herab, die Städte dem Adel preisgegeben schwinden dahin. Die polnischen Land- und Reichstage sind sprichwörtlich, von dem Palladium der Freiheit „dem liberum veto“ kann sich der Adel nicht trennen, denn er kann ohne dasselbe ebenso wenig bestehen, wie der „Mazes“ ohne Christenblut. Und wie sah es nun erst mit der Justiz aus! Alles in Allem, schließt Koepell das treffliche Kapitel: „die Republik lag um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts im tiefsten Verfall, das sociale und politische Leben aller ihrer Glieder war durch und durch krank. Der König war durchaus bedeutungslos. Die „Herren“ hatten die Macht, ihren Einfluß zu wahren, ihre Leidenschaften zu befriedigen, der gewöhnliche Adel führt ein rohes und zügelloses Leben, die Städte liegen in Trümmern, der Bauernstand ist geknechtet, die Finanzen zerrüttet, die Armee in Auflösung. Wol' erhoben sich von Zeit zu Zeit Cassanbrarufe, wol' sahen einzelne Patrioten schon 100 Jahre vor der Theilung Polens diese voraus, und erklärten, das Land müsse die Moskowitern, den Oesterreichern und Preußen zur Beute werden. Männer wie Karwicki und Leszczyński forderten laut zur Umkehr auf: Man müsse das liberum veto aufheben, den Geschäftsgang vereinfachen, das Gerichtswesen, die Finanzen und das Armeewesen reformieren. Unter den Reformern spielen die Czartoryski eine bedeutende Rolle. Aus altem Geschlechte entsprossen, gehörten sie ursprünglich dem orthodoxen Glauben an, erst nach ihrem Uebertritt zur kath. Lehre datiert ihre große Bedeutung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts ragen besonders die Brüder Michael Friedrich und August Alexander hervor. Aber erst die Heirat des letzteren mit einer reichen Witwe hat der Familie die gewaltigen äußeren Mittel in die Hand gegeben; sie ist im fortwährenden Steigen, bald nennt man sie in polnischen Landen nur kurzweg „die Familie.“ Zu August II. standen sie in den besten Verhältnissen und in Opposition mit den anderen hochadeligen Familien des Landes, eine Opposition, deren gewaltthätiges Auftreten auch die schwächsten Versuche einer Reform vereitelte. Nach des Königs Tode schloß sich die „Familie“ an Leszczyński an und ließ sich, als dieser nicht mehr zu halten war, ihren Uebertritt zu August III. theuer genug bezahlen. August III. war ein durchaus unfähiger Regent. Selbst die dringendsten Geschäfte des Staates waren nicht im Stande, ihn aus seiner Trägheit zu rütteln, er war ein Spielzeug in den Händen der „Familie“ und Brühls, des großen Diplomaten in keinen Dingen. Brühls Stellung in den österreichischen Erbfolgekriegen ist bekannt genug; was am dringendsten für den Staat gewesen, die Aufstellung eines tüchtigen Heeres und die Schaffung der Mittel dazu, was man auch allgemein als notwendig erkannte, der crasseste Egoismus der einzelnen Coterien hat es vereitelt. Dafür wurde Polen im siebenjährigen Kriege wiederholt die Operationsbasis für preussische und russische Armeen und schon nach Elisabeths Tode war die Gefahr einer Theilung Polens im Anzuge; die Allianz Peters von Rußland mit Friedrich von Preußen ward indeß wenig gefährlich, denn schon nach wenigen Monaten stürzte Katharina ihren Gemahl vom Thron und erhob sich zur Selbstherrscherin aller Rußen. Nun war in Polen für die „Familie“ die Zeit gekommen. Anfangs im besten Einvernehmen mit Brühl war die Macht der Czartoryski später zumeist durch eigene Schuld zurückgedrängt worden; in Opposition gegen den Hof hatten sie frühzeitig die innigsten Verbindungen am russischen Hofe angeknüpft, der junge Poniatowski, ein Mitglied der „Familie“, war ein erklärter Günstling Katharinas. Mit ihm stand sie auch später im vertrauten Briefwechsel. Sie war es, welche in ihm den Ehrgeiz geweckt und ihm die Aussicht auf den Thron seines Vaterlandes eröffnet hat; sie sprach zuerst es aus, daß die Interessen Preußens und Rußlands bezüglich Polens vollkommen übereinstimmen, man werde den Polen einen König geben können, der den beiden benachbarten Staaten gefalle. Nun hatte die „Familie“ natürlich auch das Interesse Preußens für sich, ja selbst Frankreich bemühte sich um die „Familie“; man werde, so erklärte man von französischer Seite, derselben alle Protection gewähren, wenn sie nur dem Vordringen Rußlands in Polen ein Ziel setzen würde. In jenen Tagen war es, wo man abermals von Seite der „Familie“ die Reformideen aufnahm; aus der Feder des Piaristen Konarski und unter ihrem Einfluße stammt die Schrift: „Ueber das Mittel zu erfolgreichen Verathungen,“ welche in den Jahren 1760—63

erschienen ist. „Das liberum veto — so lautet ihr bedeutendster Satz — ist weder ein altes Recht, noch der Augapfel der Freiheit, es ist vielmehr die größte Tyrannei eines Einzelnen der Gesamtheit gegenüber. Die Entscheidung durch Stimmenmehrheit sei das einzig Vernünftige, die Einstimmigkeit erschwere jedes Gute und befördere das Schlechte. Es sei am besten den Thron erblich zu machen und ein festes Landrecht zu geben.“

Das Werk des Piastisten gewann großen Beifall, die Schäden, welche der Staat in den letzten Jahrzehnten erlitten, waren zu auffällig, als daß man über sie hätte hinwegsehen können. Von dem Reformeifer ist natürlich vor allem „die Familie“ beseelt, in die Masse des Volkes ist derselbe nicht gekommen; um so mehr trat die „Familie“ mit dem Gedanken an eine Conföderation hervor, da man auf gewohnten Wegen nicht zum Ziele gelange. In einer Denkschrift an die Kaiserin von Rußland führt dieselbe den Gedanken aus und bittet um deren Beistand. Eine kurze Revolution, läßt sich die „Familie“ vernehmen, sei das geringste Unglück für das Land, nur darf man mit den Mitteln nicht sparen und da sei russische Hilfe unbedingt notwendig. Die Kaiserin gieng auf den Gedanken lebhaft ein, ein Heer stand zur Ausführung desselben an den Grenzen Polens bereit, großartige Geldsummen waren der „Familie“ zur Disposition gestellt worden, im Lande hatte sich der Gegensatz der Czartoryski und der Hofpartei immer mehr angepißt, ein Ausbruch des Bürgerkriegs und der Einmarsch der Russen war mit jedem Momente zu erwarten — da erklärte Katharina, sie wolle keine Conföderation vor dem Tode des Königs, sie wolle auch keine Rußland schädliche Neuerung zugeben. Natürlich. Polen wäre nach der Realisierung der Reformideen ein für Preußen und Rußland gefährlicher Nachbar geworden. Wenn Katharina erklärte, sie wolle keine Conföderation vor dem Tode des Königs, so brauchte sie bis zu jenem Momente nicht lange zu warten. Der König starb am 5. October 1763 in Dresden. Wer sollte der Nachfolger desselben werden? Werden die Reformideen der „Familie“ zum entscheidenden Durchbruch gelangen? Es ist ein bedenklicher Moment der polnischen Geschichte, bei welchem uns der Verfasser verläßt. Er hat mit sicherem Urtheil die ganze Erbärmlichkeit der politischen und socialen Verhältnisse des Landes dargelegt, in meisterhafter Weise die tiefe Verkommenheit desselben, das Ringen der Parteien, die elende Selbstsucht der „Herren“, den steigenden Einfluß Rußlands dargelegt. Wird es dem unglücklichen Lande gelingen, den letzteren abzuschütteln, um zu einer durchgreifenden Reform an Haupt und Gliedern zu gelangen? 1.

■ Eine Anzeige der historischen Aufsätze in den Programmen der deutschen Mittelschulen Böhmens wird die „Liter. Veil.“ des nächsten Hefes aus der Feder des Hrn. Gymn.-Directors Dr. G. Biermann bringen. Auch werden die verehrl. Directionen dieser Mittelschulen von der Geschäftsleitung des Vereines höflichst ersucht, die Programme ihrer Anstalten inskünftig regelmäßig und gefälligst einzusenden zu wollen. Die Geschäftsleitung hat insbesondere in diesem Jahre gerechten Anlaß, ihr Bedauern über Vernachlässigung und Ignorirung in dieser Beziehung auszusprechen: ■

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

III.

1876/77.

Zur Geschichte des Kanzleiwesens der Přemysliden.

Die diplomatischen Studien, welche vor 200 Jahren einen so überaus rühmlichen Anfang genommen haben und im vorigen Jahrhundert mit vieler Vorliebe cultivirt worden sind, freilich ohne einen ihrem großartigen Anfang entsprechenden Entwicklungsgang zu nehmen, sind in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zum großen Schaden für die historische Kritik ganz und gar vernachlässigt worden. Im letzten Vierteljahrhundert hat sich aber in diesem Gebiete wieder ein reges Leben geltend gemacht und haben hiezu die Franzosen, ganz besonders aber der Schöpfer der deutschen Kaiserregesten, J. F. Böhmer, welcher immerdar zu den glänzendsten Namen der Geschichtsforschung zählen wird, den Anstoß gegeben. Wir können übrigens mit einiger Genugthuung constatiren, daß sowol der Hauptvertreter der neuen Richtung in Erforschung des Urkundenwesens, Th. Sidel, als auch der Mann, welchem wir die jüngste, wichtigste Erscheinung der diplomatischen Literatur zu verdanken haben, J. Ficker¹⁾, an österreichischen Universitäten (Wien und Innsbruck) wirken und daß derjenige, welcher diesen beiden ausgezeichneten Männern auf diplomatischem Gebiete sich würdig beigefellen darf, F. Stumpf-Drentano, ebenfalls einer inländischen Universität (Innsbruck) angehört. Dieser aber und Sidel haben im Jahre 1875 die Leitung der diplomatischen Abtheilung der Monumenta Germaniae übernommen und berechtigen zu der begründeten Erwartung, daß die ältesten deutschen Kaiserurkunden in nicht allzu langer Zeit in einer Publication vorliegen werden, welche mustergerichtig für alle ferneren Urkunden-Publicationen werden wird.

Daß übrigens das regere Geistesleben in diplomatischem Gebiete auch in unserem engerem Vaterlande Eingang gefunden hat, bewies der Vortrag, welchen Herr Dr. J. Emle, Archivar der Stadt Prag, am 28. Februar v. J. in der 1. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften „Ueber die Kanzlei des Königs Wenzel II.“ in tschechischer Sprache gehalten hat und welcher Vortrag nunmehr auch gedruckt vorliegt. Emle beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit der Diplomatik der böhmischen Herrscher und bereitet eine größere Abhandlung über diesen Gegenstand vor, wovon der erwähnte Vortrag gleichsam einen Vorläufer bildet. Wir glauben es nun ebenso den Lesern der „Mittheilungen“ wie dem deutschen Publicum überhaupt zu Danke zu machen, wenn wir jenen Vortrag hier mit einigen wenigen nicht sehr wesentlichen Aus-

1) Beiträge zur Urkundenlehre. 1. Bd. Innsbruck, 1877.

lassungen und Zusätzen reproduciren. Auch ist der Gegenstand so neu und immerhin von so allgemeinem Interesse, daß er schon an deßentwillen einige Beachtung verdient.

Ueber das Urkundenwesen der älteren Přemysliden ist wenig zu sagen. Bis zum J. 1150 zählt man nur 28 Urkunden, welche von denselben ausgegangen sind, richtiger sein sollen. Mit der Uebersieferung dieser Stücke ist es nämlich sehr schlecht bestellt. Sieben repräsentiren eigentlich nur Auszüge aus Urkunden, welche für das oberhalb Prag auf einer Moldauinsel gelegen gewesene Benedictiner-Kloster Dřtrow ausgestellt worden sein sollen, vier sind dann wirkliche Urkunden oder auch bloß Erwähnungen von solchen, 16 Stücke aber sind verdächtig oder durchaus unter sich oben, so daß von allen fürstlichen Urkunden bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts bloß eine einzige und vielleicht auch die nicht mit aller Sicherheit aufrecht zu erhalten ist. Man begreift, wie es bei so bewandten Dingen mit unserer älteren Geschichte, soweit sich dieselbe auf Urkunden gründet, gar schlimm noch bestellt sein muß und welchen Wust von wirklicher Unwahrheit und mehr minder getrübert Wahrheit eine rücksichtslose Kritik da noch wegzuräumen hat.

Geschichtlich kann aber erst seit Wladislaw I. von einer K a n z l e i der böhmischen Herrscher die Rede sein. Wenigstens werden jetzt erst Personen genannt, welche in oder neben einer Kanzlei dieser Fürsten beschäftigt gewesen sein müssen; nun erst empfangen die Urkunden einigermaßen jene Formen, welchen wir in den Böhmen umgebenden deutschen Ländern begegnen. Wohl unfreiwillig haben Wladislaw's I. und vielleicht schon seines Veters Sobieslaw Verbindungen mit den Beherrschern Deutschlands diese Entwicklung auf urkundlichem Gebiete bewirkt. Es werden Personen genannt, deren Titel auf Verwaltung der fürstlichen und königlichen Kanzlei hinweisen, und solche, welche in dieser Kanzlei beschäftigt waren. Namentlich mit diesen beschäftigt sich nun der Vortrag Emlers.

Wie am Hofe der deutschen Könige, so erscheint auch in Böhmen an der Spitze der landesfürstlichen Kanzlei der K a n z l e r (cancellarius). Unter ihm standen mehrere Schreiber, welche die Amtssprache N o t a r e (notarii) benannte, während Chroniken und andere Quellen sie bloß als S c h r e i b e r (scribas) kennen. Wie anderwärts gehörte das Kanzleipersonale dem geistlichen Stande an, hatte wenigstens die niederen Weihen empfangen und hoffte wie anderwärts, durch die Kanzlei hindurch zu einträglichen geistlichen Aemtern zu gelangen. Man wurde auf die Art Bischof oder Propst oder zum mindesten Domherr und wenn man dergleichen Aemter gar cumuliren konnte und auch wirklich cumulirt hat, so war die Sache natürlich noch hübscher.

Als erster Kanzler unter Wladislaw I. und also als erster böhmischer Kanzler überhaupt erscheint Alexander, Propst von Wyschegrad und am 18. October 1146 auf einer Mission zum griechischen Kaiser verstorben. Sein Bruder war jener Daniel, welcher im Jahre 1148 Bischof von Prag geworden ist. Alexanders Nachfolger aber im Kanzleramte war Bartholomäus, welcher Wladislaw I. nach dem Morgenlande begleitet hat und dort im Jahre 1148 mit anderen Personen in türkische Gefangenschaft geraten ist. Als nächster Kanzler ist nach der Chronik des Domherrn Vincenz Gervasius, Propst von Wyschegrad, zu nennen (1156). Ob zwischen ihm und Bartholomäus eine Lücke, kann aus Mangel an Nachrichten weder bejaht noch verneint werden. Aber nach dem Tode des Gervasius (10. Februar 1178) gelangte zu dem hohen Amte Florian, vorher Notar, dann Vizekanzler und Prager Domherr, seit 1182 auch Propst von Wyschegrad und seit 1194 Propst der Prager Kirche. Auch in dieser letzten Stellung hörte er nicht auf Kanzler zu sein, sondern verblieb in diesem Amte wenigstens bis zum Jahre 1197.

Weil dann im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts die urkundliche Uebersieferung wieder eine sehr mangelhafte wird, die Form der Urkunden wenigstens verdächtig erscheint, so läßt sich auch in den Verhältnissen der Kanzlei nicht klar sehen. Erst mit dem J. 1211 läßt sich wieder Bestimmtes sagen. Kanzler nennt sich im April dieses Jahres der Propst der Prager

Kirche, Andreas, welcher in diesem Amte bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Prag im Jahre 1215 verblieben ist. Sein Nachfolger im Kanzleramte war der Prager Propst Eppo, dem Namen nach ein Deutscher, welcher jedoch nur kurze Zeit das Amt verwaltet haben kann. Er war allerdings noch Propst im Jahre 1240, aber schon im Jahre 1219 erscheint als Kanzler Benedict, Propst der Leitmeritzer Kirche. Derselbe dürfte im Jahre 1225 gestorben sein und nun sehen wir an der Spitze der königl. Kanzlei einen Verwandten des Herrscherhauses, nämlich den Propst Arnold von Wyschehrad. Der Mann dürfte sich jedoch nur sehr wenig um die Obliegenheiten des Kanzlers gekümmert haben, wie er denn in Urkunden häufiger auch als Zeuge denn als Datar, der die Urkunde gegeben, auftritt. Dasselbe Verhältnis gilt nicht minder von seinem Nachfolger (seit 1237) in der Propstei und Kanzlerschaft bei Philipp, dem Sohne des Herzogs Bernhart von Kärnten und der Judith, Tochter Ottokars I. Philipp ist zeitlebens bemüht gewesen, eine recht ungeistliche Rolle zu spielen, und das ist ihm namentlich gut gelungen, als die Salzburger Kirche das Glück genoss, in ihm ihr Haupt zu verehren. Der Umstand, daß sich diese Herren um die Geschäfte des Amtes, welches sie innehatten, wenig oder gar nicht kümmerten, hatte nun eine wichtige Folge. Die Kanzlerschaft sank nämlich von einem wirklichen Amte zu einem bloßen Titel herab, die eigentliche Führung der Geschäfte fiel irgend einem Notar zu, welcher sich Protonotar, d. i. der erste unter den Notaren, oder Obernotar zu nennen begann. Freilich kommt darneben vor, daß der eigentliche Kanzleischef auch späterhin sich auch wol bloß Notar nennt. Unter dem vorerwähnten Propste Arnold geschah es übrigens, daß die Würde eines Kanzlers auf unbekannte Weise dauernd mit der Wyschehrader Propstei verbunden worden ist. Seit dieser Zeit standen dann der königl. Protonotar und der Kanzler in einem ähnlichen Verhältnisse, wie der jeweilige Kanzler des deutschen Königs zu dem Erzkanzler des Reiches, dem Erzbischofe von Mainz. Es konnte sich aber treffen, daß der Kanzler und der eigentliche Kanzleischef doch wieder in einer und derselben Person vereinigt waren. Das war der Fall, wenn der königl. Protonotar zum Propste von Wyschehrad und eben dadurch auch zum Kanzler befördert worden ist. Er blieb auch nach dieser doppelten Standeserhöhung der eigentliche Kanzleischef. In diesem Falle tritt er uns auch nach wie vor als Datar der Urkunden entgegen, während wenn der Protonotar der factische Kanzleischef war, der Kanzler nur noch in den Urkunden, welche in Prag ausgefertigt worden sind, oder bei besonderen Anlässen wie zur Erinnerung an den alten Brauch als Datar erscheint.

Die so gekennzeichneten Verhältnisse hatten auch unter den Regierungen der Könige Wenzel I., Ottokar II. und Wenzel II. Bestand. Als der leichtsinnige Kärntner Philipp auf den Stuhl des h. Rupert in Salzburg befördert ward, hatte er 1247 in der Wyschehrader Propstei zum Nachfolger Divisch. Dieser starb im Jahre 1254 und nun ward wieder ein Verwandter der königl. Familie, Wladislaw, Propst von Wyschehrad und Kanzler. Wenn man aber solche hochgeborne Persönlichkeiten zu der Wyschehrader Propstei befördert sieht, so läßt sich leicht denken, daß diese Pfründe nicht nur sehr einträglich gewesen ist, sondern auch so recht eigentlich bestimmt war, lieben Mutterköhnen mit reichlichen Mitteln und glanzvollem Anstand über die Jugendjahre hinwegzuhelfen. Wie seinerzeit Philipp gelangte auch Wladislaw noch zu Lebzeiten dieses sauberen Patrons zum Erzbistume Salzburg (1265), dessen Geschichte in dieser Zeit eines der traurigsten Beispiele hierarchischen Unsinns gewährt. Sein Nachfolger in der böhmischen Kanzlerschaft wie in der Wyschehrader Propstei war der frühere königl. Protonotar Peter, welcher gleichwol auch jetzt Kanzleischef verblieb und zwar nicht bloß unter Ottokar II., sondern auch zur Zeit des Brandenburgers Otto und Wenzels II., unter dem letzteren bis zum Jahre 1288. Peter verwaltete die Kanzlei thatsächlich bis zum Jahre 1273, dann begnügte er sich aber mit dem Kanzlertitel und überließ nach früherer Art die Führung der Kanzleigeschäfte wiederum Protonotaren. Protonotare aber unter der Regierung Ottokars II. waren außer dem genannten Peter: Wilhelm (1249—1262), Gotshall (1251—1265), Arnold (1255—1265), Ulrich (1258—1278), welche und andere deutsche Namen in der Zeit, nachdem die Přemysliden das erbliche Königthum erlangt haben, und mit den damit angenommenen Regierungs-

maximen, gar nichts Auffälliges bieten. Zu diesen ist dann noch in den letzten Jahren der Regierung Ottokars II. getreten ein Wälscher: Heinrich von Ifernja oder auch Heinrich der Italiker genannt, denn diese beiden Benennungen sind nur auf eine und dieselbe Person zu beziehen²⁾.

Als König Wenzel II. im Jahre 1283 die Regierung angetreten, erscheint als Kanzler, jedoch ohne wirkliche Beschäftigung in der königlichen Kanzlei, der vorhin erwähnte Peter, Propst der Wylschehrader Kirche. Sein nominelles Kanzleramt währte bis zum Jahre 1288. Etwa mit denselben Verhältnissen folgte ihm im Jahre 1289 nach Johann, der Stiefbruder Wenzels II., Sohn der Königin Kunigunt und des berühmten Witigonen Zawisch von Falkenstein. Daß das Kanzleramt nun nichts als ein bloßer Titel war, erkennt man deutlich in diesem Falle, denn der Kanzler war jetzt ein kleines Kind. Auch die Propstei war nichts mehr und nichts weniger als eine bloße Sinecure. Propst Johann starb aber im Jahre 1296. Die Protonotare waren es wieder, welche die Verwaltung der Kanzlei besorgten. Unter ihnen erscheint gleich beim Regierungsantritt des Königs der Inländer Welislaw, welchem wir auch schon in Urkunden Ottokars II. begegnen und auch nach dessen Tode erwähnt finden. Er ist wol identisch mit jenem Welislaw, welcher sich im Jahre 1279 Landesfürer (notarius terrae) und Wylschehrader Canonicus, im Jahre 1284 aber Protonotar des königl. Hofes und Prager Canonicus nennt, mit welchen genannten Canonicaten er seit 1285 auch ein Dmützer vereinigte. Welislaw versah aber das Protonotariat für Böhmen wie für Mähren bis zum Jahre 1286. Um diese Zeit wurde jedoch eine Theilung der Kanzlei vorgenommen; es gab eine böhmische und eine mährische Abtheilung und stand an der Spitze einer jeden ein Protonotar. Das Protonotariat der böhmischen Abtheilung verblieb auch jetzt bei dem genannten Welislaw, das der mährischen aber empfing der Propst Johann von Sabla, welcher zugleich Canonicus der Kirchen von Prag und Dmützer war.

²⁾ Zuletzt ist es Lorenz, Deutsche Geschichte I. 392 ff., welcher behauptet hat, daß über die Verschiedenheit des Heinrich von Ifernja und Heinrichs des Italikers kein Zweifel mehr bestehen könne. Man hat gesagt, daß die Persönlichkeit in der königlichen Kanzlei als Protonotar beschäftigt gewesen ist, während die andere so eine Art Privatdocent der Notars-Wissenschaft gewesen ist. Emler wird aber später den Beweis führen, daß wir es wirklich nur mit einer und derselben Person zu thun haben, eine Anschauung, welche Reproducent dieses vollkommen mit ihm theilt. Einstweilen bemerkte er bloß, daß aus den Formelbüchern dieser vermeintlich zwei Personen sich ergibt, daß in Urkunden für Wälsche Heinrich sich Henricus ab Isornia, in den Urkunden aber für Gegenden diesseits der Alpen Henricus Italicus nennt. Und solches kam sehr natürlich. In Böhmen und in den österreichischen Ländern wußte man genau, wer gemeint wäre, wenn Heinrich sich den Italiker nannte, besonders wenn er auch seinen Titel hinzuthat; denn es waren hier nicht so viele Italiener, daß Zweifel hätten entstehen können. Dagegen mußte in Italien der Ort hervorgehoben werden, aus welchem dieser Heinrich stammte, um ihn von anderen Italienern dieses Namens unterscheiden zu können. Ueberhaupt war aber damals sehr beliebt, sich nach dem Orte oder dem Lande seiner Herkunft zu benennen, eine Eigentümlichkeit, welche auch gegenwärtig noch beim gemeinen Volke vielfach Geltung hat. Die beiden wohlbekannten Formelsammlungen aber, von denen die eine dem Heinrich von Ifernja, die andere Heinrich dem Italiker zugeschrieben wird, sind jedoch nur ein Formularius, welcher bloß aus zwei Abtheilungen besteht: einem formularius diplomaticus und einem formularius epistolaris. Uebrigens hat sich das urkundliche Formelbuch nicht in der ursprünglichen von dem Notar selber besorgten Zusammenstellung erhalten, sondern in einer späteren Bearbeitung, wie von Emler an einem anderen Orte gezeigt werden wird.

Propst Johann, welcher bis zum Jahre 1303 lebte, bekleidete die Würde eines mährischen Protonotars bis zum Jahre 1297. Zur Zeit des Todes Wenzels II. (Juni 1305) aber uennt sich Protonotar von Mähren Heinrich Sturm, Canonicus von Prag, welcher mit noch einigen anderen geistlichen Personen und Herren vom Könige zu Vollziehern seines letzten Willens bestellt worden ist. Es hat nichts auf sich, wenn er bei dieser Gelegenheit von der Königsaalers Chronik nur notarius genannt wird und nicht protonotarius, weil es überhaupt mit den Beamtentiteln damals nicht so genau genommen worden ist.

In Böhmen verblieb, wie schon bemerkt worden, Welislaw Protonotar und zwar bis 1289. Am Schluß dieses Jahres gelangte aber zu diesem Amte Peter, ein Sohn Angelo's, und behielt es bis zum Jahre 1306, in welchem Jahre er Propst von Wyschehrad und also auch Kanzler des Königreiches ward. Sein Vater Angelo von Pontecorvo gehörte selber dem geistlichen Stande an und war Canonicus der Prager Kirche, nachdem seine Gattin Petrusa gestorben war. Peter aber erlangte zuerst eine Expectanz auf sein Canonicat beim Kapitel in Sadska, bereits unter dem Bischofe Johann, also vor Schluß des Jahres 1278. Neun Jahre später ward ihm diese Prähende wirklich zu Theil. Als ihm im Jahre 1289 das Protonotariat übertragen worden war, gelang es ihm noch folgende kirchliche Pfründen mit seiner Person zu vereinigen: ein Wyschehrader Canonicat im Jahre 1291, ein Prager in eben demselben Jahre, ein Breslauer im Jahre 1294 und ein Olmützer im Jahre 1296. In dem letztgenannten Jahre wurde er auch Pfarrer bei St. Peter in Brunn und als diese Pfarre am 7. März 1296 in eine Propstei verwandelt wurde, Propst dieser Kirche. Seit dieser Zeit schrieb er sich protonotarius regni ac praepositus Brunnensis (Protonotar des Königreiches und Propst von Brunn). Aber mit dieser Säufung geistlicher Aemter war es noch nicht genug, denn unser Protonotar wurde auch Canonicus in Alt-Bunzlau (1298) und nicht lange darnach das Gleiche in Krakau und Leitmeritz. Diese vielen kirchlichen Würden gestatten wol den Schluß, daß Peter eine sehr einflußreiche Persönlichkeit gewesen sein muß; man wählte ihn wahrscheinlich deshalb zu diesen Pfründen, um dadurch einen mächtigen Anwalt am königlichen Hofe zu gewinnen. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß da ein entschiedener Mißbrauch mit kirchlichen Beneficien getrieben worden ist, weil doch von einer Erfüllung der mit diesen geistlichen Würden verbundenen Pflichten keine Rede sein konnte. Für Peter waren alle diese Aemter nur Melkkühe, denen er übrigens im Jahre 1305 nach dem Tode des Propstes Ulrich auch die Propstei der Prager Kirche beigesellte. Und noch eine Propstei mußte wenn auch nicht mehr die Mittel so doch die Titel mehren helfen. Am 13. Jänner 1306 empfing er nämlich vom Papste die Erlaubnis, in seiner Person auch die Würde eines Propstes von Wyschehrad vereinigen zu dürfen, womit er dann nicht weniger Kanzler des Königreiches geworden. Die Einkünfte der Propstei verblieben jedoch dem Bischofe Peter von Basel. Eine derartige Anhäufung geistlicher Aemter erregte aber doch endlich den Gedanken, daß das weder anständig, noch schicklich, noch billig und gerecht wäre, wie es jedoch scheint erst dann, als Peter nicht mehr der alte einflußreiche Mann gewesen ist. Gegen Ende des Jahres 1306 war ihm nämlich aufgetragen worden, daß er außer den beiden Propsteien nur noch die Canonicate von Prag, Olmütz, Breslau und Sadska beibehalten, die Canonicate von Alt-Bunzlau, Leitmeritz, Wyschehrad und Krakau zurücklegen solle. Später (1311) ward Peter zum Bischofe von Olmütz befördert und ihm (1312) von dem Papste bewilligt, neben der bischöflichen Pfründe auch die vorgeannten 2 Propsteien und 4 Canonicate noch durch zehn Jahre behalten zu dürfen. Im folgenden Jahre (1313) gestattete ihm dann der päpstliche Stuhl, jene Propsteien und Canonicate, wenn er wolle, auch resigniren zu dürfen. Und merkwürdig! Trotz solch' unerhörtem Anhäufen von Einkünften starb der würdige Bischof Peter am 7. Juni 1316 in solcher Not, daß nicht genug zur Besorgung eines anständigen Begräbnisses hinter ihm verblieb. Das Kanzleramt hatte er wenigstens nominell bis zu seinem Tode beibehalten.

Zur Zeit als Peter Angeli das Amt eines Protonotars in Böhmen verfaß, demnach zwischen 1289–1306, waren Pröpste von Wyschehrad und also auch Kanzler der schon erwähnte Johan

bis August 1296, dann Peter von Aspelt, Bischof von Basel, seit Ende 1296 oder Anfang 1297 bis zum Mai 1306. Bischof Peter war geboren zu Aspelt im Lützelburgischen und empfing das Bistum Basel mittelst päpstlicher Provision vom 4. April 1289, ohne Zweifel auf Fürsprache des deutschen Königs Rudolf, dessen Arzt er war. Damal aber besaß er bereits die Propstei Bingen im Mainzischen, Canonicate in Trier, Mainz und Speier und Einkünfte noch von anderen Beneficien. Einige Jahre hindurch finden wir ihn nicht besonders erwähnt, erst bis er im Jahre 1296 nach dem Tode Peters des Reich auf den bischöflichen Stuhl in Basel gelangte und beinahe um dieselbe Zeit oder nicht viel später Propst von Wysshehrad wurde. Propst wurde er jedenfalls vor dem 1. April 1297, weil ihm damat vom Papste Bonifaz VIII. erlaubt worden ist, neben dem Bistume in Basel auch die Propsteien in Bingen, Trier und Wysshehrad, dann die Canonicate in Prag und Utrecht beizubehalten. Die Erlaubnis, diese Beneficien behalten zu dürfen, hatte Peter von Aspelt sich persönlich vom Rom geholt. Dort waren aber am 31. März auch Urkunden ausgefertigt worden, welche dem Könige Wenzel II. das Fleisheßen in der Fastenzeit gestatteten und nicht weniger die Erhebung eines Beitrages zur Bestreitung der Kosten der Krönungsfeierlichkeit von der böhmischen Geistlichkeit. Es scheint nun, daß Peter von Aspelt da bereits als böhmischer Unterhändler aufgetreten ist und nicht allein als Diplomat sondern auch als Arzt, dessen Rat und Hilfe dem schwachen und kränklichen Könige höchst notwendig waren. Auch änderte eben damat der böhmische Hof seine Politik gegenüber dem deutschen Reiche. Wenzel II. zog sich nämlich vom Könige Adolf zurück und neigte sich zu seinem Schwager, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, welcher hauptsächlich durch den böhmischen Beistand auf den deutschen Thron gelangte. Der Vertreter dieser Wendung in der böhmischen Politik war aber der Bischof von Basel, ein schon längst und diesmal ganz besonders ergebener Diener des Habsburgischen Hauses. Emler will aber³⁾ in dem Umfande, daß Peter von Aspelt Arzt war, eines der wichtigsten Motive zu seiner Berufung an den böhmischen Hof erblicken. Im Hinblick auf den Gesundheitszustand des Königs wird man nun dem auch leicht beistimmen können und sonach politische Gründe nicht allein als ausschlaggebend anzusehen haben. Der Ruf Peters als Arzt war im böhmischen Volke ein sehr großer, man traute ihm völlige Wunderkraft zu. Daher heißt es in der Allegorie „Streit der Seele mit dem Körper,“ welche im 14. Jahrhundert verfaßt worden ist, in einer Antwort, welche die Seele dem Körper gibt, der da hofft, daß die Weisheit des Arztes seine Tage verlängern werde: „Peter von Mainz, wohin kam er, der Meister, welcher die Arzneiwissenschaft kannte?“ Dem Peter von Aspelt, welcher später Erzbischof von Mainz geworden, wird darin gewissermassen der erste Platz unter den Ärzten der damaligen Zeit eingeräumt.

Von den einheimischen Quellen ist es zunächst die Königsaal Chronik, welche zuerst Peters von Aspelt gedenkt, und zwar in der Erzählung der Krönung Wenzels II. am 2. Juni 1297. Am folgenden Tage ward der Grundstein zur Kirche in Königsaal gelegt, auch da war Peter zugegen und verlieh am 4. Juni mit anderen Bischöfen und Erzbischöfen den Besuchern der neuen Kirche einen Ablass. Nicht lange aber nach der Krönung des Königs übernahm er die Leitung der böhmischen Kanzlei und erscheint zum erstenmal als Datar am 22. Juni 1297. Bischof Peter von Basel zog die ganze Verwaltung der Kanzlei an sich. Dieselbe bestand jetzt aus einer böhmischen, mährischen und polnischen Abtheilung, allein die Prototypen gaben keine Urkunden unter Einfügung ihres Namens heraus, sondern nur im Namen Peters. Auch wenn dieser außerhalb Böhmens sich befand, erscheint kein Protonotar als Datar, sondern es wird in diesem Falle gar niemand als solcher benannt. Das war namentlich in den Jahren 1303 und 1304 der Fall. In den Urkunden aus den Monaten Mai und September

3) Im Gegensatz zu Jul. Heidemann, Peter von Aspelt u. s. w. Siehe Mittheilungen, XIV. Piter. Beil. S. 46.

des letzteren Jahres kommt Peter noch als Datar vor, in späteren Urkunden Wenzels aber nicht mehr, jedoch auch kein anderer Kanzleibeamter. Die politischen Verhältnisse, namentlich die Feindschaft zwischen Wenzel II. und Albrecht I., dann die Rücksicht auf seine Stellung als Bischof legten ihm Vorzicht auf. Peter hielt sich auch zu dieser Zeit in seinem Bischofsitze und nicht am böhmischen Hofe auf. Selbst nach dem Tode Wenzels II. legte er den Titel eines böhm. Kanzlers nicht ab, sondern schrieb sich, nachdem die Agenda der Kanzlei bereits von Peter Angeli wieder besorgt wurde, noch immer in Baseler Urkunden Kanzler des Königreiches Böhmen und zwar bis in den Mai des Jahres 1306. Er war freilich im Hinblick auf seinen Charakter als Propst von Wylschehrad dazu vollkommen berechtigt.

Im November 1306 auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz erhoben griff Peter von Aspelt noch zweimal in den Jahren 1309 und 1310 entscheidend in das Schicksal unseres Landes ein. Seine Stellung aber und die Peter Angeli's wird gewöhnlich so aufgefaßt, als ob wir es hier nur mit einer Person, genannt Peter von Aspelt, zu thun hätten. Auch der Biograf dieses, Julius H e i d e m a n n, versteht die Sache nicht anders. Allein es ist gewis, daß wir zwei Kanzleichefs des Namens Peter anzunehmen haben, und weist Emler zur Begründung seiner Anschauung auf folgende Umstände hin:

1. In zahlreichen Urkunden Wenzels II. aus den Jahren 1289–1297, worin der Protonotar Peter als Datar vorkommt, geschieht auch keine Erwähnung, daß dieser Peter Propst von Trier oder von Bingen war; dagegen erscheint neben dem Protonotars-Titel häufig der Charakter eines Canonicus, zuerst von Wylschehrad, dann auch von Prag oder beides und nebstdem der Titel eines Canonicus von Breslau. Wie aber Peter Angeli Propst in Brünn geworden, werden die Canonicatstitel fallen gelassen und nur von dem Propsttitel Gebrauch gemacht. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß er sich in den früheren Jahren mit den Canonicatstiteln begnügt haben würde, wenn er bereits Propst von Trier und Bingen gewesen wäre.

2. Peter Angeli empfing die Pfarrei zu St. Peter in Brünn, welche durch seine Bemühung und die Fürsprache Wenzels II. zur Collegiat-Kirche erhoben worden ist. Er war auch der erste Propst derselben. Damal nannte Peter sich auch Canonicus von Olmütz und königl. Protonotar. Bei Peter von Aspelt dagegen ist unerfindlich, daß er auch Canonicus von Olmütz gewesen.

3. In der Urkunde Wenzels II. vom 22. Juli 1297, womit derselbe den Nonnen in Tischnowitz das Patronat über die vorgenannte Collegiat-Kirche zu St. Peter in Brünn schenkt treten uns der Protonotar Peter und der Kanzler Peter als vollkommen verschiedene Personen, entgegen. Der Protonotar und Propst Peter ist es, auf dessen Bitte der König die Schenkung gewährt, der Bischof von Basel, Propst von Wylschehrad und Kanzler des Königreiches Böhmen Peter ist es aber, durch dessen Hand der König die Schenkung zum urkundlichen Vollzug bringen läßt.

4. Nachdem der Bischof Peter von Basel sich schon häufig in den Urkunden als Kanzler unterzeichnet, nennt sich der Protonotar Peter noch auch Canonicus von Alt-Bunzlau; so in einer Urkunde vom 24. April 1298.

5. Es ist vorhin erwähnt worden, daß Peter Angeli im Besitze von acht Canonicaten gewesen, bei deren Mehrzahl sich nachweisen läßt, daß er dieselben bereits als Protonotar innegehabt. Wäre aber der Protonotar Peter mit dem Bischofe Peter von Basel eine und dieselbe Person, so müßte sich in den päpstlichen Urkunden, welche dem Baseler Bischof die Verbeihaltung anderer kirchlicher Beneficien gestatten, mindestens ein Widerspruch mit den obigen Thatfachen finden.

Weil aber der Protonotar Peter vom J. 1298 an in den Urkunden nicht noch genannt wird, so könnte man leicht zu dem Glauben verleitet werden, daß der Protonotar Peter, welcher wieder unter Wenzel III. Urkunden unterzeichnet, dann Propst von Prag und im J. 1306 auch Propst von Wylschehrad wurde, eine andere Person ist als jene, welche bis zum J. 1298 erwähnt wird. Es kann jedoch glücklicher Weise ganz bestimmt nachgewiesen werden, daß wir

es bloß mit einer einzigen Person zu thun haben. König Wenzel III. bestätigte nämlich am 10. Jänner 1306 der Propstei St. Peter in Brunn bezeichnete Rechte in der Art, wie sie zur Zeit des Propstes Meisters Peter Protonotars, nun Propstes der Prager Kirche bestanden.

Schließlich wurden von dem Vortragenden noch folgende Dinge berührt. Die königl. Kanzlei bestand unter Wenzel II. außer einer böhmischen und mährischen Abtheilung auch aus einer für polnische Angelegenheiten. Wir ersehen das aus einer Urkunde vom 8. November 1292, worin sich als Datar nennt „Heinrich Protonotar über Krakau und Sandomir;“ daß es auch später so gewesen, ist im Hinblick auf die eigenthümlichen polnischen Verhältnisse nicht zu bezweifeln. Personen, welche besonders diese Verhältnisse gekannt haben, sind in der königl. Kanzlei verwendet worden. — Ganz unbestimmt sind noch die Kanzlei-Verhältnisse unter König Rudolf und Heinrich von Kärnten.

Die vorstehenden Ausführungen des Herrn Archivars Emler sind gewis geeignet, Spannung auf dessen größere Arbeit über die Kanzlei der böhmischen Herrscher hervorzurufen. Es mag dann hinzugefügt werden, daß in der wichtigen Urkunde Wenzels II. für die Stadt Brunn vom 13. März 1292 (Emler, Regg. n. 1569) die Bestimmung getroffen ist, daß die alljährlich erwählten Stadt-Geschworenen dem Könige oder dessen Protonotar, eventuell dem Kammerer als vertrauenswürdige und geeignete Männer nachgewiesen oder präsentirt zu werden haben.

Matth. Pangerl.

Josef Emler: Rukověť chronologie křesťanské zvláště české. Potřebná pomůcka pro archiváře, dějepisce, duchovní, soudce a advokáty. (Handbuch der christlichen Chronologie mit besonderer Rücksicht auf Böhmen. Unentbehrliches Hilfsmittel für Archivare, Geschichtsschreiber, Geistliche, Richter und Advocaten.) Prag, 1876.

Der ungeheure Aufschwung, welchen die Durchforschung der mittelalterlichen Geschichte seit einem halben Jahrhundert genommen, hat sich auch auf die mittelalterliche Zeitrechnung erstreckt und zuletzt als vornehmste Leistung das Handbuch der historischen Chronologie von H. Grotefend zu Tage gefördert (1872.). Im Jahre zuvor waren im Programm des Stifts-Gymnasiums in Metten (Baiern) die recht fleißig gearbeiteten „Hauptpunkte der geschichtlichen Entwicklung und Begründung der christlichen Zeitrechnung“ von dem Benedictiner Amand Meyer erschienen, hat jetzt B. M. Lersch ein „Ewiges Calendarium“ herausgegeben und ist im 82. Bande der Sitzungsberichte der Wiener Akademie die wichtige Abhandlung über „die Vorgeschichte der Gregorianischen Kalenderreform“ von Ferd. Kaltenbrunner veröffentlicht worden. Ja sogar der weltberühmte „Lahrer hinkende Bote“ hat Anno 1871 seinen Lesern eine sittreffliche Standrede über's Kalendermachen gehalten und solche mit gar ergößlichen Abbildungen versehen. Solche Kalenderforschungen sind auch nicht ohne Einfluß auf Böhmen geblieben, wie die hier angezeigte Arbeit von Emler beweist. Soll die Bedeutung dieses Werkes kurz charakterisirt werden, so müßten wir es den českischen Grotefend nennen. Zwar hat die českische Literatur schon seit 1829 einen von Fr. Palacky verfaßten „Altböhmischen allgemeinen Kalender“ besessen, allein selber war bereits in mehrfacher Beziehung unzureichend. Der českische historische Verein hat daher Frn. Archivar Emler beauftragt, ein neues chronologisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf Böhmen zu verfassen. Die Geschichtsforschung hat damit ein Hilfsmittel gewonnen, welches um des letzteren Umstandes willen auch von deutscher Seite dankbar begrüßt zu werden verdient. Im Allgemeinen behandelt es natürlich dieselben Gegenstände, welche in jedem chronologischen Handbuch von Brauchbarkeit zu finden sind, wobei dann die in Böhmen vorkommenden Abweichungen hervorgehoben und die besonderen Eigenthümlichkeiten hinzugefügt werden. Zu den letzteren hätte z. B. auch das Fest des h. Zwan gehört, auf welches jedoch ich in Emlers Handbuch keine Rücksicht genommen finde. Ich schliese daraus, daß Emler den Namen des sel. Zwan in den alten Calendarien nicht vorgefunden hat. Daraus

würde zu folgern sein, daß man im Mittelalter den sel. Iwan in Böhmen als Heiligen nicht verehrt hat. Einen Beweis, daß man selbst im 13. Jahrhundert in Böhmen von einem h. Iwan noch nichts gewußt hat, habe ich übrigens schon anderwärts ebenfalls gefunden. Der h. Iwan wäre demnach eine Erfindung späterer Jahrhunderte und die Iwans-Legenden eitle Nachwerke. Wenn dem aber so ist, was ich vielleicht an einem andern Orte näher ausführen werde, dann wird der sel. Iwan sich als eine sagenhafte Fortbildung der Legende St. Johannes des Täufers herausstellen. Iwan ist übrigens nur der kroatische Johann, Johann Bapt. aber scheint bei den Kroaten in hoher Verehrung gestanden zu sein. Heißt doch ihm zu Ehren auch der Monat Juni Zivancał. Bemerkenswert ist, daß die Kirche zu St. Johann unter dem Felsen, an welche die Iwans-Legende anknüpft, eben dem „Kufenden in der Wüste“ geweiht ward und daß in neueren Kalendern Iwan auf den 25. Juni angelegt ist. Auf den 24. Juni fällt ja Johann d. T.; dann ist der Iwan der altslawischen Legende ein kroatischer Prinz, sein Aeußeres aber und seine Lebensweise im Wesen von dem nicht verschieden, was die h. Schrift von dem Einsiedler am Jordan erzählt.

s. l.

Josef Emler: Ein Bernaregister des Pilsner Kreises vom Jahre 1379. Sonderabdruck aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften, 6. Folge 8. Bd. Prag, 1876.

Weil eine genaue Kenntnis der Verfassungs- und öffentlichen Zustände eines Landes hauptsächlich geeignet sein wird, ein richtiges Verständnis der Geschichte dieses Landes zu ermöglichen, so können wir jede einschlägige Publication nicht anders als mit warmer Theilnahme begrüßen. Die in Rede stehende Publication des Hrn. Archivars Emler bildet aber einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis des mittelalterlichen Steuerwesens in Böhmen, eines Gegenstandes, welcher noch sehr wenig erforscht ist, da er doch sonst alle Beachtung verdiente, weil der Geldsack in der mittelalterlichen Gesellschaft eine nicht minder bedeutende Rolle gespielt hat als heutzutage und wol auch immer spielen wird. Das Wort „Steuer“ (steura) war nun wol schon im 13. Jahrhundert im Gebrauche und verstand man darunter wol überhaupt auch alle Abgaben an den König. Dann verstand man darunter jene besondere Steuer, welche von allem Grund und Boden, dann von den Mühlen, von den Handwerken und Wirtshäusern erhoben wurde und sonach einige Aehnlichkeit mit unserer Grundsteuer hat. Allein von dieser unterscheidet sie sich wieder darin, daß sie nicht regelmäßig wiederkehrte und mancherlei Ausnahme von derselben geknattet war. Sie ward nämlich nur erhoben anlässlich einer Königskrönung, der Verheiratung einer Königstochter u. s. w. Auch war ihre Höhe nicht immer dieselbe. Unter den Königen Johann und Karl war sie gewöhnlich mit einem halben Schock von einem Bauerngute bemessen. Die Berna oder allgemeine Sammlung (collecta generalis), wie man diese Steuer genannt hat, traf dann zumeist den Bauer und Städter, also diejenigen Volksklassen, welche Zins zahlten. Der Adel stand aber in keinem Zinsverhältnisse, folglich zahlte er von Gütern, welche er selber bewirtschaftete oder für seinen Unterhalt bewirtschaften ließ, keine Berna. Sobald er aber das Gut emphyteutisch vergab, also zinsbar machte, ward es auch bernapflichtig. Um so mehr drängte sich der Adel zu dem einträglichen Amte des Berna-Sammlers. Die Erhebung der Berna war aber sehr primitiv und jedenfalls so beschaffen, daß von gewissenlosen Sammlern (bernici, borei) der König ebenso wie die Berna-Pflichtigen betrogen werden konnten. Das Steuererheben konnte unmöglich ein ritterliches Geschäft vorstellen; folglich darf man schließen, daß es recht gewinnbringend gewesen sein muß, weil sonst sich nicht so hochadelige Herren damit befäßt haben würden. Stand doch an der Spitze der Berna-Sammler im Pilsner Kreise im J. 1379, aus welchem das von Emler veröffentlichte Berna-Register datirt, der Herzog Heinrich von Brieg! Ihm zur Seite sieben Personen aus dem Herren- und Ritterstande, dann ein Prager Bürger und ein königl. Protonotar. Wie eine solche Berna-Commission vorging, was sie leistete und kostete, wird uns von dem Herausgeber

des Pilsner Berna-Registers in einer Einleitung ziemlich ausführlich, und was noch mehr gilt, mit entsprechenden Belegen auseinander gesetzt. Für einen zukünftigen Forscher auf diesem Gebiete sei bemerkt, daß auch Emler Regg. n. 520 et 1719, welche dem Referenten eben zufällig bekannt geworden sind, als Belege werden verwendet werden können. Das Pilsner Berna-Register aber ist nachweisbar bis jetzt das einzige, welches sich von den tausenden der Berna-Register, welche einst vorhanden gewesen sein müssen, aus der Zeit vor dem 17. Jahrhunderte erhalten hat. Wir müssen für die Veröffentlichung desselben, welches auch für die historische Topografie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung hat, dem Herausgeber den besten Dank zollen. s. 1.

Dr. Johann Loserth: Die Krönungsordnung der Könige von Böhmen. Aus dem 64. Bande des Archivs für österreichische Geschichte besonders abgedruckt. Wien 1876.

Als vor fünf Jahren die „Fundamentalartikel“ auf der Tagesordnung standen, wurde von Freunden mittelaltarlischen Ceremonienwesens bereits ernstlich daran gedacht, die böhmische Krönungsordnung zum Gegenstande tiefsinniger Betrachtungen und Studien zu machen. Denn die Sache schien damals viel praktisches Interesse zu bieten; vorliegende Abhandlung will aber ihren Gegenstand bloß als rein antiquarischen angesehen und behandelt haben. Es ist ihr vornehmlich darum zu thun, den Nachweis zu liefern, daß seit der Zeit, als in Böhmen von einem Krönungsceremonial überhaupt gesprochen werden kann, dasselbe französischen Ursprungs ist. Der Nachweis ist als vollkommen hergestellt zu betrachten. Der in allen Dingen methodische Karl IV. ist es aber gewesen, welcher dasselbe eingeführt. Vor Karl IV. kann von einem Krönungsceremonial keine Rede sein. Wo kann nachgewiesen werden, daß in der ältesten Zeit die Thronbesteigung der böhmischen Regenten nach gewissen Formeln und mit Bewahrung überlieferter Gebräuche erfolgte, aber es ist eben so sicher, daß seit jenen Tagen, als den Fürsten Böhmens die königliche Würde durch Gunst der Beherrscher Deutschlands zu Theile geworden ist, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts kein bestimmtes Ceremonial vorhanden war, nach welchem bei der Krönung vorgegangen wurde. Die Handlung verlief, soweit die Quellen Aufschluß geben, in jedem einzelnen Falle anders; namentlich die Krönung Wenzels II., über welche wir sehr gut unterrichtet sind, bietet gar keine Anhaltspunkte, welche auf ein bestimmtes schriftliches Ceremonial schließen lassen. Dem Mangel in dieser Beziehung hat nun Karl IV. für alle folgende Zeit gründlich abgeholfen. Mit unwesentlichen Aenderungen hat sich nämlich seine Krönungsordnung bis in dieses Jahrhundert erhalten. Daß aber Karl nach dem französischen Muster gegriffen, ist den vielen Beziehungen, in denen dessen Haus zu den französischen Herrschern stand, gar nicht zu verwundern. Auch war Karl wie sein unruhiger Vater nicht wenig für französisches Wesen eingenommen. Wenn aber Karl die französische Krönungsordnung nach Böhmen verpflanzt hat, so geschah das nicht durch eine einfache Kopirung, sondern auch mit einigen Abänderungen, welche durch die localen Verhältnisse bedingt waren. Indeß erscheint dabei die böhmische Krönungsordnung viel kürzer und präciser gefaßt als die französische, wie sich die letztere im Laufe des 14. Jahrhunderts entwickelt hat. Für die französische Krönungsordnung und deren Entwicklung sind übrigens die Vorgänge bei den Krönungen Karls des Kahlen in Metz im Jahre 869 und Ludwigs des Stammers in Compiègne im Jahre 877 ganz besonders maßgebend geworden. So sind also in dieser, für das Mittelalter allerdings sehr wichtigen Beziehung auch die Einrichtungen der Karolinger von Bedeutung geworden. Wir müssen dem Verfaßer freundlichen Dank sagen für seinen uns Böhmen insbesondere interessirenden Beitrag zu dem Kapitel der Krönungen; sonst meint freilich der Referent und zwar im Hinblick auf den Entwicklungsgang des öffentlichen Rechtes und aller Civilisation überhaupt, daß mindestens im westlichen Europa die Zeit, in welcher Krönungen nach mittelalterlichem Zuschnitt und mit mittelalterlichen Antiquitäten als etwas Praktisches und daher Notwendiges zu betrachten waren, für immer vorbei ist.

Q. C. A.

Dr. M. Bachmann: Johannis Rabensteinensis dialogus. Archiv für österr. Geschichte. 54. Bd. S. 351—402.

Den Forschern auf dem Gebiete der Geschichte Böhmens ist der von Bachmann herausgegebene „Dialogus“ nicht unbekannt. Palacky hat ihn benützt und seinen Lesern ist er sicher nicht entgangen, der böhmische Historiograph hat ihn in der 2. Abteil. des 4. Bd. seines Werkes in deutscher Uebersetzung wenigstens dem Hauptinhalte nach mitgeteilt; sodann findet er sich in dem „Königtume Georgs von Podiebrad“ von M. Jordan, Leipzig 1861, abgedruckt. Dieser und Palacky kannten bloß eine Handschrift der Universitätsbibliothek in Breslau, nun hat sich aber in einer andern Handschrift derselben Bibliothek eine zweite Abschrift vorgefunden, welche sich durch einen weit correcteren Text auszeichnet. Bachmann hat die letztere Handschrift seiner lateinischen Originaltextausgabe des „Dialogus“ zu Grunde gelegt, sie mit der des 1. Codex sorgfältig verglichen, die abweichenden Lesarten mitgeteilt und den Text mit erläuternden Anmerkungen versehen. Für seine Mühe und Sorgfalt sprechen wir dem Herausgeber unsern wärmsten Dank aus, hat er uns doch den correcten Text eines dem 15. Jahrhunderte angehörigen schriftlichen Denkmals geliefert, das für die Geschichte Böhmens von nicht unbedeutendem Werte ist. Der Dialog wurde zu Anfang des Jahres 1469 von Johann von Rabenstein, Propst von Wyschehrad, verfaßt, er gewährt uns Einblicke in die damaligen religiösen Anschauungen, in das Entstehen des Herrenbundes und in die Geschichte jener Zeit.

Dr. G. B.

Dr. Alfred Voltmann: Deutsche Kunst in Prag. Ein Vortrag gehalten zu Prag am 25. November 1876. Leipzig, 1877.

Die Frage, was in der künstlerischen Erscheinung der Stadt Prag deutsch ist, beantwortete der Vortragende dahin, daß es beinahe Alles ist. Denn erstens ist hier überhaupt Grund und Boden deutscher Kunst, seit es in Prag eine Kunst gegeben. Zweitens fanden zwar auch mehrfach andere Einflüsse statt, diese aber wurden dann von Deutschland her übermittelt. Drittens hatte aber von diesen fremden Einflüssen nur das, was sich Deutschland auch sonst zu eigen machte, hier Bestand. Voltmann hat dann diese Anschauungen, soweit das innerhalb des Rahmens eines anderthalbstündigen Vortrages möglich war, im Näheren begründet. Seitdem ist dieser Vortrag im „Tagesboten aus Böhmen“ und nunmehr auch als Brochure erschienen. Abgesehen von dem materiellen Inhalt, an dem kaum Jemand etwas auszusetzen haben wird, welcher Thatsachen und darauf fußende Urtheile anzuerkennen jederzeit bereit ist, hat der Vortrag ein gewisses zeitgeschichtliches Interesse gewonnen. Der Gegenstand des Vortrages überhaupt, dann wol vornemlich die Constatirung der Thatsache, daß die nationalen Kämpfe seit Wiederaufleben eines freiheitlichen Lebens in Oesterreich der Entfesselung künstlerischer Kräfte in Prag nicht günstig sein konnten, ganz insbesondere aber der Hinweis auf den Zusammenhang Zitel's, des Erbauers des böhmischen Theaters, mit der deutschen Kunst, gaben nämlich Männern, welche in Verneinung alles deutschen Wesens bereits an der äußersten Gränze angelangt sind, den erwünschten Anlaß, wieder einmal in ihrer Weise gegen das Deutschtum zu demonstrieren und demonstrieren zu lassen. Es wird niemand zu behaupten wagen, daß diese Demonstrationen dem böhmischen Volke irgend einen Nutzen gebracht haben. Dagegen haben dieselben unwiderleglich bewiesen, daß jene erklärten Gegner des Deutschtums in Böhmen nicht einmal mehr das, was wissenschaftlich feststeht, gelten lassen wollen, sobald sie von demselben vermeinen, daß es mit ihren Anschauungen im Gegensatze steht oder gar dem Ansehen derselben irgendwie abträglich werden könnte. Mit solchem Terrorismus kann sich nimmer ein wahrhaft wissenschaftliches Leben vertragen und unsere Volksgenossen dürfen sich demselben nimmer beugen, wofern sie auf nationale und geistige Selbstständigkeit auch weiterhin Ansprüche erheben wollen. Es hat sich übrigens bei dieser Gelegenheit auch wieder einmal deutlich gezeigt, wie die Ge-

genwart leider sehr geneigt ist, sich von Schlagworten beherrschen und bethören zu lassen. Als in jenem Prager Blatte, welches nicht müde wird, die Deutschen immer wieder als die ärgsten Feinde der Tschechen hinzustellen, dieselben auf alle Weise zu verhöhnern, ihre Sprache als das gefährlichste Bildungsmittel zu charakterisiren, was aber nicht hindert, daß das Blatt nun schon seit Jahren in dieser tödtlich verhassten Sprache erscheint, als wie gesagt in der „Politik“ mit den „provocatorischen Vorträgen“ gewissermaßen das Signal zu den erwähnten Demonstrationen gegeben worden, da hat dieses Schlagwort richtig auch auf deutscher Seite vielfach gekündet und sich festgesetzt, weil man verächtelt hat oder zu bequem gewesen ist, den im „Tagesboten“ gebotenen Vortrag aufmerksam zu lesen und sich selber ein Urtheil über die Sache zu bilden. Eine derartige gedankenlose Aneignung eines Schlagwortes aus gegnerischem Lager kann nicht genug geübt werden, sondern es prüfe und urtheile jeder wo möglich selber. Wer das thut, wird dann auch die neulichen Auslassungen des Hrn. Ministerial-Secretärs Nybicka in Wien in rechter Weise zu würdigen wissen und sehen, wie auch dieser Herr, welcher im Hinblick auf den Woltmann'schen Vortrag an Wien für Prag Revauche genommen, gut sich auf jenen Kunstgriff zu verstehen scheint, darin bestehend, von der Bezeichnung „cechisch“ nicht zu lassen, wo sie unzweifelhaft berechtigt ist, dort aber „böhmisch“ zu gebrauchen, wo deutsche Art aus Böhmen entweder selbstständig austritt oder mehr minder bedeutend mitspielt.

Q. C. A.

Historische Abhandlungen in den zu Ende des Schuljahrs 1875—6 herausgegebenen Programmen der deutsch-böhmischen Mittelschulen.

Nachdem von den 33 deutschen Mittelschulen Böhmens bloß 20 Lehranstalten die am Schluß des Schuljahrs 1875—6 herausgegebenen Programme dem deutschen Obergymnasium der Kleinside in Prag übermittelten, die Directionen der 13 übrigen Schulen aber, von denen allerdings der größere Teil keine Jahresberichte veröffentlicht haben wird, ihrer Verpflichtung, ein Exemplar der Schwesteranstalt zuzusenden, nicht nachgekommen sind, so wird man sich kaum wundern, daß die Mittelschuldirectionen von der früheren löblichen Gepflogenheit abklamen, ein Exemplar ihrer Jahresprogramme dem deutsch-historischen Vereine einzuschicken, kaum daß die eine oder die andere Schule heuer ein solches dem genannten Vereine zukommen ließ.

Sieben von den mir vorliegenden 20 Programmen enthalten Abhandlungen historischen Inhalts, ganz gewiß ein günstiges Verhältnis der geschichtlichen Arbeiten zu den aus andern wissenschaftlichen Gebieten. Freilich ist nicht zu leugnen, daß der Historiker, und mag er in dem entlegensten Städtchen des Landes seinen Wohnsitz haben, in der glücklichen Lage ist, die Programmliteratur, zu deren enthuftastischen Lobrednern ich keineswegs zähle, mit dankenswerten Arbeiten zu bereichern, welche das lebhafteste Interesse seiner Fachgenossen und in fast noch höherem Maße das seiner Mitbürger gewinnen können. Um diese und jene mit solchen Abhandlungen zu erfreuen, muß er sich zuerst klar machen, welche Aufgaben er in dem Orte, wo seine amtlichen Obliegenheiten ihn festhalten, zu lösen im Stande ist. Er wird sich erstlich kein zu umfassendes Thema wählen, um sich nicht wie der Verfasser jener Programmarbeit lächerlich zu machen, welcher in dem engen Rahmen, den ihm der Jahresbericht einräumte, die ganze Geschichte Griechenlands auf 14 Quartseiten erzählte; er wird sich aber zweitens auch nicht die Aufgabe stellen, irgend einen Teil der Geschichte seiner Bearbeitung zu unterziehen, zu deren Durchführung ihm die Hilfsmittel fehlen. Einen beliebigen Abschnitt, dem unermesslichen Gebiete der Geschichte entnommen, mit Zuhilfenahme zweier oder mehrerer Handbücher in die eigene Darstellungsweise umzugießen, verlangt gewiß keine anstrengende Mühe, fördert aber auch nicht im geringsten die Wissenschaft, und längst Bekanntes, wie es nicht selten der Fall ist, in Programmen neuerdings den Lesern darzubieten, da ist es doch wahrlich schade, um die verbrauchte Druckerwärze. Stehen aber auch dem Lehrer der Geschichte an der Mittelschule eines Landstädtchens weder reiche Büchersammlungen, noch die Schätze von Hof-, Staats- und

Landesarchiven zu Gebote, so vermag er dennoch Anerkennenswerthes zu schaffen, wenn er sich bescheidet, seine Forschungen auf ein eng begrenztes Gebiet einzuschränken. Die in seiner Nähe befindlichen Kloster-, Pfarr- und Stadtarchive bieten in vielen Fällen ein noch unbekanntes und reiches Material, welches zu einer Geschichte des Klosters, der Stadt, ihrer Verfassung, dieser oder jener Handwerkerzunft, oder zu einer kunsthistorischen Erörterung dieses oder jenes hervorragenden Gebäudes verwertet werden kann; in den Archiven benachbarter hochadeliger Familien sind gewiß ebenfalls noch manche ungehobene Schätze aufzuspüren, welche für die Geschichte dieses oder jenes altberühmten Geschlechtes verarbeitet werden könnten und manche Partie der Landesgeschichte aufhellen würden. Diejenigen, welche ihren Forschungstrieb und ihre Arbeitskraft auf den ange deuteten Gebieten verwerten, können des Danks ihrer Fachgenossen versichert sein, ihren Arbeiten, welche die Wissenschaft fördern, würde als wertvollen Bausteinen die Anerkennung nicht versagt bleiben.

Nach dieser viel zu weiten Abschweifung gehe ich zu der Anzeige der erwähnten Programmataufsätze.

1. **J. John**: Ueber den Begriff „Geschichte“, didaktische und pädagogische Folgerungen (im 3. Jahresberichte der deutschen Staats-Realschule in Pilsen). Der Liebe und der Begeisterung des Verfassers für seinen Lehrgegenstand, welche in dieser kurzen Abhandlung zu Tage treten, soll die Anerkennung nicht vorenthalten bleiben; ein Anfänger im Lehramte wird sie nicht ohne Nutzen lesen, das darf ihn jedoch von dem eingehenden Studium des Organisations-Entwurfes durchaus nicht abhalten, der leider viel zu wenig von den jüngern Lehrern studiert zu werden pflegt.

2. **Franz Hübler**: Die Reformen Diocletians und Constantins des Gr. im römischen Reiche (im 4. Jahresbericht des l. l. Real- und Obergymnasiums in Reichenberg). Der Verfasser gibt uns im vorliegenden Programme bloß die erste, die Reformen Diocletians behandelnde Abtheilung, die zweite reicht bis zu Constantins Alleinherrschaft, die Darstellung seiner Reformen wird wol später nachfolgen. Von Quellschriften benützt er Lactantius, Ammianus und Eusebius; außer Tillemont und Gibbon hat er noch etliche bis in die jüngste Zeit herabreichende Hilfsbücher zu Rate gezogen, deren Zahl er noch vermehren können hätte. Wer mit dem vom Verfasser behandelten Gegenstand nicht vertraut ist und die in das Verfassungsleben des römischen Kaisertums tief einschneidenden Veränderungen Diocletians kennen lernen will, wird die wenige Druckseiten einnehmende Abhandlung Hüblers nicht ohne Befriedigung lesen.

3. **Fr. Knothe**: Ferdinands I. Bemühungen die Länder der ungarischen Krone für Oesterreich zu erwerben (im 5. Jahresbericht des l. l. Realgymnasiums in Prachatitz). Der Verfasser nennt weder eine Quellschrift noch ein Hilfsbuch, welche er bei seiner Arbeit benützte. Diese Unterlassungssünde sei ihm vergeben, kommt doch der Leser bald genug zu der Ueberzeugung, daß der Verfasser selbständigen Forschungen mit rührender Mänglichkeit aus dem Wege gieng und mit Benützung etlicher Hilfsbücher eine Arbeit lieferte, welche längst Bekanntes wieder erzählt.

4. **J. N. Lusenberg**: Die europäische Krise um die Mitte des 18. Jahrhunderts (im 4. Jahresbericht des l. l. Obergymnasiums in Landstron). Bekanntlich lassen die neuesten archivalischen Forschungen eines Arneht, Beer, Ranke, Schäfer, denen sich in Wälde auch Grünhagen beigefellen dürfte, jene nach dem Aachner Frieden eingeleiteten und mit dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges zum Abschluß gekommenen diplomatischen Verhandlungen, die dem bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts geltenden politischen Systeme sein Ende bereiteten und neue Allianzen zu Tage förderten, in einem ganz andern Lichte erscheinen, als sie noch vor einem Decennium betrachtet wurden. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, auf Grund der erwähnten Forschungen ein Bild der österreichischen Politik zu entwerfen, welche von 1748—1756 befolgt wurde. Daß dieses in Umrissen entworfene Bild dem Kenner der Schriften der ge-

nannten Männer nichts Neues biete, bedarf kaum der Erwähnung und lag auch nicht in der Absicht Lufenbergers.

5. **J. Schwarz:** Herzog Friedrich II. der Streitbare von Oesterreich in seiner politischen Stellung zu den Hohenstaufen und Přemysliden (Programm des k. k. Obergymnasiums zu Saaz). Der diesjährige Jahresbericht bringt den ersten Teil der Abhandlung, welcher die Zeit von des Herzogs Regierungsantritte bis zu seiner Absetzung, von 1230—1236, umfaßt. Mit Zugrundelegung des gedruckten Quellenmaterials in Böhmers Fontes, in den Mon. Germ. u. s. w. hat der Verfasser eine fleißige und lesenswerte Arbeit geliefert, deren Wert erst dann gewürdigt werden kann, bis die Abhandlung vollendet vorliegen wird.

6. **S. Möbier:** Ueber die Beziehungen der Luxemburger zu den Habsburgern bis zum Tode Kaiser Karls IV.; bis zur Großjährigkeitserklärung des Herzogs Albrecht V., 1411; bis zum Tode des Kaisers Siegmund (in den Programmen des k. k. Obergymnasiums zu Böhm.-Leipa 1871, 1874 und 1876). Die mannigfach verschlungenen Interessen der Habsburger, Wittelsbacher und Luxemburger; ihre Kämpfe, in welchen die Anjou in Ungarn, die Pfaffen in Polen wiederholt eingriffen; die wechselreichen politischen Parteilstellungen, welche schließlich doch nur von dem Gedanken der Bildung eines mächtigen Reiches im Osten getragen wurden, ohne daß die Hauptpersonen sich immer klar bewußt gewesen wären, daß sie die Vorkämpfer dieser Idee seien, hat vor länger denn zwei Jahrzehnten meine volle Teilnahme in Anspruch genommen; ich faßte den Voratz, den Zeitraum von 1308—1437 einem eingehenden Studium zu unterziehen. Den Schwierigkeiten, welche sich der Durchführung einer solchen Aufgabe entgegenstellten, war ich mir wol bewußt. Daß die Archive Wiens zu durchforschen seien, daß reichs Material in Böhmen, Polen, Ungarn, Baiern u. s. f. zu heben wäre, davon war ich ebenso überzeugt, als daß die Ausführung des Vorhabens, wie es mir vorschwebte, ein volles Menschenleben in Anspruch nehmen könne. Meine Versetzung als Lehrer in ein an den Marken unseres Vaterlandes liegendes Städtchen bemüßigte mich meinen Studien bescheidenere Ziele zu stecken. Wenn ich dies mitteile, so geschieht es, um mein lebhaftes Interesse an der vorliegenden Abhandlung zu erklären. Um mich von des Verfassers Quellen und Hilfschriften in Kenntnis zu setzen, unterzog ich die Anmerkungen einer genauen Durchsicht; sie hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß Palacky, Schlegelinger, Rychnowsky immer wieder, das Lehrbuch der Weltgeschichte von Weiß sehr häufig, daß Majlát, Tomek, Huber, Höfner, Schloffer, Kurz, Schönbach, aber nicht gedruckte Urkundensammlungen oder nicht edirtes Material angeführt werden. Mir ist dies sehr erklärllich. Der Verfasser hat sich eine Aufgabe gestellt, die in B.-Leipa ob des Mangels an den nötigen Hilfsmitteln — hat er ja nicht einmal Pelzel zur Einsicht bekommen — nicht bewältigt werden kann, auch ist das von ihm gewählte Thema ein so umfangreiches, daß der Rahmen eines Programms zu enge dafür erscheint. Stimme ich auch mit mancher Ansicht Möbiers nicht überein, so sehe ich doch nicht an jenen heizupflichten, welche der Meinung sind, daß die Abhandlung das Interesse solcher Leser zu fesseln im Stande ist, welche die vom Verfasser bearbeitete Periode noch nicht kennen.

7. **S. Bayerl:** Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums. (Progr. des k. k. Obergymnasiums zu Pilsen). Die Schule dankt ihre Anfänge den Dominikanern, welche wenigstens im 18. Jahrhundert ohne Zweifel nach dem Lehrplane der Jesuiten unterrichteten. Maria Theresias Reformen auf dem Gebiete der Schule bestimmte die Pilsner sich an die Regierung mit der Bitte zu wenden, den bestehenden Grammatikal- die zwei Humanitätsklassen anzufügen, zu diesem Zwecke erbot sich die Stadt 1800 fl. zu erlegen und auch sonst noch kräftig mitzuwirken. Mit a. h. Entschliesung vom 25. Oct. 1776 (Gubernialerlaß vom 2. Nov.) wurde dem Ansuchen willfahrt, es sollten sogleich ein Präfect und mindestens vier Lehrer angestellt und das aus 3 Grammatikal- und 2 Humanitätsklassen bestehende Gymnasium dem Preishauptmanne als Localdirector und dem Director humaniorum in Prag untergeordnet werden. Die Lehrer waren bis 1787 d. h. bis zur Aufhebung ihres Klosters die Dominikaner. Am 2. November 1804 eröffnete Chryst. Pfrogner, Prälat von Tepl, die philosophische Lehr-

anstalt in Pilsen und 1811 waren auch bis auf eine die Lehrstellen am Gymnasium mit Prämonstratenser-Priestern des Stiftes Tepl besetzt. Der recht verdienstvollen kurzen Abhandlung, welche die früheren Einrichtungen, Lehrpläne u. s. f. nicht unberücksichtigt läßt, auch ein Verzeichnis der seit 100 Jahren an der Schule beschäftigten und noch wirkenden Lehrer und die Schülerzahl seit 1779 bringt und endlich die Ergebnisse der Maturitätsprüfungen seit 1850 mitteilt, ist ganz sicher ihr bleibender Wert gewährt.

Dr. G. Biermann.

Vom belletristischen Bäckertische.

Noch einige retrospektive Blicke auf Musenkinder des Vorjahres sei uns zu werfen gestattet, um unsere Buchführung auf dem Gebiet der Belletristik in dieser Weise zu ergänzen. Wir bilden uns nicht ein, Alles uns zunächst Berührende in diesen Blättern erschöpfend besprochen zu haben, aber eine kürzestgefaßte allgemeine Rückschau soll uns noch einiger Schulden entledigen. — Wir fangen mit der Besprechung der leichtgefügeltsten Truppe an, vor Allem mit der *Erotik*. Diese finden wir zunächst durch die „Lieder“ von Egmont *Saßmann* vertreten. (Prag 1876 *Kosmack & Neugebauer*.) Dieser junge Poet bethätigte sich in seinem ersten Fluge nahezu ausschließlich nur als *Erotiker*. Der Sohn eines treuen Verfassungsmannes, des Advokaten *JUDr. Saßmann* in Saaz, scheint dieser auf der Berufslaufbahn seinem Vater folgen zu wollen, indem er erst nach der Veröffentlichung seiner Lieder in Prag zum *Juris Doctor* promovirte. *Brümmers Lexikon* enthält zwar noch nicht den Namen des jungen Autors, allein das Supplement wird ihn gewiß schon enthalten, denn die Anfänge seiner Muse lassen auf eine Zukunft schließen. Allerdings sind *Saßmanns* „Lieder der Liebe“ in den Mustern der *Heine'schen* Lieberbücher etwas befangen, unselbstständig und salopp wie bei *Heine* erweist sich zuweilen noch die Form dieser kleinen, meist scharfpuntirten Lieder, in welchen dem subjectiven Liebeschmerz die inhaltliche *Alleinherrschaft* eingeräumt wird. Eine gewisse Stärke des *Naturlautes* und die Gewalt des elementaren *Herzensdranges*, dann manche vollkühnliche Wendung in der *Diktion* werden in jugendlichen Gemüthern *Sympathien* erwecken. Tiefere *Sammlung* nach *Innen*, *Ausweitung* der *Empfindungswelt* und *Ausfeilung* des *Berfes* werden diesen jungen Dichter alsbald zu einem *hoherfrentlichen* Ziele führen. Uns gefielen in der *Abtheilung* „*Jugendfünden*“ vor Allem *Nr. 2*: „*Nicht schlägt ein Herz in Liebe warm*“, *Nr. 4, 7, 18*. Es sind darunter einige Lieder von herrlicher natürlicher *Anmut*. *Nr. 22* beweist auch Etwas für die *Humorfreite* des jungen Poeten. In der *Abtheilung* „*Neue*“ verfehlen *Nr. 4, 57*, in der *Abtheilung* „*Buße*“ *Nro. 4* nicht ihre ergreifende *Wirkung*.

Nächst der „*Beranda*“ von *Anastasius Grün*, einem traurig *posthumen* Werke, das uns den *Schmerz* über das *Hinscheiden* des großen Meisters noch mächtiger in unserer *Bruft* aufschwellen macht, ist *Milow's* „*Sonnenwende*“ die reichste und schönste *Dichterspende* unter den *neugebotenen* Büchern. Ein tiefes, in *Selbstbetrachtung* *versenktes* *Empfindungswesen* tritt zu *klaren* *Gedankenreflexionen* hinzu, um dieses in der *äußeren* *Form* *künstlerisch* *maßvoll* *gehaltene* *Buch* zum *Freunde* der *Männervwelt* zu machen. *Stefan Milow* war immer eine *kontemplative* und *kosmopolitische* *Dichternatur*, die sich gerne in *philosophische* und *reinemenschliche* *Ideale* *einspann* und die *Klüfte* des *socialen* und *kirchlichen* *Lebens* als *Falter* gerne *überflog*, in *rein psychischen* *Gebieten* sich am *wohlsten* *fühlend*. Uns *Deutschböhmern* aber *interessirt* an dieser *vornehmen* und *ausgeglichenen* *Dichternatur*, daß der *Poet* — durch *Geburt* und *Abstammung* den *Südslaven* wenn auch nicht *vollends*, so doch zum *Theile* *angehörig* — in *keiner* wie *immer* *gearteten* *Weise* das *slavische* *Ferment* durch seine *Produktionen* *durchzuringen* läßt. Wir könnten — da er sich *stofflich* auf diese *Abstammung* nicht *bezieht* und an die *serbische* *Sage* oder *Geschichte* niemals *anspielt* — höchstens die *sanften* *Mollaccorde* seines *elegischen* *Tones* als etwas *Verwandschaftliches* ansehen. *Indeß* der *Sohn* eines *Officiers*, der in der *Regel* vor *Allem* *stets* *deutscher* *Oesterreicher* ist, in der *Dimlitzer* *Kadettenschule* und in der *Armee* *herangezogen*, *selbst* *wissenschaftlich* *hochgebildeter* *Officier*, werden wir es bald be-

greifen, daß der Dichter der „Sonnenwende“ dem deutschen Kulturformner angehört. Staunenswerther erweist sich schon, daß der Mann das Schwertes die Feder in so feiner, klarer, künstlerisch-geschmeidiger Weise handzuhaben vermag.

Ein durch glückliche Selbststudien geleitete Individualität vermag nur solchen Federstrich zu geben: Der Dichter steht weit ab von dem Festsboden der Alltagswelt. Er ringt meist bloß mit sich selbst, mit seinen eigenen Gefühlen. Zuweilen nur erfasst ihn ein edler Zorn und spornt ihn zu einem ernstern Mahnruf auch an die Außenwelt. Einmal sibt er auch über das 19. Jahrhundert zu Gericht, Seite 107, indem er demselben anmuthig den Fehdehandschuh entgegenwirft. In der ersten Abtheilung der „Lieder“ gefiel uns besonders das landschaftliche Stimmungsbild „Abendhelle“, das feineempfundene „Nach der Krankheit“, dann die kleinen lieblichen Gestaltungen: „Einem Mädchen“, „Ueber Nacht“, „Ausgleichung“, „Unbelören“, „Höchster Besitz“, „Erdenwallen“, „Dahin“ und „Zuversicht“. Des Raumes wegen sei hier im Allgemeinen bemerkt, daß unter den „Vermischten Gedichten“ eine noch viel größere Anzahl des außerordentlich Werthvollen vorkommt, daß aber die auf Italien sich beziehenden Gedichte und der Cyklus „Hymnen der Liebe“, dann der Cyklus „Hymnen der Einsamkeit“ an Kraft des Gedankens, Innerlichkeit des Gefühls, Feinheit des Ausdrucks die früher genannten Abtheilungen weit hinter sich lassen. „Mikows Sonnenwende“ ist ein hoch werthvolles kostbares Buch, das den Deutschen in Böhmen wärmstens empfohlen sein mag.

Wenn ich die „Lichtstrahlen“ der Johanna Leitenberger insbesondere wieder dem weiblichen Geschlecht unseres Vaterlandes empfehle, so bestimmt mich hierzu ein dreifacher Grund, erstens, weil es eben Novellen sind, zweitens, weil es die fleißig durchgearbeiteten und echt poetischen Arbeiten einer in Salzburg wohnenden Deutschböhmin sind, deren Familiennamen schon auf dem Gebiete der Industrie bei uns sich gerechter Popularität erfreut, drittens, weil das schöne Buch einem gemeinnützigen Zweck gewidmet ist, da der Reinertrag dem Frauenerverbände in Salzburg zu Gute kommt. Ein reindeutscher Sinn kennzeichnet jedes dieser kleingerahmten Novellenbilder, was verräth, wie mannigfaltig, wie psychologisch treffend und wie reizend Frau Johanna Leitenberger auf diesem Gebiete zu zeichnen und zu malen vermag. Von dem düstigen Hauche der Märchen-Novelle bis zu den stärkeren Lebensthemen der biographisch-historischen steht ihrer Palette jede Farbe zu Gebote.

Wir wünschen der Verfasserin herzlich Glück zu dieser Hervorbringung und möchten sie vorzugsweise auf das Genre der historischen Novelle hinweisen, da sie genug Ernst und Neigung besitzt, das individuelle Colorit für historische Gestalten sich zu erwerben, und die Novelle doppelt werthvoll wird, wenn sie nebst dem allgemein künstlerischen auch den Werth des Kulturbildes in sich birgt.

R. B. R. v. Hansgirk.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XV. Jahrg.

IV.

1876/77.

J. F. Böhmer: Regesta imperii. VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. 1346—1378. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Böhmer's herausgegeben und ergänzt von **Alfons Huber.** Innsbruck, 1877.

Wenn, wie auch allgemein zugegeben wird, die Regierung Karls IV. die Glanz-Periode der böhmischen Geschichte bildet, so verdient schon deshalb obige Regesten-Sammlung als das wichtigste Quellenwerk begrüßt zu werden, welches seit langer Zeit auf dem Gebiete unserer Quellen-Literatur erschienen ist. Es verdient aber solchen Ruhm nicht allein um des reichen Materials willen, welches darin zusammengestellt ist, sondern auch um der Art und Weise willen, in welcher dieses Material geordnet und gesichtet worden. Dasselbe fällt einen stattlichen Quartband von LVIII und 683 Seiten (nebst einer Stammtafel der Kugelburger von Kaiser Heinrich VII. an) und ist auf das Erscheinen dieses gewis ausgezeichneten Werkes bereits im 13. Jahrgange dieser Blätter (Liter. Beil. S. 81) aufmerksam gemacht worden.

Den Anfang mit der Schaffung desselben hat jener Mann gemacht, welchem wir die Schöpfung der deutschen Kaiser- und Reichs-Regesten verdanken, der selber in der Feststellung des That-sächlichen im Gebiete der deutschen Kaiser- und Reichsgeschichte so Außerordentliches geleistet und dabei selten wie ein Anderer anregend und belebend gewirkt hat. Johann Friedrich Böhmer hat aber die Regesten Karls IV. nicht allein begonnen, sondern er hat auch dafür gesorgt, daß das Werk vollendet und der Öffentlichkeit übergeben werden könne. Er hat nämlich eine ansehnliche Geldsumme zur Vollenbung und Herausgabe seiner Arbeiten bestimmt und in Professor **Sofrat Julius Ficker** in Innsbruck einen getreuen Vollstrecker seines letzten Willens gefunden. Diesem ist auch die vorliegende Regesten-Sammlung von **Alfons Huber**, gleichfalls Professor in Innsbruck, gewidmet, welchem der Löwenantheil an dem Zustandekommen der gewaltigen Arbeit gebührt.

Denn als eine berartige darf sie wol bezeichnet werden. Böhmer, welcher die Sammlung im Jahre 1837 begonnen und bis Schluß 1859 auf 3202 Regesten gebracht hatte, hat, obgleich er die Sammlung für beendet hielt, seinem ebenbürtigen und verdienstvollen Nachfolger gleichwol noch recht viel zu ihm übrig gelassen. Die von ihm selber schon in's Werk gesetzte Bervollkommenung der Kaiser-Regesten machte nämlich eine neuerliche Durchsicht des von ihm Bearbeiteten notwendig und hatte auch eine sehr bedeutende Erweiterung und Ergänzung zur Folge. **Huber** brachte dadurch die Sammlung auf 7231 Regesten von Urkunden, von welchen 238 Stücke auf die Zeit entfallen, da Karl Markgraf gewesen ist, 6117 aber auf die Zeit nach seiner Königs-wal, 18 auf seine Gemalinen, 18 auf den Gegenkönig **Sikthar** von Schwarzburg, 168 auf die

mit Karl gleichzeitigen Päpste und 651 auf die Reichsachen. Nimmt man dazu die Nachrichten über Karl und dessen Regierung aus den gleichzeitigen Schriftstellern, welche ebenfalls dem Werke einverleibt worden sind, so ergibt sich eine Summe von circa 8000 Regesten, also ein Reichthum von Nachrichten, welcher alsbald zur Ausbeute nach den verschiedensten Richtungen führen wird. Die Geschichte Karls IV., welche, da Palacky fast ganz auf Pelzel fußt, seit fast einem Jahrhunderte keine Verbesserung und Erweiterung erfahren, ist nun mit einem gewaltigen Aufwande vorwärts gebracht worden. Mit jener großen Anzahl von Regesten ist jedoch keineswegs die Sammlung aller Nachrichten über Karl vollständig. Abgesehen von alledem, was die Archive noch bergen mögen, glaubt Huber nicht einmal eine vollständige Sammlung des gedruckten Materials erreicht zu haben. Er setzt diesen Mangel, welcher aber nach meinem Dafürhalten kaum irgendwie in's Gewicht fallen kann, auf die Lückenhaftigkeit der Innsbrucker Universitäts-Bibliothek, sucht ihn aber durch viele Auszüge aus ungedruckten Urkunden wett zu machen, worüber ihm Mittheilungen aus den verschiedensten Gegenden, namentlich aber aus Böhmen, gemacht worden sind. Es macht übrigens einen recht erfreulichen Eindruck, wenn man allenthalben in dem Huber'schen Buche entdeckt, wie sein Verfasser jeden von anderen empfangenen Beitrag, Anstalt, Berichtigung u. s. w. diesen dankbar verbucht. Dieselbe Ehrenhaftigkeit ließ ihn auch alles deutlich kennzeichnen, was von seinem berühmten Vorgänger herrührt. Wesentlichere Zusätze zu den Böhmer'schen Aufzeichnungen gab er zwischen [] und verfaß die von ihm hinzugekommenen Regesten mit einem *.

Wie schon berührt worden ist, arbeitete Huber die Regesten zunächst nach der schon von Böhmer vervollkommenen Weise. Aber es ist noch manch' andere Neuerung und Verbesserung von ihm vorgenommen worden. Er hat überall die Zeugen angeführt und nur längere Reihen von böhmischen Edeln, welche keine Würde bekleidet haben, weggelassen. Er hat weiters nicht nur Urkundensammlungen, Urkundenverzeichnisse und Regesten-Werke, sondern überhaupt alle Geschichtswerke mit Urkundenauszügen ausgebeutet. Hat er damit größte Vollständigkeit der Acten angestrebt, so hat er dadurch, daß er in jedem Regest eines oder zwei Schlagworte durchschöpfen gedruckt hat, die Durchsicht ungemein erleichtert. Nur die urkundlichen Regesten haben eine fortlaufende Nummer, die nicht urkundlichen bloß einen Buchstaben, welchen man beim Citiren bloß mit der letzten Urkunden-Nummer zu verbinden braucht, um ein kurzes und ganz genaues Citat zu haben. Zur Vereinfachung des Citirens hat übrigens der ganze Band die Nummer VIII empfangen, während die vorhergehenden Bände die Regesten der Vorgänger Karls IV. und der IX. Band die Regesten Wenzels enthalten wird. Vielleicht findet sich in unserem Vaterlande bald jemand, welcher die Bearbeitung dieses 9. Bandes übernimmt. Neu sind in Huber's Werk dann einige Uebersichten, welche Brauch- und Benützhbarkeit desselben wesentlich zu erhöhen geeignet sind. Es ist das erstlich ein Verzeichnis der Aufenthaltsorte des Kaisers (S. 638), ein Verzeichnis der Empfänger und des Gegenstandes der Urkunden (S. 641), wobei sich der Verfasser auf Namhaftmachung des ihm wichtig Scheinenden beschränken mußte, weiters eine Uebersicht der Urkunden nach Ländern (S. 668), dann ein Verzeichnis der Zeugen (S. 672) und endlich ein Verzeichnis der Beamten Karls IV. (S. 680), die Kanzleibeamten ausgenommen, welchen ein besonderer Abschnitt der Einleitung gewidmet ist. Was aber die Schreibung der Orts- und Familiennamen anbelangt, so hat Huber mit Recht im Allgemeinen die gegenwärtige Form dieser Eigennamen adoptirt.

In ähnlicher Weise werden alle Neubearbeitungen der Böhmer'schen Regesten verfaßt werden, da die Regesten Karls IV. zugleich als Muster und Vorbild in dieser Richtung zu dienen haben. Huber verbreitet sich über die berührten Punkte in der Einleitung zu seinem Werke, welche übrigens noch vieles andere enthält, was hier freilich nur kurz berührt werden kann. Dazu gehört erstlich das ausgezeichnete Resumé des Lebens und der gesammten Regierungsthätigkeit Karls IV. Es war für die Folgezeit von der größten Wichtigkeit, daß Karl, welcher bekanntlich ursprünglich Wenzel geheissen, in Frankreich, welches doch in der Civilisation am weitesten vorgekückt war, seine Erziehung empfangen. Als 16jähriger Jüngling legte er aber die ersten Pro-

den seiner Tüchtigkeit in Italien ab, wo sein abenteuerlicher Vater binnen wenigen Monaten ein stattliches Reich aufgejimmert hatte, welches freilich ebenso rasch wieder aus dem Reime ging und zusammenbrach. Hierauf fand Karl als Markgraf von Mähren und dann auch als Betreuer des Königreiches Böhmen mehr als genug Gelegenheit, die vielen Regierungsfünden seines Vaters zu sühnen. Auch in Tirol suchte er wieviel vergeblich die Herrschaft seines Bruders Johann zu befestigen; die tirolischen Fäden aber sind es gewesen, welche den folgenreichen Gegensatz zwischen den Häusern der Kitzelburger und Wittelsbacher hervorgerufen haben. Karl hat schon im September 1343 Ludwig den Baier nicht mehr als Kaiser anerkannt, die Art und Weise aber, wie er endlich selber auf den deutschen Königsthron erhoben worden ist, muß jedenfalls als eine recht unritzhliche bezeichnet werden. Am 4. Juli 1346 in Rense durch die drei rheinischen Erzbischöfe, seinen Vater und den Herzog Rudolf von Sachsen-Wittenberg zum Könige gewählt, hatte er diese Wahl eigentlich nur dem römischen Stuhle zu verdanken, dem gegenüber er sich und das deutsche Königtum in noch nie dagewesener Art erniedrigte. Die Prälaten der päpstlichen Curie, welche anlässlich der Wahl Karls sich auf dem Höhepunkt ihrer Macht dem deutschen Reiche gegenüber zeigt, haben daher mit Recht den neuen König als ihren Söbbling und Elbotten verspotten können. Seine Anerkennung in Deutschland ging übrigens nicht sehr rasch von Statten, denn abgesehen von dem Kaiser Ludwig hatte er nach dessen Tode noch zwei wirklich gewählte Könige, den König Eduard von England (gewählt am 10. Jänner 1348 in Rahnslein am Rhein) und den Grafen Günther von Schwarzburg (gewählt am 30. Jänner 1349), sowie einen projectirten, den Markgrafen Friedrich von Meissen, sich vom Hals zu schaffen. In den darüber sich abspielenden Fäden zeigt sich aber schon deutlich eine der vornehmsten Charakter-Eigenschaften Karls, die nämlich, die Dinge lieber mittelst diplomatischer denn gewaltsamer Mittel zu einem guten Ende zu führen. Geld spielte dabei eine große Rolle; wenn ihm aber Liebe zu demselben vorgeworfen worden, so weist Huber diesen Vorwurf zurück und will nur gelten lassen, daß Karl bloß um höherer Zwecke willen Wert auf dasselbe gelegt hat.

Die Geschichte der Regierung des Reiches durch Karl theilt sich dann nach Huber in sechs Hauptabschnitte. Der erste umspannt die Zeit des Kampfes mit den Gegenkönigen und den Wittelsbachern (1346—1349). Hier wäre besonders hervorzuheben die Episode mit dem falschen Markgrafen Waldemar von Brandenburg, welcher von Karl und dessen Anhang als Trumpf gegen den Markgrafen Ludwig von Brandenburg als das Haupt der Wittelsbach'schen Partei ausgespielt worden war. Karl erklärte noch am 15. August 1349, daß er den Waldemar, welcher in Wirklichkeit ein Müller oder Bauer gewesen, für einen Markgrafen von Brandenburg und Landsberg anerkenne, und bewies damit einen nicht sonderlich feinen Sinn in der Wahl diplomatischer Mittel. Der zweite Hauptabschnitt hätte dann die Zeit von der Unterwerfung Günthers von Schwarzburg bis zum Antritte des Römerzuges (1349—1354) zu umfassen. In diese Periode fällt die Beseitigung des feindseligen Verhältnisses zwischen den Kitzelburgern und den Wittelsbachern durch den Vertrag zu Wauzen (14. Februar 1350), die Verleihung Mährens als eines Mannslehens an seinen Bruder Johann am 26. Dezember 1349, die Uebertragung des Stammlandes Kitzelburg an seinen jüngsten Bruder Wenzel (Ende 1353), welches Land von Karl am 13. März 1354 zu einem Herzogtum erhoben worden ist, endlich die bedeutende Erweiterung des böhmischen Gebietes in der Oberpfalz durch die pfandweise Gewinnung einer ganzen Reihe von Städten und Burgen von den Pfalzgrafen Ruprecht d. ä. und d. j. (29. October 1353). Es muß ferner auch auf Karls Bemühungen um Herstellung der Ruhe im Reiche durch Errichtung von Landfriedensbündnissen oder Begünstigung solcher, welche schon errichtet waren, hingewiesen werden. Karl hat sich in dieser Beziehung unstreitig Verdienste um das Reich erworben. Der dritte Abschnitt dann ist dem ersten Römerzuge Karls zu widmen (1354—1355). Es ist Hoffnung vorhanden, daß einer unserer Landsleute und Volksgenossen, welcher historische Studien zu seinem Lebensberufe erwählt hat, eine ausführliche Monografie über diesen Gegenstand veröffentlicht wird. Wenn man aber bisher keine sonderlich günstige Vorstellung von den Resultaten des ersten Römerzuges besaßen, so ist Huber dagegen geneigt, denselben keineswegs geringschätzig

zu beurtheilen, weil Karl wenn auch nur durch die ihm mehr sympathischen diplomatischen Mittel doch das Ansehen des Reiches in Italien hergestellt und auch dauernde Erfolge errungen hat. Im vierten Abschnitt (Karls Wirken in Deutschland von der Rückkehr aus Italien bis zum zweiten Zuge nach Italien, 1355—1368) wäre zunächst nennenswert die Geschichte der sog. goldenen Bulle. Das seit einem Jahrhundert bestehende ausschließliche Wahlrecht der Kurfürsten ward jetzt auch codificirt, die Ausübung desselben aber auf die wirklichen Besitzer der Kurländer, welche und zwar die weltlichen für untheilbar erklärt wurden, beschränkt, der König von Böhmen als erster unter den weltlichen Kurfürsten ernannt und für die Gültigkeit der Wahl die einfache Majorität als maßgebend bestimmt. In diese Periode fallen dann auch die mancherlei Missethungen mit dem ehr- und titelsüchtigen Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, die schließlich eine Erbverbrüderung zwischen den Kugelburgern und Habsburgern zur Folge hatten (Februar 1364), die vorbereitenden Schritte zur Gewinnung der Mark Brandenburg und die Erwerbung der Lausitz (11. October 1367). Am 4. Juni 1365 aber hatte Karl sich zum Könige von Ararat krönen lassen, doch ist sein Auftreten im Südwesten des Reiches nicht von einer größeren Wirkung und Erfolg begleitet gewesen. Auch seine Bemühungen um die Ueberföhlung der Päpste von Avignon nach Rom hatten vor der Hand nur einen vorübergehenden Erfolg. Den fünften Hauptabschnitt der Regierung Karls würde der zweite Zug nach Italien (1368—1369) bilden, welchen Zug Huber im Ganzen als einen verfehlten bezeichnen zu sollen glaubt. Der sechste Hauptabschnitt würde endlich die letzte Regierungs-Periode umfassen, während welcher (1369—1378) Karl vornemlich der Pflege der Interessen seines Hauses sich widmete. Er that die ersten vorbereitenden Schritte, welche nachmals seinen Sohn Sigmund auf den ungarischen Thron führten, erreichte, freilich gegen schweres Geld und Preisgebung wichtiger Reichsinteressen, die Vereinigung der Mark Brandenburg mit der Krone Böhmen (29. Juni 1374) sowie die Erwählung seines Sohnes Wenzel zum römischen Könige am 10. Juni 1376. Wenn aber diese beiden letzten Dinge sich wie ein großer Erfolg ausnehmen, so betrachtet sie Huber als von sehr üblen Folgen für Deutschland, weil sie jenen Gegensatz zwischen den Reichsstädten und den Fürsten begründet haben, „der sich ein Jahrhundert lang nicht mehr beseitigen ließ und ein einträchtiges Zusammenwirken beider für allgemeine Reichszwecke fast unmöglich machte. Ein Miß ging durch das Reich, der sich nur sehr schwer wieder ausfüllen ließ.“

Obgleich Karl die Markgrafschaft Brandenburg für immer mit Böhmen vereinigt hatte, so gab er sie gleichwol vor seinem Tode seinem Sohne Sigmund, während er einen Theil der Lausitz an seinen jüngsten Sohn Johann verlieh, so daß nun, da Mähren und Kugelburg auch ihre eigenen Fürsten hatten, der Besitz der Kugelburger unter fünf Fürsten zersplittert war. Karl hatte übrigens im Reiche 21 1/2 Jahre regiert. Huber will jedoch den bekannten Ausspruch Kaisers Max I., wornach Karl des h. römischen Reiches Erznievater gewesen, als einen ungerechtfertigten angesehen wissen. Es war nicht mehr möglich, die aristokratische Form der deutschen Reichsverfassung ohne einen Kampf auf Leben und Tod zu brechen, und so hatte es schon ein Gutes, daß Karl auch ohne das Ordnung geschaffen und erhalten. Mit Ausnahme des Jahres 1352 kam er alljährlich in das Reich, auch so ziemlich in alle Theile, am häufigsten in das Frankenland, wo Nürnberg gewissermaßen als zweite Haupt- und Residenzstadt angesehen werden kann. Seine Begleitung bestand, wie aus den Zeugenreihen hervorgeht, sehr häufig aus Böhmen, aber nur zwei Fälle sind nachweisbar, daß Böhmen auch mit Verweisung von Reichsämtern betraut worden sind. Indes finden sich nicht weniger häufig deutsche Bischöfe, Fürsten oder Magnaten in seiner Umgebung, von welchen hier nur Bischof Dietrich von Minden, später Erzbischof von Magdeburg, deshalb hervorgehoben werden soll, weil von ihm behauptet wird, daß er aus Kugelweit bei Krummaw und Kalsching gestammt hat, während er bloß den Beinamen Ragelwit geführt und eines Tuchmachers Sohn aus Stendal gewesen ist. Dietrich Ragelwit hat durch einige Zeit die Verwaltung der Finanzen des Kaisers besorgt.

Sonst muß Karl viel Sinn und Verstand für Kunst und Wissenschaft nachgerühmt werden. War doch er selber ein sehr gebildeter Mann, welcher tschisch, deutsch, lateinisch, französisch

und italienisch zu sprechen und zu schreiben verstand. Zwinger Jacob von Könighofen rühmt ihn nach, daß er die deutsche Sprache am allerliebsten gehabt, deshalb er die deutsche Sprache auch sehr gemehrt, da man zu Prag und durch das ganze Böhmerland die deutsche Sprache am allermeisten übt, wo zuvor nicht anders denn böhmisch (czechisch) gesprochen worden. Der Zwinger hat da offenbar nur die böhmischen Städte vor Augen gehabt und die haben allerdings zur Zeit der Regierung Karls einen entschieden deutschen Charakter gehabt. Es hat übrigens damals schon auch an einer zahlreichen deutschen Landbevölkerung nicht gemangelt. So konnte Böhmen auch das Land werden, in welchem, wie sich jetzt immer deutlicher herausstellen will, die Wiege der neuhochdeutschen Schriftsprache gestanden ist. Kann Karl überhaupt als ein Förderer der deutschen Literatur angesehen werden, so kann ihm ein Gleiches gegenüber den Anfängen der czechischen Literatur nicht nachgerühmt werden. Wenn aber dieselben mit seiner Regierungszeit zusammenfallen, so befruchtet dieser Umstand, wie befruchtend die von Karl gegebenen literarischen Impulse auch nach dieser Richtung gewirkt haben. Daß er dann in einzelnen Urkunden sich als Slaven bezeichnet, mag ebenso auf Rechnung rhetorischer Kunst wie feiner Politik gesetzt werden, welche letztere und dann seine wirklich große Liebe zu dem Königreiche ihn dem stark germanisirenden Zuge der Zeit manchen Dämpfer aufsetzen lassen mochten, so daß der nationale Gegensatz während seiner Regierung noch ein latenter blieb, dann aber auch um so kräftiger hervorbrach. Bekannt ist sein Verhältnis zu Petrarca und auch Heinrich von Mügeln, einer der hervorragenderen deutschen Dichter der damaligen Zeit, stand ihm nahe. Hat er sich dann selber als Geschichtsschreiber mit rühmlichem Erfolge versucht, so war er weniger glücklich in seinen Bemühungen, die böhmische Geschichtschreibung durch Unterstützung anderer zu fördern. Indes mögen die Leistungen derselben doch vielfach zur Hebung des nationalen Bewußtseins der Cechen, welches unter der folgenden Regierung sich so lebhaft zu äußern begann, das Ihrige beigetragen haben. Seine größte That im Interesse der Wissenschaft war aber die Errichtung der Prager Universität; was dagegen durch ihn und unter ihm für die Kunst geschehen, lernen wir zumeist aus Benesch kennen.

Es muß Karl endlich auch zum Ruhme angerechnet werden, daß er Pflege und Handhabung des Rechtes sich sehr angelegen sein ließ. Ein Fortschritt in der Humanität war es, wenn unter seiner Regierung in Böhmen die Gottesurtheile mit glühendem Eisen und kaltem Wasser aufhörten; dagegen vermochte er hier eben so wenig wie in Deutschland den Zug nach einem aristokratischen Gepräge der Verfassung aufzuhalten. Ganz natürlich, der Zug war eben ein allgemeiner, alle Länder von Westen gegen Osten durchschreitender und beherrschender und gegen diese gewaltige Strömung hätte auch die Macht des einzelnen, wie groß auch dieselbe gewesen, nichts auszurichten vermocht. Diesem Zuge mußte auch sein Gesetzbuch, die *Maiestas Carolina*, zum Opfer fallen.

Wenn Huber's mühevoll und gründliche Arbeit als festes Fundament einer Geschichte Karls begrüßt werden kann, so ist sie auch noch in anderer Beziehung von großer Wichtigkeit. Sind nämlich Regesten überhaupt die unabwiesliche Vor- und Hauptbedingung aller Diplomatik, so ist das Huber'sche Werk schon dadurch und weiters durch das von Bedeutung, was in ihm über die Kanzleiverhältnisse unter Karl IV. mitgeteilt wird. Huber hat damit nicht nur eine Diplomatik Karls IV. überhaupt möglich gemacht, sondern gleich selber auch einen sehr wertvollen Anhang zu derselben geliefert. Es kann auf dieses Kapitel leider nur kurz hier eingegangen werden. Huber verbreitet sich zunächst über das Vorgehen bei der Beurkundung und stellt dann Verzeichnisse zusammen, erstlich der Personen, welche die Ausfertigung der Urkunden angeordnet und welche solchen Befehl vollzogen haben, zweitens ein Verzeichnis der Correctoren der Urkunden und drittens ein solches der Registratoren. In dem von Blasch herausgegebenen *Registram registrandorum Karoli IV.* hat sich auch ein Stück der alten Reichs-Registratur erhalten, in welche aber die Urkunden nicht nach den ausgefertigten Originalien, sondern nach den Concepten eingetragen worden sind, ein Vorgang, welcher auch in der päpstlichen Kanzlei und überhaupt allgemein üblich gewesen sein mag, da es sich wesentlich nur um die Erhaltung der Wissenschaft

des Rechtsinhaltes der Urkunde handeln konnte, dieser aber den wesentlichen Bestandtheil des Conceptes ausmachte, während die Protokolltheile, wie wir sagen würden, erst vom Exposit hinzugefügt worden sind.

Das Kanzlei-Personale war ein zahlreiches, die unterste Stufe desselben haben offenbar die Registratoren eingenommen. Die Mehrzahl dieser Beamten kann in gar keiner anderen Stellung nachgewiesen werden. Was dann die Correctoren der Urkunden anbelangt, so gab es wenigstens solche, welche zu den angesehensten Kanzleibeamten gezählt werden müssen, und im Allgemeinen wird man sie den Notaren gleichstellen dürfen. Der Notare aber, welche den Beurkundungsbefehl zu vollziehen hatten, vermag Huber 37 nachzuweisen, während noch zwei andere Notare nur als Schreiber beim Hofgericht in Verwendung gestanden zu sein scheinen. Ueber den Notaren standen die Protonotare, deren von Huber fünf nachgewiesen werden, nicht aber auch ihre Kanzleithätigkeit näher bezeichnet wird. Sie mögen vornemlich die Recognition der Urkunden besorgt haben. Ueber allen Kanzleibeamten stand aber der jeweilige Kanzler; als Markgraf von Mähren hatte Karl deren 3 oder 4, als römischer König deren 6. Von den letzteren waren alle mit Ausnahme des ersten, welcher zuletzt Propst von Prag gewesen, von bischöflichem Range (Bischöfe von Olmütz, Leitomischl, Breslau und Eichstädt). Wie schon längst erweist sich auch unter Karl das Kanzleramt des Propstes von Byschegrad als ein leerer Titel. Als bloßer Titel tritt uns auch das Erzkanzleramt der drei rheinischen Erzbischöfe entgegen, „es gab überhaupt keine getrennten Kanzleien für deutsche, italienische und burgundische Angelegenheiten, sondern ein und derselbe Notar erscheint in Deutschland, Italien und Burgund thätig und wird bei Ausstellung von Urkunden für alle drei Reiche verwendet.“ Ein Gleiches gilt bezüglich Böhmens, denn es hat auch eine besondere böhmische Kanzlei nicht gegeben.

Ueber die Datirung ist zu bemerken, daß sich nun auch bei den Urkunden Karls herausgestellt hat, daß sich das actum und datum derselben keineswegs decken, daß wenn es heißt, gegeben an diesem oder jenem Orte zu der und der Zeit, der Kaiser keineswegs in dem Orte eben sich aufgehalten haben, daß die Urkunde nicht eben in diesem Orte an demselben Tage ausgefertigt worden sein muß. Im Allgemeinen mögen wol Orts- und Zeitangaben mit dem Itinerar des Kaisers zusammenfallen, allein Huber weist eine ansehnliche Zahl von Fällen nach, wo die eben erwähnte Regel nicht Stich hält. Es wird daher bei Benützung der Urkunden Karls auf diesen Umstand wol zu achten sein. Was dann die chronologischen Bestimmungen anbelangt, so fällt die Epoche der Indiction, wenn die ja angegeben wird, mit der Jahres-Epoche zusammen, während diese mit dem 25. December oder mit dem 1. Jänner zusammenfällt. Der Jahresanfang mit dem 25. December ist insbesondere dem böhmischen Mittelalter eigentümlich und in den Karl'schen Urkunden häufiger als der andere angewendet. In der Zählung der Jahre des Kaisertums stellte sich aber die Eigentümlichkeit heraus, daß dieselben nicht den 5. April zur Epoche haben, an welchem Tage (1355) Karl zum Kaiser gekrönt worden ist, sondern den jeweiligen Ostersonntag, weil dieser im Jahre 1355 auf den 5. April gefallen ist. Huber hat dann noch festgestellt, daß das Fest der h. Margaret nicht auf den 15. und 20. Juli fallen kann. Nun ist leicht zu denken, daß die Kanzlei böhmischer Calendarien sich bedient hat, diese haben aber Margaret ebenso regelmäßig am 13. Juli wie Georg am 23. April.

Seine wie man selbst schon aus dieser kurzen Darlegung wol entnehmen kann, sehr lehrreiche Einleitung hat Huber auch mit einem Verzeichnis der Bevollmächtigten Karls IV. für diplomatische Missionen versehen, endlich auch mit einer Uebersicht der Quellenchristlicher für die Zeit dieses Herrschers, welche er in drei Rubriken: Deutsche Quellen, italienische und andere Quellen und Formelbücher, zusammengestellt hat. Referent kann aber hier von der Huber'schen Regesten-Sammlung, deren Anblick und Durchsicht ihn immer wieder mit den Gefühlen lebhaftester Freude und Anerkennung erfüllt hat, nicht ohne das Bekenntnis scheiden, daß abgesehen von dem großen Verdienste, welches der Verfasser sich damit um die Reichsgeschichte erworben, er mit seinem Werke auch das Beste geleistet hat, was seit Palacky im Gebiete der böhmischen Geschichte geleistet worden ist. Die Regesten Karls werden ihren bleibenden Wert haben und

voransichtlich die Forschung in der Zeit, welche sie umspannen, außerordentlich fördern. Wird sich hierbei die eine und andere Unrichtigkeit ergeben, so ist vor Augen zu halten, daß bei der außerordentlich ungleichartigen und vielfach mangelhaften Uebersetzung des Stoffes und bei dem Umfande, daß hier die Aufmerksamkeit von Tausenden und Tausenden von Gegenständen und Dingen in Anspruch genommen war und daher naturgemäß sich dann und wann abschwächen mußte, dergleichen Unrichtigkeiten immerhin unterlaufen konnten.

Es sei mir schließlich gestattet, wenigstens im Namen der deutschen Geschichtsforscher in Böhmen, Herrn Professor Huber den herzlichsten Glückwunsch zur Vollendung seines großen Werkes darzubringen und den wärmsten Dank für dasselbe auszusprechen. R. Pangerl.

Engelbert Panni: Die königliche freie Goldbergstadt Bergreichenstein und die ehemalige königliche Burg Karlsberg. Ein Gedenkbuch. Im Verlage des Feuerwehrrerines in Bergreichenstein, dem der Reinertrag gewidmet ist.

Diese Schrift, welche mit zwei Abbildungen (Bergreichenstein vor dem Jahre 1830 und Burg Karlsberg) geschmückt ist, erschien zu Anfang dieses Jahres (1877), nachdem sie, wie wir aus der Vorrede ersehen, bereits im December 1875 verfaßt war. Sie besteht aus fünf Abschnitten, von welchen der erste und umfanglichste der genannten Stadt selber, der zweite der Burg Karlsberg, der dritte der Entstehung der Bürgerschützen, der Büchschützen-Gesellschaft und des Schützen-Corps, der vierte der Feuerwehr gewidmet ist und der fünfte endlich „Mannigfaltigkeiten“ bringt. Es sind diese letzteren vornehmlich Materialien zu einer Chronik von Bergreichenstein. Beim Durchblättern dieser Schrift gewinnt man jedenfalls die Ueberzeugung, daß das, was an historischem Material über Bergreichenstein noch vorhanden ist, sich von kundiger Hand zu einer ganz lesenswerten Monographie gestalten lassen müßte. Wir würden dann einen wertvollen Beitrag zur Geschichte des böhmischen Bergwesens, der deutschen Colonisation und des Deutschtums überhaupt besitzen. So aber, wie uns die Schrift von dem Verfasser geboten worden, der Stadt-Secretär in Bergreichenstein ist, kann in ange deuteten Richtungen nicht viel aus derselben gewonnen werden. Das Thatsächliche wird uns in unverlässlicher Weise mitgeteilt, Form und Gruppierung des Stoffes werden ganz vernachlässigt, zu einer Sichtung und kritischen Behandlung desselben ward auch nicht einmal ein Anlauf genommen. Wir verlernen nicht das warme Fühlen und Denken des Verfassers für die Stadt, deren Geschichte er zu schreiben versucht hat, allein das kann uns nicht für den Abgang jedes wissenschaftlichen Gewinnes entschädigen, welchen wir aus seiner Arbeit ziehen zu können vermeinten. Die Thatsache, daß ich ein glühender Verehrer der bildenden Künste bin, kann die mißlungenen Bildwerke, welche ich etwa selber geschaffen, anderen nicht angenehmer machen. Hr. Panni hat sich, wie jeder objective und billige Beurtheiler seiner Schrift erklären wird, an eine Aufgabe gemacht, deren glückliche Lösung ihm deshalb eine unmögliche werden mußte, weil sich zu dem Wollen das Können in allzu geringem Grade gefellte. Es thut uns leid, das sagen zu müssen, und wir hätten uns viel lieber über die vorliegende Schrift in anerkennender Weise ausgesprochen, allein wir müssen doch auch der Wahrheit gerecht werden und sonst den lebhaften Wunsch aussprechen, daß diejenigen von unseren Volksgenossen, welche als Lehrer der Geschichte thätig sind, sich nicht länger noch so unfruchtbar zur Geschichtsforschung verhalten mögen, wie es bisher leider der Fall gewesen ist. Welch' lesenswerte Geschichte von Bergreichenstein müßte sich nicht auf Grund der noch vorhandenen schriftlichen und sonstigen Denkmäler schreiben lassen und welcher Gewinn könnte dann aus einer solchen für die Landesgeschichte und die Geschichte des Deutschtums gezogen werden! Freilich sind dazu mehrere Eigenschaften notwendig: warmes Fühlen für das Volk, welchem man angehört, wissenschaftlicher Sinn und Verständnis und Lust zur — Arbeit, aber welcher junge Mann will sich nachsagen lassen, daß er diese Eigenschaften sich nicht erwerben hat, auch nicht mehr erwerben will?

Monitor.

Dr. Mathias Maria Feyfar: Das ehemalige Cisterciensierinnen-Stift Frauenthal bei Deutschbrod in Böhmen, nunmehr Domäne Ihrer Exc. der Gräfin Clam-Gallas. Nikolsburg, 1876.

Unzweifelhaft besitzen Monographien, in welchen insbesondere die Feststellung des Thatsächlichen in sorgfältiger Weise durchgeführt erscheint, einen bedeutenden wissenschaftlichen Wert. Denn je fleißiger dieselben gearbeitet sind, um so sichere Grundlagen werden dadurch für die allgemeine Landesgeschichte gewonnen. Es kann daher den Verfassern von Monographien nicht genug empfohlen werden, bei ihren Arbeiten die größte Sorgfalt auf Feststellung des Thatsächlichen zu verwenden und dabei mit der größten kritischen Vorsicht vorzugehen. Der Verfasser der vorliegenden Monographie hat das leider nicht gethan, war sich überhaupt dieser Forderung gar nicht bewußt, daher seine Arbeit selbst als Materialien-Sammlung nur einen geringen Wert beanspruchen kann. Die Daten, welche er uns bietet, werden nie ohne vorgängige Prüfung benützt werden dürfen. Dieselben sind nämlich häufig nicht bloß ungenau, sondern geradezu falsch. Wir werden dessen z. B. gleich bei Erzählung der Gründung des Klosters gewahr. Die Stifterinnen des Klosters sind nach ihm die Schwestern Utha oder Benigna genannt und Ludmilla aus dem Hause der Grafen Verla von Lipa. Es ist aber Thatsache, daß Katharina, Äbtissin des Klosters Himmelspforte zu Tschnowitz in Mähren, die Stifterin gewesen ist. Und diese Katharina, dann deren Schwester Ludmilla waren keineswegs Sprößlinge des Hauses Verla, sondern entstammten dem Hause der Witigonen und zwar dem Zweige der Herren von Landstein. S. Archiv für österr. Gesch. LI. 572 und ff. Man sieht, wohin man gerät, wenn man wie der Verfasser bloß nach Quellen arbeitet, welche zufällig zu Gebote stehen. Derartige Arbeiten werden ihrerseits unerschöpfbare Quellen neuer Irrthümer, und dann muß sich dem gewissenhaften Historiker der Wunsch aufdrängen, daß sie lieber gar nicht hätten gedruckt werden sollen. Wir begnügen uns mit der einen Probe, welche darthun soll, mit welcher äußersten Vorsicht die Schrift Feyfar's zu benützen ist. Demselben mangelt es keineswegs an Liebe zur Geschichte, jedoch durchaus an historischer Auffassung und Verständnis. Er hat kaum eine blaße Idee von der geschichtlichen Bedeutung des Cistercienser-Ordens überhaupt und von der Bedeutung desselben für Böhmen und Mähren insbesondere. Der Thatsache, daß derselbe ein sehr wirksamer Hebel der Colonisation und Germanisation gewesen, würde er auch kaum Geschmack abgewinnen, wenn das aus dem Tenor seines Buches geschlossen werden darf. Seine historische Auffassung bewegt sich überhaupt innerhalb der denkbar engsten Grenzen, demnach es jedem, der sein Buch gelesen hat, ganz gleichgiltig sein wird, daß ein Decret Kaiser Josephs II. das Stift Frauenthal im J. 1782 aus dem Kreise der Lebenden entfernt hat. Er versteht gar kein wärmeres Interesse für die klösterliche Familie zu erwecken, deren Geschichte er uns vorführt. Er erzählt uns: „Unter der Äbtissin Anna war noch immer das Stift Frauenthal in Blüthe. Nach ihrem Tode wurde im J. 1392 die Chorfrau Katharina III. zu ihrer Nachfolgerin erwählt, die jedoch nach wenigen Jahren rastlosen Lebens im Herren entschlief.“ Vergeblich sehen wir uns nach Thatsachen um, welche einerseits die „Blüthe,“ andererseits aber das „rastlose Leben“ bekunden würden. Dergleichen gedankenlose Urtheile bietet das Buch in schwerer Menge und es scheint uns keine Entschädigung für dieselben zu sein, wenn der Verfasser in Text und Anmerkungen allerlei Nachrichten über gesellschaftlich hoch stehende Personen bietet, welche mit der Geschichte von Frauenthal freilich nur so viel zu thun haben, als der Verfasser derselben die Ehre genießt, von ihnen gekannt zu sein. Wenn nicht sonst die Liebe zu dem von dem Verfasser behandelten Gegenstand deutlich erkennbar wäre, so müßte man auf den Gedanken geraten, daß er das Buch eigentlich nur zu Ehren dieser Personen geschrieben hat. Wissenschaftlichen Wert kann seine Monographie durchaus nicht beanspruchen, als Sammlung von Materialien besitzt sie einen bloß mittelmäßigen Wert.

Matth. Fangerl.

Joh. Neubauer: Die deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert. Programm des Communal-Realgymnasiums zu Elbogen. 1876.

Schlesinger hatte in seiner Geschichte Böhmens Recht gehabt, wenn er klagte, der Antheil Böhmens an der deutschen Literatur sei noch zu wenig gewürdigt worden. Gewiß würde eine thätige Arbeit in dieser Beziehung mit Freuden begrüßt werden und Herr Neubauer ging mit seinem Aufsatz einem richtigen Gedanken nach. Aber die Art, wie er ihn ausführte, kann nicht weniger als befriedigen. Damit, daß man in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsucht, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnis standen, und daß man dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereichert, damit ist doch zu wenig geleistet. Eine andere Mühe nahm sich aber der Verfasser nicht, wie sich Ref. Schritt für Schritt überzeugte. Nur ein- oder das andermal ist erstlich, daß der Verfasser auch Gervinus oder Robertlein in der Hand gehabt. Fast durchgehends sind Schlesinger und Kurz sagweise benützt. Auch nicht immer richtig. Müglin's „Buch der Waide“ endigt nicht damit, daß Kaiser Karl die Jungfrauen zur Natur schickt, Heinrich Echhart ist nicht Vater der deutschen Speculation, sondern der deutschen Mystik, der Schulhalter von Eger heißt nicht Engelbert, sondern Engelhart, dem Petrus von Dresden wird mit Unrecht das Lied in dalei jubilo zugeschrieben, der Doctor der Theologie in Prag ist nicht Heinrich von Müglin, sondern Müllich von Prag, Eberhard Winded ist 1378 geboren, Beheim's Todesjahr ist unbekannt, also nicht willkürlich auf 1475 zu setzen. Von einer Vollständigkeit des Materials ist keine Rede, so fehlt schon unter den Minnesängern Meister Sigeher, der zumest am böhmischen Hof lebte und zwischen 1250—1272 dichtete (MSH. 2, 360; 4, 661 ff.), und die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur ist ganz ungenügend, wohl weil Kurz dazu nichts bietet. Daß Ulrich von Eschenbach neben der Alexandreis auch einen Wilhelm von Wenden geschrieben, der zur böhm. Geschichte in nächster Beziehung steht, hätte aus Goedeke's Grundriß bekannt sein können, wenn auch Loischer's Ausgabe noch nicht vorlag. Ernstere Forschung ist überhaupt sehr im Aufsatz zu vermischen, sonst hätte Herr Neubauer z. B. nicht geschrieben, Waltherschene in Böhmen gewesen zu sein, sondern hätte sich aus D. Abel König Philipp S. 69, oder Rieger, Walthers S. 9, die Gewisheit geholt, daß der Dichter 1198 an den thüringischen Hof über Böhmen ging. Geradezu überraschend ist es, daß S. 7 und 8 der Meistergesang mit der Volkspoesie identificirt wird. Citirt wird zuweilen nicht verständlich, so S. 12, und auch über den Stil der Arbeit wäre manches zu bemerken. Auch mag nebenbei erwähnt werden, daß weder Schlesinger noch Kurz irgendwo als Quellen genannt sind.

L a n g h a n s.

Dr. Johann Kelle: Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. München, 1876.

Bekanntlich ist die Tradition, daß die Jesuiten wenigstens gute Lehrer waren, noch nicht erloschen, trotzdem viele Stimmen sich gegen sie erhoben, wie neuestens die des Grafen von Deym, Zirkgiebel's u. A. Auch Prof. J. Huber's vortreffliches Buch über den gesunkenen und wieder aufgerichteten, allwärts verurtheilten und überall einflußreichen Orden Loyola's gab gerade über jenen Theil von dessen Wirksamkeit, der am bedenklichsten erscheinen muß, über dessen erziehende und Lehrthätigkeit nicht ein so sicheres und richtiges Urtheil, wie es sonst in seinem Werke allgemein anerkannt ist. Allerdings hat er an den Jesuiten als Lehrern auch nichts zu rühmen, verkennt nicht, daß ihre Pädagogik ungählig „in ihrer geistigen Entwicklung zurückgehalten und intellectuell und moralisch verkrüppelt hat,“ und er kann ihr nur „einen sehr relativen Wert“ zugestehen. Diese Seite der Jesuiten beleuchtete nun Prof. Johann Kelle in seinem 1873 erschienenen Buch: „Die Jesuitengymnasien in Oesterreich von Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart,“ welchem Werk in diesen Blättern schon (XII. Jahrgang, Literar. Beilage S. 47) gebührende Anerkennung wurde. Mit unvergleichlichem Fleiße und in einer musterartigen Darstellung wurde darin aus gedruckten und

ungebrachten Quellen, jesuitischen Schul- und Lehrbüchern, Aufgaben, Briefen der Schüler, Entwürfen für Dramen etc. nachgewiesen, daß in Oesterreich — daselbe zeigte dann nach Kelle's Vorgang Kluckhohn in Sybel's Zeitschrift für Baiern — die Jesuiten im besten Fall eine bloß formelle äußerliche Bildung auf Grund des fast ausschließlich betriebenen Lateins erzielten, immer aber systematische Erödttung des selbständigen Denkens, bewusste Fernhaltung jedes positiven Wissens anstrebten. Unwissenheit, Frömmerei und Fanatismus, das waren die Früchte einer den Zwecken des Ordens untergeordneten Pädagogik. Leider hatte der Verfasser den ganzen Umfang seiner Quellen, namentlich der ungedruckten nicht citirt und so sanden eifrige Mitglieder der Societät ein weites Feld zu vermeintlichen Widerlegungen. Die ganze Reihe schwerer Thatsachen wurde nach dem bekannten Recepte einer gewissen Polemik als Lüge, Verkümmung, gehäßige Verdrehung geläugnet und ad majorem societatis gloriam umgefärbt. Ohne Ahnung von dem urkundlichen Apparat, nach welchem Kelle sein vernichtendes Urtheil geschrieben, in Täuschung befangen über die abgenähten Klünste ihrer Sophistik, oder in der Voraussetz., wenigstens in gewissen Kreisen mit ihren Auslassungen durchzubringen, erließen die Einzel Herren unter dem Namen Rupert Ebner's 1875 mit der „Beleuchtung der Schrift des Herrn Dr. Johann Kelle: Die Jesuitengymnasien in Oesterreich“ eine jeder Wissenschaftlichkeit spöttende, obwohl sehr methodisch abgefaßte Erwiderung. Es seien nur einige Beispiele von der Art, wie die Jesuiten sich vertheidigen, angeführt. Kelle hatte S. 18 seines Buches aus der Grammatik des Alvarez zum Beweis ihrer Unbrauchbarkeit eine den gesunden Menschenverstand geradezu höhnernde Definition angeführt. Die Herren sagen darauf kurzweg, „die Definition existiere in Alvarez nicht,“ „sie sei von Kelle auf eigene Faust fabricirt.“ „Es gibt natürlich immer Leute, die nicht in der von Kelle angezogenen Ausgabe 1844, wo die Definition S. 9 wirklich steht, oder die Mailänder vom J. 1754, wo sie S. 153 auch wie in andern zu finden ist, nachschlagen werden. Wenn Kelle die Andachtslosigkeit beim Gebete der Novizen tadelt, gestützt auf ein Schreiben des polnischen Provinzials, der es beklagt, daß die Novizen mit solcher Langsamkeit und Unverschämtheit beten, daß sie Auswärtigen Aergernis geben, so lassen die Verfasser der Gegenschrift eine Predigt über den Wert des mündlichen Gebetes los, lenken die Leser geschickt von dem, um was es sich handelt, ab und können dann die Bosheit ihres Gegners schmäheln, der wegwerfend über das Gebet spricht. Ein andermal ziehen sie als Beweis dafür wie tüchtig ein Lehrbuch gewesen, die Thatsache an, daß dasselbe durch zwei Jahrhunderte in allen Ländern von West- Süd- und Mitteleuropa in den Schulen angewendet wurde. Daß diese Schulen jesuitisch waren, daß in diesem Beweis ein circulus vitiosus steckt, merken sie nicht oder vielmehr sie hoffen, daß er nicht sofort von Jedem gemerkt wird.

Kelle hat auf dieses Nachwort in einer ausführlichen, in der histor. Zeitsch. niedergelegten und auch separat gedruckten Abhandlung „die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich“ geantwortet. Daß er seine Gegner dessen würdige, könnte man fast bedauern, er hätte sich mit dem Gefühl, das er für sie zum Schlusse seiner Abhandlung ausspricht, vollständig genügen lassen können, wenn er nicht wieder so Treffliches zur Sache vorzubringen gehabt hätte. Durch die Vorführung des vollständig Quellenmaterials, über das er verfügt, durch die Ausdehnung der Arbeit über das 18. Jahrhundert hinab, durch genauere Ausführung des Einzelnen und schließlich durch die Entlarbung modern jesuitischer Polemik ist die neue Arbeit eben ein neues Verdienst geworden. Vor der sonnigen Klarheit der documentirten Thatsachen verschwindet die „Beleuchtung“ wie ein unsicher flackerndes Sumpflicht und es erzeugt stellenweise einen tragikomischen Eindruck, wie Kelle den Verfassern der Beleuchtung heimleuchtet, da er den glücklichen Griff thut, gegen sie nur ihre eigenen Vorgesetzten zu citieren.

Es wäre für das Referat sehr lohnend, Kelle's Erwiderung aus der breiten Polemik mit ihren Resultaten herauszuschälen, aber da diese dieselben sind wie im ursprünglichen Buche und sie schon einmal in unsern Blättern gewürdigt wurden, so möge es genügen, herauszuheben, wie der Orden seine Lehrer bildete und wählte. Novizen, welche ihre Prüfungszeit bestanden hatten, wurden als sogenannte Repetenten zum Gymnasiallehrfach vorbereitet, was zwei Jahre,

später nur ein Jahr dauerte. Es ist staunenswert, wie systematisch schlecht die Vorbereitung gewesen. Kelle weist nach, wie im Noviziat nur unbrauchbare Grammatiken und Übungsbücher für das Lateinische und das Griechische in Gebrauch standen, daß nichts von Geschichte und Mathematik, die der künftige Gymnasiallehrer doch auch unterrichten mußte, gelehrt wurde, während die Lectüre deutscher Schriftsteller verboten war. Nach der Repetition hörte der Candidat eine sogenannte Philosophie und mußte darauf unter der Aufsicht des Präfecten Professor oder Magister werden, ohne Rücksicht auf Lust oder Beruf. Ja gerade die Widerstrebenden wurden zum Lehren am meisten verwendet (S. 48.) Von einer ferneren Ausbildung während der Lehrzeit konnte bei den verschiedensten Tagesgeschäften, die selbst auf die Sorge um den Keller ausgedehnt waren, nicht die Rede sein und ebenso wenig von der Erlangung practischer Fertigkeit im Unterrichten, da der Lehrer mit seinen Schülern von Classe zu Classe aufstieg, immer erst den ihm oft ganz neuen Lehrstoff mittlernen mußte, nie die in einer Classe erlangte Übung in der Materie für dieselbe Classe verwerten konnte und nach dem vierten Jahrgang dem Lehramt vor der Hand entsagte, um Theologie zu studieren, was vier Jahre dauerte. Die Geweihten wurden darauf zu ihren Aufgaben beordert und mancher wurde wieder zum Gymnasiallehrer bestimmt, nicht aber nach freier Wahl (S. 75), auch nicht für immer, sondern oft wurde ein solcher plötzlich zu andern Dingen berufen, um vielleicht nach mehrjähriger Unterbrechung von neuem in die Schule geschickt zu werden. Welche Erfolge konnten solche Lehrer an der Hand der schlechtesten Lehrbücher, an höchstens 180 Schultagen im Jahre, von denen vielleicht die Hälfte wieder mit Repetitionen, Concertationen, Privatdeclamationen, Vorbereitungen zu Comödien verloren gingen, leisten? Zumal da der Grundsatz des jetzigen Generals immer galt: Die Gymnasien sollen bleiben, was sie ihrer Natur nach sind, nämlich eine Gymnasialbildung des Geistes, die nicht sowol in der materiellen als in der formellen Bildung besteht. Diese formelle Bildung eignete man sich aber nicht aus lateinischen Classikern an, sondern aus den „nicht minder wertvollen Neu-Lateinern,“ die ja „ebenso zierlich wie die Classiker geschrieben haben.“ Die formelle Bildung bestand nicht in jener humanen Bildung, welche den Wert der classischen Lectüre ausmacht, sondern, wie die ratio sagt, in der Kunst und im Stile. Die Auszüge aus alten und neuen lateinischen Schriften dienten nur als Exempel für den Stil! Wie es um den pädagogischen Tact der Jesuiten stand, welche Leistungen nach Stand und Vermögen der Schüler beurtheilten und darnach auch die Strafen und Belohnungen einrichteten, ist am besten in Kelle S. 218 selbst nachzulesen.

Ueber einen Punkt hatte Kelle in seinem Buche geschwiegen, über das Leben in den Jesuitenklöstern, in welchem die Jugend ihre Erziehung erhielt. Die „Belenchtung“ forderte aber auch da zu weiteren Enthüllungen heraus und Kelle zeigt den Herren das Bild ihrer Vorgänger, wie es sich — nicht in irgend welchen Berichten aus dem Publicum, nein, in den Briefen der Generale und Provinziale spiegelt. S. 91 ff. Eine beispiellose Verweltlichung, Ueppigkeit in Kleidung, Essen und Trinken beklagen die Vorgesetzten, außerordentliche Vergnügungen außer dem Hause, empörende Lustbarkeiten innerhalb der Stuben, Arbeitsscheu, Intriguen nach Außen und nach Innen — Dinge, die wie bekannt Clemens XIV. zu den Worten im Aufhebungs-breve drängten, „daß die Jesuiten jene reichen Früchte, wegen welcher sie gestiftet, nicht mehr hervorbringen konnten.“

Kelle's Bücher über die Jesuiten wären weiteren Kreisen, nicht bloß den Historikern vom Fach zu empfehlen. Vor allem ein eingehendes Studium jenen Coterien, welche die Bildung ihrer Kinder noch immer dem Jesuitenorden anzuvertrauen geneigt und gewohnt sind. So wären die Bücher nicht bloß von theoretischem, sondern auch praktischem Wert, nicht bloß eine wissenschaftliche Arbeit, sondern eine verdienstvolle That.

L.

D. F. Alun: Statistik von Oesterreich-Ungarn. Wien 1876.

Von diesem Buche, dessen Titel bereits eine grammatische Unrichtigkeit enthält, läßt sich wenig Günstiges sagen. Zunächst müssen wir den Vorwurf erheben, daß der Verfasser sich über das Wesen und die Aufgabe der Statistik nicht klar geworden ist, und daß der Verfasser auf dem längst veralteten Standpunkte Achenwall's steht, dem die Statistik bloße Beschreibung ist. Das Werk zerfällt in einen allgemeinen Theil, der die sogenannte Grundmacht, den Staatsorganismus und die Kultur behandelt; dann in einen besonderen Theil, der ethnographische und geographische Skizzen der einzelnen Kronländer enthält. Diese flüchtig hingeworfenen Kulturbilder gehören in ein Werk über Statistik nicht, und auch der Verfasser, der bemerkt, daß er bei diesen Kulturbildern den „unsympathischen Apparat“ der Zahlen vermieden hat, deutet durch diese Bemerkung an, daß er einen fremdartigen Stoff in sein Werk über Statistik verwebt hat, ja man könnte aus dieser Bemerkung fast folgern, daß dem Verfasser die Statistik überhaupt unsympathisch ist, da sich dieselbe doch wesentlich mit den in exakten Zahlen faßbaren Thatsachen beschäftigten muß, und daß er für feuilletonartige Natur- und Reisebilder mehr Verus süßlt. Aber auch der erste, statistische Theil fordert die Kritik vielfach heraus. Die Daten der Bevölkerungstatistik sind wenig ergiebig; die Verfassungsgesetze, die unter dem Titel „Staatsorganismus“ mitgetheilt werden, gehören nicht in ein System der Statistik; die Darstellung der Staatsverwaltung ist zu allgemein gehalten; auch die Darstellung der materiellen und der geistigen Kultur ist nicht erschöpfend, so daß sich dieses Werk in keiner Richtung den Werken über österreichische Statistik von Hain und Schmitt der mathematischen Schule an die Seite zu stellen vermag.

Dr. J. U.

Dr. S. Wessendonck: Die Begründung der neuern deutschen Geschichtschreibung durch Gatterer und Schlägler nebst Einleitung über Gang und Stand derselben vor diesen. Leipzig, 1876.

In den meisten Literaturgeschichten lesen wir, daß unsere jetzt zu so hoher Blüthe gelangte Geschichtschreibung ihre Entstehung erst dem Auftreten eines Niebuhr und Leopold von Ranke verdanke, eine Annahme, die aber nicht vollständig richtig ist. Denn schon vor Ranke und Niebuhr wirkten in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an der Göttinger Universität zwei Männer, nämlich die Professoren Gatterer und Schlägler, deren Forschungen und Studien man eigentlich erst die Erhebung der Geschichte zu einer selbstständigen Wissenschaft verdankt und deren Methode der Geschichtsforschung und Geschichtschreibung noch heute zum größten Theile gültig ist.

Diese Stellung und Bedeutung Gatterer's und Schlägler's in der Geschichtswissenschaft nachzuweisen und gebührend hervorzuheben, ist die Aufgabe des oben genannten Buches von Wessendonck, welches von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig mit einem Preise ausgezeichnet worden ist. Als Einleitung schildert uns der Verfasser den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung vor Gatterer und Schlägler. Er führt uns darin näher aus, wie durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und das Auftreten der Humanisten und Reformatoren auch die Geschichtschreibung anfangs gefördert wurde, wie aber später die confessionelle Engherzigkeit und Verkeckerungssucht beider Religionspartheien dem weiteren Anschwunge der Geschichtschreibung in hohem Grade hinderlich waren. Die Geschichte blieb in Deutschland auch noch bis ins 18. Jahrhundert, so wie im Mittelalter, die dienende Magd der Theologie und Philosophie. Sebastian Franck, der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch seine „deutsche Geschichtschreibung“ sich so viel Ruhm erworben hat, fand keine Fortsetzer. Die deutsche Geschichtschreibung mußte der lateinischen wieder den Platz räumen.

Unter den Geschichtschreibern, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Geschichtswerke in lateinischer Sprache verfaßten, war der Hallenser Professor Cellarius der

Erste, welcher seine Weltgeschichte nicht, wie bisher üblich, nach den vier Weltmonarchieen, sondern nach Alterthum, Mittelalter und Neuzeit eintheilte. Jedoch fand diese Eintheilung unter seinen Zeitgenossen keinen Beifall. Im Anfange des 18. Jahrhunderts fieng man wieder an die Geschichte in deutscher Sprache zu schreiben, zergliederte aber dieselbe in ein Frage- und Antwortspiel und verwertete sie zu einer Beispielsammlung für die Moral. Neben einer solchen unwürdigen Behandlung der Geschichte verhinderte auch die damals herrschende Censur jeden Aufschwung derselben. Erst durch das Auftreten Gatterer's und Schläzer's an der im Jahre 1734 gestifteten Göttinger Universität, nachdem schon durch die Werke Gundling's und Ludwigs's in Halle und durch Maslow die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichtsschreibung in bessere Bahnen eingelenkt worden war, erhielt die Geschichtsschreibung besonders in Bezug auf die Behandlung der Universalgeschichte eine ganz neue Richtung. An der Göttinger Universität wurden die historischen Studien durch eine reichhaltige Universitätsbibliothek, die im vorigen Jahrhundert die größte in ganz Deutschland war, und auch dadurch in hohem Grade gefördert, daß die Professoren an derselben vollständige Censurfreiheit genossen. Nach dieser Einleitung beschreibt uns Dr. Wesendonck im ersten Abschnitte das Leben Gatterer's und Schläzer's und würdigt im Allgemeinen ihre Leistungen als Historiker.

Gatterer, 1727 im Nürnbergsichen geboren, hat sich aus den ärmlichsten Verhältnissen durch seinen eigenen Fleiß zum Gelehrten emporgeschwungen. Er besuchte die Schulen in Nürnberg und die Hochschule in Altdorf. Im Jahre 1752 wurde er Lehrer am Gymnasium in Nürnberg und schrieb dort die Geschichte des berühmten Patriziergeschlechtes der Holzschuher. Im Jahre 1756 wurde er an die Hochschule nach Göttingen berufen und wirkte dort bis zu seinem Tode, der am 5. April 1799 erfolgte.

In Göttingen hatte nun Gatterer Gelegenheit umfassende Studien zu machen, die seinen engen Gesichtskreis, den er, so wie seine Zeitgenossen von der Geschichtswissenschaft hatten, bedeutend erweiterten. Während man sich nun damals bei der Behandlung der Geschichte in Detailmalerei verlor, richtete er seinen Blick mehr auf das Allgemeine (Seite 68) und gelangte dadurch zu einer ganz verschiedenen Art und Weise der Auffassung und Behandlung der Geschichte. Er ist der Begründer der synchronistischen Methode und bezog bei seiner Behandlung der Universalgeschichte zum ersten Male auch die Kulturgeschichte in ihrem ganzen Umfange mit hinein. Seine Weltgeschichte reicht in ausführlicher Weise blos bis zum Jahre 500 nach Christus. Von derselben erschienen aber nacheinander sieben verschiedene Auflagen, von denen eine jede eine veränderte und verbesserte Gestalt an sich trägt. Seine Vorstudien zu seinen historischen Werken waren sehr gründlicher Natur. Er beschäftigte sich auch mit Vorliebe mit den historischen Hilfswissenschaften, denen er zum ersten Male eine wissenschaftlich abgerundete Gestalt zu geben versuchte. Gatterer war sonst ein stiller Stubengelehrter, der sich am das öffentliche Leben gar nicht bekümmerte. Gerade das Gegentheil in dieser Beziehung war Schläzer, welcher am 5. Juli 1735 zu Jagdshadt im Hohenlohsichen Gebiete geboren wurde. Er machte seine Universitätsstudien in Wittenberg und Göttingen und hörte an diesen Universitäten alle Disciplinen, die dort gelehrt wurden. Durch seine reichen Sprachkenntnisse, seinen längeren Aufenthalt in Schweden und Rußland, dessen Geschichte er gründlich studierte, erweiterte er seinen Gesichtskreis und eignete sich dadurch wie nicht leicht ein zweiter zum Universalhistoriker. Dabei nahm er auch einen regen Antheil am öffentlichen Leben. In Petersburg wurde er zu Folge seiner Verdienste um die russische Historiographie Professor an der dortigen kaiserlichen Academie, nahm aber im Jahre 1769 einen Ruf an die Göttinger Universität an, woselbst er Geschichte, Statistil und Politil lehren mußte. Dort verblieb er bis zu seinem im Jahre 1809 erfolgten Tode und unterbrach seinen vierzigjährigen Aufenthalt nur zweimal durch Reisen nach Italien und Frankreich. Ebenso wie Gatterer richtete auch Schläzer bei der Behandlung der Geschichte mehr seinen Blick auf das Allgemeine, brachte bei der Behandlung

derselben die synchronistisch-ethnographische Methode zur Geltung und betonte besonders die Wichtigkeit der Sprachwissenschaft für die Geschichte.

Als Universitätslehrer, wie Besenond im nächsten Abschnitte näher ausführt, hat Gatterer durch die Errichtung eines historischen Seminars, durch seine historischen Zeitschriften und durch seine Vorlesungen über Geographie und die historischen Hilfswissenschaften eine fruchtbringende Wirksamkeit entfaltet. Schläger hat mehr durch seine geistreichen Vorlesungen und durch die kritische und vergleichende Methode seiner Geschichtebehandlung anregend gewirkt. Schläger wollte nicht blos Historiker, sondern auch tüchtige Staatsmänner heranbilden. Seine Vorlesungen über allgemeine Politik und seine s. g. Reise- und Zeitungscollagen, in welchen die politischen Verhältnisse der damaligen Gegenwart auf das freimüthigste besprochen wurden, waren auch die besuchtesten. Männer wie Johannes von Müller und der Begründer der Monumenta Germaniae, Freiherr von Stein, gehörten zu den Zuhörern Schläger's.

Die zweite Abtheilung ist nur den Zeitschriften Gatterer's und Schläger's gewidmet. In diesen Zeitschriften, die für die Pflege der Geschichtswissenschaften von größter Wichtigkeit waren, nahm Gatterer mehr den streng wissenschaftlichen, Schläger mehr den politischen Standpunkt ein. In denen Gatterer's finden sich nicht nur selbstständige Abhandlungen über einzelne Fragen aus der Geschichte, sondern auch ausführliche Kritiken über alle hervorragenden Geschichtswerke des In- und Auslandes, die damals erschienen sind. So hat Gatterer u. a. darin zum ersten Male darauf hingewiesen, daß man bei der Bearbeitung der deutschen Reichsgeschichte „auf die Verhandlungen des Reichstages als des centralbeschließenden Organes zurückgehen müsse,“ ein Gedanke, den Ranke späterhin in seiner deutschen Geschichte mit vielem Erfolge verwertet hat.

In Schläger's Zeitschriften wird mehr die Politik und Geschichte seiner Zeit behandelt und dieselben übten auf die damalige gebildete Welt einen hervorragenden Einfluß aus. Schläger hat aber auch an anderen Zeitschriften mitgearbeitet und war überhaupt als Kritiker sehr gefürchtet. Seine Zeitgenossen nannten ihn den Zeus des historischen Himmels. Nachdem der Verfasser uns noch Schläger's Bedeutung als Politiker geschildert hat, geht er in der dritten Abtheilung dazu über, die historischen Werke dieser beiden Männer ausführlich zu besprechen und dadurch seine schon im ersten Theile aufgestellten Behauptungen über die Bedeutung derselben näher zu begründen. Er schildert derselben eine sehr interessante Abhandlung über die heutigen Arten der Geschichtsschreibung und zwar über die vom s. g. objectiven, vom objectiv-subjectiven und vom culturgeschichtlichen Standpunkte voraus, und beweist uns darin, daß die Objectivität für den Geschichtsforscher eine unabsehbare Nothwendigkeit, dagegen aber für den Geschichtsschreiber eine Unmöglichkeit sei. Gatterer und Schläger sind nun die Begründer der objectiv-subjectiven Geschichtsschreibung. Natürlich ist der Hauptzweck Beider auf Grund eingehender Quellenstudien die historische Wahrheit festzustellen. Nur daß Gatterer mehr vermittelnd und schlichtern seine Ansichten darlegt, während Schläger kühn und diktatorisch auftritt. Dr. Besenond erörtert nun in eingehender Weise die Geschichtsdarstellung, die historische Composition und die kritische Thätigkeit dieser beiden Männer. Zum Schluß mußert er die einzelnen hervorragenden Werke derselben, von denen besonders die Schläger's über nordische und russische Geschichte heute noch dankbar benutzt werden, wie denn überhaupt Schläger durch seine kritische Ausgabe des Nestor, des ältesten russischen Annalisten, erst den Grund zu einer wissenschaftlichen Behandlung der russischen Geschichte gelegt hat, und schließt auch ihre Verdienste um die historischen Hilfswissenschaften. Doch wird man Gatterer's Diplomatie nicht als ein heute noch ganz brauchbares Buch hinstellen dürfen. Als Anhang gibt der Verfasser einige meist die historische Kritik betreffende Aussprüche Schläger's.

In den gegenwärtigen Zeiten konnte natürlich nur in sehr dürftigen Umrissen der reiche Inhalt dieses Buches, in welchem zum ersten Male der Beweis geliefert wurde, „daß die Art und Weise der neueren deutschen Geschichtsschreibung der Hauptsache nach von Gatterer und Schläger ausgegangen und von der dankbaren Nachwelt auf sie zurückzuführen sei,“ angeden-

tet werden. Es kann aber allen Gebildeten die Lecture und allen denjenigen, welche sich zu Historikern heranbilden wollen, das gründliche Studium desselben nicht genug empfehlen werden. A. M ö r a t h.

Dr. Franz von E ö h e r : Archivaische Zeitschrift, herausgegeben von — l. bayer. geh. Rath, Reichsarchivdirector u. c. 1. Band. Stuttgart, 1876.

Es war ein unter den Archivaren schon längst gehegter Wunsch, wieder ein Organ zu besitzen, durch welches sie nicht nur untereinander in Verkehr treten könnten, sondern das auch zwischen ihnen und den Staatsbeamten und Geschichtsforschern vermitteln und überhaupt Verständniß und Sinn für die Aufgabe und Bedeutung der Archive in die weiteren Kreise der Gebildeten tragen sollte. Diesem Wunsche nachzukommen, hat der Vorstand der bestgeordneten Staatsarchive in Deutschland, nämlich der bayerischen, der Reichsarchivdirector v o n E ö h e r in München, der auch als Schriftsteller rühmlichst bekannt ist, sich mit den hervorragendsten Fachgenossen im deutschen Reiche und in Oesterreich in Verbindung gesetzt, um eine archivalische Zeitschrift herauszugeben, deren erster Band uns nun vorliegt. In dem ersten Aufsatze desselben „Was wir bieten und bitten“ entwickelt der Herausgeber das Programm unserer Zeitschrift. Dieselbe soll 1. die Organisation, Verwaltung und Geschichte der größeren Archive in Deutschland darlegen, 2. Ueber den Inhalt der Archive Mittheilungen bringen, 3. Wissenschaftliche Abhandlungen aus dem Gebiete der Diplomatik und Paläographie veröffentlichen und 4. Zu Kritiken und Mittheilungen über die neuere archivalische Literatur des In- und Auslandes dienen. Entsprechend diesem Programme enthält dieselbe eine Reihe von Aufsätzen, unter denen wol die E ö h e r's „Vom Verfall unserer Archive in der Gegenwart“ und „Das bayerische Archivwesen“ die besten sind und die vollste Beachtung nicht nur von Seite der Fachgenossen, sondern vor Allem auch der Ministerialbeamten Deutschlands und Oesterreichs, in deren Ressort das Archivwesen gehört, verdienen. In dem ersteren Aufsatze wird nach einem kurzen aber trefflichen historischen Rückblicke geschildert, wie die Archive eingerichtet und ergänzt werden und welche Stellung sie einnehmen sollen, damit sie ihrer Aufgabe nach allen Richtungen hin gerecht werden können. Die Archive sollen nämlich, nach E ö h e r's Ansicht, die alle practischen Fachgenossen theilen werden, nicht bloß wissenschaftliche Institute sein, sondern sollen „vorzugsweise wieder auf das tägliche Brod des Staates und seiner Bürger gerichtet werden. Mit andern Worten, sie sollen wieder hauptsächlich für Staat und Recht und daneben für die Geschichtsforschung arbeiten.“ (S. 31.) In dem anderen Aufsatze wird nun die Organisation der bayerischen Staatsarchive dargelegt, welche, obwohl sie auch noch manches zu wünschen übrig läßt, doch unter allen Staatsarchiven Deutschlands sich dem Ideale, das E ö h e r in Bezug auf das Archivwesen aufgestellt hat, am meisten nähert. In neuester Zeit streben wol auch, wie Referent aus eigener Erfahrung bestätigen kann, die preussischen Staatsarchive unter Sybel's Leitung darnach, den bayerischen mindestens ebenbürtig zu werden!

Diesen Aufsätzen E ö h e r's folgt nun ein Artikel v o n J a h n's, des Begründers und Directors des Reichsarchivs, über die neueste Organisation der Staatsarchive in Italien, eine Organisation, die sich mancher althistorische Staat zum Muster nehmen sollte. Denjenigen Archivverwaltungen, die so glücklich sind, neue Gebäude für ihre Archive errichten lassen zu können, sei aber der Artikel des Weimarer Archivrathes Dr. Burkhardt „Ueber Archiv-Neubau und -Einrichtungen“ aufs Angelegentlichste empfohlen. Ein weiterer Aufsatz bringt uns eine kurze systematische Uebersicht des Inhalts der bayerischen Landesarchive und zwar zunächst der Kreisarchive zu Amberg, Bamberg, Landshut und München — die nächsten Bände dieser Zeitschrift sollen die Fortsetzung derselben bringen —, für welche alle Geschichtsforscher, die sich an die bayerischen Staatsarchive wenden müssen, dem Reichsarchivdirector von E ö h e r zu großem Danke verpflichtet sind. Möchten nur recht bald auch andere deutsche Archive solche Uebersichten in un-

ferer Zeitschrift veröffentlichen, die österreichischen hinter ihnen nicht zurückbleiben! Wie sehr es im Interesse der Geschichtsforschung wünschenswerth ist, daß auch die kleineren Stadt- und Gemeindearchive von sachkundigen Archivbeamten besucht und durchforscht werden, zeigt uns der Aufsatz des Münchner Reichsarchivassessors Dr. Heigel „Aus städtischen Archiven Altbayerns.“ Referent könnte in dieser Hinsicht auch in Bezug auf zwei Gemeindearchive des Frankenlandes drastische Beispiele beibringen!

Die Aufsätze aus dem Gebiete der Paläographie und Diplomatik werden in würdiger Weise durch die Arbeit Prof. Dr. Rockinger's „Ueber Schreibstoffe in Bayern,“ welche Arbeit eine werthvolle Ergänzung zu dem Buche Wattenbach's über das Schriftwesen im Mittelalter bildet, und durch eine Abhandlung des kais. Fürstenberg'schen Archivrathes Kiezler über „eine ächte Urkunde Kaiser Karl des Dicke und eine theilweise ächte Kaiser Arnulfs“ eröffnet. Von besonderem Interesse dürfte für die deutschen Archivbeamten auch der Aufsatz des verdienstvollen Directors des elsässischen Bezirksarchives in Straßburg Dr. L. Spach sein, der den Titel führt „Fragmentarische Erinnerungen eines alten Archivars“ und uns einen gründlichen Einblick in die Schattenseiten des sonst so viel geachteten französischen Archivwesens gewährt. Die wo hauptsächlich daher rühren, daß, wie Köber (Seite 60) ganz richtig bemerkt, „in den französischen Archiven Alles und Jedes in eine von Paris her vorgeschriebene Schablone eingepreßt wird, was für jeden wirklichen Archivar etwas Gränliches haben muß.“ Ein Literaturbericht und einige kleinere archivalische Mittheilungen schließen diesen Band. Mögen die weiteren Bände dieser Zeitschrift sich eines ebenso gebiegenen und der deutschen Wissenschaft würdigen Inhalts rühmen können!

A. M a r a t h.

J. Bertler: Bunte Bilder aus der Schul- und Lehrerverwelt. Ernst und Humor. Warnsdorf, 1877.

Herr Bertler setzt in der Vorrede kurz auseinander, wie es komme, daß er die ernste Lehrermiene in ein gemüthvoll humoristisches Jean Paul-Gesicht verwanble, und entschuldigt sich in bescheidener Weise, auch einmal lächeln zu wollen. Gewiß bietet die Schulwelt eine Fülle heiterer Contraste. Der Gegensatz zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Aufstreben und Erfolg, der Gegensatz zwischen Altem und Neuem, Reformdrang und Conservatismus bietet heitere Verlehrheiten genug, welche der Komik von jeher zahlreiche Anzapfpunkte geboten haben, die Witz und Fibel sterben einmal nicht aus und der Schulwitz hat gerade dadurch, daß er die Dummheit dort findet, wo man Wissen und Geist erwartet, seine besondere Pointen. Der Verfasser bewegt sich nur meist in der Form des Wortwizes, weniger des Sachwizes; erstere ist seiner ganzen Natur nach matter und gezwungen, wenn er auch durch eine gewisse Geistreichigkeit imponiert. Nur darf er eben nicht zu Tode gehetzt werden, sonst stellt er das traurige Bild einer Hehjagd dar. Der alte Abraham a Seta. Clara scheint das entschiedene Vorbild des Verfassers gewesen zu sein, nur besitzt er nicht dessen Derbheit aber auch nicht dessen sprühendes Feuer. Inmerhin aber steht ihm eine reiche Witz-Ader zu Gebote und dem Schulleben hat er in jedes Fältchen geguckt. Der Gedankenkreis ist ein engbegrenzter, es ist die Volksschule, die der Verfasser mit behaglichem Humor ins Auge faßt, selten daß er in höhere Regionen sich erhebt. In den Epigrammen läuft manches Ratte, fast Triviale unter. So z. B. 39, 42, 43. Das Epigramm verlangt vor allem eine scharfe klare Pointe. Sollen Nr. 55 Hexameter sein? Die Form handhabt der Verfasser sicherlich nicht in dem Grade, daß er berechtigt ist, seinen Gedanken rhythmischen Ausdruck zu geben. Vgl. auch Nr. 71. Nr. 72 ist unbedingt zu streichen. Die Ausstattung des Büchleins ist sauber. Den Volksschullehrern mag es sehr empfohlen sein, da mancher wertvoller Gedanke und guter Rat in frischer Form darin vorkommen. r.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Bangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen
in
B ö h m e n.

XVI. Jahrgang.

Redigirt von Dr. Ludwig Schlesinger.

Mit der
literarischen Beilage.

Redigirt von
Dr. Matthias Pangerl.

Prag, 1878.

Im Selbstverlage des Vereines und in Commission bei Friedrich Tempsky
für die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie.

Wien und Leipzig.
In Commission bei F. A. Brodh aus.

Erud der Bohemia, Actien-Gesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Bericht über den Stand und die Thätigkeit des Vereines während des 16. Vereinsjahres	1
Mit Beilagen: A. Bericht über die Kunstsammlung des Vereines	9
B. Bericht des Geschäftsleiters über die VII. Wanderversammlung des Vereines	11
Mit Vorträgen: a) Die deutsche Literatur Böhmens im Mittelalter. Von Prof. Dr. Ernst Martin	20
b) Ueber Städtegründer und Städtegründungen in Böhmen und Mähren. Von Proj. Dr. Matthias Fangerl	33
Zur Geschichte der Kunst in Böhmen. Nach einem Manuskripte aus dem J. 1793 mitgetheilt von Dr. Edmund Schehel	59
Abt Blauro von Ofteg. Von Prof. D. Scheinpflug	74
Eger und Friedrich von der Pfalz. Von Direktor Eduard Rittel	81
Künstler der Neuzeit Böhmens. Biographische Studien von Prof. Rudolf Müller VI—VII. 91,	188
Wissenschaftlicher Schwindel aus dem südlichen Böhmen. Von Theodor Wagner	112
Beiträge zur Geschichte der Stadt Warneberg. Von Wilh. Feistner	124
Beiträge zur Geschichte der Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. Von Dr. Joh. Loserth	165
Die Helfenburg. Von Friedr. Bernau	227
Das „Registrum Laborum“. Von Dr. Ludwig Schlesinger	249
Die ehemalige Judith-Brücke zu Prag, das erste große Ingenieur-Werk in Böhmen. Vom Oberingenieur Franz Rjha	269
Das Verhältniß des Adernau zum Tadelcel und die Hypothese einer gemeinsamen Vorlage. Von Johann Kniešchel	302
Franz Krause. Metrolog. Von Ludwig Schlesinger	310

Miscellen.

Joh. Jos. Ringel. Von Dr. L. Schlesinger	78
Sagen aus dem südlichen Böhmen. Von Franz Häbler. 18—21	79, 242, 322
Ueber die Chronik des Minderbruders Nicolaus von Böhmen. Von Joh. Loserth	162
Die Scharfeier bei Tachau — ein altdeutsches Sonnenwendfest. Von Josef Stočková	234
Segensformeln. Von Dr. W. Toischer	236
Noch ein Beitrag zur Geschichte des Bauernauffandes in Böhmen im Jahre 1680. Von Prof. Fern. Scheinpflug	238
Beiträge zur Geschichte der Burg Kraschau. Von S. Scheinpflug	316
Das Testament des Benesch von Weitmühl. Von Prof. Dr. J. Loserth	320

Mittheilungen der Geschäftsleitung	79, 164, 246, 248, 323
Das böhmische Erzgebirge, Industriellen und Gewerbetreibenden zu Geschäftsunternehmungen empfohlen	245
Aufruf zu Beiträgen für das Hansgirk-Deukmal	247
Ein Deukmal für Seume!	323

Literarische Beilage.

Krueh Alfred Ritter von: Geschichte Maria Theresia's. 8. Band: Maria Theresia's letzte Regierungszeit 1763—1780. 2. Band. Von Dr. Langhans	16
Bachmann Adolf Dr.: Böhmen und seine Nachbarländer unter Georg von Podiebrad 1458—1461 und des Königs Bewerbung um die deutsche Krone. Von R.	29
— Von Matth. Fangerl	56
Bechstein Reinhold: Heinrich von Freiberg Tristan. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Hrsgbn. von Karl Bartsch 5. Bb.) Von S. Lambel	39
Benda Adolf: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Von L. S.	37
Bernau Friedr.: Geschichte der ehemaligen Herrschaft Winternitz und einflussigen Schußfabr Kadonitz. Von J. W.	38

	Seite
Bezold Friedr. von, Dr.: König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten. 3. Abth. Von R.	33
Blasch Leo: Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Von L—r.	40
Bubinský Alex. Dr.: Die Universtität in Paris und die Fremden an derselben im Mittelalter. Von Prof. Dr. J. Loserth	45
Egerer Jahrbuch. Von J. Neubauer	63
Gindely Anton: Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. der Geschichte des böhm. Aufstandes von 1618. Von L. Ch.	58
Hallwich Dr.: Zur Geschichte Wallensteins. Von Dr. R.	9
Flawacel Eduard Dr.: Goethe in Karlsbad. Von Nbr.	41
Fanaufschel P. Leop.: Originum Cisterciensium Tomus I. Von Matth. Pangerl	21
Jireček Josef: Rymovská kronika česká tak řečeného Dalimila. (Böhmische Reimchronik des sogen. Dalimil). Von Johann Loserth	49
Klucal Feinr.: Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums 1. Theil, bis zum Jahre 1850. Von A. R.	63
Kniešchel Johann: Der Adermann aus Böhmen, hregbn. und mit dem tschechischen Gegenstück Kladěček verglichen. (Martin Ernst: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 2. Band). Von H. Lambel	25
Koutný Benz. Joh.: Der Přemysliden Thronkämpfe und die Genese der Markgrafschaft Mährens. Von L.	35
Krones Franz Dr.: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerverkunde und Culturgeschichte. Von Dr. G. Biermann	11
Lemme L.: Das Evangelium von Böhmen. Von —r.	7
Lindner Theod. Dr.: Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des 14. Jahrh. bis zur Reformation. I. Abthlg. Gesch. des deutsch. Reiches unter König Wenzel, II. Bd., 1. Hälfte. Von A. Möhrath	30
Loserth J.: Beiträge zur Geschichte der hussitischen Bewegung. I. Der codex epistolaris des Erzbischofes von Prag Johann von Jenzenstein. Von R.	28
Martin Ernst: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 2. Band: Der Adermann aus Böhmen, hregbn. und mit dem tschechischen Gegenstück Kladěček verglichen von Joh. Kniešchel. Von H. Lambel	25
Müller Franz: Einige Berichtigungen und Ergänzungen zur Geschichte des Kronprinzen Ferdinand 4. Kärntner-Regimentes in den Schlachten bei Regensburg, Aßern und Bagram. Von —l.	11
Naaff Anton August: Liebesgaben. Poesie- und Novellen-Album. Von Dr. F. Chevalier	42
Nassl Johann: Ueber den mit der Dehnung und Schärfung der Stammsilben verbundenen Lautwechsel in der Conjugation der Verba der Tepler Mundart. Von Dr. W. Loischer	32
Zur Nachricht	38
Neubauer's J.: Zur Kritik von „Deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert.“ Von Johann Neubauer	1
Neubauer's J.: (wie oben.) Antwort hierauf von Dr. Victor Langhans	3
Neuestes	32, 42
Paudler A.: Nordböhmische Volkslieder. Von R.	48
Pröll Vinzenz: Eger und das Egerland, historisch, statistisch und topographisch dargestellt. 2. Auflage. Von L. S.	61
Reber Franz Dr.: Raphael Mengs in „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken.“ Hregbn. von Dr. Robert Dohme. 36. Lief. Von Joh. Neubauer	43
Schlesinger Ludwig Dr.: Die Historien des Magister Johannes Leonis. Von R.	27
Sedláček August: Jak se měnila a ustály meze Čech a Rakous Dolnich. (Wie die Gränzen zwischen Böhmen und Nied.-Oesterreich verändert und festgestellt worden sind.) Von A. Horcicka	8
Siegler Schmidt Hermannus: De Wenzeslao rege Romanorum eiusque adversariis et depositione. Von A. Horcicka	35
Werunský Emil Dr.: Italienische Politik Pappst Innocenz VI. und König Karl IV. in den Jahren 1353—1354. Von v.	30
Woltmann Alfred: Zur Geschichte der böhmischen Miniaturmalerei. Aufdeckung von Fälschungen. Von Cr.	60

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schlassinger.

Sechzehnter Jahrgang.

Erstes Heft. 1877/8.

Bericht über den Stand und die Thätigkeit. des Vereines während des 16. Vereinsjahres. ¹⁾

H o c h g e e h r t e V e r s a m m l u n g !

Der Ausschuß ist in der erfreulichen Lage, auch für dieses Jahr von einem regen wissenschaftlichen und Vereinsleben zu berichten. Zwar die allgemeinen ungünstigen Umstände, deren schon im 15. Jahresberichte gedacht worden ist, haben auch in diesem Jahre ihre nachtheilige Wirkung auf die Zahl der Mitglieder unseres Vereines geäußert. Nach Ausweis des letzten Jahresberichtes zählte unser Verein am 5. Juni 1876 im Ganzen 1657 Mitglieder. Durch den Tod hat er nun seitdem 27 Mitglieder verloren, während 107 andere Mitglieder theils freiwillig ausgetreten sind, theils wegen Nichtzahlung des Jahresbeitrages gelöscht werden mußten. Bezüglich dieser letzteren Kategorie ist zu bemerken, daß die Vereinsleitung ihren Verpflichtungen gegenüber diesen Mitgliedern das ganze Jahr hindurch pünktlich nachgekommen ist und so mancherlei nutzlose Arbeit und nutzlose Vorauslagen zu vermeiden hat. Dagegen hat der Verein im Laufe des Jahres 126 neue Mitglieder gewonnen, wornach sich die Zahl der Mitglieder am 26. Mai 1877 auf 1649 — 43 stiftende, 1606 ordentliche Mitglieder — belief. Gegen das Vorjahr ist also ein Minus von 8 Mitgliedern am 26. Mai vorhanden gewesen.

1) Vom 16. Mai 1876 bis 15. Mai 1877. Erstattet in der General-Versammlung am 7. Juli 1877. Weil unser Verein am 14. Mai 1861 gegründet und am 16. April 1862 bestätigt worden ist, so war es unrichtig, das vorige Vereinsjahr im Jahresberichte (s. Mitth. XV. 1.) als das vierzehnte zu bezeichnen, da es doch schon das fünfzehnte gewesen.

Obgleich in den „Mittheilungen der Geschäftsleitung“ regelmäßig die Namen der verstorbenen Mitglieder verzeichnet werden, so will es sich dennoch geziemen, daß hervorragender verstorbener Mitglieder des Vereines an dieser Stelle des Jahresberichtes noch besonders gedacht wird. Da haben wir nun zunächst den Tod eines Mannes zu beklagen, welcher unserem Vereine als stiftendes Mitglied angehörte und demselben auch sonst viele Sympathie bewies; wir meinen den am 25. Februar 1877 in Meran verstorbenen Herrn Josef Singer, Chef der Prager Firma „Michael Goldschmidt Söhne,“ welche durch ihn zum Range des ersten Goldwaaren- und Juwelengeschäftes in unserem Kaisertume erhoben worden ist. Unsere Sammlungen verdanken diesem wackeren Manne namentlich ein Original-Manuscript der Abhandlung des großen Königsberger Philosophen Kant über das Böse. Ferners haben wir zu verzeichnen den Tod des Herrn Prälaten von Ofsegg, Theol. Dr. Salesius Mayer († 19. Novemb. 1876), und des Herrn Hofrates Phil. Dr. Karl Felinet, welcher als Director der meteorologischen Reichsanstalt in Wien zu wolverdientem Gelehrtenrufe gelangt ist. Von Männern aber, welche sich literarisch um unseren Verein verdient gemacht haben, haben wir zu nennen: die Herren Karl B. Ritter von Hansgirk, Bezirkshauptmann in Joachimsthal († 23. Jän. 1877), welcher dem Vereine außerordentlich zugethan war; Phil. Dr. Julius Ernst Födisch, Professor in Leitmeritz († 13. Februar 1877), dessen Name mit den Sammlungen unseres Antiquarium's enge verbunden ist, und Eduard Senft, vormal's Archivar in Plan, welchem wir eine gut geschriebene Geschichte von Plan zu verdanken haben.

Hat unser Verein einerseits den Austritt so vieler Mitglieder zu beklagen, so ist andererseits wieder erhebend zu sehen, wie Männer, welche die nationale Bedeutung unseres Vereines vollkommen zu erkennen und zu würdigen wissen, dadurch zu erfolgreicher Thätigkeit im Interesse desselben sich bestimmt finden lassen. Wieder können wir glücklicher Weise auch in diesem Jahre einen Mann rühmlich hervorheben, welcher wol stets, ganz besonders aber in diesem Jahre als einer der wärmsten Freunde unseres Vereines sich erwiesen hat. Es ist das der k. k. Notar Hr. Dr. Gustav Schreiner in Neuern. Derselbe hat es verstanden, für den Verein lebhaftes Interesse in einer Gegend zu erwecken, wo man bis dahin ihn vielleicht nur dem Namen nach gekannt haben mochte. Der Ausschuß fühlt sich angenehm verpflichtet, Namens des Vereines dem Herrn Dr. Schreiner hier öffentlich den wärmsten Dank und Anerkennung auszusprechen.

Es verdient überhaupt alle Anerkennung, daß die Herren Vertreter des Vereines jenen oben berührten Schwierigkeiten der Zeitverhältnisse zum Troge um so regeren Eifer in der Wahrung und Förderung der Interessen des Vereines an den Tag gelegt haben. Solcher Eifer, für welchen der wärmste Dank gezollt werden muß, erweckt die Hoffnung, daß wenn der nachfolgende Ausschuß in Schaffung von Bedingungen für ein weiteres, ja erhöhtes Wirken unseres Vereines glücklich ist, er von jenen wackeren Männern auf das Beste unterstützt werden wird. In dem Stande der Vertreter haben aber im Laufe dieses Jahres folgende Veränderungen stattgefunden: neubesezt wurden nämlich die Vertreterschaften in Arnau, Aßch, Bensen, Eger und Hohenelbe, woselbst Herr Gymnasial-Director Friedrich Dworzak, das löbliche Aßcher Stadtkamt, dann die Herren Stadtcaplan Gustav Plözk, Stadtsecretär W. F. Krus und akadem. Maler Alois Seifert die Vertretung übernommen haben, während sich für die neuerrichteten Vertreterschaften in Neuern und Schazlar die Herren

11

770

Notar Dr. Gustav Schreiner und Oberlehrer Wenzel Kunze als Vertreter gewinnen ließen.

Ueber die Sammlungen unseres Vereines haben wir der Versammlung nachstehende, theilweise recht erfreuliche Mittheilungen zu machen. Es ist erstlich die Ordnung und Katalogisirung der Bibliothek bis auf einen nicht sehr ansehnlichen Rest vollendet worden und zwar durch Herrn Adolf Hammer Schlag, phil. stud., unter Mitwirkung des Geschäftsleiters. Jener Rest besteht aus Büchern, welche erst aus einem großen Wust von Doubletten und Maculatur ausgeschieden worden sind und für die auch in den Vereins-Localitäten erst Platz geschafft werden mußte. Ist aber dieser Rest einmal eingereicht, was im Laufe des nächsten Jahres geschehen dürfte, wie nicht weniger das, was in dem eben abgelaufenen Vereinsjahre zugewachsen ist, dann wird sich erst die Zahl der Werke unserer Bibliothek genau feststellen lassen. Jedenfalls wird sich eine namhafte Ziffer herausstellen; als feststehend kann aber bereits angenommen werden, daß die Qualität unserer Bücherei im Ganzen als eine recht gute bezeichnet werden darf. Die Zahl der Benützer hat eine ansehnliche Steigerung erfahren und ist nicht zu übersehen, daß unsere Büchersammlung namentlich Studierenden mehrfach gute Dienste leisten konnte. Wegen anderweitiger Auslagen, welche die Bibliothek verursachte, konnten nur 30 neue Werke in 38 Bänden angekauft werden, wogegen durch Geschenke und im Wege des Schriftentausches die Sammlung um 247 Werke in 259 Bänden und Brochuren bereichert worden ist. Hierzu kommt noch das Geschenk von 5 Manuscripten. Als Geschenkgeber haben wir aber diesmal zu verzeichnen die Herren: Buchhalter Friedrich Bernau in Radonitz, jur. stud. Franz Czech von Ezechherz, Großhändler Richard J. Ritter von Dogauer und phil. stud. Anton Frank in Prag, Bürgerschullehrer Josef F. Gertler in Warnsdorf, Universitäts-Professor Dr. August Geyer in München, Journalist H. Goldschmid und Schriftsteller Heinrich Goppold von Lobendorf (aus dessen Nachlaß) in Prag, General-Consul Josef Ritter von Grüner in Leipzig, Fabrikbesitzer Dr. Rudolf Haase und phil. stud. A. Horčíčka in Prag, Ludwig von Hörmann in Graz, phil. stud. August Katsch in Prag, Universitäts-Professor Dr. Friedrich Kleinwächter in Czernowitz, Chef-Redacteur Franz Klutschak in Prag, Hofrat Franz Kutschera Ritter von Michbergen in Wien, Universitäts-Professor Dr. Gustav K. Laube in Prag, Advocat Dr. Ignaz Mikosch in Wien, General-Inspector Moriz Pfeiffer in Prag, Brunnen-Inspector Vincenz Pröckl in Eger, Marktscheider Alfred Burgold in Töplitz, Großgrundbesitzer Dr. Victor Wilhelm Ruß in Schönbrunn, Handelskammer-Secretär Dr. Edmund Schebek in Prag, Universitäts-Professor Dr. Wilhelm Scherer in Straßburg, Fabricant Josef Singer in Prag, Oberrealschul-Professor Franz Steffanides in Böhmisches-Weipitz, Kaufmann Johann Stüdl und Dr. Wendelin Toischer, endlich das löbliche Deutsche Casino in Prag. Indem diesen Herren hier der wärmste Dank ausgesprochen wird, kann der Ausschuß zugleich den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß das rühmliche Beispiel derselben auch in Zukunft viele Nachahmung erfahre und zwar nicht nur im Hinblick auf die Bibliothek, sondern auch auf die übrigen Sammlungen unseres Vereines.

Diese letzteren haben nun folgende Bereicherungen erfahren. Erstlich das Archiv 4 Original-Urkunden auf Pergament und ebenso viele Original-Urkunden auf Papier, weiters einen abschriftlichen Stammbaum und 17 Flugblätter aus den Jahren 1848 und 1849. Wir haben dieselben der Liberalität der Herren:

Bergbeamter Emanuel Baudisch in Schaplar, Journalist S. Goldschmid, phil. stud. Adalbert Horčíkka und Landesgerichtsrat Josef Neumann in Prag und Apotheker Ed. Janota in Falkenau, zu danken. Geringen dankt unser Antiquarium der Freigebigkeit der Herren: Weinhändler Karl Binder, Großhändler Richard Ritter von Dognauer und phil. stud. Roman Ducháč in Prag, Hüttenverwalter Karl Feistmantel in Neu-Joachimsthal, Laubstummellehrer Anton Gall in Prag, Apotheker Ed. Janota in Falkenau, phil. stud. August Katsch, Landesgerichtsrat Josef Neumann und General-Inspector M. Pfeiffer in Prag, Oberrealschul-Professor Franz Steffanides in Böhmisch-Leipa, Dr. Anton Tischer in Liboritz und Postmeister Hermann Ullmann in Neudorf, 86 Silber- und 119 Bronzemünzen, 8 Papier-Geldzeichen, 20 Sigelabdrücke, 1 Dehlgewälde (Portrait) und 7 andere Bilder, dann eine Kiste mit verschiedenen, meist prähistorischen Altertümern und 49 Stücke, ebenfalls zum Theile prähistorische Altertümer. Rücksichtlich der beiden letzten Posten muß noch ausdrücklich auf die Herren Dr. Tischer und Feistmantel als Geschenkgeber aufmerksam gemacht werden.

Als vornehmster Bestandtheil unseres Antiquarium's darf, wie sich jetzt klar herausgestellt hat, die Bildersammlung angesehen werden. Der Ausschuß hat nämlich, nachdem die Bibliotheks-Ordnung bis zu dem Punkte vorgerückt war, wo die Ordnung des letzten Restes eine größere Vorbereitung heischte, lieber diese Schlussarbeit auf eine gelegener Zeit vertagt und dafür den Herrn phil. stud. Adolf Hamerschlag, welcher sich inzwischen zu einer solchen Arbeit ausreißend qualificirt hatte, beauftragt, die im Besitze des Vereines befindlichen Kupfer- und Stahlstiche, Lithografien u. s. w. einer genauen Sichtung zu unterziehen, das absolut Wertlose auszuscheiden und alles Uebrige in vier Hauptabtheilungen zusammenzustellen. Ueber das von Hamerschlag in dieser Beziehung Geleistete liegt zu beliebiger Einsicht der Herren Mitglieder ein ausführlicher Bericht vom 16. April vor und wird ein kürzerer Aufsatz, welcher bereits in Prager Blättern erschienen ist, hier aber nochmal als Anhang zu diesem Jahresberichte geboten werden wird, ebenso dazu dienen, um den Wert unserer Bildersammlung nur einigermaßen erkennen zu lassen, als auch andeuten, auf welche Art unsere Kunstsammlung inskünftig noch wertvoller gestaltet werden könnte. Herr Hamerschlag hat sich aber seit Jahr und Tag und zwar für eine bloß ganz bescheidene Entlohnung große Verdienste um die Ordnung unserer Sammlungen nach den angedeuteten Richtungen erworben und indem der Ausschuß das auch öffentlich gerne anerkennt, bedauert er zugleich, daß der Verein nicht fernerhin von dem Fleiß und Geschick dieses jungen Mannes profitiren kann.

Haben wir also rücksichtlich der Sammlungen unseres Vereines auf erfreuliche Resultate hinweisen können, so können wir solche auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Thätigkeit in diesem Jahre constatiren. Allerdings haben nur bei der 1. und 3. Section, deren Bureau's aus denselben Herren wie im Vorjahre zusammengesetzt waren, Sitzungen und Vorträge stattgefunden, doch zeichneten sich dieselben durch eine nennenswerte Manigfaltigkeit der dabei zur Sprache gebrachten Gegenstände aus. Während aber einige Aufsätze, über welche von jenen Sectionen verhandelt worden ist, bereits in den „Mittheilungen“ abgedruckt worden sind, werden die anderen im Laufe des nächsten Jahres in denselben Blättern erscheinen. Die 3. Section hat namentlich auch über eine neue Ausgabe des „Gesprächtes zwischen einem Witwer und dem Tode,“ auch der Uckermann aus Böhmen genannt, verhandelt, welche von dem Herrn phil. stud. Johann

Rnieſchel beſorgt den 2. Band der von Herrn Profeſſor Dr. Ernſt Martin herausgegebenen „Bibliothek der mittelhochdeutſchen Litteratur in Böhmen“ bilden ſoll. Dieſe Ausgabe des „Ackermann aus Böhmen“ iſt von derartiger Wichtigkeit, daß der Ausſchuß die Bewilligung des hiezu notwendigen und in das neue Budget eingestellten Gelbbetrages beſtens empfehlen kann. Der Ausſchuß will übrigens auch hier gleich bemerken, daß die auf Koſten des Vereines gedruckte und von Herrn Dr. Wendelin Toiſcher beſorgte Ausgabe des „Wilhelm von Wenden,“ welche den 1. Band der erwähnten Martin'schen Bibliothek bildet, von der Kritik mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden iſt. Demnach kann wol mit einigem Vergnügen conſtatirt werden, daß unſer Verein dadurch nicht allein der deutſchen Philologie und Litterarhiſtorie einen nützlichen Dienſt geleiſtet, ſondern auch einen jungen ſtrebsamen Volksgenossen beim Betreten der Gelehrten-Laufbahn ermuntert und gefördert hat. Die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer ſolchen Ermunterung und Förderung liegt zu deutlich auf der Hand, als daß hier noch ein Wort darüber verloren werden ſollte, und kann der Ausſchuß bloß wünſchen, daß ſich bald noch mehr ſtrebsame junge Männer finden und dem Vereine es nicht an den Mitteln gebreche, womit jene in ihrem Streben unterſtützt und gefördert werden können. Es wäre das eines der preiswürdigſten Ziele, welche von unſerem Vereine verfolgt werden könnten.

Die „Mittheilungen“ ſind auch in dieſem Jahre von Herrn Dr. Ludwig Schleiſinger, welcher nunmehr als Director des deutſchen Mädchen-Lyceums in Prag wirkt, redigirt worden. Es geziemt uns nicht, den Inhalt des letzten Jahrganges irgendwie zu rühmen, allein wir geben uns der Hoffnung hin, daß man demſelben nicht die gebührende Anerkennung verſagen wird. Die „Literariſche Beilage“ dagegen iſt von dem Geſchäftsleiter redigirt worden. Als neue Mitarbeiter können die Herren Dr. Otto Kümme!, Dr. Wendelin Toiſcher, Oskar Gluth, Adolf Hammerſchlag, Franz Hübler und Hans Lambert nebt zwei anderen Herren, welche vorläufig anonym aufgetreten ſind, namhaft gemacht werden. Möge ſich übrigens auch in dem neuen Jahre der Kreis der Mitarbeiter wieder erweitern!

Den großartigſten und erhabenſten Ausdruck aber fand unſer Vereinsleben in den leztvergangenen Tagen. Nachdem auch im vorigen Jahre wiewol auf die Tagesordnung geſetzt eine Wanderverſammlung nicht abgehalten worden iſt, ſo ward heuer abermal dieſer Gegenſtand ventilirt und beſchloſen, eine ſolche, die ſie beneute derſelben, am 29. Juni in Krummau abzuhalten. Dieſelbe hat denn auch richtig ſtattgefunden und weil ein ausführlicher Bericht des Geſchäftsleiters über dieſelbe in den „Mittheilungen“ gedruckt werden wird, ſo erübrigt uns nur, hier unſerer Freude über das Gelingen des Feſtes Ausdruck zu leihen ſowie der Stadt Krummau und ihren Bewohnern den wärmſten Dank für die wahrhaft gaſtliche Aufnahme der 7. Wanderverſammlung auszusprechen.

Mit Vereinsſchriften und zwar unentgeltlich ſind in dieſem Jahre das k. k. Inſtitut für öſterreichiſche Geſchichtsforſchung in Wien, die k. k. Univerſitäts-Bibliothek in Czernowitz, das deutſche Mädchen-Lyceum in Prag, endlich die Volkſchule in Kapellen im Bezirke Hohenfurt theilhaft worden. In Schriftentauſch ſind wir dagegen mit dem hiſtoriſchen Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder in Preußen getreten.

Indem wir jezt zum Berichte über unſere eigene Thätigkeit, womit natürlich auch die der Geſchäftsleitung auf das engſte verbunden iſt, übergehen, haben wir zunächſt zu bemerken, daß der Ausſchuß, wie er am 28. Juni 1876 von

der Generalversammlung gewält worden ist und am folgenden 7. Juli sich constituirt hat, im Laufe dieses Jahres 8 Sitzungen abgehalten hat. Er ist sich bewußt, redlich bemüht gewesen zu sein, den Verein trotz der Ungunst der Zeiten auf einer unseres Volkes würdigen Höhe erhalten zu haben, darf jedoch wol zugleich den lebhaften Wunsch aussprechen, daß unsere Volksgenossen dem Vereine nicht bloß die alten Sympathieen bewahren, sondern auch erneuerte Aufmerksamkeit schenken mögen. Der Verein hat ja schon immerhin Anerkennenswertes auf wissenschaftlichem Gebiete geleistet und ein unbestreitbares Verdienst um Hebung des nationalen Bewußtseins sich erworben.

Ueber die finanzielle Seite unserer Thätigkeit haben wir aber Folgendes zu berichten.

Rechnungslegung für das 16. Vereinsjahr.

Einnahmen.

Jahresbeiträge der Mitglieder	6213 fl. 29	fr.
Zinsen von den Activcapitalien	803 fl. 44	fr.
Erlös aus dem Verkaufe von Vereinschriften	132 fl. 54	fr.
Geschenk des Geschäftsleiters	255 fl. 21	fr.
Sonstige Einnahmen	362 fl. 32	fr.
Hiezu die mit Schluß des 15. Vereins-		
jahres verbliebene disponible Baarschaft	265 fl. 42 $\frac{1}{2}$	fr.
	<hr/>	
Zusammen	8032 fl. 22 $\frac{1}{2}$	fr.

Ausgaben.

Herstellung der „Mittheilungen“	2166 fl. 3	fr.
Herausgabe des „Wilhelm von Wenden“	500 fl. —	fr.
Bibliothek, Katalogisirung und Anschaf-		
fun gen sowie für Arbeiten im Antiquarium	893 fl. 78	fr.
Antiquarium	— fl. 75	fr.
Remuneration des Geschäftsleiters	999 fl. 96	fr.
Gehalt und Nebenbezüge des Kanzellisten	900 fl. —	fr.
Miethzins	1156 fl. —	fr.
Möbel	25 fl. 70	fr.
Beheizung, Beleuchtung und Reinigung .	202 fl. 69	fr.
Kanzlei-, Porto- und sonstige Auslagen	775 fl. 87	fr.
	<hr/>	
Zusammen	7620 fl. 78	fr.

Demnach stellt sich ein Ueberschuß von 411 fl. 44 $\frac{1}{2}$ fr. heraus.

Hiezu das Stammvermögen des Vereines mit 16373 fl. 44 fr.

Demnach beziffert sich das Vermögen des Vereines in Geld und Wertpapieren am Schluß des 16. Vereinsjahres auf

Zusammen 16784 fl. 88 $\frac{1}{2}$ fr.

Hiezu der Wert des Vereins-Inventars nebst den Vorräten an verschiedenen Verlagsartikeln des Vereines.

Das Stammvermögen aber besteht aus Pfandbriefen der böhmischen Hypothekbank im Nominalbetrage von . . . 16000 fl. — fr.
 In drei Kassaanweisungen der böhmischen Escomptebank à 100 fl. 300 fl. — fr.
 Endlich in baaren 73 fl. 44 fr.
 Das Currentvermögen findet die Bedeckung in der Baarschaft von 411 fl. 44 $\frac{1}{2}$ fr.
 Der Rechnungslegung für das 16. Vereinsjahr laßen wir auch gleich das Verzeichniß der im 17. Vereinsjahre notwendigen Ausgaben und mutmaßlichen Einnahmen folgen.

Voranschlag für das 17. Vereinsjahr.

Erforderniß.

Herstellung der „Mittheilungen“	2556 fl. — fr.
Herausgabe des „Adlermann aus Böhmen“	240 fl. — fr.
Bibliothek, Katalogisirung und Anschaffungen	500 fl. — fr.
Antiquarium	10 fl. — fr.
Archiv	10 fl. — fr.
Remuneration des Geschäftsleiters	1000 fl. — fr.
Gehalt des Kanzellisten	720 fl. — fr.
Pauschale für denselben	180 fl. — fr.
Miethzins	1075 fl. — fr.
Einrichtungsfüchke	30 fl. — fr.
Beheizung und Beleuchtung	220 fl. — fr.
Allgemeine jährliche Reinigung der Vereins-Localitäten	30 fl. — fr.
Kanzlei- und Verwaltungs-Auslagen	800 fl. — fr.

Zusammen . . 7371 fl. — fr.

B e d e c k u n g.

Verbliebene Baarschaft vom 16. Vereinsjahre	411 fl. 44 $\frac{1}{2}$ fr.
Interessen von den Vereins-Capitalien	800 fl. — fr.
Jahresbeiträge der Mitglieder	6000 fl. — fr.
Erlös aus dem Verkaufe von Vereinschriften	200 fl. — fr.
Außerordentliche Einnahmen	200 fl. — fr.

Zusammen . 7611 fl. 44 $\frac{1}{2}$ fr.

Darnach darf die finanzielle Lage unseres Vereines wol eine befriedigende genannt werden.

Es ist bereits herkömmlich geworden, daß die Herren Anton Bretschneider, Adolf Vogl und Leopold Wolf alljährlich die Revision und Censur unserer Vereinsrechnung besorgen. Das ist denn auch heuer geschehen und indem wir dafür diesen besonderen Freunden unseres Vereines den aufrichtigsten Dank aussprechen, haben wir die gleiche Pflicht auch gegenüber dem Herrn Rechnungs-

rate Gustav Kulf zu erfüllen, welcher nicht müde wird, unser Geldwesen in bekannter ausgezeichnete Weise zu verwalten, und so seine zahlreichen Verdienste um den Verein immer wieder mit neuen vermehrt. Eine derartige selbstlose Pflege der Vereinsinteressen kann auch öffentlich nicht genug gerühmt und anerkannt werden.

Die Geschäftsleitung des Vereines ist auch in diesem Jahre durch den Professor Pangerl besorgt worden. Die Zahl der Einläufe betrug 518 Stücke (im Vorjahre 610), die der Ausläufe und Versendungen 2727 (im Vorj. 3373).

Der Ausschuß glaubt seiner Verpflichtung, einen vollkommen wahrheitsgetreuen Bericht über den Stand und die Thätigkeit unseres Vereines im 16. Jahre seines Bestehens zu geben, mit dem Vorstehenden genau nachgekommen zu sein. Möge ihm die Freude gewährt sein, für seine Thätigkeit Ihre volle Zustimmung zu erhalten, und legt er nunmehr sein Mandat in die Hände der Generalversammlung zurück.

Für den Ausschuss des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen :

Dr. Alexander Wiedowsky,
Vice-Präsident.

Dr. Matthias Pangerl,
Geschäftsleiter.

Die General-Versammlung des Vereines fand am 7. Juli im Deutschen Casino statt, dessen verehrliche Direction stets dem Vereine für diesen Fall einen ihrer Säle bereitwillig zur Verfügung stellt, was hier dankend bemerkt werden muß, und wurden die weiter unten namentlich angeführten Herren in den Ausschuß gewählt. Am 11. Juli aber ward die Constituirung des neuen Ausschusses vorgenommen und sind, nachdem Hr. Dr. A. W i e d o w s k y die auf ihn abermal gefallene Wahl zum Vice-Präsidenten dankend abgelehnt, die Ehrenämter in der nachstehend ersichtlich gemachten Weise vertheilt worden.

Verzeichnis der Mitglieder des Ausschusses im 17. Vereinsjahre.

Präsident:

Se. Excellenz Herr Graf Edmund Hartig, k. k. wirklicher geheimer Rat und Kämmerer, Mitglied des hohen Herrenhauses des Reichsrates.

Vice-Präsident:

Herr Phil. Dr. Ludwig Schlesinger, Director des deutschen Mädchen-Lyceums (in Prag, wo auch die übrigen Mitglieder des Ausschusses sesshaft sind) und Landtagsabgeordneter, Redacteur der „Mittheilungen“ des Vereines.

- Herr Phil. Dr. Gottlieb Biermann, Director des k. k. deutschen Gymnasiums in der Kleinseite.
- „ JUDr. Johann Riemann, Landes-Advocat.
 - „ Phil. Dr. Gustav Laube, Professor an der k. k. Universität.
 - „ Friedrich Laufeker, k. k. Ober-Landesgerichts-Rat.
 - „ Phil. Dr. Ernst Martin, Professor an der k. k. Universität.
 - „ Phil. Dr. Maurus Pfannerer, k. k. Landes-Schulinspector und Landtags-abgeordneter.
 - „ Moriz Pfeiffer, General-Inspector der Buschtiehrader Bahn.
 - „ Gustav Ruff, pens. k. k. Rechnungs-Rat, Cassier des Vereines.
 - „ JUDr. Edmund Schebek, kais. Rat und Secretär der Handelskammer.
 - „ Franz Theumer, k. k. Ober-Landesgerichts-Rat.
 - „ JUDr. Albert Werunsky, Landes-Advocat.
 - „ Phil. Dr. Alexander Wiedhowsky, Director der k. k. deutschen Lehrerbildungs-Anstalt.
 - „ JUDr. Friedrich Ritter von Wiener, Landes-Advocat, Präsident der Advocatenkammer, Landtagsabgeordneter und Mitglied des Landesauschusses sowie des k. k. Landes-Schulrates.

Beilagen zu dem vorstehenden 16. Jahresberichte.

A.

Bericht über die Kunstsammlung unseres Vereines.²⁾

Als im Jahre 1861/2 dieser Verein gegründet worden, plante man auch die Bildung eines Museums der Deutschen in Böhmen; in diesem durften natürlich die Erzeugnisse der Kunst nicht fehlen und man sammelte demnach außer anderem auch Handzeichnungen, Stiche und Radirungen böhmischer Künstler. Die Beiträge liefen zahlreich ein und schon nach dem ersten Jahre waren 211 Handzeichnungen und 141 Radirungen beisammen. Nebst diesen aber war eine erkleckliche Anzahl von werthvollen Stichen ausländischer Meister sowie historisch interessanter Stücke, als Porträts, Ortsansichten u. dgl. dem Vereine gewidmet worden und in dem Jahresberichte von 1863 finden wir bereits 157 Kupfer, 88 Porträts und 87 Ansichten ausgewiesen. In den nun folgenden Jahren vermehrte sich die Sammlung langsam aber stätig, bis sie 1870 durch Ankauf des Hirzen-

2) Bereits abgedruckt in der „Bohemia,“ dann im „Tagesboten aus Böhmen“ und endlich im „Prager Tagblatt“ vom 25. April 1877.

feld'schen Nachlasses, sowie 1872 durch einen Gelegenheitskauf eine außerordentliche Bereicherung erfuhr, so daß seitdem der Gesamtbestand nicht mehr nach 1000, sondern nach Zehntausenden gezählt werden konnte. Allerdings befand sich unter dem Erworbenen eine große Menge wertloser Gegenstände, welche die Uebersicht erschwerten und vielfach das Gute in dem Wust übersehen ließen. Nachdem bereits vor Jahren durch den jetzt in Berlin weilenden Prof. Lippmann, sowie durch den leider zu früh verstorbenen Prof. Föbisch Anläufe zu einer Ordnung des bis dahin Gesammelten gemacht worden sind, hat jetzt im Auftrage des Vereinsauschusses Hr. phil. stud. Adolf Hammerschlag mit vielem Fleiß und großer Sachkenntniß eine gründliche Sichtung der vorhandenen Gegenstände vorgenommen, und es ist nun möglich anzugeben, was und wie viel eigentlich vorhanden ist.

Ueber die Menge des aufgespeicherten Materiales werden selbst diejenigen erstaunt sein, die schon von früher her mit der Sammlung bekannt sind, noch mehr aber wird dies bezüglich der Qualität der Fall sein. Leider verbietet es uns der beschränkte Raum, auch nur eine Auswahl der besten Stiche hier zu nennen, wir begnügen uns mit der Nennung einiger Namen: Rembrandt, A. v. Ostade, Lukas v. Leyden, Volkswert, Lukas Vorstermans, Sanredam, v. Compelen, Soutmann, Galle, Peter de Vallin, Eg. Sabeler, De Fode, Audran, Chereau, Lepicie, Nantueil, Jeurat, Surugne, Moyreau, Duflos, Moitte, Levesque, Edelinck, Dürer, Altdorfer, Merian, Hollar, Weigel, Hertel, Haid, Riedinger, Rugendas, Niepenhausen, Küßell, Chodowiecki etc. etc., von Namen also, die dem Eingeweihten genug sagen können. Die Collection böhmischer Meister enthält die fast vollständigen Werke der Balzer, Bergler, Berka, Orda, Döbler und vieler Anderer.

Die Sichtung der vorhandenen Gegenstände ward überhaupt nach folgenden Gesichtspunkten vorgenommen. Erstlich wurden alle diejenigen Blätter, welche wirklichen Kunstwert besitzen, in eine eigene Abtheilung zusammengestellt. Die Ordnung innerhalb dieser Abtheilung ist bereits theils nach Schulen, theils auch nach Meistern durchgeführt worden. Eine zweite Abtheilung umfaßt dann alle Porträts, diejenigen ausgenommen, welche besonderen Kunstwert besitzen und daher schon in der ersten Abtheilung eingereiht worden sind. Historische Bilder, welche Darstellungen geschichtlicher Vorgänge (Schlachten, festliche Aufzüge u. s. w.) bringen, bilden die dritte Abtheilung und eine vierte endlich setzt sich aus böhmischen Ortsbildern zusammen. Natürlich sind Blätter von Kunstwert auch aus diesen zwei letzten Abtheilungen zunächst in der ersten Abtheilung zu suchen.

Für den Historiker und Topographen werden jedenfalls auch die drei letzten Abtheilungen manches Interessante bieten; die Sammlung der Ortsbilder aber ist es, welche insbesondere einer Weiterentwicklung fähig ist und um geschichtlicher Zwecke willen vornehmlich gepflegt und gefördert zu werden verdient. In Steternmarkt wurde schon vor Jahren eine ähnliche Sammlung gegründet, dieselbe hat die erstaunlichsten Fortschritte gemacht und ist für den historischen Topographen zu einer unversiegbaren Quelle historischer Erkenntniß geworden. Es ist dies auch ganz natürlich; hat jemand die Geschichte eines Ortes zu schreiben und liegt ihm eine weit zurück reichende Reihe von Abbildungen desselben vor, so kann er aus diesen allein schon deduciren, welche Veränderungen, Vergrößerungen und Verkleinerungen durch Brände und Neubauten der Ort erfahren hat, und die historischen Nachrichten dienen ihm dann nur zur Bestätigung und Erklärung der ihm schon biblisch dargebotenen Thatsachen. Oder — ein naheliegendes Beispiel! Vor einigen Tagen wurden bei den Arbeiten auf dem Rossmarkte in Prag Mauertrümmer

aufgefunden. Man wußte nicht, woher sie stammten. Ein einziger Blick auf die Sadeler'sche Ansicht von Prag genügte, um sie als Ueberreste eines nun bestimmten alten Gebäudes erkennen zu lassen, dessen Form, Größe u. s. w. festzustellen. Auf andere Weise wäre der Nachweis vielleicht nur schwer zu führen gewesen, ob am Anfang des 17. Jahrhunderts daselbst ein Gebäude und was für eines sich befand. Es tritt noch ein anderer Umstand hinzu. Die einzelnen Blätter mit solchen Ortsbildern haben für den Privatmann häufig gar keinen Wert, es sind mit wenigen Ausnahmen schlechtere Stiche, Litographien, Holzschnitte, um die es sich da handelt. Es ist also eher die Möglichkeit vorhanden, eine große Anzahl derselben zusammenzubringen, und dies wird ohne Zweifel bei dem Interesse, welches die Deutschen Böhmens bisher an dem Gedeihen ihres historischen Vereines genommen haben, auch hier und zwar in kürzester Zeit der Fall sein. Die Volksgenossen mögen daher im Interesse der Sache recht zahlreiche Einsendungen machen, es wird alles dankbar angenommen werden, manches Blatt kann auf die Art vor dem Untergange bewahrt, mancher wissenschaftlicher Gewinn aus dem Gesammelten von Späteren gezogen werden. Es mag aber noch einmal darauf hingewiesen werden, daß es sich blos um eine Sammlung böhmischer Ortsbilder jedweder Art, das Unscheinbarste nicht ausgenommen, handelt. Ortsbilder aus anderen Ländern werden von dem Vereine nicht gewünscht. Selbstverständlich sind Bilder von Kunstwert, dann Porträts und historische Bilder nicht minder willkommen als böhmische Ortsbilder, sowie die Gönner und Freunde des Vereines, welche die Sammlungen desselben besichtigen wollen.

B.

Bericht des Geschäftsleiters über die VII. Wanderversammlung unseres Vereines.

Seit dem Jahre 1874, in welchem die VI. Wanderversammlung am 29. Juni im äußersten Norden des Landes, in W a r n s d o r f, abgehalten worden ist, war nicht wieder eine solche Versammlung in Scene gesetzt worden. Wenn man nun diese Wanderversammlungen unseres Vereines, welche sich immer zu wirklichen Volksfesten gestaltet hatten und unlängbar sehr viel zur Hebung und Stärkung des nationalen Bewußtseins unseres Volkes beigetragen haben, nicht ganz und gar aufgeben wollte, so war es wol an der Zeit, wieder zur Abhaltung einer solchen, der siebenten, zu schreiten. Indem aber die Abhaltung der VII. Wanderversammlung auf die Tagesordnung gesetzt wurde, verursachte zunächst die Wahl des Versammlungsortes keine Schwierigkeit. Nachdem nämlich alle bisherigen Wanderversammlungen theils im Norden, theils im Nordosten und Nordwesten des Landes stattgefunden hatten, lag es nahe, nun eine solche endlich einmal auch in den südlichen Theil unseres Vaterlandes zu verlegen. Sobald aber der Süden feststand, konnten es nur die Städte Budweis und Krumm au sein, welche zunächst als Versammlungsorte in Betracht zu ziehen, beziehungsweise zu wählen waren. Die Wahl fiel dann auf die Stadt K r u m m a u, wobei jedoch vielleicht nicht überflüssiger Weise bemerkt wird, daß man sich für Krumm au entschied, um später um so gewisser auch in Budweis eine solche Wanderver-

sammlung veranstalten zu können. Für die Wanderversammlung eines historischen Vereines bietet übrigens die Stadt Krummau recht günstige Vorbedingungen. Die Stadt mit dem dabei gelegenen fürstlich Schwarzenberg'schen Schlosse trägt nämlich ein durch und durch historisches Gepräge zur Schau, birgt ferner in ihren Mauern so vielerlei Gegenstände, welche das Interesse des Geschichtsfreundes zu wecken im Stande sind, und ist endlich mit einer wahrhaft reizenden landschaftlichen Umgebung ausgestattet.

Wie nun der Vereinsauschuß dem verehrlichen Stadtrate von Krummau die Absicht eröffnete, in den Mauern dortiger Stadt den Sitz seiner VII. Wanderversammlung aufzurichten, erklärte sich derselbe sofort damit einverstanden. Und da mag denn gleich ein gewichtiger Umstand hervorgehoben werden. Die Stadt Krummau hat Alles, was sie zur Realisirung dieser Wanderversammlung beigesteuert, so spontan und so ausgezeichnet vollbracht, daß ihr ganzes Vorgehen nicht anders als musterhaft genannt werden kann. Der Verfasser dieses Berichtes hat noch keine andere Wanderversammlung als diese siebente mitgemacht. Es kann daher das Lob, welches er schon an dieser Stelle der Stadt Krummau zu spenden in der erfreulichen Lage ist, auch nicht so gebedet werden, als ob es in den sechs Städten der früheren Wanderversammlungen nicht gleich vortrefflich zugegangen wäre. Er kann eben nur über Krummau urtheilen, hier aber auch nicht anders, wie es vorhin geschehen ist. Die löbliche Stadtvertretung von Krummau bevollmächtigte übrigens ihren Stadtrat, alle jene Vorbereitungen zu treffen, welche die VII. Wanderversammlung zu einem schönen Volksfeste gestalten könnten. Hierauf bildete der Stadtrat seinerseits ein Comité, welches 37 Mitglieder zählte³⁾ und in dem Stadtrate Hrn. Med. Dr. Johann Schmalz sich einen würdigen Präses erwählte. Schon die Art der Zusammensetzung dieses Comité's konnte für das geplante Fest als glückverheißend bezeichnet werden; indem es nämlich Männer der verschiedensten Berufsklassen des Krummauer Bürgerstandes in sich vereinigte, war ja damit ausgesprochen, daß die Bewohner Krummau's einmütigen Sinnes und Herzens und mit gleicher Freudigkeit alle diejenigen empfangen werden, welche am **29. Juni** sich zum Besuche ihrer Stadt einfinden würden. Das Fest der *h. Petrus* und *Paulus* war nämlich als Tag der Wanderversammlung erwählt worden, obgleich man sich von vorneherein sagen mußte, daß der Zeitpunkt ein solcher wäre, welcher vielen Freunden unseres Vereines die Theilnahme an der Versammlung unmöglich machen würde. Indes waren die Umstände nun einmal so beschaffen, daß sich für diesmal kein anderer Zeitpunkt ermitteln ließ. Das von dem Krummauer Stadtrate eingesetzte Comité einigte sich aber mit dem von dem Vereinsauschuße gebildeten Comité über folgendes Programm unserer VII. Wanderversammlung: 1. Donnerstag den 28. Juni. 1. Begrüßung der vom Norden kommenden Festtheilnehmer in der Station Weleschin-Krummau der Kaiserin Elisabeth-Bahn durch das Krummauer Empfangs-Comité und zwar um 3 Uhr Nachmittags. 2. Einzug in Krummau um 5 Uhr Nachmittags und Begrüßung durch den Hrn. Bürgermeister auf dem Hauptplatze der Stadt. 3. Einquartirung der Festtheilnehmer. 4. Gefellige Zu-

3) Die Namen derselben bringt das „Krummauer Intelligenz-Blatt“ vom 20. Juni 1877, unterzeichnet unter einem warm geschriebenen Ausruf, welcher die „Gefinnungsgegnen des südböhmischen Böhmens“ zu reger Theilnahme an dem Feste auffordert.

sammentkunft um 8 Uhr Abends in den Localitäten des Neuwirtshauses. — II. Freitag den 29. Juni. 5. Tagreveille. 6. Um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr Vormittags Festzug vom Hauptplatze zur fürstlich Schwarzenberg'schen Winterreitschule. 7. Um 10 Uhr Eröffnung der Wanderversammlung. Vorträge der Universitäts-Professoren Dr. Ernst Martin und Dr. Matthias Paugerl. Schluß der Wanderversammlung. 8. Gabelfrühstück; darnach Besichtigung der Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, des fürstlichen Schloßes und Archives, des Schloßgartens, u. s. w. 9. Um 7 Uhr Abends Festessen im Schloßcasino. — III. Samstag den 30. Juni. Wanderung nach dem Schöninger.

Ward für die größtmögliche Verbreitung dieses Programms Sorge getragen, so unterließ man nicht auch jene Schritte zu machen, welche den Besuch der südböhmischen Stadt erleichtern und zu zahlreicher Theilnahme an dem Feste ermuntern sollten und konnten. Die General-Direction der Kaiser Franz Josefs-Bahn bewilligte auf Ansuchen des Vereinsauschusses gerne eine namhafte Ermäßigung der Fahrpreise und Se. Durchlaucht Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg zeigte sich nicht minder bereitwillig, all' das vorkehren zu lassen, was unserer Wanderversammlung förderlich sein konnte. Ja es mag gleich hier hervorgehoben werden: wenn unser Fest zweifellos als ein vollkommen gelungenes bezeichnet werden kann, so ist ebenso gewis, daß ein ganz wesentlicher Antheil an dem glücklichen Gelingen auf Rechnung des durchlauchtigen Herzogs von Krummau gesetzt werden muß. Nicht nur daß von Seiten des Fürsten eine Reihe von Equipagen zur Verfügung gestellt worden war, die Thüren des Krummauer Schloßes allenthalben offen standen, um alle darin befindlichen Sehenswürdigkeiten nach Wunsch betrachten zu können, und die fürstliche Winterreitschule zur Abhaltung der wissenschaftlichen Vorträge, das Schloß-Casino aber für das Festessen zur Verfügung gestellt worden waren, sondern es waren auch mehrere Festtheilnehmer als Gäste in den Zimmern des Schloßes einquartirt worden. So hat sich Se. Durchlaucht Fürst Johann Adolf zu Schwarzenberg der Wanderversammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen gegenüber als echter deutscher gastfreier Mann erwiesen! Um jedoch die Theiligung zu einer recht zahlreichen zu gestalten, waren Einladungen nach allen Seiten hin ergangen, es muß aber mit einigem Bedauern constatirt werden, daß diesen Einladungen nicht in jenem Grade Folge gegeben worden ist, welcher den wirklich über raschenden Vorbereitungen der Krummauer Einwohnerschaft und deren wahrhaft herzlichem Entgegenkommen entsprochen hätte. Namentlich haben sich nicht einmal alle deutschen Vereine der Landeshauptstadt sei es auch nur durch einen einzigen Vertreter theiligt, welche Unterlassung aber hier nur deshalb berührt wird, damit in'skünftig bei ähnlichen Gelegenheiten doch etwas mehr geschehe, was auf ein einmütiges Denken und Fühlen der Deutschen in Böhmen hinweist.⁴⁾ Abgesehen von allen idealen Rücksichten war ein Besuch der ehemaligen Witigonen-Stadt schon vom touristischen Standpunkte sehr zu empfehlen und hat daher der Ge-

4) Darum seien auch allen denen, welche etwa meinen könnten, daß z. B. ein deutscher Turn- oder Männergelaugs-Verein mit unserem Vereine keine Berührungspunkte und überhaupt nichts zu schaffen hätte, jene trefflichen Worte zu bester Beherzigung empfohlen, welche von der Redaction der „Prager Medicinischen Wochenschrift“ in deren Nr. 27 (2. Jgg.) anlässlich der 7. Wanderversammlung und über dieselbe niedergeschrieben worden sind. Der Central-Verein deutscher Aerzte in Böhmen hat zu diesen Worten gleich auch ein treffliches Beispiel geliefert.

schäftsleiter in der in Prag erscheinenden Zeitung „Bohemia“ einen Aufsatz veröffentlicht, ⁵⁾ welcher die Aufmerksamkeit der Touristen auf Krummau und seine wahrhaft reizende landschaftliche Umgebung lenken sollte. Leider ist auch diesem Artikel bloß das Loos einer sehr bescheidenen Wirkung beschieden gewesen, dagegen hat die Einladung, welche die Stadt Krummau an alle deutschen Stadt- und Marktgemeinden im südlichen Böhmen ergehen ließ, ihre Wirkung nicht verfehlt und es kamen namentlich am Morgen des 29. Juni Vertreter aller jener Gemeinden herbei, um sich an einem Feste zu betheiligen, welches für das südliche Böhmen das erste dieser Art gewesen. So zeigte sich wie bei allen früheren Wanderversammlungen auch hier die Erscheinung, daß es eben die Umgebung des Festortes sein muß, welche das größte Contingent der Festtheilnehmer zu stellen hat.

Am Morgen des 28. Juni, welcher das schönste Wetter versprach, begaben sich die Prager Festtheilnehmer auf den Weg nach Krummau. Die Gemüthsstimmung derselben war die beste von der Welt und ließ daher gar nichts zu wünschen übrig. In Budweis verstärkten sich die Prager durch Zuzug, welcher bereits von andermwärts her eingetroffen war. Hier ward uns übrigens eine unerwartete und daher recht angenehm überraschende Begrüßung zu Theil. Abgeordnete der verehrlichen Stadtvertretung von Budweis mit dem Herrn Vice-Bürgermeister Georg Groh an der Spitze hatten sich nämlich im Bahnhofe eingefunden, um uns fröhliche Wanderversammler Namens ihrer Stadt auf das freundlichste zu begrüßen und zu einem Besuche des deutschen Vereinshauses in Budweis auf dem Rückwege von Krummau einzuladen. Hr. Director Dr. Ludwig Schlesinger, welcher an Stelle des in Prag zurückgehaltenen Hrn. Dr. Friedrich Ritter von Wiener die Leitung der Wanderversammlung übernommen hatte, mußte jedoch die freundliche Einladung für diesmal dankend ablehnen, weil die Festtheilnehmer meist bereits solche Reise-Dispositionen getroffen hatten, daß an eine gemeinsame Rückkehr nach Prag nicht zu denken war. Uns von den Budweiskern mit einem „auf Wiedersehen morgen in Krummau!“ verabschiedend ging es auf der Elisabethbahn weiter gegen Süden. Da ward uns vor und hinter Bienenndorf eine zweite Ueberraschung bereitet. Das Vereinsmitglied Hr. Dr. Wendelin Rziha, Advocat in Budweis, hatte nämlich seine dort gelegenen Ziegeleien und Kohlenwerke festlich schmücken lassen, die Arbeitsleute bildeten am Bahndamm ein Spalier, und auch Böllerschüsse wurden zu Ehren der vorüberfahrenden Festgäste abgefeuert. Natürlich ward solche Aufmerksamkeit zu freudiger Kenntniss genommen.

Um 3 Uhr Nachmittags hielten wir endlich in der Station Weleschin-Krummau und wurden von dem unser harrenden Empfangs-Comité der Stadt Krummau in aller Form in Empfang genommen. An der Spitze dieses Comité's stand das Vereinsmitglied Hr. Dr. Franz Büchse, Advocat in Krummau, und dessen herzlich und warm gesprochenen Begrüßungsworte gaben uns einen rechten Vorgeschmack des Empfanges, welcher uns in der Stadt der VII. Wanderver-

5) In der Beilage zur Nummer vom 12. Juni 1877 unter der Ueberschrift: „Auf und nach Krummau!“ Nachgedruckt in dem schon vorhin genannten Krummauer Local-Blatte, wo aber in den einleitenden Worten der „fürstl. Schwarzenberg'sche Archivar“ und der „deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ als durchaus unrichtig gestrichen werden müssen.

sammlung zu Theile werden sollte. Dr. Schlesinger dankte im Namen der Angekommenen für das herzliche Willkommen, welches uns die Vorposten von Krummau noch außerhalb des Weichbildes ihrer Stadt boten. Mittelfst vortrefflicher Fuhrwerke, welche theils auf Befehl des genannten Herrn Fürsten theils durch Krummauer Bürger beigelegt worden waren, ging es nun in raschem Tempo dem Ziele unserer Wanderung zu. Wir fuhren an jener merkwürdigen Lyra vorüber, welche der Moldaufluß unterhalb Krummau und gegenüber dem Pünkerhofe bildet, und gelangten endlich zu jenem Punkte, wo sich vor dem trunkenen Auge des Touristen eines der herrlichsten Panoramen des südlichen Böhmens aufthut.

Ein ungeheurer Kessel, dessen Wandungen im Juni mit dem saftigsten Grün geschmückt sind, trägt auf seinem Boden die Stadt, welche ein höchst romantisches Schloß überragt, über das sich hinwiederum ein mächtiger Bergfried erhebt, wol das älteste Bauwerk Krummau's, welches Herr Budiwof von Krummau, der Vater des berühmten Herrn Zawisch von Falkenstein, um die Mitte des 13. Jahrhunderts erbaut haben mag.⁶⁾ Gegen Norden lagert die mächtige Kuppe des prachtvollen Planskerwaldes, im Nordwesten und Westen aber erblickt man die dunkle Kette des Hauptstockes des Böhmerwaldes mit ihren östlichen Auszweigungen. Das Bild ist ebenso malerisch als imposant und riß die, welche es zum erstenmal sahen, zu ungetheiltem Beifall hin. Hierauf machten unsere Fuhrwerke beim „Neugebäude“ Halt, wo uns der Krummauer Männergesang-Verein und Deputationen des bürgerl. Scharfschützen-Corps, der freiwilligen Feuerwehr, des Turn- und Veteranen-Vereines sowie natürlich auch eine erkleckliche Zahl Bewohner Krummau's erwarteten. Sehr auffallend war auch ein Rudel von etwa zwölfjährigen Knaben, deren theure Häupter mit gar schönen zinnoberroten Kappen bedeckt waren. Die munter dreinblickenden Zungen belehrten uns neugierige Frager, daß ihnen die edle Aufgabe geworden, uns als Führer durch die Stadt zu dienen und das Reisegepäck zu tragen. Ganz zufrieden mit dieser preiswürdigen Vorforge ließen wir uns auch den fröhlichen Sängergruß wol gefallen, welcher uns nun entgegenschallte, und zogen dann, natürlich unter den lebhaften Klängen einer Musikbande hinein in die Stadt, welche in der That ihr schönstes Festgewand angezogen hatte. Es ist dem Schreiber dieses allerdings nicht unbekannt gewesen, daß die Stadt Krummau zum Behufe des würdigen Empfanges der VII. Wanderversammlung auch ein Decorations-Comité eingesetzt hatte, allein er hätte nie zu denken gewagt, daß dieses sehr geehrte Comité seine Aufgabe so großartig erfassen, wol aber daß es sie verständig und geschmackvoll lösen werde. Zuerst diese farbige Fahnenpracht: das ernste Schwarzgelb, das heitere Weißrot, das freundliche Weißgrün (Farben der Stadt), das jungfräuliche Weißblau (Farben der Kaiserin und der Fürsten Schwarzenberg) und endlich das jedes deutsche Herz immer wieder pochen machende Schwarzrotgold! — Es wird wol nicht viele Häuser gegeben haben, welche des Fahnen- und überhaupt jedes Schmuckes entbehrt haben. Sah doch der Berichtstatter selbst in abgelegenen Gassen immer wieder festlich geschmückte Häuser. Bescheidenen Sinnes, wie wir kamen, durften wir nimmer derartige Herrlichkeit beanspruchen, nun sie aber einmal da war, freuten wir uns ihrer aus vollem Herzen und sprachen, sei es still oder laut, das Lob der Stadt, welche die Mitglieder unseres Vereines wie gewaltige Potentaten empfing. Gab es allüberall Fahnen und gleichsam in unzähliger Menge, so mangelte es ebenso wenig an Festons und Quirlanden, welche

6) Gallerie und Bedachung dieses Bergfriedes gehören dem 16. Jahrhunderte an.

aus mancherlei grünem Gezweig verfertigt worden waren. Auf dem weißen Grunde der Häusermauern hob sich dieses saftige Grün gar herrlich ab und bildete im Verein mit dem Farbenshimmer der vielen Fahnen einen wirklich köstlichen Schmuck. Auch Wappen erblickte man zum Schmuck verwendet: neben jenen des Reiches und des Landes die Wappen der Stadt und des Fürstenhauses Schwarzenberg. Natürlich fehlte es auch nicht an sinnigen Inschriften und Sprüchen. Das Rathhaus zeigte uns in Lapidarschrift, daß wir „willkommen“ wären, und das sagten uns eigentlich die Gesichter aller Krummauer, daher wir Wanderver- sammler uns schier fragen mußten, was denn an uns wäre, das uns gar so viel Liebes zuwege bringt. Nach dem lapidaren „Willkommen“ hieß es anderswo:

Deutsche Sitte, deutsche Kraft,
Deutsches Wort und Wissenschaft!

* * *

Seid willkommen ihr werten Gäste
Vom stattlichen Moldafluß,
An der Quelle, beim ernstestn Feste,
Empfanget den Freundesgruß!

* * *

Willkommen ihr Forscher der Ferne,
Wir sehen, das glaubet, Euch gerne!

* * *

Dem Freunde die Brust,
Dem Feinde die Stirn.

* * *

Freiheit, Ehre, Vaterland!

* * *

Willkommen deutsche Brüder!

Laßt uns ein Fest begeh'n, wie wir in diesen Gauen,
Trotz vielem Schönen noch keines konnten schauen,
Ihr seid ja eines starken Bundes Glieder.

* * *

Der Berichterstatter hat diese Sprüchlein auf gut Glück herausgegriffen; nun will er aber getreulich erzählen, was sich Alles in der Stadt, welche sich so trefflich geschmückt hatte, der Reihe nach begeben hat. Vielleicht soll er jedoch auch noch eher des Wetters gedenken, von welchem ja das Gelingen eines Festes, wie es das unsrige war, ganz wesentlich abhängt. Da muß nun dem Regengott alles Lob nachgesagt werden: hatte er tagsüber mehrmal das wassertriefende Haupt geschüttelt, so zog er sich, wie wir der Stadt Krumm- mau nahten, in die innersten Gemächer seines himmlischen Palastes zurück und ließ sich drei ganze Tage hindurch nimmer wieder blicken. Das gefiel uns baß von dem alten Ge- sellen, unsere Herzen schwellen von eitel Lust und Freude und der goldene Son- nenschein konnte das gemüthbestrickende Antlitz der holden Crumlovia noch mehr liebe- und freudeberklärt erscheinen lassen.

Unter Vortritt Aller, welche uns bis zum „Neugebäude“ entgegengekommen waren, und geleitet von rauschenden Musikklängen betraten wir nunmehr den Hauptplatz der Stadt. Hier war ebenfalls schon eine große Gesellschaft ver- sammelt: zum zweitenmale sollten wir feierlich begrüßt werden und zwar durch den Hrn. Bürgermeister Alois Ejschel an der Spitze der Vertretung der Stadtgemeinde Krumm- mau. Dieser zweite Gruß war nicht minder aus dem Herzen

gesprochen wie jener in der letzten Bahn-Station, und wenn der Berichterstatter bereits hier vermerkt, daß der Hr. Bürgermeister von Krummau das größte Verdienst um unsere VII. Wanderversammlung sich erworben hat, so werden gewis alle, welche das schöne Fest mitgemacht haben, solches Urtheil gerne unterschreiben. Hierauf trat das Vereinsmitglied Hr. Dr. Friedrich Nitsche, Notar in Hohenfurt, vor, um uns Namens der Städte Hohenfurt, Rosenberg, Kaplitz, Grazen, Neubistritz, Brachatitz, Winterberg und Wallern, welche und die Stadt Krummau derselbe im Reichsrate vertritt, freundlich zu begrüßen. Er schloß mit einem „dreifachen Willkommen im deutschen Böhmerwalde.“ Dr. Schlesinger dankte in herzlichen Worten auf diese Ansprache.

Die nächsten Stunden waren für die Einquartirung der eben angekommenen Festtheilnehmer bestimmt. Auch da zeigte sich wieder, welch' gerne gesehene Gäste wir waren. Jeder von uns glaubte von sich rühmen zu dürfen, daß er am besten einquartirt sei, und diese Thatsache ist wol der sicherste Beweis dafür, daß wir alle gleich vortrefflich gebettet waren. Auch das hat Schreiber dieses gehört, daß diejenigen, welche sich zur Aufnahme von Gästen bereit erklärt, jedoch keine solchen empfangen hatten, damit ganz rechtschaffen unzufrieden gewesen sind; das gastfreundliche Angebot war eben ein zu großes, als daß es hätte durchaus befriedigt werden können.

Inzwischen ward es Abend und es galt nun jene Hallen aufzusuchen, welche zu Ehren St. Gambrini im „Neuwirtshause“ neu erbaut worden waren, richtiger eben im Baue begriffen waren. Aber man hatte im Hinblick auf unsere Wanderversammlung den Bau derart beschleunigt, daß er immerhin so weit vorgerückt war, um in demselben eine solenne Kneipe begehen zu können. Jene wunderbare Mischung von Malz und Hopfen, welche schon seit des alten Tacitus oder irgend eines anderen gottlosen Heiden Zeiten germanische Kehlen gelehrt, ward dann in solcher Güte verabreicht, daß sie nicht ohne günstige Rückwirkung auf die allgemeine Stimmung, welche eigentlich ohnehin nichts zu wünschen übrig ließ, bleiben konnte. Hr. Bräuermeister Theodor Kotter, Mitglied unseres Vereines, bei Erzeugung des goldbraunen Labials stets nach der Palme ringend, mochte denken, daß er insbesondere bei dieser Gelegenheit für Mehrung des Ruhmes seiner hochangesehenen Gilde Sorge tragen müsse. Auch das kann nicht unbemerkt gelassen werden, daß Hr. Kotter, welcher selber, bevor er zur Fahne des „Königs von Flandern und Brabant“ geschworen, ein Verehrer der Mufen gewesen, es sich zur besonderen Pflicht gemacht hat, den von Prag mitgekommenen Mufensöhnen den Aufenthalt in Krummau im höchsten Grade angenehm zu machen, was ihm auch vollkommen gelungen sein dürfte. Das „Neuwirtshaus“ bot indeß nicht bloß materielle Genüße, denn auch die Kunst, und zwar in einer ihrer verständlichsten Ausprägungen, dem Gesang, war an diesem freundlichen Abend in seine Hallen zu Besuch gekommen. Der Krummauer Männergesang-Verein bot uns nämlich seine schönsten Lieder und ist es namentlich das „deutsche Lied“ gewesen, welches ihm die größte Anerkennung eintrug und die Gesellschaft mit der gehobensten Stimmung erfüllte. An demselben Abend wurden dann auch schon Exemplare der „Südböhmischen Gemeinde-Zeitung“ vom 29. Juni unter die Gäste vertheilt, welches Blatt in einem schwungvoll geschriebenen Artikel den Geist der deutschen Forschung, der deutschen Wissenschaft feierte und seinerseits die „Träger des deutschen Geistes im Böhmerlande“ recht warm bewillkomme.

Zu jener Stimmung hat nun auch und zwar kein Geringes das endliche Erscheinen eines Mannes beigetragen, welcher wie kein zweiter es versteht, das

Denken und Fühlen des deutschböhmisches Volkes in sich aufzunehmen und demselben Ausdruck zu geben. Daher schlugen ihm denn auch, wo er immer erscheint, die Herzen seiner Volksgenossen mächtig entgegen, und ist das, was er spricht, stets aus der Seele seines Volkes gesprochen. Jeder aber, der das lesen mag, weiß schon, daß ich damit nur Hrn. Dr. Franz Schmeikal meinen kann, den allverehrten Mann, der wie er selber durch das Vertrauen des Volkes getragen wird, dessen politische Führung ihm geworden ist, solches starke Vertrauen immer wieder von neuem durch Wort und That rechtfertigt. Auch diesmal, wo es galt, den Volksgenossen im Süden des Landes die Bedeutung unseres Vereines näher zu rücken, fehlte Schmeikal nicht und wenn es unserem Feste an den von uns gewünschten moralischen und geistigen Erfolgen nicht mangeln wird, so werden wir einen guten Theil davon dem Führer unseres Volkes verdanken, welcher an dem Gedeihen unseres Vereines stets das größte Interesse genommen hat. Schmeikal konnte erst in vorgerückter Abendstunde erscheinen; von dem Bürgermeister Krummaw's herzlich begrüßt erwiederte er, daß er der deutschen Sache dienen werde, so lange das Vaterland seiner Dienste bedürfen werde. Und wie der Sage nach aus langgenährtem Feuer ein unvertilgbarer Salamander entstieg, so würde auch dem von uns gewährten glühenden Gefühle der Freiheit und Liebe zum Vaterlande ein unzerstörbares Gut, die Eintracht, entspringen.

Diese Eintracht des deutschböhmisches Volkes hat sich denn auch bei Gelegenheit des Krummauer Festes glänzend bekundet. Alles, was am darauf folgenden Tage, dem eigentlichen Festtage, geschehen, gestaltete sich zu einem unwiderleglichen Zeugnisse für dieselbe. Ich will aber nun die Erträgnisse des 29. Juni schön der Ordnung nach registriren, wie es einem Geschichtschreiber unserer VII. Wanderversammlung wol anstehen mag. Und wenn ich da zunächst vermerke, daß eine sehr lebhaftes Musik uns aus unseren Morgenträumen aufgerüttelt, so habe ich nur constatirt, daß damit der 5. Programmpunkt unserer Versammlung seine vollkommen genügende Erledigung gefunden hat. Ein Blick zum Himmel belehrte aber, daß der schönste Sonnenschein dem Festtage beschieden sein werde. Bald kamen dann auch die angerückt, welche aus den benachbarten deutschen Gemeinden sei es officiell oder auch nicht officiell abgeordnet worden und nicht schon am Vortage in Krummaw eingerückt waren. Alle Festtheilnehmer versammelten sich endlich nach 9 Uhr auf dem Hauptplaze der Stadt, von wo der Festzug nach der fürstlichen Winterreitschule sich in Bewegung setzen sollte. Da konnte man auch allenthalben lebhaftes Begrüßen und Händeschütteln bemerken, denn für gar viele gab unser Fest Gelegenheit zu fröhlichem Wiedersehen nach mehr minder langer Zeit. Um halb zehn Uhr ging es dann hinauf in's Schloß, diesmal jedoch ohne Musikbegleitung, weil das Fest-Comité der Meinung war und zwar ganz mit Recht, daß die ernste Stimmung, welche doch der wissenschaftliche Theil des Programmes für sich in Anspruch nehmen mußte, nicht durch wenigleich harmonische doch immerhin lärmende Marschmusik gefördert werden könnte. Dagegen waren die Blumen Spenden, welche es in den Gassen, durch die sich der Zug bewegte, auf uns niederregnete, dem Ernste der Situation weniger gefährlich. Der Berichterstatter muß es zum Ruhme der Krummauer Frauen und Jungfrauen verbuchen, daß diese ihre Art und Weise, uns Wanderversammler zu begrüßen, auf unserer Seite nicht allein wol begriffen sondern auch mit unendlich freudigen Empfinden aufgenommen worden ist. Kann denn für Männer, welche sich auf dem Wege zu ernster Thätigkeit befinden, eine sinnigere Ermunterung gedacht werden, als wenn ihnen von schönen Frauenhänden Blumen auf diesen Weg ge-

streut werden? Gewis, die Krummauer Frauenwelt ist uns in allerartester Form entgegengekommen und hat sich damit einen Ehrenplatz in unseren Herzen, in unserer Erinnerung erobert! — Im Blumenregen ging es also durch die Stadt, dann über den Tummelplatz, welcher sich vor dem Schloß ausbreitet, hinein in das gewaltige Schloß, welches seit seinem Bestehen nur mächtige Geschlechter zu seinen Besitzern gezählt, und durch dasselbe hinauf zu der auf dem höchsten Punkte gelegenen Winterreiterschule, hinter welcher dann der ausgedehnte und prächtige Schloßgarten seinen Anfang nimmt. Es wird im Böhmerland nur wenige Schlösser geben, deren Schloßbezirk mit jenem von Krummau sich zu messen im Stande ist.

Nachdem die Theilnehmer am Festzuge in den weiten Räumen der Winterreiterschule Platz genommen und unter sie, wie sehr angenehm zu bemerken war, sich auch viele Frauen und Mädchen gemischt hatten, hielt zunächst der Präses des Krummauer Fest-Comité's eine Ansprache an die zahlreiche Versammlung, worin er seiner Freude Ausdruck ließ, daß die VII. Wanderversammlung nach dem süblichen Böhmen und Krummau ihre Schritte gelenkt, und daran die Einladung knüpfte, nun „den erquickenden Thau auf die durstende Ackerkrumme herniederfallen zu lassen, damit der schlummernde Saamen aufgehe und reiche Früchte trage.“ Hierauf eröffnete der Leiter der Wanderversammlung dieselbe mit folgenden Worten:

Hochgeehrte Versammlung! „Indem ich hiemit die VII. Wanderversammlung unseres Vereines eröffne, kann ich anknüpfend an die freundlichen Worte des Herrn Vorredners im Namen des Ausschusses, den zu vertreten ich die Ehre habe, nur die Versicherung aussprechen, daß der Ausschuß seinerseits auch längst den sehulichsten Wunsch hegte, im Süden Böhmens eine Wanderversammlung abzuhalten. Um so freudiger kamen wir daher der Einladung nach, welche die geehrte Stadt Krummau in diesem Jahre an uns richtete, in ihrer Mitte unser heuriges Fest zu feiern. Wenn wir nun allerdings bei Ihnen zuletzt eingetroffen sind, so kommen wir doch mit demselben Vertrauen und mit derselben Liebe, wie in früheren Jahren zu unsern Stammesgenossen im Norden, im Osten und Westen unseres Vaterlandes. Und wir können es jetzt schon, obwohl unser Aufenthalt bei Ihnen erst nach Stunden zählt, mit erhöhter Befriedigung aussprechen, daß wir von den Bajwaren des Südens eben so freundlich und herzlich aufgenommen wurden, und daß wir uns bei ihnen ebenso heimisch fühlen, wie seiner Zeit bei den Franken im Westen, bei den Thüringern im Norden und bei den Schlesiern im Osten unseres Heimathlandes. Wenn wir heute, folgend der geographischen Vertheilung unserer deutschen Landesgenossen, den Ring unserer Wanderversammlungen zum ersten Male schließen, so haben wir die innerste Ueberzeugung gewonnen, den Cyclus in der würdigsten und erfolgreichsten Weise beendigen zu können. Sie sind uns mit so viel Geist und Herz entgegengekommen, daß wir die sicherste Hoffnung hegen, bei Ihnen die Ziele unserer Wanderversammlung nicht zu verfehlen, und wir schlagen denn voller Freude bei Ihnen auf eine kurze Zeit die Werkstätte der wissenschaftlichen Forschung auf. In diesem freudigen Gefühle erübrigt mir nur noch auch von diesem Platze aus im Namen des Ausschusses der geehrten Bewohnerschaft von Krummau den wiederholten innigsten Dank auszusprechen für die überaus glänzende Aufnahme, die Sie uns bereiteten, und ich kann nicht umhin in diesen Dank jenen durchlauchtigsten Fürsten einzuschließen, dem wir nebst andern Akten hoher Gastfreundschaft diese prächtige Heimstätte unserer siebenten Wanderversammlung zu danken haben.

Ich bitte nun die Herren Professoren Dr. E. Martin und Dr. M. Fangerl an die Abhaltung der auf der Tagesordnung stehenden Vorträge zu schreiten."

Und nun folgte der Vortrag des Hrn. Universitäts-Professors Dr. Ernst Martin über

Die deutsche Literatur Böhmens im Mittelalter.

Der Gegenstand, über welchen ich vor Ihnen zu reden die Ehre habe, die deutsche Literatur Böhmens im Mittelalter, ist zwar schon vielfach behandelt worden,⁷⁾ aber noch niemals, so viel ich weiß, in einer zugleich umfassenden, ausführlichen und wissenschaftlichen, d. h. überall auf die Quellen selbst zurückgehenden Weise. Auch ich kann eine solche wissenschaftliche Behandlung nicht für alle Theile dieses Gegenstandes versprechen. Auch mir sind keineswegs alle hieher gehörigen Werke vollständig bekannt geworden; und das begreift sich wol, wenn man bedenkt, daß viele darunter nur in den Handschriften, nicht aber gedruckt vorliegen. Immerhin glaube ich nicht unerheblich mehr bieten zu können als meine Vorgänger; und zwar verdanke ich dies einem Unternehmen, welches wesentlich durch den Fleiß mehrerer junger Freunde und durch die Uebernahme der Druckkosten von Seiten unseres Vereines möglich geworden ist. Ich meine die "Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen," wovon der I. Band zu Ende vorigen Jahres erschienen ist, der II. gegenwärtig noch unter der Presse sich befindet. An diese beiden Bände schließen sich die Vorarbeiten für weiter folgende an, Abschriften von anderen bisher ungedruckten Werken, welche mir zur Ausarbeitung meines Vortrages auf das freundlichste zur Verfügung gestellt worden sind.

Auf Grund dieses Materials sowie des gedruckten, soweit ich mir dies nur irgend verschaffen konnte, will ich versuchen ein Bild der deutschen Literatur zu entwerfen, die innerhalb des Landes Böhmen oder doch auf Anregung böhmischer Könige und Edlen während des Mittelalters entstanden ist. Ich kann jedoch nicht umhin vorher noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der vielleicht das Interesse an diesem Gegenstande etwas abschwächen, es aber, wie ich hoffe, nicht ganz tilgen wird. Die deutsche Literatur des Mittelalters tritt in Böhmen erst zu einer Zeit auf, da ihre Blüte bereits zu welken begonnen hatte. Es war ja diese Blüte, die sich in so mancher Beziehung mit dem Höhepunkt unserer neueren Literatur gegen Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vergleichen läßt, in der Zeit vor und nach dem Jahre 1200 eingetreten. Damals lebten und dichteten jene Nachtigallen, wie sie einer von ihnen genannt hat, der Minnesänger Walther von der Vogelweide, die ritterlichen Erzähler Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg. Um 1230 schon war keiner dieser großen Dichter mehr am Leben. Es folgte ein jüngerer Geschlecht, das wol formell sehr Bedeutendes geleistet hat, aber von der edlen Gesinnung, von der Tiefe der Gedanken und dem Farbenreichtum, wie wir sie bei jenen finden, weit zurückgewichen ist. Nun werden mir wol alle, die es versucht haben sich mit jenen Größen der mittelhochdeutschen Dichtung bekannt zu machen, zugestehen müssen,

7) Ich verweise auf meine Zusammenstellung im Anzeiger zur Zeitschrift für deutsches Alterthum, herausg. von E. Steinmeyer, Bb. XXI. S. 107 fgg.

daß man anfänglich nur mit Schwierigkeit über das Fremdartige wegkommt, das diese Zeiten und ihre Vertreter von uns trennt. Nehmen wir den bedeutendsten deutschen Dichter des Mittelalters, nehmen wir Wolfram von Eschenbach zur Hand: wie sonderbar kommt uns da gleich das ritterliche Leben, die überschwängliche Frauenverehrung, die Einmischung des Religiösen in ganz weltliche und natürliche Dinge vor. Erst allmählich bringt man in den Kern und erkennt das tiefe und wahre Gefühl, die scharfzeichnende und glänzend ausführende Einbildungskraft des Dichters, und sieht sich dann freilich für die angewandte Mühe reichlich belohnt. Anders steht es mit den Nachfolgern und Nachahmern. Nur zu oft sieht man sie das ihren Vorbildern Abgelernte mühsam und doch falsch anwenden; nur zu oft muß das Studium, welches die historische Wissenschaft ihnen gegenüber ebenso gut verlangt, sich mit gar bescheidener Ausbeute begnügen. „Für die Wissenschaft freilich ist jeder Gewinn von Wert; und sie ist zufrieden, wenn nur durch Fleiß und Geschick die Vergangenheit, soweit man nur irgend ihre hinterlassenen Spuren wieder aufleuchten lassen kann, im Bilde wieder hergestellt worden ist. Und mit diesem wissenschaftlichen Interesse verbinden wir ja das vaterländische. Mag die Literatur unserer Vorfahren sich glänzend darstellen oder nicht, immer bleibt sie die unserer Vorfahren; und jeder Rechtschaffene wird gern auf die Geschichte seiner Eltern zurückblicken, auch wenn diese nicht eben vornehm gewesen wäre.

Böhmen erscheint in der deutschen Dichtung zuerst in einem jener Werke, welche größtenteils im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit den großen höfischen Dichtern, die altvolkstümliche Heldensage mit mehr oder minder ritterlichen Zuthaten ausgeschmückt uns überliefert haben: im *Viterolf*. Darin wird ein Kampf dargestellt zwischen den Helden vom Rhein und denen von der Donau, zwischen den Burgunden, auf deren Seite Siegfried kämpft, und den Mannen des Hunnenkönigs Etel. Der Kampf wird, obschon gewaltige Heermassen aufgeboten sind, doch ganz ritterlich, mit Einzelkämpfen geführt. Es betheiligen sich an ihm im östlichen Heere auch mehrere böhmische Helden: König Wiklan, sein Bruder Pohlan von Wuscherat, seine Fürsten Ladislaw, Katorbor, Schirn, Shtebor, Stohne. Des Speerkampfs unkundig, kämpfen die Böhmen mit Flakschen d. h. Säbeln; ihr Abzeichen auf den Fahnen ist Lindenreis.

In der That soll ja auch R. Wenzel I. (1230—53) zuerst das Turnierwesen nach Böhmen eingeführt haben: ohne Zweifel nach Unterweisung der Deutschen; und so kommen wir auf diejenigen zu sprechen, welche auch die deutsche Poesie zuerst nach Böhmen gebracht haben. Denn wir wissen wol, daß damals es bereits einen deutschen Stadtheil in Prag gegeben; auch deutsche Klöster entstanden je länger je zahlreicher und brachten außer den deutschen Ordensbrüdern auch deutsche Ansiedler mit sich. Aber sowol Bürger wie Klosterleute dürfen wir uns kaum der Poesie besonders zugethan denken, und wo es auf geschäftliche und sonstige Aufzeichnung ankam, war damals noch das gelehrte Latein die Sprache der Abfassung. Anders der deutsche Ritter, der am Hofe des böhmischen Königs turnierte, und der gleich ihm auf fürstliche Freigebigkeit angewiesene Spielmann. Das Lied, das jenem eine Zierde seiner Bildung, diesem ein Mittel des Erwerbs war, ertönte deutsch, und mit Lust und Stolz lauschten die Böhmenkönige deutschem Wort und deutscher Weise.

Unter diesen Sängern am Hofe Wenzels I. ist unzweifelhaft der bedeutendste Reimar von Zweter, der von Oesterreich aus für die Jahre 1236—1240 nach Böhmen kam, und hier als politischer Dichter, ein freilich ziemlich unwürdiger Nachfolger Walthers von der Vogelweide, Wenzels schwankende Stellung Kaiser

Friedrich II. gegenüber in seinen Sprüchen zu vertreten suchte. Persönlich von Interesse ist ein Spruch, in dem der Dichter sich beklagt, daß trotz der gütigen Gesinnung des Königs dessen Hofleute ihm ziemlich feindselig entgegentraten. Das Gedicht gibt zugleich eine Probe von dieser Art Lyrik.

Am Rheine, da bin ich zu Haus,
In Oesterreich erwachsen: Böhmen wählt' ich aus
Mehr um den Herrn, als um das Land; doch sind sie beide gut.
Der Herr ist gut, gut ist das Land;
Nur daß in einem Dinge ich es übel fand:
Daß niemand mich hier ehrt, wenn er's allein nicht thut.
Wär' ich bei Gott im Himmelreich gefessen,
Und wollten dort mich seine Engel messen
Mit schelem Blick, so müßt' ich trauern.
Hier hab' ich nur den König noch:
Nicht Königin, und nicht ein Koch,
Nicht Käufer, nicht ein Pferd, noch einen Bauern.

Ein anderer Fahrender am Hofe Wenzels I. war Meister Sigeher, der indes lang genug in Böhmen blieb, um auch Ottokar II. auf seiner lange Zeit hindurch so glänzenden Laufbahn mit seinen Sprüchen begleiten zu können. Und ihm reihten sich nun noch manche neue Gäste dieser Art an: vor allen andern der Tauhäuser, übrigens einer der leichtfertigesten Gesellen, Friedrich von Sunenburg u. a. Einige von den an K. Ottokar gerichteten Sprüchen können freilich auch außerhalb Böhmens gedichtet sein, da er bekanntlich eine Zeit lang auch Oesterreich und Steiermark sein eigen nennen durfte. Es ist begreiflich, daß der tragische Tod des prachtliebenden und freigebigen Fürsten von seinen deutschen Sängern beklagt worden ist; ein Lied, das ihrer Trauer einen kräftigen und unzweifelhaft wahren Ausdruck verleiht, hat Schölsinger in seiner „Geschichte Böhmens“ (S. 126) mitgetheilt.

Doch nicht nur die Liederdichtung förderte Ottokar; ihm verdankte auch ein episches Gedicht seine Entstehung, der Willehalm Ulrichs von dem Türlin. Dies Gedicht zeigt uns die Verehrung für Wolfram von Eschenbach, die besonders im östlichen Deutschland, in Baiern und dem benachbarten Böhmen, unter den jüngeren Dichtern herrschte.

Es schließt sich sogar im Gegenstand auf das Engste an ein Werk des Meisters an, zu dem es nur die Vorrede, die Einleitung sein will. Schildert Wolfram den Kampf des Markgrafen Wilhelm von Orange gegen die Saracenen, unter denen Tybalt seine frühere Gemahlin Arabel zurück erobern will, welche Wilhelm als Gefangener befehrt und entführt hat, so stellt Ulrich diese Vorgeschichte ausführlich dar. Eigenthümlich ist, daß die Bekehrung beim Schachspiel stattfindet, bei welchem der Gefangene seiner schönen Hüterin den christlichen Glauben an den Figuren des Spiels verdeutlicht. Ulrich dichtete sein Werk für Ottokar, als dieser auf der Höhe seiner Macht stand, als er Herr von vier Landen war, also in der ersten Hälfte der siebziger Jahre: seine Segenswünsche für den König gingen freilich nicht in Erfüllung.

Noch lebhafter aber ward die deutsche Dichtung am Hofe von Ottokars Sohn, am Hofe Wenzels II. betrieben. Ja es ist wol kein Zweifel, daß der König Wenzel, von dem uns in der Pariser Niederhandschrift drei Lieder über-

liefert sind, kein anderer ist als er. Man hat die Frömmigkeit des Königs dagegen geltend gemacht; als wenn diese sich nicht mit Sinn für Frauenschönheit verträge; als ob uns nicht die Ueberlieferung geradezu von R. Wenzels Liebesabenteuern erzählte.

Im Gefühle seiner Macht rühmt sich der königliche Dichter: ich brach die Rose nicht und hatt' ihrer doch Gewalt. Auch das spricht gewis für die Echtheit der Ueberlieferung und für die Beziehung auf Wenzel II., daß mehrere benachbarte und mit ihm verwandte Fürsten in dieser Zeit ebenfalls als Dichter auftraten: Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto IV. von Brandenburg. Die ritterliche Lieberdichtung, dem Erlöschen nahe, sollte noch einmal von oben her, von den Thronen aus neues Leben erhalten: es war nur ein letztes Auffladern.

An die Stelle der Ritter traten, die schon immer mit ihnen, bisher aber keineswegs siegreich, gewetteifert hatten, traten die bürgerlichen, gelehrten Lieberdichter, die die höfische Lyrik noch längere Zeit hindurch, noch Jahrhunderte lang übten und pflegten, freilich ohne den Geist auch nur zu ahnen, aus dem jene Kunst einst war geboren worden. Bei ihnen überwog vollends die Künstlichkeit der Form und die Gelehrsamkeit des Inhalts über den Gehalt an eigenen Gedanken und das ursprüngliche echte Gefühl. Es war ganz recht, daß sie sich mit einem Namen bezeichneten, der von Haus aus den Gelehrten bedeutete, daß sie sich Meister nannten. Der erste, an dem das Wesen des Meistergesanges zur vollen Erscheinung gelangte, war Heinrich der junge Meisner, genannt Frauenlob. Von Klageliedern Frauenlobs auf R. Wenzel II. weiß der Chronist Ottokar; erhalten sind uns nur Gedichte, in denen der Dichter den König bei dessen Lebzeiten preist und erzählt, daß er bei seiner Schwertleite, d. h. dem Ritterschlag zugegen gewesen sei. Auch sonst hat er wol die prachtvollen Feste Wenzels nicht unbeachtet gelassen, von denen namentlich das zur Feier seiner Krönung im J. 1297 angestellte weithin den Ruhm Böhmens verbreitete. Erzählt doch selbst eine elsässische Chronik, daß König Wenzel auch die von seinen Hofleuten an die fahrenden Sänger geschenkten Gaben auf seine eigenen Kosten nahm.

Nicht immer freilich war es dem jungen Könige so wol ergangen, nicht immer hatte er sich der Schätze, die ihm besonders die deutschen Bergleute, die deutschen Städte zusammen brachten, erfreuen können. Beim Tode seines Vaters Ottokar erst siebenjährig kam er anfänglich unter die Vormundschaft des Markgrafen von Brandenburg, der ihn selbst außer Landes schleppte und zeitweilig selbst am Nötigen darben ließ; dann mußte er eine Zeit lang die durch seine ehebrecherische Mutter gestützten Anmaßungen seines Stiefvaters Zawisch von Falkenstein erdulden. Als der junge König den Plan faßte, den frechen Eindringling zu strafen, gelobte er die Stiftung eines Klosters, das später in Königsaal auch eines Königs würdig erstand. Und diese Stimmung läßt sich auch unschwer aus mehreren Dichtungen ersehen, die dem jungen Könige gewidmet sind. Für ihn hatte die nach unsern Begriffen wol überfromme Färbung dieser Poesie eine persönliche Verächtilichung; so heiß mochte auch er aus der Gefangenschaft und Gefahr seiner Knabenjahre um Befreiung gebetet haben.

Das eine dieser Gedichte ist eine Marienlegende, als deren Verfasser sich Heinrich der Klausner nennt; seinen Stoff hatte er vom Guarbian zu Görlich erhalten. Es ist eine Geschichte, die an den „Geiger von Gmünd“, die von Justinus Kerner so schön besungene Legende erinnert, aber freilich nur erinnert; denn anstatt des lustigen Ausgangs haben wir im alten Gedichte einen rein erbau-

lichen Schluß. In einer Stadt, wo ein Bistum war, lebte ein armer Schüler, der gar oft, wenn der Chor sang, nicht zugelassen wurde, weil er keine Schuhe besaß. Wieder einmal aus dem Dom hinausgejagt, stellte er sich vor ein Marienbild, und obschon er vergeblich vor ihm um Schuhe gefleht, beschließt er doch so viele Ave Maria zu sprechen, bis das Bild von unten bis oben damit bekleidet sei. Er spricht hundert für die Schuhe, hundert für einen Rock, für Ueberkleid, Mantel, Schleier und endlich für die Krone. Da erscheint ihm die Mutter Gottes, auf den Kleidern strahlen die 600 Grüße in Gold gestickt; und sie läßt dem Knaben die Wahl, ob er dreißig Jahre Bischof sein oder gleich am dritten Tage zu ihr in den Himmel kommen wolle. Dann verschwindet sie; der Knabe, der wie trunken erscheint, wird hart geschlagen, bis er endlich die Vision offenbart und zugleich eine ihm über Mariä Himmelfahrt gewordene Offenbarung verkündigt. Da bitten ihn alle um Verzeihung, und mit den größten Ehren umgeben endet er am dritten Tage sein Leben.

Vielleicht noch besser mochte R. Wenzel ein anderes Gedicht gefallen, in welchem mit übermenschlicher Hingabe zugleich die persönliche Würde eines Fürsten auf das innigste verbunden ist. Es ist dies der Wilhelm von Wenden, ein Gedicht Ulrichs von Eschenbach, dessen Ausgabe von Dr. Wendelin Lohsche den I. Band unserer „Bibliothek“ bildet. Herr Lohsche hat mit großer Sorgfalt die Beziehungen auf König Wenzels Verhältnisse verfolgt, welche bei der Umgestaltung eines alten Stoffes bestimmend mitgewirkt haben. Zu Grunde liegt nämlich die Legende von S. Eustachius oder Placidus, welche besonders durch ein schönes Gedicht Herders wieder allgemeiner bekannt geworden ist. Der edle Dulder wird von Weib und Kindern getrennt, findet sie aber, nachdem er in langer Prüfung sein standhaftes Gottvertrauen bewährt hat, glücklich wieder. Der deutsche Dichter benutzte jedoch die Fassung, welche der Franzose Chrestien de Troies, dem auch unsere bedeutendsten Erzähler des Mittelalters mehrere Stoffe entlehnt haben, der Sage gegeben. Der Heilige war zum Könige geworden; sein neuer Name Wilhelm von England sollte wol an den berühmten Normannenherzog und Eroberer Englands erinnern. Das Wiedersehen der Kinder fand nun in der Weise statt, daß sie in früher Jugend gefunden und von Fremden aufgezogen, eine Zeit lang im Walde als Wilddiebe hausten und ebenso im Walde ihren Vater gefangen nehmen und hierauf erst erkennen; dabei dienen die Rockschöße, worin der Vater die ihm in der Wildniß Geborenen eingehüllt hatte, zur Bestätigung der Wahrheit. Diese Züge behielt Ulrich von Eschenbach wesentlich bei; aber er gab dem Ganzen dadurch eine neue Grundstimmung, daß er das Leid der Trennung nicht, wie es in der Legende und noch bei Christian der Fall gewesen war, aus der Absicht Gottes, einen Frommen zu erproben, hervorgehen ließ, sondern aus dem freien Willen des Königs. Das sollte das Verdienst des Dulders erhöhen: aber wir werden wol vielmehr bei dem selbstgewollten Unglücke das Mitleid überflüssig finden und dem Gedichte kalt gegenüber stehen.

Nach Ulrichs Darstellung ist König Wilhelm Herr im Wendenland: dies ist der alte germanische Name für die Slawen. Er wird im jugendlichen Alter verwaist; dafür empfängt er weisen Rath durch den Vater seiner Braut. Unverkennbar ist in diesem letzteren Rudolf von Habsburg geschildert, um so mehr, als der Name der jungen Königin, Vene⁸⁾, auf das deutlichste an Guta, R. Wenzels

8) Eine Vene erscheint auch in Wolframs Parzival.

Gemahlin, erinnert. Wilhelm ist wie sein ganzes Volk noch heidnisch: damit sollte wol, auf eine freilich nicht sehr schmeichelhafte Weise, die Ansicht der Deutschen von der Culturstufe des einheimischen Volkes in Böhmen ausgedrückt sein. Aber der junge König hört von Pilgern Christus nennen; und von der Süßigkeit des Namens angezogen, beschließt er sein Weib, sein Reich und sein Volk heimlich zu verlassen, um im heiligen Lande Christ zu werden. Seine Gemahlin jedoch merkt seine Absicht; sie läßt nicht nach, bis er sie mitnimmt. In der Wildnis gebiert sie Zwillinge. Der König bringt sie bis in die Hafensstadt; dort aber läßt er Weib und Kinder zurück, erstere allerdings in guter Pflege und mit Geld reichlich versehen, letztere von ihr getrennt in den Händen christlicher Kaufleute. Während nun Wilhelm nach Jerusalem weiter zieht und dort als Christ gegen die Heiden kämpft, wird Vene wegen ihrer Trefflichkeit von den Bewohnern des Reiches, dem die Hafensstadt angehört, zur Herrscherin erwählt. Auch die Söhne wachsen heran, verlassen ihre Stiefeltern und leben eine Zeit lang als Ritter an einem Königshofe. Als sie aber weiter wandern, geht ihnen das Geld aus und die Noth treibt sie ihren Unterhalt als Räuber zu suchen. Vergebens schickt die Königin ihre Krieger gegen sie aus. Eben kommen neue Klagen beraubter Kaufleute an den Hof, als auch R. Wilhelm von seiner Pilgerfahrt zurückkehrt. Von der Königin freundlich aufgenommen, ohne daß sie jedoch einander erkennen, beschließt er die Raubritter durch freundliche Ueberredung zu gewinnen. Im Walde trifft er mit ihnen zusammen; ihre Lebensgeschichte macht ihm klar, daß er seine Söhne vor sich hat. Allein ohne dies merken zu lassen, bringt er die Versöhnung zu Stande; und erst der Scharfblick der Gattin zwingt ihn zur Anerkennung, welche er jedoch nur unter der Bedingung zugesteht, daß alle Christen werden. Ein fröhliches Fest, an welchem auch die Unterthanen Wilhelms sowie die Eltern seiner Gattin Theil nehmen, beschließt das Gedicht.

Das Gedicht ist R. Wenzel und seiner Gemahlin Guta gewidmet, ist also in der Zeit zwischen der dauernden Vereinigung beider 1289 und dem frühen Tode der Königin 1297 verfaßt. Genauere Angaben auch über seine eigene Person gibt Ulrich von Eschenbach in einem zweiten Gedicht, das er ebenfalls R. Wenzel gewidmet hat, in seiner Alexandreis. Auch für dieses Gedicht hat Dr. Toischer die Vorarbeiten bereits vollendet, und es ist nur zu wünschen, daß es ebenfalls durch unsern Verein in den Druck gebracht werden möge. Bei dem gewaltigen Umfange des Werkes werden freilich auch die Kosten nicht unerheblich sein. Es sind etwa 30.000 Verse, und wenn Sie bedenken, daß erst nach genauer Vergleichung der fünf großen Handschriften die ursprünglichste Form ermittelt werden konnte, daß die Abschrift allein der besten, glücklichsterweise wirklich vorzüglichen Handschrift mehr als einen Monat die unablässige Bemühung des künftigen Herausgebers in Anspruch nahm, so werden Sie seinem Fleiße volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und mit dieser Abschrift ist nur ein kleiner Theil der Arbeit gethan. Vergleichung mit dem lateinischen Original, das wesentlich zu Grunde gelegen hat, mit den verwandten Gedichten derselben Zeit — auch ein tschechisches befindet sich darunter — nehmen auf der einen Seite einen bedeutenden Kraftaufwand in Anspruch; und auf der anderen Seite wird der Gewinn, der für die Kenntniß des damals am böhmischen Hofe gesprochenen Deutsch aus dem Werke geschöpft werden kann, zwar sehr reich, aber auch sehr mühevoll zu heben sein.

Einstweilen darf ich wenigstens einige Resultate der literarhistorischen Betrachtung vorausnehmen. Ulrich von Eschenbach dichtete wesentlich nach Gualtherus de Castellione, der die märchenhafte Sage von Alexander, wie sie das Mittelalter in Orient und Occident ausgebildet, durch Benützung des lateinischen Historikers Curtius einigermaßen der geschichtlichen Wirklichkeit näher gebracht hatte. Allein Ulrich hielt sich nicht streng an diese Quelle; er mischte wiederum alte und neue Fabeln ein, wobei er eine gewisse Lust an scherzhaften, äppigen Gegenständen nicht verleugnete. Er läßt Alexander auf der Jagd mit dem Zwergkönig Antiloie zusammenkommen und einen Besuch an dessen wunderbaren Hof abstatten; beim Gegenbesuch unterhält Antiloie den Helden, indem er, selbst unsichtbar, die Hofleute durch Wadenstrieche gegen einander aufhekt. Er slicht die Geschichte von Aristoteles ein, der seinem königlichen Zögling den Verkehr mit einer Bühlerin verweist; worauf diese (bei Ulrich ist es die Königin Candace) eines Morgens vor die Studierlammer des Philosophen kommt und ihn durch ihre Reize soweit bringt, daß er sich wie ein Pferd von ihr zäumen und reiten läßt — natürlich zum höchsten Ergögen Alexanders.

Abgesehen aber von diesen Einschaltungen finden sich hier mehrfache Abschweifungen auf die persönlichen Umstände des Dichters, eine Würze der Erzählung, die kein Dichter freigebiger und eigenthümlicher gebraucht hatte als Wolfram von Eschenbach. Auch ist dies nicht das Einzige, was Ulrich ihm abgesehen hat; ja er nennt ihn ausdrücklich als sein Vorbild. Um so mehr ist es wichtig, daß er nirgends eine Verwandtschaft mit dem von ihm so hochgefeierten Meister anspricht; es ist daher die Ähnlichkeit des Namens wol nur ein Zufall; gab es doch auch sonst mehrere Geschlechter von Eschenbach. Ausdrücklich aber gibt Ulrich von Eschenbach an, daß er in Böhmen geboren sei, indem er am Schluß des 10. Buches erwähnt, daß ihn Bischof Friedrich von Salzburg zu sich eingeladen, er aber diesem Ruf nicht Folge geleistet habe, weil er den Löwen nicht verlassen wolle, in dessen Land er geboren sei. Dazu stimmen andere Bemerkungen, die von den Freunden des Dichters in Böhmen sprechen. So ruft die Beschreibung der Wüste, in der Alexanders Heer fast verschmachtet, in ihm die Erinnerung an einen guten Bekannten, Herrn Konrad von Weißem und dessen trefflichen Weinkeller in Leitmeritz hervor: vermutlich war es einer der dortigen Geistlichen, die auch sonst als die Hoffnung fahrender Scholaren bezeichnet werden.

Jene Stelle ist übrigens für die Abfassungszeit der Alexandreis nicht unwichtig. Bischof Friedrich von Salzburg starb 1284; vorher war also das Gedicht begonnen, später ward es vollendet. Der Dichter selbst fügte dann noch ein 11. Buch für Borech II. von Riesenburg hinzu; sein ganzes Werk ward aber fast unmittelbar darauf von einem Dichter Friedrich für Ulrich von Neuhaus umgearbeitet.

War nun Ulrich von Eschenbach nach seiner eigenen Aussage ein geborner Deutschböhme, so hat Dr. Toischer es wahrscheinlich gemacht, daß auch ein zweiter Dichter hier einheimisch gewesen ist, welcher neben Ulrich, nur etwas später, die Nachblüte der mittelhochdeutschen Literatur nicht unwürdig vertritt. Es ist dies Heinrich von Freiberg, welcher zu Anfang des 14. Jhs. mehrere Gedichte für böhmische Edle verfaßt hat. Herr Dr. Toischer hat in den Mittheilungen unseres Vereines darauf hingewiesen, daß ein Dietrich von Freiberg unter Ottokar II. im Berg- und Münzwesen des Reiches eine sehr bedeutende Stellung einnimmt, und daß er namentlich auch zu den Lichtenburgern in naher Beziehung steht, für welche Heinrich von Freiberg ein halbes Jahrhundert später

als Dichter thätig ist. Er verfaßte für Raimund von Lichtenburg seinen *Tristan*, die Fortsetzung des von Gottfried von Straßburg unvollendet hinterlassenen Gedichts: und mehr als ein anderer, etwas früherer Dichter hat Heinrich nach aller Kundigen Urtheil es verstanden sich der Art seines großen Vorbildes zu nähern. Einen Abdruck dieser Fortsetzung haben wir bereits von v. d. Hagen; eine neue Ausgabe von R. Wechstein soll in der allernächsten Zeit erscheinen. Ein zweites Gedicht Heinrichs von Freiberg schildert die Turnierfahrt, welche ein anderer böhmischer Edler, Johann von Michelsberg nach Paris unternahm, nach Toischers Zeitbestimmung 1303. Interessant sind namentlich die Vergleiche mit den Helden der ritterlichen Sage, woraus man erkennt, daß auch Heinrich die Dichtungen Wolframs von Eschenbach besonders hoch stellte. Endlich haben wir ein drittes Gedicht unter dem Namen Heinrichs, das die Sage vom h. Kreuze, dessen Holz aus dem Paradiese stammen sollte, in einer weniger kunstvollen Weise behandelt, und deswegen wol der Jugend des Dichters zugeschrieben werden muß. Diese kleineren Gedichte bereitet Herr Alois Hruschka zur Herausgabe in unserer Bibliothek vor.

Außerdem aber hat mir Prof. Wechstein Vermutungen mitgetheilt, nach denen noch andere, bisher ohne Dichternamen gebliebene Werke dem Freiburger zufallen würden: man wird auf den Nachweis wol gespannt sein dürfen. Ueberhaupt aber glaube ich zuversichtlich, daß ein näheres Eingehen in die Literatur des 13. und 14. Jahrhunderts noch manchen Gewinn an Dichtern und Dichtungen für Böhmens Antheil ergeben wird. Nicht weniger hoffe ich, daß eine gründliche Durchforschung der böhmischen Bibliotheken, welche ein Mitglied unseres Vereines, Professor Rambel, in nächster Zeit vorzunehmen beabsichtigt, auch unserem Unternehmen zu Statten kommen soll. Ich für meinen Theil muß mich natürlich hier auf das beschränken, was als unzweifelhaft sicherer Bestandtheil der deutschen Literatur Böhmens zu gelten hat.

Und so nenne ich zunächst noch ein Werk, das in den letzten Jahren der alleinheimischen Dynastie der Přemysliden verfaßt ist und uns in gewisser Weise den Uebergang zur folgenden, weit verschiedenen Literaturepoche bilden soll. Ich meine die Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen von Thüringen, welche ein unbekannter Dichter zwischen 1301 und 1305 für einen schlesischen Herzog Volko gedichtet hat. Auch hier finden wir das Lob der Böhmenkönige, der Lehnsherren Schlesiens. Aber es treten die Bezüge auf die gleichzeitigen Verhältnisse in eine merkwürdige Verbindung mit dem Gegenstande. Der Dichter vermischt auf eine höchst sonderbare Weise die in einem alten Gedichte überlieferten, wie es scheint, streng historischen Nachrichten von dem dritten Kreuzzug mit Umständen und Personen aus weit späterer Zeit. So geht durch den engen Anschluß einmal an wirkliche Verhältnisse, andererseits durch die fast sinnlose Zusammenwürfelung ganz verschiedener Zeiten und Ereignisse dem Gedichte sowol der Wert als historische Quelle wie der poetische ziemlich verloren.

Wir treten damit an den literarhistorischen Charakter des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts heran. Man kann als deutscher Literarhistoriker nur von einem ziemlich unerfreulichen Eindruck reden, den diese Zeit i. A. bei dem Beschauer hervoreuft. Es ist eine Zeit der Vermischung widerstrebender Elemente, eines Streites, der sich nicht nur zwischen den Parteien, sondern oft in den Einzelnen vollzieht, schmerzlich, unabsehbar, wie er ja auch volle zwei Jahrhunderte gewährt hat. Die alten Ideale, die Einheit der christlichen Völker, das Ritterthum mit Heldenhaftigkeit, Frauen- und Gottesdienst, sie leben noch in den Gemüthern:

und doch wie widerstrebt ihnen die Wirklichkeit, die Natur! Wie erheben sich die Nationen gegen jedes gemeinsame Band; wie kämpft das Laienthum für sein Recht der Kirche gegenüber; wie treten die Städte den Rittern, wie treten innerhalb der Städte die Zünfte den alten Geschlechtern entgegen!

Auch die Literatur muß diesen Zustand spiegeln. Zersahrenheit, hohle Ueberspanntheit auf der einen Seite und rohe Gemeinheit auf der andern ist ihr Charakter. Noch am erfreulichsten ist die der Wirklichkeit zunächststehende Form, die Prosa. Hatte die alte Zeit selbst den Gesetzen eine fast poetische Redeweise gegeben, so tritt nunmehr der einfache Geschäftsstil hervor; und für eine höhere Färbung wird mehr und mehr der Anschluß an die antike Literatur maßgebend, deren Wiedererwachen von Italien aus begann, hier in Böhmen frühzeitig Freunde fand und durch die Universität trotz ihres scholastischen Wesens im Großen und Ganzen nur gefördert werden konnte.

Dieses Zurücktreten der Poesie, diese siegreiche Entwicklung der Prosa verfolgen wir nun auch an der deutschen Literatur in Böhmen. Wir können es um so mehr, als unter der neuen Dynastie, unter den Luxemburgern unstreitig die deutsche Einwanderung an Umfang und Bedeutung gewonnen hat. In den Städten und am Hof wird deutsch gesprochen; unter Karl IV. wird Böhmen das Centralland des deutschen Reiches; durch seine Universität wird Prag auch der gelehrte Mittelpunkt Deutschlands.

Gegen diese bedeutende Wirklichkeit gehalten sieht freilich das, was die Poesie im 14. Jh. hier geleistet hat, dürftig genug aus. Im Vordergrund steht einmal die poetische Bearbeitung des sogenannten Dalimil, jener tschechischen Chronik, welche — wenn ich nach der deutschen Uebersetzung urtheilen darf — einheimische Sagen von sehr geringem Gehalt an Poesie und ziemlich dürre chronologische Notizen verbindet; ein unerfreuliches Werk, dessen glühender Deutschenhaß uns natürlich nicht für sich gewinnen kann. In der deutschen Bearbeitung entspricht dem Inhalte die äußerst nachlässige Form. Allerdings liegt uns das Werk bis jetzt nur in einem unzuverlässigen Abdruck von Hanta vor, ein genauerer wird vom Minister a. D. Sireček gegenwärtig vorbereitet. Allein selbst eine kritische Behandlung dürfte dem Werke kaum aufhelfen. Daß es in den Jahren 1342—46, noch zu Lebzeiten Königs Johann abgefaßt worden ist, hat Prof. Lojzeth in unseren Mittheilungen gezeigt. Ebenfalls in Sprache und Versbau ohne Sorgfalt, dem Inhalte nach wesentlich eine Wiederholung von längst ausgesprochenen Gedanken ist das Marienlob eines grauen Mönchs zu Pomuk, das er selbst das „Blümel“ genannt hat. Einen Abdruck hat man in den Wiener Sitzungsberichten von 1871; eine kritische Bearbeitung wird von Hrn. Bachmann für unsere „Bibliothek“ besorgt.

Dagegen zeigen wenigstens kunstgemäße Form die zahlreichen Meisterlieder Heinrichs von Mügeln, der noch unter R. Johann nach Prag kam und hier, von Karl IV. unterstützt, längere Zeit blieb. Heinrichs dichterische Bestrebungen haben wir wol mit der Gründung der Universität in Verbindung zu bringen, wenn schon die Angabe in der Tradition der Meistersinger, daß er Doctor der Theologie der Universität Prag gewesen sei, keine Wahrscheinlichkeit besitzt. Er dichtet von den sieben oder mehr freien Künsten, von der Herrschaft des Himmels und der Erden, d. h. er fügt die etwas unklaren und oberflächlichen Ansichten der damaligen Gelehrten über Natur, Staat, Kirche in recht feierliche Worte und lange künstliche Reimgebäude. Sein Hauptwerk, Karl IV. selbst zugeeignet, ist der Maide Kranz, bis jetzt ungedruckt, mir aber durch eine Abschrift des Herrn Anton Benedict zugänglich. Auch hier handelt es sich um gelehrte Allegorie. Die freien

Künste treten auf: Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Physik, Alchimie, Metaphysik, Theologie schildern ihr Wesen und wollen vom Kaiser wissen, welche unter ihnen die vornehmste sei. Der Kaiser befragt erst die Fürsten, als seine Räte, dann den Dichter selbst. Als sich alle weigern, das Urtheil zu fällen, weist der Kaiser selbst alle andern Künste an, sich der Theologie unter zu ordnen; doch scheidet er sie zusammen unter der Führung des Ritters „Sitte“ in das Land der Natur, welche das Urtheil bestätigen soll. Zucht, Schwester des Ritters Sitte, führt den Zug vor die Herrscherin Natur, welche nun die Tugenden zusammen kommen läßt, um die Theologie zu krönen. Das geschieht, jedoch nicht, ohne daß ein kleines Examen über Glaubenssätze vorausgegangen ist. Damit schließt das erste Buch. Im zweiten wird nun Theologie aufgefordert, einen Streit zwischen der Natur und den Tugenden zu entscheiden. Weisheit, Gerechtigkeit, Stärke, Mäßigkeit, Milde, Demut, Wahrheit, Barmherzigkeit, Frieden, Liebe, Hoffnung, Glaube tragen ihre Ansprüche vor; und werden von der Theologie als nicht der Natur, sondern Gott entstammend bezeichnet, trotz einer Einsprache von Seiten der Natur, welche unter anderen die Himmelszeichen und ihre Bedeutung für die darunter Geborenen aufzählt.

Man sieht, es ist eigentlich eine physikalisch-philosophisch-theologische Abhandlung, und das poetische Gewand dient nur dazu, die etwas dürrn Glieder nicht zu verstecken, sondern nur noch spitzer hervortreten zu lassen. Wirkliche Poesie ist nur wenig darin; aber das ernste Streben, die würdige Haltung des Verfassers mögen wir immerhin anerkennen.

Auf jeden Fall treten wir mit diesem Werk in den Kreis gelehrter, geistiger Thätigkeit, den Karl IV. um sich her anregte und förderte. Von ihm ward auch einer der ersten deutschen Prosaschreiber zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit veranlaßt: Karls Kanzler, der Bischof Johann VIII. von Olmütz.

Johannes, aus Neumarkt in Schlesien gebürtig, erscheint bereits 1348 in der Reichskanzlei, der er auch als Bischof von Leitomischl seit 1353 und von Olmütz seit 1364 bis zu seinem Tode 1380 angehörte. Manche der von ihm verfaßten Schriftstücke, deutsche und lateinische, zeigen seine Kenntnis deutscher Dichtung und deutscher Sage. Mehrmals verglich er die bössartige Schwägerin seines Herrn, Margareta Maulkassch, mit der gegen ihre Verwandten so verrätherischen Königin Kriemhild aus der Nibelungensage; einmal versuchte er einem tschechischen Amtsbruder die Schönheit eines Gedichtes von Frauenlob durch lateinische Wiedergabe klar zu machen.

Als deutscher Schriftsteller ist er nur Uebersetzer; aber indem er in freier Weise übertrug, gelegentlich auch Eigenes einflocht, wahrte er sich immerhin den Namen eines gewandten Stilisten. Auch ist das, was er leistete, durch seinen Umfang beträchtlich. Auf Karls IV. Wunsch übersetzte er noch als Bischof von Leitomischl des h. Augustinus Meditationen und Soliloquien, jene als Buch von der Liebe der Betrachtung, diese als Buch von der Lieblosigkeit. Während mir hiervon nur erst kurze Notizen zugänglich geworden sind, liegt mir dagegen das letzte und bedeutendste Werk des Bischofs, seine Bearbeitung der Lebensgeschichte des hl. Hieronymus in einer sorgfältigen Abschrift ebenfalls von Herrn A. Benedict vor. Dies Werk, auf welches zuerst Julius Feisalitz aufmerksam gemacht hat, dürfte sich wol dazu eignen, den nächsten Band unserer Bibliothek zu bilden. Es ist in zahlreichen und z. T. beinahe gleichzeitigen Handschriften erhalten; ja in niederdeutscher Sprache ward es bereits gegen Ende des 15. Jahrhunderts gedruckt.

Wir nähern uns dem Ziele unserer Wanderung. Kaiser Wenzel, der un-

würdige Sohn Karls IV. sollte ja dazu helfen, den Erfolg der deutschen Einwanderung zu Nichte zu machen, welche seine Vorgänger so eifrig betrieben und durch welche sie ihre eigene Macht und des Landes Blüte so hoch gehoben hatten. Gänzlich fehlte es auch Wenzel nicht an Interesse für deutsche Dichtung und Rede: wir können mehrere für ihn geschriebene Handschriften anführen, ja sogar ein für ihn verfaßtes Werk. Dies ist die sogenannte Bibel Wenzels, eines der merkwürdigsten Besitztümer der Hofbibliothek in Wien. In 6 großen Folio-Bänden enthält sie eine Verdeutschung des alten Testaments bis zum Propheten Ezechiel. Eine gereimte Vorrede nennt neben K. Wenzel und seiner Gemahlin als Stifter Martin Kotleb, eine damals unter der Prager Bürgerschaft hervorragende Persönlichkeit. Sollte nicht von anderer Seite uns zuvorgekommen werden, so gedenken wir allerdings in unserer Bibliothek die Uebersetzung, wenigstens in ihren wichtigsten Theilen abzudrucken: die sprachliche Ausbeute ist schon von Anderen als vielleicht recht wertvoll bezeichnet worden.

Bis jetzt hat die Bibel K. Wenzels mehr die Kunsthistoriker angezogen durch ihren prachtvollen und dabei höchst sonderbaren Bilders Schmuck. Es begegnen nämlich an mehreren Stellen Bilder des Königs, — wie er im Bade sich von jungen Mädchen bedienen läßt, gewiß eine merkwürdige Illustration zur Bibel, aber ganz entsprechend der Sinnes- und Lebensweise des königlichen Auftraggebers.

Ein würdigeres Werk soll den Abschluß unserer literarhistorischen Uebersicht geben. Ganz am Ende des 14. Jahrhunderts ward eine kleine, aber in mehrfacher Beziehung wichtige Schrift verfaßt, der Ackermann aus Böhmen. In ein paar Wochen wird hoffentlich die Ausgabe dieser Schrift im Drucke vollendet sein, welche Herr Johann Knieschek besorgt hat; sie erscheint als der 2. Band unserer Bibliothek, und wird sich den Arbeiten Dr. Loischer's würdig zur Seite stellen. Es lagen dafür die Quellen nicht eben spärlich vor: außer 4 Handschriften eine Reihe von alten Drucken, die ältesten davon aus derselben Damberger Offizin, aus der das erste gedruckte deutsche Buch hervorgegangen ist; einer auch wegen der vor trefflichen Holzschnitte unter den Kunstfreunden berühmt. Beweist dies schon das hohe Ansehen, in welchem das Buch mehr als ein Jahrhundert lang gestanden hat, so kommt dazu, daß höchst wahrscheinlich der gefeiertste Kanzelredner aus dem Ende des Mittelalters, Geiler von Kaisersberg in Straßburg, auch dieses Buch einmal zum Grundtexte seiner Predigten genommen hat. Und dieser Anerkennung stimmen die berufensten Kritiker der Neuzeit bei. Der Literarhistoriker Gerwinus hat den Ackermann von Böhmen das vollkommenste Stück Prosa in unserer älteren Literatur genannt.

Sehen wir das Werk näher an. Es ist ein Streitgespräch zwischen dem Tod und dem Ackermann, dem er das Weib geraubt. Der unglückliche Witwer schildert den Tod und erhebt die heftigsten Anklagen: der Tod verteidigt sich mit dem Hinweis auf die Unvollkommenheit alles Irdischen, auf die Nothwendigkeit der Vernichtung, erst ruhig und mild, dann mit bitterem Hohn und Spott. Und dem gegenüber wechselt und steigert sich der Ton in den Reden des Klägers: bald wüthet er gegen die Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit seines Feindes, bald stellt er sich in wehmütiger Nührung das Bild seines für immer entschwendenen Glückes vor Augen. So dauert das Gespräch und keiner der Streitenden gibt nach: da fällt Gott selbst die Entscheidung, indem er beide daran erinnert, daß sie nur durch seinen Willen bestehen und beide ihm gehorsamen müssen. Es ist eine Rede, majestätisch wie das Rollen des Donners, auf das würdigste an die Schrift sich anlehnend. Und mild wie der Regen sich ergießt, so erweicht sich

nun auch das Gemüth des Trauernden: ein Gebet um das Seelenheil der geliebten Verstorbenen ist der Beschluß seiner Schrift.

Aus diesem Schluß, dessen Absätze ein Akrostichon bilden, erfahren wir auch den Namen des Verfassers: Johannes. So hat er bereits früher den Namen seiner Gattin und den seines Wohnortes angedeutet. Er lebte demnach in Saaz. Hätte uns ein günstiges Geschick mehr über die Geschichte der Stadt in jener Zeit überliefert, so fänden wir wol auch den Verfasser wieder. Er muß eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein; seine Kenntnisse, sein Talent sind keineswegs gewöhnlich. Allein das Urkundenbuch von Saaz, welches durch gütige Vermittelung des Herrn Director Schlefinger eingesehen werden konnte, ergab etwas Bestimmtes nicht. Um 1400 haben wir zwei Männer des Namens Johannes, welchen man die Verfasserschaft zutrauen möchte: Johannes de Tepla, welcher bis 1389 als rector scholarum und notarius civitatis in Saaz nachweisbar ist, und Johannes de Sytbor, welcher urkundlich seit 1404 dieselben Stellen bekleidet. Auf jeden Fall stimmt es zu dieser Stellung, wenn der Verfasser sagt, sein Pflug sei von Vogelweide d. h. seinen Unterhalt bringe ihm seine Feder ein; und ebenso durfte gerade ein Lehrer sich wol mit gutem Recht einen Sämann, einen Ackermann nennen.

Es ist aber das Werk insofern ein rechtes Kind der Zeit, als diese einmal die Form des Processes mehrfach auch auf theologische Abhandlungen, ja selbst auf Minnegedichte übertragen hat; und weiter, indem sie eine wahre Lust daran hat, den Vernichter aller Dinge sich immer wieder und wieder persönlich vor Augen zu stellen. Es ist der Tod der rechte Vertreter jener Stimmung, die der Untergang so vieler Hoffnungen und Ideale, der ewige Krieg, die mehrmals auf das schrecklichste wüthende Pest hervorrufen mußte. Davon gibt ja auch die bildende Kunst Zeugnis: jene zahlreichen Todtentänze, in denen die deutsche Malerei, jene Triumphe des Todes, in denen die italienische schwelgte. Auch das mag zu der Beliebtheit unseres Werkes in seiner und der nächstfolgenden Zeit beigetragen haben.

Doch ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne den tragischen Eindruck, den er hervorruft, durch ein heiteres Gegenstück aufzuheben. Der Ackermann von Böhmen ist schon öfters zusammengestellt worden mit einem tschechischen Werke des Mittelalters, das den Titel *Kableček*, der Weber, führt und von Panka 1824 herausgegeben worden ist. Auch hier haben wir ein Streitgespräch, diesmal zwischen dem Unglück und einem Liebhaber, dem seine Geliebte, eine Ofenheizerin untreu geworden ist. Die tschechischen Literaturhistoriker, die dies Werk ein Muster des galanten Stils jener Zeit nennen, sind darin einstimmig, daß sie das deutsche Werk als eine Nachahmung des tschechischen bezeichnen; ja Palacky in seiner Geschichte Böhmens (3, 42) geht soweit, aus diesem Beispiel und der deutschen Bearbeitung des *Dalimil* den Schluß zu ziehen, daß schon damals das geistige Uebergewicht im Land nicht auf Seiten der Deutschen, sondern bei den eigentlichen Böhmen gewesen sei.

Unter diesen Umständen war sicherlich eine nähere Vergleichung dringend wünschenswert, und es wird das Verdienst des Herrn Kniešek bleiben, daß er durch diese Vergleichung nicht nur das wahre Verhältnis beider Werke in das hellste Licht gesetzt, sondern überhaupt dem tschechischen Werke zuerst die richtige Stelle nicht allein in chronologischer Beziehung angewiesen hat.

Es genügt nämlich eigentlich schon vollkommen, daß man die Zeitbestimmung beobachtet welche beide Verfasser geben, der eine nach der eusebischen, der andere nach der jüdischen Zeitrechnung: der Ackermann ist danach 1399, der *Kableček*

bald nach 1407 verfaßt. Mit dem letzteren Datum laßen sich auch weitere Angaben des tschechischen Werkes vollkommen vereinigen.

Aber es ist interessant die Vergleichung weiter zu verfolgen. Der *Kadleček* schließt sich genau dem Gange des *Ackermanns* an, nur daß er die kurzen Capitel dieses Werkes durch endlosen Wortschwall auf das zehnz-, zwanzig- und mehrfache erweitert. Schließlich scheint ihm selbst sogar die Lust vergangen zu sein; denn das Gespräch ist unvollendet überliefert. Wie er im Einzelnen sich fast sinnlos an seine Vorlage gehalten hat, möge das folgende Beispiel zeigen. Im *Ackermann* sagt der Tod, er sei von Gott eingesetzt worden, als dieser im Paradiese zu Adam und Eva sprach: welches Tages ihr von der Frucht esset, werdet ihr des Todes sterben. Im *Kadleček* spricht das Unglück: Unsere erste Nacht hat sich gezeigt an dem ersten Menschen Adam darin, daß er durch das Kosten des Apfels uns überliefert ward, damit er dem ewigen Tode übergeben werde. Wo steht nun an jener Bibelstelle ein Wort, das diese Behauptung rechtfertigt? Und noch ein Beispiel, welches zugleich den Charakter des tschechischen Werkes näher kennen lehrt. Mit einem rührenden und volkstümlichen Bild sagt der *Ackermann*, als er auf die Kinder zu sprechen kommt: Todt ist die Henne, die solche Hühner erzog. Das wendet nun *Kadleček* auf seine geliebte Heizerin folgender Maßen an: Ich bin das einzige Junge dieser überaus edlen Henne, bei der Brut verführt; aus mir wird schon nichts mehr. So spricht gewiß nur der parodierende Komiker.

Noch ich kehre zur deutschen Literatur Böhmens zurück, freilich nur um zu sagen, daß ich aus dem 15. Jahrhundert, der Zeit der Hussitenstürme und den nächstfolgenden Jahrzehnten bis jetzt nur ein paar deutsche Lieder, sowie einige in den Grenzgebieten zur Aufführung gekommene Volksspiele zu nennen weiß. Hoffentlich wird einmal eine ausführliche Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen auch diesen kleineren Denkmälern gerecht werden. Dies wird auch der rechte Ort sein, die Beziehungen zur tschechischen Literatur in vollem Umfange durchzunehmen: es werden dabei wol auch manche neue Dinge zu Tage kommen. Für jetzt verweise ich für diese Beziehungen auf die in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie erschienenen Arbeiten Feisalits, der nur durch seinen frühen Tod verhindert wurde seine redliche und fleißige Forschung auf das gesammte Gebiet auszudehnen.

Wenn nun diese Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen den Abschluß unserer Bibliothek bilden dürfte, so würde ein anderes Werk, an das wir auch denken, vielleicht noch in weiteren Kreisen von Bedeutung werden: eine geschichtliche Darstellung der Sprache der Deutschen in Böhmen. Müllenhoff, der zuerst die Geschichte der deutschen Schriftsprache in ihrem Zusammenhang mit der politischen Gestaltung Deutschlands entworfen hat, bemerkt, daß hier in Böhmen zuerst die südlichen und nördlichen Mundarten zusammenfloßen, deren Verschmelzung die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden ist.⁹⁾ Wie diese dann aus der Kanzlei der Luxemburger in die der Habsburger, hierauf aus der Kanzlei in den schriftstellerischen Gebrauch überging, dies im Einzelnen auszuführen, muß

9) Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.—XII. Jahrhundert, herausgegeben von K. Müllenhoff und W. Scherer. 2. Aufl. Berlin 1873. S. XXVIII fgg. Ich bemerke daß ich diese Ansicht, soweit ich nur habe nachprüfen können, vollkommen bestätigt gefunden habe.

ich mir jetzt versagen. Aber ich darf noch darauf hinweisen, welchen Ruhm diese Thatsache den Deutschen in Böhmen bereitet. Von hier also ging die Sprache aus, in welcher Lessing, Goethe, Schiller dichteten; die Sprache, deren Literatur mehr als irgend eine andere die Idee der über nationaler und confessioneller Scheidung stehenden Humanität ausgebildet und verbreitet hat. Von hier ging eine Sprache aus, die vermöge des uns Deutschen angeborenen Wandertriebes unter jedem Himmelsstrich gesprochen wird, wo immer nur die Arbeit der Cultur ihre Stätte findet.

Nun scheint es zwar Leute zu geben, die glauben, es werde ihren Kindern etwas „genommen“, wenn sie in dieser Sprache unterrichtet, wenn sie mit dieser Literatur bekannt gemacht würden. Vor Ihnen aber darf ich in der sicheren Hoffnung auf Ihre Zustimmung den Wunsch äußern: es mögen die Deutschen in Böhmen der Sprache getreu bleiben, deren neuzeitliche Gestaltung einst hier Statt fand; sie mögen an der deutschen Literatur fest halten, zu der sie in alter und in neuer Zeit rühmlich beigetragen haben!

Wenn also der Vortragende begründet ausgesprochen, daß von Böhmen die Sprache ausging, in welcher Lessing, Schiller und Goethe gedichtet, jene Sprache deren Literatur mehr als irgend eine andere die Idee der über nationaler und confessioneller Scheidung stehenden Humanität ausgebildet und verbreitet hat: so kann man sich leicht vorstellen, daß dem lebhaften Interesse, mit welchem man dem Gegenstande des Vortrags gefolgt, nun der lauteste Beifall sich gesellen mußte. Nach der kurzen Pause, welche man dem Vortrage des Hrn. Professors Martin folgen ließ, hielt dann der Geschäftsleiter seinen Vortrag:

Ueber Städtegründer und Städtegründungen in Böhmen und Mähren.¹⁰⁾

Gründer und Gründungen — das sind zwei Worte, welche seit vier Jahren für recht mislautend gelten! Ganz und gar mit Unrecht! Denn so gewis es ist, daß die jüngsten Gründungen im großen Ganzen einen starken Ruck nach vorwärts bedeuten, so sind auch gewis nicht alle Gründer Leute gewesen, welche bloß darauf ausgegangen sind, in den eigenen bodenlosen Säcken den mehr minder wertvollen Inhalt fremder Taschen verschwinden zu lassen. Es ist vielmehr so gewesen: in das Mittel der ehrlichen Gründer hatten sich allerlei bedenkliche Gesellen eingeschlichen, welche der Meinung waren, daß man den lieben Mitmenschen immerhin das Fell über die Ohren ziehen dürfe, wenn dieselben auf der ausgesteckten Keimruthe der höchsten Fructification sich niederlassen würden. Die wirklichen Gründer kann daher nur der Vorwurf treffen, daß sie nicht sorgsam genug auf die Ehre des Handwerks gesehen und das eingebrungene Gesindel rechtzeitig und, als sie noch die Kraft dazu besaßen, ausgestoßen haben. Sie haben übrigens für dieses Versäumnis mehr minder hart büßen müssen oder müssen noch dafür büßen,

10) Ein Theil dieses Vortrags erschien und zwar stofflich sogar vollständiger unter der Ueberschrift „Mittelalterliche Gründer“ in der Beilage zur Bohemia,“ 1877, Nr. 178.

aber diejenigen, welche vom Teufel der Gewinnsucht geritten nach der höchsten Fructification gestrebt und darüber halb oder ganz zu Grunde gegangen sind, haben am allerwenigsten ein Recht, mit Steinen nach jenen Gründern zu werfen, welche bona fide gehandelt haben. Diese besseren Gründerelemente müssen übriggens wieder zu Leben gelangen, sei es um Ehr' und Reputation der Gründerzunft wieder herzustellen, sei es um den echten und rechten Fortschritt zu fördern. Denn der Fortschritt ist ohne Gründer nicht gut denkbar, ja die scheinen sogar eine notwendige Vorbedingung desselben zu bilden, wie das mit vielen geschichtlichen Beispielen nachgewiesen werden könnte. Auf allen Stappen der Civilisation begegnen wir den Genossen der ehrfamen Gründergilde, freilich auch in häufiger Begleitung des Schwindels, allein so rasch dieser verging, als Böses vergehen mußte, als ebenso dauerhafter Markstein des Fortschrittes in der Civilisation erwies sich das redliche Werk des Gründers. Ohne Gründer und Gründungen gäbe es keinen rechten Fortschritt, hätte es nie gut einen solchen geben können. Unser schönes Böhmerland und das nachbarliche Mähren haben ohne Ruhm zu melden doch bereits eine ziemlich hohe Stufe der Civilisation erstiegen, aber sie würden sich so wenig wie die östlicher gelegenen europäischen Länder auf derselben schon befinden können ohne jene Gründer und Gründungen, von welchen uns die aus dem 13. Jahrhunderte erhaltenen schriftlichen und andere Denkmäler Kunde geben. Diese Gründer aber und Gründungen und zwar nur die Städtegründer und Städtegründungen sind es, über welche sich dieser zweite Vortrag unserer VII. Wanderversammlung verbreiten soll und wofür ich mir Ihre geneigte Aufmerksamkeit erbitte.

Es wird wol niemand die Thatsache bestreiten wollen, daß in gegenwärtiger Zeit der Westen Europa's die schönsten Blüten der Civilisation aufzuweisen hat. Es wird auch niemand in Abrede stellen können, daß die Erscheinungen, welche im Gefolge einer hohen Kultur auftreten, in dem Grade seltener werden, je weiter man gegen Osten vordringt. Der Gang der Culturgeschichte hat eben eine westöstliche Richtung genommen, hält die Culturgeschichte diese Richtung fest seit den Tagen, in welchen in Folge der Schwäche, die das Alter mit sich bringt, und der gewaltigen germanischen Völkerflut jenes Reich zusammenbrach, welches zuletzt die Kultur der gesammten alten Welt in sich aufgenommen hatte. Sind aber die Römer unstreitig das größte Kulturvolk gewesen, welches unser Planet bisher getragen hat, so kann doch niemand sagen, welchem Volke dereinst beschieden sein wird, in der Geschichte der Civilisation das größte Kulturvolk nach den Römern zu heißen. Denn die Civilisation des neueren Europa's, welche ihre Wurzeln ebenso in den alten Römerboden versenkt wie in die benachbarten Ländergebiete getrieben, hat vielleicht noch lange nicht ihre höchste Entwicklung erreicht und bevor das nicht geschehen, wird auch nicht jener Ruhmeskranz zuerkannt werden können. Wenn jedoch feststeht, daß in der neuen Geschichte der Gang der Kultur oder, mit dem englischen Historiker Buckle zu reden, der Civilisation ein westöstlicher ist, so ist es nur eine natürliche Folge, wenn wir in der Entwicklung der Städte, dieser hauptsächlichsten Pflegestätten der Civilisation, die gleiche Richtung eingehalten sehen. Es ergab sich daher auch wie von selber, daß die germanischen Völker und namentlich das deutsche Volk, angeregt von den mächtigen Resten römischer Städte, auf bis dahin jungfräulichem Boden Städte zu bauen begannen und daß das deutsche Volk seinerseits den von ihm eigentümlich weiter gebildeten Städtebau dann auch in die Ländergebiete östlich von der Elbe und endlich auch in das Geburtsland dieses Stromes,

in unser Böhmen und in das damal mit demselben enge verbundene Mähren verpflanzte.

Wol fließen die Quellen der böhmisch-mährischen Geschichte bis tief in das 13. Jahrhundert hinein verhältnismäßig sehr spärlich, aber was aus ihnen und überhaupt aus den Quellen in der Zeit der Přemysliden für die Geschichte des Städtewesens zu gewinnen ist, beweist unwiderleglich, daß das Städtewesen in Böhmen und Mähren durch und durch deutschen Ursprungs ist. Wir Deutschen in Böhmen können und sollen diesen Satz nie genug wiederholen und festhalten, denn er begreift den wichtigsten Antheil, welchen wir an der Geschichte Böhmens haben. Allerdings kennt und nennt schon der Vater der böhmischen Geschichtsschreibung, der ehrwürdige Prager Domdechant Cosmas, welcher im J. 1125 gestorben ist, eine Reihe von Städten wie z. B. Bilin, Brünn, Bunzlau, Glaz, Leitmeritz, Pilsen, Saaz und vor allen das königliche Prag, und man könnte daher darauf gestützt behaupten, daß es bereits mindestens hundert Jahre vor Beginn der Städtegründungen durch die Deutschen Städte in Böhmen und Mähren gegeben hat. Allein Cosmas gebraucht die Bezeichnung „Stadt“ nur *historisch*, wie das zehn- und mehrfach nachgewiesen werden könnte, und seine Städte entbehren fast durchaus die Merkmale, welche wir an städtischen Orten zu finden gewohnt sind und insbesondere die Merkmale, welche im 13. Jahrhundert in Böhmen und Mähren den städtischen Charakter bestimmen. Sprechen wir aber gleich davon, was den Charakter einer Stadt bedingt, wodurch in der Zeit der letzten Přemysliden ein Ort zur Stadt geworden ist.

Das wesentlichste Merkmal war der Markt, der Platz, auf welchem mit Bewilligung des Landesfürsten Handel und Wandel vor sich gingen. Daher heißt es immer wieder: *civitas sive locus forensis*, zu deutsch: Stadt oder Marktort, wenn man einem Orte städtischen Charakter beilegen will. Diese Marktplätze gab es nun allerdings auch schon in der Zeit des Cosmas, allein sie waren eben nur das und nichts anderes, doch sind es vornemlich sie gewesen, an die später die Bildung der städtischen Gemeinwesen angeknüpft hat. Am Markte erhoben sich übrigens auch die verschiedenen Kaufhäuser, damals häufig Apotheken, ja sogar Theater genannt, das Rathaus, welches aber in der Zeit der Přemysliden noch selten sein mochte, und vor allem die Statue, welche als Symbol dafür diente, daß der Ort Stadtrecht und namentlich ein Blutgericht besitzt. Sie stellte einen Mann mit entblößtem Schwerte vor, welcher gewöhnlich der Roland genannt worden sein mag.

Anderer Merkmale bestanden in dem Rechte der Befestigung, bestehend aus Steinmauern, Thürmen, Barkanen, Wällen und Gräben, in dem Rechte, Untertanen außerhalb der Stadt zu haben, hauptsächlich aber im Besitz einer eigenen Stadtmark und des Bürgerrechtes, welches geradezu auch Recht der Deutschen, *ius Teutonicorum*, genannt wird. Der Ort mit Bürger- oder Deutschen-Recht war frei von allem Knechtshaftsbände, die Einwohner kannten keine Gerichtsbarkeit des gemeinen Landrichters oder landesfürstl. Gutsverwalters, leisteten keine Jagdnehfuhren, lieferten kein Hundefutter, hatten keine Hundewärter zu verköstigen, kannten endlich keine Getraidelieferung oder sechsten Pfenning für den landesfürstl. Jagdmeister.

Diese Merkmale, welche im 13. Jahrhundert einem Orte von städtischem Range nicht mangeln durften, sind zu Cosmas' Zeit noch nicht an einem und demselben Orte warzunehmen. Wol mag Bunzlau schon zu Cosmas' Zeit mit einer Steinmauer umgeben gewesen sein, allein angenommen daß das richtig, so

ist es nur eine ebenso vereinzelte Erscheinung wie die urkundliche Ueberlieferung, daß die Deutschen in Prag schon unter der Regierung des ersten mit einer Königskrone geschmückten Přemysliden, nämlich Wratislaw's II., nach ihrem eigenen Rechte gelebt haben sollen. Eine Stadt in späterem und unserem Sinne hat es damals doch nicht gegeben, sondern nur den einen und anderen Ort im Besitze von Merkmalen städtischen Gepräges.

Und so verhielt es sich auch nach Cosmas noch fast ein halbes Jahrhundert hindurch. Wird hie und da während dieser Zeit ein Ort mit „Stadt“ bezeichnet, so geschieht das nur in uneigentlichem Sinne oder es erweist sich das Schrift-
denkmal, in welchem diese Benennung überliefert ist, bei näherem Zusehen als verfälscht. Erst die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts darf als die Geburtszeit der böhmisch-mährischen Städte bezeichnet werden. Weshalb aber gerade in diesen Zeitabschnitt die Geburt des böhmisch-mährischen Städtewesens gefallen, ist unschwer zu erklären. Böhmen, zuerst vom fränkischen und ostfränkischen, dann von dem deutschen Reiche abhängig, ward insbesondere durch das berühmte Haus der Hohenstaufen in die Machtkreise des deutschen Reiches gezogen worden. Ich erinnere nur an Kaiser Friedrich den Rotbart, welcher so ruhmvoll in der Erinnerung des deutschen Volkes noch fortlebt, und wie einer der treuesten Anhänger desselben der Herzog Wladislaw II. gewesen ist. Auch Wladislaw II. ist für seine große Treue, womit er zum deutschen Kaiser stand, mit einer Königskrone belohnt worden. Die ungeheuer wichtige Folge des engen Anschlusses der Přemysliden an die Hohenstaufen aber war, daß die Hindernisse, welche bis dahin noch dem Eindringen der westeuropäischen Civilisation in Böhmen sich entgegenstellen gemocht, nunmehr durchaus beseitigt worden sind.

Und die Träger dieser westeuropäischen Civilisation waren die Deutschen! Als Handelsleute waren sie schon längst im Lande ein- und ausgegangen, mehrfach auch im Ordenskleide des h. Benedict im Lande erschienen. Zu den Benedictinern gesellten sich jetzt ziemlich zahlreich die Schüler des heil. Norbert, die Prämonstratenser, und jene grauen Mönche, welche besser unter dem Namen der Cistercienser bekannt, in der böhmischen Culturgeschichte sich einen ehrenvollen Platz erobert haben. Und ganz zuletzt traten die deutschen Städtegründer auf den Plan und die sind es vornemlich, welche den Titel von Civilisatoren verdienen. Daraus besteht aber der geschichtliche Ruhm und das große Verdienst des deutschen Volkes, daß es die Civilisation, welche es vom Westen empfangen und weiter entwickelt, nun selber gegen Osten hin weiter getragen und vermittelt hat!

Wie im Leben des Einzelnen sich Abschnitte darstellen, in welchen die Schaffenskraft und die Schaffenslust sich ganz besonders geltend machen, so begegnen wir auch im Leben der Völker solchen Zeitabschnitten. Jedenfalls ist das 12. Jahrhundert ein solcher für das deutsche Volk gewesen, wo es diese geheimen Mächte mit aller Gewalt gegen den Osten drängten. Es ist dieser mit elementarer Gewalt wirkende Zug des deutschen Volkes schon oft genug beklagt und seine Berechtigung bestritten worden. Allein ich meine, daß hierüber zu urtheilen nicht bloß Sache des Gemüthes ist. Es ist ja eine Thatsache, daß weder ein einzelner Mensch noch auch ganze Classen die einmal notwendig gewordene Entwicklung eines Volkes oder eines Staatswesens zu verhindern vermögen. Sie können dieselbe erschweren, vielfach hemmen und aufhalten, aber nimmer aus dem Geleise bringen, was mit elementarer Kraft auf demselben dahinrollt. Und ebenso und

gar nicht anders verhält es sich in der Geschichte der Menschheit mit ganzen Stämmen, Völkern und Staaten. Die Entwicklung der Menschheit bringt es mit sich, daß ganze Stämme, Völker und Staaten vom Erdboden verschwinden müssen, die einen nachdem sie der Civilisation die größten Dienste geleistet, die anderen und dazu um so eher, weil sie dem Vordringen derselben den heftigsten Widerstand entgegengestellt haben. Sind doch die Griechen und Römer vom Schauplatze der Geschichte verschwunden, welchen die Civilisation so unendlich viel zu verdanken hat, und werden auch die modernen Culturvölker dereinst anderen Culturträgern den Platz einräumen müssen: um wieviel weniger kann da nach untergeordneten Stämmen und Völkern gefragt und Klage um sie erhoben werden! Wol klingt das hart und rücksichtslos und mag vielfach bedauert werden, allein die Thatsache wird darum doch nicht aus der Welt geschaffen.

Das deutsche Volk folgte also unbewußt und getrieben von einer historischen Notwendigkeit dem Zuge nach Osten. Während aber sein Vordringen im Nordosten vielfach ein gewaltthames gewesen ist und Feuer und Schwert seine häufigen Begleiter gewesen sind, ist sein Eindringen in Böhmen und Mähren durchaus friedlicher Art gewesen. Die böhmisch-mährische Geschichte hat nicht einen einzigen Fall zu verzeichnen, wornach die Einwanderung unserer deutschen Vorfahren in diese Länder unter kriegerischen und überhaupt unter gewaltthätigen Erscheinungen vor sich gegangen wäre. Mag es an und für sich gleichgiltig sein, unter welchem Titel unsere Volksgenossen da das Heimatsrecht erworben haben, welches sie nun schon seit Jahrhunderten unbestritten besitzen, so mag dennoch hervorgehoben werden, daß diese Erwerbung in legalster Weise vor sich gegangen ist. Gerufen und eingeladen sind unsere Vorfahren in diese Länder gekommen, sie werden daher „Gäste“ genannt, nicht „Fremdlinge,“ wie man vor gar nicht langer Zeit ihre Nachkommen noch zu nennen beliebt hat. Mir gilt dieser Gasttitel viel, denn er charakterisirt am besten die Beschaffenheit der deutschen Einwanderung. Auch das ist charakteristisch, wenn es z. B. einmal heißt, daß die Königin Constanze, die Gemalin Ottokars I., die „ehrbaren deutschen Männer“ berufen hat. Für den Mann bürgerlichen Standes bezeichnete ja in damaliger Zeit der Ausdruck „ehrbare“ oder „ehrfam“ den vollen Besitz der Hochachtung bei aller Welt! Aber nicht allein als friedliche Gäste und hochachtbare Leute sind unsere Vorfahren hieher gekommen, sondern auch als freie Männer. „Wißet, heißt es in dem Freiheitsbriefe des Herzogs Sobieslaw II. für die Prager Deutschen, dem ältesten derartigen Denkmale unseres Volkes, wißet, daß die Deutschen freie Leute sind!“ Also als freie Männer sind die Deutschen in das Land gekommen, in welches sie außer ihren Capitalien, ihrer Intelligenz und Betriebsamkeit noch ein anderes wertvolles Gut mitgebracht haben. Ich meine das deutsche Recht. Die verschiedenen Bestimmungen dieses Rechtes mögen vielfach unseren gegenwärtigen Rechtsanschauungen widerstreben, das ändert aber nichts an der Thatsache, daß das Recht der Deutschen damals hierlands als das non plus ultra eines Rechtes gegolten hat, von welchem die deutschen Einwanderer nicht ließen und nach welchem die slawischen Einwohner vielfach heftiges Verlangen trugen. Nach deutschem Rechte leben zu können, hielten insbesondere die Bauern für den größten Gewinn und so hat selbst Palacky zugegeben, daß das deutsche Recht die Bauern-Emancipation, d. h. die persönliche und dingliche Freiheit derselben außerordentlich gefördert hat.

Die deutsche Einwanderung ist also nicht nur ein friedliches, sondern auch erspriessliches Eräußnis gewesen. Gleichwol gab und gibt es noch immer Män-

ner, welche dasselbe bedauern. Das ändert aber wiederum nichts an der Thatsache, daß man zur Zeit der Einwanderung in derselben nichts als eitel Nutzen und Vortheil erblickt hat. Namentlich die Landesfürsten sind es gewesen, welche die Herbeikunft der ehrbaren deutschen Männer nicht genug zu rühmen vermögen. „In der Volksmenge, läßt die königl. Kanzlei einmal Ottokar II. bei einer Stadtgründung durch die Deutschen sprechen, besteht der Ruhm eines Fürsten, und durch die Menge der Untertanen werden Ehre und Macht der königl. Majestät gehoben, daher läßt diese zur Ehre und Schmuck ihrer Fürstentümer wüste und unwegsame Orte bewohnbar machen und kultiviren;“ — es denkt dann derselbe König, daß die seiner Herrschaft unterworfenen Provinzen mit zahlreichen und starken Städten gestützt werden müssen, um sein Erbe trefflich und schön erscheinen zu lassen, vor feindlichen Angriffen und räuberischen Bedrückungen zu schützen. Und indem er eine dritte Stadt durch die Deutschen gründen läßt, thut er das zu beständiger Zier seines Reiches, ist er überhaupt von dem brennenden Verlangen geleitet, daß das Königreich Böhmen mit Städten geziert sei.

Man behaupte ja nicht, daß das und dergleichen anderes nur rhetorisch gesagt sei. Wenn die königliche Kanzlei den König also sprechen läßt, dann hat sie gewis nur im Sinne der Politik geschrieben, welche damals am Hofe der Přemysliden als die vortheilhafteste gegolten hat. Ja auch das ist charakteristisch für die städtegründende Politik der Přemysliden, daß ein Kanzleibuch derselben unter den ersten Urkundenmustern die Gründungsurkunde der Stadt Aquila in der Provinz Abruzzo in Unter-Italien enthält und überhaupt eine so ungewöhnliche Menge von Musterurkunden für Städtegründungen und damit zusammenhängende Verhältnisse, daß man daraus leicht erschließen kann, wie Städte- und Dörfergründungen damals das vornehmste Ziel der inneren Politik gebildet haben. Die Gründungen standen überhaupt damals auf der Tagesordnung, und wenn man einmal unser laufendes Jahrhundert als das Jahrhundert der Gründungen bezeichnen wollte, so kann man in der böhmisch-mährischen Geschichte mit noch mehr Recht das 13. Jahrhundert als das Sæculum der Gründer und ihrer Schöpfungen bezeichnen.

Wie denn vieles schon einmal in irgend einer Form dagewesen ist, kann auch an diesen mittelalterlichen Gründungen im Vergleiche mit den modernen Gründungen wahrgenommen werden. Sie werden aus dem Folgenden unschwer die Berührungspunkte herausfinden. So viele deren aber Sie finden mögen, dem Einen, dem großen jammervollen Krach, mit welchem die Gründungen unserer Tage wol nur vorläufig abgeschlossen haben, werden Sie bei Betrachtung dieser mittelalterlichen Gründungen doch nicht begegnen. Damit ist jenes Zeitalter verschont geblieben, wenn auch nicht zu zweifeln ist, daß die eine und andere wirklich versuchte Städtegründung misglückt ist. Es können nämlich Orte nachgewiesen werden, welche damals den städtischen Rang erworben haben, aber heute nichts mehr und nichts weniger als simple Dörfer und Marktstellen sind. Da mögen denn auch die damaligen Gründer und ihre Actionäre, vielleicht auch nur die letzteren, wie es heut zu Tage hie und da vorkommen soll, zu Schaden gekommen sein.

Das Interesse an den Gründungen, um nicht zu sagen das Gründungsfieber, hatte damals Thron, Kirche und Adel gleichermaßen ergriffen. Den Reigen der Freunde der neuen Unternehmungen eröffnete König Ottokar I., der Sohn des mit dem Kaiser Friedrich Rothbart enge verbündeten Vladislaws II. und einer deutschen Fürstentochter, selber zuerst mit einer deutschen Fürstentochter ver-

mält und trotz manchen Wandlungen doch immer wieder ein Anhänger der Hohenstaufen. Ottokar I. ist der Erste gewesen, welcher deutsches Städterecht in Böhmen und Mähren zugelassen hat. Das geschah im J. 1213 und die heutzutage in Oestereichisch-Schlesien, damal aber in Mähren gelegene Stadt Freudenthal war es, welche zuerst eine wirkliche, dazu deutsche Stadt gewesen ist. Und dieser Name Freudenthal ist eine gar glückliche Vorbedeutung für die ganze nachherige und wirklich civilisatorische Entwicklung geworden. Deutsche Bergleute aber sind es gewesen, welche dort sich niedergelassen hatten, und ist überhaupt nachher der deutsche Bergmann einer der vornehmsten Pioniere der deutschen Cultur in Böhmen und Mähren geworden. Er hat aus dem dunklen Schoße der Erde ungeheure Schätze zu Tage gefördert und dadurch der Civilisation außerordentlichen Vorschub geleistet. Wir müssen uns dergleichen Thatfachen öfter in Erinnerung bringen, weil das geschichtliche Bewußtsein doch keinen geringen moralischen Factor bildet. Dann müssen wir von denjenigen fürstlichen Personen, welche der städtegründenden Politik huldigten, zunächst eine Frau nennen und wollen wir uns denken, daß es eine schöne Frau gewesen ist. Es war das die Königin Constanze, Ottokars I. zweite Gemalin. Obgleich die Tochter eines ungarischen Königs, Bela III., war sie doch eine große Freundin der ehrbaren deutschen Männer, welche sie in Bisenz, Freudenthal, Göding und Lundenburg mit mancherlei Rechten ausstattete. Sie war es, die wie ihr Schwager, der Markgraf Wladislaw III. Heinrich von Mähren, und wie überhaupt von nun an alle Přemysliden ohne Ausnahme von dem Bestreben geleitet wurden, dem Einstromen der westlichen Culturelemente ein weites Strombett offen zu halten. Man hat diese Politik damal für die beste gehalten, sie war es aber auch in ihren Ergebnissen und folglich wäre es nur Bornirtheit, wenn man von dieser Politik das Gegentheil behaupten wollte. Jener Wladislaw Heinrich theilt mit seinem Bruder den Ruhm, die erste deutsche Stadt begründet zu haben, ja ihm gebührt sogar der größere Antheil, denn der Markgraf hatte die Initiative ergriffen, der König aber bloß die Einführung des deutschen Rechtes bestätigt. Dieses deutsche Recht hieß zunächst das Magdeburger Recht; das Recht dieser berühmten Stadt wanderte eben mit den deutschen Städtegründern in die Länder östlich von der Elbe, von dort die Oder hinauf nach Schlesien und endlich auch in das angränzende Mähren. Und wieder ein mährischer Markgraf, Přemysl, der dritte Sohn Ottokars I. und Constanzens, ist es gewesen, welchen wir jetzt als Förderer des Städtewesens zu nennen haben. Ungleich größer aber ist das Verdienst, welches sein älterer Bruder, der König Wenzel I., in dieser Beziehung erworben hat. König Wenzel ist auch der einzige Fürst, von dem ein gleichzeitiger Schriftsteller aufzuzeichnen für gut befunden, daß er Städte gebaut und namentlich Prag aufmauern ließ. Ja es ist wirklich sehr merkwürdig: die frommen Chronisten haben nicht vergessen aufzuzeichnen, wenn ein Komet am Himmel erschienen oder irgend ein unglaubliches Wunder geschehen ist, aber daß man im 13. Jahrhundert so zu sagen alljährlich wenigstens eine Stadt gegründet hat, das ist den Zeitungschreibern von damalen nicht merkwürdig genug gewesen. Nur jenes einmal ist dem Historiographen Wenzels I. passirt, auch der Städtegründungen zu gedenken. Aber dieser König ist es auch, von welchem wir das erste wichtige Stadtrecht und zwar für Brünn besitzen. Alle fürstlichen und königlichen Städtegründer hat indeß R. Ottokar II., der Sohn Wenzels I., übertroffen und tief in den Schatten gestellt. Es hat ein gegenwärtig lebender Historiker, der Ansprüche auf großes politisches Verständnis macht, uns diesen

Mann in einem Bilde gezeichnet, welches geeignet ist, uns Ottokar II. als einen König sehr mittelmäßiger Art erscheinen zu lassen. Das soll uns indeß nicht hindern, den „goldenen König“, wie man Ottokar II. auch genannt hat, als einen bedeutenden Mann zu erklären. Namentlich wir Deutschen im Süden dieses Landes werden von Ottokar II. stets die beste geschichtliche Vorstellung haben, verdanken wir doch diesem Fürsten die historische Grundlage unserer Existenz. Ein Mann, der der Erste den Versuch unternommen hat, einen österreichischen Staat zu bilden und zwar gleich auf deutscher Grundlage, eine Grundlage, welche vielen unserer Politiker von Profession noch immer nicht ganz klar ist; ein Mann, der trotz dem slawischen Ursprunge seines Hauses die deutsche Colonisation im höchsten Grade gefördert hat; ein Mann, unter dessen Regierung der Bergbau einen ungeheuren Aufschwung genommen und der Wohlstand des Landes in wirklich außerordentlichem Grade sich gemehrt; ein Mann, unter dessen Regierung einige 30 Städte und wol noch viel mehr entweder ganz neu begründet worden sind oder doch die Grundlagen zu besserer und rascherer Entwicklung empfangen haben: ein solcher Mann ist doch etwas mehr als ein Pfaffenkönig, als ein ganz gewöhnlicher Staatsmann und Feldherr oder noch viel weniger, nämlich ein schlechter, gewesen. Insbesondere wir Deutschen in diesem Landestheil haben wie gesagt alle Ursache, uns für ein ruhmvolles Andenken Ottokars II. in der Geschichte zu erwärmen: unter seiner Regierung, von ihm begünstigt und beschützt, haben unsere Vorfahren sich in diesem Landestheile festhaft machen, eine zweite Heimat erwerben können; hat sich das Stift Hohenfurt erhoben, unter dessen Leitung ein Theil des alten Gränzwaldes colonisirt und die benachbarte Gegend germanisirt worden ist; hat er selber das Stift Goldenkron gegründet, von welchem theilweise die Colonisirung und theilweise die Germanisirung der ganzen ehemaligen Herrschaften Krummau und Netolitz ausgegangen ist; hat er das nachbarliche Budweis begründet, das noch heute das sprechendste Denkmal dafür ist, daß Ottokar II. das größte Verständnis für Städteanlagen besessen hat. Wer die geographische Lage dieser Stadt, dann deren ganze Anlage einer genauen Betrachtung unterzieht, wird der Schöpfung des vornehmsten Gründers des 13. Jahrhunderts seinen Beifall nicht versagen können. Wir dürfen nicht zweifeln, daß die Anfänge der hiesigen Stadt, welche uns so überaus herzlich und gastlich aufgenommen hat, gleichfalls in die Regierungszeit des goldenen Königs fallen.

Ottokar II. ist der bedeutendste Städtegründer gewesen und geblieben, hat er sich als solcher unvergängliche Verdienste um die Civilisation erworben. Und das sind und bleiben doch die besten Verdienste, welche ein Mann erwerben kann, stets anstreben soll. Durch ihn waren die Städte, also der Bürgerstand, zu einem wichtigen politischen Factor gebildet worden, ohne den im staatlichen Leben Böhmens nicht mehr gerechnet werden konnte. Als daher zu Weihnachten 1281 der in unserer Landesgeschichte etwas verrufene Markgraf Otto von Brandenburg einen Landtag zusammenberief, mußten außer dem Landesbischof, den Baronen und Rittern auch schon die Bürger der befestigten Städte zu demselben beigezogen werden. Ottokar ist also der Schöpfer des vierten Standes in Böhmen und das bedeutet in der Civilisation doch gewiß einen großen Fortschritt! So fest standen aber die Gründungen Ottokars, daß der Sturz ihres Schöpfers nicht auch dieselben erschüttern, ihre Lebenskraft unterbinden konnte. Ja der gewaltige Anstoß, welchen dieser Mann mit seinen Gründungen gegeben, hat auch noch lange nach seinem Tode seine Wirkung allenthalben geäußert. Hat der Markgraf Otto von Brandenburg in Böhmen und König Rudolf, der

Begründer des sprüchwörtlichen Glückes der Habsburger, in Mähren während des böhmischen Zwischenreiches eine die Städte fördernde Politik beobachtet, so ist auch Ottokars Sohn, Wenzel II., mit allem Eifer in die Fußtapfen seines Vaters getreten. Wieder erstand Stadt um Stadt, wurde der Entwicklung der bereits bestehenden der größte Vorschub geleistet. Die Bürger, so bestimmt der König in der ersten allgemeinen Städteordnung vom Jahre 1285, stehen nur unter dem Könige und dessen Erben, bewahren Treue und gehorchen nur diesen, werden gegenseitig den Frieden hegen, das Recht ehren, dann in jener glückseligen gesellschaftlichen Verbindung stehen, daß sie an Glück und Unglück gleichermaßen Antheil nehmen. Jetzt erhalten die Bürger sogar das Recht, gegen adelige Herren, welche sich Ausschreitungen erlaubt und überhaupt ihnen nicht zu Recht stehen wollen, unter des Königs Zustimmung mit Gewalt vorzugehen.

So zeigen sich die Preamissiden des 13. Jahrhunderts ohne Ausnahme als Städtegründer, als Freunde der Städtegründungen, als Förderer städtischen Wesens. Sind aber Städte der getreueste Ausdruck der Civilisation, ja der beste Gradmesser derselben, dann haben die Preamissiden für ihr Land sich die größten Verdienste um dieselbe erworben. Aber sie haben nicht bloß selber so außerordentlich in dieser Richtung gewirkt, sondern durch ihr Beispiel auch die Kirche und den Adel zu gleicher Thätigkeit angespornt. Ich nenne von Vertretern der ersten bloß den Bischof Bruno von Olmütz und den Abt Vaudisch von Gradisch. Bischof Bruno stammte freilich auch aus einem Lande, welches sich an den Städtegründungen im nordöstlichen Deutschland auf das lebhafteste betheiligt hat. Er war somit von Haus aus zum Städtegründer befähigt, ist es aber auch in Folge seiner großen staatsmännischen Begabung geworden. Bischof Bruno war der bedeutendste Politiker, welcher sich in Ottokars II. Umgebung bewegt hat, und wir irren gewiß nicht, wenn wir annehmen, daß er es hauptsächlich gewesen sein wird, welcher die städtefreundliche Gesinnung Ottokars II. zu so ungewöhnlichen Thaten in dieser Richtung bestimmt hat. Der Abt Vaudisch von Gradisch aber mag durch das Beispiel seines Bischofs und durch die von dem Prämonstratenserorden befolgte Tendenz auf dieselbe Bahn gedrängt worden sein. Und wollen wir endlich den Antheil des Adels an den Städtegründungen wenigstens nur kurz andeuten, so müssen wir die Herren von Lichtenburg, von Sternberg, Schwabenitz, Wartenberg und von Duba als Vertreter in dieser Richtung bezeichnen. In unserer heutigen Nachbarschaft aber sind es das Geschlecht der Witigonen, namentlich die Herren von Neuhaus und Grazen, dann die Bawore, an welche das nicht weit von hier entfernte Barau (Baworow) noch lebhaft erinnert, also die sind es gewesen, welche sich an dem großen Werke der Civilisation betheiligt haben.

Thron, Kirche und Adel haben sich demnach an den Städtegründungen in Böhmen und Mähren betheiligt. Aber es sind nicht bloß ideale Rücksichten gewesen, von denen diese drei Factoren hiebei geleitet worden sind. Das Ideal bedarf zu seiner Verwirklichung nicht nur geistigen Schwung, Wissen, Verstand und Arbeitskraft, sondern auch mehr weniger — Geld. Jene drei Factoren haben nicht allein die Notwendigkeit eingesehen, den allgemeinen Zustand des Landes durch Städteanlagen zu heben, sondern sie wollten auch einen merklichen Profit davon tragen und zwar ganz gewiß in der Zukunft, wo möglich aber schon in der Gegenwart. Nun mangelte es im Lande allerdings nicht an Kräften und Schätzen, welche für die Städtegründungen zu verwerten waren, wol aber an jener Intelligenz und den Capitalien, womit diese Kräfte verwertet, diese Schätze gehoben werden konnten. Diese beiden Dinge mußten von außen beschafft werden; der

natürliche Gang der Civilisation aber, nicht ein künstlicher, hat es mit sich gebracht, daß man sie aus den deutschen Landen geholt hat. Ich komme aber da auf die zweite Kategorie von Städtegründern zu sprechen. Sind es der Landesfürst, die Prälaten und Barone, welche den Grund und Boden geben, um darauf die gewünschten Städteanlagen auszuführen, so sind es die ehrbaren deutschen Männer, welche die dazu notwendige Intelligenz und das nicht weniger notwendige Capital liefern. Das Recht eine Stadt zu gründen wird von jenen förmlich mittelst Urkunde an diese verliehen. Die Concessions-Urkunden sind also eine uralte Einrichtung. Diese Concessions-Urkunden sind aber nicht immer billig zu haben gewesen. So hat die für die Gründung der Stadt Chrudim den Unternehmern bare 1000 Mark Silber, eine für damalige Zeiten sehr große Geldsumme, gekostet. Dieser Betrag floß in die königliche Kammer, das damalige Finanz-Ministerium, und repräsentirte den augenblicklichen Gewinn derselben, während die Zukunft Zinse, Steuern, Gerichtsgefälle u. dgl. in Aussicht stellte. Für jene 1000 Mark gewährte Ottokar II. Grund und Boden im Ausmaße von 100 Bauerngütern oder Lähnen, welche freilich schon größtentheils cultivirt gewesen sein mögen. War der Grund und Boden erst zu cultiviren, die Stadt also in einer Wildnis anzulegen, so konnte die Concessions-Urkunde freilich auch wol um 90 Procent billiger sein. Als es sich nämlich um die Anlage des Städtchens Hirschberg gehandelt hat, welches auf Waldboden sich erheben sollte, sind von dem gründenden Unternehmer ebenfalls für 100 Lähne nur 100 M. Silber gezahlt worden. Wie aber die Unternehmer wieder ihrerseits die Gründungskosten hereingebracht haben, davon später, denn ich will zunächst Einiges über die Personen dieser mittelalterlichen Gründer mittheilen, voraus aber noch nebenbei bemerken, daß es bei Gründungen von Dörfern finanziell auch nicht anders zugegangen ist.

Soweit sich Nachrichten über die Unternehmer von Städtegründungen erhalten haben, sind dieselben darnach lauter Deutsche gewesen. Als König Wenzel I. im Jahre 1243 oder kurz vorher die Stadt Litzau gründen will, betraut er den Olmüzer Bürger Heinrich Epich mit diesem Geschäfte. Als Gründer des Städtchens Hirschberg im Jahre 1264 werden Konrad und Hartwig von Grabern genannt; und so könnte ich noch einige andere Namen hervorheben. Wenn ich aber die Hirschberger Unternehmer „Gründer“ genannt habe, so habe ich keineswegs eine moderne Bezeichnung gewält. Denn diese Bezeichnung gehört schon dem 13. Jahrhundert an und ist officiell gewis von König Wenzel II. gebraucht worden. Viel interessanter aber ist die Warnemung, daß Dorfgründer, wenn sie Routine in dem Geschäfte erworben hatten, sich zu Städtegründern emporgeschwungen haben. So sind die Gründer von Braunsberg in Mähren, Berthold und Heinrich, zuerst simple Dorfgründer gewesen. Und wenn es in unseren Tagen Gründer von großem Ruf gegeben hat, so fehlt das Vorbild auch nicht in der Zeit der Přemysliden. So kam K. Ottokar II. zu Ohren, wie Herr Konrad von Löwendorf in dem Geschäfte des Städtegründens sich gar gründlich auskenne und erfahren sei. Flugs übertrug er ihm daher im Jahre 1265 die Gründung der Stadt Polička mit den erforderlichen Erbgütern, Wiesen, Feldern u. s. w., um das alles durch den berufenen Gründer recht „fruchtbringend“ machen zu lassen. Wer möchte übrigens bei diesem „fruchtbringend“ nicht an die höchste Fructification unserer vorfruchtlichen Aera erinnert werden?

Mit deutschem Capital und durch deutsche Männer sind also hierlands die Städte gegründet worden. Weil noch hie und da und wenigstens akademisch er-

örtert wird, ob wir vollmächtigen Anspruch auf einen böhmischen Heimatschein haben, so müssen wir nicht müde werden, immer wieder solche Thatfachen aus der historischen Kistkammer zu holen, um damit zu beweisen, daß wir allerdings Anspruch auf einen solchen Heimatschein haben. Aber ich habe jetzt mindestens anzudeuten, wie Gründer die Gründungskosten wieder hereingebracht haben. Nicht anders, als daß sie den vom Könige oder sonst wem immer erworbenen Grund und Boden, hübsch in Loose abgetheilt, kleine oder große, gute oder mittelgute und schlechte, weiter „begeben“ haben. Wie aber diese „Begebung“ immer abgespielt haben mag, so werden doch nimmer die damaligen „Nemer“ ihre „Geber“ so gesegnet haben, wie es in nachträglichlicher Zeit geschehen ist und hie und da noch geschehen soll. An Täuschungen und Enttäuschungen wird es freilich damal auch nicht gefehlt haben, denn die menschlichen Leidenschaften sind ja so alt, als die Weltgeschichte zurückreicht, allein die Geschichte erzählt uns nur von den Tugenden und dem Glücke der mittelalterlichen Gründer, nicht auch von ihren etwaigen Untugenden.

Und dieses Glück der böhmisch-mährischen Gründer, als Gründergewinn gedacht, mag auch ein moderner Gründer beneidenswert oder doch preiswürdig und wünschenswert finden. Unser mittelalterlicher Gründer gewann oder konnte doch schon gewinnen zuerst bei Weiterbegebung der gemachten Grundloose, wofern dieselben nämlich lebhaft begehrt worden sind. In fruchtbaren Gegenden, z. B. der Budweiser, war daher die Chance des Gewinnes eine große, was andererseits das rasche Emporbühen der neuen Gründung ermöglichte. Aber das war doch nur ein Gewinn, ganz und gar durch Angebot und Nachfrage bedingt. Ganz sicher waren dagegen die folgenden Gewinnstheile, weil sie auf Uebereinkommen beruhten und durch die Concessions-Urkunde sicher gestellt waren. Dem Gründer und dessen männlichen Nachkommen ist in der Regel der erbliche Besitz des Stadtgerichtes zugesichert worden. Damit gewann er aber den ersten Platz in der neuen Stadt und somit auch das größte Ansehen. Er führte den Vorsitz in dem Stadtgerichte und brachte auch die Sentenzen desselben zum Vollzug. Er bezog dazu in der Regel den dritten Theil aller Gefälle vom Stadtgericht, während die beiden andern Theile in die königl. Kammer floßen. Wie bedeutend diese Gefälle mitunter gewesen sind, ersieht man aus den Pachtsummen, welche an die königl. Kammer gezahlt worden sind. Es ward nämlich wie es scheint später üblich, daß die Kammer mit dem Richter sich wegen sämmtlicher ihr zukommender Gefälle mit einem Pauschale abfand. Zu dem Stadtgericht kam hie und da auch die Richterei in den Dörfern innerhalb des Stadtweichbildes. So ward der Gründer von Mäglitz nicht bloß Stadtrichter sondern auch Erbrichter in 14 Dörfern der Umgebung.

Neben der Erbrichterei bestand dann ein Theil des Gründergewinnes sehr regelmäßig aus 1—4 Freihöfen oder freien Lähnen, von welchen der Gründer keine Abgaben zu entrichten hatte. Es versteht sich von selber, daß er bei Vertheilung des städtischen Grund und Bodens sich die besten Höfe und die bestgelegenen Gründe für solches Freigut auserswählt hat. Zu diesem Grundbesitz gesellte sich noch ein zweiter. Bei der Gründung von Braunsberg erhielt nämlich die Gründer außer den beiden Freihöfen noch jeden sechsten Hof frei, bei Weißkirchen in jedem neu angelegten Dorfe von 50 Lähnen einen Freilahn und den Zins von jedem 10. Lahn, bei Policka jeden 10. Lahn mit allem Recht. Regel war auch die Einräumung von Mühlen, Badstuben, Fleisch- und Brodbänken. Auch die Mühlen wurden stets als freies Eigentum übergeben, und weil der

Mahlzwang bestand, so kann man sich denken, wie wertvoll z. B. in Nimburg eine Mühle mit 10 Gängen gewesen ist. Von Badstuben ward stets nur eine verliehen und auch die warf eine sehr sichere Rente ab, wobei man sich gegenwärtig halten muß, daß die mittelalterlichen Badstuben eine sehr viel benützte öffentliche Einrichtung gewesen sind. Von Brod- und Fleischbänken wurden entweder je zwei oder je vier oder je sechs verliehen. Sie hatten die Bedeutung, daß sie der Gründer an Bäcker und Fleischer für mehr minder guten Zins verpachten konnte. In Braunsberg ließ sich der Gründer auch noch mit 4 Schuhbänken, in Gewitsch gar mit 6 bedenken. In Währen muß sich das Gründen überhaupt lohnender erwiesen haben, daher die Erscheinung, daß es im Gründen unserem Böhmen voraussieht. Es war lohnender, weil ja der mährische Boden überhaupt ein fruchtbarer ist und weil die dortigen Grundherren, wie namentlich der Bischof von Olmütz und das Kloster Hradisch, außerordentlich günstige Bedingungen stellten.

In der Regel hat der Gründer in der neuen Stadt sich auch ein Haus ausbedungen. Man kann sich denken, daß er bei der Wahl des Platzes und dem Bau sich auch nicht im Rechte gestanden sein wird. Da Rathhäuser erst etwas später in Mode kamen, so wird wol zuerst meist das Haus des Stadtrichters als Rats- und Gerichtshaus gedient haben. Zu solchen regelmäßigen Gründergewinnsten gesellte sich noch manch' anderer, wie z. B. das Fisch- und Jagdrecht auf bestimmtem Terrain, die Urbur von Gold- und Silbergruben bei Bergstädten, Stadtzölle oder der Kutehof, wie man dazumal ein städtisches Schlachthaus genannt hat, u. a. m. Ich will aber zwei Gründergewinnste noch namentlich hervorheben. Der Stadtgründer mag in der Regel auch auf den freien Bezug des notwendigen Bau- und Brennholzes aus den städtischen Wäldern Anspruch gehabt und dafür gesorgt haben, daß ihm der Nutzen von einer oder mehr Tafernen, anders Wirtshäuser genannt, zugesichert wurde. Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Tafernen eine sehr beschränkte war, der Durst der damaligen Menschheit aber kein geringer gewesen sein mag, so ist solches Tafernenrecht als eine sehr einträgliche Rente anzusehen.

Diese kurzen Angaben reichen wol hin, um eine günstige Vorstellung von den Gewinnsten unserer Gründer zu erwecken. Was dagegen die Bauleiter der damaligen Zeit „verdient“ haben, das ist uns nicht überliefert worden. Diese Herren unterschieden sich von den Gründern dadurch, daß sie nur im Auftrage des Grundherrn und nicht auf eigene Kosten und Gefahr gearbeitet haben. Von solchen Bauleitern will ich nur einen namhaft machen, den Ritter Hirzo von Klingenberg, und zwar deshalb, weil er sich um unsere südböhmische Heimat große Verdienste erworben hat. Hirzo, welcher aus Franken oder den Rheinlanden gestammt haben mag, hat nämlich im Auftrage des Städtegründers par excellence, Ottokars II., das nachbarliche Budweis erbaut, welches man mit Recht die Perle der Ottokarianischen Städte nennen darf. Hirzo hat aber auch die Gegend des nachbarlichen Mugerau colonisirt, theilweise germanisirt, und hat von ihm der ebenfalls nicht weit entfernte Marktflecken Unter-Wulbau lange Zeit hindurch den Namen Hirzow geführt.

Ich habe nun Ihre Aufmerksamkeit vielleicht schon allzu lange in Anspruch genommen und kann daher nur wenig über die von den genannten Personen sei es angeregten sei es gegründeten Objecte hinzufügen. Das Schwierigste bei dem Unternemen war wol nebst der Gewinnung eines tüchtigen Gründers die Ausmittlung eines geeigneten Platzes. Handelte es sich um die Anlage einer

Bergstadt, so konnte man natürlich über die Lage der neuen Stadt nicht lange im Zweifel sein; wo sich der reichste Bergsegen fand, entstand auch die neue Stadt. Anders war es bei gewöhnlichen Landstädten, da waren alle geographischen und topographischen Verhältnisse in's Auge zu fassen. So bedachtsam nun man bei der Wahl des Platzes vorgegangen sein mag, so stellte sich doch hintennach manchmal heraus, daß man nicht ganz gut gewählt hat. Es ward in Folge dessen eine neue Anlage notwendig. Daher erklärt sich, daß man bei der einen und anderen unserer vaterländischen Städte eine sog. Altstadt findet. Die wird nun wenigstens regelmäßig als erste Anlage anzusehen sein. Unser nachbarliches Budweis besitzt eine solche Altstadt und die hiesige Stadt weist selber eine solche zwifache Anlage auf, wenn auch die hiesige Altstadt nicht also sondern die Patron genannt wird. Wer aber nebenbei bemerkt die Grundriße von Krummau und Budweis studirt, kann nicht zweifeln, daß dem Gründer von Krummau der Plan der Stadt Budweis als Muster gedient hat. Abweichungen werden sich aus dem ungemein ungünstigen Terrain erklären, mit welchem der unbekannte Krummauer Gründer zu ringen hatte, während das Terrain bei Budweis bekanntlich außerordentlich günstig für Anlage und Weiterentwicklung einer Stadt ist.

Weil der Platz, welcher für Anlage einer Stadt sich geeignet erwies, nicht immer königl. Eigentum war, so galt es vorher das Privateigentum zu besettigen, was aber nicht immer sehr glatt abgelaufen ist und zu mancherlei Rechts-Verletzungen geführt hat. Aber so groß ist der Schöpfungsdrang der damaligen Zeit gewesen, daß man auch solche Rechtsverletzungen mit in den Kauf nahm und nach den denkbar geeignetesten Plätzen unbedenklich griff. Wer jedoch die damaligen Städte Revue passiren läßt, wird unschwer die Anschauung gewinnen, daß man im Ganzen glücklich gewählt hat, daß man Plätze ausgesucht hat, welche die weitere Entwicklung der Stadt ermöglichten. Allein es handelte sich nicht bloß um die Gewinnung des Platzes für die Stadtanlage sondern auch um den für die Bürgerschaft notwendigen Grundbesitz. Denn ein Bürger der damaligen Zeit war ohne solchen Besitz absolut nicht denkbar und sind unsere ersten Städter im Grunde genommen nicht viel anderes als bürgerliche Bauern gewesen. Bekanntlich ist es heutzutage in vielen Landstädten, rein was den Besitz anbelangt, ja auch noch nicht viel anders. Indem aber der Bürgerschaft der neuen Stadt außerhalb der Stadt Grund und Boden im Ausmaß von 50, 100 und mehr Lähnen oder Bauerngütern zugewiesen worden ist, entstand ganz in deutscher Weise eine Stadtmarkt, welche in Loose abgetheilt ein fast freies Eigentum der neuen Besitzer geworden ist, da diese von denselben bloß einen gewissen Zins an den vormaligen Grundherrn zu entrichten hatten, sonst aber mit dem Gute beliebig schalten und walten konnten, damit auch nur einzig dem Stadtgericht unterstanden. Die Stadtmarkt ist aber auch noch über eine mehr minder große Anzahl von Dörfern ausgedehnt worden; so erwarb die neue Stadt die ersten Unterthanen und sicherte sich dadurch einen wünschenswerten Nachwuchs, denn bekanntlich ist die Entwicklung einer Stadt vielfach vom Nachschub von dem umliegenden Land abhängig und kann eine Stadt eigentlich gar nicht desselben entraten. Hinsichtlich dieser Dörfer ist es nun sehr wichtig gewesen, daß das deutsche Recht auch auf diese ausgedehnt worden ist, was zunächst eine Vertheilung des Grund und Bodens in deutscher Weise bedingte. Oder es wurden mit der Stadt in der Stadtmarkt zugleich deutsche Dörfer angelegt, auf die Art entstanden aber mitten in slawischem Lande förmliche deutsche Sprachinseln. Wir haben in unserer Nachbarschaft ein ganz equi-

stites Beispiel einer solchen Sprachinsel. Noch heute ist die Stadt Budweis mit einem Kranze deutscher Dörfer umgeben, während sie andernwärts schon längst verschwunden, d. h. tschifirt worden sind. Wie aber das geschehen, gehört nicht in den Rahmen dieses Vortrags.

Ich eile zum Schluß. Es ist schwer, in einem einzigen Vortrage das auch nur einigermaßen genügend anzudeuten, was zu seiner vollständigen Ausführung ein ganzes Buch¹¹⁾ bedarf. Aber es ist Ihnen doch nicht mehr zweifelhaft, daß unsere Vorfahren der Civilisation in diesem Lande einen großen Dienst geleistet haben. Wir haben ein Recht uns dieses Verdienstes zu rühmen, aber auch die Verpflichtung dem Beispiele unserer Vordern nachzustreben. Wie diese nur durch ein zielbewußtes Streben und außerordentlichen Fleiß sich und uns hier eine zweite Heimat begründet und erworben haben, wie nicht weniger eine geachtete Stellung, so werden wir die letztere nur dann behaupten, wenn wir nicht aufhören, in allen Gebieten des Geistes und der sittlichen Welt nach der höchsten Erkenntnis, nach dem höchsten Preise zu ringen. Wie der Einzelne nur dadurch gehoben wird, so kann auch das ganze deutsche Volk in Böhmen nur auf die Art gehoben und auf seiner Höhe erhalten werden. Allerlei politische Mittel und Mittelschen, mehr minder armseliger Art und zweifelhafter Natur, werden nimmer zu einem dauernden Erfolge führen; der kann nur dann gewis sein, wenn erstlich ein wirklich Gutes und weiters dieses mit dem Aufgebote aller Kräfte sowie mit durchaus rechtschaffenen Mitteln angestrebt wird. Aber es ist noch ein Anderes zu beherzigen. Es ist ja hinlänglich bekannt, welch' bedeutende moralische Kraft jedem Volke aus der Kenntnis seiner Geschichte erwächst. Wir haben das schon selber in unseren Tagen gesehen und erlebt. Diese Kenntnis setzt aber eine ununterbrochene und sorgfältige Pflege der Geschichte voraus. Und die Notwendigkeit des einen wie des anderen ist sehr klar von denjenigen Männern erkannt worden, welche den Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in's Leben gerufen und begründet haben. Auch diese Gründer haben allen Anspruch auf unsere volle und ungetheilte Anerkennung so gut wie die deutschen Städtegründer im Zeitalter der Premysliden; wir werden jedoch nach meiner unmaßgeblichen Ansicht diese Anerkennung am besten damit beihätigen, wenn wir diesem Vereine auch weiterhin nicht bloß unsere Sympathieen schenken sondern auch die Mittel bieten, daß er seiner Aufgabe, Pflege der Geschichte unserer Volksgenossen und dadurch auch mittelbar der Geschichte unseres engeren Vaterlandes, stets in vollstem Maße gewachsen sein kann. Das walte Gott!

Mit diesen beiden Vorträgen war der Hauptpunkt des Programms unserer VII. Wanderversammlung erledigt. Der Leiter derselben erklärte sie für geschlossen und begaben sich jetzt die auswärtigen Festtheilnehmer der Mehrzahl nach in das

11) Dieses Buch soll denn auch noch das Licht der Welt erblicken. Es ward daher für überflüssig erachtet, diesen Vortrag mit dem entsprechenden literarischen Apparat zu versehen; übrigens wird der Kenner auch ohne denselben wissen, daß die Ausführungen dieses Vortrages mit geringer Ausnahme nur auf urkundlichen Zeugnissen fußen.

Schloß-Casino, um nachdem dem geistigen Theile des Menschen sein Recht geworden, nun auch dem leiblichen Theile die notwendige Erquickung zuzuführen. Wie aber auch das vollbracht war, machten sich diejenigen, welchen die Merkwürdigkeiten der Stadt und des Schloßes Krumm-
mau noch unbekannt waren, auf den Weg zu deren Besichtigung. Es kann jedoch nicht die Aufgabe des Berichtstatters sein, jetzt die ganze lange Reihe dieser Merkwürdigkeiten aufzuzählen, zu beschreiben und wissenschaftlich zu würdigen. Das muß dem dereinstigen Geschichtschreiber der Stadt, der Herrschaft und des Herzogtums Krumm-
mau überlassen bleiben. Wenn sich der auch nur bald fände! Ich besitze die gegründete Ueberzeugung, daß jenes Kleeblatt von Stadt, Herrschaft und Herzogtum einen der würdigsten Vorkürse für eine historische Monographie bietet, wie solche in unserm Vaterlande nicht eben zu häufig gefunden werden. Und für diese Monographie liegt insbesondere in dem fürstl. Schwarzenbergischen Archive im Schloße ein Material vor, wie es in solcher Fülle, solcher Vollständigkeit, solcher Ordnung und solcher Zugänglichkeit gleichfalls selten gefunden wird. Nur ganz nebenbei sei bemerkt, daß dieses Archiv einen größeren Theil des Archives des vormaligen Stiftes Goldenkron, namentlich der urkundlichen Bestände desselben, und Reste des Archives der Fürsten von Eggenberg in sich aufgenommen hat. Aber auch das Archiv der Stadt Krumm-
mau ist, wie Schreiber dieses sich flüchtig überzeugen konnte, noch von Bedeutung und gefellen sich zu diesen beiden Archiven die Reste des Archives des vormaligen Clarissen-Stiftes im Wiener Staats-Archive und in der Prager Universitäts-Bibliothek, dann das mir nicht näher bekannte Archiv der Prälatur in Krumm-
mau. An Material fehlt es also durchaus nicht, sondern nur an dem Manne, welcher aus diesen überreichen Quellen zu schöpfen versteht. — Nach alledem, was schon vorher über die Liebenswürdigkeit gesagt worden ist, welche die Krumm-
mauer sammt und sonders ihren Gästen erwiesen, versteht es sich von selber, daß diese bei ihrer Pilgerschaft zu den verschiedenen Merkwürdigkeiten überall das bereitwilligste und freundlichste Entgegenkommen gefunden haben.

Es nahte nun aber die Stunde für den zweiten Hauptpunkt des Programmes unserer Wanderversammlung, nämlich die Stunde des Festes. Die ziemlich geräumigen Localitäten des Schloß-Casino's waren für dasselbe bestimmt worden und Herr Anton Nowak, fürstl. Oberverwalter, hat das Arrangement desselben besorgt. Es muß auch sonst zu Ehren dieses wackeren Mannes verbucht werden, daß derselbe sehr viel zum Gelingen unseres Festes beigetragen und so manchen Theilnehmer an demselben durch außerordentliche Gefälligkeiten sich zu besonderem Danke verpflichtet hat. Das Festessen nam aber nach 7 Uhr Abends seinen Anfang und verlief in ungetrübtester Freude und Frohsinn der Theilnehmer. Als der Augenblick für die Toaste gekommen war, erhob sich zuerst der Hr. Bürgermeister von Krumm-
mau, um zu einem Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und das allerhöchste Kaiserhaus aufzufordern. Nach dessen mit stürmischem Beifall aufgenommenen Worten wurde ein Theil der Begrüßungs-Telegramme, welche im Laufe des Tages eingelangt waren, von dem Geschäftsleiter des Vereines vorgelesen, während der andere Theil nach dem Toast auf den Fürsten zu Schwarzenberg zur Kenntnis der Tischgenossen gebracht wurde. Die Anzahl dieser Telegramme belief sich auf 51, die verhältnismäßig meisten waren aus den Städten Prag und Töplitz gekommen. Es muß leider unterlassen werden, den Wortlaut dieser Telegramme hier bekannt zu geben, weil der Abdruck derselben, welche theilweise eine große Wortzahl enthalten, allzu viel Raum beanspruchen würde. Indem ich mich aber auf die Nennung der Absender dieser Telegramme beschränke, sind fol-

gende Absender zu verzeichnen: die deutschen Abgeordneten des Reichsrates aus Böhmen (durch Se. Excellenz Hrn. Dr. Eduard Herbst); die Städte Eger (durch Hrn. Bürgermeister Adolf Tachezy), Warnsdorf (durch Hrn. Bürgermeister E. R. Goldberg), Töpliz (durch Hrn. Bürgermeister Karl Uher) und Neuern (durch Hrn. Bürgermeister Josef Fichter); die Vertretung des Curortes Schönau (durch Hrn. Waage), die Bewohner des Marktfleckens Kuschwarda (durch Hrn. Karl Reif); die Vereine: Deutsches Casino in Prag (durch Hrn. Dr. Moritz Raubnik), der Geselligkeitsverein in Budweis durch seinen Ausschuß, das bürg. Schützen-Corps (durch seinen Hauptmann Hrn. Mayerhöfer), der politische Verein, der Fortbildungsverein, der Männergesangsverein, die Liedertafel und der Turnverein (dieser durch Hrn. Robert Hietel) — sämtliche in Töpliz, die freiwillige Feuerwehr des Curortes Schönau, der Turnverein in Warnsdorf und die deutsche Lesehalle in Hohenelbe (durch Hrn. R. A. Seifert); die deutsche akademische Verbindung Hilaria und die akademische Burschenschaft Germania in Prag; der Lehrkörper der Volks- und Bürgerschule in Graken (durch Hrn. Director Aul), die Lehrer des Töplitzer Bezirkes (durch Hrn. Obmann Fischer), Hr. Gierschita (? wol richtig Franz Gierschil) in Auffig als Obmann und im Namen des Landes-Lehrervereines; die Mitglieder unseres Vereines in Leitmeritz durch Hrn. Dr. Karl Pickert, in Komotau durch Hrn. Dr. Heinrich Schmak, in Karlsbad durch Hrn. Bürgermeister Eduard Knoll, in Elbogen durch Hrn. Notar Leo Theumer, in Mischelob und in Landskron; unsere Vertreterschaften in Pilsen durch Hrn. Karl Neder, in Marienbad, in Grasslitz, in Brüx durch Hrn. Johann Köslner, in Steinschönau durch Hrn. Josef Ernst, in Auffig durch Hrn. August Grohmann, in Gablonz, in Friedland durch Hrn. Friedrich Neumann, in Bodenbach durch Hrn. Franz Jordan und in Trautenau durch Hrn. Franz Schneider; die Herren Hofrat Dr. Rudolf Alter und Dr. Ernst Varcuther in Wien, Dr. Hermann Hallwich in Reichenberg, Dr. Julius Hanisch in Wien, Landtags-Abgeordneter Eduard Janota in Falkenau, Dr. Vincenz John in Prag, Bürgerschuldirektor Jordan Rajetan Markus in Wien, Dr. Moritz Raubnik in Prag, Dr. B. W. Kuf in Schönbrunn, Architekt Adolf Siegmund in Töpliz, Dr. Friedrich Ritter von Wiener in Prag und endlich gemeinsam die Herren Mitglieder Josef Element, Dr. Benedict Federer und Josef Klauber in Neuern. Diese telegraphischen Grüße, welche natürlich zunächst die besten Wünsche für unseren Verein enthielten, das einträchtige Zusammenstehen des deutschen Volkes in Böhmen betonten und sonst die freundlichste Theilnahme an unserem Feste athmeten, waren zum Theil nicht nur an die Versammlung sondern auch an die Stadt gerichtet, welche uns in ihren Mauern ein so glanzvolles Fest bereitet hat.

Dem vorhin erwähnten Toast auf Se. Majestät den Kaiser und das allerhöchste Kaiserhaus folgten noch 15 — sage fünfzehn andere Toaste. Der Berichterstatter wird sich darauf beschränken, nur zwei derselben nach ihrem ganzen Wortlaut hier wiederzugeben, die übrigen aber nur mehr minder kurz zu registriren. Zuerst sprach Hr. Johann Mark, Professor am Gymnasium zu Krummau und Vertreter unseres Vereines ebendort, zum Lobe desselben folgende Worte :

„Meine Herren! Es ist mir die ehrende Aufgabe geworden, einige Worte

an den Verein zu richten, dessen Mitglieder wir heute als unsere Gäste begrüßten. Ich unterziehe mich dieser Aufgabe um so lieber, als diese meine Worte einem Vereine gelten, der durch die Ziele, die er verfolgt, die Herzen Aller gewonnen. Wie die Philosophie nach dem ersten Grunde der Dinge, die Kunst nach dem Ideale der Schönheit, so strebt die Geschichte nach dem Wilde des Menschenschicksals in treuer Wahrheit, lebendiger Fülle und reiner Klarheit. Dieses edle Streben hat sich auch unser Verein zur bleibenden Aufgabe gemacht. Er hat uns klar und deutlich dargethan, wie unsere Altvordern in die Berge und Fluren Böhmens kamen, was sie im Laufe der Jahrhunderte wirkten und thaten, wie der deutsche Name mit den Culturverhältnissen dieses Landes im engsten Zusammenhange steht, auf's Innigste verknüpft ist. Folgen wir den gelehrten Forschungen und historischen Ausführungen, und wir werden sehen, welcher Art das Wirken unseres Volkes war. Wahrlich, eine gar friedliche, segensreiche, von den besten Folgen begleitete Mission hatte dieses „Volk der Eroberer“ durchzuführen. Statt Speer und Spieß errangen sich ganz andere Mächte ihre nachhaltige Bedeutung; anstatt bis an die Zähne bewaffneter Kriegeschaaren begegnen uns ganz andere Kräfte, welche diese Gegenden dem deutschen Geiste dienstbar machten. Alle Stände alle Classen der Bevölkerung nehmen, wie wir heute in so hervorragender Weise von einem so tiefen Kenner unserer Geschichte vernommen, an dieser Culturarbeit theil. Kein Stand, kein Alter entzog sich der erhabenen deutschen Idee der Colonisirung und Cultivirung des Ostens, einer Idee, die nichts von Zerstörung und Zertrümmerung weiß, die vielmehr aufbauend, belebend, fördernd auftrat. Und alle, die diesen verschiedenen Ständen angehörten, kamen — wie wir ebenfalls heute gehört — nicht etwa als heimatlose Flüchtlinge, sie kamen nicht, wie man zu sagen pflegt mit leeren Händen, o nein, sie brachten außer ihren materiellen Gütern noch ein gar herrliches Capital mit: ihre Erfahrung, ihren unverwüsthlichen Fleiß und besonders ihre geistigen Fähigkeiten. Diese Thatfachen unserer großen Vergangenheit genau gesichtet und klar dargestellt, ein lautsprechendes Zeugnis von deutscher Culturarbeit gegeben, den Ruhm unserer Vorfahren neu belebt zu haben, das ist das Verdienst des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen! — Er hat uns gezelgt, daß eben die Arbeitslust, die Thätigkeit, der Reichtum und die Intelligenz der deutschen Bewohner als die Grundfesten anzusehen sind, auf denen das Deutschtum in Böhmen beruht. Fußend auf diesen Grundlagen waren die Deutschen auch von jeher die Träger der großen, erhabenen österreichischen Idee, durchglüht von reinster Vaterlandsliebe, stets hochhaltend das Banner der Reichstreue, des einheitlichen Rechtsstaates. Durch die Sympathien, welche dem Verein von den Bürgern Krummau's in diesen festlichen Tagen entgegengebracht werden, hat er den schönsten, lautsprechendsten Beweis dafür, daß sein Wirken auch hier hochgeschätzt und richtig erwogen wurde; hat er einen Beweis dafür, wie tiefe Wurzeln sein Bestreben auch im südlichen Böhmen geschlagen. Mögen die Keime, die heute in unserer althistorischen Erde gelegt wurden, zu den mächtigsten Trieben sich gestalten, zu goldenen Früchten heranreifen. Das ist ja das schöne Ziel, welches sich der Verein bei seinen Wander-versammlungen gesteckt, indem so die Vereinsmitglieder in unmittelbarer Weise mit dem Volke in Berührung treten, den gegenseitigen Gedankenaustausch ermöglichen, das nationale Bewußtsein heben und die Bedeutung, welche unser Volk im Heimatlande hat, zur Anschauung bringen. Mit Recht heißt es: „Die Geschichte erwirbt der Jugend den Verstand der Alten.“ Besonders auch durch die Forschungen des Vereines wurde unser noch jugendliches Volks- und Stammesbewußt-

sein rasch gestählt, wurden unsere nationalen Gefühle, unser nationale Stolz mächtig gehoben, und zwar nicht auf dem Wege der Alltagsphrase, nein, durch kritische Sichtung. Daher kommt es auch, daß wir mit solcher Hingebung uns an den Verein anschließen. Möge er auch in der Zukunft der feste, nie wankende Mittelpunkt des Deutschtums in Böhmen sein! Um ihn wollen wir uns schaaren, seiner Fahne, seinen Bestrebungen wollen wir folgen, als einiger festgeschlossener Bund fest und treu zusammenhalten, denn in der Eintracht liegt ja auch für uns die Macht. Auf ein stätes Blühen, Wachsen und Gedeihen, auf ein kräftiges Vivat, Crescat, Floreat des Vereins erhebe ich mein Glas!¹²

Professor Mart's Spruch, welcher mit Feuereifer gethan ebenso begeisternde Theilnahme erweckte,¹²⁾ erwiederte Hr. Dr. Ludwig Schlesinger mit einem Toast auf die Stadt Krummau, der liebenswürdigen Stätte der VII. Wanderversammlung. Redner wies außer anderem darauf hin, von welch' eminenter Wirkung die Erforschung der Geschichte des Landes bei unseren slawischen Landesgenossen gewesen, weil diese einen Historiker von glänzendem Darstellungstalent besaßen haben. Wir dagegen hätten die Erforschung unserer Geschichte nicht zur Aufgabe eines Einzelnen gemacht, sondern zu der eines ganzen Vereines. Redner meint Namens des Vereines nicht unbescheiden zu sein, wenn er hervorhebt, daß unser Verein den Ruhm der Stammesgenossen erneuert hat, welche diesem Lande den Stempel der Cultur gegeben, indem sie das Städtewesen und Bürgertum begründeten und pflegten, was von der anderen Nation nicht gesagt werden könne. Die Deutschen förderten das freie Bürger- und Bauernthum und eröffneten so der Freiheit eine Gasse, sie waren es, welche die Kunst in Böhmen heimisch gemacht haben, u. s. w. In recht treffender Weise erinnerte der Redner auch an Adalbert Stifter, dessen Wiege im südlichen Böhmen (Oberplan) gestanden, und entzückte damit die Herzen von Stifiers Heimatsgenossen, in deren Erinnerung ja der Dichter mit dem reinen Sinne und Herzen, der glühende Verehrer der Natur und Schilderer ihrer unsäglichen Reize, der nicht wenig: glühende Verehrer der Kunst und unvergleichliche Darsteller der unendlichen Zartheit, Tiefe und Weite des Mutterherzens ungemein hoch dasteht. Dann an ein sehr bekanntes Wort Franz Palacky's anknüpfend sagt Redner, daß Oesterreich durch die Deutschen erfunden worden ist. Diese wären die geistigen Constructoren des Reiches, diese hätten die wichtigsten Ecksteine zu solchem Baue geliefert, den sie auch fernerhin mit allen Kräften stützen werden. Wenn jetzt im Osten das Gespenst des Panlawismus drohe, so fordere das andererseits ein verstärktes Nationalgefühl und wenn wir uns auch nicht zu fürchten haben, so wüßten wir um so mehr beobachten und auf unseren Posten aushalten. Das treue Zusammenhalten der Deutschen wäre das beste Mittel der Abwehr gegen das dräuende Wetter; hier in Krummau habe man aber die Ueberzeugung gewinnen können, daß diese Stadt als eine Warte des Deutschtums im südlichen Böhmen anzusehen ist, diese Stadt, die Redner nicht die „Witwe der Rosenberger“ nennen möchte, weil sie in anderer Ehe mit einem anderen großen Geschlecht glücklich vermählt ist.

Diese letzteren Worte bildeten eine passende Einleitung zu dem nun darauf

12) Mart's Toast ist von mir dem „Krummauer Intelligenzblatt“ (Nr. 21), welches wol dessen getreuen Wortlaut bringt, entnommen worden.

folgenden Toast, welcher von dem Hrn. Stadtarzte Dr. Josef Kadelburg auf Se. Durchlaucht den Fürsten Johann Adolf zu Schwarzenberg, dem die VII. Wanderversammlung so große Förderung verdankt, ausgebracht wurde. Redner rühmte den regen Sinn des Fürsten für die fortschrittliche Entwicklung der Neuzeit, nennt ihn den erlauchten Förderer vieles Neuen und auch Guten und indem er auf dessen hohes Alter hinweist, meint er, daß dem Fürsten außer diesem von alten Dingen nichts anhaftet als die alte Liebenswürdigkeit, die alte gute Freigebigkeit und Vermeidung aller Prunksucht. Er rühmt endlich auch des Fürsten Wohlthätigkeitsinn und schließlich findet seine Aufforderung zu einem Hoch auf den Fürsten die lebhafteste Zustimmung.

Als nächster Sprecher erhob sich jetzt Hr. Dr. Johann Schmall, welcher auf jene Männer in unserer Versammlung hinwies, welche das von unserem Vereine verfolgte Ziel mit gleichem Mute und gleicher Ausdauer verfolgen, nur auf anderem Wege. Es sind diese die politischen Führer unseres Volkes, Männer von guter deutscher Gesinnung, welche mit deutscher Treue und Ausdauer der österreichischen Staatsidee dienen und huldbigen und sie stets hoch gehalten haben. „Ich freue mich und mit mir theilen gewis alle Gesinnungsgenossen diese Freude, daß bisher zwischen ihnen und ihren Mandatgebern das beste Einvernehmen geherrscht, und ich wünsche lebhaft, daß dem auch fürderhin nicht anders sei. Das Volk wird auch in Zukunft seinen Führern vertrauen, nur muß es kräftigst darauf bestehen, daß das Interesse des Volkes, das geistige wie das sittliche, der einzige und alleinige Leitstern, der Führer des Volkes sei. Ich zweifle nicht, daß unsere Führer die bisherigen freiheitlichen Errungenschaften werden verkümmern lassen, ich bin im Gegentheile überzeugt, daß sie das bisher Errungene der weiteren Vervollkommnung und Entwicklung zuführen werden, aber immer nur mit dem Volke und für das ganze Volk, denn nur im gegenseitigen einträchtigen Zusammenwirken finde ich alles Heil, eine frohe Zukunft, einen soliden Fortschritt, ein glückliches Gelingen all der Reformen, welche auf den verschiedensten Gebieten unumgänglich notwendig geworden.“ Auf den innigsten Contact der Führer mit dem Volke und ein treues Zusammenwirken Weider erhebt Redner unter stürmischen Beifallsäußerungen sein Glas. Darauf erwiderte Hr. Dr. Franz Schmeytal Folgendes:

„Ich danke Ihnen, verehrte Herren, für die freundliche Begrüßung, welche Sie den deutschen Abgeordneten gewidmet haben — und bedauere lebhaft, daß in Folge unaufschieblicher parlamentarischer Arbeit deren Meistzahl am heutigen Erscheinen verhindert ist, es würde Ihnen sonst von mehr berufenem Munde geantwortet worden sein. Seien Sie versichert, daß wir diese Begrüßung nicht mit uns selbst, sondern mit der uns Allen gemeinsamen Sache in Zusammenhang setzen, welcher im Sinne des von dem Herrn Vorredner geäußerten Wunsches zu dienen unsere Pflicht ist, welche wir mit unseren Vertrauensmandaten übernommen haben und heilig halten werden.“

„Unsere heutige Versammlung, deren zahlreicher Besuch von jedem mit freudiger Dankbarkeit begrüßt werden darf, welcher ernstem und lautern Antheil nimmt an den humanen und nationalen Ideen und Bestrebungen seines Volkes, ladet mich zu einem kurzen Rückblicke in das Jahr 1871 ein, in welchem eine gleiche Wanderversammlung des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen unter überaus großer Betheiligung unserer Stammesgenossen aus allen Gauen des Landes Ende September zu Töplitz tagte.“

„Es war eine Zeitlage — erfüllt mit politischen und nationalen Zweifelfragen und Gefahren — denn das Verhängniß jener Politik, welche von den Fundamentalartikeln genannt wird, hatte uns heimgesucht und bedrohte unsere und des Vaterlandes Zukunft. In den erhebenden Momenten jener Vereinigung suchten und fanden wir: die Aufrichtung des Muthes und der Streitbarkeit — die Stärkung der Kraft und Ausdauer — die Befestigung der Eintracht und Treue.“

„Mit diesen Waffen sieghafter Abwehr und der aus dem geschichtlichen Titel der Zusammengehörigkeit hervorgegangenen Streitgenossenschaft der Deutschen in Oesterreich wurden die Fundamentalartikel cum sua causa aus dem Felde geschlagen und die verfassungsmäßigen Institutionen dem Reiche gesichert.“

„Und wenn ich nun daran gehe, die Parallele zwischen heute und damals zu ziehen, so sehe ich zwar keine Gefahr, die in greifbarer Gestalt und unmittelbar auf unserer Schwelle stünde — allein schwarze Schatten giebt es, von bedrohlichen Erträgen vorausgeworfen, von denen wir sagen müssen, daß sie uns nicht gefallen — welche uns mahnen, die Zeit nicht in politischer Sorglosigkeit zu verträumen, sondern rasch und eifrig zur Arbeit zu gehen und Schloß und Riegel — Wehr und Waffen in Stand zu setzen.“

„Wohin wir unsere Blicke richten mögen, sehen wir solche Schatten drohen, und sie nicht beachten — sie gering schätzen, wäre gleichbedeutend mit politischer Pflichtvergessenheit — mit frevelndem Uebermuth. An der Südostgränze des Reiches ist der Krieg zwischen Rußland und der Türkei entbrannt. Jeder Vorschritt der russischen Waffen bedeutet eine Kriegserklärung gegen die wirthschaftlichen und politischen Lebensnerven des österreichischen Staatswesens — gegen Alles, was in ihm deutlich ist nach Sprache, Geist und Sitte. Den Kampf zu vermeiden, so lange es angeht, ist wohlgethan — denn des Friedens bedarf das Reich, und groß ist die Verantwortlichkeit, ihn aufzugeben, allein der Preis dafür soll und darf kein Verständnis mit dem Gegner — kein Danaergeschenk desselben sein. Im Osten geht die Sonne des Himmels — nicht mehr die Sonne der Freiheit und Cultur auf, und nur Staaten, welche im gleichen Geiste verwalter werden, können unsere Verbündeten in einem Streite sein, in welchem es sich wahrlich nicht um mehr oder weniger Quadrat-Meilen des Besizes, sondern um das Princip der Ideen und Tendenzen handelt, welche vorwalten sollen im Staatensysteme Europas. Der Ausbruch des Krieges hat unsere nationale Gegnerschaft im Lande bei dem Namen gerufen, und wie bald und gut dieser Ruf vernommen und verstanden wurde, das läßt sich aus jenem nach Moskau adressirten Schriftstücke mit einer Deutlichkeit lesen, welche über alle Wünsche geht.“

„Urkundlich — von den Gegnern eigenhändig bezeugt, liegt es uns nun vor, daß das Ergreifen und zähe Festhalten des nationalen Standpunktes für uns die natürlichste Politik und unabweisbarste Nothwendigkeit ist und bleibt — daß dieser unser nationaler Standpunkt ohngeachtet aller Verlästerung eins und innig verbunden ist mit dem wahren, durch die Abwandlung der Geschichte entwickelten und durch die geltend gewordenen Principien der Freiheit und Aufklärung geläuterten österreichischen Staatsgedanken — daß den panslawistischen Tendenzen gegenüber, welche nun die letzte Hülle abgeworfen, es keinen Ausgleich giebt, dessen Inhalt nicht unsere Unterwerfung — eine Prämie für den an uns als Landesgenossen offen gesponnenen Verrath — die Erniedrigung und der Verfall Oesterreichs wäre.“

„Kein glänzenderes Zeugniß konnten wir dafür erwerben, daß wir mit der Abwehr des Staatsstreiches der Fundamentalartikel nicht nur einen Act vollbe-

rechtiger nationaler Selbstvertheidigung — sondern zugleich eine patriotisch österreichische That vollzogen — denn nahe liegt die Antwort auf die Frage nach dem heutigen Zustande Oesterreichs, wenn jene politischen Entwürfe Ernst und Wahrheit geworden wären.“

„Staatliche Verwirrung ohne Beispiel — innere und äußere Vergewaltigung der vitalen Interessen des Reiches — Ohnmacht und Zerfall, — Verhöhnung und Unterdrückung des Deutschtums, das wären die Früchte jenes Systemes der Zerklüftung, welche die nun eingetretenen Welteräugnisse gezeitigt haben würden — Eräugnisse, die kein Zufall, sondern Ausdruck nur der politischen und nationalen Traditionen des östlichen Nachbarn sind und darum auch den Vätern jener politischen Pläne nicht die Entschuldigung gewähren, als hätten sie nicht vorhergesehen werden können.“

„Die Fundamentalartikel sind zu Grabe getragen — aber der Geist geht um, welcher sie geschaffen hat — der deutschfeindliche, freiheitsfeindliche Geist; — und daß er nicht wieder Schlimmes und Schlimmeres erzeuge, das muß unsere ungetheilte, immer wache Sorge sein. Sagen wir nicht, es seien Träume nur, mit welchen unsere Gegner sich tragen — es sind gar schlimme Träume, welche von der nationalen Leidenschaft kommen, und Niemand kann bestimmen, wohin jene schiefe Ebene führt, auf welche eine Politik gerieth, welche sich volksthümlich nennt und die legale parlamentarische Verhandlung verläugnet.“

„Aber nicht allein von Moskau aus — auch von Rom her bedrohen uns die alten traditionellen Gefahren. Clerikale Versammlungen, welche sich fälschlich katholisch nennen, und päpstliche Allocutionen predigen unermüdet im mittelalterlichen Feuereifer den Kreuzzug gegen die Institutionen staatlicher Freiheit und Selbstbestimmung — gegen alle Stätten und Quellen humaner Wissenschaft und Aufklärung.“

„Für den Papst wird die Restitution weltlicher Staatsgewalt im offenen Angriffe auf ein Staatswesen gefordert, welches sich auf den Grundlagen nationaler Einheit und politischer Freiheit entwickelt hat — dem clerikalen Einflusse soll die Schule, die Freiheit der Gedanken, die Nationalität — der weltliche Staat selbst unterworfen werden.“

„Der Kampf, welchen unsere frommen Gegner für diese Ziele mit Mitteln ohne Wahl wider uns führen, ist uralte — neu nur sind die Phasen und Abwandlungen, in welchen er immer wieder in die öffentliche Scene tritt. Wo immer diese Scene sich entrollen mag, wir werden davon betroffen sein, denn der universale Charakter der in diesem Kampfe verflochtenen Tendenzen bedingt ihre Solidarität, und darum fühlen wir es durch und fühlen es mit, daß in dem in Frankreich durch clerikale Schachzüge provocirten Wahlkampfe allerdings die Rettung des Staates — aber vor den Uebergriffen der Hierarchie — auf dem Spiele steht.“

„Nicht Fragen des Glaubens und der Gläubigkeit, wie dem Volke immer glauben gemacht werden will, sind in diesem alten Streite verfangen — sondern einzig und allein Fragen priesterlicher Uebermacht, welche auf dem Wege der clerikalen Abhängigkeit die politische Dienstbarkeit des Staates erstrebt und es nicht dulden mag, wenn Ernst gemacht werden will mit dem großen Worte, welches geschrieben steht: „„Mein Reich ist nicht von dieser Welt.““

„Das deutsche Volk in Böhmen hat in diesem weltbewegenden Kampfe seine Fahne längst gewählt und soll von ihr nicht lassen — treu und mannhafte soll es einstecken für die Segnungen staatlicher Freiheit und humaner Ansklärung,

durchdrungen von der Ueberzeugung, daß Priesterschaft und Religion keine sich deckenden Begriffe sind, daß die fortschreitende Wissenschaft im natürlichen Verlaufe die dogmatische Sphäre und mit ihr die Priesterherrschaft einengt, und daß die staatlichen Gewalten Oesterreichs — aber auch seine Völker — reif und mündig genug sind, um sich selbst Gesetze zu geben und sie nicht von Rom aus zu empfangen.“

„Alle Zeichen, welche die Geschichte unserer Tage uns vor Augen führt, verkünden laut, daß die Zeit, in welcher wir zu leben und zu wirken berufen sind, eine große — eine gewaltige Zeit ist.“

„Nehmen wir ihre idealen Tendenzen, ihre mächtigen Impulse mit vollem Verständnisse und lebendiger Empfindung in uns auf und lassen wir sie Nichtmaß sein und Triebkraft für unsere öffentlichen Bestrebungen, damit vor den Schranken der Geschichte dereinst unsere Herzen nicht zu kalt, unsere Geister nicht zu klein befunden werden.“

„Vor Allem aber sorgen wir und bewirken wir, daß volle Einigkeit herrsche im eigenen Hause, denn es fehlt, wo diese fehlt, im Großen und im Kleinen am Gelingen.“

„Schon dürfen wir uns des tröstlichen Erfolges freuen, daß Einigkeit in unseren Reichen waltet über die wesentlichen Positionen des ungarischen Ausgleiches; — und hoffen mögen wir, daß diese Einigkeit im Bunde mit dem Einflusse, welchen patriotischer Aufblick, gerechte Erwägung der uns treffenden Lasten und das durch die Erträgnisse gesteigerte Bedürfnis der Vereinigung auf die andere Seite üben müssen, zur baldigen Vollziehung desselben führt.“

„Und von wo ich im Beginne meiner Worte ausgegangen, dorthin will ich nun wieder zurückkehren und dem Wunsche Ausdruck leihen, daß jene Eintracht, welche uns im Jahre 1871 in so erhebender Weise verband, im alten ungetrübten Gange wieder ihre Einkehr bei uns halte.“

„Lassen wir vor dem lauttönenden Schritte der Zeiterträgnisse allen kleinlichen Hader — alle persönliche Verstimmung schweigen — zu üppig schon, so scheint es — ist dieses Unkraut aufgegangen, und Zeit ist es, dasselbe mit der Wurzel auszurotten.“

„Zunächst sei unser Bemühen dahin gerichtet, die Verfassungspartei des Abgeordnetenhauses einig zu gestalten und ihr ungestörtes Zusammenwirken mit der Regierung aufzurichten.“ —

„Unerläßlich für die Gewinnung unserer Parteiziele ist die sich wechselseitig fördernde und stützende Eintracht beider Factoren, — schöpfen wir die Zuversicht, dieselbe herzustellen, aus der Erkenntnis der Einheit des Parteizweckes — aus dem Bewußtsein der Solidarität der Parteipflicht — vor Allem aber aus dem frischen verständnisvollen deutschen Sinne, der die ihm gestellten Proben noch jederzeit sieghaft bestanden.“

„Ich darf, weil Hochmut vor dem Falle kommt, nicht behaupten, daß die Deutschen zu den schönsten und besten Kindern der arischen Völkerfamilie zählen — allein soviel Energie des Selbstgefühles wird wohl erlaubt sein, daß wir uns nicht zu den schlechtesten zählen.“

„In diesem Sinne will ich zum Schluß gehen und Sie einladen, zu den Gläsern zu greifen und sie zu leeren mit dem Rufe: Hoch das deutsche Volk in Böhmen und seine gesegnete Zukunft!“

Es versteht sich von selber, daß man diesen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschte, um dem letzten derselben einen tosenden Beifallsturm

folgen zu lassen. Die Reihe der officiellen Toaste wurde aber jetzt durch einen sog. wilden Toast unterbrochen, welchen der Bürgermeister von Hohensfurt, Herr Dr. Friedrich Ritsche, dem Hrn. Notar Gregor Kardajch in Krummau, den Krankheit am Feste nicht theilnehmen ließ, widmete. Dann folgte der officiële Toast auf die Vertreter des Vereines, welche durch die Herren Professor Johann Mark (Krummau), Johann Janda (Melm) und Dr. Gustav Schreiner (Neuern) repräsentirt waren. Zu Ehren der Vertreter aber sprach in gewohnter schwung- und glanzvoller Weise Herr Universitäts-Professor Dr. Alfred Woltmann, welcher zunächst dem Heimatsgeföhle beredten Ausdruck ließ, das ihn hier in Mitte deutscher Männer, in dieser deutschen Stadt ergriffen habe. Hier, wo man wieder einmal deutschen Männern in das treue Auge blicken und ihnen die Hände drücken konnte, wo sich aus den Händen deutscher Mädchen und Frauen ein Regen von Blumen über uns ergoßen, da sei in dem Redner jenes frohe deutsche Heimatsgeföhle wieder rege geworden, welches sich in der Landeshauptstadt so mannigfach eingeengt sieht. Er weist dann darauf hin, wie wir hier im Lande einen Platz besitzen, den wir uns erkämpft und ererbt durch Arbeit und Sitte und durch das Resultat beider, die Freiheit. Aus dieser allein kann sich ergeben die freie Entfaltung der Wissenschaft, der Kunst, der Dichtung. Halten wir das fest, dann haben wir ein Recht mit dem Dichter zu sagen: „Dieses, ist es unser, so laßt es uns sagen, so laßt es behaupten!“ Weiters gedenkt er des erfolgreichen Wirkens der von unserem Vereine bestellten Pfleger in den Landorten und betont, daß speciell Krummau als ein Schutzort deutschen Wesens gelten könne. Ueberall, wo deutsches Volkstum wüßte, daß es an der Grenze stünde, da hätte es zugleich das Geföhle auf der Wacht zu sein und „so halten Sie denn hier die Wacht am Böhmerwalde!“

Woltmann's tief empfundene Worte, welche namentlich durch die letzterwähnte Wendung verständlich werden mußten, rissen zu enthusiastischem Beifall hin. Weil aber, wie schon früher einmal hervorgehoben worden ist, das von der Stadt Krummau gebildete Fest-Comité die ihm gewordene Aufgabe so rühmlich gelöst hatte, so hatte es einen doppelten Anspruch, gleichfalls durch einen Toast gefeiert zu werden. Herr Universitäts-Professor Dr. Gottfried Ritter v. Rittershain that demnach einen kurzen, kräftigen Spruch zu Ehren des Fest-Comité's, worauf Hr. Prof. Hans Bafler zu einem Hoch auf die leider abwesenden Frauen und Jungfrauen Krummau's aufforderte und seinen gelungenen Spruch mit mancherlei Citaten aus der Bibel und den Classikern launig verbrämte. Der Obmann der Les- und Redehalle deutscher Studenten in Prag, Hr. jur. cand. Max Leipen, brachte nunmehr Namens der akademischen Jugend ein Hoch dar der deutschen Wissenschaft und den Professoren. Während man früher von einer Gelehrtenkaste sprechen konnte, weil Absonderung vom Volke gewissermassen als Maxime der wissenschaftlich Gebildeten galt, eilen jetzt die Gelehrten in die entferntesten Gegenden des Landes, um dortselbst Wissenschaft und Bildung zu verbreiten. Man habe, fährt der Redner fort, eben erkannt, daß die Wissenschaft erst dann ihrer Aufgabe gerecht wird, wenn sie auch in das Volk eindringt. Wie aber jener Riese Antäus aus der Berührung mit der Mutter Erde neue Kraft schöpfte, so gewinne auch die deutsche Wissenschaft neues Leben aus der Berührung mit dem Volkstum, aus welchem sie entsproßen. Noch mehr aber wären die Studenten ihren Professoren zu Dank verpflichtet. Denn der schönste Beruf der akademischen Lehrer wäre es, nicht allein durch ihre Lehre sondern auch durch ihre Persönlichkeit zu wirken. An der Professoren Beispiel könnten die Studenten ihren

Charakter stählen und hoffen, dereinst tüchtige deutsche Männer zu werden. — Nachdem Hr. Dr. Adolf Nischenbrenner dem Krummauer Hrn. Bürgermeister in humoristischer Weise den Dank sämtlicher Festtheilnehmer dargebracht, toastirte Hr. Stadtrat Franz Wozelka auf die Pfleger und Verbreiter deutscher Wissenschaft. Herr Universitäts-Professor Dr. Edwin Klebs hob dann hervor, daß durch Kundgebungen, wie die gegenwärtige, ein Ersatz dafür geboten werde, daß anderwärts das fröhliche Heimatgefühl nicht zu voller Entfaltung gelangen könne. Er leiht weiters dem Wunsche Ausdruck, daß in Böhmen die Universität und die deutsche Bevölkerung stets einmütig zusammenstehen mögen. Von den deutschen Professoren der Prager Universität werde die Fahne des Deutschtums allezeit hochgehalten werden und hält sich Redner für überzeugt, daß die erste deutsche Universität ihre alte Stellung behaupten wird; sollten aber Umstände eintreten, welche dies erforderten, so würden die deutschen Professoren in Prag gleich ihren Vorgängern lieber resigniren, als ihre Gesinnung aufgeben. Schließlich erhebt Redner sein Glas auf das Zusammengehen der Universität mit dem deutschen Volke in Böhmen, welchem Toaste denn auch in lebhaftester Weise zugestimmt wurde.

Es folgten nun noch zwei Toaste. Den ersten derselben brachte das Vereinsmitglied, Hr. Notar Richard Müller aus Wallern, der Zeitungs-Presse dar, welche vor noch gar nicht vielen Jahren gleich dem armen Knaben in einer Dichtung Ulrichs von Eschenbach, welcher vor dem Marienbilde um Schuhe fleht, um im Chorgefange mitwirken zu können, vor dem hehren Bilde der Freiheit ebenfalls um Schuhe bat, um entschieden und ungehindert für die heiligen Interessen des Volkes eintreten zu können. Solches Flehen hätte auch Erhörung gefunden, heute stünde ja die deutsche Presse in Oesterreich auf festen Füßen und könnte sich kühn allen ihren Schwestern in den übrigen Culturstaaten Europa's ebenbürtig an die Seite stellen. Der freien Presse verdanken wir ja anker andern theilweise auch, daß unser deutsches Volk in Böhmen seines Deutschtums sich bewußt wurde, daß auch hier am Fuße dieser Berge, wie einer der Vorredner schon gesagt, das deutsche Volk steht als feste Wacht am Böhmerwalde gegen alle seine Feinde. — Diesem Redner erwiederte der journalistische Vertreter der „Bohemia“, Herr Josef Willomizer, welcher für sich und seine anwesenden Kollegen¹³⁾ als „Kärner im Namen der abwesenden Bauherren“ den der Presse gespendeten Toast dankend entgegennam, dann aber mit sehr geschickter Wendung allen ferneren noch latenten Toasten dadurch einen Riegel vorschob, daß er für sich und seine Kollegen einen herzlichen Toast auf diejenigen ausbrachte, welche so gütig sein würden, im Hinblick auf die vielen schon vorangegangenen Toaste und die dadurch herbeigeführte große Anstrengung der Berichterstatter keinen Toast mehr auszubringen. Hrn. Willomizer's Toaste wurde nicht allein der heiterste Beifall gespendet, sondern auch willig Folge gegeben. Nicht der bescheidenste Anlauf zu einer Rede wurde noch gemacht; dagegen hielt die lebhafteste Conver-

13) Außer der „Bohemia“ waren folgende Blätter durch Berichterstatter vertreten: der „Tagesbote aus Böhmen“ durch Hrn. Heinrich Teweles, das „Prager Tagblatt“ durch Hrn. Franz Groß, die „Budweiser Zeitung“ durch Hrn. L. Toma, das „Krumauer Intelligenz-Blatt“ durch Hrn. Ludwig Hoffmann. Alle die genannten Blätter haben sehr ausführliche Berichte über die VII. Wanderversammlung gebracht. Auch die Wiener Presse war durch Hrn. J. K. Lecher, Herausgeber der „Presse“, repräsentirt.

tion einen großen Theil der Gesellschaft bis in die erste Morgenstunde des 30. Juni und auch noch etwas länger beisammen.

So ward das Programm des 29. Juni eigentlich erst am folgenden Tage zu Ende geführt. Und zwar von Anfang bis zu Ende in der glücklichsten Weise. Nicht weniger hold war das Glück auch dem, ganz dem Vergnügen geweihten 30. Juni, an welchem es nur einen einzigen Programmpunkt, die Wanderung nach dem Schöninger, zu erledigen gab. Der Schöninger aber ist die höchste Spitze des nördlich von Krummaw gelegenen prachtvollen Planskerwaldes, 3400' hoch, und gewährt einen entzückenden Ausblick auf das ganze südliche Böhmen, auf den im Westen lagernden Hauptstock des Böhmerwaldes mit der Berg-Dreifaltigkeit Hochficht, Blöckenstein und Dreifesselberg, auf das St. Thoma-Gebirge im Südwesten, auf den Sternwald im Süden und an Tagen ohne Höhenrauch auch auf die gewaltige Kette der Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung von Oberbaiern bis Nieder-Oesterreich. Diese herrliche Rundschau ist dann sehr bequem zu genießen. Fürst Josef zu Schwarzenberg, der letzte Souverain seines Hauses und Vater des schon genannten Fürsten Johann Adolf, ließ nämlich den Schöninger mit einem massiv gebauten Thurme krönen, der ein ganz vorzügliches Lueg-in's-Land die Aussicht nach allen Seiten, ohne die geringste Behinderung in der Nähe, ermöglicht. Der Josefsthurm bi'dete also das Endziel der Schöninger-Wanderung. Es haben jedoch nicht alle auswärtigen Festtheilnehmer dieselbe mitgemacht, beziehungsweise mitmachen können. Einige von ihnen waren schon am frühen Morgen des 30. Juni noch südlicher gezogen, andere aber hatten wieder andere Richtungen eingeschlagen. Auch Schreiber dieses ist nicht mit auf dem Schöninger gewesen, kann daher bloß nach dem Hörensagen und den gewissenhaften Aufzeichnungen anderer Berichterstatter über den Verlauf der Schöninger-Wanderung berichten. In neckisch-anmutiger und recht liebenswürdiger Laune beschrieb sie Hr. F. Groß in der Nr. 182 des „Prager Tagblattes.“ Man versammelte sich gegen 11 Uhr Vormittags auf dem Hauptplatze der Stadt, und unter Vorantritt einer Musikbande ging es hinaus zum Budweiser Stadthor. Es ist glaubwürdig überliefert, daß die Tete der Schöninger-Wanderer, welche von den hervorragendsten Festtheilnehmern gebildet wurde, aus den Fenstern des letzten Hauses auf der linken Seite, vor dem erwähnten Thore nämlich, mit einem wahren Regen geschmackvoll zusammengesetzter Blumensträußchen, von zarten Damenhänden geworfen, überschüttet wurde. So sprachen die Schönen Krummaw's zum zweiten Male durch die Blumen zu den Wanderversammlern. Diese aber namen die entzückenden Grüße mit gebührendem Jubel in Empfang und begannen alsbald den Aufstieg auf den Plansker, welcher ja seine Basis bis zum Budweiser Thore vorschleibt. Waren aber während des gestrigen Festehens die Krummawer von „Dr. Frauenlob“ mit der donnernden Frage erschreckt worden: „Wo haben Sie Ihre Frauen und Jungfrauen gelassen?“ — so hatten dieselben, um nicht zum andern Male angebodnert zu werden, heute vorsorglich auch Vertreterinnen des schönen Geschlechtes mit sich gebracht. Diese trugen denn auch nicht wenig dazu bei, daß der Nachmittag in der heitersten und angenehmsten Weise verbracht wurde. Man genoß die Aussicht, welche leider durch den Höhenrauch bedeutend eingeengt war, und unterhielt sich sonst durch Gesang, Tanz und Scherz in heiterer Abwechslung. Herren aus Krummaw und Hr. Wenzel Krippner, Mitglied unseres Vereines, welcher gar von Wien heraufgekommen war, amüsirten die Gesellschaft mit Soloscherzen, Pantomimen und Wankelsänger-Geschichten in tomischem Kostüm, eine rasch improvisirte Liedertafel bot ihre besten Gesangstücke und die mitgenommene Musikbande stimmte

zeitweilig die heiteren Weisen Terpsichorens an; es konnte jedoch wegen der mancherlei Terrain-Schwierigkeiten der lockenden Aufforderung nur mangelhaft entsprochen werden. Jeder, der Bergparthieen gemacht, weiß, wie wichtig es ist, von den Dingen, welche zu Küche und Keller gehören, nicht ganz verlassen zu sein, und daß, wer auf einer Bergwanderung keinen rechtschaffenen Appetit mehr gewinnt, dessen Appetit überhaupt nicht noch geholfen werden kann. Auf dem Schöninger gab es nun Speisen und Getränke in Hülle und Fülle und dem guten Willen, diese Dinge verschwinden zu lassen, folgte alsbald auch die That.

Unter denen, welche mittelst Wagen auf den Schöninger gebracht wurden, befand sich auch Hr. Dr. Franz Schmeykal. Als nun dieser oben ankam, trat Hr. Prof. S. Basler vor und begrüßte ihn „auf freier Bergeshöhe“ mit einem stürmisch aufgenommenen Hoch, die Säger aber ließen nach dem „Grüß' Gott“ auch noch das deutsche Lied ertönen. Schmeykal war es dann auch, welcher, als der Augenblick zur Rückkehr gekommen war, durch eine Ansprache an die Versammelten die Festzeit der VII. Wanderversammlung überhaupt zum Abschluß gebracht hat. Er ermahnte, sowie heute, so auch in ernsten, trüben Stunden zusammenzustehen und unser nationales Bewußtsein hochzuhalten, worauf Hr. Bürgermeister Alois Czischel warm erwiderte: „Ja das wollen wir!“ Als sich dann diese beiden Männer umarmt hatten, war auch für die Uebrigen das Signal zum Aufbruch und Abschied gegeben.

In der erzählten Weise ist die VII. Wanderversammlung verlaufen. Schreiber dieses weiß nichts von einem einzigen Miston, welcher das schöne Fest gestört hätte, dagegen viel von dem großen Entzücken, welches die auswärtigen Festtheilnehmer ohne Ausnahme erfüllte. Die Stadt Krummau und ihre Bewohner konnten ihren Gästen nicht herzlicher, nicht aufmerksamer und liebenswürdiger entgegenkommen, als sie es wirklich gethan haben. Die sollten daher gerne den Krummauern den aufrichtigsten und wärmsten Dank und werden gewis zeitlebens denselben die freundlichste Erinnerung bewahren. Die Einwohner von Krummau haben aber nicht allein zum äußeren Gelingen der VII. Wanderversammlung alles Mögliche beigetragen und dadurch gerechten Anspruch auf volle Anerkennung von Seiten des ganzen deutsch-böhmischen Volkes erworben, sondern sie haben auch sonst die Bedeutung unseres Festes vollkommen richtig erfaßt und verstanden. Denn wenn auch früher gedacht werden konnte, daß die Krummauer unter allen Verhältnissen und unverrückbar zur Sache des deutschen Volkes in Böhmen und des Fortschrittes wie der Freiheit stehen werden, so besitzt unser Volk jetzt die ebenso tiefe als erfreuliche Ueberzeugung, daß ihm in dieser Stadt einer der getreuesten Wächter des Deutschtums für alle Zukunft bestellt ist. —

In ähnlicher Weise spricht sich auch der „Tagesbote aus Böhmen“ in seiner Nummer vom 3. Juli aus und vermeine ich, diesen Bericht nicht besser schließen zu können, als wenn ich den mit der Ueberschrift „Nach Krummau“ versehenen kurzen Artikel des genannten Blattes hier reproducire: „Der Festesjubel ist verhallt, die hochgehenden Wogen der Begeisterung haben sich vor dem Drange des Alltagsgeschäftes wieder legen müssen, die Gäste haben von den Gastfreunden nach kurzem Beisammensein zu voraussichtlich längerer Trennung herzlichen, dankerfüllten Abschied genommen. Aber das Sprühfeuer des Enthusiasmus, welcher in den Deutschen Südböhmens durch das schöne, vom Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen veranstaltete Fest geweckt wurde, hat sich nicht schnell und spurlos verzehrt, es hat die Gefühle der Zusammengehörigkeit und der Vaterlandsliebe gehoben und gestärkt und lebt nun in den Herzen aller Festtheilnehmer in stillem,

aber um so intensiverem Glühen fort. War aber einerseits der Eindruck der von echt wissenschaftlichem Geiste durchdrungenen Vorträge über das geistige wie das materielle Wirken und Schaffen unserer deutschen Vorfahren im Lande, der Eindruck der Reden aus dem Munde der politischen Führer unseres Volkes, welche zu einträchtigem Zusammenhalten aller Stammesgenossen als Axiom des Erfolges aufforderten, endlich der des herrlichen Festes in seiner Gesamtheit ein mächtiger und nachhaltiger, so haben andererseits die Gäste, welche nach Krummau als dem Sammelpunkt der Deutschen Südböhmens gekommen waren, dort die freudige Ueberzeugung gewonnen, daß Gefahr und Kampf die Deutschen stets um ein Banner geschaart finden werden, daß ihre Gesinnung unwandelbar dieselbe bleibt in Bezug auf unser Volkstum, auf unser Vaterland und auf die Freiheit, daß ihre Opferwilligkeit, welche sich diesmal in der Ausübung der Gastfreundschaft so glänzend bewährt hat, bei erstem bedrohlichem Anlaß noch viel stärker sich bethätigen wird. Beide Theile, Gäste und Gastgeber, müssen sich darum doppelt des jüngsten Festes freuen, welches zugleich eine bedeutame Kundgebung des deutschen Volkes gewesen ist. Den Bewohnern der Stadt Krummau und ihren Schwesterstädten rufen wir aber nochmals aus der Ferne unseren herzlichen Dank und fröhlichen Gruß zu."

zur Geschichte der Kunst in Böhmen.

Nach einem Manuscripte aus dem Jahre 1793 mitgetheilt

von

Dr. Edmund Schebek.

I.

Peter Brandel, Geschichts- und Bildniß-Maler.

Wir geben hier einen Künstler, der, mit einigem Unterrichte, größtentheils durch angeborne Fähigkeiten sich in seinem Vaterlande bildete und unter die ersten oder vorzüglichen Maler Böhmens gehört, der in friedlichen und glücklichen Zeitumständen seines Vaterlandes, wo ihm bei so vielen Liebhabern und Kennern die Arbeiten reich belohnt wurden, lebte, demungeachtet, obwohl man schon bei andern Völkern dergleichen warnende Beispiele findet, sich zuletzt durch seine unordentlichen Leidenschaften in die äußerste Armuth stürzte.

Peter Brandel, dessen Eltern Bürgerstandes waren, wurde in der kleinen Stadt Prag geboren, und daselbst bei St. Wenzel, der jetzigen Nicolaispfarrkirche, den 24. October 1668 getauft. Sein Vater Michael, der in der Kleinside den 10. Feber 1661 das Bürgerrecht nahm, war Schneidermeister und von Oberreichenau bei Falkenau, einer Herrschaft des Grafen Rostig, welcher damals Obrist-Kanzler in Böhmen war, geboren. Sowohl dieser Obrist-Kanzler, Johann Hartwig, als dessen nächste zwei Erben haben die Bildergalerie, Bibliothek und andere Sammlungen dieses gräflichen Hauses angelegt, in welchem Hause Peter Brandel in der Folge wegen seiner Abkunft Zutritt und Vertrauen fand.

Von der ersten Erziehung unseres Peters ist indessen nur so viel bekannt, daß der junge Brandel, der der dritte Sohn seines Vaters war, in die lateinischen Schulen gegeben wurde. Es sei, daß dem feurigen Genie unseres Brandel, der sich schon gerne mit Zeichnen und Malen abgab, solche nicht behagten, wandt' er sich, ohne die sechs ersten Schulen auszuhalten, zur Malerei, wo er bei Christian Schröder, k. k. Hofmaler in die Lehre kam. Da es Schröder, einen Brandel zum Schüler gehabt zu haben, nur zum Verdienst und Ruhm gereicht, so wollen wir, was uns von jenem bekannt, hier mittheilen.

Christian Schröder war zu Goslar geboren, hatte Italien besucht, worauf er in des Grafen Joachim Slavata, Obrist-Lehnrichter in Böhmen Dienste kam. 1682 den 14. April erhielt er durch selben die Hoffreiheit; Slavata sandt' ihn, um sich mehr zu bilden, noch durch zwei Jahre nach Rom und Venedig. Nach seiner Zurückkunft wurde er k. k. böhmischer Hofmaler und zugleich Gallerieinspektor, nahm das Bürgerrecht den 27. März 1685 in der Kleinseite Prag, wurde darauf daselbst bei der Erneuerung der prager Magistrate 1694 Rathsherr, bevor aber ließ er sich noch in diesem Jahre in die kleinseitner Malerconfraternität, der er bei seiner Einverleibung ein prächtiges Gastmal gab, einschreiben, starb zu Anfang dieses Jahrhunderts und hat durch Fleiß und Sparsamkeit seine Familie in guten Umständen zurückgelassen. Was aber seinen Kunstcharakter betrifft, setzte er bei einem mittelmäßigen Colorit, wenn auch die Zeichnung erträglich ist, seine Compositionen meist aus Kupferstichen zusammen; oft befolgte er solche ganz unverändert; daher sind seine Arbeiten heute unbemerkt und werden mit andern von gleichem Gehalte vermischt. Auch hat man, nachdem die Kirche der Muttergottes zu der Wiege in der k. Altstadt Prag, wo das Hochaltarblatt von ihm in Del gemalt war, abgebrochen und jetzt in einen freien Platz verwandelt ist, gar kein öffentliches Gemälde mehr von ihm in Prag. Sonst aber setzt schon seine Beförderung zur Rathsstelle in der Hauptstadt voraus, daß er nebst Zutrauen und gutem moralischen Charakter noch Wissenschaften und Kenntnisse außer seinem Kunstfache besitzen mußte.

Wir wenden uns wieder zum jungen Brandel. Die Lehre bei Schröder war selbst nicht nur von Seite der Theorie, wenn dieser auch in der Folge seinen Lehrmeister in der Kunst übertraf, nützlich, sondern weil Schröder als Hofmaler zugleich die k. k. Bildergalerie, die damals noch ganz, wie sie Ferdinand III. nach der schwedischen Belagerung von Prag und den weggeführten Gemälden von Königsmark durch die in England erkaufte Sammlung Lord Bulinghams wieder hergestellt hatte, im prager Schloß beisammen war, als Inspektor unter sich hatte. Bei so vortheilhafter Gelegenheit und der Lehrbegierde des jungen Brandel nährte und übte solcher an so vielen Meisterstücken täglich durch Nachzeichnen, Copiren, Betrachtungen und Nachdenken seinen thätigen Geist. Er nahm auch schnell in der Kunst zu, so daß sein Meister, indem er selbst wenig mehr malte, die verdungenen Arbeiten dem Lehrling anvertraute. Eben bei Gelegenheit eines kleinen Altarblattes, das Schröder ihm zu malen auftrug, woran sich der Lehrling mit frühem Morgen bei heiterm Tag machte und zeitlich Nachmittags schon fertig hatte, überließ er sich ganz seiner Wonne und freudigem Gefühl des rühmlich vollbrachten Tagwerkes. Schröder, der ihn beobachtet hatte, glaubte, der Schüler vernachlässige aus Leichtsin die Arbeit und begegnete ihm, in die Arbeitsstube eilend, hart. Brandel, der mitten in seiner Zufriedenheit auf eine so unerwartete Art überrascht wurde, vergaß, daß er seinen Lehrmeister, den er auf der Stelle verließ, vor sich habe.

Diese beiderseitige Irrung, weswegen Brandel aus Prag ging, trug sich

ungefähr 1688 zu. Allein Brandel kam vom Lande bald wieder zurück und arbeitete zu eignen Händen, wie er denn im kleinseitner Malerprotokoll schon 1689 den 16. Oktober als ein Störer und ungelernerer Jung des Hofmalers vorkommt. Und 1690 wurde er den 21. Jänner auf das kleinseitner Rathhaus zu einer Commission vorgerufen, wo ihm aufgetragen wurde: Nachdem Schröder als Hofmalers und Hofbesreiter nach den Privilegien der Maler-Bruderschaft weder Jungen noch Gesellen fördern dürfe, Brandel noch einige Zeit bei einem incorporirten Prinzipalen, damit er freigesprochen werden könne, zu überlernen habe. Allein Brandel, der in der Folge sowohl hier, als bei veränderter Wohnung in der Altstadt noch mehrmalen vorgerufen wurde, hat sich nie, da er bereits die mehrern der Incorporirten in der Kunst zu übersehen nicht ohne Grund glaubte, diesem Zwang unterziehen wollen. So kunstmäßig dies Alles scheint, und im Grunde, wie hier an Brandel nur zu oft so ausgeübt wurde, so wüßte man doch von den ersten Künstlern Böhmens, die alle in der Malerbruderschaft einverleibt oder mit ihr in Streit waren, ohne dem geführten Protokoll wenig, oft kaum die Zeit, in der sie gelebt haben, anzugeben. Dieser Streitigkeiten ungeachtet ging Brandel desto eifriger auf seiner Laufbahn fort.

Er studirte theils (und zwar) hauptsächlich die Natur, theils nach Gypsabgüssen der Antiken, von welchen Studien man noch viele Zeichnungen in Rothstein oder aschgetränkter (?) Kohle auf blauem oder grauem Papier, weiß gehöht mit einer leichten Hand und großem Licht und Schatten schraffirt, auch granulirt von ihm hat. Ferner bossirte er seine Zusammensetzungen in Thon, welches ihm im Gruppiren, Vertheilung des Lichtes und Schattens und praktischer Perspektiv half. Wie er so täglich in der Kunst zunahm, stieg auch, indem er sich selbst bildete, bei jedem neu gelieferten Werk sein Ruhm, der sich endlich auch in fremde Länder verbreitete, so daß er nach Spanien und anderwärts Bestellungen bekam. Nach Wödling in Nesterreich reiste er, um seine Gemälde selbst zu übergeben, über Wien dahin. Munter und aufgeweckt im Umgang, von Natur (?) gewachsen, gesund und wohl gebildet, wurde er von Hoch und Niedrig gesucht, von Kennern und Künstlern geschätzt. Jedermann wollte von ihm gemalt sein, wie man noch sehr schöne und gute Bildnisse von ihm hat. Ueberdies herrschte seit dem dreißigjährigen Kriege Friede und mit selbem Ueberfluß in Böhmen, der hohe Adel und der reiche Bürger legten Kunstsammlungen an, in welchen man immer ein oder das andere Stück von Brandel, der bereits für den ersten damals lebenden Künstler Böhmens allgemein anerkannt war, zu haben wünschte. In eben dieser Zeit und aus vorigem Grunde erbauten die wieder eingeführten Ordensgeistlichen ihre verfallenen Klöster und Kirchen prächtiger als vormals. Hier fand Brandel mit Altarblättern und biblischen Stücken häufige Beschäftigung, und da er häufig gesucht wurde, wurde er auch reich belohnt. Man zahlte ihm für ein Kniestück zu vierhundert Gulden, für größere Altarblätter nach Tausenden, und da er zugleich Fertigkeit in der Arbeit besaß, so hätte er in Glücksgütern, ungeachtet er Pferd und Wagen mit Bedienung hielt, bei so großem Verdienste zu einem der wohlhabendsten Künstler Böhmens werden können und sollen.

Allein, wie man sagt, wurde der häusliche Friede durch die Kargheit seiner Gattin, von der er einen Sohn hatte, welcher aber den Vater in der Kunst nicht erreichte und die auch einiges Vermögen bei ihm sich erspart hatte, gestört. Er überließ sich erst dem Trunke; Andere sagen, die Trunkenheit habe zum Mißvergnügen Anlaß gegeben, bis er sich von ihr gänzlich trennte und außer der Ehe Kinder erzeugte. Hiedurch gerieth er nicht nur in Schulden, sondern, des Prozesses

mit seinem Geweibe müde, verließ er endlich mit seiner Beischläferin Prag, zog an jene Orte, wo man ihn Arbeits wegen hinberief, wobei er auch nach Mähren und Schlesien kam, und indem man den Künstler gesucht hatte, war man immer froh nach vollbrachter Arbeit des unordentlichen Mannes wieder los zu sein. Dabei begegneten ihm hie und da drollige Begebenheiten, die außer dem Lächerlichen nichts Merkwürdiges für den Künstler enthalten. So zog er von einem Orte zum andern, gerichtlich von seinem Weibe verfolgt, bis seine Maitresse ihn auch verließ, von der er nebst andern Kindern auch einen Sohn Anton hatte, der bei Michael Renz die Kupferstecherei lernte, außer Land verreisete und jung starb.

Vom Alter gedrückt und ohne Vermögen kam er nach Kuttenberg, wo er bald erkrankte und von Jedermann verlassen in äußerster Armuth 1739 im 71. Jahre seines Alters daselbst starb. Allein sein Tod weckte dort den Nationalstolz. Wenn man dem unordentlichen Manne in seinen letzten Tagen die dürftige Hilfe versagt hatte, so wollte man dem Künstler, der zum Ruhm der Nation gelebt hatte, nach dem Tode die gebührende Ehre erweisen. Brandel wurde auf gemeine Kosten begraben. Der Magistrat, die Berg- und Münzbeamten, die Angesehensten der Stadt, die Jesuiten, der nahe Convent zu Sedletz und 300 Bergknappen mit brennenden Grubenlichtern — denn er hatte bevor in seinen noch bessern Glücksumständen eine Goldgrube, Maria de Victoria, zu Gule gebaut — begleiteten den Leichenzug. Niemand bei Menschensgedenken erinnerte sich dort eines so zahlreichen und prächtigen Begräbnisses. Sein Leichnam wurde in der Barbarakirche beigelegt. Herr v. Hagedorn in seinen *lettres à un Amateur* vergleicht ihn mit Adrian Brauer, mit dem er auch wirklich in den Schicksalen seines Lebens viel Aehnlichkeit hat.

Fehlen uns die einzelnen Data, um in einer ordentlichen Zeitordnung die Lebensbeschreibung dieses merkwürdigen böhmischen Künstlers ausführlich zu liefern, so geben wir hier wenigstens seinen vollständigen Kunstcharakter.

Nachdem Brandel seinen Lehrmeister Schröder verlassen hatte und Beifall in seinen Arbeiten von verschiedenen Kennern erhielt, spornte dies den Eifer, seine Talente zu bearbeiten, noch mehr an. Er setzte das Studium seiner Kunst eifrig fort, und so wurde selbst die Achtung, die man schon für seine jugendlichen Arbeiten hatte, zur mächtigen Triebfeder, daß er dies durch einen anhaltenden Fleiß zu erreichen suchte, was man ihm, nach seinem Urtheil, nur aus Freundschaft beilegte. Wozu noch kam, daß er sowohl von Kennern als Nichtkennern Erinnerungen wie ihre Urtheile willig annahm, selbst suchte und oft benützte.

Daß Brandel sich die Anfangsgründe der Perspektive, die die Pforte zur Malerei ist, bekannt gemacht, ist kaum nöthig anzumerken; wohl aber, daß er die Architektur damit zu verbinden verstanden habe, welches ihn in der Folge nöthigte, fremde Hilfe in diesem Fache zu suchen, wie ihm denn Hübel, wenn die Nebenwerke zu seinen Arbeiten Architektur erheischten, meist hierinnen diente.

Im Zeichnen hatte er bereits eine große und freie Manier angenommen. Wie sich unser Landsmann sonst durch Hilfe seines Genies in seinem Vaterlande bildete, studierte er, nebst den Gypsabgüssen, hauptsächlich die Natur, die er auch getreu in seinen Gemälden und oft durch sein kräftiges Colorit unterstützt, bis zur Täuschung nachahmte, besonders im Nackenden jederzeit zu Rathe zog. Eben durch das Studium der Natur hatte er die Landschaften, wenn man auch einzeln keine eigentliche Landschaften von ihm hat, solche als Nebenwerke zu seinen historischen Stücken in einem großen Styl gearbeitet. So auch im Faltenbruch, wozu er sich der Kleidermänner bediente oder lebende Personen ankleidete. Hat auch Brandel dadurch in Figuren das Ideal und zum Theil den Ausdruck der Charaktere,

mit einem Worte die höchste Correction nicht erreicht, so erlangte er doch auf diesem Wege die Kenntnisse des Hellbunkeln, des Colorits und der Haltung, welche Eigenschaften ihn vorzüglich vor den übrigen einheimischen Künstlern auszeichnen und seinen Gemälden zugleich durch das große Licht und Schatten so viel Rundes und Erhobenes (relief) gewähren.

In seinen Erfindungen und Compositionen hat Brandel, besonders in geistlichen Stücken, eine wohlüberdachte Simplicität und den Anstand in den Stellungen beobachtet, auch, da er nur das Nöthige, nichts Ueberflüssiges anbrachte, meist gut gruppiert. Hierzu entwarf er seine ersten Gedanken oft nur mit Bleistift oder Kohle croquirter, dann mit der Feder und Tusche auf Papier oder flüchtig und frei mit Farben auf Leinwand skizzirter, auch manchmal, besonders in seinen jungen Jahren, mehr ausgeführter, wiewohl sonst Brandels Genie mehr für große als für kleine Stücke war. Nur wird gewünscht, daß man das Uebliche oder Kostume, welches von seiner mindern Belesenheit herkam, nicht manchmal vermissen, und indem er bei seinen großen Zusammensetzungen fremde Belesenheit nutzte, er bisweilen, wie in seinem Faltenbruch, schwerfällig. Aus eben dieser Ursache mochte es zum Theil herkommen, daß er sich, ob er schon eine fruchtbare Ader hatte, auch ungleich wird; doch wiederholt er sich selbsten. Da also Brandel sich nicht genug in die Handlung seiner Geschichte hineindachte, übertrieb er zuweilen den Ausdruck der Affekte; vielleicht hat er sie, wiewohl sie allezeit bei ihm etwas Auffallendes haben, auch nicht genug studiert. Ueberdies stellen die Liebhaber an seinen Gemälden aus, daß verschiedene Stücke nachgeschwärzt sind. Doch dies kommt nicht von seiner harten oder dunkeln Manier her, denn mehrere wohlerhaltene Gemälde beweisen das Gegentheil, sondern es ist nur ein Beweis, daß die Künstler auch auf den mechanischen Theil ihrer Kunst, selbst bis auf die Wahl und Zubereitung der Farbe, jederzeit aufmerksam sein sollen, das er nicht war und die Zubereitung der Farben der Willkür seiner Lehrlinge oder Bedienten überließ. Besonders noch entstand das Nachschwärzen seiner Gemälde durch den Gebrauch der grünen Erde und Asphalt, deren er sich aber nicht immer bediente, vorzüglich da er ihre böse Wirkung, die sie in Oelfarben haben, bemerkte.

Die Gemälde seiner schönsten Zeit haben bei einem markigen Pinsel viel Schmelz, wie er aber in der Fertigkeit und Jahren zunahm, mehr Bestimmtes. Da liegt, ohne Farbe zu sparen, Tinte an Tinte, wodurch aber seine Gemälde dauerhaft sind. In Haaren hat er oft zuletzt durch die fetten Farben mit dem Pinselstiel das lockere und einzelne Haar bis auf den Grund hinein gezeichnet oder wenn man will, getragt, auch so mit voller Wirkung stehen lassen, wie man auch keine Lasuren, außer selten, in Gewändern der Portraits, bei ihm findet. Mit allen diesem hat seine Farbengebung viel Frisches und Glänzendes, aber als ein unterscheidendes Merkmal seiner Landsleute, hat Brandel das wärmste Colorit unter ihnen und das sowohl in Gemälden der Geschichte als in Bildnissen; wie man denn von ihm Portraits hat, die einem Rupekly oder Largillière an die Seite gestellt werden können. Nur waren das warme Colorit und starke Licht und Schatten mehr für die männlichen als weiblichen Bildnisse; wie auch überhaupt in seinen historischen Stücken den weiblichen Figuren der Reiz gebracht.

Indessen sind seine historischen Stücke bei so vielen andern großen Kunstleistungen von ungemeiner Wirkung, daß sie anderer berühmter Künstler Arbeiten neben sich verdunkeln. Wie z. B. bei Maria de Victoria, der ehemaligen Carmeliterkirche in der Kleinstadt, wo seinem Altarblatte des heil. Joachim und Anna von Chr. W. Ernst Dietrich die heil. Theresia entgegensteht, welche letztere,

bei edler Zeichnung, angenehmem Colorit und Composition, weder das Große und Ungemeine, noch das glänzende und warme Colorit, wodurch Brandels Stück so sehr entgegengewirkt hat, welches aber insbesondere daher kommt, weil Dietrich bei seinem feuerigen geistreichen Genie sich mehr auf weltliche Gegenstände und Cabinetstücke, worinnen er so großen Ruhm erwarb, verlegte, Brandels Genie aber nach der Zeit und dem Land, in dem er lebte, sich mehr für Kirchen und große Stücke bildete. In dieser Kirche befindet sich auch das Altarblatt des sterbenden Josef von Brandel, das er unausgefertigt zurückließ, woraus man zugleich ersieht, daß er mit dem Alter in der Kunst sank. Entgegen aber steht das Altarblatt des Carmeliter heil. Simon, welches mit zu seinen besten Arbeiten gehört. Dann hängt noch von ihm Elisius am musikalischen Chor. Diese vier Stücke sind zu verschiedenen Zeiten, woraus man zugleich das Steigen und Fallen in der Kunst ersehen kann, von ihm verfertigt.

Cabinetgemälde, weil er genug Beschäftigung im Großen fand, hat man wenige von ihm, Subraporten von Kindern findet man noch einige. Mit dem Alter hat er im Colorit, Zusammensetzung und der Zeichnung abgenommen; auch wurden seine Gemälde immer rauher, und da die wenigen Tinten nicht mehr untereinander verarbeitet sind, haben diese letzten Gemälde bei aller Größe des Licht und Schattens und der Rundung etwas Rohes und Frostiges.

Noch wollen wir einer Anekdote begegnen. Man hört heute noch bei uns, daß Brandel, wenn er betrunken war, am besten malte. Allein Augenzeugen versicherten, Brandel habe dergleichen Arbeiten den andern Tag mit dem Beisatz: „Der Maler war gestern nicht zu Hause,“ weggewischt und nüchtern von Neuem gemalt. Wie er dann auch oft gesagt haben soll: „Der junge Künstler, der seine Fehler sich nicht getraut auszulöschen, hat keinen Anspruch ein großer Maler zu werden.“ Nebst oben angeführtem lettere à un Amateur kommt Brandel in Fuchslihs Lexicon vor, und sein Bildniß nebst der bis dahin ausführlichsten Lebensbeschreibung im I. Theil der böhmisch-mährischen Gelehrten und Künstler, wo auch das Verzeichniß seiner wichtigsten Gemälde in Prag zu finden ist, wohin wir den geneigten Leser billig verweisen, weil wir durch eigene Beaugenscheinigung seine übrigen zerstreuten Werke noch nicht auffammeln konnten, und auf fremde Nachrichten, wenn sie nicht von Kunstverständigen herkommen, sich zu wenig zu verlassen ist.

Von seinen Schülern hat sich Franz Hofmann, der sich im königgräzer Kreis, wo er zu Hause war, aufhielt, in Böhmen, wie er auch viel in Schlesien zu arbeiten hatte, am meisten hervorgethan. Man hat auch einige kleine radirte Blätter von ihm, im Geschmack des Michael Wilmanns.

Tobias Birn, der Brandels Manier, ohne ihn im Ganzen zu erreichen, annahm, soll nach Frankreich, sich vielleicht mehr auszubilden, gereist, dort, wie die Sage geht, königl. Hofmaler geworden und mit Zurücklassung eines ansehnlichen Vermögens zu Paris gestorben sein. Man setzt hier ausdrücklich: wie die Sage geht, weil man für seine Reise nach Frankreich noch keinen anderen Beweis hat und Birn überdies in Fuchslihs Lexicon gar nicht vorkommt.

Brandel hatte noch mehrere Schüler, deren Schicksal aber unbekannt. Einige davon, da sie nicht genug Talent zur Kunst in sich verspürten, haben sich theils zu öffentlichen, theils zu Privat-Diensten verwendet.

Sonst hat man nach Brandels Zeichnungen einige Theses; verschiedene Gemälde von ihm sind im Format der Brevierbilder, auch größer von Pickart

und Andern in Kupfer gebracht. Von seiner Hand radirt ist uns bisher im Quartformat nur ein Engel in der Glorie bekannt.

II.

Wenzel Laurenz Reiner.

Sein Vater, ein mittelmäßiger Bildhauer, gab seinem Sohne (Wenzel Reiner) in der zartesten Jugend schon die erste Anleitung zum Zeichnen; nachdem er etwas herangewachsen, so nahm sich seines Vaters Bruder, der ein Scheidewasser-Brenner, Chemikus, Bilderhändler und Kenner davon war, seiner an, ließ ihn fleißig nach den besten Meistern copiren, wo sich sein Talent Anfangs für Landschaften und Schlachten verrieth.

Brandel und Hallwachs, die seines Vaters Bruder oft besuchten, leiteten das Studium des jungen Reiner und gingen ihm mit Rath und That an die Hand, so daß er als ein Schüler des einen oder des andern angesehen werden konnte.

Es sei schon, daß die Anleitung dieser zwei Männer oder eines Veters Kenntnisse in der Kunst oder, was vorzüglich sein mag, sein Talent und die Gelegenheit, immer gute Meister vor sich zu sehen, ihn einen schnellen Fortgang machen ließen, so waren des jungen Reiner Gemälde bereits von Kennern und Liebhabern gesucht, ohne noch die Jünglingsjahre zurückgelegt oder einen ordentlichen Meister gehabt zu haben.

Dies brachte die Neustädter Malerconfraternität in Bewegung. Reiner mußte sich gefallen lassen, seine Lehrjahre zumstämäßig zu überstehen; Schweiger, der damals als Oberältester der Confraternität da vorstund, nahm ihn auf drei Jahre in die Lehre. Da der eingetretene Lehrjunge den Meister weit zurücksetzte, so war der letztere doch so klug, legte seinen Pinsel nieder, und Reiner, dessen Pflicht es war, nur für seinen Meister zu arbeiten, erwarb durch seine Lehrzeit auch so viel, daß der Meister mit dem Glücke, einen solchen Schüler gehabt zu haben, zufrieden, ruhig und in der Dunkelheit, in der er auch ganz, wenn er nicht einen Reiner zum Lehrling bekommen hätte, geblieben wäre, von seinem Vermögen, das Reiner ihm größten Theils erworben hatte, stille die übrigen Tage hinlebte.

So handwerkmäßig dies Verfahren gegen Reiner aussieht, so mochte es solcher nur gethan haben, um den Schutz der Confraternität zu genießen, als auch für's Künftige alle Vortheile von derselben sich zufließen zu machen. Reiner hatte bereits ganz im Geschmack eines Standaart oder nach dem eigenen Namen Peter van Bloemen gearbeitet, wie denn auch diesem niederländischen Künstler keiner so nahe, besonders in Thieren, als Reiner gekommen.

Er war dabei so geschwind, als sein Ruf bereits allgemein war, so daß die Liebhaber und Bilderhändler mit dem Meister für das Paar zu 150, auch 200 fl. accordirt hatten und hinter Reiner warteten, wenn er den letzten Strich an seinen Gemälden gemacht hatte, sie naßer von der Staffelei davon trugen; so begierig war man damals auf Gemälde in Prag. Der Ueberfluß, der in Böhmen allenthalben herrschte, machte Liebhaber und Kenner, und sowohl der Adel als reiche Bürger legten Gallerien und Cabinete von Malereien an.

Als er seinen Meister verließ, hatte er das zwanzigste Jahr seines Alters zurückgelegt. Nun fing er auch an auf das historische Fach sich zu verlegen, als auch einige Versuche in der Freskomalerei als in großen Delgemälden zu wagen. Eines noch von seinen ersten Kalkgemälden sind die zwei kleinen Schalen, welche Schlachten vorstellten, in der Kirche auf dem Weißenberg an der Abseite der Kuppel; die Kuppel selbst, welche den Triumph der Religion vorstellt, ist von Asam.

Bald darauf malte er die Kuppel im Spital zu Dux, dann die Decke des Saales daselbst im Schlosse, nach diesem die Schalen unter der Kuppel, das Presbyterium und die Absseiten in der Ossegger Kirche. Hier befinden sich auch drei Altarblätter in Del von seiner ersten Manier, als auch einige Portraite von seiner Hand in der Abtei daselbst, worunter sein eignes, welches hier im Abdruck geliefert worden, sich befindet.

Bei diesen Landarbeiten fand sich Keiner die Winterszeit immer in Prag ein, setzte seine Studien fort, denn er hatte eine ansehnliche Sammlung von Antik-Abgüssen und anderer berühmter Meister Werken angelegt; er hielt für sich eine Hausakademie, sammelte Kupfer und Zeichnungen, so daß zu seiner Zeit in Böhmen kein Künstler ein größeres und ansehnlicheres Studium hatte, als Keiner. Nach seinem Tode wurden nur die Kupfer und Zeichnungen überhaupt für 7000 fl. verkauft.

In diesen Zwischenzeiten malte Keiner auch noch manche Staffelei-Gemälde, theils Landschaften, theils Schlachten oder Märsche und andere Begebenheiten des Krieges. Es sei, daß ihm diese Vorstellungen selbst einen kriegerischen Muth einflößten oder daß sein feuriges Genie oft einen Ausbruch litte und gleichsam eine braufendere Erholung haben mußte, so schlug er sich zu den nächtlichen Schwärmern*) oder Renommisten, und ging, wie es damals unter jungen Leuten Sitte in Prag war, auf Raufhändel aus. Da trug er nebst einem großen Espadons ein lebernes Koller und einen großen Hut; der Name des Keiner war auch bei dieser Sorte von Leuten so fürchterlich, daß der Gegentheil sorgfältig dem Kampfe auswich, wenn Keiner an der Spitze des andern Theils stünde. In diesem Taumel schwärmte er oft viele Tage herum; doch gehört er zu diesen feurigen Genies, die im Stande sind, das in einem Tag wieder nachzutragen, was sie durch mehrere Wochen versäumt haben. Keiner übertraf die übrigen Künstler in der Kunst sowohl, als auch in der Geschwindigkeit.

Wie sich sein Ruhm täglich verbreitete, so wurde er auch mit Arbeiten überhäuft und, da damals Ueberfluß in Böhmen herrschte, auch sehr ansehnlich belohnt. Die Kreuzherren an der prager Brücke, wie die meisten Klöster zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihre Klöster und Kirchen verschönerten, waren bereits mit ihrer schönen als prächtigen Kirche unter dem Dache. Bisca hatte das Gewölb im Presbyterio auch bereits in Del gemalt. Doch da das Podagra, womit Bisca geplagt war, der baldigen Ausführung hinderlich schien, so wurde die Kuppel und der übrige Theil der Kirche unserm Keiner anvertraut. Dies ist die erste große Freskoarbeit, die Keiner in Prag er-

*) Dieses nächtliche Herumschwärmen junger Leute dauerte bis zur Krönung Kaiser Karl VI., wo ernstlicher Einhalt durch starke nächtliche Patrouillen geschah, wo davor fast keine Nacht verging, daß man nicht Besterzte oder Todte auf der Gasse fand. Prag schien einer Mordgrube ähnlich.

hielt. Kein Wunder, wenn sich Kunststrichter aufwarfen und ihm Dieb und Betrug aussetzten.

Der damalige Generalgroßmeister, den Streit zu enden, lud den Peter Brandel, dessen Ruf am größten war, ein und dieser erklärte, daß er keinen Künstler wisse, der in dieser Zeit etwas Besseres geliefert hätte. Hiemit zahlte man Keiner aus, das auch Brandeln um so mehr zur Ehre gereicht, als er selbst vor Eiska die Kirche in Del zu malen vorgeschlagen war, und nicht so im Preis, als der Zeit nicht übereinkommen konnte.

Nach dieser Arbeit übernahm er die Thomaskirche auf der Kleinseite. Hier setzt man zwar aus, daß die Figuren zu groß und riesenförmig sind. Doch ging man in die Kirche bevor drei Ellen tiefer hinein, welche später um so viel ausgeschüttet wurde, das eben viel mit beitrug, warum Keiner das wahre Maas verfehlte. Indessen nimmt man mit Vergnügen wahr, wie er von Gewölb zu Gewölb gegen das Presbyterium zu in der Farbengebung, der Leichtigkeit der Ausführung, als den gut gewählten Gedanken zunimmt, und seine erstere manierirte Art verläßt. Sein Ruf befestigte sich dadurch noch mehr, wie wir denn auch in Böhmen keinen stärkeren Freskomaler hatten, als Keiner.

Wir wollen hier die uns von ihm bekannten Arbeiten hersehen. Die St. Johann von Nepomukkirche auf der neuen Welt bei den Urjulinerinnen, wo sich auch ein Altarblatt, Maria Opferung, in Del befindet. Das Presbyterium der Kirche bei Loreta und auf dem Platz davor die Kuppel der Matthias-Kirche. Die Stiege, den Sturz der Riesen vorstellend, die Hauskapelle und Plafonds oder Decken-Stücke der Zimmer im Czerninischen Haus. Die kleine Kapelle der heiligen Barbara an der Strassen des kleinen Czerninischen Hauses. Das Hochaltarblatt bei Allerheiligen und den Cajetanern. An der Wenzelskirche auf der Kleinseite die Entlassung der Gefangenen, am Sirenischen Haus im Garten zwei Schlachten. In der Altstadt die St. Egidii-Kirche, wo sich auch die Keinerische Gruft befindet, als auch die Altarblätter des heil. Wenzel und Johann v. Nepomuk von seiner Hand sind. Bei St. Salvator die kleine Schale ober dem Altar des heil. Franz Xaveri. Die Kirche beim heil. Bartholomäus im Convikt und ein heil. Johann von Nepomuk in Del, am Seitenaltar. Das Hochaltarblatt bei St. Jakob, eines der größten Delgemälde in Prag. Im Keinerischen Haus auf dem Bergstein eine heilige Dreifaltigkeit in Kalk. Im Neuberghischen Haus zwei Plafonds. In der Neustadt die Kirche bei St. Katharina in Fresko. Bei St. Peter das Hochaltarblatt, bei den Cölestinerinnen an der Seite Verklärung Christi mit dem Gegenstück — ein Paar der schönsten Delgemälde von Keiner. Bei Mariaschnee der englische Gruß, auch ein Altarblatt. Auf dem Aujezd im Graf Vouquoi'schen, ehemals gewestem Dießendorfschen Garten verschiedene Plafonds in nassem Kalk. Zu Königsaal in der Abtei der Saal. Spaliere eines Zimmers zu Ruffel. Zu Vissa das Hochaltarblatt bei den Augustinern. In Dux das Hochaltarblatt der Stadtkirche als auch große Delgemälde im Saal des gräflichen Schlosses. Zu Gemnisch die Schloßkirche in Fresko. Zu Breslau St. Dorothea Blatt und die Kirche in fresco. Zu Göning (?) die Kirche der Rathaus. Und viele andere Arbeiten mehr, sowohl in Del als nassem Kalk.

Nach der Vollendung der Kirche zu Göning verehelichte sich Keiner zu Prag mit Jungfrau Anna Veronika Herzogin und wurde bei St. Martin auf der Altstadt den 21. November 1725 getraut. Seine Gemalin brachte ihm das Haus auf dem Bergstein zu, welches noch heutigen Tag den Namen des Keinerischen Hauses führt. Jetzt verwechelte er seine vorige brausende gegen eine gesetzte und

anständige Lebensart, wurde zum ordentlichsten Manne. Von Hohen und Niederen geehrt genoß er ganz den Werth, den er sich durch seine Kunst als durch sein sittliches und anständiges Betragen erworben hatte. Wenn er ja noch Erholungszeiten hielt, so geschah Solches auf seinem Weingarten oder auch zu Hause, daß er in dem Kreise seiner Familie und einigen Freunden kleine Feste gab, wie er dann, nachdem er sich auf das historische große Fach gelegt, die kleinen Arbeiten endlich ganz verlassen. Und da geschah es, daß er auch zu Monaten keinen Pinsel anrührte, wohl aber Zeichnungen und neue Gedanken entwarf.

Nachdem im Jahre 1741 Böhmen mit so vielen feindlichen Kriegsheeren überschwemmt wurde, so waren die Künstler nicht nur ganz aus aller Beschäftigung gesetzt, sondern was Keiner den Krieg noch empfindlicher machte, war, daß er Besitzer von mehreren Häusern und Grundstücken in und um Prag war, und da mußte er außerordentliche Steuern und Brandschakungen an die Franzosen zahlen, welche ihm einen guten Theil seines erworbenen Vermögens wegnahmen. Das kränkte ihn bei seiner zahlreichen Familie; die vielen Arbeiten im nassen Kalk mochten vielleicht auch auf seine sonst starke Complexion gewirkt haben, wodurch er, eines zu dem andern genommen, ohne das 60. Jahr erreicht zu haben, 1743 starb. Seine Leiche wurde unter einem großen Zusammenfluß von Leuten bei St. Egidii auf der Altstadt den 11. Oktober beigelegt.

In den Erfindungen war er außerordentlich leicht; er hatte eine fruchtbare Ader, daher wiederholte er sich auch nicht. Je größer die Zusammenlegungen waren, desto leichter und geistreicher schienen sie für ihn, und weil er ein sehr feuriges Genie hatte, so hat er in Schlachten, wegen der mannigfaltigen Verkürzungen und Stellungen, seine besondere Stärke gezeigt; hiezu kam noch im nassen Kalk eine kräftige Farbengebung, wie man Solches an den zwei großen Schlachten im Serenischen Garten auf der Kleinfeste sehen kann. Er war in der Fabel, weltlichen und geistlichen Geschichte gleich stark; so war es ihm auch gleichviel Landschaften, Thiere, Figuren oder Architektur zu malen. Man hatte sogar sechs Deforationen im Kognier Theater von ihm; nur weiß man nicht, unter wessen Anleitung Keiner die Architektur, Perspektive und Optik erlernt oder ob er sie durch eigenen Fleiß sich erworben hat. Nimmt man seine Staffelei-Gemälde im Geschmack des Peter van Woemen oder nach dem Pseudo-Namen Standaarts aus, so war er mehr Fresko- als Delmaler, denn seine Freskogemälde scheinen Delgemälde, und davor seine großen Delgemälde, besonders die letzten, in Vergleichung seines Fresko, Wassergemälde, wie denn das hohe Altarblatt bei St. Jakob in der Altstadt Prag fast ohne alle Haltung und Wirkung ist, obschon die vordere Figur zehn Schuh hoch ist.

Den nassen Kalk wußte in Böhmen kein Künstler weder vor noch nach Keiner so gut zu behandeln. Seine Fresko-Gemälde sind so standhaft und haben eine so frische Farbengebung, als wenn sie heute aus der Hand des Künstlers gekommen wären. Hiezu mag vorzüglich beigetragen haben seine außerordentliche Geschwindigkeit, indem er alle Farben in noch frischen oder nassen Kalk hineinbrachte, und daß er sich bloß standhafter irdischer Farben und nicht der Lasuren oder künstlichen Farben zu seinen Werken bediente. Zu seinem zarten Fleiß bediente er sich nur des Braunroths, und doch hat seine Carnation mehr Frisches als anderer späterer Maler ihre, die sich im Kalk des Bergzinnobers bedienten, weil dieser in einigen Jahren sich wieder in sein voriges Grau an der Luft verwandelt, wo jenes standhaft bleibt. So bediente er sich auch bloß eines altgelöhten und wohl abgelegenen Kalkes zum Mörtel oder Stuck, ja seit mehren

Zahen gelegenen Kalk, damit er von allem scharfen Salz, das auszuschlagen und die Farben matt zu machen pflegt, gereinigt sei. Man sagt, er habe beständig in seinem Hause gelöschten Stiber-Weiß-Kalk in Senkgruben vorrätzig gehabt.

Seine Handzeichnungen sind leicht, geistreich und gleichsam auf das Papier wie seine Gemälde nur hingeworfen. Dem ungeachtet sind seine Zusammensetzungen mit vieler Kunst angeordnet und eine jede Figur hat ihre nöthige Ausführung und Ausdruck. Er zeichnete seine Gedanken gerade mit dem Wasserblei auf das Papier hin, und das mit so vieler Richtigkeit als Gewißheit, daß man kaum einen Fehltrich bemerkt; dann legte er die Schatten meist mit reiner chinesischer Tusche an, selten mit Bister, oder er gab auch gleich die Schatten mit Wasserblei in einer leichten wenig regulären Harschirung. Mit der Feder hat man sehr wenige Zeichnungen von ihm und die gehören noch in seine jüngeren Jahre. Seine Gewänder sind leicht geworfen und der Wind spielt gleichsam darinnen. Ueberhaupt unterscheidet sich Keiner von allen anderen Künstlern Böhmens sowohl durch seine reine, frische Farbengebung, seine reichen Zusammensetzungen, dem Feuer im Ausdruck, als der Leichtigkeit in der Bearbeitung und Ausführung der Gegenstände. Kurz, Keiner ist Original und hat nichts gemein mit den andern Künstlern seines Vaterlandes. Da er sehr leicht im Erfinden war, so wucherte er selbst mit seinen Gedanken nicht und gab minderen Künstlern, die sich seine Freundschaft erworben hatten, zu ihren Arbeiten Zeichnungen hin, wie Wodniansky und Franz Müller hierin ihn gegossen haben.

Der letztere gehört mit unter seine Schüler. Er war von Saaz 1695 gebürtig und als ausgebildeter Barbier legte er sich auf die Malerei, wo er Alles dem Umgang mit Wenzel Keiner zu verdanken hatte. 1726 ließ er sich schon in Prag nieder. Er malte im Geschmack des Keiner, sowohl in Kalk und Leim, als auch in Oelfarben, wenn er ihn auch nicht erreichte. Neben einigen historischen Stücken sind seine Blumen das Vorzüglichste. Er starb als königl. böhmischer Hofmaler im Jahr 1753 den 29. März und wurde beim kleinen Stephan begraben.

Einige Berichtigungen, hauptsächlich im Kunstfache, zu Hrn. Schallers Topographie des Königreichs Böhme.

Bei Gelegenheit einer Lustreise im Julio 1793 zeichnete Unterschriebener, wo er sich etwas aufhielt, Bemerkungen im Kunstfache auf, und als er zu Hause kam, schlug er Hrn. Schaller's Topographie nach, wo es sich dann fand, daß der Hr. Verfasser der Topographie des Königreich Böhme's, nachdem selber bei Fertigstellung seines Werkes sich auf fremde Hilfe und Nachrichten, wie sie ihm eingesandt wurden, verlassen mußte, oft unrichtig und nachlässig bedient oder unterrichtet worden ist. Zudem, da es die Weitläufigkeit des Werkes, Alles selbst einzusehen, dem Hrn. Verfasser nicht erlaubte, glaube man, in dieser Erwartung und Voraussetzung dürfte selbem von Angenzeugen und Kunstverständigen diese oder jene Berichtigung seines Werkes, um der Wahrheit näher zu kommen, willkommen und gefällig sein, welches der Grund ist, warum man gegenwärtige Bemerkungen niedergeschrieben hat.

So zum Beispiel Sedletz, Cisterzienser-Stift bei Rutenberg, Easlauer Kreises. Da in der dortigen Kirche wegen der gothischen Bauart keine Fresko-

gemälde vorkommen, findet man nichts vom Keiner und, da die Stifts- oder Mariakirche erst 1708 zur Einweihung fertig wurde, auch nichts von Skreta, der schon 1674 verstorben war, in welcher Zeit die große Kirche seit Jizka's Zerstörung noch im Schutt lag, auch sonst das Stift seit seiner Verbrennung 1618 noch nicht sich erholt hatte, bis Heinrich, der 61. Abt in der Reihe, 1683 gewählt wurde, welcher dem einen wie dem andern aufgeholfen und hergestellt hat. Bei Schaller aber werden von den verdruckten Seiten 77 bis 80 (eigentlich von Seite 75 bis 78) nach der Beschreibung der Marienkirche mehrere Gemälde angeführt, die sich vor 1787 da befanden, aber 1793 schon größtentheils veräußert waren, weil die gesetzte Administration von höchsten Orten, um die Schuldenlast des Stiftes zu heben, nicht nur die Geistlichkeit in andere Klöster vertheilte, sondern auch Gemälde nebst andern Fahrnissen den Meistbietenden dargegeben hat. So ist das Hochaltarblatt Mariä Himmelfahrt von Brandel, eines seiner größten Werke, seitdem aus der Marienkirche nach Hohenmauth verkauft worden und die noch übrig gebliebenen Gemälde, wenn sie Liebhaber finden, erwarten ein gleiches Schicksal.

Dann werden eben S. 77 (eigentlich S. 75) die heil. böhmischen Patrone, Ludgardis, Juliana, Stephan, Benedikt und Bernard für Gemälde von Viskha angeführt. Gegenwärtig befinden sich noch die h. böhmischen Patrone, h. Ludgardis und die h. Juliana da, welche drei Gemälde von Peter Brandel, aber nicht von Viskha gemalt worden. Der h. Benedikt und Bernard, welche noch in ihren Altären der Marienkirche stehen, sind von Bing, einem Schüler des Viskha.

Ferner die „kunstreich verfertigten Altarblätter: „Ecco Homo, schmerzhaft Maria, St. Andreas und Bartholomäus von Skreta.“ Die zwei Bilder Ecco Homo, schmerzhaft Maria sind noch aufbewahrt und von Michael Willmann, wovon Bartholomäus, eines seiner schönsten Gemälde, nach Sadka verkauft wurde.

„Das Altarblatt des heil. Joh. v. Nep. von Tobias Birn, der als Hofmaler zu Paris verschieden ist.“ Dieses Bild ist verdorben und zu Grund gegangen. Ob aber Birn, der ein Schüler Brandel's war, den er aber nicht erreichte, Hofmaler zu Paris war, steht erst zu erweisen. Wenigstens in Sueplins Lexicon kommt er gar nicht vor.

„Und endlich (S. 76) jenes der XIV. Nothhelfer von Thaddäus Super,“ der zu Mährisch-Trebitsch wohnte und ein geschickter Künstler war.

„Ubrigens sind hier an der Seitenwand noch mehr andere Brandlische, Skretische und Keinerische Gemälde zu sehen, darunter besonders die Marter der hiesigen Ordensbrüder zu Jizka's Zeiten von den Kennern als ein Meisterstück bewundert wird.“ Hier ist besonders zu bewundern, wie der dortige Correspondent des Hrn. Schaller den Künstler der Marter der Ordensbrüder zu Jizka's Zeiten übersah oder vernachlässigt hat, indem in die Augen fallend mit großen Buchstaben auf dem Vorgrund: Michael Willmann pinxit gemalt oder angeschrieben steht. Von Skretischen oder Keinerischen Gemälden ist aber nichts dafelbst entdeckt worden. Ueberhaupt war der dortige Hr. Correspondent in der Kunst und ihrer Geschichte, wie wir es aus den bereits gegebenen Bemerkungen und noch aus folgender ersehen, ein Fremdling und gar nicht in selber bewandert.

S. 77 wird gesagt: „In den Kreuzgängen waren verschiedene prächtige Gemälde der heil. Apostel und Kirchenlehrer zu sehen, die von einem gewissen Laienbruder Willmann aus dem berühmten Stifte Laibus in Schlesien verfertigt worden sind.“

Die Apostelgeschichte, welche verkauft ist, bestand aus sehr großen Gemälden,

die in der Marienkirche über den gothischen Bögen unter den Fenstern des Schiffes hingen. Daß aber Willmann ein Laienbruder des Stiftes Laibus in Schlesiens war, wissen wir nicht, woher der dortige Hr. Correspondent diese Nachricht genommen. Nur etwas von Willmann's Biographie, wie sie bisher bekannt ist, anzuführen, so war selber zu Königsberg in Preußen geboren und ein Schüler des berühmten Rembrand, war verheirathet und Wischa war sein Stieffohn, Neunherz sein Schwiegersohn, welcher letztere Willmann's als Wischa's Kunstsammlung und Studien ererbt hat und nach des letzteren Tode, weil er sich in Prag häuslich niedergelassen hatte, hier verkauft wurden. Willmann, der sich auch 1689 und später zu Prag aufhielt, ließ sich zu Giesau (?) in Schlesien, wo er Glaubensbekenntniß ablegte und begraben liegt, nieder. Siehe überdies Fuchs's Lex., Foubracqen und Bibl. der schönen Wissenschaften 20. Band, 1. St. Artikel: Neunherz. Dieser letztere starb in der Egidii-Pfarrei zu Prag 1749 den 24. Mai im 62. Jahre seines Alters.

Nachdem Hr. Schaller schon von der Stifts- oder Marienkirche die Beschreibung ihrer Größe und einzelnen Maasse angeführt, geben wir hier noch eine Schilderung derselben. Von ihrer ersten Errichtung stehen nur die Pfeiler, Hauptmauern und Säulen. Die Gewölbungen, die von der Zerstörung zu Jizka's Zeiten 1421 schon eingestürzt sein mochten, wurden bei der Herstellung wieder neu erbaut, aber nicht mehr nach dem einfachen Zusammenlauf der Rippen der altgothischen reinen Bauart, sondern gleich Quadraturen in einander geflochten; in den Abseiten aber sind sie mit Kuppel- oder Kugelgewölbern geschlossen. Von Außen sind die Absätze der Strebpfeiler nur mit Ziegeln eingedeckt, obschon man noch Spuren findet, daß sie ehemals mit gekrausten Pyramiden oder anderen gothischen Verzierungen gekrönt waren, wie denn Jizka wegen ihrer Pracht und Herrlichkeit bei Zerstörung des Stiftes diese Kirche verschont wissen wollte. So ist auch das Portal oder der Haupteingang eine neue Arbeit, wiewohl der gothische Geschmack, aber plump, daran nachgeahmt ist. Sonst stellt der Grundriß dieser Kirche ein Kreuz vor, hat nebst dem Schiff um selbes zwei Abseiten, nur daß die Gewölber der doppelten Abseiten in der Mitte auf runden Pfeilern oder Säulen, welche nach der Flucht der gothischen Pfeiler des Schiffes und der Hauptmauern stehen, ruhen, auch so um das Presbyterium herumlaufen. Die musikalischen Chöre sind erst bei der Herstellung der Kirche erbaut, woraus in jenen auf der Epistelseite eine fliegende Wendeltreppe in die Kirche führt.

Gegenwärtig wird der Gottesdienst, nachdem in der Stifts- oder Marienkirche kais. Magazin liegt, in der St. Philippi- und Jakobikirche, welche auch nach gothischer Bauart ist, gehalten, wo zugleich die drei oben angeführten und übergebliebenen Brandeln und der Ordensbrüder Martertodt zu Jizka's Zeiten von Willmann zur Seite hängen. Sonst kommt noch in dieser Kirche aus Wladislaw II. Zeiten eine geschnitzte Mutter Gottes Statue vor. Dann hängen auf dem Chor aus eben diesen Zeiten zwei gemalte Epitaphien, worinnen noch eine willkürliche Perspektiv herrscht, die Scheine der Heiligen verguldet, die Haltung zwar mit Farben ausgedrückt, doch solche zu oberst der Tafeln willkürlich und manigfaltig ausgeschweift, woran Goldgrund angelegt ist, welcher das Viereck der Tafeln schließt. Noch konnte man den Goldgrund oder das Bruniren der Tafeln nicht ganz ablegen.

Die Kirche Allerheiligen steht nun öde. Unter selber ist das berufene Weinhaus oder die Todtentapelle, von welcher man in dortiger Gegend so viel Aufhebens macht, zwar in gutem Stand, allein nach der ersten Empfindung beim Eintritt in

selber erwecken die nach verschiedenen Figuren aufgehäuften Todtengebeine mehr Ekel als Auserbauung, wozu noch der faule süßliche Geruch des Moders kommt, weil sie über die Hälfte unter der Erde gleich einer Gruft liegt.

Das neu erbaute Convent hat etwas Eigenes. Es stellt einen großen Saal vor, woran an den Seitenwänden die Thüren der Zellen sind, sowohl ebner Erde, als in dem darauf gesetzten Stockwerk, woran aber die Zellen mit einem freien steinernen Gang gleich einem Balkon, so wie ein Mönch aus der Zelle tritt, er auch das ganze Convent überseht, verbunden sind. Ueber dem Stockwerk steigen große Fenster, auf deren Mauern die Decke des Saales ruht, in die Höhe. Die Decke (Plafond) und die Seitenwände sind in frischem Kalk von Thaddäus Super mit vieler Fertigkeit gemalt. Sonst ist bei der Anlage versehen worden, daß man das Conventgebäude nicht um sechs oder acht Staffeln erhöht, sondern der Erde gleich angelegt, wodurch die unteren Zellen feucht und schimmlich sind. Die Stifts- oder Marienkirche, die den nämlichen Fehler hat, hätte sie bei der Anlage des Convents warnen sollen. Zu welchem Schimmel und Feuchte der Druck der Tageswässer von den herumliegenden Anhöhen und Bergen vieles beitragen mag, vielleicht selbst die Weiher oder Teiche und die Wasserquellen, indem Sedlez in der Tiefe dortiger Gegend liegt. Und so wurde mehr für kühle Keller als gesunde Wohnungen gesorgt.

Ruttenberg, königl. freie Bergstadt. Nachdem seit der Herausgabe der Topographie mehrere Kirchen der Stadt den Meistbietenden hingegeben und bereits in andere Gebäude verwandelt worden, so geben wir unsere Bemerkungen von dem, was wir selbst eingesehen haben.

S. Jakob Stadtkirche nach einfacher gothischer Bauart. In eben dieser Art sind die Bänke oder Sitze der Rathsherren von Holz gekrauset und reich verziert. Das Hochaltarblatt stellt den Martertod des heil. Apostels Jakob dar und ist von Franz Xaver Polko, im Aufsatz darüber die heil. Dreifaltigkeit von Peter Brandel.

S. Barbarakirche. Von außen im gezierten, leichten gothischen Geschmack erbaut, woran aber die vordere Seite (frontispice) mit dem Haupteingang (Portal) fehlt. Den Grundriß davon findet man in Valbins III. Buch der Miscellen. Ihre Gewölbungen in der Kirche sind nicht mit einfachen Rippen gegen den Mittelpunkt gezogen, sondern geschweift, nach verschiedenen Seiten gewandt, wo das Mittel immer einen Spiegel läßt. Da diese Kirche zu Wladislaw des II. Zeiten erbaut wurde, wo der reine gothische Geschmack schon in Verfall kam, zeigen die gesuchten und verschiedentlich geschwungenen Rippen der Gewölbungen diese Zeiten an, wie im Krönungs- oder Huldigungsaal mit der daranstoßenden Landstube, das Gewölb der kais. Tribune bei St. Veit des prager königl. Schlosses, zu Laun und Brüz in den Stadtkirchen zc. Von außen findet man auch schon hin und wieder eine schlechte Nachahmung der griechischen Säulen-Ordnungen, bis man diese letztere Bauart unter Ferdinand I. in Böhmen gänzlich annahm.

Nicht minder hängt bei der Sakristei-Thüre der St. Barbarakirche noch ein altes Altar mit den gewöhnlichen Flügeln oder Thüren. Das Hauptblatt stellt Maria Heimsuchung vor, worüber der englische Gruf. Die Flügeln machen vier Felder aus. In diesen Gemälden, welche aus den Zeiten Wladislaw II. sind, kommen nur die Scheine der Heiligen und die Festonen, welche die Gemälde krönen, vergoldet vor.

Frauenkirche wurde 1516 unter König Ludowig noch im gothischen Geschmack erbaut. Hier befinden sich einige alte Gemälde dieser Zeit, wo alles mit Farbe

auch weder vergoldete Heiligenscheine vorkommen. Die Kanzel von Stein, den Deckel ausgenommen, ist eine der erhaltensten aus diesen Zeiten im gothischen Geschmack und verdiente wegen ihrer Seltenheit in Kupfer gebracht zu werden.

Nepomucenikirche. Ein Werk dieses Jahrhunderts von einem Mauermeister erbaut. Die Gewölber sind im frischen Kalk von Fr. X. Polko und das Hochaltarblatt von selbem in Del gemalt. Die beiden Seiten-Altarblätter, St. Adalbert und Florian, von Peter Molitors guten Gemälden.

Wälischer Hof. Hier befindet sich ein Gemälde aus König Georgs Zeiten. Der Hof ist in der Anlage nach gothischer Bauart, dem man es aber ansieht, daß er zu verschiedenen Zeiten Veränderungen gelitten. Sonst gibt es in gothischer Bauart noch verschiedene Bürgerhäuser in Rutenberg.

Krähleb zum Stift Sedletz gehörig, nicht wie Hr. Schaller S. 80 (eigentlich 78) es schon zum Religionsfond zieht. Hier finden sich in der Dorfkirche viele Grabsteine der H. von Sudecky, auch ein Paar der H. von Rabenhaupt, wie auch alte Glocken. Gleichfalls

bei Lhota in der Johanneskirche ein Paar alte Glocken und Grabsteine der H. von der Lipa, womit die Wände der Sakristei verkleidet, das Presbyterium belegt und noch häufig selbst von Kindern im vordern Theile der Kirche liegen. Zu

Třebonin befinden sich ein Paar alte Glocken, auch ein Paar Grabsteine.

Kolin, königl. Stadt des bairischer Kreises. Die Kirche ist unter König Johann und Kaiser Karl IV. erbaut, von außen zwar ohne Verzierung, von innen aber bezeichnen die Gewölbungen, deren Rippen einfach und rein sich an die Schlusssteine schließen, die noch unverdorbene gothische Bauart. Das Hochaltarblatt des heil. Bartholomäus ist ein schönes Gemälde des Mathias Simbrecht oder Zimbrecht? Hr. Schaller sieht es zwar (S. 41 des bairischer Kreises) für ein Gemälde des Peter Brandel an, das der dortige Stadtrath 1687 angeschafft habe. Soll eigentlich 1678 heißen, und wenn die Jahreszahl 1687 des dortigen Hrn. Correspondenten auch ihre Richtigkeit hätte, so stund damals der junge Brandel gemäß Malerprotokoll bei Schröder im dritten Jahre der Lehre, der, wenn man Simbrechts Manier auch nicht kennete, ein so meisterhaftes, viele Übung und Studien voraussetzendes Bild als ein dreijähriger Lehrling noch nicht leisten konnte und 1678 gar noch Kind oder Knabe war.

Wegen Mathias Simbrecht, dem würdigen Zeitgenossen des Karl Skreta, können wir noch eine anderweitige Berichtigung geben. Er kommt in Füeklins Lexicon vor, wo er nach der Bibl. der schönen Wissenschaften im 70. Jahre seines Alters in seiner Vaterstadt Antwerpen starb. Nach dem Malerprotokoll starb Simbrecht 1680, wie mehrere andere Künstler, an der Contagion zu Prag. Er war neustädter Maler. Bürger wurde er daselbst den 19. Okt. 1667 und im neustädter Bürgerbuch ist er aus München in Baiern geb. angesetzt. Daher fällt auch die Vermuthung bei Füeklin, daß er einer von den Simbrechts aus Antwerpen gewesen sei, weg.

Sonst hängen noch in der Stadtkirche zu Kolin an den Wänden mehrere alte Altäre aus Wladislaw II. Zeiten. Dahin gehört auch der zinnerne Taufbrunnen, wie die angesetzte Schrift davon zeigt. Die alten Glocken, da Unterzeichneter nicht Zeit hatte, den Thurm zu besteigen, hat schon Hr. Schaller erwähnt. Das ehemalige alte gothische Rathhaus ist nun erneuert und ganz wohl nach dem neuen Geschmack hergestellt.

Unterschiedener gibt noch diese Bemerkungen über die älteren angeführten

Gemälde, Glocken und Grabsteine. Erstere, die Gemälde, aus den Zeiten König Georgs, Wladislaw II. und seines Sohnes Ludwig sind alle auf Tafeln oder Brett gemalt und kommt kein Gemälde auf Blindrahmen oder gespannter Leinwand vor. Das Mechanische der Kunst genauer an selben zu untersuchen, sie sie von den Wänden herunterzunehmen, erlaubten Umstände und Zeit in der Fremde nicht.

Zweitens die Glocken, die größtentheils, ein Paar ohne Jahreszahl, welche nach der Schrift älter sein mögen, ausgenommen, aus den Zeiten Wladislaw II. und seines Sohnes Ludwigs sind, die in dortiger Gegend, als zu Kuttenberg, Czaslau zc. gegossen worden. Warum sich damals mehrere Glockengießer in den Landesstädten fanden, mag wohl zugleich die Ursache sein, nebst anderen Arbeiten damaliger Zeit, das schwere Geschütz, da alle königl. Städte und die Herren in ihren Burgen oder damals noch festen Schlössern ihre Zeughäuser und Rüstkammern hatten, wie sich dann heute noch diese Professionisten Stuck- und Glockengießer schreiben und nennen.

Drittens die Grabsteine betreffend hat selber von weißem Marmor selbst welche zu Czaslau, wo in der Kunst, das neu erbaute Rathhaus etwann ausgenommen, nichts besonderes zu bemerken war, in Archleb und der Johanneskirche bei Chota aber häufig, als auch die Weihwasser-Kesseln oder Becken an den Thüren in den gemeinsten Dorfkirchen dortiger Gegend angetroffen. Da dies Aufmerksamkeit erregte, so wurde Unterzeichnetem das Dorf Podoli, wo auch unter dem Titel St. Wenzel ein Gesund-Bad ist, unweit Chrudim auf der Herrmannstetzer Herrschaft, angegeben, womit auch Hrn. Schallers Topographie des Chrudimer Kreises übereinstimmt, indem selber Fol. 21 schreibt: auf dieser Herrschaft bricht auch ein lichtblauer und weißlicher Marmor in ganzen Schichten, eine der schönsten böhmischen Marmorarten.

Warum man aber nicht ein oder den andern Grabstein von den oben angeführten Orten insbesondere hier anführt, ist: weil man in der Kunst kein hervorstehendes Stück gefunden. Beiträge zur Genealogie zu geben, ist meine Sache nicht, und die Grabsteine des Ueblichen oder Costume wegen abzuzeichnen, hat die Zeit weil man bei einer Lustreise zu sehr von seinen Freunden abhängt, nicht erlaubt.

„Abt Blanco von Ossegg.“

So lautet die Ueberschrift eines Abschnittes in *W i n t e r s* sehr schätzenswerthem Werke: „Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschland“ u. s. w., welches in den Jahren 1868 bis 1871 in drei Theilen erschienen ist und einen vielwiegenden Beitrag zur Culturgeschichte Deutschlands namentlich zur Zeit der Befehring der Preußen und ihrer Nachbarn zum Christenthume bildet. Im I. Theile dieses Werkes, S. 306, behandelt der geehrte Herr Verfasser in dem obgenannten Abschnitte einen Sprößling der einst so mächtigen Familie der Riesenburge, Namens *S l a w c o*, *Blauco* oder *Slawel*, und berichtet über ihn offenbar auf Grundlage des Werkes *Cistercium historcium*, welches der Ossegger Professor Augustinus Sartorius (Schneider) aus Klostergrab zu Anfang des vorigen

Jahrhunderts herausgegeben hat. Der zwar protestantische, aber in Sachen des Cistercienser-Ordens wohl unterrichtete Verfasser bezweifelt, daß der genannte Zlaucó Bischof gewesen sei. „Die Klostertradition“, sagt er, „macht ihn zum Bischof“. Es wird dies außer allem Zweifel sein, wenn es richtig ist, daß er sich in Urkunden selbst Bischof von Preußen nennt. Und ist diese Bischofswürde begründet, so kann er diese allerdings nicht anders als durch Missionsarbeit erworben haben. Dann würde er wohl mit König Ottokar 1255 nach Preußen gezogen sein. Allein so lange diese Urkunden nicht an's Tageslicht gefördert sind, in denen er Bischof von Preußen genannt wird, müssen wir die Bischofswürde als durchaus zweifelhaft bezeichnen“.

So weit der geschätzte Herr Verfasser. Wie aus dem Werke selbst fast auf jeder Seite zu ersehen ist, hat derselbe sorgfältig alle ihm zu Gebote stehenden Quellen benützt, um daraus zu schöpfen; er spricht aber auch in der Vorrede selbst sein tiefes Bedauern darüber aus, daß diese Quellen ihm in seiner abgesehenen Station bei weitem nicht so reichlich flossen, als er es selbst gewünscht hätte, und namentlich scheint er über das ihm so fern liegende Oßegg keine anderen Quellen gehabt zu haben, als was der obengenannte Sartorius und etwa noch Schöttgen darüber berichtet haben. Sartorius geht überdies, so groß er auch als Autorität in Cisterciensersachen ist, doch sehr unhistorisch vor, insofern er seine Quellen viel zu wenig citirt, und als er die Gränze zwischen Sage und strenger Geschichte in vielen Stücken nicht genau genug bezeichnet.

Doch zur Sache! „Die Klostertradition macht ihn zum Bischof.“ Allerdings weiß die Klostertradition von dem Bischofe Slawco weit mehr, als sich historisch nachweisen läßt; aber das liegt eben im Wesen der Tradition. Daß er aber zuerst Abt von Oßegg, daß er Bischof und zwar Bischof von Preußen war, läßt sich durch Documente nachweisen, deren Glaubwürdigkeit über jeden Zweifel erhaben ist. Denn so gering auch bei den oftmaligen Verheerungen des Stiftes Oßegg die Zahl der im dortigen Archive erhaltenen Original-Urkunden ist, so hat es doch in seinem sogenannten Codex Damascus, einem Codex diplomaticus aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, einen reichen Schatz historischer Documente, die den Werth von Original-Urkunden haben. Palachy benützt und citirt dieselben in seiner Geschichte Böhmens, R. J. Erben hat sie in seinen Regesten (Regesta regni Bohemiae) veröffentlicht, Dr. L. Schlesinger hat sie in seinem jüngst erschienenen Quellenwerke, das „Stadtbuch“ von Brüx, in ausgiebiger Weise benützen können und über den Codex selbst eingehend berichtet, und eine Veröffentlichung des ganzen Codex steht in Aussicht. Eine Anzahl der im Codex vorkommenden Urkunden ist überdies auch im Originale erhalten, und bei dem Umstande, daß diesfalls Abschrift und Original in allen Stücken übereinstimmen, wird die Glaubwürdigkeit des Codex Damascus ganz außer Zweifel gestellt.

In diesem Codex finden sich die Belege dafür, daß der in Rede stehende Zlaucó wirklich Bischof Preußens war.

Die erste diesfällige Urkunde findet sich auf Folio 37 des genannten Codex. Sie ist, wie es bei Urkunden jener Zeit nicht gerade selten vorkommt, ohne Tag und Ort der Ausstellung; Palachy verlegt sie auf c. 1240, und Erben publicirt sie bei diesem Jahre. Für das Stift Oßegg ist sie insofern wichtig, als sie eine Schenkung enthält; sie ist aber auch für die Geschichte des Landes von ganz besonderer Wichtigkeit, weil darin die Leistungen der Bauern gegen das

Stift als Grundherrn sowohl an Getreide und Naturallieferungen, als auch an Fronen oder Robot vertragsmäßig bestimmt erscheinen. Diese wichtige Urkunde (abgedruckt bei Erben S. 471) beginnt, wie folgt: „Frater Zlauco, dei gratia episcopus Prussiae, quondam abbas in Ozzek“, d. i. Bruder Zlauco, durch Gottes Gnade Bischof Preußens, einst Abt in Ozzel. Und in der Reihe derjenigen, welche bei dieser Schenkung zugegen waren, erscheint an erster Stelle: „Nos Zlauco“, d. i. Wir Zlauco; weiter: „Frater noster Borso“ und „Wynandus abbas in Ozzek“, woraus weiter hervorgeht, daß derselbe Zlauco ein Sprößling der Riesenburg und zwar ein Bruder jenes Borso war, welcher in der Geschichte Böhmens in jener Zeit eine so wichtige Rolle spielte, und daß nach ihm Abt Winand in Dffegg regierte. Es sei übrigens hier bemerkt, daß urkundlich Slawco's Name zuerst im J. 1238 und zwar in einem Privilegium erscheint, mittels dessen K. Wenzel und seine Gemalin Kunigunde dem Kloster zu Marienthal in der Lausitz mancherlei Freiheiten gewähren. Das Original dieser Urkunde befindet sich im Kloster Marienthal, abgedruckt ist sie bei Erben S. 433.

Eine zweite hieher gehörige Urkunde ist eine landesfürstliche, ausgestellt zu Angerbach den 25. Februar 1250. Vermittels derselben schenkt der König dem Stifte Dffegg nebst einer Anzahl von Dörfern die Hälfte der königlichen Fischer in Comoran (Kommern), und zwar: „ad petitionem dilecti nobis domini episcopi Zlauconis piae memoriae fratris fidelis nostri Borsonis“, d. i. „auf Bitten des uns und geliebten Herrn Bischofs Zlauco frommen Andenkens, des Bruders unseres getreuen Borso“ u. s. w. Unter den Zeugen erscheint an erster Stelle „Borso von Rysenburch“. Aus dieser über allen Zweifel erhabenen Urkunde ersehen wir:

1. Der König Wenzel I. selbst nennt ihn Bischof, und zwar seinen geliebten Herrn Bischof. War er ja doch ein Sprößling des ihm so treu ergebenen Geschlechtes der Riesenburg, ein Bruder jenes Borso, der mit seinen Schaaren des alten Königs Rechte mannhaft vertheidigt und den aufrührerischen Prinzen bei Brüx geschlagen hatte.

2. Der König nennt ihn Bischof mit dem Beisage „piae memoriae“ d. i. frommen Andenkens, woraus hervorgeht, daß Zlauco um jene Zeit, als die Urkunde ausgestellt wurde, nämlich zu Anfange des Jahres 1250, schon todt war. Daraus folgt abermals, daß Zlauco nicht mit König Přemysl Ottokar im J. 1255 nach Preußen gezogen sein könne, abgesehen davon, daß wir von Seite der Riesenburg keine Anhänglichkeit an Přemysl Ottokar voraussetzen dürfen, nachdem Ottokar nach der Schlacht bei Brüx Dffegg, die Stiftung der Riesenburg, verwüstet und den Oberstmarshall Borso hatte gefangen setzen lassen, ohne daß eine besondere Veranlassung dazu gewesen wäre. Es folgt aber auch, daß Johannes Voigt im Irrthume ist, wenn er in seiner „Geschichte der Ballei des deutschen Ordens in Böhmen“ (Denkschriften der philosophisch-historischen Klasse der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, Bd. XI. 1863) die Vermuthung ausspricht, daß Slawco erst um das Jahr 1254 zum Bischofe von Preußen ernannt worden sei; es müßte vielmehr, wenn Palacky und Erben Recht haben, die erstgenannte Urkunde auf das Jahr 1240 zu setzen, schon in den dreißiger-Jahren des 13. Jahrhunderts geschehen sein. Es folgt endlich daraus, daß die Inschrift auf Bischof Slawco's Grabdenkmale in der Dffegger Stiftskirche unrichtig ist, insofern es darin heißt, daß der oft genannte Bischof um das Jahr 1255 lebte. Der Irrthum rührt, wie bereits in

einem der früheren Jahrgänge dieser „Mittheilungen“ nachgewiesen wurde, auf der unrichtigen Lesart der zweitgenannten Urkunde, indem man statt: „anno millesimo ducentesimo quinquagesimo, quinto Kal. Martii“ las: an. mill. duc. quinquagesimo quinto, Kal. Martii, welches letztere doch darum nicht möglich sein konnte, da der Aussteller der Urkunde im J. 1255 gar nicht mehr unter den Lebenden war.

Im Vorstehenden glaubt der Verfasser dieses Aufsatzes den Anforderungen entsprochen zu haben, die der gelehrte Herr Winter als Autor des Werkes „Die Cistercienser des nordöstlichen Deutschland“ sich selbst in dem Abschnitte „Abt Zlauc von Ofsegg“ gestellt hat, um als wahr anzunehmen, daß der eben genannte Abt Bischof in Preußen gewesen sei. Denn Zlauc nennt sich wirklich selbst in einer Urkunde Bischof von Preußen, in einer andern wird er von seinem Könige Bischof genannt.

Was die Klostertradition weiter berichtet, mag immerhin als bloße Tradition gelten. Das Wesentliche daraus ist Folgendes: Nachdem Zlauc durch ungefähr 28 Jahre dem Kloster Ofsegg treu vorgestanden und nicht nur die Klosterzucht streng aufrecht erhalten hatte, sondern auch durch sein frommes Leben den Klosterbrüdern ein Muster der Nachahmung geworden war, resignirte er auf seine Würde als Abt von Ofsegg und trat in Folge eines von Sr. Heiligkeit an die Cistercienser erlassenen Breve mit apostolischem Eifer die Mission als geweihter Bischof in Preußen an. Bruder Theodorich und einige andere Ofsegger Professoren begleiteten ihn. Doch hatte er nicht das Glück, bei den verstockten Heiden die gewünschten Erfolge zu erzielen, weswegen er nach Ofsegg zurückkehrte. Nicht bessern Erfolg hatte eine zweite Reise, welche er wenige Jahre später zur Bekehrung der Preußen unternahm.

Fragt man, was in dieser Tradition historisch durch Urkunden nachweisbar oder durch historische Deductionen wahrscheinlich ist, so findet sich darin nicht nur nichts, was gegen erwiesene historische Thatsachen stritte, sondern es findet sich darin Manches, was durch Urkunden sich nachweisen läßt. Das Zlauc, ein Sprößling der Riesenburge, Abt von Ofsegg und hierauf Bischof von Preußen gewesen ist, ist bereits oben erwiesen. Daß ein Klosterbruder Namens Theodorich in Ofsegg damals eines besondern Ansehens genoß, und daß derselbe Bruder Theodorich zu Zlauc in näherem Verhältnisse stand, geht daraus hervor, daß Frater Theodoricus zu wiederholten Malen in den Urkunden der Jahre 1238 und 1239 als Zeuge unmittelbar nach seinem Abte erscheint. In einem handschriftlichen Notizenbuche über das Stift Ofsegg, das dem Verfasser dieses Aufsatzes vorlag und sich in Privathänden befindet, wird ein Bild beschrieben, das sich ehemals in einem Fenster des Kreuzganges in der Nähe des Capitelsaales befand. In demselben war ein Mönch, knieend mit der Cistercienser-Cuculle bekleidet und mit aufgehobenen Armen die heil. Katharina anrufend: *Sancta Catharina. ora pro nobis!* dargestellt, und es trug ausdrücklich die Nebenschrift: *Fr. Theodoricus.* Am Schlusse der Notiz über dieses Bild bemerkt der Verfasser derselben: „Dieses Fratris Contrafait ist noch heutiges Tages in dem Fenster des Kreuzganges zu sehen.“ Es dürfte bei der Restaurirung des Kreuzganges zu Anfange des vorigen Jahrhunderts entfernt worden sein. Der Verfasser des Notizenbuches spricht sonach als Augenzeuge.

Wenn Zlauc 28 Jahre Abt von Ofsegg war, wie die Klostertradition berichtet, und wenn er die erste der oben citirten Urkunden nach Palach's Annahme im J. 1240 ausstellte, wenn man ferner annimmt, daß er im Alter von

etwa dreißig Jahren zum Abte erwählt worden sei, so wäre Blauco um da Jahr 1180—1185 geboren, somit im Jahre 1255 da Přemysl Ottolar seine erfolgreichen Zug nach Preußen unternahm, 65—70, Jahre alt gewesen, und es läßt sich, auch abgesehen von dem, was schon früher gegen diese Annahme vorgebracht wurde, auch das vorgeschrittene Alter des Bischofes als Grund annehmen, daß derselbe schon früher in Preußen gewesen sei, wenn er wirklich auf Missionsarbeit dort war. In der That begann die Thätigkeit der Cistercienser bei der Heidenbekehrung in Preußen, Lithauen und Livland schon viel früher, indem sie schon 1180 dahin zogen und das Werk durch mehr als ein halbes Jahrhundert mit Eifer und Ausdauer, mit Anstrengung und Aufopferung fortsetzten. Drei Cistercienser-Bischofe gehörten zu den Häuptern der Bekehrung: Berthold, zweiter Bischof von Lieven, Albert von Apeldern, Bischof von Riga, und Christian, erster Bischof in Preußen. Näheres darüber findet sich in der Geschichte Preußens von Johannes Voigt, I. Th. S. 393 und II. Th. 8. Kap., eben so in der allgem. Geschichte des Mittelalters von Casar Cantù, nach dem Italienischen von Dr. J. A. M. Brühl, III. Bd. S. 553.

Es läßt sich daher auch von Bischof Slawco recht wohl annehmen, daß er lange vor 1255 in Preußen gewesen sei. Er kann endlich auch recht wohl zum Bischofe ernannt gewesen sein, ohne daß er wirklich in Preußen war. Die Ernennung zum Bischofe war selbstverständlich zu dem Zwecke erfolgt, damit der Bischof die Neugetaufen auch, wenn er es für gut fand, firmen konnte.

Nach allem dem gründet sich die Klostertradition über Bischof Slawco auf historische Thatsachen und enthält durchaus nichts Widersprechendes in sich, und das Kloster Dösegg weist mit voller Berechtigung auf seinen ehemaligen Abt und nachmaligen Bischof Blauco von Preußen. —

Prof. B. Scheinpflug in Prag.

M i s c e l l e n.

Joh. Joseph Ringel.

Ueber den Maler Ringel (s. Mitth. Jahrg. XIV. S. 44) erhalten wir von befreundeter Seite folgende Mittheilungen:

J. J. Ringel ist am 30. Oktober 1794 zu Hauptmannsdorf (Nr. 113) in der Nähe von Braunau geboren. Sein Vater Joseph N. war Wirthschaftsbesitzer daselbst und noch jetzt haust die Familie Ringel auf diesem schönen Bauerngute. Die Mutter Katharina, geborene Just, stammte aus dem Bauernhause Nr. 4 in Gersdorf. Vater Ringel erwarb sich durch seine langjährige Thätigkeit als Schulaufseher die Hochachtung seiner Gemeinde, und das vom Sohne aufgenommene Portrait, das uns eine ehrwürdige Gestalt zeigt, ist in der dortigen Gegend noch in vielen Exemplaren vorhanden. Der Sohn Joseph zeigte frühzeitig eine besondere Lust zum Zeichnen und Malen. Wenn er mit seinem ein Jahr älteren Bruder Franz oder mit seiner vier Jahre jüngeren Schwester Theresia die Kühe hüten mußte, versprach er seinen Geschwistern einen Kreuzer zu geben, wenn sie ihn seine eigenen Wege gehen ließen. Er legte sich dann hinter einen Rand, nahm Papier

und Bleistift zur Hand und zeichnete Allerlei nach der Natur gut und schlecht. Ursprünglich zur Landwirthschaft bestimmt, ließ er bei seinen Eltern mit Bitten nicht nach, bis sie ihn ans Gymnasium nach Braunau schickten, natürlich in der Voraussetzung, einen geistlichen Herrn aus dem Söhnlein heranzuziehen. Schon hatte denn auch der regelrecht seine Studien weiter verfolgende ein theologisches Seminar absolvirt und sollte demnächst zum Priester geweiht werden, als der erste Versuch einer öffentlichen Predigt ihn einen anderen Beruf zuführte. Er zog sich nämlich durch zu große Anstrengung einen Lungendefekt zu, mußte durch lange Zeit im Spitale liegen, und als er geheilt entlassen wurde, verboten ihm die Aerzte jedwedes laute Sprechen. Er zog die Klerik aus und griff zum Pinsel und Palette.

Ringel war zweimal verheirathet, Seine erste Frau, die Tochter eines pensionirten Subernalrathes, hatte viel mit einer angeborenen Krankheit zu kämpfen; ein Knabe aus dieser Ehe starb im achten oder zehnten Lebensjahre. Die zweite Heirath war eine unglückliche. Schon wenige Wochen nach der Heirath trennte sich die vom Lande stammende Frau und kehrte erst wieder zu ihrem Manne zurück, als derselbe in eine schwere Krankheit verfallen war. Sie erbt dann auch das nicht unbedeutende Vermögen; an Ringels Verwandte fiel der vierte Theil, etwa 4000 fl. Ringel starb am 4. April 1856 an der Lungensucht auf der Insel Rampa. — Von seinen kleinern Bildern finden sich mehrere bei seinen Aenderwanden im Braunauer Ländchen.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

18) Die verrufene Wiese bei Strups.

Neben der Straße, welche nach dem Dorfe Strups in der Nähe von Dubweis führt, war früher eine große Wiese, auf welcher in der Mitte eine mächtige Eiche stand. Einst wollte ein Bauer des Dorfes um Mitternacht auf einem, neben der Wiese liegenden Krautfelde Kraut stehlen. Wie er schon eine Menge Kraut aufgeschichtet hatte und es eben aufladen wollte, sah er plötzlich unter der Eiche ein kleines Männchen, das eifrig Reiser zusammentrug und endlich ein Feuer annachte. Die Flamme aber, die Anfangs klein war, wurde immer größer und größer, bis sie fast die Wolken erreicht hatte, dann schrumpfte sie allmählig wieder zusammen und erlosch und Alles war verschwunden. Dem Bauer stiegen die Haare zu Berge, er ließ Alles liegen und stehen und lief nach Hause. Er stahl nie wieder.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

In der Sitzung des Ausschusses am 27. April und 22. Juni 1877 wurden zu Vertretern des Vereines ernannt:

Für **Ufch**: das löbliche Stadttamt; für **Gger**: Herr J. U. C. W. F. Gruß, Stadt-Sekretär; für **Neuern**: Herr J. U. Dr. Gustav Schreiner, k. k. Notar.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 7. Sept. 1877.

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: Raimund **Ullram**, k. k. Gymn.-Professor in Krummau; **Josef Baar**, k. k. Postmeister und Reserve-Offizier in Oberplan; **Hermann Bachmann**, Phil. Stud. in Prag; **Victor Barvittius**, Direktor der Gallerie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag; **Löbliche kaiserliche Universitäts-Landes-Bibliothek** in Straßburg im Elsaß; die Herren **Karl Blechinger**, k. k. Schwarzenberg'scher Controllor in Krummau; **J. U. Dr. Franz Bächse**, Landes-Advokat in Krummau; **Alois Gzischel**, Kaufmann und Bürgermeister in Krummau; **Thomas Diebl**, Kaufmann in Krummau; **Heinrich Ehrlich**, Privatier in Friedland; **Julius Funtl**, Med. U. Dr. in Rosenbergl; **Johann Grill**, k. k. Gymn.-Professor in Krummau; **Dr. Max Grünert**, Privatdozent an der k. k. Universität in Prag; **Josef Hall**, Magistratsbeamte in Krummau; **Alfred Heller**, Kaufmann in Prag; **Ottomar Huber**, prakt. Arzt in Böhm.-Weichenau; **J. U. Dr. Friedrich Jaksch Ritter von Wartenhorst**, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien; **Dr. Johann Kelle**, k. k. Universitäts-Professor in Prag; **Wilhelm Knorr**, Bürgerschuldirektor in Böhm.-Müha; **Johann Nep. Kobinger**, Kaufmann und Landtagsabgeordneter in Krummau; **Karl Köppl**, Assistent an der k. k. Realschule in Budweis; **Josef Mater**, Musiklehrer in Krummau; **Heinrich Marek**, Phil. Stud. in Prag; **Adolf Müller**, Maschinenfabrikant in Grottau; **Anton Nelles**, Leiter der k. k. Fachschule für Holzindustrie in Wallern; **J. U. Dr. Friedrich Nitsche**, k. k. Notar, Bürgermeister, Reichsrathsabg. in Hohenfurt; **Franz Pabst**, Professor an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Trautenau; **J. U. Dr. J. Reichenstein**, Advokatur-Conzipient in Prag; **J. U. Dr. Arnold Rosenbacher**, Landes-Advokat in Prag; **Anton Salzer**, Bürgermeister in Kalsching; **Anton Schwabl**, Obmann der Bezirksvertretung in Kalsching; **Friedrich Seidel**, Fabrikant in Obergrund; **Emanuel Spro**, Fabrikant in Krummau; **Löbliche Stadtgemeinde Hohenfurth**; die Herren: **Gottfried Strauß**, Kaufmann und Stadtrath in Krummau; **Anton Tannich**, k. k. Schwarzenberg'scher Wirtschafts-Assistent in Krummau; **Alois Tutschke**, Agent in Warnsdorf; **Eduard Vogl**, k. k. Notar in Kaplitz; **Ivan Weiskopf**, Med. U. Dr. in Morchenstern; **Franz Wojelka jun.**, Fabrikant in Krummau; **Franz Wunderlich**, Oberförster in Grottau.

Vom 19. April bis 7. September 1877 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren Mitglieder bekannt geworden und zwar:

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: **Michael Ahtner**, k. k. Landes-Schulinspektor etc. in Prag († 25. August 1877); **Johann Caspar Bauer**, k. k. Thurn-Taxis'scher Hofrath in Prag († 28. April 1877); **Josef Ehrlich**, Fabrikant in Friedland († 9. März 1877); **Wilhelm Funte**, Oberforstmeister in Bodenbach († 25. Mai 1877); **Adolf Lange**, Oberlehrer in Böhm.-Ramitz († 30. März 1877); **Josef Langhans**, Musterhauptschullehrer in Prag († 22. Juni 1877); **Josef Reichel**, Bürgermeister in Bilin; **Eduard Schiller**, Fabrikant in Obergrund; **Eduard Senft**, Archivar in Plan († 25. Mai 1877).

Prag, 1877.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Selbstverlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schläsinger.

Sechzehnter Jahrgang.

Zweites Heft. 1877/8.

Eger und Friedrich von der Pfalz. ¹⁾

Von Direktor Eduard Kittel.

Gegenüber dem böhmischen Aufstande, der Absetzung Ferdinand des II. und der Wahl Friedrichs von der Pfalz zum Könige von Böhmen, beobachtete Eger eine durchaus vorsichtige, abwartende Haltung. Den böhmischen Ständen konnte es keineswegs gleichgiltig sein, welche Partei man in Eger nahm; denn die Lage des Egerer Ländchens zwischen der Pfalz und Böhmen verlieh ihm, den kommenden Ereignissen gegenüber, entschieden strategische Bedeutung. Die Stände boten daher auch Alles auf, die Egerer in ihr Interesse zu ziehen, sie zu entschiedener Parteinahme zu bewegen. Aber weder Versprechungen, noch Drohungen hatten den angestrebten Erfolg, um so weniger, da sich die Ritterschaft des Kreises noch reservirter verhielt, als die Stadt. Das Aeußerste, wozu man sich nach langen Verhandlungen und Rechtsverwahrungen endlich verstand, war ein zweimaliger Geldbeitrag von im Ganzen 8000 fl. Aber dieses Zugeständnis entsprang keiner Sympathie; denn in dem betreffenden Rathsprakotolle heißt es ausdrücklich, daß man sich dazu entschlossen, „da man aus der noth eine tugendt machen mus.“ —

Alle weitem Bemühungen der Stände, die Egerer aus ihrer Reserve zu locken, blieben erfolglos.

Den wegen der bevorstehenden Krönung Friedrichs ausgeschriebenen General-Landtag zu beschicken, waren die Egerer trotz aller Bemühung der Prager Direk-

1) Vergl. Dr. Franz Kürschner „Eger und Böhmen“ pag. 94—97.

toren nicht zu bewegen. In dem bezüglichen Rathsprötolle heißt es kurz und klar: „als hat man bey heuttigen confessu geschlossen, weil die Vor Eltern zu dergleichen vor diesen nicht verstehen können und wollen, also man auch sich nicht einstellen, Sondern solches präteriren solle.“²⁾)

Man war eben auf der Hut und bemüht, sich nach allen Seiten freie Hand zu wahren, um die alten, wertvollen Privilegien nicht aufs Spiel zu setzen, dem Streben, das Egerland für immer mit Böhmen zu vereinigen keine Unterlage zu schaffen.

Die inzwischen erfolgte Wahl Ferdinands zum deutschen Kaiser mahnte um so mehr zur Vorsicht, da Ferdinand durch diese Wahl doch der eigentliche Herr des Egerlandes, als Reichsgebietes, geworden.

Die Lage der Stadt war entschieden eine sehr schwierige, um so mehr, als die Umstände zur Entscheidung und Parteinahme drängten, der eine, wie der andere Schritt aber gleich verhängnisvoll werden konnte.

Die Kunde, daß der neuermählte König seinen Einzug nach Böhmen über Eger nehmen und hier von den Abgesandten der böhmischen Stände und der incorporirten Länder empfangen und begrüßt werden sollte, war keineswegs geeignet, die Schwierigkeit der Situation zu erleichtern. Nach den im Egerer Archive bewahrten Correspondenzen war Eger jedenfalls ursprünglich als der Ort in Aussicht genommen, wo Friedrich empfangen werden sollte. Beweis hierfür sind die von vielen Herren und Städten einlaufenden Anfragen, wann der König in Eger eintreffen werde. Unter den Anfragenden erscheint auch der Rath der Stadt Saaz, der lateinisch correspondirt, sich „Consul et Senatus Reipublicae Sacenae“ unterfertigt und Friedrich „Regem ac Dominum nostrum clementissimum“ nennt.

Den klarsten Beleg aber liefert ein Schreiben der Deputirten der Oberlausitz'schen Stände an den Rath in Eger, womit sie um Ausmittlung von Quartieren ersuchen, indem sie mittheilen: „das die löblichen Herren Directores des hochlöblichen Königreichs Böhmeins den Herrn Stenden des Markgrafthums Oberlausitz zu erkennen gegeben, das Sie der Chron Böhmeins incorporirten Lender Abgesante nacher Eger betagt.“ —

Die Stadt gerieth in fieberhafte Anfreugung; der Rath entfaltete eine umfassende Thätigkeit und traf alle Vorkehrungen zum würdigen Empfange des neuen Königs, dem man sich trotz aller politischer Bedenken innerlich doch zuneigte, da man von ihm Schutz der freien Religionsübung erwartete.

Die meiste Sorge bereitete die Beistellung von Quartieren für so viele erlauchte und vornehme Gäste; ingleichen die Verproviantirung, die bei dem voraussichtlichen Zusammenströmen einer ganz außergewöhnlichen Zahl von Menschen die gewöhnlichen Verhältnisse weit übersteigen und große Schwierigkeiten bereiten mußte, da das Egerland in Folge Durchzuges von Kriegsvölkern ziemlich ausgefogen war, die Unterthanen zudem durch Contributionen „schwer betroffen worden,“ wie der Rath in einem Schreiben vom 14. Oktober 1819 an den Oberhauptmann des Stiftes Waldsassen klagt, der berichtet hatte, daß anlässlich des Einzuges des Königs etliche Cornet's Reiter und mehrere Compagnien Fußvoll ankommen sollten. Dem entsprechend traf der Rath die energischsten Maßregeln und entfaltete eine ungewöhnliche Thätigkeit. So wird z. B. „gemeiner Stadt Under-

2) Stadtprotokollbuch Nr. 57.

thanen“ befohlen, „daß sie alles, waß sie an Victualien, Rindt-Vieh und anderes waß sie sonnst zu verkauffen zu Markh bringen sollen.“ Die Mulker (Bräuer) erhalten den Auftrag, fleißig zu bräuen, im ganzen Kreise werden Fische gekauft, feine Weine werden besorgt, die Büttner aufgefordert, für kleines Gefäß zu sorgen u. s. w.

Eine ganz besondere Sorge macht dem Rathe die Beschaffung von Wildbrät, das nirgends aufzutreiben ist. Ein ganzes Fascikel von Correspondenzen gibt hievon Zeugnis. Diese sonst gleichgiltige Correspondenz bietet auch eine interessante Episode.

In seiner Noth und Verlegenheit wendet sich der Rath an Christian Markgrafen zu Brandenburg und bittet um Wildbrät, da „der würdigheit nach dergleichen Potentaten und Herren zu tractiren auch allerley Wildbreth, gros und klein, mangeln thut.“ —

Auch aus diesem Schreiben geht hervor, daß Eger zur Einholung des Königs ersehen war; denn es heißt darinnen: „Wir nehmen uns keinen Zweifel, es werde derofelben anderweitt Bericht einhomen sein, welchermaßen d. durchlauchtigste Hochgeborene Fürst und Herr, S. Friedrich des hl. R. Reichs Churfürst, als die neüerwehlte Königliche Würden in Beheimb, unser gnädigster Herr, von deren Herren Ständen und incorporirten Lendern fürnehmen und hochansehnlichen Herren Abgesandten allhier solle angenommen und nach Prag zur Erdnung begleitet werden.“ — Der hierauf folgende Beisatz: „als wolle zu solchen die Göttliche Mayt. auch gnadt und segen verleyhen“ beweist wohl, daß man der Entwicklung der Dinge mit banger Sorge entgegen sah, wie an anderer Stelle noch deutlicher ersichtlich werden soll.

Das Ansuchen hatte übrigens den erwünschten Erfolg; Christian übersendete der Stadt mit einem äußerst freundlichen Schreiben drei Stück Schwarzwild mit dem Bemerken: „sintemal wier für diesmal in ehl zu anderm nicht gelangen können.“ —

Aus dem beweglichen Dankschreiben, das der Rath an den Markgrafen abschickte, ist zu ersehen, daß der Stadt mit diesem Geschenke ein großer Dienst erwiesen worden. Jetzt hoffte man mit Ehren zu bestehen.

All diese Mühe und Aufregung war indes umsonst, der Empfang und die Beglückwünschung des Königs fand nicht in Eger, sondern im benachbarten Waldfassen statt, wohin auch die Stadt ihre Abgeordneten mit Geschenken zur Begrüßung des Königs entsendete³⁾.

Hierüber bringt das Stadtbuch Nr. 57 folgende Notiz:

„Demnach S. B.⁴⁾ Adam Funcker, S. B. Adam Crahamer und S. Georg Ludtwig, Syndicus, welche ds geschenkt der Königlichen Würden zu Waldfassen von eines E. Raths wegen präsentirt haben, relation gethan, wie nach solches allerseits abgangen vnd zwar erstlichen, ds Ihr Kön. Würden solches Present an Wein und anderen in grossen gnaden an vnd aufgenommen, vnd selbst mündlichen dessen bedankhen thuen, mitt versprechung, das sie solche cohonestation mit gnedigen willen erwiedern wollten. Als dann auch ingleichen die Verehrung S. Fürst Christian von Anhalt beschehen, wie nicht weniger den Jungen Herlein vnd

3) Darunter die drei markgräflichen Wildschweine.

4) Bürgermeister.

Prinzen, Ihrer Churf. Durchl. Söhnlein dabey auch eingeschlossen vnd verehrt worden.

Dabey alsdann H. Camerarij der geheime Rath gegen den Syndico angebracht, als hette man vernehmen thun, ds gemeine Stadt vnd ein E. Rath es fur eine ungnadt, vnd als wenn Ihr Kön. Würden vnd Churf. Durchl. etwas deaffectionirt sein sollte, In deme sie nicht vollends nach Eger zu der H. Stände in Böhemb ansehnlichen Abgesandten gerukhet vnd einlosieret hette, welches man Ihme in wenigsten einbilben sollte, sondern der gemiesen Zuversicht sein, Ihr Kön. Würde hocherkant hette, ds sie sambtlichen also empfangen worden, folgendts H. Syndicus so andern tags bey der Empfangung und annehmung Summarischen bericht gethan, wie nach die Herren Stände Donnerstags den 24. Octobris Ihr Würden empfangen und angenommen vnd H. Graff Joachim Schlichth eine ansehnliche sermon gethan.“ —

Der König war also beim Empfange gegen die Egerer offenbar sehr gnädig gewesen, jedenfalls ein Act politischer Klugheit, um die Stadt für sich zu gewinnen, die bei gegnerischer Haltung später arge Verlegenheit bereiten konnte.

Auffallend ist es, daß das Rathsprotokoll keinerlei Bemerkung darüber enthält, wie der Rath die Relation aufgenommen.

Den 25. October zog Friedrich, von den Ständen begleitet, über Eger nach Böhmen. Das vorbezogene Stadtprotokollbuch bringt hierüber folgende Notiz, deren Eingangsworte und kühle Fassung eben keine gehobene Stimmung bekunden.
„Freitags den 25. Octobris.

Demnach quod Deus bene vertat, heüttiges tages die neiterwehlte Kön. Mayt. Friedrich der Fünffte Pfalzgraff bei Rhein. von denen Böhmischn Herren Ständen, als gestriges tages zuvor zu Waldfaffen empfangen, alhier durchbegleitet worden, hat man den Rathstag eingestell vnd anderweit notturftige anordnung wegen der Burgerschaft gethan.“ —

Jenes zweifelschwangere „quod Deus bene vertat“ beweist wohl deutlich, daß man der weitem Entwicklung der Dinge nicht mit besonderem Vertrauen entgegen sah, an einen gesicherten, segensvollen Bestand des neuen Regiments nicht recht glauben konnte.

Demgemäß blieb auch die weitere Haltung Egers den Patenten Friedrichs gegenüber eine zumartende, vorsichtig ausweichende.

Man suchte offenbar Zeit zu gewinnen, um vielleicht durch den weitem Verlauf der Begebenheiten einer bedenklichen Entscheidung überhoben zu werden.

Aber dem königlichen Rescripte d. d. Brünn 8. Feber 1620, welches die Egerer Stände aufforderte, ihre Abgesandten zur Huldbigung nach Prag zu entsenden, mußte entweder Folge gegeben, oder offen der Gehorsam verweigert werden.

Die Lage war in hohem Grade kritisch, ein weiteres Laviren kaum mehr möglich.

Verweigerte die Stadt Friedrich den Gehorsam, so war sie bei ihrer Lage zwischen Böhmen und der Pfalz preisgegeben; denn an Widerstand war kaum zu denken, auf Unterstützung seitens Ferdinands zur Zeit nicht zu rechnen.

Diese Zwangslage und der Umstand, daß das Egerland dem Kaiser noch nicht gehuldigt, bestimmten endlich im letzten Augenblicke die Egerer Stände, wenn auch in schweren Sorgen ob der Zukunft, die Entsendung von Abgeordneten zur Huldbigung zu beschließen. Aber auch jetzt noch hütete man sich ängstlich vor jedem Schritte, der den politischen Rechten Egers abträglich werden konnte.

So leistete man denn auch dem königlichen Patente, das den General-Landtag nach Prag berief, keine Folge.

Ueber den Beschluß, Abgeordnete zur Huldigung nach Prag abzusenden, den General-Landtag dagegen nicht zu beschicken, gibt das Stadtrathsprotokoll vom 18. März 1620 folgende Auskunft:

„Demnach die Ritterschaft und allhie. Magistratus uff einmahl durch 2 Citatoria von der Kön. Maht. Friderico sind ersucht worden, ds Erste die Huldigung, das andere aber bey den general Landtag uff den 25. Martis zu Prag zu erscheinen betreffend, Vnd zwar der ersten Citation halber man sich schuldig erachtet, sich des gehorambts zu bezeugen, des Landtags halber aber, wie vor diesen man zu keinen gehen und erscheinen thuen, auch anjczu darzu nicht einwilligen können zc. — Und dabei blieb es; statt der Abgeordneten gieng einfach ein motivirtes Entschuldigungsschreiben ab.

Dies hinderte jedoch nicht, daß die Consequenzen der Beschlüsse des Generallandtages auch auf Eger ausgedehnt wurden. Ein königliches Patent verlangte die Theilnahme an der Kriegsrüstung. Der Befehl gieng dahin, daß vom Lande der 10., aus der Stadt der 8. Mann innerhalb 14 Tagen ausgehoben und unter bestellten Officieren nach Böhmen abgeschickt werden sollten.⁵⁾

Diesem Befehle wurde keine Folge geleistet; man verstand sich nur dazu, die Stadt nach Thunlichkeit in Vertheidigungsstand zu setzen, um wenigstens den diesbezüglichen königlichen Befehlen zu entsprechen, die in rascher Folge eintrafen und zu energischen Maßregeln aufforderten. Die Sorge wuchs von Tag zu Tage, so daß der Rath unter 1. September 1620 beschloß, jeden Mittwoch nur der Behandlung der „ad commodum publicum“ gehörigen Sachen zu widmen und alle Parteisachen für diese Zeit einzustellen.

In den ersten Tagen des September gelangten wieder zwei königliche Patente an den Rath. Das eine befahl, daß Alle, „die königliches böhmisches Lehen haben, dasselbige gehöriger massen suchen vnd das sich der lehenleuth vnd vasallen keiner wider das Königreich factio vel opera Ichtwas thun oder behülfflich sein solle.

Do auch derselbigen Jemandts, wer der auch sey, so sich in Kriegsbestellung wider das königreich Beheimb begeben hette, ds derselbige sich abfordern vnd Innerhalb 14 tagen von dannen aus den lager oder besetzung geben soll.“ — Da in der Stadt kein dergleichen Lehen zu finden, schickte der Rath das Patent einfach dem Adel des Kreises zu.⁶⁾

Der zweite Befehl geht dahin: „weil sich wegen des herziehenden Spanischen Volcks wie auch wegen Chur Sachsen einfalls allhier in den grännigen sehr zu befahren sey, ds man auffer vnd Innerhalb der Stadt gute praeparatoria thun, des Stadt vnd Land volcks musterungen vornehmen vnd die thor Mauern vnd Pasteyen wohl verwahren auch die Wieselburg⁷⁾ wohl in acht nehmen solle, alle gefahr abzutreiben vnd vnheil zu verhüten.“⁸⁾ Zu gleicher Zeit erscheint über königlichen Befehl der Kastner von Waldsassen in Eger, um sich zu überzeugen, ob Proviand und Munition genug vorhanden, die Besatzung stark genug

5) Protokoll vom 1. September 1620. Stadtbuch Nr. 58.

6) Rathsprötokoll vom 7. September 1620.

7) Ein Vorwerk, von dem kaum mehr Spuren vorhanden.

8) Rathsprötokoll vom 7. September 1620.

und wohl gerüstet sei. Derselbe theilt unter Einem mit, daß der König entschlossen sei, zwei Fähnlein seines Volks zur Verstärkung in die Stadt zu legen. Davon will jedoch der Rath nichts wissen, sondern beschließt, „des gnedigsten anerbietens vffs glimpfflichste vnd vnderthänigste zu bedankhen,“ da man über 1500 wohlbewaffnete Männer verfüge, übrigens auch viele Kranke habe, also keinen Zuwachs brauchen könne.⁹⁾

Man war eben nicht gesonnen sich allzuweit einzulassen, und that eben nur so viel, als durch die Zwangslage geradezu unvermeidlich wurde.

Vor Allem hatte man wohl den Schutz der Stadt im Auge und traf die hiezu dienlichen Maßregeln. Die wehrhafte Bürgerschaft wurde nach den vier Stadtvierteln organisirt und den 11. September die Bestellung der Officiere vorgenommen.¹⁰⁾

Inzwischen wurde die Stimmung immer gedrückt. Unbestimmte, beängstigende Nachrichten trafen ein und erregten die Gemüther.

So berichtet unter Andern der wackere Zacharias Rosenberger, dessen interessante Correspondenz bereits an anderer Stelle veröffentlicht worden ist¹¹⁾, im Oktober aus Prag: daß der König „mit seinem exercitu von Prag vffgebrochen vnd vff Pilsen zu wolle, an Jeho zu Rothikan sey vnd es in Königreich übel zugehe vnd beschlossen ein Schlacht gegeneinander zu lieffern.“¹²⁾

Die Sturmflut wuchs, ihre Bogen schlugen immer heftiger an die Mauern der Stadt; man fühlte mit Bangen, daß trotz aller Vorsicht und Zurückhaltung das Geschick der Stadt mit dem Friedrichs verknüpft war, daß man einer Katastrophe entgegenging.

In der zweiten Hälfte Octobers wurde das Andringen Friedrichs, die Stadt in wehrhaften Zustand zu setzen, immer dringender. So traf von Rothikan ein königliches Schreiben an Bürgermeister und Rath ein, das mittheilte: „weiln verlauttet will werden, ds der Feindt entweder aus den Reich herein oder von Böhmen aus einen Anschlag vff diesen Creis und Stadt gericht haben solle, Ihre Kön. Mayt. derentwegen auch schon bey der Regierung zu Amberg Verfügung gethan, Ein Fendtlein knecht von dannen hierherzuziehn.“

Zugleich wird für den „Nothfall“ weiterer „succurs“ in Aussicht gestellt und die Ermahnung hinzugefügt, nichts „durch cunctation“ zu versäumen.

Auch jetzt sucht man sich noch das „fremde Volk“ vom Halse zu halten. Mit dem Hinweise darauf, daß die Stadt wohl gerüstet sei „vnd mit mehreren als der burger schafft ohne ds ein beschwerliches thun,“ — wird beschlossen: „im Fall Ja es von nöthen, dieses gnädigste königliche anerbieten des succurs eilendts zur Hülffleistung zu notificiren.“ —¹³⁾

Ueber wiederholte königliche Aufforderung, der durch eine eigene Commission, bestehend aus den Grafen Hans Lorenz von Guttenstein und Johann Albin

9) Desgleichen.

10) Bestellt wurden: Als Oberlieutenant — Paulus Junker. Als Lieutenants — im 1. Viertel Adam Schmidell, im 2. B. Hans Lempe, im 3. B. Wolf Frischstein, im 4. B. Hans Christof Tanner.

11) Archiv für österr. Geschichte L. Bd. II. Hälfte, S. 521—555.

12) Protokoll vom 16. October 1820.

13) Protokoll vom 23. October 1820. Aus demselben Protokolle ist auch ersichtlich, daß der Befehl über die Reiterei und das Fußvolk des Egrischen und Elbogner Kreises durch Königl. Ordre den Grafen Lorenz von Guttenstein und Johann Albin Schlicht übertragen wurde.

Schlich zu Falkenau, Nachdruck gegeben wurde, besetzte man den Paß bei Königswart.¹⁴⁾

Die immer wieder versuchte Verstärkung durch Chur-Pfälzisches Kriegsvolk wies man beharrlich zurück. Von besonderem Interesse ist in dieser Beziehung das Rathsprotokoll vom 26. Oktober 1820, aus dem ich die bezügliche Stelle wörtlich mittheile, da sie den Standpunkt der Egerer klar darlegt. Der Passus lautet: „Und wann auch der ander königliche Befehl darinnen Ihre Maytt. berichtet, ds verlauten will ds der Bayersfürst auffgebrochen, vnd man nicht gewies wissen möge wo er den Courff hinstrecken möchte, dabey aber die sag vnd rumor ergehe, als wolle er den Egrschen vnd Eblognischen creis anfallen, Ingleichen abgelesen worden, da sich dann Ihr Kön. Maytt. erbeüth mit ein Fandlin seines in Chur-Pfalz liegenden Landt Volths gemeiner Stadt weil es vor diesen begehrt worden, zu succurirn, vnd ds solches in Soldt möge gehalten werden, als ist hierinnen unanimiter geschlossen worden, Weil es nicht gerathen sein will, in deme den Vierteln nach bey gemeiner Stadt Burgerschaft zur defension vffm nottfall ein guter anfang vnd ortnung gemacht worden, ds man frembde Soldaten vnder solche einmischen thete, als welche vor den burgern würden ds Praerogativ haben wöllen, vnd leichtlichen ein grosse ungelegenheit gestaltten Ißigen leüfften vnd der sachen beschaffenheit zwischen burgern vnd frembden entstehen könnte, vnd leichtlichen zuvermerkhen gewesen, ds es vmb die Vnderhaltung den Winter über Zu thun, damitt die pfälzischen eintheils d Soldaten vnd Reütter möchten los werden, Vnd dieses alles aus antrieb der beambten Zu Waldsaffen zugehen thut, Als ist ein Schreiben vnd freundlichß erinnern, ds es gott sey lob allhier nicht zur Zeit betürfftig an H. Grafen Reinhard zu Solms nacher Amberg verfasst vnd dahin geschicket worden.“

Friedrich mochte wohl von Eger eine energischere Parteinahme und insbesondere Deckung gegen feindliche Einfälle von Westen und Norden erwarten; jedenfalls sollte das Egerland als Bollwerk und Stützpunkt dienen.

Den Egerern aber lag jedenfalls das Geschick ihres schwer bedrohten Ländchens mehr am Herzen, als das Friedrichs. Für sie war vor allem die Frage maßgebend, wie es künftig mit ihrer Stellung zu Böhmen und mit den aus derselben entspringenden politischen Rechten werden sollte, mochte dann Friedrich König von Böhmen sein, oder Ferdinand.

Trotz jenes vorerwähnten Schreibens an den Grafen v. Solms wurde doch am 29. Oktober nochmals der Versuch gemacht, durch förmliche Ueberrumpfung ein Fähnlein pfälzischen Kriegsvolkes der Stadt aufzudrängen, und zwar war es von einem größeren Corps detachirt, das 3 Cornet's Reiter und 17 Compagnien Fußvollt stark, unter Grafen Reinhard zu Solms und dem Obristen Münzenberg nach dem Elbogner Kreise zog. Der tapfere Rath wies auch diesen Versuch mit Energie zurück, trotz Intervention des Kastners Lorenz Rambstorff von Waldsaffen, der sich drohend darauf berief, daß es der Wille des Königs sei, das Volk aufzunehmen. Man ließ sich aber durchaus nicht einschüchtern, sondern mit Hinweis darauf, daß die Stadt zur Zeit keine Hilfe brauche, selbe wohl anderwärts nothwendiger sein möchte, beharrte man auf der Forderung, das Kriegsvolk zurückzuziehen, das sich heimlich, in der Dunkelheit des Abends, wie ein Feind an die

14) Protokoll vom 26. Oktober 1820.

Stadt herangefchlichen. Den Pfälzern blieb nichts übrig als abzuziehen, oder Gewalt zu brauchen. Sie zogen das Erstere vor, und verließen am 30. Oktober Abends die Stadt, gegen Altenreut marschirend. ¹⁵⁾ Man hatte in Eger offenbar für die Pfälzer keine Sympathien; die Art, wie sie sich beim Durchmarsche gegen das Landvolk benahmen, war auch kaum geeignet, solche zu erwecken. Aus vielen Ortschaften liefen bittere Klagen über die Gewaltthätigkeiten ein, die sie sich erlaubten ¹⁶⁾, so daß der Rath hierüber in beständiger Correspondenz mit dem Grafen Reinhard zu Solms war. Selbst die Vorstädte von Eger mußten manche Unbill erdulden, wie man denn überhaupt mit dem herumlungern den Kriegsvolke, je länger desto mehr, seine liebe Noth hatte.

Bald sollte man für Victualien sorgen, bald die pfälzische Besatzung des Königswarter Passes verproviantiren und Zimmerleute zur Erbauung eines Blockhauses dahin beordern, ¹⁷⁾ bald dieses, bald jenes thun, und doch erwarb man sich keinen Dank damit.

Die Stadt war seit der zweiten Hälfte Octobers in beständiger Aufregung und Sorge, vornehmlich wegen des Eindringens der pfälzischen Bundesgenossen, von denen man nichts wissen mochte.

Wie sich solche vor dem Thore zeigten, was eben nicht selten geschah, traf man gleich alle Vorsichtsmaßregeln, wie gegen einen Feind.

So berichtet z. B. das Rathsprötokoll vom 6. November, daß zwei „Befehlshaber“ mit Pfälzischem Volk vor der Stadt erschienen, durchzug und „einen trunkh zu thun begehrtten, als ist die anordnung gethan, das die Bürgerschaft in starther anzahl vffgezogen, Wie sie dann biß die Frembden fortgezogen gegen den Rathhaus über ¹⁸⁾ in armis gestanden.“

Diese Truppe marschirte dann gegen Schlaggenwald.

Mit Anfang November traten entschiedene Symptome der Ermüdung zu Tage was bei der fortgesetzten Anspannung und den schweren Opfern natürlich ist, da jede Erwärmung für die Sache Friedrichs fehlte.

So wollten z. B. die Egerer Unterthanen ¹⁹⁾ nicht länger an dem Königswarter Passe Dienst leisten und mußten nach Hause entlassen werden, freilich mit der Klausel, „daß vff jeder Zeit erfordern vnd bedürfen sie sich wieder zu solchen Paß mit ihren gewehr finden sollen.“ ²⁰⁾

Nun, dazu kam es freilich nicht mehr!

Auch die Bürgerschaft in Eger selbst begann schwierig zu werden und theilweise den Dienst zu verweigern, zumal die Handwerker, die „wegen vnterlassung ihrer arbeit, do sie wachen müssen, in mehrerer armuth eingerathen theten.“ —

Dem Hängen und Bangen machte die Schlacht am weißen Berge mit einem Schläge ein Ende.

In Eger hoffte man wohl trotzdem noch auf einen glimpflichen Ausgang, wénigstens spricht hiefür eine Stelle des Rathsprötokoll'es vom 25. November, wo es heißt: „demnach derselbe ²¹⁾ copien eines vffgesetzten Vertrages zwischen

15) Rathsprötokoll vom 30. Oktober.

16) Rathsprötokoll vom 6. und 9. November. Auch später noch.

17) Rathsprötokoll vom 2. November.

18) Auf dem Marktplaße.

19) Vom Lande.

20) Protokoll vom 4. November.

21) Der schon erwähnte Kastner Kambskorff von Waldsassen.

Kay. Maytt. Ferdinandt vnd König Friedrich zu Beheimb, getroffen hergeschilhet, do inducien vnd stillstandt vff ein Monath geschlossen, welches er vff befelch H. Grafen zu Solms in die benachbarten Städt vnd örter comuniciren sollen vnd hiemitt auch hieher avisiren thue, als hat mans dabey sein bewenden haben lassen. Gott schicke mittel vnd weg zu friedt vnd einigkeit.“ —

Gegenüber der Wucht der Ereignisse erscheint die kühle Notiz mit ihrem frommen Wunsche fast harmlos. Jedenfalls war man damals nicht in der Lage, die Tragweite der vollzogenen Thatsachen, die sich bald in ihrer unerbittlichen Logik geltend machen sollten, zu erkennen. Man fühlte sich eben ziemlich sicher, weil man sich nicht schuldig glaubte. Den Beweis hiefür liefert das Protokoll über die am 22. Dezember 1620 unter Theilnahme der Vertreter der Ritterschafft vom Rathe, Gericht und geschworener Gemeinde abgehaltene Verathung, betreffend die Antwort auf das Schreiben des Churfürsten Johann Georg von Sachsen, womit er zur Unterwerfung unter Ferdinand auffordert und der Stadt Schutz der Privilegien und der freien Religionsübung zusagt. In dieser Versammlung wurde beschlossen, den angebotenen Schutz anzunehmen und „sich der gnädigsten Affection zu bedankhen,“ unter Einem aber zugleich mit den „vom H. Synbico zusammengetragenen Motiven“ zu erklären, „das sich Stadt und landt den Böh-mischen Vnwesen nicht theilhaftig gemacht vnd an deme was furgangen keine schuldt nicht trügen.“ —

Es fehlte übrigens bei alledem nicht an einer Partei, die sich der Ansicht zu-neigte, man müsse dem abgelegten Huldigungseide treu bleiben und zu Friedrich stehen. Jedenfalls war man sich nicht sofort klar, welche Haltung man beobachten sollte.

Bei der am 18. Dezember 1620 stattgefundenen ersten Verathung über das vorerwähnte Schreiben des Churfürsten von Sachsen kam man zu keinem Entschusse,²²⁾ sondern formulirte zwei Fragen, die in der nächsten Sitzung²³⁾ zur Verathung und Schlußfassung kommen sollten. Aus diesen Fragen ist wohl ersichtlich, daß man Friedrich von der Pfalz zur Zeit noch nicht aufgegeben hatte. Sie lauteten:

1. „Ob bey diesen leüfften besser, gemeiner Stadt vnd landt, Ja eines Jeden wolfarth erträglicher vnd thunlicher sey, bei König Friedrichen Pfalzgraffen, deme inen einmahl pflicht geleistet standthafftig zu beharren oder aber zu Kay. Maytt. Ferdinandt, wie andere Städte sich zu beggeben, vnd also sich dem angebotenen Churf. schutz zu submittiren.

2. Ob nicht dieses alles, vnd do man sich etwan erkert hette, Ihrer Kön. Würden H. Pfalzgraffen zu berichten, vnd dieselbe hierüber zu vernehmen sey, Ob Ihr Maytt. Stadt und Land für allen einfell vnd widriges schätzen könte.“²⁴⁾

22) „weil sichs damit nicht eilen lasse vnd leichtlichen dem Werck zu viel oder zu wenig beschehen könte, do begehrter massen ein categorica resolutio beschehen solle.“ —

23) Das war die vorerwähnte Sitzung.

24) In dieser Sitzung wurde auch über das Schreiben der böhmischen Stände berathen, womit selbe zur Unterwerfung ermahnen. Es heißt darüber im Protokolle: „Weil gleich auch bei diesen R. R. Herren Ritterstandt vnd die Präger 3 Städt des Königr. Beheimb ein unverhoffentliches Schreiben vnd ansinnen hergeschilhet, die gewaltige schlacht vnd niderlag der Ihrigen denuncirt, vnd ds Churf. Friedrich mit den seinigen aus Prag sich in die Flucht beggeben, vnd dessen eydtpflicht zuwdr sie verlassen, doch sie es für ein sonderbahre straff Gottes erkenneten, vnd ds sie unrecht mit rejection Kayser Ferdinandi gethan hatten belen-

Der letzte Passus beweist, daß man den Gedanken an Friedrich noch nicht unbedingt aufgegeben, aber auch von der Lage desselben keine Vorstellung hatte, sonst wäre diese Frage überflüssig gewesen.

Trotzdem man erklärt hatte, den Schutz des Churfürsten von Sachsen anzunehmen und sich gegen Erhaltung der Privilegien und freie Religionsübung zu unterwerfen, hörte der pfälzische Einfluß doch nicht auf, sondern that das Seine, die Gemüther zu verwirren, unberechtigte Erwartungen zu nähren.

Freilich bewahrte der Rath immer seine Besonnenheit und eine durchaus correcte Haltung; aber unter der protestantischen Bevölkerung fand der pfälzische Einfluß doch Boden, wenn er auch nicht durchdringen konnte.

Von der fortgesetzten Agitation in dieser Richtung gibt noch das Protokoll vom 8. Jänner 1621 klares Zeugnis. Da heißt es: „demnach dieselbigen²⁵⁾ widermals ein Schreiben hergeschicket, ds man bey Kön. Maytt. Friderico zu Beheimb bestandhaft bleiben, vnd wessen sich die Ritterschafft vnd Rath gegen denen absonderlichen abgesandten erkleret hette communiciren solle, damitt sie solches an Ihr Maytt. überschreiben könnten, Solle Ihnen kürzlich zugeschrieben werden, ds Ihnen in diesen werth zu ingeriren nicht zustehen will, vnd ds man Weniges wirdt gethan vnd observirt haben, was ehrlichen Leütten dißfals zustehen will.“ —

Aus Allem geht hervor, daß man wohl keine Ahnung von dem hatte, was sich drohend vorbereitete. Man hoffte unter allen Umständen, vornehmlich durch die Intervention des Churfürsten von Sachsen, die Privilegien und freie Religionsübung zu erhalten; um das Ubrige kümmerte man sich wenig und wünschte nur Frieden, da man des unverschuldeten Wirrwarrs müde war. Aber alle Hoffnungen und Anstrengungen erwiesen sich als eitel; auch die ehrlich gemeinte Intervention des Churfürsten von Sachsen vermochte nicht zu leisten, was sie zugesagt.²⁶⁾

Düstere Schatten lagerten sich auch über Eger und das Egerland; schwere leidvolle Jahre brachen herein, die mit ehernem Schritte Kraft und Wohlstand der für ihre heiligsten Interessen und Güter kämpfenden Stadt zermalmten. In der Schlacht am weißen Berge waren die Würfel nicht nur für Böhmen, sie waren auch für Eger gefallen, das sich vergebens darauf berief, sich an dem böhmischen „Unwesen“ nicht theilhaftig gemacht zu haben.

Mit Rücksicht auf den letztern, nicht zu läugnenden Umstand, empfingen die Egerer freilich nach langen, wacker geführten Unterhandlungen das kaiserliche Indulgenz-Patent vom 23. Mai 1623 und wurden nur mit einer Summe von 10000 fl. gebüßt, die sie unter dem euphemistischen Titel einer Gratification erlegen durften. Aber weder diese anfängliche Milde, noch die unter 17. Juli 1625

neten, bannenher wie sie gethan ermahnen thun, die Stände allhier sich nicht wollen verführen lassen, Sondern Ihr vnheil ein Exempel sein lassen, widr den gefalbten des S. sich nicht zu setzen, ingleichen wie sie gethan vmb verbon vnterthänigst zu bitten vnd derohalben bey Fürsten S. Carl v. Liechtenstein wie auch Herzogen in Bayern S. Maximilian anzugeben vnd gnadt zu suchen, wie ds schreiben mehreres besagt.“ —

25) Hans Jakob Hundt, Rittmeister; Georg Andreas Mosßberger, Capitän-Lieutenant und der wiederholt genannte Lorenz Rambstorff aus Waldbassen.

26) Vergl. hierüber: Dr. Franz Kürschner „Eger und Böhmen.“ pag. 97 et seq. Und: Ed. Rittel „Kursachsen und die Gegenreformation in Eger.“ Im Programme des Egerer l. l. Obergymnasiums von 1869.

erfolgte ausdrückliche Bestätigung ihrer Privilegien hinderte; Eger factisch als königlich böhmische Stadt zu betrachten und in der Folge demgemäß zu behandeln.

Eger mußte seit 1628 die rücksichtsloseste Rekatholisirung über sich ergehen lassen und dabei zusehen, wie seine politischen Sonderrechte trotz aller Proteste Schritt für Schritt ignorirt und factisch aufgehoben wurden. Eine neue Aera hatte begonnen, die durch die Antwort, die Kanzler von Kostitz im Jahre 1628 Egerer Abgeordneten in Prag gab²⁷⁾ angekündigt wurde. Ein Jahr später sprach der Kaiser in einem Rescripte an die böhmische Statthalterei gradezu die Absicht aus, das Egerland dauernd mit Böhmen zu vereinigen.²⁸⁾

Künstler der Neuzeit Böhmens

von

Professor Rudolf Müller.

VI.

Joseph von Führich.

(Fortsetzung.)

Wanderjahre.

Eine bedeutende Bereicherung und Erweiterung seiner nun nach einem bestimmten Ziele strebenden Anschauungen, gewährte, wie der Künstler selber gestand, eine 1823 unternommene Reise nach Wien. Vor Allem zog ihn seine Vorliebe für Dürer zu dessen, der dortigen kaiserlichen Belvedere-Galerie angehörigen Werken;* zugleich wurde er aber auch angezogen von dem, was sich hier von altitalienischer Kunst befindet, ihrer innigen Verwandtschaft in Geist und Auf-

27) „Ihr seyd keine Reichsstadt, sondern des Königs von Böhmeib Underthanen“ zc. Relation von 1626.

28) Dr. Franz Kürschner a. a. O. p. 113.

*) Nächste Frucht dieser Reise war eine große, 68 Cmt. hohe, 51 Cmt. breite Radirung: Die Anbetung der hl. 3 Könige — in offner Landschaft — darstellend. Altarbildgemäß angelegt, Maria mit dem Kinde nebst Joseph auf einem erhöhten Sitzraume; links eine Gruppe andächtiger Hirten, rechts die adorirenden 3 Könige; oben auf zwei schwebende Engel in symmetrischer Gegenüberstellung zu einer Sternen-Gloriole, leuchtet aus dem großartig angelegten, energievoll gezeichneten Ganzen doch deutlich hervor der dafür von dem berühmten „Dreifaltigkeitsbilde von Dürer in der kaiserl. Belvedere-Galerie erhaltene Impuls. Die Skizze hiezu, in Tusch ausgeführt, befindet sich im Reichenberger Museum; die Kupferplatte mit der fast vergessenen Radirung kam aus dem Nachlasse der Pet. Bohmann'schen Erben in den Besitz von J. Manz in Regensburg, welcher jüngst wieder neue Abdrücke davon dem Kunsthandel übergab.

fassung mit der altd eutschen gewahr. Anderseits gleich mächtig berührt von den Werken des „gewaltigen Rubens,“ vermochte er sich für weiter ebensowenig der Ueberzeugung zu verschließen, ein wie großer Werth einem solchen meisterlichen Realismus innewohne. Während dieser Galeriebesuche noch durch den Custos Ruß mit mehreren jungen Künstlern gleichen oder ähnlichen Strebens bekannt geworden, scheint Führich doch absonderlich nur mit Moriz von Schwind intimen Verkehr gepflogen zu haben. Das artistische Lebenselement, worin sich beide mit jugendlicher Frische bewegten, waren eben die alten Chroniken, Theuerdank, Weißkunig und Verwandtes, nebenbei die Ambraser Sammlung, der herrliche St. Stephansdom, und was von Resten des Mittelalters die Kaiserstadt sonst noch bewahrte. „Ich verließ Wien mit einer Welt von durcheinander treibenden Gedanken und Ideen, die aber alle die Färbung meines Kunstideals, christlicher Romantik, trugen,“ notirte Führich am Schluß dieser Reiseerinnerungen.*)

In nächster Folge alles dessen entstand das „Vater unser“ in einem Cyltus von neun Blättern**). Das originelle Titelbild, gleichsam Inhaltsanzeige, giebt in sieben arabeskmrahmten Bildchen die auf Bibeltexte zurückgeführten sieben Bitten — Geburt Christi, Christus am Oelberge, die Speisung der Viertausend etc.; in einer im unteren Theile des Mittelraumes angebrachten Spitzbogen-nische, befindet sich das Portrait des jugendlichen Inventors in Halbfigur.

Das Eingangsbild zu „Vater unser“ zeigt Gott Vater im Wolkenkreise über einer naturalistisch flott gezeichneten, weit ausgedehnten, fruchtbebauten Landschaft, während des Sonnenaufganges.

So recht con amore die romantischen Schwingen bewegend, zeigt sich uns der Künstler erst in den weiteren, den Inhalt der „Bitten“ illustrirenden 7 Compositionen, wobei aber auch wieder jede Gelegenheit benützt wurde alle vordem in Wald und Feld in Empfang genommenen heimatlichen Naturbilder mit einzuflechten. So z. B. bei „Geheiligt werde dein Name“ in der Kirchhoffscenerie, durch welche der fromme Ritter mit Familie zum Kirchlein wallt; in der winterlichen Landschaft über welche der Mönch am Saumthiere, vom Glöckner geleitet, das Ciborium zum Kranken trägt, zur Bitte „Zu uns komme dein Reich.“ Weiter noch bei „Gib uns unser tägliches Brod,“ wo ein Bauer den Acker mit der Ausfaat bestellt, indeß ein Engel hinterher ist mit der Siebkanne. Was der Phantasie an „wilder Romantik“ anhängen blieb, ist trefflich wieder verwerthet in „Führe uns nicht in Versuchung“ und in der Schlußbitte. Eine kleine Galerie der prägnantesten Charaktergestalten finden wir dagegen in „Vergib uns unsere Schuld“ — in einer Beichtszene.

Dem „Vater unser“ schlossen unmittelbar fünf Compositionen zu Bürger's „Wildem Jäger“ an***), die es zwar anmerken lassen daß sie unter Nachwirkung der Faustbilder von Corneli us entstanden sind, trotzdem aber auch wieder außer Zweifel setzen, daß sie frischweg unter der vom Dichter ausgegangenen Anregung entworfen wurden.

Momentan vollkommen gleichgestimmt zu Dichtungen ähnlichen Inhalts,

*) In der „Libussa.“

**) Von des Künstlers eigener Hand radirt, erschien das Vater unser mit Text begleitet von Prof. Ant. Müller 1825, bei Bohmanns Erben in Prag.

***) Diese erschienen 1827, radirt von Ant. Gareis, mit Text begleitet von Prof. Ant. Müller.

identificirte sich über dem in Umrisse fassen derselben damit wohl von selbst die ausgesprochene Sehnsucht, die traut gewordene „große, schöne, hingeschwundene Zeit mittelalterlicher Romantik — in Lied und Bild zu feiern.“

Diese beiden Cyklen indeß bald nach ihrem Entstehen nur als „kümmerliche Versuche“ betrachtend, sollte ihnen des Weiteren erst, „Größeres und Umfassenderes“ ein in Bildern vorgeführtes, volksthümliches Drama folgen.

Durch innige Freundschaft verbunden mit einem Hörer der Rechte an der Prager Universität, Namens Haas von Vertingen, welcher über seine Studien hinaus der Dichtkunst oblag, dabei jedoch der gleichen Richtung huldigte, wie Führich, entwarfen sie zusammen den Plan zur „Genovefa“ u. z. nach dem gleichnamigen Trauerspiele von Ludw. Tieck. Es wurde also Szene um Szene besprochen, im Texte abgegrenzt, hiezu dann Bild um Bild gezeichnet. Endlich war das Ganze zu Stande gebracht und Vertingen hing mit gleicher Liebe an dem Produkte seiner dichtenden Beihilfe, wie der ihm sinnig nachfühlende Zeichner. Bis zum darauf stolz sein brachte es damals freilich keiner von Beiden; galt ihnen das Erreichte doch nur als eine glücklich erstiegene Stufe nach Aufwärts und näher dem gesteckten hohen Ziele. Der Nachzeit blieb es somit vorbehalten, auszusprechen, daß dieses von 1824 bis 1825 entstandene Werk Führich zu einem Range erhob, wie ihn höher damals kein deutscher Künstler einnahm. Ebenbürtig stellte er sich damit zu den vorragendsten — zu Cornelius und Overbeck — in sich vereinigend beide: vereinigend das Strenge von Cornelius mit dem Zarten Overbecks.

Wieder ist — ähnlich dem „Vater unser“ — das Titelblatt, des aus fünfzehn größeren Bildern bestehenden Cklus, gleichsam die Ouverture zum Werke, in welcher alle Hauptmotive desselben skizzirt sind. Die Einleitung giebt die groß und sinnreich angeordnete Szene des Auftretens von St. Bonifacius in der Capelle, in welcher Siegfried nebst Gefolge, bevor des Ausbruchs mit Karl Martell gegen Mahoms Schaaren, die hl. Sacramente empfängt. Das nächste Bild mit dem anheimelnden idyllischen Hintergrunde durchweht ergreifend schon der düstere Leitton des Dramas, angeschlagen im Liede des Schäfers . . . „Dort in kühlen abgelegenen Thal such' ich Ruh' für meines Herzens Qual,“ und läßt uns vorahnen, was im Anhören dessen das Herz des von Liebessehnen erfüllten ritterlichen Golo „überwältigte.“ In weiterer Folge sehen wir, wie Siegfried mannhaft christlichen Ausdrucks sich von seiner ihn kummervoll umfangenden Gemahlin verabschiedet; draußen im Burghof die harrenden Reifigen; hierauf am 5. Platte in der abendlichen Szene — Genovefa mit Gertrud am Schloßbalkon, unterhalb der lautspielende Golo — den Losbruch der Leidenschaft angedeutet, der mit Bezug auf letzteren in Tieck's Worten: „Da fühl ich nun die Feuerflammen,“ ausgesprochen ist, und zugleich die Schürzung des dramatischen Knotens bedeutet, die uns am 6 Platte vorgeführt wird. — Als hinter der Szene geschehen bleibt zu denken, wie Genovefa bereits mit den Worten: „Hinweg! gottloser, ehrvergesner Mann!“ den Liebeswahn Golo's zerstörte, und wie dieser in blinder Leidenschaft seine Herrin ehebrecherischen Umganges mit ihren alten Diener und Vorleser Drago vor dem Hausgesinde angeklagt, daraufhin auch die Vollmacht zur Einkerkung beider usurpirt habe. Was wir nun im Bilde sehen ist wie Golo mit den von ihm haranguirten Dienstleuten in das Frauengemach eindringt, Genovefa majestätisch von ihrem Sitze erhoben, sich ihm strengsten Ausdrucks zuwendet als spräche sie richtig die ihr vom Dichter in den Mund gelegten Worte: „O, Golo! mochtest du so tief versinken?“ — Einen gleich treff-

lichen Gegensatz zu diesen wilden Anstürme des Verläumders und seiner Gefellen giebt der ruhig über seine Postille aufblickende Drago. — Die für den Fortgang aus dem umfangreichen Texte herausgeschiedenen Worte Golo's: „Holbe Genovefa.... ein Wort, ein Kuß, nur einmal in den Armen, am Herzen dich gefühlt, und du bist frei,“ dazu die Antwort: „Und könnt ich frei sein, möcht ichs nimmer werden,“ erhielten ihre meisterhafte Umzeichnung in der Kerkerzene — Blatt 7. Im Uebergange zum 8. gilt's abermal einiger Voraussetzungen. So vor Allem, daß sich Golo, seinem bereits auf heiler Rückkehr begriffenen Herrn gegenüber zu decken gesucht, ihm die Botschaft von der Untreue Genovefas entgegenesandt habe, und zu größerer Sicherheit in eigener Person bis Straßburg entgegengereist sei, und hier im Einverständnisse mit der Zauberin Winfrida das Trugspiel zum Abschlusse zu bringen.

Das Bild versetzt in das unheimliche Laboratorium Winfrida's, welche dem von Golo dahin geleiteten Siegfried im „Zauberspiegel“ die ihren Diener Drago inbrünstig umarmende Genovefa vorgaukelt, während, wie wir ebenfalls wahrnehmen, der behaglich dem höllischen Spiele und seiner gelungenen Wirkung — auf Siegfried — zusehende Anstifter eine wohlgefüllte Börse in die Hand der Zauberin gleiten läßt. Mit der Nachwirkung dieser teuflischen Gaukelei macht uns das 9. Blatt vertraut, auf dem wir, gemäß erschlichenen Befehles von Siegfried: „Die Schändliche zu strafen,“ die inzwischen im Kerker gewordene Genovefa in ein Felsenthal versetzt finden, wo sie kniender Stellung zwei zu ihrer Ermordung bestellte Männer, von sich und ihrem Säuglinge abzuwehren sucht. Gleichwohl bleibt uns zu errathen, daß diese Weiden sich augenblicks über die blutige That nicht einigen konnten, noch menschlicher Regung zugänglich blieben, in Folge dessen wir im nächsten Bilde der geretteten, stillen Dulderin sammt ihrem „Schmerzenreich“ in der gemüthlichsten Waldeinsamkeit wieder begegnen. In dieser Composition vereinigte der Künstler dann aber auch Alles, was er je noch im Walde erlauschte, um zu Ehren der aus der Welt geschiedenen „heiligen Pfalzgräfin“ eine Einsamkeit zu schaffen, wie sie sinniger und schöner kaum zu denken bleibt. Wir finden auf der dichtungswaldeten und quellumsäumten Zufluchtsstätte das gesammte, stillwaltende Völkchen der Wildniß zu Dienst und Kurzweil herbeigezogen: von der zur Amme des Schmerzenskinds bestellten Hirschkuh und den zu Gespielen ihm beigegebenen Häsleins, bis auf die tänzelnde Bachstelze, das allezeit sprungfertige Eichhörnchen und das lichtscheue Käuzchen. Die Hauptgruppe bildet die im Anblicke eines mit dem Crucifix niederschwebenden Engels in die Knie gesunkene Genovefa.

Die kommende, Grauen erweckende Nachtszene zeigt den vom Gewissen gequälten und des Verrathes unsicher gewordenen Golo im Begriffe, Venno seinen Helfershelfer durch gewalthätiges Hinabstürzen von der Felsenhöhe zu ewigem Schweigen zu bringen. Die in großen, markigen Zügen geschilderte dunkle That hat ihren Zeugen in dem mysteriösen „Pilgrim“ — den uns der Dichter als den ruhelos umherirrenden Vater des „aus schlimmer Ehe“ stammenden Golo bekannt gibt.

Die wunderbarer Seelentiefe erfaßte Szene — wie Siegfried während der Jagd im Verfolgen der Hirschkuh Genovefa wiederfindet — bringt das 12. Blatt; ihr folgt die des ungemein schön angeordneten feierlichen Heimzuges der Wiedergefundenen; und hierauf die Darstellung des Actes der Sühne an Golo, der nun „im kühlen abgelegenen Thal“ seine Nichtstätte gefunden hat. Von ergreifender Wirkung ist die über der Leiche trauernde Gestalt des Schöpfers, aus dessen

Munde Golo jene schwermüthigen Liebesstrophen einst vernahm. Das Schlußbild geibt das vielbetrauerte, selige Hinscheiden der edlen Dulderin.

Als ich behufs der flüchtigen Umschreibung dieses herrlichen Silbercyklus zum Schlusse und Beiseite legen desselben gekommen war, kam mir erst wieder der große Unterschied zwischen den Kunstverhältnissen von damals und von heute zum erneuten Bewußtsein. Geräuschlos entstanden, lag das große, eine neue Kunstepoche bezeichnende Werk noch lange nach seinem Entstehen in stiller Klausur; weder der Mann der Feder, noch der des Griffels, strebten bei diesem, unter gegenseitiger Aneiferung zu Stande gekommenen Werke sonderlich anderes an als ein gemeinsames Näherrücken ihrem Ideale — und was über diese Selbstbefriedigung und etwa noch über die Werkstatt hinaus damit geschehen sollte, dessen scheint Führieh am wenigsten bekümmert gewesen zu sein. Wohl trug er sich vielfältig mit „Kunstplänen,“ dafür „bestoweniger noch mit einem Lebensplane.“ Weiterblickend für ihn — wie wir annehmen dürfen — war schon sein Freund Vertingen, dieser repräsentirt doch schon ein Etwas von „Reclame.“ Es spricht dafür der Umstand, daß dieser, bald nach Vollendung der Genovesa in die Residenz übersiedelt, sich die Zusendung erbat, und im Kreise seiner Bekannten nicht allein für die Zeichnungen, sondern auch für den Zeichner Gunst zu erwerben suchte. Unterstützt dabei von dem Hamburger Maler Karl Waagen, welcher auf der Reise nach Italien sich zeitlang in Wien aufhielt und Zutritt in die maßgebenden Kunstkreise gefunden hatte, vermochte Haas von Vertingen über kurz schon seinem geistigen Genossen zu berichten: „Der Anblick deiner Zeichnungen hat dir einen Kreis edler Gönner erworben, welche bereit sind zur Verabfolgung einer Pension für den Aufenthalt in Italien und Rom auf ein oder mehrere Jahre.“*) Der Brief schloß mit der dringenden Aufforderung, das großmüthige Anerbieten so schnell als möglich zu benützen und sich zur Abreise über Wien nach Italien schleunigst vorzubereiten. — Erklärlicher Weise versetzte dieses Quästionschreiben die gesammte Führiehfamilie in die größte Aufregung, die freilich wieder eine verschiedenartig geäußerte war, je nach der Familienindividualität. Indes sich also Vater Führieh voll der Freude zeigte, einen längst gehegten Herzenswunsch endlich erfüllt zu sehen; Mutter und Schwester ihrer Trauer Ausdruck gaben über den bevorstehenden Riß in's schöne Zusammenleben — zeigte sich der direct und so dringend Angerufene selber in der größten Verlegenheit, und wußte am spätesten über sein Empfinden und Wollen ins Klare zu kommen. „In der Kunst jederzeit im regen Vorwärtstreiben, aber im Leben allen, wenn auch vortheilhaften, Umwälzungen das friedliche stille Einerlei des Gewohntnen vorziehend,“ glich seine Ueberraschung beinahe einer Verstärkung. „Indes die Menge der überwiegenden Gründe, die eine Ablehnung als die größte Thorheit erkennen ließen,“ siegte schließlich doch über alle Bedenken, und wurde „die dargebotene Wohlthat mit gebührendem Danke angenommen,“**) lauter das naive Selbstgeständniß.

Einer weiteren Mittheilung entnehmen wir, daß im Spätherbste 1826 — in voller Bereitschaft für die Römerfahrt — die Abreise nach Wien erfolgte. Dort zwar über Erwarten noch hingehalten durch allerlei mit der Reise nach Ita-

*) In der „Matrit“ der Prager Akademie ist seinem Austritte von dort beibemerkt: „reiste als Pensionär einer adeligen Gesellschaft 1826 nach Rom.“

**) Zu vergl. mit d. Biograph. Notizen in d. „Eibissa.“

lien verbundenen Curialien, verknüpften sich dafür alle jene mittelbaren Bekanntschaften — durch die Genovesa-Zeichnungen — dann unmittelbar und für die Dauer mit dem Künstler. Besonders waren es Friedrich von Schlegel und dessen wegen ihren seltenen weiblichen Vorzügen allgemein hochgeachtete Gemahlin, welche sich für ihn thätig zeigten und auch nachhaltig auf ihn einwirkten.

Im Vänner 1827 dem Fürsten von Metternich vorgestellt, gnädigst empfangen und mit Empfehlungen an die österreichische Gesandtschaft in Rom versehen, konnte hierauf unverzüglich die Fahrt angetreten werden.

Nach einigen Tagen Aufenthalt in Venedig ging es über Bologna, Ancona direkt auf Rom.

Ueber die Reise dahin und die Ankunft daselbst, über die dortigen ersten Eindrücke und späteren Wahrnehmungen Ausführlicheres für den „Anhang“ vorbehaltend, will ich hier zunächst nur die Actionsmomente aneinanderreihen.

Gleich allen, mit künstlerischem Sinne Ausgestatteten vom Anblicke dieser, nach Idee wie realem Bestande überwältigenden Stadt während der ersten Umschau in schweigsames Staunen versunken, entstrebte diesem Rückhalte eben auch die solchen gemeinsame Sehnsucht nach Erguß der durch den Anblick gewonnenen Ueberfülle von Empfindungen. Es wollen Theilnehmer, sinnesverwandte Genossen dafür gefunden werden. Diese, das wußte Führich beiläufig schon, waren zunächst nur im Café greco — dem gewöhnlichen Sammelplatze der deutschen Künstler — zu finden. Dort zuvörderst nach Carl Waagen, dem freundlichen Protector seiner Genovesa in Wien forschend, bedurfte es blos noch des Zuwartens bis zur Abendzeit, um sich mit dem bisher persönlich Unbekannten ins Einverständnis setzen, in ihm sofort auch den ersehnten Genossen gewinnen zu können.

Von Wien aus bereits angemeldet und im Kreise der deutschen Künstler erwartet, behob sich mit dem Eintritte in das Café greco für Führich dann ohne weiters auch das Fremdsein in Rom. Mit Waagen schloß sich ihm zugleich intimer der als Maler und Kunsthistoriker bekannte Göttinger, Dr. Carl Desterley an. Im Geleite dieser beiden, dann hastvoll mit den gesammelten Kunstschätzen — des antiken und mittelalterlichen, so wie des neuen und neuromantischen Roms bekannt geworden, erweiterte sich gewissermaßen stationsweise auch der Kreis der Collegen und Freunde. Diesem Kreise möglichst nahe zu bleiben, bezog Führich ein Quartier am Monte Pincio.

Schon war er mittlerweile mit dem edigen und spitzwizigen Prachtexemplare eines Sonderlings, mit Jos. Koch*) in gutes Einvernehmen getreten; hatte den in stiller Erhabenheit schaffenden Overbeck für sich gewonnen; trauten Verkehr angebahnt mit dem ritterlichen Julius Schnorr von Carolsfeld und dem heiter ernsten Philipp Veit;** hatte überdies in dem mit Orden aller europäischen Mächte decorirten Bertel Thorwaldsen einen zärtlichen Freund gefunden, aber, ehrlich eingeständenerweise fühlte er sich bis dahin noch immer schaffenslahm. Interpretirend bleibt dem allerdings beizufügen, daß wer immer, sei es im rein künstlerischen oder im wissenschaftlichen Interesse — das nach seinen historischen Schätzen unermeßliche — Rom besuchte, vom ersten Ueberblicke dieser Schätze sich gleicherweise mächtig angeregt wie bedrückt fühlt. Künstlern namentlich, wird

*) Berühmt durch seine Landschafts-Adirungen, sowie durch seine Fresken aus Dante's göttl. Comödie in der Villa Massimi.

**) Später Director der Frankfurter Kunstschule.

unter den anfänglichen Eindrücken dieses Schaffensreichtums von Jahrtausenden alle Productionskraft erlahmen, und wird es bei den meisten der allmäligen Assimilation jenes Sehstoffes bedürfen, bevor die überreizte Phantasie wieder normal thätig und fügsam geworden der vorgesezten Aufgabe.

Daß es Führich nicht anders ergangen, dafür sprechen deutlich seine eigenen Worte, mit welchen er eingesteht: „Se gedrängter und mächtiger die Eindrücke waren, die Rom und römisches Leben auf mich übten, je mehr stieg in mir wohl der Drang etwas zu schaffen; allein trotz meiner noch immer lebendigen Vorliebe für Romantik brachte ich es doch auf jenem Boden, mit Ausnahme eines kleinen Cyklus aus Tieck's „Runeberge,“ den ich im Auftrage des Hrn. Hugo Altgrafen zu Salm componiren mußte — vorläufig zu keiner eigentlich romantischen Stimmung und Idee, noch weniger zur künstlerischen Behandlung eines solchen Stoffes.“

Blicken wir bei dieser Gelegenheit wieder zurück auf den Bildungsgang des Künstlers, dann bleibt freilich auch vorauszusetzen, daß ihm Rom mit ihrer Geschichte, an sich Geschichtswerk höchster Bedeutung, auf Schritt und Tritt als Examinator gegenüber stehen und Zumuthungen stellen mußte, für welche ihm die Propädeutik abging. Vor den Erinnerungsstätten und Schaffungswerken des christlichen Rom wohl zu Theil in Affonanz mit den aus der Jugend bewahrten Anklängen, stand er zur antiken Roma doch etwa nur vermöge vorübergehend aufgenommenener Reminiscenzen oder ästhetischer Schlagworte aus der Zeit des Sturmes und Dranges in beiläufiger Beziehung.

Wie groß und vielsagend ihm also auch die Ruinen derselben vor Augen standen, vermochte er vorerst keine rechte Anknüpfung an sie zu finden: (indess nach anderer Seite, unter Vermittelung jener, aus dem Gemüthe wiederklingenden Erinnerungen sich ihm leicht über die Gräber der Glaubenshelden hinaus, in der fortlebenden, in einem großartigen Cultus sich manifestirenden Kirche, das christliche Rom homogener und darum verständlicher zeigte. In Uebereinstimmung steht damit, was der Künstler selber aussprach:

„Alle diese Eindrücke und dem Gemüthe sich aufdrängenden Anschauungen konnten, je mehr sie sich des Menschen in mir bemächtigten, auch auf den Künstler nicht ohne Einfluß bleiben“ „Meine einseitigen romantischen Tendenzen traten immer mehr in den Hintergrund zurück, um einer universionellen, auf die Grunddogmen aller Geschichte gestützten Welt- und Geschichtsansicht Platz zu machen Das Wesen einer im angeedeuteten Sinne historischen Kunst offenbarte sich mir in Rom oft auf Momente wie eine überirdische Erscheinung in großen lichtvollen Empfindungen und Gedanken So z. B., wenn ich in der heiligen Woche den Feierlichkeiten in der Sixtinischen Kapelle beiwohnte, bemächtigte sich meiner jene wunderbare Stimmung, jenes eigenthümliche historische Bewußtsein, wo man sich nicht mehr als Individuum denkt, sondern wo dieser Gedanke in dem Allgemeinen der Menschheit aufgeht und dieser wieder nur auf Gott und unser Verhältnis zu ihm, wie auf die Bedingungen dieses Verhältnisses zurückgeht. Die Pforten der Seele, Auge und Ohr, finden hier immer Anknüpfungspunkte der gewaltigsten Art; verweile das Auge auf der Ceremonie am Altare oder auf den Schöpfungen Buonarrotti's an Wand und Decke, oder lausche das Ohr den gottbegeisterten Harmonien Palestrina's.“*) Ich hebe diese Stellen des Selbstbekenntnisses hier ganz be-

*) Notizen der Selbstbiographie.
Mittheil. XVI. Jahrg. II. Heft.

sonders deshalb hervor, weil sie uns ziemlich genau die leitenden Gedanken darlegen, nach welchen Führich jetzt den Ausbau seines geistigen Anwesens zur Vollendung brachte.

Wie bereits angedeutet, bald nach seiner Ankunft mit den vorragendsten, in Rom weilenden deutschen Künstlern in engeren Verkehr getreten, scheint es doch immer noch des längeren Zusammenlebens bedurft zu haben, bis daß über die allgemeine Collegialität hinaus durch ein gegenseitiges Ermessen der Künstlerschaft die Gleichartigkeit zum Vollbewußtsein gekommen sei. Beste Gelegenheit hiefür gab vereinigtcs Schaffen. Unter den ausgezeichnetsten Historienmalern: Dverbeck, Beit, Schnorr u. A. bestand nämlich ein sogenannter Compositionsverein, wo gestellte historische Aufgaben gemeinschaftlich gelöst und die gelösten gegenseitig besprochen wurden. Die Zahl der Theilnehmer war auf eine gewisse kleine Anzahl beschränkt. Durch die Abreise eines Mitgliedes Ludw. von Maidol aus Dorpat entstand aber eine Lücke, in welche Führich ohne weiters eintreten durfte. Und nächste Frucht dieses gemeinsamen Wirkens und gegenseitigen Ermessens war, daß Meister Dverbeck eines Tages den Novizen auffuchte und frug, ob er die Vollendung des Tasso-Zimmers in der Villa Massimi nach eigener Composition übernehmen wolle. Gebunden bleibe er dabei blos an das bereits festgestellte Programm. Versteht sich bejahte der Befragte freudigen Herzens — nicht ahnend dabei, welches Aufsehen und vielseitige Vereiden dieses ihn auszeichnende Vertrauen erregen würde. Für Dverbeck, welchem die Ausführung des gesammten Tasso=Cyklus *) vom Fürsten Camillo Massimi übertragen war, lag jetzt als Hinderniß der Weiterarbeit ein großer Auftrag für die Portiuncula-Kapelle bei Assisi im Wege. Fertig bis auf 3 Darstellungen blieben diese nun mit Zustimmung des Fürsten Führich übertragen. Gegenstand derselben war: Rinaldo in der Schlacht von Armida verfolgt; Rinaldo fällt die Zauber-Myrthe, und Gottfried von Bouillon siegreich mit seinem Heere vor Jerusalem legt betend seine Wehr am hl. Grabe nieder.

Damit endlich auf festen Boden gebracht — und zwar auf jener Stelle, die es einschließlicb der Casa Bartholdi als die Geburtsstätte der neueren deutschen Kunst zu betrachten gilt: von der aus sie im Wettstreit mit den klassischen Vorbildern in großartigen Fresken sich wieder erhob, um stolzen Schrittes dann in die von König Ludwig I. in München geschaffene neue Heimat einzuziehen und für ganz Deutschland nachzuwirken — erschloß sich für Führich damit zugleich die Arena, auf welcher er in den öffentlichen Wettkampf einzutreten vermochte mit den besten seiner in Rom zu Ehren gekommenen Zeitgenossen. **)

Wiedergewonnener Energie an der Vorarbeit — den Cartons — für die Fresken der Villa und nur nebenbei an der Composition für einige von anderer Seite erhaltene Aufträge entwickelte sich über diesem auf ein vollständig neues

*) In welchem auch der von Führich in Dresden bewunderte Carton „Olin und Sophronia auf dem Scheiterhaufen“ (Vergl. Seite 267 des IV. Heftes der „Mittheilungen“) ausgeführt war.

**) Dverbeck, Ph. Beit, Cornelius und Schadow vordem schon zu Namen gekommen durch die Geschichte des ägyptischen Josephs umfassenden Fresken in der Casa Bartholdi, vertheilten sich die jetzigen in der Villa Massimi, den 3 großen italienischen Dichtern: Dante, Tasso, Ariosto entnommen, wieder an Dverbeck, Beit, Schnorr und Koch. Cornelius wirkte dormal schon in München.

Gebiet angewiesenen Schaffen unversehens auch die bislang von der Vorliebe für Dürer beeinträchtigte *stylistische Selbstständigkeit*.

Gleichsam durch den Zusammenstoß seiner vom strammen altdeutschen Wesen beeinflussten Anschauung mit der jetzt erst in ihrer ganzen Lieblichkeit erkannten altitalienischen Kunst und unter Vermittlung der südlichen, schöngeistigen Natur zur Prüfung seiner bisherigen Geschmacksrichtung gedrängt, vollzog sich jener Uebergang, der, obschon nicht eigentlich zugestanden, doch thatsächlich in der vollkommen selbstständigen Stylisirung aller folgenden Werke zur Schau kömmt. Die nächsten Belege hiefür sind die nach ihrer Folgereihe in's Auge gefassten Tasso-Fresken in der Villa Massimi. Merkwürdig ist hiebei, daß Fürhich, wie selbst-ansprechend er vor kurzem noch dem Romantiker in sich gegenüber stand, dieser Auffchwung doch gerade wieder unter den Auspizien der Romantik — diesmal freilich der italienischen des Tasso — in Szene ging.

Ueber der Fortentwicklung dieses unsere Aufmerksamkeit fesselnden Läuterungsprozesses, welchen der Künstler selber als „einen fortwährend innerlich tief erregten Zustand“, „eine Art beständiger Fluth“ charakterisirt, kommen wir zu einer Episode von ganz besonderem biographischem Werthe.

Schon mit der Arbeit in der Villa Massimi bedeutend vorgerückt, kam nämlich König Ludwig v. Baiern, der sich für die Schöpfungen in dieser Villa ganz besonders interessirte, nach Rom und erhielt Fürhich bald darnach eine Einladung zur königlichen Tafel. In Gesellschaft Kochs, welcher ebenfalls geladen war, in der Villa Malta, wo der König wohnte, angekommen, empfing ihn dieser auf das huldvollste, wies ihm beim Diner den Platz zu seiner Linken an (den rechts erhielt Koch,*) und wie das in der Art des kunstsinigen Regenten lag, wurde die Conversation alsbald eine so ungezwungene, rege, allen Etiquettenzwangs befreite, daß sowohl König Ludwig, wie die beiden Künstler, nach Herzenslust ihre Zukunftspläne zu entrollen vermochten. Während Koch, gewohnheitsgemäß an Rom festhielt, wo er nach vielen Irrfahrten den zusagenden Rastort und auch den seiner Sonderheit entsprechenden Spielraum gefunden hatte, berührten Fürhich, der jetzt noch ungestümen Dranges ausblickte nach der Stätte seines Ideals, die glanzvollen Pläne des Königs für München ungleich nachhaltiger, umsomehr dann, als dieser über der Verabschiedung auf das unzweideutigste äußerte, er hoffe ihn bei der Rückkehr nach Deutschland in München zu sehen, wo er eben so freundlichen Aufenthalt, als „angemessene Beschäftigung“ finden könne.“

Ohne mich hier in die Tragweite dieser Invitation und ihrer eventuellen Folgeleistung für unseren Künstler einlassen zu wollen — weil ich damit auch der möglichen Entfremdung desselben für Oesterreich das Wort führen müßte — referire ich statt dessen bloß: Fürhich blieb trotz der schönen Zukunftsbilder, welche die Worte König Ludwigs in seiner Phantasie hervorriefen, festgehalten in geweihtem Kreise seiner kindlichen Pflicht. Er „schrieb zwar etwas davon nach Prag an die Eltern“, erhielt in Folge dessen aber durch seinen Freund und Protector Prof. Schuster eine Gemahnung „an seine Dankeschuld für Wien, begleitet durch einige Worte von Anhänglichkeit an das Vaterland und der Bemerkung: Fürst Metternich habe die Absicht geäußert, ihn nach der Residenz ziehen zu wollen“..... und es reichten diese Winke hin kindlichen Sinnes zu verzichten

*) Die anderen Tischgenossen waren Graf Seinsheim und Graf Arlo.

auf die vorausichtlich glänzende Carriere im Auslande zu Gunsten einer bescheidenen — allerdings erst noch schwer zu erringenden — Existenz in der Heimat!

Ueber der Durchführung der 3. Freske in der Villa — dem Hauptbilde: Der siegreiche Einzug der Kreuzfahrer in Jerusalem und die Lösung des Gelübdes Gottfrieds von Bouillon's am hl. Grabe — dadurch gehemmt, daß, im Sinne der mittelalterlichen Motivbilder, der Fürst Massimi sammt den Angehörigen in Figura darauf angebracht werden mußten, die Portraits aber erst nach längerem Zuwarten zusammengebracht werden konnten, complicirte sich der Auftrag zugleich in anderer Richtung. Oberbeck kam nämlich noch auf den Gedanken, unter den Bildern längs des ganzen Raumes, nach Art des Constantinsaales unter den vatikanischen Stanzten, ein Grau in Grau, auf Goldgrund gemaltes Fries durchzuführen, welches eine Art historischer Verbindung zwischen den Bildern selbst vermitteln sollte. Von ihm begonnen mit der einen Darstellung: die Knechtschaft der Christen unter dem sarazenischen Soche zu Jerusalem, dann aber wieder zur Fortsetzung seiner Arbeit bei Assisi genöthigt, blieb der übrige Theil zur Composition und Ausführung gleichfalls F ü h r i c h überlassen. In Uebereinstimmung mit Oberbeck kamen außer einigen Einzelszenen (Zwischenbildchen) „der Hölle Rath der Dämonen gegen die Christen“, „der Wassermangel im christlichen Heere“, „das erste Erblicken der hl. Stadt“ und „die Bußprocessionen der Kreuzfahrer vor dem entscheidenden Sturme auf Jerusalem“ als Friesgemälde zur Stelle.

Zeigt schon die fortschreitende Arbeit in den 3 großen Gemälden die successiv vollkommen gewonnene Herrschaft über die schwierige al fresco Technik, die Composition eine stetig zunehmende innigere Verständigung mit dem großen Dichter, so bleibt doch immer noch zuzugestehen, daß in den Friesbildern alle Einzelvorträge vereint sind, diese daher zu dem besten gehören, was je noch deutsche Künstler Rom einverleibten.

Bevor der Vollendung des Ganzen waren nahezu 3 Jahre verfloßen; wie wehmuthsvoll es auch geschah, mußte endlich doch der Heimkehr gedacht werden. Abgesehen von dem ganz eigenthümlichen Zauber, den Rom, sei es nach seiner antiken Zeit, seiner Cinquecenti-Periode oder nach der Gegenwartsphysiognomie auf den hier weilenden übt, namentlich jener Zeit unbeeinträchtigt, freundlich internationalen Verkehrs übte, hatte sich F ü h r i c h ebenso durch seine Schaffensfähigkeit, wie durch sein treuherzig frisches, umgängliches Wesen weit tiefer, als er ahnte, eingelebt in den Kreis seiner römischen Kunstgenossen.

Und wie divergirend im Einzelnen die verschiedenen Landsmannschaften vermöge ihrer confessionellen Sonderheit sich zu einander verhielten, einigte hier auf der unübersehbaren Pilgerstätte doch alle das gemeinfame Ziel künstlerischer Vervollkommnung. — Finden wir in seinen, späterer Zeit niedergeschriebenen biographischen Notizen auch schon einen gewissen Unterschied gemacht im Ab- und Zuwägen des Werthes dieser ihm in Rom Nahegestandenen, so vermögen wir gleichwohl herauszufühlen, es hänge solches dann weniger mit dem Gemüthe, als vielmehr mit seinem dogmatischen Eifer zusammen. Bezeichnend nach dieser Richtung ist, was er in Bezug auf Kadlit notirte:..... „Ich schloß im Laufe der Zeit innigere Freundschaft mit meinem Landsmanne Kadlit, den ich zwar schon in Wien gekannt, aber mit dem ich mich damals weniger verständigen konnte. Er hatte früher Philosophie studirt, und durch sie war er in eine schiefe Stellung zur alten geoffenbarten Wahrheit gekommen. In Rom aber, wo jede bessere Natur von den ernstesten Lebensfragen berührt und beunruhigt

wird, auf welche dort auch Antwort wird in Rom fing er an jene höheren Bedürfnisse des Herzens zu fühlen, die nur im wahren Glauben Befriedigung finden.“..... Gleich nachdrücklich ist diese Seite betont bei Erwähnung der innigen Beziehung zu T u n n e r (später Direktor der Kunstschule in Graz); zu den Architekturmalern Schulz und Rothländer aus Danzig; zum Landschaftsmaler Wilhelm Ahlborn aus Hannover und dem Historienmaler Adolf Zimmermann aus Lobenau; — die letzteren allerdings sämtlich Lutheraner, waren sie in Rom mittels der Toleranz echten Künstlerthums dennoch sammt und sonders gut Freund geworden. Reflexionen, wie sie also später über dem Zurückblicken auf die Geschehnisse und persönlichen Berührungen jener Zeit der Feder anvertraut wurden, dürften doch mehr oder weniger auf einen vorübergehenden Anlaß zurückzuführen sein.

Fester und inniger wie mit den Genannten knüpfte sich übrigens das Freundschaftsbündnis mit Eduard Steinle, der Anfang 1828 von Wien aus nach Rom kam. Zwar fast um ein Jahrzehnt jünger, doch von seltener geistiger Reife, behob den Unterschied im Alter die vollkommen gleichartige, künstlerische Rüstigkeit. Steinle trat zugleich durch die Mitarbeit in degli Angeli bei Affisi in das trauetste Verhältnis zu D o r b e c k, mit dessen Geist und Formen er sich dann auch nahezu identifizierte.

Die Arbeiten in der Villa Massimi, obschon gering honorirt, ermöglichten dem sparsamen Führich dennoch die längstersehnte Reise nach Neapel, die nach Schluß der Arbeit in Gemeinschaft mit Zimmermann angetreten wurde.

Ein glücklicher Zufall führte ihn in der Stadt des „Sehen und Sterbens“ noch mit dem von Prag aus befreundeten Dichter August Kopisch — der sich schon seit Jahren dort aufhielt — zusammen. In seiner Begleitung wurden die Kunstschätze und Alterthümer Neapels betrachtet, der Vesuv bestiegen, Camaldoli, Puzzuoli, der Golf von Bajae und andere durch Kunst, Natur, Alterthum und Geschichte berühmte Punkte besucht.

In Fortsetzung der Reise, für welche mittlerweile die Gesellschaft eine vermehrte geworden, namentlich durch den genialen Landschaftsmaler Karl Blechen aus Berlin, ging es über Portici und Resina nach Torre del Greco, das über dem begrabenen Herculaneum erbaut ist, und nach Torre dell'Anunziata, wo Raft gehalten und beim funkeln den Lacrima Christi der Feuerarbeit des Vesuv's gemüthlich zugeesehen wurde.

Am Morgen des nächsten Tages auf dem Wege nach Pompeji stationirte die Gesellschaft schließlich in Salerno, von wo Führich und Zimmermann den Ausflug nach Pästum, später den nach den Inseln Capri, Ischia und Procida unternahmen. Volle 6 Wochen verfloßen bevor der Wiederrückkehr nach der Liferstadt, wo übrigens das Bleiben nur mehr ein kurz zugemessenes sein konnte, weil die Heimreise „allen Ernstes“ angetreten werden mußte. „Der Abschied fand in einer der schönst gelegenen Osterien vor der Porta Salara statt, von wo man eine herrliche Aussicht über die Campagna in die Sabiner und Latineergebirge genießt; wehmüthige Heiterkeit war die herrschende Stimmung, die sich bald der ganzen Gesellschaft mitgetheilt hatte. Meine Freunde begleiteten mich mit Fackeln nach Hause.“..... „Für den nächsten Tag der Abfahrt, den ich lange gefürchtet, hatte ich sie gebeten mich nicht zu begleiten; indeß konnte ich damit nicht verhüten, daß eine Menge von ihnen bis nach Ponte Molle, wo ich den Veturino erwartete, mit mir gingen. Wir leerten zum Abschiede einige Flaschen Orvieto. Meine

Blicke hingen zum letzten Male an der ewigen Stadt, mein Gemüth war bekommen..... Endlich, als die Sonne sich zum Untergange neigte, rasselte unter den Schellen seiner Maulthiere der Beturino heran; thränenvollen Auges reichte ich die Hände zum Abschiede“, *) und..... fort ging's auf Assisi, wo Overbeck und Steinle, welche wegen der Arbeit in der Portiuncula-Kirche am Abschiedsfeste nicht Theil nehmen konnten, schon zu gegenseitigem Abschiede harrten.

Auf der Weiterfahrt verweilte Führich in Perugia, dieser an Kunst so reichen Stadt, wo, nebenbei bemerkt, Raphael seine Jugend im Hause des Meisters Pietro verlebte, 5 Wochen. Von hier ging es dann über Arezzo und Cortona nach Florenz, wo ein 6 wöchentlicher Aufenthalt genommen, die Geburtsstätte Fra Angelico's, das Städtlein Fiesole und Pisa mit seinem wunderbaren Campo santo besucht wurden. Die Weiterreise erfolgte über Bologna, Ferrara, Padua mit entsprechendem Aufenthalt da und dort, mit längerem aber erst wieder in Venedig — der Abschiedsstation von Italien.

In Wien am 5. November 1829 angekommen und hier durch Dankesverpflichtungen, wie durch mehrseitig in Aussicht gestellte Aufträge noch mehrere Wochen gehalten, verschob sich die Rückkehr nach Prag zu seinen schon ängstlich harrenden Eltern bis Ende November.

Nach der Heimkehr.

Die erste, nach dem Wiederzurechtfinden im alten — und scheinbar eng gewordenen Atelier in Angriff genommene Arbeit war eine große Sepia-Zeichnung für den Fürsten von Metternich, die Begegnung Jakobs und der Rahel vorstellend.***) An diese reihte unmittelbar die geniale, im Geiste Fra Angelico gehaltene Composition „Christus absteigend in die Vorhölle“ für den befreundeten, in Prag allgemein bekannten Musiker Vinc. Bartak***). Während dem wurde Führich von der Bohmann'schen Kunsthandlung angegangen, die „Genovefa“ für sie zu radiren, somit die Publication derselben in die Hand zu nehmen. Wohl sogleich dafür geneigt, ergaben sich ihm bei einer aus diesem Anlasse vorgenommenen Durchsicht der „verjährten Arbeit“ dennoch wieder die schwerwiegendsten Bedenken. Das Werk, dem er zuvörderst doch seine Reise nach Italien zu danken hatte, genügte nämlich in seiner alten Form durchaus nicht mehr der von dort mitgebrachten Anschauung. Resolut wurde deshalb das Ganze umgearbeitet.

Ohne den innern Bau der Composition eigentlich zu ändern, wurde durch diese Umarbeitung die äußere Gestaltung doch so zu sagen in neue Formen übergegossen, dabei alles schroff Eckige, altdeutsch Harte, zu Gunsten jener, vom Schönheitsgeföhle geleiteten Naturauffassung, wie sie die italienischen Romantiker vorbildlich zu schaffen wußten, modificirt.

*) Notizen in der Selbstbiographie.

***) Eine Variante dieser überaus keusch aufgefaßten Composition kam als Gemälde auf die Wiener Kunstausstellung vom Jahre 1835.

***), Nach dem Ableben Bartak's gelangte diese in Tusch ausgeführte Zeichnung in den Besitz des Verlegers G. J. Manz in Regensburg, welcher danach wohl nur vorläufig — einen kleinen, recht beachtenswerthen Stich von K a a b ausführen ließ.

Bemerkbar zu machen ist vielleicht bei dieser Gelegenheit, daß jener Kreis, in welchem Führich jetzt wieder wirkte, welchem für Beurtheilung seines künstlerischen Fortschreitens in Italien bisher noch durch keinerlei Schaustellung der Maßstab dargeboten werden konnte, gerade erst mittels dieser Metamorphose der „Genovesa“ dahinter zu kommen vermochte, um wie vieles höher sich der Künstler seither sein Ideal gestellt habe. Mochte sich der Abstand von seinen früheren Publicationen schon in Bezug auf szenische Anordnung und Linienführung in den Gewändern deutlich wahrnehmbar, so wurde dieser noch augenfälliger im physiognomischen Ausdruck der in Action gebrachten Gestalten. Bewunderungswürdiger Sicherheit mittels weniger Striche charakterisirt, traten sie insgesammt als verständliche, zu geistigem Verkehr geeignete Gebilde vor den Beschauer. Wie trefflich dabei die *Radirna del* mitwirkte, mit Außerachtlassung allen Brunkes, schlicht und recht sich innerhalb der bedungenen technischen Grenzen hielt — vermochten dieses auch ganz besonders nur Künstleraugen zu würdigen — so blieb doch bald genug zu konstatiren, daß das allgemein zugängliche, gleichen Grades volksthümliche wie kernhaft Schöne des Werkes an und für sich ausschlaggebend, ja epochemachend gewirkt habe. Nach wenig Monden ihres in die Oeffentlichkeit Tretens hatte die „Genovesa“ nicht bloß in den Kunstkreisen Böhmens, sondern auch in jenen von Oesterreich und Deutschland ihre begeistertsten Verehrer gefunden.

Gewichtige Bestätigung für Letzteres geben die Worte eines gleichzeitigen und ebenbürtigen Künstlers — Julius Schnorr von Carolsfeld — in einem später an meine Adresse gelangten Schreiben: „Mit der ‚Genovesa‘ ergriff Führich uns deutsche Künstler im innersten Wesen, wie es bis dahin erst Cornelius mit seinem ‚Faust‘ gelungen war. Dem einen wie dem andern Werke bleibt die Unsterblichkeit sicher. Wie vieles in dieser Richtung noch geschaffen werden und dem Geschmackswechsel erliegen mag, bleiben diese beiden Werke gewiß immer wieder Ausgänge für ein frischspriekendes deutsches Künstlerthum.“

Bald nach der Heimkehr Führichs mit unter den Kunstbesessenen in Prag weiß ich recht genau Bescheid zu geben, wie uns Jüngern allemal das Herz entbrannte, sobald wir wieder etwas von Führich zu Gesichte bekamen. Waren doch seine bis dahin durch Bohmann veröffentlichten Lithographien und Radirungen heimlicher Weise unsere vorzüglichsten Lehrmittel, die entgegen der akademischen Ordre von Hand zu Hand gingen, mittels deren überdies noch jeder von uns im Kreise seiner Hausgenossen das Mitinteresse zu wecken und zu nähren wußte. Zum vollen, allgemeinen Durchbruche aber kam die Schwärmerei für den geliebten Meister erst dann, als eben nach der Rückkehr aus Italien die Radirungen zur Genovesa erschienen. Von da an war er unser offen erklärter Führer.

Diese Führerschaft erstreckte sich übrigens jener Zeit nicht allein auf die jungen Künstler; das Quartier Führich bedeutete bereits im Allgemeinen eine Werkstätte für die geistig anregende Thätigkeit, oder, wenn man will, eine Versammlungshalle für die in der königlichen Molbaustadt verkehrenden „Ritter vom Geiste“.

Und wer mit seinen Erinnerungen noch zurückreicht bis in den Anfang der 30er Jahre, wird gern zugestehen: es gab damals in Prag ein ästhetisches Regnen und geistiges Vorwärtsdrängen, welches im Vertrauen gesagt von jenem Künstlerherde ausgehend, allmählig weiter und weiter in die affiliirten Gesellschaftskreise eingriff, endlich auch dem gesammten öffentlichen Leben eine verschönte Physiognomie verlieh.

Das vordem schon dem „jungen Führich“ zugewandte Interesse gewann seine

natürliche Steigerung, nachdem er mit der traditionellen Künstlerweihe versehen aus Italien wieder heimgekehrt war. Professor Anton Müller, berufsgemäß bereits sein Interpret gewesen bei der Herausgabe des „Vater unsers“ und des „Wilden Jägers“, waltete denn auch fürder gleich dem Major domus des Führi-
rich-Bereiches durch Zuführung von Kunstfreunden und werththätigen Genossen. Anderseits berührte sich das Streben Führi-
richs mit jenem von Joseph Profsch auf musikalischem Gebiete, auf welchem es den ziemlich gleichen Ausstufung durchzuführen galt mit der veralteten Schule. Zur persönlichen Annäherung und trauten Verständigung reichten übrigens schon die Bindfäden der Landsmannschaft. Dem glücklichen Zufalle, daß ich in die Studien eintretend als Kostzögling zu Profsch kam, habe ich's zu verdanken, zugleich Comparsse geworden zu sein bei einem guten Theile der im Führi-
richskreise sich von da ab vollziehenden Actionen.

Profsch — der Blinde — bedurfte für außenhin des Führers. Doch hatte er den wohlverzeihlichen Ehrgeiz, der gaffenden Menge gegenüber nicht als Blinder erscheinen zu wollen, was ihm bei seinem beweglich eleganten Wesen und dem Zuhilfenommen eines Sehschimmers vollkommen gelang. Sein Führer durfte deshalb auch blos in leichter Fühlung nebenan gehen. Er hatte mich darauf wohl eingeübt, und ich war glücklich ihn begleiten zu dürfen, weil sich damit stets ein für mich belehrendes Gespräch, dazu meist noch der Eintritt in die beste Gesellschaft erschloß.

In der Zeit von 1831—1834 also, des Weges vom „Läubelhaufe“ (wo Profsch wohnte) zum sogenannten „Wiener Caffeehanse“ — am Eck des Bergsteins, jetzt „Schlangenapotheke“ — dieser speziellen Begleitung obliegend, ging es hier 2 Treppen hoch in das Quartier der „stillen Leute“ — nämlich zu der von den übrigen Hansbewohnern also gekennzeichneten Führi-
richsfamilie.

„Benvenuto Maestro Giuseppe!“ lautete regelmäßig der Empfangsgruß, und bewegte sich die Conversation, je nachdem unser Besuch in die Lage engeren Beisammenseins mit der Familie oder in die vermehrten Zuzuges traf, auch in engeren oder weiteren Grenzen. Ersteren Falles blieb Führi-
rich entweder über dem Skizziren einer neuen Composition, die er Profsch wunschgemäß nach Idee und Form bekannt gab, oder wurde einer zur Hand genommenen Lectüre das Gesprächs-
motiv entnommen.

Im andern Falle waren schon allerlei Fragen und Themen für die Discussion vorgezeichnet, über welcher es mitunter äußerst lebhaft herging, besonders dann, wenn sich Divergenzen in der Auffassung metzeifernd einander gegenüber standen. Je nach der Jahreszeit wechselten diese oratorischen Exerzitionen wieder mit musikalischen Productionen besonderer Art. Mit dem Adventbeginne bis 3 Könige kam es nämlich zu Gesangsvorträgen pastoralen Charakters; während der Fastenzeit bis Ostern dagegen zu solchen von doloroser Färbung; die Substrate dafür gaben die Werke von Allegri, Marcello, Palestrina, Orlando Lasso, Voti u. A. m., von welchen Führi-
rich Abschriften aus Rom mitgebracht hatte. Diesen musikalischen, gewissermassen auch chylischen Aufführungen — durch die der kirchlichen Chronologie angepasste Folge — wußte der Künstler mitunter höchst originelle Illustrationen beizubringen, und zwar dadurch, daß er die leitenden Ideen der Compositionen in markig gemalten Transparentbildern — Glasmalereien ähnlich — im Produktionslocale aufstellte. Der Vorgang war dann gewöhnlich, daß Prof. Ant. Müller einleitend als Wortführer den Text vortrug und erläuterte, die Bedeutung der Meister, die Werke erklärte, oder auch nach der Aufführung sich in einen Excurs über Ideenversinnlichung durch Töne, Farben

und Formen einleß. Den meist vierstimmigen Gesang leitete Gordigiani; indes Führich — mitsingend — noch am Pphsharmonium die Orgelbegleitung beigab. Begreiflich, daß Kunstgenüsse solcher Art ganz besonderen Zauber übten auf alle, welchen es gegönnt war daran Theil zu nehmen. Mir dem freundlich mitgelassenen Jünglinge fehlte damals freilich der Schlüssel zum vollen Verständnisse alles dessen, was ich da sah und hörte. Nichtsdestoweniger blieben die empfangenen Eindrücke festhaften, und wurde mir darauf hin auch allmählig klar, welche Bewandtnis es habe mit den Worten: „Jene große, schöne, hingeschwundene Zeit in Lied und Bild zu feiern und in der Mitwelt dadurch eine Sehnsucht nach jener alten Herrlichkeit wecken zu wollen.“ Hatte ich es doch Führich tatsächlich damals im Kreise seiner Freunde zu wege bringen sehen.

Nicht unerwähnt darf ich lassen, wie frank und frei von allem pietistischen Beigeschmack es dabei zuing, und daß der Tonangeber sein mannhaft gerades Wesen darüber gleich wenig aufgab, wie die Theilnehmer ihre Charaktersonderheiten. Das gegenseitige Uebereinkommen bestand allenfalls nur im herzinnigen Zusammendrängen zu einträchtigem Wollen und Wirken für Neubelebung einer dem gesunden Volksfinne entsprechenden, der glanzvollen christlichen Vorzeit verwandten Kunstthätigkeit.

Heute, nach einem Zwischenraume von mehr als vier Jahrzehnten zwar noch im Besitze der prägnantesten, bei jener Gelegenheit erhaltenen Eindrücke, vermischten sich zum Theil doch schon die Umrisse von solchen Begebnissen, welche meinem damaligen Verständnisse weniger leicht faßbar wurden und oft gleich flughaften Erscheinungen an mir vorüberschnellten. Ähnliche Verwischung erlitten inzwischen Namen und Physiognomien. Zu den vorausgehend schon genannten behielt ich bloß noch erinnerungsfähiger den schon als Hausfreund bekannten energischen Professor Dr. Schuster, als dessen Begleiter regelmäßig der humorvolle Historiograph Prof. Jos. Ottenberger miter schien, welcher ebenfalls zu den alten Gönnern des Künstlers zählte.*) Zeitweise sah ich auch die gegenseitig sich gerne widersprechenden Professoren Mikán und Schottky in der Gesellschaft; ebenso die jovialen Med. Doctoren Damian und Stephan Schroff. Stabiler Gast war der Akademie-College Maler Quaißer, der nicht selten die tiefste Disquisition durch eine mit wichtiger Miene vorgebrachte Schnurre zu heiterem Ausgange zu bringen wußte. Ab und zu erschien auch Maler Teitel, eine lange, hagere Gestalt von wenigen, aber stets scharf accentuirten Worten, weshalb ihm die Bezeichnung „der Diplomat“ anhängig blieb. Den Gegensatz zu diesem gab der gemüthlich redselige „Vater Krakmann.“ Von jüngeren Künstlern hospitirten zu öfterem der kindlich freundliche Bildhauer Joseph Max und der Wiener Akademiker Eduard Schaller, welcher bevor seiner Reise nach Italien sich zeitlang in Prag aufhielt und während dem in ein quasi Schülerverhältnis zu Führich getreten war.**) Ueber diese mehr oder weniger stabilen Besucher hinaus er-

*) Prof. Ottenberger bleibt als der geistige Urheber der bei Bohmanns Erben erschienenen Bild-Werte: „Das Kriegswesen der Römer“ und „Egyptische Alterthümer“ zu betrachten, durch welche Führich, zur Mitarbeit gezogen, auch seine ersten Lorbeern errang. (Vergleiche Seite 266 XV. Jhrg. IV. Hft. d. „Mittheilungen.)

**) Schaller lithographirte auch während dieses Aufenthaltes den schönen Carton mit der Darstellung „Christus im Sturme,“ den Führich aus Rom mitgebracht hatte. Die Lithographie erschien 1832 bei Pet. Bohmanns Erben.

weiterte sich der Gesellschaftskreis häufig noch durch den Zuzug von Passanten, die, sei es der Kunst oder Wissenschaft, dem In- oder Auslande angehörig, meist auch Gelegenheit suchten, diese Versammlungsstätte der geistigen Elite Prags näher kennen zu lernen.

Ein anderer Theil meiner Erinnerungen als Profsch-Begleiter knüpft wieder an Episoden, die mit der sogenannten „Ambulanz“ der Gesellschaft zusammenhängen, wie z. B. an das regelmäßige Einfinden derselben im Hörsaale von Prof. Ant. Müller, wenn dieser publice Aesthetik vortrug; oder an die Abende, an welchen sie, ein und das anderemal in der Woche, dem Dienste Gambrius — beim „rothen Löwen“ am Marienplaze — oblag. Hier kam es mir dann immer vor, als sähe ich die anderweitig mehr weniger etiquettgemäß Umhüllten entschleiern und gemüthlich aufgeklopft. Indes beherrschte Führich auch hier mit anmuthigster Gewandtheit das Terrain. Aus der in's Stimmgen gebrachten Gypsperle mit raschen Zügen einen kleinen Wolkenkreis entwickelnd, wußte er während dem zugleich mit fesselnder Darstellung heitere Abenteuer seiner Römervahrt zu erzählen; oder dadurch, daß er als scheinbarer Opponent, die Einzelnen in Spannung versetzend, unversehens auf einer hurtig angerufenen Tellerfläche diesen und jenen mittels des Zahnstochers portrairte, mitzu launige Illustrationen zum Gesprächsstoffe zeichnete, der Heiterkeit besten Vorschub zu leisten. Hochkomisch war bei solcher Gelegenheit die „Frau Wirthin Panowitsch“, welche, an sich schon hager, dann immer mit verlängertem Halse umherging, um nur ja rechtzeitig noch den Teller in ihr Eigenthum reclamiren und, wie sie aus sagte: ihrer Sammlung einverleiben zu können. Die Schlaue wußte eben bereits, daß ihr diese Teller von den Interessenten alsbald wieder entführt — das heißt anständig abgelöst würden: was Führich humoristischerweise die „Bergnügensverzinsung“ nannte.

Ich blättere nun auf eine neue Seite und damit zu einem anderen Thema; folge also dem Künstler in sein engstes Gefriede, in sein Atelier, um auch von dort aus so gut als noch erinnerungsmöglich zu referiren.

Zuvörderst blieb mir eingedenk, daß über dem Umgestalten und Radiren der Genovesa und dem frischen Skizziren neuer Compositionen die Palette nicht außer Brauch kam. Ungewöhnlich stinker Hand schaffend, erwachsen inzwischen noch mehrere Gemälde, namentlich das zum Texte: „Herr hilf mir!“ (Christus dem auf der Meeresfläche sinkenden Petrus zu Hilfe kommend) für den kunstsinigen Tuchfabrikanten Herrn Franz Florian Siegmund in Reichenberg.

Nach der Maltechnik beurtheilt, zwar noch in der jetzt jahrelang geübten, schlichten Farbengebung des al fresco gehalten mit vorwiegender Prägnanz der Umrisse, lag in den beiden Hauptgestalten gleichwohl eine solche durchgeistigte Individualisirung — besonders in dem würdevoll schönen Christuskopfe — wie sie uns eben nur bei den großen Meistern der cinque centi Periode fühlbar wird.

Eingedenk blieb mir aus derselben Zeit eine hl. Anna, dem Unterrichte der kleinen Maria obliegend, und ein pastor bonus mit dem Lamme auf den Schultern in Halbfigur. Die nachträglich ausgeführte Skizze hiefür gelangte in den Besitz des leitenderen Kapitular-Domherrn Ign. Jaksch, welcher dieselbe durch einen ziemlich guten Stich vervielfältigen ließ.

Der nächsten Folgezeit gehörte ein Altargemälde an: Sta. Katharina — in begeisteter Vertheidigung ihres christlichen Glaubens gegenüber den heidnischen Philosophen von Alexandrien — mir unbekannt, wohin es kam; ferner ein nach Dimension und Eindruck wirklich „großer“ St. Christophorus für die Christoph-

hammer Kirche (im Erzgebirge.)*) Noch bedeutend größeren Ausmaßes entstand hierauf das für Patau bestellte Hochaltargemälde, die Enthauptung St. Jakobus vorstellend. Halbkreisförmig umgeben von schaulustigen Heiden und trauernden Christen kniet der Heilige erhobenen Antlitzes auf der Richtstätte vor dem bereits zum Todesstreich ausholenden Henker. Im überhöhten Bogenschlusse des Bildes thront Christus von Engeln umgeben.

Nach der Vollendung im gräf. Clam'schen Palais ausgestellt, wirkte dieses Gemälde gleich einem Ereignisse. In Schaaren strömten Tag für Tag die Prager Leute herbei, und waren alle einhellig darüber, daß das Gemälde nicht allein das größte, sondern auch das „schönste“ sei, dessen sich die Prager zu erinnern wußten.

Nebenbei gesagt, wirkte auf mich selbst das Werk derart, daß ich dasselbe frischweg in kühn gebauten Stanzen — an die Adresse des Meisters gerichtet — umschreiben und feiern mußte. Lange danach gedachte noch öfter der Meister scherzend dieser ihm „im Fluge gekommenen Jacobi-Stanzen.“

Neben diesen von 1831—1834 ausgeführten Gemälden gewann allmählig noch eine von Italien her in Bereitschaft gehaltene Idee fixe Umriffe. Es entstanden nämlich elf größere Federzeichnungen zum „Triumph Christi.“ Ihr Inhalt umfaßt die Fortentwicklung des katholischen Erlösungsgedankens. In Form eines Zuges geordnet, voran Adam und Eva, folgen die Patriarchen — Abel, Noah, Melchisedech, Abraham u., die Propheten mit David an der Spitze, die Sybillen, die hl. drei Könige, Johannes Bapt., St. Joseph u., an welche im Centralbilde Christus am Triumphwagen, gezogen von den symbolischen Figurationen der Evangelisten und begleitet von den vier Kirchenvätern, anschließt. Den Nachzug bilden wieder die Apostel, Märtyrer, hl. Jungfrauen, hl. Einsiedler; weiter die späteren Glaubenshelden von St. Christophorus bis auf Constantin und — Fra Angelico da Fiesolo. Das Ganze, äußerst sinnig geordnet, führt zugleich eine reiche Galerie trefflich charakterisirter, mitzu wahrhaft klassisch gezeichneter Gestalten vor Augen.**)

Eines Intermezzo anderer Natur bleibt hier noch zu gedenken.

Lange vor der Abreise nach Rom hatte Fühlich in Prag ein Mädchen kennen gelernt und liebgewonnen, Namens Franziska Gafner. Sie war die Tochter eines Kaufmannes in Linz, der aber, nach Prag übersiedelt, hier bald darauf ins Jenseits abberufen wurde. Die Bekanntschaft mit der Verwaisten knüpfte sich im Hause ihres Schwagers Benedict Pfeiffner — nachher Buchhändler in Reichenberg — und war die gegenseitige Zuneigung vor der Romreise schon eine derart bündige geworden, daß es nach der Rückkehr nur mehr noch des Abwartens nöthig hatte, bis die Verhältnisse ehrlicher Weise als existenzgewährende angesehen

*) Eine Wiederholung dieses Gemäldes in bedeutend verkleinertem Maßstabe und mit nur nebensächlichen Veränderungen malte Fühlich bald darauf für seinen Schwager, den Reichenberger Buchhändler Benedict Pfeiffner, nach dessen Ableben dasselbe an seine Nichte, Frau Dr. Hocke in Schönlinde überging. Mit so vielem bis dahin Vergessenem erfrischte sich erst wieder durch die „Fühlichausstellungen“ im Jahre 1875, in Wien, Prag und Reichenberg, auf welchen dieses Gemälde mit zu den interessantesten Werken aus den 30er Jahren zählte, die Erinnerung daran.

**) Erst später, eigenhändig radirt, erschien dieser Cyklus 1839 bei Mey u. Widmayer in München.

werden konnten. In diesem Lichte zeigten sie sich allerdings nach den rasch aufeinander folgenden großen Aufträgen.

Am 5. Juli 1832 standen also Beide — als Braut und Bräutigam — bei St. Nicolaus auf der Kleinseite miteinander am Altare, den Segen der Kirche für ihre Verbindung zu empfangen.

Zu den oben angeführten Werken füllt noch ein Reichliches an Skizzen, an Portraits und eine als Genrebild zu bezeichnende Darstellung aus Manzouts „Verlobten“ *) den Zwischenraum bis zum Frühjahr 1834, bis wohin es plötzlich den Aufschwung gewonnen hatte, es sei der Glückstern im Erlöschen.

Wie bescheidene Hoffnung seinerzeit nach der Verzichtleistung auf den durch König Ludwig eröffneten Wirkungskreis in München unser Künstler auf jenen ihm für Wien in Aussicht gestellten gesetzt haben mochte, hielt er sich damit doch jedenfalls eines festen Bodens für seine Zukunft versichert. Vier Jahre waren seither verfloßen, ohne daß auch nur das Geringste für die positive Gewährung eines solchen erfolgt wäre. Seither freilich in reger Thätigkeit gehalten und der frohen Zuversicht auf eine ununterbrochene Folge von Aufträgen, blieb es gerade dem Eintritte einer Auftragspause, wie sie sich jetzt merkbar machte, vorbehalten, mit der Reflexion auch zugleich die tiefste Bekümmernng wachzurufen.

Wohl hatte sein getreulicher Anwalt Prof. Schuster stetig die zugesicherte Anstellung in Wien“ urgirt, wozu ihm seine Stellung als Sachwalter der fürstlich Metternich'schen Güter vollauf Gelegenheit gab; auch hatte er jüngst wieder durch die Unterbreitung der Zeichnungen zum „Triumph Christi“ dem Staatskanzler eine schön verblühte Mahnung zukommen lassen: den wahrscheinlichen Erfolg störte unglücklicherweise aber auch wieder der Ausbruch der französischen Revolution, im Nachhange davon die Unruhen in Polen, welche die Aufmerksamkeit des Fürsten ganz ausschließlich auf politischem Gebiete fest hielten.

Ueber alle diese Störungen hinaus dann endlich doch zum beharrlich erstrebten Erfolge gekommen, was es dem Getreuen doch leider nicht mehr gegönnt, directer Botschafter dieses Erfolges für die Fährichfamilie sein zu können. Am ersten Frühlingstage 1834 kam des Morgens nämlich ein Bureauarbeiter des Prof. Schuster zu Fährich mit der für ihn erschütternden Nachricht seines in der Nacht erfolgten plötzlichen Todes; zugleich überbrachte derselbe aber auch einen offenen, eben angekommenen Brief, im Auftrage des Fürsten von Metternich geschrieben, und an den Verbliebenen gerichtet, worin dem Künstler die Stelle eines zweiten Custos an der gräfl. Lamberg'schen akademischen Gemälde-Galerie angetragen wurde. Unter dem momentanen Doppelpindruck von Leid und Freude wohl nicht gleich beschlußfertig, drängten indes alle anderen Umstände zur unbedingten Annahme. Bloss sich Uebersiedlungsfrist bis in den September erbittend, stellte

*) Es ist die Scene, wie die Witwe Mondella, ihre Tochter Lucia und deren Verlobter Lorenzo nach ihrer Flucht ins Kloster zum Pater Christophoro dort in der Kirche Gott danken ihrem Verfolger glücklich entkommen zu sein. Außerst lebensvoll aufgefaßt und in echt italienischen Typen dargestellt, dazu südlich kräftig colorirt, wiederpiegelt das Gemälde dennoch merkbar eine Lebensszene Fährichs — des Verlobten. Und wie wir ihn im Lorenzo, vermögen wir in Lucia seine Braut, in Mondella seine Mutter, in Christophoro seinen Vater zu erkennen. Das Gemälde, erst 1835 fertig gemacht, kam in Besitz von Dr. Michel in Prag, und wurde durch Andr. Forner lithographirt, 1838 vom Kunstvereine für Böhmen als Prämie ausgegeben.

er sich für das neue Schuljahr zur Disposition, bis wohin noch Mancherlei aufgearbeitet und auch die Uebersiedelung entsprechend vorbereitet werden sollte. Höchst unerwartet störte jedoch diese Vorbereitungen ein neuer Trauerfall. Im Vorjahre schon der ersten Vaterfreude eines Sohnes wieder beraubt, entführte der Todesengel jetzt auch das zweite Kind, eine Tochter.

Mannhaft, wie ich Führioh bisher noch allem Leidandränge gegenüber sich behaupten sah, schien dieser neue Eingriff in sein Familienglück ihn ungewöhnlich erschüttert zu haben. Weit höheren Grades zeigte sich dieses an seiner gemüthreichen Gemahlin. Besorgnisergriffen drängten deshalb Vater und Mutter zu einer kurzen Erholungsreise in die Heimathgegend, auf welcher sie Ersterer begleitete, indes Letztere das Nöthige für die Uebersiedlung des jungen Paares fertig stellte.

Diese erfolgte am 2. Sept., an welchem Führioh sammt Gemahlin nach Wien; Vater, Mutter und Schwester kurz darauf wieder nach K r a z a u übersiedelten.

In Wien

angekommen und der unausweichlichen Antritts-Formalien und Visiten quitt geworden, hieß es sich zunächst zusageud häuslich einfrieden. Wie vieles dabei aber vom Wünschen abgestrichen werden mußte, zeigte zuvörderst schon der Bezug einer Wohnung am düsteren Salzgries im vierten Stockwerke mit einer thurmsteilen Wendeltreppe.

Näheren Einblick in das innere Gefüge dieser Antrittszeit gewähren eigenhändige Notirungen: . . . „In so mancher schwierigen Lage, wie sie mit dem Beginne einer neuen, wenn auch höchst bescheidenen Wirthschaft verbunden ist, fanden wir außer dem Vertrauen auf Gott und den Segnungen der Religion noch einen besondern Trost in der Liebe unserer Freunde.“ Vor allen waren es der von Prag her schon bekannte Staatskanzleirath Jarke und dessen Gemahlin, welche „durch zuvorkommende Freundlichkeit jeder Art“ sich vorthaten. Ebenso mein Jugendfreund Prof. Stephan Schroff und später dessen Bruder Karl Damian, der von Olmütz an die hiesige Universität als Professor übersetzt wurde, und in gesunden Tagen als Freund, in Krankheit als liebevoller Arzt zur Seite stand.“ Durch Jarke kam Führioh auch noch in freundliche Beziehung zu Prof. Endlicher, zum Staatskanzleirathe von Buchholz und zu Dr. Fied, Lehrer der Geschichte bei Sr. kaisert. Hoheit Erzherzog Franz Karl, „einem Manne tiefer, univ erseller Gelehrsamkeit, verbunden mit der strengsten Religiosität und aufopfernder, echt christlicher Liebe.“ Von diesem, der später sein Quartirnachbar wurde, gesteht der Künstler zugleich „viel gelernt“ zu haben. Ueberdies fand er die seit seiner früheren Anwesenheit entstandenen Lücken im Collegenkreise bald wieder ausgefüllt durch Kuppelwieser und die aus Stalien zurückgekehrten Steinle, Radlik und Böhm.

Nicht gleich angenehm wie bei solch allseitig freundlichem Entgegenkommen die Privatverhältnisse gestalteten sich anfänglich die amtlichen.

An der akademischen Galerie, der Schule für höhere Uebungen im Malen, als zweiter Custos und Corrector angestellt, doch untergeordnet dem ersten Custos Professor Waldmüller, welcher nach Charakter und Kunstrichtung vollständig verschiedenen Weges ging, auch über kurz schon seiner Disharmonie mit Führioh

vor den Schülern Ausdruck gab, blieb dieser für unbestimmt auf Selbverleugnung angewiesen: mindestens für so lange, bis sich innerhalb des Schülerkreises die Anschauung geklärt und aus der besseren Ueberzeugung heraus sich eine compacte Partei für den Schlangesehenen gebildet hatte. Es geschah dieses in der That noch früher, als vorzusehen blieb, und trug gerade das schroffe Vorgehen Walbmüllers das Meiste dazu bei.

Waren die jetzt in der Galerie dem Studium obliegenden Akademiker schon in den Unterklassen, die zumeist unter Leitung veralteter, unproductiver Professoren standen, ohne eigentliche Befriedigung für ihr jugendfrisches Kunststreben geblieben, so hatte der innere Widerstand im Aufsteigen in die vom Director Petter*) geleitete Abtheilung (Antiken- und Modellsaal) nur noch an Verschärfung gewonnen. Die Galerie wurde sonach gewissermaßen zur Freistätte, auf welcher jeder von ihnen wieder zu seinem individuellen Rechte, zur freien Wahl nach Neigung und Fähigkeit gelangen konnte.

Kein Wunder also, wenn hier, vermöge dieser Wahlfreiheit, alsbald auch alle Jene, welche einem mehr idealen Ziele zustrebten, an dem kleinmeisterlichen Walbmüller vorbei, sich traut und fest mit dem gleichstrebenden, schaffensregen Romantiker verständigten.

Aufrichtigsten Wohlwollens von Führich aufmerksam gemacht auf ihre Mängel, liebevollst angeleitet zu den noch erforderlichen Studien und zugleich angestoppt zum Gebrauche der eignen Schwingen durch Compositionsversuche, zeigte sich bei seinen Anhängern bald auch ein vollständig veränderter Strebenzug.

Walbmüller anfänglich der Meinung, die Verflage werde allein schon hinreichen „den Idealisten das Handwerk zu legen,“ mußte sofort nach der ersten Philippica das Zweischneidige, für ihn selbst Gefährliche dieser Waffe erkennen. Bot doch sein Kunstgebahren eine allzu leicht fassbare Handhabe für Repressalien: denn er manipulirte eben gar zu seltsam. Nach wenigen Kohlenstrichen — als Zeichnung — ging er nämlich ohne weiters daran Theil um Theil des Gegenstandes, mosaikartig abgegrenzt, fertig zu malen. So malte er z. B. beim Portraittren während der ersten Sitzung das eine Auge mit der Stirne bis zum Haaranfaze; in der anderen das zweite Auge sammt Nase; in der dritten Wangen, Mund, Kinn u. s. w., bis endlich die Leinwandfläche vollständig belegt und damit das Bildnis zu Abschluß gebracht war. Regelmäßig zeigte sich dann aber auch das Ganze in unzusammenhängender Zeichnung und je nach den Sitzungsabsätzen in verschiedener Farbestimmung. Außerdem, und das war das Bedenklichste, zeigten seine Portraite niemals die rechte geistige Belebung, den sogenannten fertigen Guß, sie zerfielen vielmehr in wohlgetroffene einzelne, doch lose zusammenhängende Theile.

Nach der gleichen Manier Landschafts- und Genrebilder behandelnd, litten diese wieder bei aller Trefflichkeit im Einzelnen an denselben Hauptgebrechen; behielten erstere das leidige Mosaikgefüge; paßten bei letzteren Hände und Füße nicht naturgemäß zu den Köpfen und fehlte es den Figuren gleicherweise am normalem Ebenmaß, wie den Gruppen an der perspectivisch richtigen Zusammenstellung.

*) Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich wegen des Näheren über Petter und den damaligen Zustand der Akademie, auf das in der Studie „Radlit“ — XIV. Jahrg. Nr. III — Angeführte.

Alle diese Irrungen und Inconvenienzen entsprangen aber sammt und sonders dem ange deuteten Vorgehen, das bei Waldmüller dasselbe blieb, ob er Köpfe, Landschaften oder Figurengruppen nach der Natur malte. Stets arbeitete er in der gleichen bruchtheiligen Abgrenzung, niemals mit vorausgehender Vorbereitung durch eine bündige Zeichnung oder durch das übliche Vortuschen mit halber Farbe.

Zugegeben, es bedinge sich für den Landschaftsmaler bei seinen Naturstudien ursächlich des raschen Wechsels der Beleuchtungseffecte das allsogleiche Vollauftragen der Farbe, und hiermit ein detaillirtes Durchbilden der Hauptpartien: so wird es selbst der gewandteste Delmaler damit selten über eine „Skizze“ — in der Bedeutung einer Vorstudie für die Ausführung — hinausbringen. Eine Vorstudie in diesem Sinne bedingt indes vorweg schon das Auffassen der Totalität, somit aller flüchtigen Wahrnehmungen am Objecte, sei es nach der Verschiedenartigkeit in der Beleuchtung: am Morgen, Abende, während des Sturmes, Regens, oder nach der Stimmung, durch welche wieder die Jahreszeiten und Zonen sich charakterisiren. Unter keinerlei Umständen aber wird es hiebei angezeigt erscheinen, die jeweilig flüchtige Naturaufnahme schon unmittelbar zum Ausstellungsbilde zu gestalten — wie es eben Waldmüller übte. Im Hinblick nun auf den Figurenmaler dürfte es kaum Jemanden beikommen, die sachlich an ihn gestellten Anforderungen für lässigere zu halten. Schon das oberflächlichste Inbetrachtziehen der ihm gestellten Aufgabe: seine Objecte als geistig existente dem Beschauer vorzutäuschen, wird erkennbar machen, es könne das nicht leicht anders wie durch das rasche Erfassen der gesammten Wesenheit des Individuums zu wege gebracht werden.

Wie genau in dieser Richtung vorlängst schon die Kunst-Coryphäen vorgingen, darüber belehren ihre auf uns vererbten Skizzen. Wurde doch Raphael Sanzio nicht müde, einzelne, zu Hauptfiguren bestimmte Gestalten, die beim ersten Skizziren nicht zusagend charakterisirt erschienen, ein zweites und drittes Mal zu belauschen, wieder und wieder zu skizziren — bis sie endlich in der erwünschten Wesenheit strichfertig geworden. Zahlreiche Belege bezeugen überdies, wie diese Gewissenhaftigkeit sich auch auf das Einzelne, auf Handbewegungen, Fußstellung, auf Linienzüge in der Gewandung u. erstreckte, die gleiche Strenge documentirt der gewaltige Michelangelo, der lange, bevor er an die Ausführung seiner Riesenwerke schritt, sich durch vielfache Vorstudien actionsicher zu machen suchte.

Doch entgegen dieser von Führich jetzt wieder geltend gemachten Tradition der alten Meisterschulen, und auch im Widerspruche mit den bereits renovirten Kunstschulen Deutschlands, capricirte sich Waldmüller dennoch; es müsse mit der Kunst nach seinem Recepte gehalten bleiben. Seinem Oppositionstrieb allseitig Luft zu machen, publicirte er schließlich noch eine fulminante Streitschrift. Und wie kaum anders zu erwarten war, lief das damit offenkundig ausgesprochene „Bedürfnis eines zweckmäßigeren Unterrichtes in der Malerei und plastischen Kunst“*) als der bisher im Allgemeinen an der Akademie ertheilte endgiltig doch nur auf die Geltendmachung seiner allseitig angefochtenen Schrullen hinaus.

Zu bestätigen vermag ich's, daß die fortschrittlichen Künstler Wiens im Vereine mit den gleichgesinnten Kunstfreunden gerade damals einhelliges Verlangen trugen nach einem herzhaften Wortführer der Reform an der Akademie, und

*) Erschien 1846 gedruckt und in Commission bei C. Gerold in Wien.

gewiß uni sono mit einem solchen für das wirklich vorhandene Bedürfnis eines zweckmäßigeren Unterrichtes ihre Stimmen erhoben hätten. Einer solchen Allianz wirkte indes die Streitschrift schnurstraks entgegen. Denn aus dem phrasenreichen Reformgerede in derselben resultirte nichts anderes als die Reclame für eine von Walbmüller in Absicht genommene private Musterzuchtstätte für Maler — richtig bezeichnet, für eine Winkel-Akademie. — Mit wie geläufiger Charlatanerie der Reformator dabei vorging, erhellet am deutlichsten aus der Versicherung, daß nach seiner Methode „im Zeitraume eines Jahres, der Schüler zum correctesten Zeichner und Maler auszubilden sei, und sich nach dieser Zeit im vollkommensten Besitze der Fähigkeiten befinden würde, die Ideen seines Künstlergeistes mit der erwünschten Herrschaft über die Form zur Anschauung bringen und unbehindert selbstständig zur Vervollkommnung sich emporzuschwingen zu können.“ (!)

Die Beweise hiesür, obschon sie „nach kurzer Zeitfrist durch mehrere Schüler sich herausstellen“ sollten, blieben fatalerweise aus, und folgte der also geräuschvoll inszenirten Reformation ein Fiasco der empfindlichsten Art. Die kaiserliche Akademie entschlag sich des Klopfflechterischen Widersachers; die Winkel-Akademie aber wurde zum einsamen Schmolllwinkel für den unberufenen Kunst-Reformator.

Vollständig geräuschlos hatte inzwischen Friedrich das ihm bislang strittig gemachte Terrain erobert und in Mitte eines für ihn begeisterten Schülerkreises bereits eine Reihe der schönsten Werke geschaffen.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftlicher Schwindel aus dem südlichen Böhmen.

Von Theodor Wagner.

Man wird errathen, daß es sich hier um Alchemie, Magie und um jene Trugwissenschaften handle, welche einerseits durch Prellerei und Habsucht, anderseits durch den menschlichen Forschungstrieb und das Ungeklärtein der langsam fortschreitenden, anfänglich daher sowol Wahrheit als Irrthum in sich schließenden realen Wissenschaft hervorgerufen worden. Nur der Umstand, daß wir uns ausschließlich auf böhmischem Boden bewegen und mit einer geschichtsbekanntem Persönlichkeit dieses Landes auftreten, konnte uns bestimmen, ein viel abgebrauchtes Thema neuerdings aufzufrischen, gestützt theils auf Correspondenzacten des Wittngauer Archivs, theils auf Memoranden des Rosenberg'schen Genealogen Wenzl Brezan. Ob es uns gelang dem Kulturbilde des 16. Jahrhunderts einen bescheidenen Pinselstrich einzufügen, lassen wir dahingestellt sein.

Niemand war in Beziehung auf alchemistische Probleme blindgläubiger wie der sonst als Mensch, Hof- und Staatsmann gefeierte Wilhelm von Rosenberg, Oberstkämmerer, später Oberstburggraf Böhmens. Zum Theile auch vom wissenschaftlichen Forschungseifer hingerissen, öffnete dieser dem großsprecherischen Be-

truge um so williger Ohr und Börse, je mehr er eine ununterbrochene Reihe der bittersten Enttäuschungen zu beklagen gehabt hatten, und wirkungslos erwiesen sich bei ihm bis zu seinem Tode alle auf den Stein der Weisen gesetzten und gescheiterten Hoffnungen. Nachdem ihm und seinem jüngeren Bruder Peter Vol 1555 seitens des Prager Doctors Nicolaus Esud mittelst Figuren die „Genitur und Prognostik“ um den Preis von 10 Thalern gestellt worden, geriet Wilhelm um das Jahr 1565 in die Klauen eines für ihn sehr gefährlichen Gauners, nämlich des „hochgelehrten Magisters“ Anton Michael von Ebersbach, welcher ihm anlässlich seiner vierten Verehelichung (1587) „conservationem senectutis und generandi virtutem“ versprochen hatte, wie nicht minder die Fähigkeit, sein Schicksal einen Monat voraus zu wissen, homunculos zu erschaffen, vor zauberhaften Nachstellungen gesichert zu sein u. s. w. Nachdem es diesem Wundermanne gelungen war, 1591 die Bergamtsverwalterstelle in Krumau zu erhaschen, wurde er nach dem Absterben Wilhelms auf das Geheiß Peter Vol's in ein Dunkelgefängnis beim Thore des Krumauer Schlosses geworfen, wo er Tag und Nacht bewacht, „sein Leben gleich einem Hunde beschloß.“ Er hatte dem Herrn von Rosenberg nicht nur Tausende herausgelockt, sondern diesen durch seine Geheimmittel sogar an der Gesundheit geschädigt, dann im Kerker eingestanden, aus seinen Privatmitteln nicht weniger als 78000 Schock Gr. unter die Leute verborgt zu haben, so daß es Peter Vol möglich wurde, von dieser Summe ungefähr 20.000 Sch. aus Dresden hereinzubringen. Dieser, obgleich seinem Bruder an Talent, Kenntnissen Bildung und Sitte weit nachstehend, theilte durchaus nicht die alchemistischen Träume seiner Zeit, sowie wir auch in dem Rosenberg'schen Archivar W. Brezan den heftigsten Gegner der Alchemisten erblicken, wie er denn die Zuschriften dieser Charlatane an der Rückseite mit ironischen Bemerkungen auszustatten pflegte. Im Jahre 1566 laborirte Doctor Leonard Wichberger von Erbach zu Pragatic, welchen Wilhelm Rosenberg sehr geschätzt haben soll. Auch der von Geldverlegenheiten gedrängte Jakob Reichshoffer von Straßburg trug unserem Wilhelm als dem Freunde der spagirischen Kunst ein „mit großen Kosten, bekümmerten Reisen und vielfältigem Nachsinnen entdecktes, hochphilosophisches Werk“ zum Kaufe an. Dieses bestand in einer Tinctur, wodurch mit einem Theile tausend und mehr Theile unvollkommener Metalle in gutes, beständiges Gold verwandelt werden konnten. Es entlebte den Menschen aller Gebrechlichkeiten und verlängerte dessen Lebensziel bis in das dritte Alter. Am 18. Jänner 1574 schloß zu Wien der diese Kunst kultivirende Peter Hlavsa von Liboslav im Namen Wilhelms mit dem adelich gebornen Christof von Hirschberg aus Meissen einen Vertrag ab, in welchem sich dieser verpflichtete, dem Vollmachtsträger die Kunst zu lehren, mittelst des Feuers und mit Hilfe eines Pulvers, dann sonstiger Materialien eine 16löthige Mark in 5 Loth Silber und 11 Loth Goldes pars cum parte probehältig zu verwandeln. Es sollte das Zusatzmaterial zu einer jeden Gold- und Silbermarke nichts mehr als ungefähr 5 Thaler kosten, und Hlavsa nach einer vorläufigen, kleinen Probe, bei welcher von Hirschberg aus einer Mark Silbers 3 Loth feinen Goldes zu ziehen versprach, die Manipulation im Großen kennen lernen. Dafür deponirte Wilhelm zu Händen des Meisters bei Ernst von Schleinitz, Herrn auf Tollenstein und Schluckenau, eine Schuldverschreibung auf 12.000 Thaler, welche dem Goldmacher zu 2 Theilen nach Maßgabe der gelungenen standhaften Proben gereicht werden sollten nebst einer Daraufzahlung bis zur Höhe von 4000 Thalern, falls es ihm, wie er hoffte, gelingen sollte, noch mehr Gold zu produciren.

Peter Hlavsa von Liboslav, welcher nebst Wenzl von Bresovic den Alche-

misten sehr ergeben war, laborirte theils zu Prag, theils zu Wittingau, dort im Klostergebäude mit Beihilfe der im Rufe der Zauberei gestandenen Salomene Scheunpflug (Scheinpflug?) gemeinschaftlich mit dem später bei dem Rosenberg'schen Goldbergwerke zu Reichenstein in Schlesien angestellten Kaspar Schönberger von Schönberg, dann mit dem bekannten Edelmann Davor dem Jüngeren Rodovstij von Hustitan, welcher, durch die Alchemie ruinirt, 1576 sein Gut Radostov Schulden halber zu verkaufen gezwungen war, ferner mit dem 1578 und 1582 in Wittingau thätigen Edelmann Jeremias von Waldener zu Greippelstein unter Assistenz des Laboranten Hans Nußbaum und der „Fixatoren“ Franz Kretschmaier, Medicus, und Johannes Marcellus, eines Hessen, endlich mit Daniel Brandner von Brandt. Dieser ließ sich herab, schriftlich einige Manipulationswinke betreffs der Verwirklichung des Steins der Weisen und des Universalis fallen zu lassen, wolweislich nicht ganz den Schleier lüftend. Bei der Zusammenfegung des Universalis, wo der Satz „was man ausfäet, das wird man ernten“ Geltung finden sollte, handelte es sich in der Hauptsache um die Vereinigung dreier Dinge, und zwar des mit Goldmercurium versetzten schwarzen Erdreichs, gleichsam des Leibes, mit dem Ferment des Goldkaltes, nämlich der Seele, wozu das nicht nässende, lebendige, philosophische Regenwasser blauer Farbe den Geist abgab, welcher die früheren 2 Factoren als Mann und Weib verband. Die übrigen zu dem Werke erforderlichen Materialien bestanden in dem, was man eben suchte, nämlich in Gold, Silber, Perlen, 6 Arten von Edelsteinen, dann noch in 14 Ingredienzien, als Vitriol, Salpeter, Salammoniak, Weinstein, Schwefel, Quecksilber u. s. w. Als Werkzeuge waren erforderlich Kolben und Helme, Phiolen, zweihälfige, von innen verglaste Retorten, Pelicane, Circulatoria, doppelte Blasbälge und Feuerzangen. Ein fast gleiches Materiale beanspruchte der in gleicher Absicht operirende Doctor Andreas Wolfeker. Gleichzeitig schrieb jedoch Daniel Brandner auch von der Ausbeutung eines reichen Alaunbergwerkes in Böhmen, wie denn der rege Betrieb der Bergwerke daselbst unter der Regierung R. Rudolfs eine Menge Montanisten, Scheidekünstler und beziehungsweise Alchemisten in das Land gelockt hatte, wobei auch die Stadt Augsburg in der Person des Alchemisten-Förderers Carl Widmann, dann des Medicus und Augsburger Bürgers Balthasar Winderer vertreten erschien. Eine hervorragende Rolle spielte der von Wenzl von Bresovic empfohlene Alchemist Claudius Sirrus Romanus. Er stellte sich zu Prag (9. Jänner 1577) dem Herrn Wilhelm von Rosenberg unter folgenden Bedingungen zur Verfügung. 1) Behielt er sich in seinem Dienste die Freiheit der Seele und des Körpers vor. 2) Beanspruchte er in gerechten Sachen den Schutz Rosenberg's. 3) Während der Operation soll mit Ausnahme des letzteren niemand seine Wohnung betreten. 4) Seine Erfindung soll nicht veröffentlicht, er aber mit dem Lebensunterhalte versehen werden und dies 5) bis zu seinem Tode, falls er bei der Arbeit um seine Gesundheit käme. 6) Gelingt der Stein der Weisen, so soll Rosenberg mit ihm rechtlich theilen. 7) Sicherte Claudius Sirrus das Gelingen seiner Aufgabe nicht definitiv zu sondern ließ dies in der Hand Gottes beruhen, bloß sein ehrliches Bemühen zusagend.

Würden es die Aufzeichnungen des verlässlichen Brezan nicht bestätigen, so würden wir den folgenden Beweis von der geradezu kindischen Leichtgläubigkeit Wilhelm Rosenberg's zu den Märchen verweisen. Es hatte nämlich diesem ein Alchemist begrifflich gemacht, das Gold könne, gleich anderen Früchten des Erdbodens, gesäet und geerntet werden, worauf Wilhelm, über diese einfache Methode ganz entzückt, 80 Stück Ducaten hergab, welche der Betrüger in die Erde

legte, diese mit gewissen Wässern begießend, um zu seiner Zeit mit der kostbaren Saat das Weite zu suchen. Nach Balbin soll es der jetzt gedachte Claudius Sirrus gewesen sein, welcher nach Březan factisch 1584 in Krumau laborirte. Es tauchten zu dieser Zeit noch auf: Theophilactus Töpfer von der Trauben (zu Wittingau), Hieronymus Karlin, Christof Schoner, Philipp Heinrich Schaller, *medicinae et artis chymicae studiosus*, dann der Medicus Mathäus Willsonus aus Glogau, welche alle nach den Worten Březan's wie die Raben zum Nese dahergeflogen kamen. Auch von dem in Krumau alchemistisch thätigen Peter Ripensky von Thein (z Tejna) findet sich (1584) ein Schreiben vor, worin er den Herrn Wilhelm von Rosenberg um die Förderung einer Reise nach Mähren zu seinem Vater bittet, dessen Fortschritte in *operatione lapidis* gemeinschaftlich mit einem gewissen Martin Vessl sich einem glücklichen Resultate näherten, von welchem er nach genommenem Augenschein seinem Herrn in Prag mündliche Auskunft geben werde, um diese wissenschaftliche Errungenschaft dem Schutze Rosenberg's gegen die listigen Anschläge Misgünstiger anzuvertrauen, indem es, fährt er fort, hier ganz ehrlich und nicht, wie die Erfahrung anderer Orten lehre, falsch und betrügerisch zugehe. Die Operation in Krumau werde, versicherte er, durch seine Abwesenheit keinen Eintrag erleiden, zumal der Gehilfe unter der Aufsicht Finkenauer's bei der Materie ein gleichmäßiges Feuer zu unterhalten verstehe.

Eine sensationelle Erscheinung in Böhmen waren die bekannten zwei Engländer Eduard Kelley und Johann Dee. Wir wollen von dem Aufenthalte dieser beiden in Wittingau sprechen. Sowol Kelley, oder wie er sich genannt haben soll, Talbot der vertraueste Freund Wilhelm Rosenberg's, als auch des ersteren Gefährte Johann Dee genossen den Schutz dieses Dynasten. Dee, weil angeblich die Schwarzkunst betreibend, daher von dem päpstlichen Legaten verfolgt und der Ungnade K. Rudolf's verfallen, flüchtete (Juni 1586) mit Gattin, Kindern und Gehilfen bis Gotha, von wo es ihm gelang, sich wieder zu seinem Gönner nach Böhmen und zuletzt nach Wittingau einzuschleichen. Ueber die kaiserliche Ungunst berichtete Johann von Böhmic dem Herrn von Rosenberg: Dieser landesverwiesene, gelehrte Mann, von seinem eigentlichen Berufe abweichend, und in nicht dazu gehörige Sachen — nämlich in politisch-religiöse Zettelleiten — sich einlassend, habe unbedachter Weise die Worte fallen lassen, der König von Polen, bei dem er früher geweilt, und welchem er Schutzgeister zur Anschauung gebracht, würde ihn nicht entlassen haben, hätte er sich überzeugen wollen, daß diese Sachen von Gott herkommen. Johann von Böhmic folgte darin der mündlichen Mittheilung des dem Johann Dee sehr feindlich gesinnten Obersthofmeisters Georg Popel von Lobkovic, welchem Rosenberg'scher Seits die Schuld der „ungegründeten“ Verleumdung Dee's gegeben ward, wobei zwischen Rosenberg und Lobkovic, welcher diesen Anlaß benützte, um den erstgenannten beim Kaiser herabzusetzen, ein gespanntes Verhältnis entstanden war. Sonderbar genug schreibt Březan, welcher sonst mit den Alchemisten streng zu Gericht ging, diese als die gefährlichsten Diebe der Welt bezeichnend, von Dee als einem sehr gelehrten Manne ohne Misachtung und mit dem Beifügen, Kaiser Rudolf wisse dergleichen gelehrte, ehrliche Menschen wenig zu schätzen. Nicht leugnen läßt es sich allerdings, daß Dee neben seinem trügerischen Festhalten an Spiritismus, von welchem auch die neueste Zeit nicht freizusprechen ist, reelles, gelehrtes Wissen an den Tag gelegt habe und an die Seite des tückischen und lasterhaften Kelley nicht so ganz gestellt zu werden verdiene. Im April—Juli 1588 genoß Wittingau das Glück, beide Persönlichkeiten zu beherbergen. Links bei der Einfahrt aus dem Schloßplaz in den Klei-

nen Schlosshof bewohnte Kelley im ersten Stode 8 Gemächer, obenan Dee 7 Piecen. Die nicht unbedeutende Dienerschaft Kelley's ward in den unteren Zimmern dieses Tractes untergebracht. Nach einer Aufzeichnung gab am 28. April „Herr Eduard“ (Kelley) einem kunstverständigen Wittingauer Beamten eine alchemistische Tinctur; ob aber und mit welchem Erfolge Gold oder Silber tingirt worden, sei ungewiß, wenn es anders nicht Betrug gewesen.“ Nach dem Berichte des Oberbeamten Barth. Pozderazk von Fließenbach besichtigten am 26. Juli (1588) in Gesellschaft des Herrn Doctors, in dem „neuen Wagen“ fahrend, beide Celebritäten den zu dieser Zeit in der Anlegung begriffenen Teich Rosenberg und andere künstliche Wasserbecken mit ihren Kennerblicken. Bei den Fischbehältern im Thiergarten (unterhalb des dormaligen sogenannten Mühlhofes) verweilten die beiden Ehrenmänner, um sich dem ländlichen Vergnügen des Fischangels hinzugeben, — denn Angeln war ja überhaupt der Zweck ihres Verweilens zu Wittingau. Als sie dem halbtrunkenen Rutscher befohlen, mit dem am Damme stehenden Wagen umzukehren, geschah dies so ungeschickt, daß dieser in den teichartigen Fischbehälter herabkollerte, von den anwesenden Fischern aber sammt den Pferden ohne Unfall heraufgebracht wurde, so daß, einige Verletzungen des Rutschers abgerechnet, alles ohne Schaden ablief. Auf die Rückseite dieses Berichtes schrieb Brezan „Künstler, Schade, daß sie nicht ertranken.“ Zufolge der Errichtung des Teiches Rosenberg und des künstlichen Neubaches erlitt die Wittingauer Rennkaffe eine derart große Ebbe, daß es der Herrschaftshauptmann Wenzl Spulir von Vitra tief beklagte, die bei Herrn Eduard (Kelley) für erkaufte Gläser aushaftende Forderung von 90 Sch. Gr. könne bisher trotz aller Mahnungen nicht eingetrieben werden. Wie lange Dee noch in Wittingau ungeachtet des kaiserlichen Grollens verblieben, können wir nicht angeben. Bekannt ist dessen schließliche Rückkehr nach England. Kelley trat (1590) in die Dienste des Kaisers, zu Ehren und Vermögen gelangend. Nach Brezan hielt sich jedoch gleichzeitig in Prag der Schwarzkünstler Scotus auf, mit welchem Kelley sich nicht vertragen konnte, sondern in heftige Feindschaft geriet. Endlich mußte dieser eines Duells wegen aus Prag flüchten. In dem Rosenberg'schen Städtchen Sobeslau ertappt, ward er nach dem 2. Mai 1591 von dort durch einen kaiserlichen Quartiermeister und den Hofprofoszen gefangen weggeführt. Sein trauriges Ende im Schlosse Bürglitz ist bekannt.

Ob der in Prag und in Krumau 1584—1590 mit einem gewissen Sieber laborirende Alchemist Jakob Faber den beiden Größen würdig angereicht werden könne, wissen wir nicht. Nichts aber gleicht der Unverschämtheit, mit welcher angefahr 1586 Johannes de Sole aus Passau an Wilhem von Rosenberg herunttrat, als dieser, in seinem Glauben wankend geworden, den erstgenannten aufzugeben begann. „Ich hab', schrieb de Sole, a sorore mea Salome leider die Antwort vernommen. Ob ich schon bisher Euer fürstlichen Gnaden nit eines Kreuzers genußt, so ist es doch gewiß, daß allein meine prima materia derselben genußsam solle nuzen, dieweil es alle alte und ausgemerglete schwache Körper also stark macht, als wann sie Jüngling um 26 oder um 30 Jahre wären. Item allein meine bloße prima materia vertreibt das Podagra, Wasserfücht, Ausatz, Contractur und alle Gebrechen des Menschen. So ich das prästiren werde, so ist gewiß, daß ich in vera materia laborire. Was andere für materias haben, frag ich nichts darnach, ich bleib' bei dieser, die solche Zeichen thut. Ueber solches so ist auch das gewiß und wahr, so ich meinen lapidem vollendet habe, daß ich denselben so schnell und so viel will multipliciren, daß, wann schon ihr

3000 Münzer wären, die nichts anderes thäten, sondern allen münzten Tag und Nacht, ich ihnen viel eine größere Meng', es sei gleich von Gold oder Silber will machen, als sie können verarbeiten. Und dies ist nit allein des Theophrasti, des Königs Geber und des Grafen Bernharbi Proceß, sondern auch des Alberti Magni, der nit allein ein trefflicher Philosophus, sondern auch ein ausbundiger Magus gewest und mit und durch seine Angelos Wunder ausgericht. Diesen Proceß verstehe ich, diesen weiß ich, in dem bin ich gewiß, den hab' ich von keinem Menschen, von keinem Engel noch Geist, noch von keinem e vestro, sondern Gott hat mir selbst durch seine Gnad mein Verstand erleucht und mir dies eröffnet. Der hat mir auch mein Herz und Gemüt auf E. f. Gn. gebogen und geneigt, damals, da ich ihn um ein Verleger angerufen und gebeten. Und Sie wollten jetzt, da es am besten ist und an ein Treffen geht, Euer fürstliche Hand von mir ziehen? Ei, wer hat mir das Unglück anblasen und gemacht?" Darauf suchte dieser Adept geltend zu machen, es sei ihm seitens Rosenbergs eine Verehrung von 1000 Ducaten zugesagt worden, doch habe er sich mit einer Bestallung von 400 fl. begnügt. Da aber der leidige Teufel nicht ruhe, und etwa andere Artisten dazwischen gekommen, so sei ihm diese seine Provision nie vollkommen gereicht worden. Er habe auf Rosenbergs Geheiß seine Stellung in Straubing aufgegeben und sei zufolge eines an den Bischof von Passau gerichteten Ersuchens Rosenbergs allda verblieben, daher bitte er im Namen Gottes und des jüngsten Gerichts, ihn nicht der ganzen Welt zum Spotte stecken zu lassen, sondern mit 100 fl. zu unterstützen, um seine prima materia vollenden und sich mit Ehren herausreißen zu können, wobei er sich mit seinen armen unerzogenen Würmlein und seiner Hausfrau zu Gnaden empfahl.

Es traten als Alchemisten nachgerade noch auf: 1587 Barth. und Georg Schindler (zu Wittingau), welche Wilhelm von Rosenberg unermessliche Reichthümer und die von ihm ambitionirte polnische Königskrone zusicherten; Georg Humler von Astedl; 1590 Johann Gruber mit dem alchemischen Ofenbauer Hans Mösl; Jakob Kramer (zu Wittingau), welcher angelobt hatte, niemanden in der Alchemie fördern zu wollen, es sei denn, daß er in seiner Gegenwart arbeite. Von ihm wurde Sigismund Petschacher auf Steinbach protegirt, welcher Wilhelm von Rosenberg überdies in nicht alchemistischem Wege bei einem vorhablichen Weizenerkaufe um 3000 Sch. Meißn. geprellt hatte und durch einen fingirten Selbstmordversuch bei dem eingeschüchterten Wilhelm Gnade und Verzeihung erhielt. Ferner sind zu merken: Melichar von Lüttich, Anton Grünenbauer und Georg Hammer, 1591 die Brüder Hans und Georg Stangen aus Sachsen, M. Jakob Engen, Hans Frey aus Rostok und Samuel Hartmann aus Nyringen in der Grafschaft Hohenlohe. Endlich betrieb Paul Finkenauer, Krumauer Bürger und Rosenberg'scher Kammerdiener, die Alchemie, welcher, in derselben gründlicher unterrichtet, nicht so ganz fruchtlos laborirt haben soll, ohne jedoch den gesuchten Stein der Weisen hervorzubringen.

Dies wären i. J. 1565—1592 die Adepten und Alchemisten gewesen, welche in fast allen Schlössern Rosenberg's ihr Unwesen getrieben, und welchen Brezan den Ehrentitel pokladači (Betrüger) zuerkannt hatte. Seine letzte Notiz über den bei Kaiser Rudolf verwendeten Altstädter Bürger und Alchemisten Martin Klughar datirt vom 10. December 1595, an welchem Tage Abends dieser im Dorfe Dubeneč, ungewiß ob etwa bei einem Kaufhandel erschlagen worden. Er stand mit dem vormaligen Rosenberg'schen Hofdoctor Weuzl Rawin (von Ditten-

feld im Bunde, und beide haben, schließt Brezan, die Leute um viele Tausende betrogen. —

Wie schon bemerkt, hatte sich Peter Vok von Rosenberg von solchem Treiben ferngehalten, und es findet sich bloß sein dem Olmüzer Bürger Wilhelm Vender (1577) ertheiltes Zeugnis über dessen im Schlosse zu Beshyn „in der hochgelobten, freien Destillirkunst“ — daher der damaligen Pharmacie — geleistete gute Dienste.

Begreiflicher Weise verdankt das Wittingauer Archiv einem solch' regen, wissenschaftlichen Streben einen nicht unbedeutenden alchemistischen Schriftennachlaß. Da liegt ein dickleibiger, lebergebundener Octavband, zu dessen Durchsicht sich auch der geduldigste Leser kaum verstehen würde. Darin ein angebliches Schreiben Aristoteles' an Alexander den Großen mit alchemistischen Erfolgsversprechungen. Ebenso ein zweiter mäßiger Band, worin 93 spagirici autores in alphabetischer Ordnung verzeichnet erscheinen, worunter niemand geringerer als Moses, seine Schwester Maria, Sokrates, Diogenes und selbstverständlich Vater Hermes mit Geber figuriren, — eine Menge kleinerer Abhandlungen ungerechnet, wozu noch kommen Tractate über die Bereitung des Trinkgoldes (aurum potabile) als Verjüngungsmittels, über die Hervorbringung des ewigen Lichtes, die Kunst, aus kleinen Perlen eine groß zu machen, über die chemische Behandlung der Metalle und Halbmetalle, wobei noch eine an Barth. Korndorfer gerichtete Instruction Theophrast's über die Clarification und Resuscitation der 7 Metalle zu merken ist.

Da die Alchemisten, wie man zu sagen pflegt, das Kind fast nie bei dem rechten Namen nannten, sondern Trug und Unwissenheit durch Chiffren, Himmelszeichen und symbolisch-figürliche Ausdrücke (figurativa locutio) deckten, so sollte diese Geheimsprache in der bruchstückweise vorhandenen, dem gelehrten Raimund Lullus (dessen wissenschaftliches Testament auch vorliegt) zugeschriebenen Clavicula ihre Erklärung finden.

Diese Wissensschätze sind theils lateinisch, theils deutsch geschrieben, wobei nur ein Schriftchen in böhmischer Sprache über chemisch-mechanische Versuche des Vergoldens, Versilberns, Färbens u. dgl. eine Ausnahme macht. Dann folgt ein lateinisches Fragment von der „Apocalypsis spiritus secreti incerto autore“ mit dem Zeichen der 7 Planeten auf dem Titelblatte und dem pomphafsten Motto: *Eduxit aquam de petra et oleum de saxo durissimo*. Darin werden wir über die Existenz des höchsten Geheimnisses, nämlich eines Wunderproducts in fünferlei Essenzen oder Wirkungsstadien belehrt. Im ersten, oder in der erdigen Gestalt, Alstochap genannt, heißt dieses herrliche Ding bloß Wunden und mindere Uebel, in zweiter wässriger Verfassung, Azot genannt, wächst dessen Heilkraft, in dritter luftig-ölicher Gestaltung, Altebric benannt, conservirt es die Jugend und Schönheit, verschucht die Schwermut und den Zorn, in der vierten feurigen Potenz, Sandaracha genannt, wird es zum Elixir vitae, verwandelt den Alten in einen Jungen und ruft den Sterbenden zum neuen Leben auf. In dem fünften Grade erscheint es endlich „in corpore glorificato,“ verwandelt welke Bäume in grünende, fruchttragende, macht das künstliche Licht unauslöschlich, erzeugt die schönsten Perlen und entdeckt die in der Erde, dann im Meere verborgenen Schätze.

An einem anderen Orte wird die Erzeugung des Steines der Weisen durch federgezeichnete, zusammengesetzte Menschen- und Thiergehalten, dann sonstige bizarre Figuren dargestellt. Diese haben Verse eines geheimnisvollen Sinnes oder vielmehr Unsinnes zur Seite. Auf das höchste ist das Hirnlose des Nachwerks

in folgenden Strofen gesteigert: „Die Vögel fliegen aus Sonne und Monden, — Und schweben in der Höhe schon, — durch das Gestirnglas — Und nehmen dabei was — Der Sonnen- und des Monden-Reich, — Und fliehen wieder in das Erdreich, — Und nehmen daraus ihre natürliche Speise, — Und bringen dann Vögel rot und weiß, — Die Raben in ihrem Samen — Durch Hitze der Sonnen und Monden.“ — „Wer dem Löwen nimmt sein Blut, — Und der ihm darnach recht thut, — Und verbrennt seines Vatern Leib mit der Glut — Zu Asch' mit Gewalt und geuget dann darein das gesegnete Wasser, — So wird daraus ein Pflaster, — Das heilt alle Krankheit ohne Laster, — Und wird die höchste Arznei — Der Mensch, Thier, Vögel, Kupfer, Stahl, Eisen und Blei.“

„Hermes, ein Vater der Philosophenkunst, bin ich genannt, — Manchem Philosopho wol bekannt, — Darumb steht die Tafel recht an, — Was darinnen bezeichneth stan — Sonn' und Mond die zween Planeten — Regieren die Kunst — Mit des Meisters Gunst — Und durch Mittel ihrer Natur wird vollbracht — Die edle Figur, damit man alle Krankheit schwacht — Und dadurch Gold und Silber macht.“

Endlich kann man sich rühmen, noch Vorschriften zur Anfertigung einiger Arten des griechischen Feuers, geheimnisvoller Oele und Elixire, dann jener Essenz zu besitzen, mit welcher die todte Gemalin des römischen Königs Albrecht I. balsamirt worden, wozu noch medicinische Recepte kommen, worunter eines von Theophrast zur Heilung des Aussages. Eine Abbildung mit deutsch-französischer Erklärung eines höchst primitiven Instruments zur Bestimmung der Metallhaltigkeit des Wassers beschließt die Reihe des Gebotenen.

Nicht unbetheiligt blieb Wilhelm von Rosenberg bei den abstrusen Wissenschaften, welche man zu seiner Zeit als die philosophischen bezeichnete und unter welchen Magie und Astrologie eine Rolle spielten. Der schon als Alchemist erwähnte Bavor der Jüngere Rodovský von Hustirán zählte neben dem gebildeten, durch die Alchemie später tief herabgekommenen Johann Zbyněk Zajíc von Hasenburg auch Wilhelm von Rosenberg zu seinem Gönner. Im Februar 1573 saß Rodovský zu Prag als Gefangener im schwarzen Thurme, wohin er nach seiner dunklen Andeutung durch böse Menschen, welche ihn zum Nachtheile seiner Wirtenschaft irregeführt, daher, wie es scheint, unbezahlter Schulden halber geraten war. Um, wie er schrieb, seinem geliebten böhmischen Vaterlande zu nützen, begann er dort die philosophischen Werke Philipp Theophrast's in das Böhmische zu übersetzen. Gestört jedoch in der Fortsetzung dieser Arbeit durch seine unruhigen Mitgefangenen, bat er (6. Februar 1573) Wilhelm von Rosenberg um die Erwirkung eines Separatgefängnisses. Mit stilistischer Fertigkeit, in schwungvoller Sprache und hochbegeistert von dem Ruhme des von ihm verehrten Theophrast's erläuterte er in körniger Kürze den Inhalt und die Tendenz von 15 Werken dieses Philosophen, denselben gegen die Angriffe seiner Gegner vertheidigend. Denn, wenn ihn auch diese, schrieb Rodovský, Scurram, einen Truntenbold, einen Vagabunden schelten, seinen Lebenswandel tabeln, und ihm menschliche Gebrechen zur Last legen, so richten sie sich damit nur selbst, indem kein Sterblicher macellos dastehe.

Theophrast's räthelhafte und ungewöhnliche Schreibweise suchte Rodovský mit der Freiheit der philosophischen Forschung und mit der Nothwendigkeit einer darin festzusetzenden Terminologie zu entschuldigen. Auch gestand er, Studien über das Werk „Archidoga“ obzuliegen, welches den wenigstens vielgereiften Leonard Thurmeister zum Thurm († 1596) zum Verfasser hatte. Schließlich wollte er ein kupfernes Instrument zum größten Theile schon hergestellt haben,

mittelfst welches jeder in der Astronomie auch wenig Bewanderte alle Bewegungen am Himmel beobachten und seine Arcana darnach einrichten könne. Zudem stand er seiner Angabe nach in Verbindung mit einem geistesverwandten Gelehrten, welcher mit verschiedenen natürlichen Geheimnissen der Medicin vertraut sei. Auch dieses Schreiben verfaß Brezan mit dem Schlagworte „Vetrüger, Alchemist,“ obgleich der mehrseitig unterrichtete Rodovský, gleich vielen anderen, durch die Goldmacherei in seinem Vermögen zu Grunde gerichtet, vielmehr zu den Betrogenen als zu den Betrügern zählte, und er doch auch manches Practische theils selbst geschrieben, theils in das Böhmisches übersezt hatte. Und wenn er, wie ersichtlich, unter seinen slavischen Sprachgenossen deutsches Wissen in der nach den jetzigen Begriffen allerdings verfehlten Richtung eines Theophrast's und Thurmmeister's zu verbreiten beabsichtigte, so trägt nicht er, sondern der Zeitgeist, von dem er sich mächtig angeweht fühlte, die Schuld. Daher kann auch über alle Alchemisten, welchen die Chemie nützliche Entdeckungen verdankt, nicht unbedingt der Stab gebrochen werden. Durch materielle Noth gezwungen, mußte zudem manch' gründlicher Gelehrte den Thorheiten und Verirrungen seiner Zeit Rechnung tragen, wie denn sogar ein Kepler der Astrologie nicht ganz aus dem Wege zu gehen vermochte.

Nicht wenig mag zu dieser Zeit über die dunklen Stellen Theophrast's gegrübelt worden sein. So ersuchte der Alchemist Kramer, durch den Krumauer Med. Doctor Johann Matthäolus von der Existenz eines in mystischen Sachen erfahrenen Prager Weibes unterrichtet, Wilhelm von Rosenberg, diesem Weibe die Frage vorzulegen, wie man vorgehen müsse, um den in Theophrast's Schriften erwähnten und angeblich einen jeden Menschen bewohnenden Flagas entweder in Güte oder mit Zwang erscheinen zu lassen. Nachdem, schreibt Kramer, seiner Ansicht nach der Mensch aus den 3 Wesenheiten, Seele, Geist und Körper bestehe, so dürfte unter dem Flagas wol des Menschen Schutzgeist oder guter Engel zu verstehen sein.

Einen unermüdeten Helfer in der Magie fand Wilhelm von Rosenberg in Andreas Wisata, Bürger und Ratsmann der Altstadt Prag. Von diesem erhielt er (1581) einen Talisman in der Gestalt eines Goldstückes mit eingeschnittenen, magischen Charakteren, den ein angesehener Magus am Charfreitage zu verfertigen begonnen, und an welchem er vorschriftsmäßig stets nüchternen Magens gearbeitet. Nach der Versicherung des würdigen Senders hatten einen solchen schon die Profeten gegen alle böse Nachstellungen, sowie nicht minder K. Carl V. vor Ingolstadt im Kriege gegen die Reichsfürsten am Leibe getragen. Es schützte dieser Talisman vor dem Einflusse unreiner Geister und Zauberer, vor den Fallstricken aller sicht- und unsichtbarer Geister, festigte die Gesundheit des Trägers, machte ihn hieb- und schußfest, ließ ihn die Liebe und Achtung aller Welt gewinnen und sicherte vor Gericht den günstigsten Erfolg der Rechtshändel. Um diese wolthätigen Kräfte nicht abzuschwächen, ward Rosenberg angewiesen, in den Momenten sinnlicher Befriedigung, das eheliche tête-a-tête nicht ausgeschloffen, sein von fremder Hand unberührt bleibendes Kleinod abzulegen. Für alle diese Herrlichkeiten wurden 50 Sch. Gr. verlangt und gezahlt. Ein andermal machte Wisata dem H. v. Rosenberg die wichtige Mittheilung, in Baiern 6 Meilen hinter Waidhofen befinde sich ein hochbetagter, vormaliger Mönch, welcher als notorischer Magus trockenen Fußes über Flüsse wandle und die Lustgeister nach Wunsch herbeirufe. Zu diesem Manne wollte Wisata im Interesse des zum Glückspiele nötigen Charakters wandern, nur gebrach es ihm an Reise-

geld, weshalb er um 15 Sch. anhielt. Den alten Pfarrer Simon zu Lujec in der Rosenberg'schen Herrschaft Raubnic schilderte er als einen erfahrenen Magus, mit dem Wink, Rosenberg möge diesen auffordern, bei der Hebung der im Schlosse, im Kloster und im Städtchen Raubnic verborgenen Schätze mitzuwirken. Dabei wären auch die Bücher und Sachen dieses greisen Priesters vor Verlust in Acht zu nehmen, falls dieser unversehens stürbe. Ferner trug Bisata ein aus München nach Prag gebrachtes Buch über Magie um 60 Sch. Gr. m., dann einen nach Zeitconstellationen gearbeiteten magischen Ring zum Schatzheben um 5 Sch. als kaufwürdige Gegenstände an, bemerkend, dergleichen Sachen seien auf dem Markte nicht mehr feil. Die Andeutung der Schätze im Krystallgase erzielte man, wenn dieses, in der Hand eines Kindes gehalten und gegen Osten gerichtet, durch lange Gebetformeln unter Anrufung guter Geister beschworen worden. Des Besizes eines solchen Krystallgases hatte sich unser Bisata zu rühmen. Ueber einen mittelst vielen Betens und Fastens durch Geister zu Stande zu bringenden Schatz in Faunsberg gab der „hochgelehrte Martin Pegus“ beider Rechte Doctor, dann fürstlich Salzburg'scher Rat und Official, dem Alchemisten Jakob Faber die nötigen Belehrungen. Die Auffindung verborgener Schätze durch Wahrfager dürfte bei Rosenberg's Ahnen schon beliebt gewesen sein, denn bereits i. J. 1448 (29. Jänner) riet Wenzl von Michalovic, Großprior der Johanniter zu Stratonice, wolmeinend dem Herrn Ulrich von Rosenberg, keinen Glauben den Vorpiegelungen der schätzeSuchenden Wahrfager zu schenken, welchen er für den großen, im Stratonicer Schlosse angerichteten Schaden vielen Dank wisse, denn nicht nur habe er durch ihre Witzlelei, einen Thurm theilweise untergraben, sondern auch einen wolgebauten Keller zerstören lassen. Diese nichtswürdigen Betrüger, fuhr der erzürnte Großprior fort, würde er im Betretungsfalle nun dem Scheiterhaufen überliefern und so den Täuschungen ein Ziel setzen.

Um den entwichenen Dieb rückkehrend zu machen, oder den fernern Feind zu tödten, oder aber um die Neigung einer Dame zu erringen, ward am ersten Tage des Neumondes, luna existens in leone — aus Jungfernwachs, welches weder mit Feuer noch mit Wasser in Berührung gekommen und durch Sonnenstrahlen erweicht worden, dem Geschlechte des flüchtigen Verbrechers gemäß entweder eine männliche oder weibliche Figur geformt, auf welche folgende Worte mit hier übergangenen magischen Charakteren geschrieben worden, nämlich auf die Stirn das Wort Akrif, oben auf das Haupt Sibilliam, auf das Genick Aziria, auf die Brust Hele a zare (Elezare) mangalam mit noch einem Charakter auf dem Rücken in der Herzgegend. Die Wachsfigur in der Hand und mit einem Weißdornnagel versehen, sprach der Magus die erste Beschwörungs- oder Gebetformel, brachte sodann das Wachsbild nahe dem Feuer, ohne es vollends zerfließen zu lassen, weil sonst der Dieb sterben müßte, sodann über die einzelnen Körperteile die zweite Beschwörung hersagend. In diesen beiden wird der Höchste bei dem Namen Tetragrammaton angerufen, mit Hilfe der reinen Geister Sabat, Ariel und Raguel, den Dieb zur Rückkehr zu bewegen, und zu offenbaren, gleichwie der Diebstahl Achabs zu Jericho an das Licht gekommen. Nichts ist begreiflicher, als daß dabei das Herz des Verbrechers gleich dem zerfließenden Wachs weich wird und er die der Figur mit dem Weißdorn beizubringenden Stiche mitfühlt. Gepeinigt von innerem Weh, beschleunigt daher der Dieb seine Schritte nach der Heimat, um den Beschwörer zu fragen, was sein Wille sei.

Als Schutzmittel gegen alle Arten von Waffen bewährte sich die am Leibe getragene Wurzel des sogenannten Eisenharts oder Eisenkrauts (Verbena).

Diese ward am Johanniabend weitläufig beschworen, keine ihrer Tugenden in der Erde zu lassen, mit Silber und Gold umkreist, dann des anderen Tag's bei Sonnenaufgang ausgegraben. Keine Dame konnte den Liebesauträgen eines Mannes widerstehen, wenn dieser das Basilicatkraut Samstag Abends mit Gold und Silber umkreiste und beim Frührot des anderen Tages die auszugrabende Wurzel beschwor, die Kraft der Liebe mit sich aus der Erde zu bringen. Dabei mußte er sprechen: „Gott grüß' dich, Basiliam, du viel edel Wurz, weißt du, was dich St. Peter hieß, da er sein Stab dreimal durch dich stieß. Er sprach: Wer dich ausgrabt, und dich mit heim trägt u. s. w.“ Die Dame ward alsdann mit der Wurzel dreimal umfassen unter den Worten: „Ich muß dir N. N. also lieb werden, als die (Wurzel) der Erden war.“

Man wird es befremdend finden, daß der religiöse Wilhelm von Rosenberg magischen Experimenten zugänglich gewesen. Es dürften jedoch Worte, Zeichen, Segens- und Beschwörungsprüche, kurz Acte, durch welche man mit Hilfe des Höchsten und der den Katholiken heiligen Factoren bestimmte Zwecke zu erreichen wähnte, nicht der Magie schlimmer Bedeutung, nämlich der hochverpönten Schwarzkunst, welche den Verkehr mit bösen Geistern voraussetzen ließ, beigezählt worden sein.

Es bewegten sich um Wilhelm von Rosenberg in der Eigenschaft als Kabbalisten: 1581—1591 der Medicus Dr. Balthasar Raimund Weiß aus Olaz, 1586 Benedict Rodlandus aus Bern „Hebraicus,“ Christof Tonitru, Medicus und Philosophus, angeblich ein Schüler Theophrast's, dann Balthasar Christophorus Albimis a Bělkic et Mudzova (sic), utriusque Phil. et Med. Doctor 1591 zu Wittingau. Dem Rodlandus Hebraicus aus Bern würden wir ein vorfindiges, mit stark jüdisch-dialectischen Anklängen geschriebenes Fest kabbalistischen Inhalts zuschreiben, welches z. B. über die 10 Zephirot, welche subtil sein gleichwie die Zahl der 10 Finger, über 22 Buchstaben, drei Mütter, 12 Simplicia, ferner über die 12 himmlischen Häuser, 16 Planetenfiguren u. s. w. handelt, daher auch eine astrologische Abhandlung in sich schließt, gemengt mit astro-nomischen Operationen. Unser Semite suchte sich auch durch die Enthüllung natürlicher Arcana nützlich zu machen, als da waren: damit ein stillstehendes Wasser nicht zufriere, — wie bei einer Belagerung oder sonstiger Not Leute mit einem Mezen Mehl, welcher zweien Mezen gleichkommt, zu speisen seien, — wie man sich durch Weizmittel im Gesichte unkenntlich macht und mit sympathetischen Tinten eine Geheimschrift hervorbringt, — endlich wie sich ein Roß bis auf den dritten Tag ohne das gewöhnliche Futter in seiner Kraft reiten lasse, wobei die im Juli gegrabene und gedörrte Eberwurz (Carlina) zu Pulver gestossen, dieses mit Habermehl gemischt und beides mit gutem Käse im starken Weine zusammengeknetet wird, wovon im getrockneten Zustande dem Pferde täglich zweimal 2 oder 3 Stücke in der Größe eines Hühneries zu reichen kommen.

Das wirklich Wissenschaftliche, was sich nicht so ganz in das Gebiet der Täuschung und des Betruges verweisen läßt, reduziert sich hier auf weniges. Am 15. Januar 1662 offerirte dem Herrn Wilhelm von Rosenberg Jakob Cuno, kurfürstlich Brandenburg'scher Astronom, aus Frankfurt an der Oder um 800 ung. Gulden ein astronomisches Werk (wahrscheinlich Instrument), auf welches Rosenberg in Berlin durch den Erzbischof von Magdeburg aufmerksam gemacht worden, und dessen künstliche Construction er bei seiner eiligen Abreise von Berlin nicht genügend habe besichtigen können. Diesmal bezeichnet Bregan Cuno als

einen „gelehrten Mann.“ Ebenso widmete der in seinen astronomischen Studien von Wilhelm von Rosenberg unterstützte Hermann Vulderus aus Denabrück (Prag 15. October 1587) demselben anlässlich der Einführung des Gregorianischen Kalenders, um diesen jedermann, somit auch dem Ungelehrten verständlich zu machen, eine Zusammenstellung des alten und neuen Kalenders für die Vergangenheit und Zukunft, welches Kunststück er auf dem bedicirten Instrument geordnet hatte, worauf zu finden waren die Tag- und Nachtlängen der Sonnenzirkel, die Mondesphasen, der Mondzeiger, die Planetenstunden, alle während 30 Jahren sichtbaren Sonnen- und Mondesfinsternisse, die Sonntagsbuchstaben, die goldene Zahl, alle beweg- und unbeweglichen Feste, dann Sonntags-evangelien und dies mit Tabellen v. J. 1582 bis auf weitere 300 Jahre rückfichtlich des neuen Kalenders, vom Jahre 1550 an bis 1700 aber nach dem alten Style. Die Witterung und Prognostica habe er, fährt Vulderus ganz vernünftig fort, mit Fleiß ausgelassen, weil sie zum Computo nicht gehören, auch sonst sehr ungewiß seien, sich auf die Ewigkeit sehr übel reimen.“ Dabei wollte er sein, wie er schrieb, der Straßburger Uhr nichts nachgebendes Werk, sei es im großen oder kleinen Umfange, für Kirchen und Kammern geeignet finden, und schloß mit der Versicherung der dabei gehabten großen Mühe und Arbeit, zumal er den Kupferstecher 17 Wochen lang habe täglich informiren müßen, damit nichts übersehen werde. Vulderus betrieb zudem auch die Medicin und erscheint 1606 als Mathematicus und Medicus am Hofe Peter Vol's von Rosenberg zu Wittingau. Der gleichfalls als Mathematiker hervortretende Nicolaus Rensberger a. Neuenhof bedicirte (1570) Wilhelm von Rosenberg, als dem Freunde der Geometrie, erstlich von Passau einen Quadranten und, dafür mit einer Remuneration betheilt, aus Pilsen ein ungenanntes Werk dieser Richtung. Endlich wollte er, in der Bergstadt Joachimsthal sich aufhaltend, die seit Anfang der Welt nicht dagewesene Erfindung eines bei Bergwerken, Schmelzhütten, Wasserkünsten und Mühlen anwendbaren Rades gemacht haben, welches mit Ausschluß der bisher bekannten bewegenden Kräfte ohne Unterlaß herumkreise, und mittelst welchem man Tag und Nacht gegen 500 Etr. Wassers selbst aus einer Tiefe von 100 Lachtern heben und auf einen hohen Berg leiten könne. Den nicht mehr vorhandenen Abriß davon ließ er (7. Dec. 1570) aus Joachimsthal diesmal an Peter Vol von Rosenberg mit der Bitte um Vorstreckung von 30 Thalern zur Vollendung dieser Invention gelangen. Auf das allerdings schwindelhaft durchwehte Schriftstück schrieb Brezan: „Irgend ein Betrüger mit dem Vorgeben, er habe das motum perpetuum erfunden. Es hält ihm nicht schwer, mitten in die Tauben zu schießen.“ Daß Brezan in seinem Urtheile nicht immer die gehörige Grenze eingehalten haben mochte, wäre nicht unmöglich, zumal in einer Zeit, wo die Wissenschaft noch im Zwielichte gerungen, dergleichen kühne Probleme und Versuche nur zu erklärlich erscheinen.

Das Geschlecht der Rosenberge war, nach einem gangbaren Ausdrucke, erloschen und mit diesem das Feuer der alchemistischen Oefen. Nur noch einmal erblicken wir zu Wittingau ein Flämmchen dieser verführerischen Kunst aufblühen. Es geschah dies inmitten des schreckenvollen 30jährigen Krieges in den Jahren 1627—1628, wo ein gewisser Kollart, wie es scheint aus Passau, im Auftrage des Wittingauer Herrschaftsbefiziers, König Ferdinand's III., durch seine alchemistischen und Destillirversuche hier eine Gesamtauslage von 275 fl. verursachte, worunter 120 fl. für Zinnober, dann Kollart's endliche Abfertigung mit 66 fl. einbegriffen waren.

Beiträge zur Geschichte der Stadt Wartenberg.

Von

Wilhelm Feistner.

Im Bunzlauer Kreise, zwischen Niemes und Wartenberg, erhebt sich mitten in einer niedrigen Gebirgskette ein früher mit Laub- und Nadelholz dicht bewachsener, jetzt aber ziemlich kahler Berg, Kollberg, gewöhnlich aber nur Koll genannt. Mit einer Höhe von 2160' über dem Meerespiegel von Hamburg gewährt er eine herrliche Rundschau über das böhmische Mittelgebirge und wird daher auch von nah und fern stark besucht. Sein Gipfel ist gekrönt mit einer verfallenen Burg, und die starken Mauern, die schon Jahrhunderte lang dem Zahne der Zeit Trotz bieten, sind ein berebtes Zeugniß von der ehemaligen Festigkeit derselben. Sie ist der Stammsitz der einst mächtigen Herren von Ralsco, welche von dieser Burg aus die ganze umliegende Gegend beherrschten. Für unsre Stadt aber ist diese Besse besonders wichtig, denn ihre Bewohner waren zugleich auch die Gründer von Wartenberg, und mit den Geschicken der Felsenburg Ralsco war auch durch Jahrhunderte hindurch das Wohl und Wehe des gegründeten Ortes verbunden.

Wer diese Besse, die von steiler Bergkuppe majestätisch auf blühende Auen herabsieht, angelegt hat, darnach forschen wir vergebens. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die Burg schon vor dem Jahre 1100 bestand und den Herren von Ralsco gehörte. Diese Familie gehört jedenfalls zu den ältesten in Böhmen, wenn auch ihre Abstammung von den Vandalen, wie es Papebrochius¹⁾ angibt, zu den Uebertreibungen gehört.

Der erste bekannte Ahnherr des in der Folgezeit weitverzweigten und reichbegüterten Geschlechtes ist Marquard von Ralsco, der unter König Wladislaw I. lebte (1109—1125) und drei Söhne hinterließ, Herrmann, Havel und Zawis. Czerwenka²⁾ nennt noch einen Theodor von Ralsco, dessen Urenkel Herrmann mit Sophie von Hasenburg vermählt gewesen sein soll. Ferner erzählt er noch, daß bei dem in Magdeburg unter Heinrich II. veranstalteten Turniere auch ein Theodor von Ralsco theilgenommen und bei dem (1042) unter Heinrich III. zu Falke stattgefundenen Turniere sich Wenzel von Wartenberg, Wenzel v. Pardubic und Wabslaus von Neuhaus so ausgezeichnet haben, daß ihnen vom Könige noch ein zweiter Gang bewilligt wurde.

Herrmann gründete 1147 das Cisterzienser-Kloster in Münchengrätz³⁾, und

1) Dobner P. G. monumenta historica S. 222.

2) Czerwenka, gloria et splendor domus Waldsteinianae S. 6 u. f. w. S. 20. Diese Mittheilung muß jedoch, weil das Werk zur Verherrlichung des Waldstein-Wartenbergischen Geschlechtes geschrieben ist, mit Vorsicht aufgenommen werden; auch ist nicht anzunehmen, daß der Ort schon 1042 gegründet war (Wenzel von Wartenberg), da diesen Beinamen erst 200 Jahre später Wenzel v. Wartenberg (28. August 1283) in einer Urkunde des k. k. geheimen Staatsarchives das erste Mal führt. Auch Palacky (II. Band II. Abth. S. 11) nimmt als Ahnherrn dieses Geschlechtes Marquard an, und benennt es nach diesem die Marquartice.

3) Frind, Kirchengeschichte Böhmens S. 115, sagt, „daß schon 1054 ein Herrman v. Ralsco ein Benediktinerkloster in der Nähe des heutigen Münchengrätz gegründet und mit Mön-

um einen festen Punkt bei diesem Kloster zu haben, erbaute einer aus dem Geschlechte der Herren von Ralsco die in der Nähe liegende Burg Zwiřetic, von der er später den Familiennamen annahm.

Herrmann hatte zwei Söhne, Veneš, den gefeierten Sieger über die Sachsen (1203) und Marquard; letzterer ist der Ahnherr jenes Geschlechtes, das sich von Löwenberg (Lämberg) nennt, welchen Beinamen zuerst seine Söhne Jaroslau und Gallus führten, während die beiden anderen Söhne Chval und Marquard sich von Ralsco nannten. Sie führten zusammen das gleiche Wappen, nämlich einen aufrecht stehenden Löwen.

Marquard's Sohn ist Veneš, der mit Dorothea Bertg v. Duba vermählt war. Er ist für die Geschichte von Wartenberg besonders wichtig, da durch ihn die Gründung des Ortes geschah. Bisher hatte die Bewohnerschaft unsrer Gegend landesfürstliche Kreisbeamte als Richter und Obrigkeiten, der eigentliche Gebieter aber war der König. In der Mitte des 13. Jahrhunderts ging in dieser Beziehung ein Umschwung vor sich. Die Gegend gehörte nicht mehr dem Könige, sondern ging als Pfand an gewisse Geschlechter über, welche von ihren Burgen aus ihren Besitz beherrschten. Damals gehörte ein großer Landstrich um den Stammsitz der Kollburg den Herren von Ralsco und ihren Nebenlinien. — In sprachlicher Hinsicht war die Gegend im nördlichen Böhmen fast durchgehends tschechisch. Aber schon Přemysl Ottokar I. hatte die Germanisirung dieser Gegend durch Ansiedlung von deutschen Kolonisten begonnen. Durch Heranziehung deutscher Familien und Bürger entstanden deutsche Ansiedlungen und Dorfgemeinden im nordöstlichen und nordwestlichen Böhmen¹⁾. Auch Wenzel I., Ottokar's Sohn, folgte in dieser Beziehung seinem Vater nach. Er ließ, um den drohenden Einfall der Mongolenhorden abzuwenden, Burgen an den Grenzen des nordwestlichen Böhmens anlegen, jedoch erst Přemysl Ottokar II. war es, der die deutsche Kolonisation im Lande in großartiger Weise betrieb und insbesondere die Grenzgegenden deutschen Kolonisten übergab²⁾. Bald entstanden in den durch den Fleiß und die Arbeitskraft der Deutschen gelichteten Urwäldern blühende Kolonien, welche sich unter dem Schutze des für die deutsche Sache sehr eingenommenen Königs bald mehr und mehr entfalteten; ja man kann mit Sicherheit behaupten, daß von dem Jahre 1254 an die meisten nordböhmischen Städte gegründet wurden³⁾. Auch der Adel vermochte sich dem germanisirenden Einflusse, der sich vom Hofe aus auf die einzelnen Stände übertrug, nicht zu entziehen. Seit dem Einfalle der Mongolen hatte derselbe sich feste Burgen und Schlösser auf steilen Bergen oder Felsstuppen durch deutsche Baumeister errichten lassen, wodurch auch diese Burgen größtentheils deutsche Namen bekamen. Die Besitzer nahmen dann selbst den Namen ihrer Burgen an⁴⁾, und so verschwinden allmählig die slavischen Benennungen, während noch vor dem Jahre 1241 kein deutscher Burgname in den Urkunden vorgekommen war. In dieser Zeit der Anlegung deutscher Kolonien und Erbauung fester Schlösser dürfte

chen von Tornach bevölkert habe. Erst 1146 habe ein anderer Herrmann v. Ralsco dieses Kloster den Cisterciensern übergeben.“ (S. 295.)

1) Erben J. Regesta diplomatica. S. 195.

2) Schlesinger Geschichte Böhmens S. 101 und Dr. Hallwich Geschichte von Reichenberg.

3) Ibidem. S. 125 u. Pez scriptores rerum Austriacarum p. 1033—1034.

4) Hallwich Geschichte von Reichenberg.

auch Wartenberg angelegt worden sein, welches von dem auf dem nebenliegenden Schloßberge errichteten Schlosse (Warta) den Namen erhalten haben mag. Es bestand vielleicht schon eine Ansiedlung auf dem Plage, wo jetzt Wartenberg steht, die von Söldnern der Herren von Kalsko bewohnt war. Balbin verlegt die Gründung des Ortes in das Jahr 1256 und schreibt sie den Herren v. Kalsco zu¹⁾. Nach ihm wäre also Veneš v. Kalsco, der auch als der erste urkundlich mit dem Beinamen „von Wartenberg“ vorkommt, der Begründer der Stadt. —

Nach der unglücklichen Schlacht Přemysl Ottokar II. gegen Rudolf von Habsburg änderte sich die günstige Lage der Deutschen in Böhmen mit einem Schlage. Die Tschechen betrachteten die Deutschen als Eindringlinge, und der alte Haß derselben kam wieder zum Ausbruch. Auch der durch Ottokar niedergehaltene Adel gewann seine Macht wieder, die er zum Nachtheile des Bürgerthums wie vorher mißbrauchte, und als 1279 Otto der Lange sich auf einige Zeit aus Böhmen entfernt hatte, entbrannte jener Kampf, in welchem der Adel mit der tschechischen Bevölkerung gegen die Fremden gemeinsame Sache machte.

Unter der Regierung des jungen Königs Wenzel gelang es dem ehrgeizigen Jamiš von Falkenstein, dem Gemahl der Mutter Wenzels, Kunigunde, die höchste Macht im Lande an sich zu reißen und sich in den Besitz der einträglichsten und wichtigsten Aemter zu setzen. Da war es Veneš von Wartenberg, der in Verbindung mit Jdislav v. Löwenberg, Sezima von Krasow, Burkhard v. Janowic, Jbislav v. Trebaun und anderen Baronen gegen die Gewalttherrschaft eines Einzelnen mit den Waffen in der Hand auftrat. Allein diese Erhebung war von keinem Erfolge begleitet. Jamiš schlug die Empörung nieder und verstärkte seine Macht durch Aneignung der Krongüter nur noch mehr. Erst nach Jamiš Tode (1290) erlangte Veneš eine hervorragende Stellung im Lande, indem er durch mehrere Jahre (1291—1297) das Amt eines Oberstburggrafen und Landeskammerers bekleidete. Später (1300) wurde er mit dem Abte von Sedlic zu der ehrenvollen Mission verwendet, Elisabeth, die Tochter des Polenkönigs Přemysl und Verlobte König Wenzels, nach Böhmen zu holen. Doch schon in Bittlau begegneten die beiden Abgesandten derselben und brachten sie nach Prag²⁾.

Veneš Sohn ist der in der Geschichte der damaligen Zeit oft genannte Johann von Wartenberg, welcher besonders unter der Regierungsperiode König Johann's von Luxemburg wichtige Aemter bekleidete. Die damaligen Wirren im Lande begünstigten seine Bestrebungen, eine wichtige Rolle im Lande zu spielen. Als nämlich nach der Ermordung Wenzels III. zu Dimütj (1306) der Mannesstamm der Přemysliden erloschen war, bildeten sich bezüglich der Wahl eines neuen Königs zwei Parteien im Lande. Die eine stimmte für das Erbrecht der Frauen, die andere, die Mehrheit der böhmischen Adelligen, beanspruchte das Recht der freien Wahl. Durch das energische Auftreten des deutschen Königs Albrecht I. aber, welcher Böhmen und Mähren als erledigtes Reichslehen erklärte, erfolgte die Wahl seines Sohnes Rudolf zum böhmischen Könige. Doch war demselben die Krone Böhmens nicht lange beschieden, denn schon am 4. Juli 1307 raffte ihn der Tod hinweg. Nach einer stürmischen Wahlbewegung, bei welcher die Partei der Habs-

1) Balbin Miscell. L. 7. C. 31.

2) Peter v. Bittau Königsaalcr Geschichtsquellen v. Dr. Foserth pag. 169—170.

burger gänzlich unterlag, wurde Heinrich von Kärnthen zum Könige gewählt. Als Albrecht I. nun 1307 mit einem Heere nach Böhmen kam, um die Wahl seines Sohnes Friedrich zum böhmischen Könige mit Waffengewalt zu erzwingen, da waren es Heinrich v. Lipa und Johann v. Wartenberg, die Häupter des feudalen Adels, welche ihm einen kräftigen Widerstand entgegensetzten und besonders die von Albrecht angegriffenen Städte Kolin und Kuttenberg tapfer und erfolgreich vertheidigten¹⁾. Da jedoch Albrecht schon im folgenden Jahre (1. Mai 1308) von der Hand seines Neffen Johann Parricida ermordet wurde und sein Sohn Friedrich der Schöne seinen Ansprüchen auf Böhmen entsagte²⁾, so war zwar die Ruhe nach außen hin wieder hergestellt, im Innern aber wüthete der Kampf fort, den der feudale Adel mit der deutschen Bürgerschaft führte. Unter der Herrschaft der Přemysliden konnte der Haß des Adels gegen das deutsche Bürgerthum nicht offen zum Ausbruche kommen, weil die Könige stets mit den Bürgern vereinigt waren. Unter der schwachen Regierung des unentschlossenen Königs Heinrich aber hatte sich dieses Verhältnis geändert; der Feudal-Adel setzte den Kampf gegen das deutsche Bürgerthum fort, freilich jetzt mit wenig Erfolg, denn letzteres war bereits stark und kräftig geworden. Es entstand jetzt ein Kampf um Gleichberechtigung, zu welchem Behufe die Städte Prag und Kuttenberg sich verbanden. Am 15. Feber 1309 kurz nach Mitternacht überfielen die Kuttenberger unter Anführung des Peregrinus Busch und der Brüder Kuthard das Cisterzienserkloster in Sedletz, worin sich die Kämmerer Heinrich v. Lipa, Johann v. Wartenberg und Johann von Klingenberg befanden. Diese wurden während des Schlafes gefangen genommen und auf die Burg Pídiž gebracht. Die Bürger geriethen jedoch bald nachher aus mannigfachen kleinen Gründen in Zwiespalt und nach längeren Unterhandlungen erlangten die gefangenen Barone ihre Freiheit wieder.

Raum aber hatten sie ihre Freiheit wieder gewonnen, so wandten sie sich mit einer Heeresmacht gegen Prag, nahmen dasselbe ein und vertrieben eine große Anzahl von Bürgern. Der König Heinrich selbst wurde aus der Burg herausgelockt, in einer Wohnung in der Stadt internirt und Prag stark besetzt. Da gerade zu dieser Zeit die Meißner in Böhmen eingefallen waren und in Prag die beiden Parteien sich auf das hartnäckigste bekämpften, so war die Verwirrung eine allgemeine. Ein Zeitgenosse, Peter von Zittau, sagt, daß alle Ordnung gewichen sei und selbst der Bruder dem Bruder nicht mehr traue. Man trage Schild und Schwert bei sich, um immer zum Kampfe bereit zu sein. Und weiter bemerkt der Chronist, „er habe selbst gesehen, daß einer, der zwei Röcke hatte, den einen verkaufte und sich dafür ein Schwert erwarb.“ Heinrich selbst schwankte von einer Partei zur andern und die Zahl derer, die noch zur königlichen Sache hielten, schwand von Tag zu Tag³⁾.

Um diesen traurigen Zuständen ein Ende zu machen, traten Adel, Klerus und Bürgerthum (29. Juli 1310) zu einer Berathung zusammen, und man beschloß, Kaiser Heinrich VII. zu bitten, seinen Sohn Johann mit der Prinzessin

1) Peter von Zittau pag. 217 und Schlesinger Mittheilungen, „die Deutschböhmen und die Regierung.“

2) Auf dieser Urkunde ist auch v. Jesel (Johann) v. Wartenberg (ob. Stráj) als Zeuge verzeichnet.

3) Peter von Zittau pag. 373, Schlesinger Mittheilungen. Palacký in seiner Gesch. Böhmens hat Lehrow.

Elisabeth, einer Tochter Wenzels II., zu vermählen und zum Könige von Böhmen einzusetzen. Schon vor diesem Beschlusse, dem mannigfache Berathungen vorangingen, hatte man bei Hofe die Absicht, die Prinzessin Elisabeth zu entfernen, welches Vorhaben man auch wirklich ausführte. Als dieses Johann v. Wartenberg, während er beim Mahle saß, hinterbracht wurde, stand er vom Tische auf und jagte mit seinen Reisigen nach. In ärmliche Kleider gehüllt brachte er Elisabeth zuerst nach Wischehrad und von da nach der Stadt Rumburg an der Elbe. Der Beschluß der Versammlung kam zur raschen Ausführung und eine Gesandtschaft von 12 Personen, 3 aus der Geistlichkeit, 3 aus dem Adel, unter ihnen auch Johann v. Wartenberg, und 6 Vertreter der Städte, meistens Prager, wurden an Heinrich VII. abgeschickt. Schon am 12. Juli 1310 kam dieselbe in Frankfurt an, wo Heinrich gerade Reichstag hielt. Der Kaiser sagte zu und das sofort zusammenberufene Reichsgericht erklärte (29. Juli) den Herzog Heinrich der Krone Böhmens verlustig und entband die Stände des Eides der Treue. Am 31. August wurde Johann von Luxemburg in Speyer mit dem Königreiche Böhmen belehnt und am folgenden Tage die Vermählung mit Elisabeth gefeiert.

Die Hoffnungen, die man auf Johann v. Luxemburg gesetzt hatte, erfüllten sich jedoch nicht. Der König kam gewöhnlich nur nach Böhmen, wenn er Geld brauchte sonst trieb er sich allenthalben auf Abenteuern umher. Während seiner Abwesenheit wurde das Land von Statthaltern verwaltet, zu welchen er (15. April 1315) für Böhmen Heinrich v. Lipa und für Mähren Johann v. Wartenberg bestimmte. Allein diese beuteten das Land für ihre eigenen Zwecke aus und besonders Heinrich v. Lipa wirthschaftete in Böhmen in einer solchen Weise, daß die Klagen über Erpressungen und Ungerechtigkeiten bald allgemein wurden und den König zum Handeln nöthigten. Mit Zustimmung Johanns von Luxemburg wurde Heinrich v. Lipa (1315) gefangen genommen und nach dem Schlosse Angerbach gebracht, wo er streng bewacht wurde. Als dieses ruckbar wurde, erhob sich sein ganzer Anhang. Auch Johann v. Wartenberg eilte herbei und stellte sich mit Wilhelm v. Landstein an die Spitze der Erhebung, welche ihren Mittelpunkt in Böhmischesbrod hatte. Auf Seite des Königs standen Wilhelm v. Waldek, Peter v. Rosenberk, Tobias v. Wechin und die Bürger. Nach mannigfachen Kämpfen gegen das königliche Heer erlitten die Aufständischen dadurch einen großen Verlust, daß Johann v. Wartenberg bei der Belagerung von Kosteletz an der Adler durch einen Steinwurf im Gesichte das Leben verlor (5. Jänner 1316).

Der Königsaal-Chronist nennt Johann von Wartenberg „einen durchaus hochherzigen und entschlossenen Mann und sehr rühmlichen Kämpfer.“ Er schildert ihn als einen wackern Menschen von hoher Geburt, freigebig und herzhast in Thaten. Johann gehörte zu den reichsten Baronen des Landes; er besaß den ganzen Landstrich von der Elbe bis Wartenberg mit den Städten und Burgen Tettschen, Schredenstein, Scharfenstein, Tollenstein, Bensen, Rumburg, Schönbuch, Rumburg, Schluckenau, Kalsco, Wartenberg, Dewin, Winterstein, Lemberg und Gabel, was gewöhnlich das „Wartenberger Landel“ genannt wurde.¹⁾

Nach Johann v. Wartenberg's Tode ließ sich der König, anstatt die Empörung des Adels vollends mit Gewalt niederzuschlagen, zu Unterhandlungen herbei, welche die Freilassung Heinrich v. Lipa's gegen Bürgschaft von sechs Adligen zur

1) Peter von Sittau pag. 374.

Folge hatten. Allein dieser Friede war von Seite des Adels kein aufrichtiger gewesen und konnte daher auch nicht von langer Dauer sein. Als Johann aus dem Lande zog, um Ludwig dem Baier im Kampfe gegen Friedrich den Schönen beizustehen, brach der Streit von Neuem los. Der Erzbischof von Mainz, welcher während der Abwesenheit des Königs das Land verwalten sollte, sah sich gezwungen, aus dem Lande zu gehen und die Regierung der Königin Elisabeth zu übergeben. Als diese zur Niederwerfung des Aufstandes fremde Truppen herbeizuziehen begann, kam es zu offenen Feindseligkeiten. An der Spitze der Aufständischen standen jener berühmte Heinrich v. Lipa mit seinen Söhnen, Veneš v. Wartenberg, der Sohn des bei der Belagerung von Kosteletz an der Adler gefallenen Johann v. Wartenberg, der junge Veneš v. Michalowitz¹⁾, Albert v. Seberg, Wilhelm v. Landstein, die Brüder v. Duba, Heinrich v. Lichtenberg u. Jbidslav v. Sternberg. Als Johann zurückkehrte, brach er wohl die Burgen einiger von den Aufständischen, allein die übrigen leisteten ihm einen um so hartnäckigeren Widerstand. Der Kampf endete erst, als Johann sich zu schmählischen Friedensbedingungen herbeiliess und Heinrich v. Lipa zum Unterkämmerer und Wilhelm v. Waldek zum Marschall des Reiches ernannte. Der König selbst hielt sich seit diesen Zerwürfnissen mit dem Adel nicht mehr gern in Böhmen auf und widmete auch den Regierungsgeschäften keine große Sorgfalt. —

Als Johann (4. April 1327) zum Herzog Heinrich VI. von Schlessen, der ihn zum Erben seines Landes eingesetzt hatte, nach Breslau zog, war auch Veneš v. Wartenberg in seinem Gefolge und im folgenden Jahre finden wir Veneš mit seinem Könige im Kampfe gegen die heidnischen Lithauer, wobei er sich ganz besonders auszeichnete. Bald darauf wurde der ruheloſe König in einen Kampf mit den Oesterreichern verwickelt und in der unglücklichen Schlacht von Mailberg (11. März 1332) fiel auch der tapfere Veneš v. Wartenberg mit einer großen Anzahl böhmischer Ritter²⁾.

Veneš hinterließ drei Söhne, Wanko (Wenzel), Johann und Veneš³⁾. Wahrscheinlich theilten sich die drei Brüder in die Besitzungen des Vaters und so besaß Wanko nebst Wartenberg auch noch Sveborice (Schwabitz), Brenna (Brenn), Zakup (Reichstadt), Pulchra tilia (Schönlinde) und Osečna (Dschitz). Wegen seiner kriegerischen Tugenden übergab ihm 1337 König Johann das Amt eines Oberstmundschenken erblich⁴⁾. Die drei Brüder waren überhaupt bei Hofe gern gesehene Persönlichkeiten; Johann bekleidete lange Zeit das Amt eines Oberstburggrafen und war mit seinem Bruder Veneš Mitglied jener Gesandtschaft, welche den König Karl IV. (1. September 1347) bat, sich die römische Kaiserkrone durch den Erzbischof von Prag aufsetzen zu lassen. Wenzel hingegen war viele Jahre hindurch Landrichter. Als am 6. Febr. 1350, Karl IV. mit der Lausitz einen Bund schloß, finden wir auch Wanko v. Wartenberg als Zeuge verzeichnet. In seiner Eigenschaft als Patron der Kirche in Wartenberg setzte

1) Es ist dieses Geschlecht der Michalowice eine Seitenlinie der Herren von Wartenberg.

2) Peter von Zittau pag. 490.

3) Johann und Veneš schrieben sich „v. Wartenberg und Tetschen“, ersterer bejaß auch die Herrschaft Tetschen, während Veneš eine Anzahl umliegender Städte und Dörfer bejaß.

4) Czerwenka gloria et splendor domus Waldsteinianae p. 19. Balbin stemmatographica.

er an Stelle des verstorbenen Pfarrers Hostilans den Priester Johann v. Niemes als Pfarrer ein (10. Mai 1363)¹⁾. Dieser starb jedoch schon das Jahr darauf und über Präsentation Wenzels kam an seine Stelle Nicolaus Heinrich aus Gabel (29. April 1364)²⁾. Der Umstand, daß Wartenberg schon 1363 eine Pfarrkirche besaß, läßt schließen, daß der Ort selbst schon unter Wenzel v. Wartenberg einen ziemlich bedeutenden Umfang gehabt haben muß. Schon unter Wenzel v. Wartenberg nahmen auch die Fehden gegen die Lausitz und speziell gegen die Sechsstädte ihren Anfang, die von dem Geschlechte der Wartenberge fast 150 Jahre lang mit der größten Erbitterung geführt wurden. Anfänglich waren es nur Raubzüge, gegen welche sich Zittau (1346) dadurch zu schützen suchte, daß es zu Löbau mit den anderen wichtigen Städten der Lausitz ein Bündniß abschloß, um „die Landesbeschädiger, Landplacker und Deutmacher“ zu züchtigen³⁾. Auch Kalsco, Dedin, Tollenstein und noch mehrere den Wartenbergern gehörige Burgen gehörten zu solch' schädlichen Raubnestern, auf welchen die Burghauptleute der Besitzer ihr Unwesen trieben. Karl IV. gab den Sechsstädten die Erlaubniß, diese Festen zu brechen und erließ strenge Verordnungen gegen den räuberischen Adel⁴⁾. Als diese nichts fruchteten, verbot er 1355 keine festen Schlösser mehr zu bauen, und wenn „eines von ihnen einer bösen Sache beschuldigt werden könne, so sollen es die Sechsstädte von seinem wegen brechen und hören⁵⁾.“ Ein Jahrhundert später ereilte die Burg Kalsco auch wirklich dieses Schicksal. Wenzel v. Wartenberg, unter dem auch die Kirche in Schönlinde erbaut und auf dessen Präsentation ein Prager Priester Namens Nikolaus aus Prag als erster Pfarrer an dieser Kirche eingesetzt wurde, starb im Jahre 1368 und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wenzel, ersterer Oberstburggraf zu Prag. Auf Präsentation der beiden Brüder wurde am 22. Oct. 1369, der Priester Peter aus Gemnik in die nach dem Tode des Nikolaus Heinrich erledigte Pfarrstelle eingesetzt⁶⁾. Am 8. Jänner 1376 verkauften die beiden Brüder das Städtchen Slavětín sammt Zugehör, welches sie einige Jahre vorher von den Brüdern von Slavětín gekauft hatten, an Wilhelm Zajic v. Hasenburg um 2000 Schock Gr.⁷⁾. Wenzel v. Wartenberg scheint entweder 1380 gestorben zu sein, oder es fand eine Erbtheilung statt, denn seit diesem Jahre findet sich als Besitzer von Wartenberg sein Bruder Johann, der dann das Amt eines Oberstmundschenks bekleidete.

Johann war in erster Ehe vermählt mit Margaretha von Greifenstein und Dohna; als er jedoch gezwungen wurde, wegen Blutsverwandtschaft diese Ehe zu lösen, vermählte er sich 1394 zum zweitenmale mit Anna v. Welhartic aus dem Geschlechte v. Neuhans⁸⁾. Schon 1380 hatte er in Anbetracht der treuen Dienstleistung, welche sein Diener Herrmann v. Kalsco sowohl ihm, als seinen Vorfahren geleistet hatte, demselben das Dorf Medny (Medneň) sammt Zugehör auf erblich überlassen⁹⁾. Sonst bewies er sich als großer Wohlthäter der Kirchen. Ueberhaupt

1) Emler liber confirmationum II. 10.

2) Ibidem II. 46.

3) Sorp. rer. Lusaticarum 94—96 und Pefchel Chr. Adolf Gesch. der Stadt Zittau II. 488.

4) Nov. Scrip. Lusat. Pefchel II. 488.

5) Pefchel II. 488—490.

6) Emler liber confirmationum III. 14.

7) Palacký Archiv český III. 466.

8) Balbin stemmatografica.

9) Paprocky de stato dom.

machte die Familie der Herren von Wartenberg reiche Schenkungen an Kirchen und Klöster, und Balbin behauptet mit Recht, daß man kein anderes Geschlecht finden werde, das so freigebig sei in Schenkungen an gottesdienstliche Gebäude als das der Wartenberge¹⁾. Der Kirche in Wartenberg schenkte er 1406 die Einkünfte von jährlichen acht Schock Groschen und errichtete daselbst auch einen Altar zum frohen Leichnam Christi. Einer ähnlichen Schenkung von 8 Schock Groschen jährlich hatte sich auch die Filialkirche in Hennersdorf (11. Sept. 1406) zu erfreuen²⁾. Ebenso errichtete er auch in der Kirche des hl. Petrus zu Niemes einen neuen Altar zur Jungfrau Maria (1408) und in demselben Jahre schenkte er der Kirche in Auffig die Einkünfte von 5 Schock Gr. jährlich³⁾. Wartenberg gehörte damals in's Defanat Gabel, das der Prager Diöcese untergeordnet war und die Kirche hatte 1384 9 Schock Gr. jährl. Abgaben zu entrichten. Es war dies der mit päpstlicher Bewilligung von den einzelnen Kirchen an König Wenzel abgegebene Zehent⁴⁾. Der an den Papst abzugebende Zehent betrug im Jahre 1369 9 Gr., 1384 9 Gr., 1385 9 Gr., 1399 18 Gr., 1405 9 Gr.⁵⁾.

Als Johann v. Wartenberg auf Ralsco die ihm von dem am 24. Sept. 1405 verstorbenen Markgrafen Prokop von Mähren testirte Stadt Weiskwasser in Besitz nehmen wollte, wehrte König Wenzel ihm dieses. Johann griff zu den Waffen und erst am 21. August 1406 wurde durch Vermittlung des Propstes Witel v. Erniec in Prag die Fehde durch einen Vertrag beendet⁶⁾.

Johanns Tod fällt in die Jahre 1408—1413. Seine Söhne waren Sigmund, der sich gewöhnlich „von Letschen“ schrieb, und Johann v. Wartenberg auf Ralsco, der nebst Wartenberg auch den Tollenstein, Rumburg, Schludenau und Hainpach besaß. Sigmund ließ im Jahre 1413 die Kirche in Wartenberg restauriren und bei dieser Gelegenheit wurde der bisherige Kirchenpatron Nikolaus nach dem benachbarten Dorfe Brims übertragen und Wartenberg erhielt als Kirchenpatron den hl. Sigismund⁷⁾.

Die beiden Brüder waren eifrige Katholiken, und als 1415 ein hussitischer Herrenbund sich bildete, an deren Spitze Genel v. Wartenberg auf Welis stand, der das Konstanzner Konzil für nichtig erklärte und nur das Prager Generalstudium in Glaubenssachen als competent anerkannte, da schlossen auch die katholischen Herren untereinander einen Bund, unter ihnen auch Johann Chudoba v. Ralsco und die Herren v. Verka. Sie hielten im October 1415 eine Versammlung beim Erzbischof Konrad in Böhmischnobrod ab und setzten eine Urkunde auf, in welcher sie sich verpflichteten, ihrem Könige, der Kirche und dem Konzil nach der Weise ihrer Väter treu bleiben zu wollen. Da beide Parteien eine drohende Stellung

1) *Vix ullam stirpem invenies, tam liberalem in sacris, quam Wartembergicorum.* Balb. liber erect. vol. I. pag. 47.

2) Paprocky de statu domin. J. C. Rohn antiq. eccles. dist. Bolesl. p. 118—120, welcher noch hinzufügt, daß er Albert von Zittau zum Pfarrer einsetzte, mit der Bestimmung, für diese Schenkung 3 Messen zu lesen; Balbin liber erect. V. 7. pag. 123.

3) Czerwenka gloria et splendor domus Waldst. pag. 15.

4) Frind, Kirchengeschichte Böhmens I. pag. 93.

5) Tomek registra decimarum papalium pag. 83. Hennersdorf hatte 1384 2 gr., Schwabitz 6, Dschitz 3, Seifersdorf 5, Kriedsdorf 3 und Brims 9 gr. jährl. Abgaben an den König zu entrichten.

6) Archiv český I. p. 190.

7) J. C. Rohn, Antiquit. eccl. dist. Bol. p. 20.

gegeneinander einnahmen, so ermahnte König Sigmund die Herren Johann von Wartenberg auf Ralsco, Johann von Michalowic und Otto von Bergow (Paris 30. März 1416) Ruhe und Friede zu halten, mit der Drohung, den Dawiderhandelnden streng zu bestrafen¹⁾. Die Partei der Hussiten wuchs jedoch von Tag zu Tag und mit zunehmender Stärke wurden sie auch kühner in ihrem Auftreten. Insbesondere waren die Besitzungen der Wartenberge und die Städte der Oberlausitz, welche ebenfalls treu an dem Könige hielten, der Zielpunkt der hussitischen Angriffe; freilich anfangs ohne großen Erfolg. Um jedoch dem Feinde, dessen Macht in stetem Steigen begriffen war, einen kräftigen Widerstand leisten zu können, schlossen die nordböhmischen Herren von Wartenberg, Grafenstein, Friedland und Trostky einen Bund mit der Oberlausitz und man hielt zu diesem Behufe mehrere Convente ab, u. z. zu Benfen, Leipa, Gabel, Löbau und Zittau²⁾. Der Kaiser selbst bestätigte diese Verbindung. Eben war man im Begriff, zu Hoyerwerda eine Versammlung abzuhalten, um auch die Niederlausitz zum Beitritte zu bewegen, als die Hussiten anrückten. Doch mit vereinter Macht gelang es dem Bunde unter Anführung des Herzogs Heinrich von Glogau den Feind zurückzudrängen. Als der Bund alle Anträge der Hussiten verwarf, rüstete sich Zizka selbst (1423), des Königs treue Anhänger zu züchtigen. Johann von Wartenberg aber hielt gute Wacht und benachrichtigte die Zittauer von dem drohenden Ueberfall; ein gleiches meldete auch Johann von Michalowic auf Bößig³⁾. Glücklicherweise wurde jedoch die Gefahr abgelenkt; denn die Hussiten wandten sich nach Karlsstein. Als 1424 die kaiserlichen Gesandten Wendelin von Meburg und ein Herr von Gersdorf eine Besprechung mit den Sechsstädten in Zittau hatten, um dieselben zur Ausbauer zu ermuntern, da waren nebst den Deputirten der Städte auch Johann von Wartenberg auf Ralsco, Heinrich von Dohnin auf Grafenstein und Wenzel von Diberstein auf Friedland zugegen⁴⁾.

Bisher war das Geschlecht der Wartenberg den Sechsstädten ein wohlmeinender Freund und Verbündeter gewesen. Allein schon 1425 änderte sich dieses Verhältniß. Die Wartenberge verbanden sich mit den Hussiten, und nun begannen jene langjährigen erbitterten Kämpfe gegen die Lausitz, die man gewöhnlich als „Wartenberger Fehde“ bezeichnet⁵⁾. Von ihren festen Burgen Ralsco, Dewin u. Tollenstein unternahmen sie ihre Raubzüge hauptsächlich nach den beiden, schon damals blühenden und reichen Städten Zittau und Görlitz. Gleich nach Ostern 1425 zog Joh. v. Wartenberg mit seinen Schaaren gegen Görlitz, verwüstete die Dörfer ringsum und raubte eine große Menge Vieh. Als Nikolaus von Ponikau, der Hauptmann von Zittau, von den Verheerungen des Wartenbergers benachrichtigt worden war, beschloß er die über Herwigsdorf und Obrowitz zurückkehrende Schaar in einem Hinterhalte bei Spitzkunnersdorf zu überfallen. Allein Johann, rechtzeitig davon in Kenntniß gesetzt, ließ das geraubte Vieh über Gersdorf nach Rumburg treiben, griff die im Hinterhalte liegenden Zittauer von zwei Seiten an, und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei. Nikolaus von Ponikau selbst gerieth in Gefan-

1) Archiv česky I. 7.

2) Fescheł Geschichte der Stadt Zittau II. 511.

3) Fescheł II. 512. Oberlausitzer Provinzialblätter III. 314.

4) Fescheł II. 517. Oberlausitzer Provinzialblätter IV. 442.

5) Fescheł II. 518—519. Die Sechsstädte waren bekanntlich Zittau, Görlitz, Comenz, Buzbissin (Bauzen), Lauban, Löbau.

genschaft und wurde auf den Tollenstein gebracht. Erst nach mehrfachen Unterhandlungen zu Schluckenau und Warnsdorf wurde Ponikau kurz vor Pfingsten in Freiheit gesetzt¹⁾. Im Frühjahr 1426 suchten 18000 Hussiten das nördliche Böhmen heim und die rauchenden Trümmer der Städte Weißwasser, Niemes, Gabel, Leipa bezeichneten ihren Weg. Auch zu dem Siege der Hussiten bei Auffig haben die Herren von Wartenberg viel beigetragen, indem sie die Deutschen von Königswalde her im Rücken angriffen²⁾. Im folgenden Jahre fand Johann wieder eine Gelegenheit, Zittau mit seiner Schaar heimzusuchen. Er war nämlich einem Zittauer Juden, Namens Smuhl Geld schuldig, und da er die bedeutende Summe nicht zahlen wollte, so ließ der Jude Tuch, das dem Herrn von Wartenberg gehörte, pfänden. Darüber erzürnt fiel Johann sengend und brennend in die Lausitz ein³⁾. Die Zittauer überfielen ihn jedoch am Heimweg und nahmen ihm eine große Menge geraubten Viehes wieder weg. Als 1428 ein hussitisches Heer unter Anführung eines gewissen Kralowez nach der Lausitz zog, da war auch Johann v. Wartenberg unter ihnen, der, wie gewöhnlich, die Reiterei befehligte. Bei diesem Zuge wurde die Gegend um Löbau geplündert und die Stadt selbst belagert. Auf dem Rückzuge wurden aber die Hussiten geschlagen und verloren 600 Tödtet und 400 Gefangene. Das folgende Jahr (1. Jänner 1429) wurde Löbau in Asche gelegt und unter den hussitischen Anführern war auch wieder Johann v. Wartenberg mit seinem Sohne, der gewöhnlich Kalsco v. Wartenberg, in einer alten Handschrift auch Jonas von Kalsco genannt wird. Im Herbst desselben Jahres (28. Sept. 1429) finden wir Johann an der Spitze eines hussitischen Heeres vor Dybin stehen; Kaiser Sigmund aber hatte den Schutz dieser Feste, in welcher auch ein Kloster sich befand, den Rittern und Landleuten der Umgegend ganz besonders empfohlen, und in Folge der tapferen Vertheidigung waren auch des Wartenberger's Versuche, die Burg in seine Hand zu bekommen, vergebens. Von Dybin weg zog Johann nach Görlitz, nicht ohne vorher die Umgegend von Zittau zu verheeren, was sich auch bei Görlitz wiederholte, wo er die größten Grausamkeiten verübte⁴⁾.

Nun herrschte einige Jahre lang Ruhe, und die Lausitz konnte wieder frei aufathmen; doch nicht lange sollten sie sich des Friedens freuen; das verrätherische Spiel der Herren v. Wartenberg gab von neuem Anlaß zu blutiger Fehde. Im Jahre 1433 hatte nämlich der schon genannte Kalsco v. Wartenberg dem Lausitzer Landvogt Thimo v. Kolditz gegenüber sich erboten, gegen eine Zusage von 400 Schock böhm. Grosch. das Schloß Grafenstein bei Grottau, eine für die Lausitz besonders schädliche Feste, auszuliefern. Thimo ging, nichts Böses ahnend, auf diesen Vorschlag ein; als er jedoch mit Zittauer Bürgern das Schloß in Besitz nehmen wollte, griffen ihn die im Schloß versteckten Feinde an, tödteten 8 von den Seinigen und nahmen 26 gefangen. Thimo selbst entging nur mit genauer

1) Beschel II. 519—20.

2) Zacharias Theobald erzählt in seiner Geschichte des Hussitenkrieges 324, 325, daß ein Siegmund von Lettschen sich am zweiten Tage der Schlacht bei Auffig (17. Juni 1426) durch List in Besitz von Schreckenstein (richtig Blankenstein) gesetzt habe. Allein sein Vetter Johann von Wartenberg habe ihn hier überfallen und gefangen nach seinem Schlosse Felsco (Kalsco?) gebracht. Dieser Siegmund ist aber jedenfalls nicht identisch mit Johanns Bruder gleichen Namens.

3) Beschel II. 520—29.

4) Beschel II. 520—29.

Noth der Gefangenschaft. Diese That zu rächen, suchten sich Zittau's Bürger des vermeintlichen Urhebers, nämlich Ralsco's v. Wartenberg, zu bemächtigen. Man lauerte ihm auf, nahm ihn gefangen und am 21. Dezember 1433 wurde er in Zittau zur Richtstätte geschleift und geviertheilt¹⁾.

Diese unüberlegte Handlung entflammete das ganze mächtige Geschlecht der Wartenberge zu einem furchtbaren RacheKriege gegen die Zittauer, und besonders war es Sigmund v. Tetschen, das Haupt des Geschlechtes, und der Vater des Hingerichteten, Johann v. Wartenberg, die am meisten wütheten. Bald waren die Dörfer um Zittau in Aschenhaufen verwandelt, das werthvollste wurde geraubt, und was man nicht fortschleppen konnte, verwüstet. Der Zittauer Chronist Guben sagt, daß Sigmund v. Tetschen von Ramnitz und Dewin aus den Kaufzern viel mehr Schaden zugefügt habe als alle Hussiten²⁾. Nach mehrfachen Fehden beschlossen endlich die Zittauer Rache zu nehmen und die schädlichen Burgen zu brechen. Schon 1439 hatte der Landvogt Thimo v. Kolbitz von König Albrecht den besonderen Befehl erhalten, „den Beschädigungen der Wartenberge an den Sechsstädten zu steuern³⁾.“ In Folge dessen schlossen 1440 die Sechsstädte über Anregung Zittau's einen Bund, um mit einem starken und wohlgerüsteten Heere einen Zug nach Böhmen zu unternehmen, und die „Landesbeschädiger“ auf ihren eigenen Burgen aufzusuchen. Zu diesem Feldzuge ließ man eine eigene Kanone in Breslau gießen und der Landvogt selbst leitete den Zug. Mit 9000 Mann zu Fuß und zu Pferd überschritten sie die Grenze, wandten sich erst gegen Tetschen und dann gegen Bürgstein, wo der Raubritter Miksch Panczarz v. Smojn (Schwojsta?) sein Unwesen trieb. Seine Burg wurde zerstört und die umliegenden Leiche abgestochen. Ein gleiches Schicksal traf auch die Schlösser Leipa, Rybnitz⁴⁾, Drum, Ramnitz, Friedewalde⁵⁾, Falkenstein nebst den Städten Ramnitz und Sandau. Dewin und Ralsco konnten sie jedoch nicht einnehmen; dafür verwüsteten sie (um Pfingsten 1441) durch 14 Tage die Besitzungen der Wartenberge und zogen dann heim. Bei dieser Gelegenheit dürfte auch Wartenberg als ein Besitzthum ihrer Hauptfeinde ein ähnliches Loos wie die obigen Städte getroffen haben. Durch diesen Zug zum Frieden gezwungen, verkaufte Johann v. Ralsco den Sechsstädten noch die berichtigten Raubburgen Winterstein und Karlsriede für 200 Schock böhm. Groschen (25. Juli 1441), welche dann als der öffentlichen Sicherheit gefährlich zerstört wurden⁶⁾. Die „Wartenberger Fehde“ hatte hiemit ihr Ende erreicht.

Im hohen Alter wurde Johann 1462 von König Georg v. Podiebrad, dem das Geschlecht der Wartenberge treu ergeben war, zum Landvogt der Oberlausitz gewählt, als welcher er sehr beliebt war. Er starb der 23. in der Reihenfolge der Oberlausitzer Landvögte am Tage Martini (14. November) 1464 und wurde im Barfüßerkloster zu Budissin beigesetzt. Auf seinem Leichensteine stand geschrieben: Johann v. Wartenberg, Voigt der Sechslände und Städte Görlitz, Zittau, Laubau, Camenz, Löbau, Budissin⁷⁾.“ Er hinterließ nebst andern Kindern zwei Söhne:

- 1) Beschel II. 529. Der Zittauer Chronist sagt darüber: „Diesen ließen wir schleifen und nach seinem Tode feria V. ante festum Thomae viertheilen nach seinem Verdienen.“
- 2) Chronic. Gubin pag. 59 „und hot uns die czeit here von der Kompnicz, Fridwald, Dewyn in dem land mere geschatt, denn alle Ketzter.“
- 3) Lausitzer Magazin 1776 pag. 181. Beschel II. 531.
- 4) Es ist dies die bei Hohen gelegene Ruine Rybnow oder Ribenau.
- 5) Bei Ramnitz, gewöhnlich „wüste Schloß“ genannt.
- 6) Scriptorum rerum lusaticarum I. 71.
- 7) Carpzow Ehrentempel der Markgrafschaft Oberlausitz I. pag. 51. Großer, „Lausitzer Merz-

Sigmund, der unter König Wladislaw ebenfalls Landvogt der Oberlausitz wurde, und Christoph¹⁾, der nebst Wartenberg auch Böhm.-Mitsa und Habstein besaß.

Beide waren eifrige Utraquisten und treue Anhänger des Königs. Als die Oberlausitz vom Könige abgefallen und ein Bündniß mit dem Bischofe von Breslau eingegangen war, unternahmen die beiden Brüder mit mehreren utraquistischen Herren verheerende Einfälle in das Gebiet der Abtrünnigen, wobei besonders Zittau hart mitgenommen wurde. Diese Raubzüge zwangen endlich die Lausitzer abermals 1468 nach Böhmen zu ziehen. Unter Anführung des Herzogs von Freistadt und Glogau zog das gegen 8000 Mann starke Heer über Gabel gegen Bunzlau auf die Güter des Herrn v. Michelsberg (Michalowic) und plünderte und verheerte die ganze Gegend. Auf dem Rückwege benützte Jaroslav v. Sternberg, der damalige Oberlausitzer Landvogt, eine günstige Gelegenheit, sich des festen Schlosses Roll (Ralsco) zu bemächtigen. Nach einer Tradition aus jener Zeit haben Zittauer Bürger beim Deffnen des Burgthores zum Eintreiben des Viehes Abends heimlich sich miteingeschlichen und in der Nacht den Zittauer Kriegern Eingang verschafft²⁾. Die Burg selbst scheint damals nicht zerstört oder im Falle einer Zerstörung sofort wieder aufgebaut worden zu sein, denn es heißt in einer Zittauer Stadtchronik, daß 1479 der Zittauer Rath den Herren auf „Kohl“ ein Fuder Bier geschenkt habe³⁾. Christof von Wartenberg und Habstein verkaufte (1481, 10. Dezember) das Rollschloß sammt Maierhof, Dorf und Zugehör an Hanusch Cedlic v. Cedlic um 100 Schock böhm. Groschen⁴⁾.

Christof hinterließ bei seinem Tode 2 Söhne, Johann und Wenzel; vermählt war er nach Balbin mit Elisabeth v. Kunstatt. Johann, der seinem Vater im Besitze von Wartenberg und Böhm.-Mitsa folgte, war geboren am Tage nach dem hl. Philipp und Jacob 2. Mai 1480 und mit Veronika v. Leskowec vermählt⁵⁾.

Johann⁶⁾ trat jedoch schon am Dienstag, den Tag des hl. Remigius, 1. October 1504 das Schloß Wartenberg mit dem Maierhose, dem gleichnamigen Städtchen sammt der Vorstadt, ferner die Dörfer Dubnice (Heunersdorf), Lilant (Neuland), Bertoltice (Barzdorf), Drezina (Grünau), Luhow (Luh) und dem Maierhose Sedlischtie (Zedlisch) sammt allem Zugehör um 4000 Schock böhm. Grosch. an Bartholomäus Hirschperger von Königshain ab⁷⁾.

würdigkeiten,“ läßt ihn schon 1457 Landvogt werden; doch war noch vor ihm Zdenko von Sternberg, den Großer übergeht.

1) Beschel II. 908; daß Sigmund und Christoph die Söhne Johanns sind, ist Balbin stemmatogr. unbekannt.

2) Chronic Gubin sagt feria quinta a Martini haben wir das schloß Roll eyngekriegt und derstigen. Beschel II. 500 und Carpzw Anal. fast. Zittav. V. 214 sagt ao. 1469 feria VI. ante festum Sixti.

Eschenloer „Geschichte der Stadt Breslau“ sagt: 1468 um Martini erstiegen 12 Trabanten aus der Stadt Zittau das hohe feste Schloß Roll genannt bei 4 Meilen von der Zittau bei Niemes und schlugen dabei zu Tode den Herrn mit allen seinem Gesinde und fanden dabei viel Güter, die die umliegenden Ketzer um des Friedens willen darauf geführt hatten. Es war eine ungeheure ritterliche That. Die Zittauer besetzten das Schloß wohl.“

3) Beschel II. 500.

4) Emler Reliquiae tab. terr. II. 389, das Dorf ist mit Namen nicht genannt.

5) Balbin stemmatogr. pag. 110.

6) Johann von Wartenberg verkauft 1516 auch das Schloß Dewin sammt den Dörfern Hammer, Audishorn, Krassa, Merzdorf, Schwabitz, Nahlau und mehreren andern Dörfern um 1000 Schock böhm. Grosch. an Joach. v. Wiberstein Kaufquatern der Abschriften Nr. 2 K. 23.

7) Kaufquatern der Abschriften Nr. 2 A. 22 u. Auersperg Balbin liber curialis C. VI. III. Band pag. 119.

Dieser kommt noch 1534 als Besitzer von Wartenberg vor mit Jacob Hirschperger v. Königshain ¹⁾. In welchem Verhältnisse diese beiden zu einander standen, ließ sich nicht ermitteln; wahrscheinlich aber sind es Brüder gewesen. Ebenso ist unbekannt, wie lange sie die Herrschaft in Besitz gehabt haben; jedenfalls ging sie kurz nach 1534 an Kaspar Hirschperger über, der sie 1544 seinen beiden Söhnen Balthasar und Heinrich hinterließ, die sich in den Besitz folgendermaßen theilten ²⁾:

Das Schloß in Wartenberg, das Städtchen gleichen Namens nebst Unterwartenberg und Hennersdorf besaßen sie jeder zur Hälfte. Balthasar erhielt dazu noch die Dörfer Barzdorf, Lüh und Kobendorf (Gebendorf?) nebst dem Maierhofe Sedlischte (Zedlisch), die sogenannte Haymühle in Hennersdorf, die Mühle in Barzdorf, ferner die unter dem Schlosse in Wartenberg liegende Mühle ³⁾. Zu Heinrichs Antheil gehörten noch die Dörfer Neuland und Grünau, ferner der Maierhof unter dem Schlosse, das Malzhaus daselbst und die im Städtchen Wartenberg liegende Mühle ⁴⁾.

In Wartenberg nebst Unterwartenberg waren damals 74 ansässige Untertanen, von denen 37 zu Balthasar und 37 zu Heinrichs Antheil gehörten. In Hennersdorf waren 70 (Balthasar 32, Heinrich 38), in Barzdorf 36, Lüh 9, Kobendorf 3 ⁵⁾, Neuland 20 und Grünau 30 Bauern ansässig.

Bezüglich der Kirche und Schule in Wartenberg und Hennersdorf behielten sich die beiden Brüder die gemeinschaftliche Besetzung vor und es sollte keiner ohne des anderen Wissen und Willen einen Pfarrer oder Schuldiener einsetzen. Dem Städtchen Wartenberg wurden die Rechte und Freiheiten, wie es dieselben von Alters her hatte, bestätigt. Die Wahl der Gemeindevertretung daselbst hatte nach dem Uebereinkommen der Brüder derart zu geschehen, daß sie alljährlich abwechselnd der eine den Bürgermeister und 5 Räte, der andre aber 6 Räte wählte, welche dann beiden Herren den Eid der treuen Dienstleistung zu schwören hatten. Die Erhaltung der Brücken in Wartenberg und in den dazu gehörigen Dörfern hatten beide gemeinschaftlich zu tragen.

Was die Bodengestaltung um Wartenberg selbst anbelangt, so war dasselbe von einer Menge von Teichen umgeben, so wird der Zedlische, der kleine und der große Barenteich, der Kobendorfer, der große und kleine Forkateich, der Teich unter der Mühle und der unter dem Schloß, der Smrdafer, Hennersdorfer und Neulander Teich, ferner der Jarsky- (?) Teich genannt. Auf dem Besitzthum Heinrichs

1) Paprocky de stat. dom. S. 386 und 317.

2) Landt. Gebentquatern v. J. 1547, Nr. 47. F. 23—30.

3) Die sogenannte Nebermühle.

4) Die Obermühle. Die Theilung erstreckte sich auch auf die Teiche, Wäde, Felber, Wiesen und Wälder. Bei dieser Theilung wird auch eines Parkes um den Berg und der Linden vor der Schloßbrücke (von diesen steht eine noch) gedacht.

5) Dieses Kobendorf ist aller Wahrscheinlichkeit nach das Gebendorf, welches in der heutigen Gebendflur lag und bis zum Jahre 1656 bestanden haben muß — so wird in den Wartenberger Kaufmatriken noch ein Jacob Schmid „aus der Gebent“ genannt (1639). In der Erbtheilung vom Jahre 1544 werden drei ansässige Bauern genannt, nämlich Jacob Schiermann, Petr Kyrsten und Mathias Haimann. Dieses Gebendorf wird das letztmal 1656 erwähnt; es dürfte durch Brand zerstört worden sein; heutzutage kennt man nicht einmal den Platz mehr, wo dasselbe gestanden.

wird auch ein Eisenhammer erwähnt, der unter dem Neulander Teiche lag¹⁾. Sonst werden noch erwähnt die Kuchewiese (kuchařová louka), Schulwiese (školního mistra louka), die Wiese am „langen Wasser“ zc.

Zu seinem Antheile kaufte Valthasar, der 1571 auch dem Prager Landtage angehörte, durch den Unterhändler Conrad v. Pelt von Karl v. Biberstein auf Dewin und Niemes die beiden Dörfer Merzdorf und Audishorn um 9300 Schock böhm. Gr. (15. März 1578). Dazu gehörten auch die Mahlmühle und die neu-erbaute Brettmühle in Merzdorf und die beiden Vorwerke (Maierhöfe), das eine, sogenannte Merzdorfer in Audishorn, das andere, das niedere Vorwerk genannt, neben dem Grenzteich. Audishorn blieb bei diesem Verkaufe, wie früher, nach Schwabitz und Merzdorf nach Dschitz eingepfarrt²⁾.

Heinrich Hirschperger, der mit Hedwig v. Warnsdorf vermählt war, hinterließ bei seinem kurz vor 1575 erfolgten Tode sein Besitztum seinem Sohne Erasmus. Dieser vergrößerte sein Erbe dadurch, daß er (30. Octob. 1577) von Karl von Biberstein auf Dewin das „Kohlvorwerk“ (Großroller Maierhof) sammt den dazu gehörigen Wäldern und Feldern, „so um dasselbe und den Kohlberg gelegen,“ um 9000 Schock böhm. Gr. verkaufte. In diesen Complex war auch einbegriffen die sogenannte Grenzmillie mit dem Grenzteich, der unterhalb des großen Teiches bei Hammer lag. Der Käufer war verpflichtet, falls sich auf den erkaufte Gränden Eisenstein finden sollte, dem Verkäufer das Graben nach demselben zu gestatten. Dazu sollte auch der Verkäufer das Schachtholz, das dabei gelegen, umsonst und ohne Entgelt zu geben schuldig sein. Es bestand nämlich damals auf der Besizung des Herrn v. Biberstein nächst der Burg Dewin ein Eisenhammer, der auch dem Dorfe Hammer den Namen gegeben hat und seinen Standort bei der jetzigen Brettmühle gehabt haben dürfte. Der Grenzteich empfing sein Wasser aus dem großen Hammerteiche und gab dasselbe auch durch den „alten Mühlgraben“ für die Wartenberger Mühle ab. Vom Rollschlosse heißt es in dieser Urkunde, daß dasselbe verfallen und unbewohnt gewesen sei³⁾.

Valthasar Hirschperger war vermählt mit Margarethe, geborene Hagnov v. Janovic, die ihm 5 Kinder gebar. Sein Sohn Caspar trat 1579 die Besizungen an, wogegen er seinen 4 Schwestern Anna, Magdalena, Margaretha und Agnes je eine Mitgift von 500 Schock böhm. Gr. auszahlte hatte.⁴⁾ Vom Jahre 1579 an waren also die Besitzer der Herrschaft Wartenberg die beiden Vetter Caspar und Erasmus Hirschperger.

Die Hirschperger waren als Grundherren und Obrigkeit ebenso gerecht als gütig und erwarben sich um Wartenberg große Verdienste. Unter ihnen scheint auch das Städtchen sich bedeutend vergrößert zu haben, und man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß erst unter ihnen ein geregeltes Gemeinwesen sich bil-

1) Vielleicht stand derselbe dort, wo am Neulander Teichdamm, am Fußwege nach Niemes, der in Felsen gehauene Wasserdurchlaß sich befindet.

2) Landt. Gedenquatern Nr. 64 D. 7. Audishorn ist ein sehr alter Adelsitz und war sehr lange im Besitze der Familie Plect, die auch Walten besaß.

3) Landt. Gedenquatern Nr. 64 D 3. Die Grenzmillie ist die Mahlmühle in Hammer und der Grenzteich der unterhalb derselben liegende, jetzt in Wiese umgewandelte Teich.

Derselbe Carl v. Biberstein verkaufte am 19. Juni 1578 auch Niemes, Scheibendorf (Scheibengasse in Niemes), Galgendorf (Postgasse), Rabendorf, Alt- und Neu-Sößitz, Reudorf, Rehwasser an Bohuslav Mazanec von Frimburg.

4) Landt. Kaufquatern N. 127. A 13.

dete. Es wurden den Bürgern mannigfache Begünstigungen gewährt und die Gerichtsbarkeit in strenger und gerechter Weise gepflegt.

In der Erbtheilung vom Jahre 1544 zwischen Valthasar und Heinrich war bestimmt worden daß die Obrigkeit der Gemeinde die jährlichen Zinsen vom Rechte des Brandweinschankes schenken wolle. Weil die Bürger aber darüber keine schriftliche Bestätigung hatten, so stellte ihnen Erasmus (4. Feber 1574) eine Urkunde aus¹⁾, worin er „in Anbetracht des der Gemeinde hieraus folgenden Nutzens“ bestimmte, daß Niemand ohne Wissen und Willen der Gemeinde Brandwein aus den obrigkeitlichen Brennereien feil haben und verkaufen solle,“ außer er gäbe der Gemeinde hiefür 36 kleine Groschen Zins. Zu Heinrichs Antheile hatte bei erwähnter Theilung auch die sogenannte Schulwiese gehört, welche von einem früheren Bestzer der Herrschaft der Schule genommen worden war. Erasmus stellte, „wie ihm sein Vater Heinrich auf dem Todtbette befohlen,“ die Schulwiese, „neben Fabian Heinrichs und Valten Engels Wiese über dem Wasser, wenn man über den Steg nach dem Jedlischen Teiche geht, liegend, der Schule zurück, weil keine Herrschaft sie mit gutem Gewissen besitzen und in Urbirung haben könne. Er bestimmte zugleich, „daß sie jetziger und künftiger Schulmeister genießen und gebrauchen, und sie der Schule verbleiben solle zu ewigen Zeiten.“ (30. Mai 1575.)²⁾

Auf Verwendung der beiden Vettern erhielt Wartenberg auch (1579) die Erlaubniß zu einem Wochenmarkte am Freitage.

Das Recht des Bierbrauens besaß die Bürgerschaft wohl schon seit dem Jahre 1544, jedoch mit der Beschränkung, daß derjenige Unterthan, welcher Bier brauen wollte, das Malz aus dem herrschaftlichen Malzhause kaufen mußte. Auf Ansuchen der Gemeinde ertheilten (1585 am 24. April) die Vetter Erasmus und Caspar der Bürgerschaft die Erlaubniß, selbst zu malzen und der Reihenfolge nach Bier zu brauen, „doch so, daß Niemand damit zum Uebermaß überseze.“ Dagegen hatten sie zu jeder Malze „acht Scheffel Weizen und nicht mehr zu nehmen und 13 Viertel zum Aufsatz zu gießen.“ Für jede Malze hatte die Gemeinde 1 $\frac{1}{2}$ Thaler böhm. Währ. Zins zu geben und die Abrechnung sollte jedes Jahr zu Michaeli geschehen. Außerdem hatte ein jeder, welcher von der Bürgerschaft braute, zu der festgesetzten Robot noch einen Schnittertag zu verrichten.³⁾

Erasmus Hirschperger starb 1595 kinderlos und hatte in seinem Testamente vom 24. Febr. 1586 seine Frau Helena Skopel v. Roknow und seine Mutter Hedwig zu Erben eingesetzt. Nach Hedwig sollte den Besitz Helena allein, und nach deren Tode oder Verheirathung seine Schwester Katharina, verhehlichte Georg Heinrich Bleck auf Walten erben, und erst nach deren Tode sollte die Hälfte der Herrschaft an Karl Mazanec von Frimburg, den Sohn Vohuslav v. Frimburg, welcher mit des Testators Schwester Dorothea verinäht war, die andere Hälfte aber an Adam Bleck von Audishorn auf Walten fallen; letzterer war ein Sohn Georg Heinrich Bleck's⁴⁾

Hedwig trat ihr Erbrecht gegen ein jährliches Ausgebdinge schon am 17. Mai

1) Originalurkunde im Wartenberger Stadtarchiv.

2) Originalurkunde im Wartenberger Stadtarchiv; diese Wiese hat noch jetzt der jeweilige Oberlehrer in Nutzung.

3) Originalurkunde im Wartenberger Stadtarchiv.

4) Landt. Kaufquatern v. J. 1597. 128 F. 9.

1595 an ihre Schwiegertochter Helena, der Wittwe Erasmus ab¹⁾) und starb in den Jahren 1602—1606;²⁾ Adam Bleck trat sein Erbrecht im Jahre 1606 an Karl Mazanec von Frimburg um 5000 Sch. böhm. Gr. ab.³⁾

Als Kaspar starb, hinterließ er 2 Söhne, Balthasar und Erasmus, so daß jetzt die Herrschaft Wartenberg drei Besitzer hatte.

Die beiden Brüder Balthasar und Erasmus kauften nun am 29. Septemb. 1611 von Helena Hirschperger die beiden Dörfer Merzdorf und Audishorn sammt Zugehör, sowie es ihr Großvater Balthasar von Carl v. Biberstein 1578 gekauft hatte, um 10,000 Schock Gr. meißnisch.⁴⁾ Nach 1611 scheinen die Brüder unter einander eine Theilung des nach ihrem Vater ererbten Besitzes vorgenommen zu haben; denn der jüngere von ihnen Erasmus verkaufte am 11. Mai 1613 an Johann Müller von Mühlhausen auf Niemes die Dörfer Bertoltic (Barzdorf) und Snova? um 500 Schock böhm. Grosch.⁵⁾ Nachdem Karl Mazanec v. Frimburg für seine Ansprüche auf die Herrschaft Wartenberg durch eine Geldsumme entschädigt worden war, testirte Helena Hirschperger ihren nach dem Tode ihres Gemahles Erasmus seit 1586 in Besitz gehabten Antheil der Herrschaft Wartenberg⁶⁾ am 5. Febr. 1619 an die beiden Brüder Balthasar und Erasmus, so daß diese seit diesem Jahre alleinige Besitzer der Herrschaft waren.

Die Lehre Luthers hatte inzwischen in Böhmen Eingang gefunden, und die nördlichen und nordwestlichen Gegenden des Landes hufdigten bald dem neuen Glauben. Das päpstliche Schisma und der damit verbundene Mangel an nöthiger Aufsicht hatte die Ausbreitung des Protestantismus ganz besonders begünstigt, und obwohl man ein bestimmtes Jahr nicht angeben kann, wann der Protestantismus in unsrer Gegend Eingang fand, so geschah dies doch schon frühzeitig (um 1524). Daß Wartenberg dem neuen Glauben anhing, mag wohl hauptsächlich darin seinen Grund haben, daß die Besitzer der Herrschaft Protestanten waren; außerdem liegt es ja auch in der Nähe der reformüchtigen Lausitz, wo die neue Lehre früh Eingang gefunden hatte.

Sehr oft kam der Fall vor, daß Pfarrer aus Böhmen nach der Lausitz versetzt wurden und umgekehrt. So wurde der protestantische Prediger Caspar Eregschmar aus Krakau gebürtig, welcher erst Pfarrer in Seifersdorf, dann in Seiffhennersdorf (Lausitz) war, 1620 Pfarrer in Wartenberg.⁷⁾

Ein schwerer Schlag aber traf den Protestantismus durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht am weißen Berge. Es blieb den am Aufstande theilhaftigen Ständen nichts anders übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. Gleich nach der Schlacht hatte nämlich der Kaiser den Befehl erlassen, „es

1) Landt. Kaufquatern v. J. 1603. A 3.

2) In ihrem Testamente 1602 hatte sie bestimmt, daß zur Renovirung der Wartenberger Kirche nach ihrem Tode ein Betrag von 150 Schock böhm. G. derselben ausgefolgt werde.

3) Landt. Gebenquatern v. J. 1606 180, Nr. 14.

4) Landt. Gebenquatern v. J. 1611 Nr. 184 E 29.

5) Landt. Gebenquatern v. J. 1613 Nr. 186 K 26.

6) Landt. Kaufquatern v. J. 1620 Nr. 140 G 30. Im Jahre 1615 wurde der Kirchturm gebaut; wegen des Bauloques gerieth die Gemeinde aber in Streit mit dem Zittauer Baumeister Aron. Der Prozeß, der schließlich vom Kaiser durch einen Rechtspruch (1617) zu Gunsten des Baumeisters beendet wurde, kostete der Stadt an Unkosten allein die beträchtliche Summe von 233 Thl. 15 gr.

7) Peschel Chr. Ab. Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Frind „Protestantisirung und Keltatholisirung des böhm. Niederlandes“ Leitmeritzer Gymnasialprogramm v. J. 1856.

solle ein jeder, welcher sich irgend einer näheren oder entfernteren Theilnahme an den stattgehabten Unruhen bewußt sei, sich vor dem dazu eigens niedergesetzten Gerichte stellen, und sich selbst anklagen, wer sich nicht stelle, solle des Todes für schuldig erkannt werden.“ 728 Edelleute und Gutsherren stellten sich dem Gerichte und nach jahrelanger Haft wurde ihnen der Spruch des Gerichtes kundgegeben, „daß ihnen aus kaiserlicher Milde Ehre und Leben geschenkt werde, mit den Gütern aber werde der Kaiser willkürlich verfahren.“ Unter diesen Umständen verloren auch die Brüder Balthasar und Erasmus Hirschperger von Königshain die Herrschaft Wartenberg. Albrecht Graf v. Waldstein und die Jesuiten zogen aus der Confiscation dieser Menge von Gütern den größten Nutzen, indem sie dieselben um einen Spottpreis erwarben.¹⁾ So kaufte 1623, Mittwoch nach Pauli Bekehrung d. i. am 1. März, Albrecht v. Waldstein vom Fiscus die Herrschaft Wartenberg sammt den Dörfern Neuland, Loh, Jennersdorf, Grünau, Brims, Smrdat und Kobendorf, nebst 6 Maierhöfen um die Summe von 83.116 fl., ließ sie aus der Landtafel Böhmens löschen und in ein Lehen umwandeln.²⁾

Die Widerstandskraft des Adels hatte man gebrochen; jetzt galt es, das Volk wieder für den Katholicismus zu gewinnen. Dies ließ sich jedoch nicht so leicht thun; das Volk hing fest an dem neuen Glauben und die Bekehrung machte nur langsame Fortschritte. Da die Reformirung auf diese Weise kein Ende zu nehmen schien, so entschied man sich für strengere und härtere Maßregeln. Man schloß die protestantischen Kirchen, entfernte die Prediger und vernichtete die Bücher.³⁾ Gerhard von Taxis, der das Waldstein gehörige Herzogthum Friedland von Titschin aus verwaltete, ermahnte (22. Mai 1626) den Burghauptmann in Wartenberg Michael Kühne, die Prädikanten nicht zu dulden und die aus Prag verwiesenen Prediger zu verhaften. Besonders eifrig für die Re katholisirung der Herrschaft Wartenberg war der damalige Pfarrer Johann Nyfius, der die Unterthanen mit strengen Strafen belegte und die protestantischen Bücher in Wartenberg verbrannte, was ihm aber später Gerhard v. Taxis unter Androhung der Absetzung verbot.⁴⁾ Wie tief die neue Lehre bei der Landbevölkerung eingewurzelt war, geht daraus hervor, daß 1628 der Bauer Hans Henke in Brims erklärte, er werde sein Besitztum verbrennen und entfliehen, falls man ihn zur Religionsänderung zwingen wolle.⁵⁾ Inzwischen zogen Gegenreformationscommissionen von Ort zu Ort; und in vielen Orten gelang es auch den Seligmachern,

1) Schlesinger 538. Ob die Hirschperger auf dem Blutgerichte starben, oder sich flüchteten, ist unbekannt. 1636 wurde zwar ein Johann Hirschperger v. Königshain Amtmann der Königin von Böhmen in den Adelsstand erhoben. In welcher Beziehung er zu den beiden Brüdern stand, ist mir nicht bekannt. (Schimon, Adel in Böhmen, Mähren und Schlesien.) — Aus dem Geschlechte von Königshain, saß nach einer Mittheilung des k. Haupt- und Staatsarchives in Dresden 1711 ein Abstammung anj Gransebiöhe bei Greifswalde.

2) Landt. Gedenquatern v. J. 1622 Nr. 194. F 23, Auerberg Commentar zu Balbins lib. curialis S. 354 II. und Landt. Gedenquatern v. J. 1623 Nr. 292 M 23. In diesen Kaufverträgen ist ausdrücklich angegeben, daß den Brüdern Balthasar und Erasmus Hirschperger, weil sie sich der Rebellion schuldig gemacht haben, ihre Güter confiscirt worden sind. Ein gleiches Schicksal traf auch den benachbarten Besitzer von Niemes, Johann Müller von Mühlhausen, dessen Besitztum später von Johann Zeidler von Hoffmann um 32,000 Schock erworben wurde.

3) Pestschel Geschichte der Gegenreformation II 480 ff.

4) Urkunden im Landesarchive v. Böhmen. F 67/8 und F 67/8 h.

5) Landesarchiv von Böhmen F 67/8 h.

wie das Volk sie nannte, viele in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen; dabei suchte man in jeder Gemeinde erst die Angesehenen unter den Bewohnern zu gewinnen in der Hoffnung, daß die übrigen bald aus freien Stücken nachfolgen werden. Wenn dies nichts fruchtete, wendete man Gewalt an, und die Lichtensteinischen Dragoner spielten dabei eine Hauptrolle. Durch Bedrückungen und Drohungen suchte man die Leute „katholisch zu machen.“¹⁾ Gerhard v. Laris ernannte 1629 zum Reformationskommissär den Hauptmann von Neuschloß Balthasar Leopold Kühnel mit dem Auftrage, die Reformirung in Wartenberg, Mita, Friedland und Reichenberg durchzuführen, und „sobald die Soldaten gekommen seien,“ in Wartenberg den Anfang zu machen.²⁾ Doch der Glaube war bei vielen stärker als die Verfolgung; viele ergriffen den Wanderstab und wandten dem Lande den Rücken zu, wo Gewissenszwang und religiöse Unduldsamkeit herrschten. Zahlreiche protestantische Bürger von Wartenberg, Niemes, Gabel, Reichstadt und Böhm.-Leipa zogen aus dem Lande und so ging eine große Anzahl grade den gewerbsleißigsten Bewohner dem Vaterlande verloren. Besonders war die Lausitz eine Zufluchtsstätte der Bedrängten und Zittau bot wegen seiner Nähe den Exulanten ein leicht zu erreichendes und sicheres Asyl.³⁾ Pfarrer Nylius erntete bald darauf die Früchte seines Uebereifers. Die Gemeinde setzte 1631 hauptsächlich auf Veranlassung des wackeren Bürgermeisters Georg Kluß seine Entfernung durch, worauf er dann Schludenaу mit seiner segensreichen Thätigkeit beglückte.⁴⁾

Waldstein, dieser große Feldherr des 30jähr. Krieges verwaltete sein Herzogthum ebenso gerecht, als gütig; er erließ oftmals Befehle an die Burghauptleute „jedermann eine prompte Justiz zu prästiren“ und da während des Krieges die Theuerung zunahm, errichtete er „Brodbäckereien für die armen Leut“ in seinen Städten, wo denselben unentgeltlich Brod gereicht wurde.⁵⁾ Schon 1627 hatte er die Herrschaft Wartenberg an seinen Obersten Adam Wilhelm Freiherrn v. Schelhart abgetreten;⁶⁾ einen Monat vor seiner Ermordung zu Eger jedoch verkaufte er sie an seinen Obersthofmeister Grafen Christoph Paul v. Lichtenstein als ein Erbklehen um 119.259 fl. 46 kr. 4 pf. rh. Währg. (20. Jän. 1633)⁷⁾, aber erst 30. April 1642 wurde es nach „abgericht etlich viel tausend Gulden“ ganz frei und eigenthümlich in der Familie der Lichtensteine gemacht und in die Landtafel von Böhmen wieder eingetragen.⁸⁾

Das Geschlecht der Grafen von Lichtenstein stammt aus „Graubündten in Tyrol, woher sie auch den freiherrlichen Titel von Castelforn führen.“ Ihr Wap-

1) Beschel Geschichte der Gegenreformation. „Katholisch machen“ ist ein in unserer Gegend sehr häufiges Sprichwort.

2) Landesarchiv von Böhmen F 67/8 h. Schon 11. März 1628 hatte in Niemes die Büchzersverbrennung an der Staujpäule durch den kaiserlichen Kommissär Zdenko v. Kolowrat stattgefunden. Besonders eifrig in der Reformirung war auch der Kommissär Weuzel Adalrich Teubner päpstlicher Bittär und Dechant zu Reichstadt und der Wartenberger Pfarrer Joh. Nylius, den Gerhard (12. Febr. 1629) auf die Mäßigung der Jesuiten aufmerksam machen mußte.

3) Beschel Geschichte der Gegenreformation. Frind Leitmeritzer Gymnasialprogramm (1856).

4) Landesarchiv von Böhmen F 67/8 h.

5) Försters „Wallenstein.“

6) Friedländer Lehenbuch Fol. 43. Bei Auersperg Commentar zu Balbin's lib. curial S. 354.

7) Friedländer Lehenbuch Fol. 152; Bei Auersperg Commentar zu Balbin lib. cur. S. 354 II.

8) Landtafel 624 D 13 und 147 P. 16.

pen war geviertet, nebst Mittelschild, am letzteren eine absteigende weiße Spitze in blau, dann im 1. und 4. Felde roth und darinnen ein schwarzer Löwe. Das 2. und 3. Feld war quer getheilt ohne Spitze, unten schwarz mit einem halben Löwen.¹⁾ Christoph Paul besaß damals (1633) Güter in Mähren. Als nämlich Johann dem ältern Ndolet von Augezdec wegen Theilnahme an dem Aufstande (1622) seine Güter confiscirt wurden, wurde das mit 60,000 fl. geschätzte Gut Blanda (Olmützer Kreis) an den Grafen Christof Paul von Lichtenstein verkauft. Seine erste Gemahlin Esther geb. Seidler v. Schönfeld, die Wittve Löw Leiczek von Riesenberg, testirte ihm (1625) das Gut Pernstein, welche Güter er sammt Wartenberg zu einem Majorat seines Geschlechtes machte.²⁾

Von den Drangsalen des Krieges blieb Wartenberg in dieser Zeit nicht frei. Bedeutende Contributionen mußten an Freund und Feind geliefert werden³⁾ und außerdem hatte die Stadt viel von feindlichen Einfällen zu leiden, über welche uns besonders das Kirchengedenkbuch Aufschlüsse gibt. Dieses sagt darüber: 1634 den 13. Juli ist der schwedisch christliche Feind ins Königreich Böhmein eingefallen und hat die katholische Priesterschaft alle spoliert, daher absentibus illis die kezerischen Prädikanten sich eingeschlichen.“ Im März 1639 war Wartenberg abermals der Verwüstung durch die Feinde ausgesetzt und ist bei dieser Gelegenheit auch theilweise zerstört worden. Der damalige Pfarrer Sebastian Kolonius wurde vertrieben und protestantische Prediger besetzten seine Stelle; erst nach einem Jahre gelang es ihm wieder, in seine Kirchengemeinde zurückzukehren (25. April 1640).

In den folgenden Jahren lagerten beständig abwechselnd feindliche und freundliche Truppen in unserer Gegend⁴⁾ und als Wartenberg, wahrscheinlich erschöpft durch die vielen und bedeutenden Contributionen, und gestützt auf die im Schloße liegende kaiserliche Besatzung, dieselben verweigerte, so wurde das Schloß von den Schweden, welche in Grafenstein und Friedland lagen, in Brand gesetzt⁵⁾ (24. Septemb. 1645). Es war dies für die Bürger ein harter Schlag; denn das Schloß war bei den oftmaligen Einfällen der Feinde stets ihr Zufluchtsort gewesen, dorthin hatten sie bei drohender Gefahr stets ihre Habseligkeiten gesücht, und dieses war auch jetzt der Fall gewesen.

Eine gleichzeitige Aufzeichnung im Stadtbuch sagt darüber: „Was in dieser Brunst den armen Leuten für Schaden erstiegen ist, ist schwerlich zu beschreiben, wie da allen Zünften fast die Haupt- und Artikelsbriefe, Leinentücher, so andre Zunftgeräthe, Gerichtsladen sammt Büchern und Stadtrechten zu Asche wurden, unangesehen des großen jännerlichen Seufzen und Wittens der armen Leute um

1) Hefner der deutsche Adel.

2) Wolny „Topographie v. Mähren (Olmützer Kreis S. 195 und 196, Brünnner Kreis S. 289 u. ff.

3) Wie bedeutend die Contributionen besonders im Jahre 1632 und 1648 waren, geht aus den im Stadtarchive aufbewahrten Specificationen und Quittungen hervor; im ersteren Jahre geschahen die Piefierungen an die kaiserlichen und „turkischischen“ Truppen; im Jahre 1648 geschahen die Contributionen an die Schweden nach Friedland, Brandeis und Prag und es mußten alle acht Tage 120 Reichst. nebst bedeutenden Mengen von Fleisch und Getraide abgeliefert werden.

4) Auch Verschanzungen wurden in diesem Kriege aufgeführt; es heißt noch jetzt ein in der Nähe von Schwabitz befindlicher, sich lang hinziehender Erdaufwurf „Schwedenschanze.“

5) „Damit es nicht mit gleicher Hinderung wiedermahl im Wege erliegen möchte,“ wie das Stadtbuch sagt.

Obrettung etwas ihrer Sachen, von welchem Wunseln und erbärmlichen Geschrei des Spektakels schier fast die Lust erfüllt worden.“¹⁾)

Mit Freuden begrüßte daher auch das schwer geprüfte Volk den Frieden, der freilich in Wartenberg erst am 24. Juli 1650 von der Kanzel herab verkündet wurde.

Inzwischen war Christoph Paul v. Lichtenstein, der in zweiter Ehe mit Maximiliana Gräfin v. Salmb und Neuburg vermählt war, gestorben (1648). In seinem Testamente²⁾ (Wien 13. April 1645) hatte er zum Erben aller seiner „wegen der gefährlichen Zeit nicht genossenen Güter“ seine Wittwe eingesetzt, welche bis zu ihrem Tode oder Verheirathung die Nutznießung haben sollte. Dann aber sollten die Besitzungen auf Maximilian, den ältesten Sohn seines Bruders Philipp Rudolf³⁾, des Landeshauptmanns von Glatz übergehen. Die Klöster Mährens und die Kirchen seiner Herrschaft bedachte der ehemalige Landeshauptmann Mährens in seinem letzten Willen mit reichen Schenkungen. So erhielten die Augustiner in Brünn, wo seine Leiche ruhen sollte, ein Legat von 3000 fl., welche auf dem Gute Krassa, das er kurz vor seinem Tode gekauft und wieder an Wolf Ladislaus v. Schleinitz verkauft hatte, hafteten. Der Kirche in Wartenberg testirte er aus den Renten alljährlich einen Betrag von 100 fl., „doch dergestalt, daß vor diese 100 fl. jährlich dem Schulmeister daselbst zu seiner besseren Unterhaltung 10 fl. ausgefolgt werden sollen.“ Die Güter Blauda, Pernstein und Wartenberg sollten, „weil er eingesehen, wie schwer etwas zu gewinnen, aber leicht zu verzerren sei und damit seine Nachkommen und Erben allezeit seiner ein Gedächtniß haben,“ ein Fideikommiß der Familie bilden und wie schon erwähnt wurde, nach dem Rechte der Primogenitur an seines Bruders Sohn Maximilian fallen. Zu dieser Bestimmung hatte er schon am 4. September 1643⁴⁾ vom Kaiser die Erlaubniß erhalten, der in Folge dessen auch die Anordnungen des Testaments bestätigte (10. Juli 1647).

Maximiliana scheint eine sehr eifrige Katholikin gewesen zu sein; denn sie suchte (1651 3. August) beim Prager Erzbischof um die Erlaubniß an, „zur Beförderung des Reformationswerkes einige Jesuiten auf die Herrschaft rufen zu dürfen, und bat, denselben die Ausspendung der Sacramente zu bewilligen.“⁵⁾ Noch in demselben Jahre (19. Nov. 1651) heirathete sie den k. k. Kämmerer und Geheimrath Maximilian v. Walbstein, und wurde dadurch des Nutzgenusses der drei Herrschaften Blauda, Pernstein, Wartenberg verlustig.

Allein erst nach 4 $\frac{1}{2}$ jähr. Prozeß gelang es dem rechtmäßigen Erben Maximilian v. Lichtenstein⁶⁾ sich in den factischen Besitz obiger Herrschaften zu setzen⁷⁾. Doch

1) Da bei diesem Brande ein großer Theil der Stadtbücher zu Grunde gieng und den geringen Rest noch der Brand vom 15. August 1854 vernichtete, so haben sich nur wenige Urkunden aus dem 16. Jahrh. erhalten, unter andern auch ein Verzeichniß aller Malefizhändler der Herrschaft Wartenberg aus der Mitte des 16. Jahrh.

2) Landtafel 257. C 26.

3) Dieser Philipp Rudolf hatte zwei Söhne, Maximilian und Carl, letzterer war Bischof von Olmütz.

4) Landtafel 266. I 4.

5) Prager erzbischöfliches Archiv.

6) Maximilian wurde erst am 6. Juni 1663 in den Grafenstand erhoben. Schimon, der Adel in Böhmen, Mähren und Schlesien.

7) Urbarium im gräf. Hartig'schen Archiv in Nemes.

hat er schon gleich nach Christof Paul's Tode die Herrschaft Wartenberg verwaltet; denn auf sein Ansuchen wurde der Wochenmarkt, welcher nach dem Privilegium v. J. 1579 am Freitage abgehalten werden sollte, von Kaiser Ferdinand III. auf Mittwoch verlegt (15. Oct. 1653) „weil es so für die Stadt zuträglich und nutzbarer sei.“¹⁾ Maximilian erwirkte auch, daß Kaiser Leopold „zur Erholung der durch die Schweden schwer geschädigten Stadt“ noch das Privilegium eines Jahrmarttes sammt Vieh- und Roßmarkt ertheilte, welcher im November den Sonntag nach Martini abgehalten werden sollte (22. Jän. 1670)²⁾.

Maximilian³⁾ hatte (1658 9. Sept) von der Freiin Johanna v. Ostschau geborene Kobylka v. Kobily auch das Gut Krumpach in Mähren um 15000 fl. rh. gekauft, dasselbe aber schon zu seinen Lebzeiten an seinen ältesten Sohn Christoph Philipp abgetreten, worauf er in seinem letzten Willen (vom 11. Mai 1675 kundgemacht 20. August 1676) ihn, sowie die jüngeren Söhne Max, Adam und Franz Carl, sowie die Töchter Anna und Katharina zu Erben erklärte. Die Geschwister überließen jedoch in dem Vergleiche vom 29. August 1676 alle Allodialgüter in Mähren u. Schlesien nebst einer Summe v. 20,000 fl. an Christoph Philipp gegen die Herausgabe der Güter in Tirol und Schwaben (Schöna, Tschengelburg, Castelforn, Rungelstein.)⁴⁾

Unter ihm brach im Jahre 1680 der erste Bauernaufstand aus, hervorgerufen durch die übergroße Steuerlast, noch mehr aber durch die erdrückende Last der Robot und die Willkür der obrigkeitlichen Beamten. Der Anstoß zur Erhebung im nordöstlichen Böhmen ging von Friedland aus und bald verbreitete sich der Aufstand über Grafenstein, Reichenberg, Gabel und Wartenberg. Ueberall verweigerte man jedwede Robotsleistungen und Abgaben. Nach mehrfachen Verhandlungen legten die Bauern in Wartenberg in die Hände des damaligen Kreishauptmannes von Bunzlau, Wolf Theodor Hartmann von Klarstein und des Generals Aeneas Silvius Grafen Piccolomini einen Revers nieder, worin sie sich verpflichteten, so lange alles zu leisten, bis der Kaiser auf eine Klage, die sie überreichen wollten, ihnen Bescheid ertheilt hätte. Trotz dieses Reverses ver-

1) Originalurkunde im Wartenberger Stadtarchiv.

2) Originalurkunde im Wartenberger Stadtarchiv.

3) Maximilian war l. l. Oberst in der Armee und 1660 auch Landeshauptmann v. Mähren. Kurze Zeit nach dem Antritte des Fideikommisses Wartenberg ließ er ein ausführliches Urbarium der Herrschaft Wartenberg mit Beschreibung und ausführlicher Erklärung der Grenzen, Gerechtigkeiten und Schuldbigkeiten der Unterthanen anlegen.

Damals betrug die Summe aller angezessenen Wirthe in Wartenberg 89

welche ein Gespan hatten	22	} 89.
Handwerker und Chaluppner	67	

An Zins war der Obrigkeit zu zahlen:

zu Georgi 23 Schock 2 Pf.

zu Michaeli 23 Schock 2 Pf.

Sennersdorf hatte 104 angezessene Wirthe,

welche ein Gespan hatten	64	} 104
ohne	22	
Chaluppner	18	

Auch das Gebendorf wird darin erwähnt mit den Wirthen Georg Wenzel, Michael Güger, Jacob Schmid.

Dieses Urbarium, jetzt im gräf. Hartigschen Archiv in Nemes befindlich, bildete später den Gegenstand langjähriger Zwistigkeiten zwischen Gemeinde und Obrigkeit.

4) Wolny „Die Markgrafschaft Mähren 195 und 196“ (Olmützer Kreis).

harrten sie jedoch um so hartnäckiger bei ihrer Weigerung, und so geschah es, daß man zu Gewaltmaßregeln griff. Die Hauptaufwiegler wurden eingekerkert und dadurch war der ganze Aufruhr beendet.)

In demselben Jahre grassirte auch jene große Pest, welche binnen kurzer Zeit einen großen Theil der Bewohner Wartenbergs dahinraffte. Im sogenannten Rößelwirthshause am Marktplatz trat am 25. März 1680 zuerst diese Krankheit mit allen ihren Schrecken auf. Die Tradition erzählt, daß ein Wanderer des Abends in dieses Wirthshaus kam und früh eines plötzlichen Todes gestorben sei. Tags darauf ereilte dasselbe Schicksal die Wirthsleute²⁾ und nun verbreitete sich die grauenvolle Krankheit von Haus zu Haus. Alle möglichen Vorsichtsmaßregeln wurden angewendet, um das Unheil abzuhalten, oder doch nur auf enge Grenzen zu beschränken; man sonderte die Kranken von den Gesunden ab, und schaffte erstere hinaus in die sogenannte Plikatschlur. Die Speisen wurden ihnen bis an den Wassergraben gebracht, woselbst sie es abholten; und auch die Todten wurden im Plikatsch begraben.³⁾ Alle diese Maßregeln waren fruchtlos und in kurzer Zeit erlag eine beträchtliche Anzahl der Bewohner Wartenbergs dieser furchtbaren Krankheit. Neuland und Hennesdorf theilten dasselbe Schicksal. Man unterließ es später, die Todten feierlich zu begraben; wer in seinem Hause starb, der wurde nur durchs Fenster herausgeworfen, und auf einem eigenen Karren⁴⁾ hinausgefahren. Mit Kalk gemachte Kreuze an den Thüren bezeichneten die Anzahl der Todten in einem Hause und warnten die Gesunden von dem Betreten derselben.⁵⁾ Nach achtmonatlicher Dauer endete endlich diese schreckliche Krankheit, und die öden Häuser gaben einen traurigen Beweis, wie schwer die Stadt heimgesucht worden war.⁶⁾ Aus Dankbarkeit für die Befreiung von dieser Pest errichteten unsre Vorfahren eine Statue auf dem Marktplatz und eine gleiche in der Schwabitzer Gasse und beschloßen den Gelübdnistag Maria Opferung festlich zu begehen (1683).⁷⁾

Christof Philipp von Viechtenstein, der in Mähren ansehnliche Aemter bekleidete, hatte am 30. April 1682 von dem Fürsten Franz, Herzog zu Sachsen und Westfalen und des römischen Reiches Generallieutenant, zwei Bauernhöfe in Brims und zwar des Christof Schlucker's und Georg Schülle's

- 1) Dr. Hamburger Geschichte der Stadt Gabel. Schlesinger Mittheilungen: der Bauernaufstand in Gainspach.
- 2) Wirthshaus Nr. C. 35 am Marktplatz.
- 3) Der Tradition nach auf den zu Nr. 158 und 169 in Wartenberg gehörigen Wiesen.
- 4) Dieser zweirädrige Karren wird noch jetzt unter dem Dache der Kirche aufbewahrt; nach der Pest wurde er zum Beerdigen der Selbstmörder benützt.
- 5) Gedenkbuch der Kirche in Dobern, welches für die Geschichte der Umgegend wichtige Aufschlüsse gibt.
- 6) Auch in Nemes, Reichstadt, Bürgstein, Wellnitz und Böhm.-Leipa wüthete die Pest; in letzterer Stadt starben nach der Inschrift auf der Pestsäule am Marktplatz binnen 7 Monaten 500 Menschen.
- 7) Früher stand bloß die mittlere hohe Statue am Marktplatz in Wartenberg; erst 1726 wurden die übrigen 4 niedrigen Statuen (Schutzpatrone) ringsum aufgestellt. Die Statue, welche von dem Bildhauer Wenzel Hirschel aus Kosmanos und dem Steinmeyer Wenzel Kreuz ausgeführt wurde, kostete 131 Sch. und 53 Gr., zu welcher Summe die Brüderschaft des hl. Stapulier in Wartenberg die größere Hälfte beisteuerte (1682). Die in der Schwabitzer Gasse stehende Statue wurde aus gleichem Anlasse und in demselben Jahre errichtet.

Wirthschaften nebst des Michael Freyers Chaluppe sammt den dazu gehörigen Untertanen um 2500 Schock meißn. gekauft.¹⁾ Er starb im frühen Alter und hinterließ einen minderjährigen Sohn Franz Antoni, für welchen des Verstorbenen Bruder, Franz Carl, die Vormundschaft übernahm (1686). In seines Mündels Namen brachte Franz Carl von der Gräfin Johanna Sabina von Wrschoweß das im Schlaner Kreise gelegene Gut Martinoves²⁾ um die Kaufsumme von 49.500 fl. nebst 50 Dukaten Schlüsselgeld an sich (13. Dezember 1686). Dazu kaufte er noch das Gut Pohoriz, ebenfalls im Schlaner Kreise gelegen, von dem Freiherrn Jaroslav Florian Schwichowsky von Rysenburg und Schwichow (29. Novbr. 1692). Die Kaufsumme dieses Gutes, sammt dem dazu gehörigen Maiterhose und Dorfe und dem wüsten Bauerngrunde Podol Karovský betrug 7000 fl. rh.³⁾

Christof Philipp hatte in dem Dorfe Grünau eine Mühle angelegt; durch Anschwellung des Wassers wurden jedoch die Gründe des angrenzenden Besitzers von Gabel unbrauchbar. Im Vergleich vom 30. Juni 1689 trat daher Franz Carl von Lichtenstein als Vormund ein Stück Feld unter dem Thalsberg (Tolzberg?) nebst Wiese und Busch ab und erhielt dafür ein Stück Grund dem dazu zur Herrschaft Walten gehörigen Dorfe Schnecken Dorf, von der Burg anfangend bis ans goldene Flüßel in der Breite von 846 Ellen.⁴⁾

Die obengenannten Güter Martinoves und Pohoriz wurden schon am 18. März 1695 wieder verkauft und zwar an den k. k. Rittmeister Franz Freiherrn von Klebelsberg um 65.000 fl. rh. nebst 100 Dukaten Schlüsselgeld.⁵⁾ Dagegen erwarb man 10 Jahre später ein an die Herrschaft Wartenberg angrenzendes Gut. Auf dem Gute Krassa hatten nämlich die Grafen Lichtenstein noch Forderungen, welche von dem Verkaufe desselben an Wolf Thaddäus v. Schleinitz unter Christoph Paul v. Lichtenstein herrührten. Die Witwe des letzten Besitzers Ernst von Schleinitz, Polixena Crescentia, hatte es in ihrem Testamente an Theresia Wantschurin vermacht (16. November 1705). Da diese jedoch dasselbe wegen der vielen darauf haftenden Schulden nicht behaupten konnte, so kaufte die Vormundschaft für den minderjährigen Franz Anton von Lichtenstein, welcher selbst eine Forderung von 11.615 fl. darauf haften hatte, das Gut Krassa sammt dem alten Adelsitz und den dazu gehörigen Dörfern Nahlau und Hultschken, der Schäferei, Maiterhose, einem Brau- und Brandtweinhaufe um 24.300 fl. (23. September 1707)⁶⁾. Das Gut Stirzim nebst einem neu erbauten Ritterstize, welches er sammt dem Dorfe Wschedobrawitz von Kunz v. Freienthurm um 24.000 fl. erkaufte (15. Mai 1705), verkaufte Franz Antoni schon am 10. März 1708 wieder an Freiherrn Franz Michael Hieserle v. Chodau um 26.500 fl.⁷⁾ Am 12. Jänner 1708 hatte er selbst die Herrschaften angetreten, nachdem er großjährig erklärt worden war.⁸⁾ Jetzt ging er daran, durch den Verkauf einiger

1) Landtafel 396. A 8.

2) Landtafel 398 R 26. Franz Carl „Lichtenstein war Landrechtsbeisitzer in Mähren.

3) Landtafel 403 C. 19.

4) Landtafel 400 G. 29. Walten, durch Jahrhunderte lang ein Besitz der Familie Wlect von Audishorn, später des Herrn von Schleinitz, war nach dem Aufstande (i. J. 1613) sammt Gabel an den Freiherrn von Pachta übergegangen.

5) Landtafel 403 N. 14.

6) Landtafel 413 E 17.

7) Landtafel 411 Q 28 und R 2.

8) Landtafel 479 M 27, M 28.

Herrschaften die übrigen schuldenfrei zu machen. Es hafteten auf den Lichtensteinischen Besitzungen in Böhmen und Mähren mehr als 500.000 fl. bürgerlich,¹⁾ und um diese erdrückende Schuldenlast theilweise zu tilgen, verkaufte er am 1. April 1710 die Herrschaft Blanda in Mähren um 182.400 fl. nebst 400 Dukaten Schlüsselgeld²⁾, ferner das Gut Krumpisch um 46.000 fl. rh. an den k. k. Rath und Kämmerer Johann Joachim Grafen v. Zerotin³⁾. Noch in demselben Jahre entäußerte er sich auch der Herrschaft Pernstein, welche sammt den dazu gehörigen Städtchen Daubrawnik, Stiepanow und Niedwieditz und 33 Dörfern der niederösterreichische Regierungsrath Franz v. Stockhammer um 110.000 fl. rh. an sich brachte (20. August 1710)⁴⁾. Die Herrschaft Wartenberg nebst Krassa verpachtete er im folgenden Jahre an Ritter Wenzel Leopold Kunz v. Freienthurm auf 6 Jahre um den jährlichen Pachtzins von 13.949 fl. rh.⁵⁾.

Aber selbst nach dem Verkauf von Blanda, Krumpisch und Pernstein blieb noch eine Schuld von 290.000 fl. rh. auf den Lichtensteinischen Gütern haften, und „damit das jus fidei commissi Lichtensteiniani so viel als möglich in salvo erhalten bleibe und auch die creditores in ihren Rechten nicht gekränkt werden,“ so beschloßen die beiden Vetter Franz Antoni und Philipp Paul von Lichtenstein, Canonicus zu Salzburg, mit kaiserlicher Bewilligung die Herrschaft Wartenberg nebst Krassa zu verkaufen, und das jus fidei commissi auf die Güter Teltisch⁶⁾, Meseritsch und Dytovanky in Mähren zu übertragen⁷⁾. Unter kaiserlicher Intervention wurde Wartenberg mit den Dörfern Neuland, Grünau, Lüh, Brims, Hennerödorf, sammt dem Allodialgute Krassa, Hultschken und Nahlau an Ludwig Josef Freiherrn v. Hartig, den Besitzer des Gutes Oberberkowitz, um 236.500 fl.⁸⁾ verkauft (17. Juli 1714). Kaiser Karl II. bestätigte am 28. Jänner 1715 diesen Kaufvertrag und erklärte die Herrschaft Wartenberg für ein Allodialgut⁹⁾.

Das Geschlecht der Hartige stammt aus Zittau, woselbst Johann Hartig fürstlich Liegnitz-Brieg'scher Leibarzt war (1573—1632), und in den Adelsstand erhoben wurde; seine Kinder erhielten vom Kaiser Ferdinand III. (15. October 1645) den Adel mit dem gebefferten Wappen. Johann's erstgeborener Sohn Johann Jacob Freiherr v. Hartig wurde Physicus in Venedig und ist zugleich der Begründer der böhmischen Linie der Hartige. Sein Sohn Johann Casias kam 1658 nach Prag, wo ihn seine Tante adoptirte und ihm ihre Güter vererbte. Er trat

1) Landtafel 277 N 20.

2) Wolny die Markgrafschaft Mähren S. 195 und 196 (Olmützer Kreis).

3) Ibidem Olmützer Kreis S. 195 196.

4) Ibidem Brünner Kreis S. 289 u. ff.

5) Landtafel 413 M 19.

6) Teltisch hatte Franz Anton' von seiner Mutter Maria Barbara geb. Gräfin Slavata 1695 ererbt. Wolny Jglauer Kreis S. 486.

7) Landtafel 491. B 23, H 18.

8) Nebst 1500 fl. Schlüsselgeld zusammen 238000 fl. Landtafel 491 C 2.

9) Landtafel 491 H 18.

Das Geschlecht der Grafen Lichtenstein starb mit dem Enkel Franz Anton's, gleichen Namens (1754) in seiner männlichen Linie aus; in seinem Testamente vom 20. April 1754 ernannte dieser seinen Cousin Alois Grafen v. Podstatsky zum Erben mit der Bedingung, Weinamen und Wappen des erlöschenden Lichtensteinischen Geschlechtes anzunehmen, was auch mit Genehmigung Kaiser Franz I. (1762) geschah. Notizenblatt Nr. 6 der historisch-statistischen Sektion der mährisch-schlesischen Gesellschaft S. 37, und Wolny Mähren VI B p. 486.

später zur katholischen Religion über und sein Sohn ist der obengenannte Ludwig Josef Freiherr von Hartig, welcher am 20. Febr. 1719 in den Grafenstand erhoben wurde ¹⁾.

In dem Besitze der Grafen Hartig ist die Herrschaft Wartenberg bis heute verblieben. Durch Verheirathung mit Maria Theresia Isabella Pug v. Adlerthurm, der Erbin von Niemes, gelangte Ludwig Josef (1725) auch in Besitz dieser Herrschaft, welche die Dörfer Hammer, Audishorn, Merzdorf, Krassa, Rabendorf, Höflitz, Neudorf, Nehwasser umfaßte. Auch das Gut Drausendorf, welches als Lehensgut von Böhm.-Aicha abgetrennt wurde, bildete seit 1673 einen Bestandtheil der Herrschaft Niemes. Dazu erwarb er noch durch Kauf von dem Grafen Wieszniß, Herrn auf Neuhof ein unterhalb der Schloßstiege in Prag liegendes Haus um 7000 Schock böhm. Gr. (4. März 1725) ²⁾ und von dem Grafen Philipp Kinsky v. Chlinitz das im Leitmeritzer Kreise gelegene Gut Schönbrik um 195.000 fl. (21. Dezember 1725) ³⁾. Von den Erben nach dem Grafen Franz Josef von Tschernin kaufte er noch die Güter Dießhübel und Neudel um 462.000 fl. (14. April 1734) ⁴⁾.

Unter Ludwig Josef v. Hartig fand 1714 in Wartenberg die letzte Hinrichtung statt, welche an der Kindesmörderin Maria Mildner vollzogen wurde. Sie wurde gehenkt und ihr ein Pfahl durchs Herz gestochen. Der Galgen war am sogenannten Galgenberge am Wege gegen Schwabiz aufgerichtet, wie dies aus den Aufzeichnungen des Stadtschreibers anlässlich der großen Noth und Theuerung des Jahres 1719 ausdrücklich hervorgeht. Durch „mehrere bevorgehende etwelche unfruchtbare Jahre“ war nämlich der Preis des Getreides bedeutend gestiegen, so daß der Strich Korn 7 fl. kostete, „weswegen,“ so berichtet der damalige Stadtschreiber und Schulmeister Mathias Anton Schmidt, „nicht nur allein in Böhmeib, sondern auch in den angrenzenden Ländern großer hunger entstanden, also daß viele hundert Persohnen in einem Bezirk herum bey 4 Meilen Weg umb unser eben hart bedrängtes Wartenberg an den bitteren hunger haben sterben müssen, der gestalten, die von dem grausamen hunger bedrängten Menschen haben Krauter und Gras gefressen, ja sogar Aasfleisch s. v. vom Schindanger ⁵⁾ bei Tag und Nacht weggehohlet haben, solches ihnen zu essen zugericht und gefressen haben, ihren Hunger damit zu wahren.“ Ein alter Mann aus Schwabiz, so schreibt er weiter, der schwarze Gründler, sei ohnweit hiesigen Schindangers am Wege von Schwabiz nach Wartenberg vor Hunger umgefallen und wie er sich ausdrückt „sine lux, sine crux“ gestorben. Hungersnoth und Theuerung war überhaupt damals nichts Seltenes, weil das Getreide nur schwer und mit großem Zeitverlust

1) Peschel, Geschichte der Stadt Zittau und Schimon, der Adel in Böhmen, Mähren und Schlesien.

2) Landtafel 496 I 15.

3) Landtafel 498 N 7.

4) Landtafel 504 H 19. Ludwig Josefs Wittve kaufte 21. März 1735 auch ein Haus in Prag auf der Kleinseite von dem Grafen Franz Carl Liebknecht von Collovrat.

5) Der Galgen wird noch 1746 erwähnt, in welchem Jahre der Sturm den schon verfaulten Stamm ungerissen hatte, weshalb man zur Aufrichtung eines neuen schritt, zu dem die Obrigkeit das nöthige Holz hergab. Eine andre geringere Strafe war „staupen,“ welches an der Staupfäule vorgenommen wurde, und gewöhnlich bei Fleischern und Bäckern wegen unrichtigen Maßes und Gewichten in Anwendung kam. Diese Staupfäule, eine einfache steinerne Säule, stand auf dem Marktplatz vor dem Hause Nr. 147.

aus fruchtbareren Landstrichen herbeigeschafft werden konnte und die Stadtbücher enthalten noch öfter Aufzeichnungen darüber. So wird noch eine große Theuerung im Jahre 1746 erwähnt. Ludwig Josef v. Hartig starb (1735) und hatte in seinem Testamente seinem Sohne Adam Franz Wartenberg, Krassa, Werschlowitz und Domaslowitz und Ludwig Johann Nepomuk die Güter Gießhübel, Neudet und Schöbrütz sammt dem Prager Hause vermacht. Seine Wittve Theresia sollte im Besitze der eingebrachten Güter Niemes, Merzdorf, Drausendorf verbleiben (15. Jänner 1735). Außerdem hinterließ Ludwig Josef noch 2 Töchter Maria Carolina, welche mit dem Grafen Franz Felix v. Kozorzowa vermählt war, und Josefa. Die Vormundschaft über die unmündigen Kinder hatte die Mutter Maria Theresia zu führen¹⁾. Diese verheirathete sich jedoch zum zweitenmale (1738) mit dem Grafen Dufort und übertrug die Vormundschaft ihrer ältesten Tochter Maria Carolina und deren Gemahle²⁾. Als Maria Theresia starb, ging der Nutzgenuß ihrer Güter an die jüngste Tochter Josefa über. 1747 trat dann Adam Franz selbst den Besitz seines Vaters an und übernahm (26. Juni 1747)³⁾ auch Niemes sammt den dazu gehörigen Gütern im Werthe von 267.000 fl. Dazu kaufte er drei Jahre später (2. Jänner 1750) von Anna Leopoldine Lamotte v. Frintropp das Gut Altaicha um 52.000 fl.⁴⁾.

Sein Antritt der Herrschaft fällt gerade in eine sehr ungünstige Zeit; zehn Jahre später brach der 7jährige Krieg aus (1756) und das folgende Frühjahr 1757 war unsre Gegend von Truppenmassen überfüllt. Im Juli desselben Jahres war das nördliche Böhmen mit Truppen besetzt und man baute, um für eine so große Menge Brod zu besorgen, acht ärarische Backöfen „hinter dem Horkaberge ob dem Horkateiche,“ zu welchem Zwecke der Berg auf dieser Seite von den Bürgern ausgegraben werden mußte⁵⁾. Den Winter über ruhten die Waffen und erst im Febr. 1758 begannen abermals zahlreiche Truppengattungen unsre Stadt zu passiren oder auf kurze Zeit hier zu lagern.

Als dann 11. October 1758 die Schlacht bei Hochkirch geschlagen worden war, wurden nicht blos die österreichischen, sondern auch die preussischen Verwundeten nach dem nördlichen Böhmen gebracht, so daß das Waltner, Gabeler und Wartenberger Schloß von Verwundeten voll waren, und man dieselben auch in Privathäuser unterbringen mußte.⁶⁾ Den Winter desselben Jahres lagerten gleichfalls Truppen hier, u. z. hatte in Wartenberg das Baireuth'sche Infanterie-Regiment die Winterquartiere bezogen. Daß bei diesen Einquartierungen und Truppen-durchzügen die Bürgerschaft sehr viel zu leiden hatte, ist begreiflich. Dazu kam noch im Jahre 1760 eine Seuche, welche den größten Theil des Viehes dahin raffte. Die Bauern waren durch die häufigen und großen Contributionen völlig verschuldet und als der Krieg zu Ende war, mußten sie der Obrigkeit noch die Robohtage nachleisten, welche sie wegen der Transportsfuhren während des Krieges versäumt hatten.

1) Landtafel 363 F 27.

2) Landtafel 645 D 11.

3) Landtafel 203 F 18.

4) Landtafel 586 I 2.

5) An der Stelle, wo jetzt die Wohn- und Wirthschaftsgebäude Nr. 212 und 216 stehen; später war an dieser Stelle eine Weitschule.

6) Kirchenmemorabilienbuch.

Das Volk verarmte mehr und mehr; es lag ihm nichts mehr an Grund und Boden, dessen Ertrag in diesen Jahren des Mißwachses ein sehr geringer war. Anhaltende Kälte des Jahres 1769 und 1770¹⁾ vernichtete die Hoffnungen des Landmanns und bald brach eine Theuerung herein, die durch Getreidehändler und Wucherer noch künstlich genährt und gesteigert wurde. Der Preis des aus Ungarn herbeigeschafften Getreides stieg auf 16—17 fl. und selbst für diesen Preis war keines zu erhalten, weil auch in Sachsen die Hungersnoth ausgebrochen war. Das wenige Getreide war bald aufgezehrt und die Leute nährten sich, um ihren Hunger zu stillen, von Abfällen, Kraut und Kleie. Gleichzeitige Berichte melden, „daß man sogar das Aas den Hunden nicht mehr ließ, sondern selbst verzehrte, Knotenspreu unter die Nahrung mischte und Gras und Laub kochte.“ Von diesen edelhaften Speisen entstanden Krankheiten, denen viele zum Opfer fielen. Trotz dem daß Kaiser Josef II. den Befehl gab, kein Getreide mehr nach Sachsen zu führen, stieg doch der Preis desselben immer höher.²⁾

Diesem großen Elende abzuhelpen, kam am 10. October 1772 Kaiser Josef II. selbst in die nothleidende Gegend, und zwar nach Hirschberg, um sich durch Augenschein von den Bedürfnissen zu überzeugen, und eine entsprechende Abhilfe zu schaffen. Er ließ unter die Armen eines jeden Kirchspieles eine bestimmte Summe vertheilen und Wartenberg erhielt dabei 200 fl. Außerdem forderte er die Bauern auf, in den Militärmagazinen sich Getreide zu holen, welches sie in besseren Zeiten zurückerstatten sollten.

Die „gnädige“ Obrigkeit war wie gewöhnlich den bedrängten Unterthanen in keiner Weise behilflich; ja noch mehr, sie suchte sogar das schlechte Getreide um hohen Preis loszubringen und durch Ausleihung von Geldebeträgen zu übermäßigen Zinsen sich die Noth der armen Unterthanen zu nütze zu machen. Zu all' diesem Unglücke brach in demselben Jahre noch eine Viehseuche aus, welche den Bauer um seine letzte Habe brachte. Zur Abwendung derselben gelobte man damals, den 20. November eines jeden Jahres als Buß- und Betttag zu feiern.

Da trat im Jahre 1775 ein anderes wichtiges Ereignis ein, nämlich der Bauernaufstand, gewöhnlich aber „Bauernrummel“ genannt. Die Ursache desselben lagen in dem Unterthänigkeitsverhältnisse, in welchem der recht- und schutzlose Bauer dem allmächtigen Grundherrschaft gegenüber sich befand. Der Bauer durfte seine Scholle nicht verlassen, ohne erst durch ein sogenannten „Losbrief oder Weglasszettel“ von seinem Herrn die Erlaubnis erhalten zu haben. Fast unerträgliche Robotleistungen waren den verachteten Leibeignen von Seite der gnädigen Obrigkeit in widerrechtlicher Weise aufgebürdet worden; das Kind eines Bauern mußte drei, eines befel deten Häuslers zwei, und eines jeden anderen Häuslers

1) Als Curiosum sei erwähnt, daß am 19. März 1770 eine solche trockene Witterung gewesen ist, „daß die Leute barfüßig nach Niemes gingen.“ An demselben Tage schneite es aber so stark, daß der Schnee bis über Ostern liegen blieb, so daß das Korn auswinterte und das folgende Jahr eine große Theuerung ausbrach.

2) Von Mitte November bis Jänner 1771—1772 wurden in Wartenberg nach den Aufzeichnungen des Müllers Jäsch in Hammer über 50 Pferde geschlachtet und verzehrt. Nach demselben betrug der Durchschnittspreis des Kornes in den Jahren. 1742 3.39, 1744 2.26, 1745 2.98, 1746 5.42, 1747 5.66, 1748 2.25, 1749 2.30, 1756 3.15, 1757 4.04, 1760 2.54, 1761 5.02, 1762 5.82, 1763 3.20, 1764 2.24, 1769 2.27, 1770 5.15, 1771 9.40, 1772 10.32, 1777 3.24, 1779 3.09, 1780 3.18, 1781 3.20, 1782 3.52, 1783 3.56, 1787 5.—, 1789 4.10, 1796 5.76.

ein Jahr auf den herrschaftlichen Maierhöfen dienen. Der Bauer war gezwungen, in einer von der Obrigkeit bestimmten Mühle sein Getreide mahlen zu lassen, wobei er nicht selten dem Betruge des Müllers in schändlicher Weise ausgesetzt war. Dazu waren die obrigkeitlichen Beamten gewissenlos genug, den Unterthanen erkranktes Vieh, schlechtes Getreide und ähnliche Dinge um einen hohen Preis aufzudrängen. Der Bauer konnte schließlich nicht mehr früh genug auf die herrschaftlichen Felder ausbrechen, und dieselben nicht spät genug verlassen. Daß er bei alledem noch der Willkühr und Roheit der obrigkeitlichen Beamten ausgesetzt war, ist begreiflich. Ueberhaupt reichten Gutsherr und Amtschreiber sich die Hand, wenn es galt, den armen Bauern zu knechten oder eine neue Robothleistung zu ersinnen.¹⁾

Um eine der Hauptursachen zu erläutern, weswegen Wartenberg sich dem Aufstande im Jahre 1775 anschloß, muß ich mehrere Jahre zurückgreifen. Maximilian v. Lichtenstein hatte bekanntlich im Jahre 1656 ein „Urbarium“ angelegt, in welchem die Gerechtigkeiten beider Theile und die Robothleistungen der Unterthanen genau verzeichnet waren. Als nun Ludwig Josef Graf v. Hartig die Herrschaft Wartenberg 1714 gekauft hatte, verlangte er von den Unterthanen „die allnöthige Robot, die er nur immer brauche.“ Im Bewußtsein ihres Rechtes beschwerten sich die Bürger beim Kreisamte in Jungbunzlau, indem sie nur das leisten wollten, was von der früheren Obrigkeit gefordert und im Urbarium aufzeichnet worden war. Doch der Bauer durfte ja kein Recht haben; das Kreisamt entschied im Sinne des Gutsherrn, der damalige Bürgermeister wurde abgesetzt, und obendrein noch für seine Klage von der Obrigkeit mit 100 fl. Strafe belegt.²⁾ Bald darauf ließ der Graf sich das Urbarium von dem Bürgermeister Christoph Lehmann und Georg Gürth zu sich bringen unter dem trügerischen Vorwande, „Einsicht in dasselbe nehmen und es verbessern zu wollen.“ Dieses Buch hat jedoch die Gemeinde trotz Bitten und Beschwerden nicht mehr zurück bekommen. Jetzt wo die Unterthanen keinen schriftlichen Beweis für ihre Pflichtleistungen und Gerechtigkeiten in den Händen hatte, ging der „ehrenfeste“ Graf daran, dasselbe nach seiner Weise und zu seinem Nutzen „zu verbessern.“ Bei Geldstrafen verbot er den Bauern, sich mit ihren Beschwerden irgendwohin zu wenden, und der Bauer, der schon so viel Ungerechtigkeiten über sich hatte ergehen lassen, nahm auch diese neue Schädigung seiner Rechte äußerlich zwar ruhig, aber innerlich mit tiefen Groll gegen seine Unterdrücker auf.

Ludwig Josef war 1735 gestorben und die Unterthanen setzten daher ihre Hoffnung auf den jungen Grafen Adam Franz, der 1747 die Herrschaft antrat. Doch in ihm täuschten sie sich; er war aber nicht besser, wie sein Vorgänger. Ihm zur Seite stand ein Mann, der in der Auffindung von neuen Robothleistungen und Quälereien der Unterthanen außerordentliches leistete. Direktor Strohbach, so hieß dieser Mann, hatte 1760 die Unterthanen zu einem Vergleich überredet, daß jeder Bauer wöchentlich 3, jeder Feldgärtner 2, und jeder Häusler 1 Tag Robot leisten solle, wobei er ihnen zugleich die Versicherung gab, sobald sie die bestimmte Anzahl von Tagen verrichtet hätten, keine weitere Forderungen an sie zu stellen. Allein auch mit diesem Vergleiche hatte man die Bauern hintergeran-

1) Kirchenmemorabilienbuch, Manuscr. v. Ignaz Bantsch in Wartenberg. Schlesinger Geschichte Böhmens pag. 587—88.

2) Copien von den Gesuchen im Stadtarchiv.

gen; allerlei Vorwände wurden hervorgesucht, sie zu Arbeiten heranzuziehen, zu denen sie nicht verpflichtet waren. So ließ er z. B. auf den Rollberg einen Fahrweg machen und nicht genug, daß die Unterthanen die nöthigen Fuhrn leisten mußten, hatten sie noch überdies die Auslagen für die Werkmeister zu zahlen. Mit welcher Willkür und Rohheit dieser Mensch mit den Bauern verfuhr, mag daraus erhellen, daß Leute, welche nur einige Minuten nach der bestimmten Zeit auf die herrschaftlichen Felder zur Robotarbeit kamen, sogleich empfindlich bestraft wurden; ja er hatte sogar, um die armen Leute recht zu quälen, auf der Spitze des Schloßberges einen hölzernen Dock von 1½ Klaftern Höhe aufzurichten lassen, dessen Kanten sehr scharf waren; darauf ließ er nun die Unterthanen setzen, selbst wenn sie sich eines noch so geringen Vergehens schuldig gemacht hatten und um die Qual der darauf sitzenden noch zu erhöhen, ließ er ihnen öfter auch Ziegelsteine an die Füße binden.

Die Wartenberger hatten inzwischen noch mehrmals die Herausgabe des Urbariums verlangt, allein umsonst. Als nun im Jahre 1771 Maria Theresia eine besondere Kommission zur Untersuchung des Unterthänigkeitsverhältnisses eingesetzt hatte, und auf kaiserlichem Befehl jede Gemeinde ihre vermög Urbarium zu leistende Robot einbekennen sollte, wandte sich die Gemeinde abermals an den Grafen Adam Franz von Hartig mit der Bitte, das „ihnen abgeheißte“ Urbarium zurückzustellen. Auch dieses Ansuchen war fruchtlos; die Dittsteller wurden sogar, so lautet der diesbezügliche Bericht, „mit rauhen Worten angefahren und für Rebellen gehalten.“

Maria Theresia hatte inzwischen in gerechter Würdigung der ungerechten Ueberbürdung der Unterthanen und aus Liebe zu ihrem Volke eine Erleichterung der Robot in der Art geschaffen, daß die Handrobot auf die Hälfte der Tage herabgesetzt wurde, während die Zugrobot dieselbe blieb. Als nun dieses Patent veröffentlicht wurde, war das Volk der Meinung, daß dieses keineswegs das echte Robotpatent sei; es müsse vielmehr ein andres vorhanden sein, welches größere Freiheiten enthalte; dieses werde, so glaubte man, allenthalben von den Grundobrigkeiten zurückgehalten, und man könne es nicht anders erhalten, als wenn man mit Gewalt aufträte. Diese irrige Meinung, verbunden mit dem aus der Unterdrückung seiner Gerechtigkeiten entstandenen Grolle trieb den Bauer endlich zum Aufbruch gegen die Grundobrigkeiten. Darf man sich wundern, wenn der geknechtete Bauer, der niemals gegen seinen gnädigen Herrn Recht haben durfte und der täglich der Zielpunkt der Rohheiten der obrigkeitlichen Beamten war, sich gewaltsam in eine bessere Lage zu versetzen suchte?

Die Bauern in der Gegend von Nachod gaben das Signal zum allgemeinen Aufstand; in mächtigen Rotten zogen die erzürnten Bauern von Schloß zu Schloß und forderten überall die Herausgabe des vermeintlichen echten Robotpatentes. Allenthalben raubten und plünderten sie und zwangen die Bauern eines jeden Ortes zum Anschlusse. Gräueltthaten jeder Art wurden auf dem Zuge verübt; was man nicht fortbringen konnte, wurde vernichtet und zerstört. Nachdem die Nachoder die Bauern von Kriesdorf, Seifersdorf, Oschitz zum Anschlusse gezwungen hatten, kamen sie am 26. März Nachts 11 Uhr lärmend und tobend nach Wartenberg, und forderten die Bürger auf, mit ihnen nach dem Schlosse zu ziehen. Viele leisteten dieser Aufforderung Folge und zogen mit. Der damalige Oberamtmann suchte die Menge zu beschwichtigen; allein kaum hatte er einige Worte gesprochen, als die Menge in wilde Drohungen ausbrach und ungestüm die Herausgabe des Robotpatentes forderte. Man drang in das Schloß ein, zer-

träummerte Fenster und Thüren, und beraubte Koffer und Kästen ihres Inhaltes. Die Federn aus den Betten wurden ausgeschüttet und in die Lüfte zerstreut. Die Grundbücher und andere Schriften wurden auf der Brücke zerrissen und weggeworfen.) Vom Schlosse zogen sie ins herrschaftliche Bräu- und Branntweinhaus, und was sie daselbst nicht genießen konnten, wurde ausgeschüttet und vernichtet. Besonders die Juden wurden arg geplündert und der Pfarrer in Wartenberg P. Anton Schuh, der gutwillig alles hergab, was er hatte, mußte das Zugeständniß machen, von Copulationen, Begräbnissen und Kindstausen weniger zu fordern. Diejenigen, welche ihren „Sack“²⁾ gefüllt hatten, traten den Heimweg an.

Am folgenden Tage (27. März) wurde dem Bürgermeister und Rathe befohlen, die Gemeindeglieder zusammenzurufen, „damit ihre Zahl vergrößert werde.“ Der damalige Bürgermeister Anton Suske, ein besonnener und verständiger Mann, suchte mit kluger Mäßigung die aufgeregte Menge zu beschwichtigen; allein ohne Erfolg. Ein Theil der Bürger schloß sich den Aufrührern an, während die übrigen sich an den Rath hielten, der den erzürnten Bauern keinen Vor-schub leistete.³⁾

Noch denselben Tag zog die wilde Rote mit wüstem Geschrei bis nach Neuland, die herrschaftlichen Maierhöfe am Wege plündernd und verwüstend. Wer nicht auf den bloßen Ruf „heraus, heraus“ mitziehen wollte, wurde unter Schlägen dazu gezwungen. In Neuland theilte sich die Schar; ein Theil ging nach Brims und Wellnitz, der größere Haufe wandte sich gegen Reichstadt, wo am andern Tage auch die übrigen, über Wellnitz gezogenen Schaaren eintreffen sollten. Hier wurde der Aufruhr beendet. Von Böhmisches-Teipa rasch herbeigeholtes Militär schloß die Bauern, welche in das Schloß eingebrungen waren, ein, und nahm eine große Anzahl der Unruhestifter gefangen. Am 29. und 30. März wurden die Gefangenen unter Spott und Hohn nach Bunzlau geschafft. Da aber daselbst schon alle Gefangenhäuser von Aufrührern überfüllt waren, so wurden sie in Kellern und Kirchen untergebracht. Am 2. April besuchte sie der Oberamtmann im Auftrage des Appellationsrathes, und da bei den Neuländern, Lühern, Brimsern und Grünauern keine geraubten Sachen gefunden wurden und diese, auch nicht wie die Hennesdorfer und Wartenberger, an der Verwüstung des Schloßes in Wartenberg theilgenommen hatten, so wurden dieselben freigelassen (3. und 4. April). Die übrigen jedoch, darunter einige Wartenberger, wurden zurückgehalten und erst nach langer Zeit in ihre Heimat entlassen, nachdem man sie zuvor mit Stockstreichen hart gezüchtigt hatte. Zwei von der Wartenberger Herrschaft sollten sogar hingerichtet werden; doch kam noch kurz vor der Vollstreckung des Todesurtheils Pardon. Die gnädige Kaiserin Maria Theresia ließ damals Gnade für Recht ergehen. Da man einen allgemeinen Aufstand befürchtete, so wurden die aufrührerischen Gegenden mit Militär stark besetzt. In Wartenberg lagerten vom 1. April an Dragoner, welche dann abwechselnd mit anderen Truppen jeden Versuch zu neuer Erhebung niederdrücken sollten. Man

1) Ein Bauer aus Unterwartenberg Namens Thiel stand auf der Schloßbrücke und riß ein Blatt nach dem andern aus den Büchern heraus mit den Worten: „Alles bezahlt, alles bezahlt.“

2) Ein jeder trug nämlich einen Sack und einen Stock mit sich.

3) Kirchenmemoriabilienbuch.

verbot sogar die Processionen nach Prag zum Feste Johann von Nepomuk's, „damit nicht unter dem Deckmantel der Frömmigkeit neue Zusammenrottungen entstehen.“

Dennoch drohte bei allen diesen Vorsichtsmaßregeln ein neuer Aufruhr auszubrechen. Die Zeit der Ernte war gekommen; man hatte durch den ersten Aufstand keinerlei Erfolge erzielt. Die Robotleistungen blieben nach wie vor dieselben und doch sehnte sich der geknechtete Bauer nach einer Aenderung und Besserung seiner tristen Lage. Diesmal geschah der erste Anstoß zur Erhebung von Hennersdorf aus. Die Bauern daselbst gingen von Dorf zu Dorf und fordereten zum Anschluß auf; doch hielt man sich von Raub und Plünderung fern, indem man glaubte, auf anderem Wege eher und besser zum Ziele zu gelangen. Die Bauern lagerten sich in großer Anzahl im langen Busche zwischen Wartenberg und Zedlisch und beriethen daselbst die weiteren Maßregeln (20. Juli 1775). Rittmeister Dessoschi in Begleitung mehrerer Husaren ermahnte sie, ruhig auseinander zu gehen, und versprach dagegen ihre Forderungen zu unterstützen. Sie verlangten, daß ihnen $\frac{2}{3}$ der Robotleistungen nachgelassen werden, und gingen dann wirklich auseinander. Kaum aber hatte sich der Rittmeister entfernt, so sammelten sie sich abermals und fingen, da sie seinen Worten keinen aufrichtigen Glauben schenkten, von neuem zu berathen an. Der Vorschlag, bloß einige ins Schloß nach Wartenberg zur Unterhandlung zu senden, ward nicht angenommen und man zog in Masse dahin ab. Der Oberamtmann Matejka versprach, ihr Begehren bei der Obrigkeit zu befürworten und so zogen die Bauern ruhig heim.

Am 22. Juli langte der Kreishauptmann von Bunzlau in Wartenberg an, und suchte durch gütliches Zureden die Bauern von ihrem Vorhaben abzubringen; allein dieselben blieben bei ihrer Forderung, daß ihnen $\frac{2}{3}$ der Robot nachgelassen werden sollen. Der Kreishauptmann faßte jetzt die Sache strenger an; er bedrohte diejenigen mit harter Strafe, welche sich weigern würden, der Grundobrigkeit Gehorsam zu leisten. Abermals versuchten die Wartenberger Widerstand. Viele wurden deshalb mit Stockstreichen gezüchtigt oder nach Bunzlau ins Gefängniß geschickt; viele flüchteten sich in die Wälder und auf den herrschaftlichen Feldern standen Husaren, welche die Leute zur Arbeit mit Säbelhieben antrieben. Wer nicht erschien, wurde durch Militär abgeholt und Execution in alle Häuser gelegt.

Am 3. October beschied man endlich Abgeordnete einer jeden Gemeinde nach Bunzlau, woselbst sie ein neues vom Grafen von Wallis herausgegebenes Robotpatent erhielten, und am 2. November mußten die Bauern eine Erklärung abgeben, ob sie lieber beim alten Robotpatente bleiben, oder das neu herausgekommene annehmen wollen. Die Bauern entschieden sich fürs alte, während die befeldeten und unbefeldeten Häusler in Wartenberg das neue Robotpatent acceptirten.

Der Streit zwischen Gemeinde und Grundherrschaft bezüglich des Urbariums war noch immer nicht ausgetragen. Das folgende Jahr (1776 October) wandte sich die Gemeinde, um die Herausgabe desselben vom Grafen zu erlangen, an die vereinigte Hofkanzlei in Wien. Diese beschied jedoch die Wittsteller, stufenweise bei den einzelnen Instanzen einzuschreiten. Daher wandte man sich (28. April 1782) abermals ans Kreisamt mit einem ausführlichen Gesuche, in welchem man das vom Grafen verläugnete Vorhandensein eines Urbariums nachwies, und die widerrechtlichen Mehrleistungen in Bezug auf die Robot darlegte. Seit der Wegnahme des Urbariums waren auch in der That die Robotleistungen widerrechtlich

um ein Bedeutendes erhöht worden.¹⁾ So wurde z. B. das Heudörren nach dem Urbarium gemeinschaftlich mit dem Dorfe Unterwartenberg verrichtet. Im Jahre 1763 wurde aber vom Inspektor Merkel Unterwartenberg von der Stadt getrennt und das Heudörren fiel jetzt den Bürgern Oberwartenberg's allein zur Last, während Unterwartenberg früher 38 Personen beistellen mußte. Alle Teiche mußten geräumt, alle Gräben auf den herrschaftlichen Besitzungen gestochen und sämtliche Botengänge gemacht werden; ferner hatten sie Streu zu rechen, Schafe zu jähren; Leistungen, von denen im Urbarium des Jahres 1656 keine Erwähnung gemacht wird.

Endlich wurde dieser Streit beigelegt. Am 27. Feber 1787 gingen nämlich 91 Bürger Oberwartenberg's mit der Grundobrigkeit einen Vergleich ein, in welchem die Anzahl der Robottage herabgesetzt wurde. Außerdem wurden einige widerrechtlich aufgedrungene Robottleistungen aufgehoben.²⁾ Zugleich bewilligte die Obrigkeit den zum Vergleich beigetretenen Bürgern, entweder die Robot in Natura oder in Baarem zu leisten, u. z. sollte in letzterem Falle der Tag durchschnittlich mit 11 kr. berechnet werden. Den übrigen Bürgern Oberwartenberg's wurde im Vergleiche vom 14. September 1790 eine Verminderung der Handrobot zu Theil.³⁾ Unterwartenberg aber hatte, eben so wie die Besitzer von Nr. 108 in Oberwartenberg, welche obigem Vergleiche nicht beigetreten waren, die Robot bis zur endgiltigen Abschaffung derselben am 7. Sept. 1848 zu leisten. In diesem Jahre wurde die unwürdige Knechtschaft des Bauernstandes völlig gebrochen, ein Verdienst des edlen Kaisers Josef II., welcher ja den ersten Anstoß zur Befreiung der Bauern durch die denkwürdigen Gesetze vom 1. Sept. 1781 und 15. Jänner 1782 gegeben hat.

Diesen erhabenen und vom Volke hochverehrten Monarchen im Weichbilde der Stadt begrüßen zu können, hatten die Wartenberger im Jahre 1778 das Glück. Als nämlich in diesem Jahre ein Krieg zwischen Oesterreich und Preußen auszubrechen drohte, kam Kaiser Josef II. selbst nach Niemes und Wartenberg (6. und 7. Mai 1778.) In seiner Begleitung befand sich sein Bruder Maximilian, der Feldmarschalllieutenant Laudon und General Laschy. Man traf verschiedene Vorkehrungen, um den Feind im Falle seines Vorrückens möglichst aufzu-

1) Die Robottleistungen des „Städtel Wartenberg“ bestanden nach dem vom Grafen Maximilian v. Nichtenstein (1656) verfaßten Urbarium in Folgendem:

An Zins zu Georgi 23 Sch. 2 gr. — An Zins zu Michaeli 23 Sch. 2 gr. — Fühner 1 Sch. 48 Stk. — Gänse 14 1/2 Stk. — Kapauner 2 Sch. — Eier 18 Sch. 32 St. — Korn 15 Scheff. 2 1/2 B. — Hafer 15 Scheff. 2 1/2 B. — für Auflesung des faulen Holzes 6 Sch. 18 Gr. — über Sommer und Winter ackern und das Getreide in die Scheuern einführen; — Schneiden (Getraide) 155 1/2 Tage — Jäten 108 Tage — Kraut helfen stecken und haden 17 Personen — Flachs, so viel erbaud wird helfen raufen, risseln, aufbreiten und ins Wasser legen — Garn spinnen 80 1/2 Stück — Heudörren helfen 57 Personen — Grummetdörren 26 Personen — mehr noch so viel von nöthen 16 Personen — Heu führen 113 Fuder — „Hoppe pfloden“ 48 Tage — und was noch übrig ist 37 Personen — Wolle abnehmen 84 Tage — Holz ins Schloß führen 54 Fuder — Holzführen nach Rothdurst 13 Personen — Mist führen 65 Fuder — Wasser beim Bräuhaus schöpfen 1 Person — auch wann gebraut wird, helfen 3 Personen — den Graben beim Zedlischen Teich räumen und säubern, auch beim Fischen zu sein, 11 Personen — auf die Jagd zu gehen, wenn es geboten wird.

2) u. 3) Originale im Stadtarchiv in Wartenberg.

halten, so errichtete man große Schanzen bei Wartenberg und Drims ¹⁾ Später (3. Juni) kam der Monarch abermals nach Wartenberg, übernachtete im Schlosse daselbst und begab sich am folgenden Tage nach Reichstadt. Am 21. Juni kam der Kaiser wieder her in der Absicht, die mittlerweile aufgeworfenen Schanzen in Augenschein zu nehmen. Die drohende Gefahr des Krieges — vom Volke scherzweise „Zwetschkenrummel oder Buttermilchkrieg“ genannt — wurde jedoch glücklicherweise wieder abgewandt, und mit Freuden schritten die in den letztverfloßenen Jahren schwergeprüften Bürger zu einem Werke des Friedens, zu der Einweihung ihrer neuerbauten Kirche (2. Mai 1779.) Die Anregung zum Baue gab der Grundherr Adam Franz Graf v. Hartig und es ist dieses fürwahr das einzige Verdienst, das er sich um Wartenberg erworben hat. Sein Verhalten in der An gelegenheit des Urbariums, wo er durch Lug und Trug die unterdrückten Unterthanen noch um den Rest ihrer wenigen Gerechtigkeiten zu bringen suchte, kennzeichnet seinen Charakter in hinlänglicher Weise. Adam, welcher die Würde eines Geheimrathes bekleidete und eine Zeit lang auch bevollmächtigter Minister des schwäbischen und fränkischen Kreises und Landrechtsbeisitzer in Böhmen war, starb am 15. November 1783 und liegt in Wartenberg begraben. Vermählt war er mit Theresia geborene Gräfin Kolowrat, welche ihm am 7. April 1791 im Tode nachfolgte.

Am 25. November 1783 trat Adams einziger Sohn ²⁾ Franz de Paula die Herrschaften Niemes und Wartenberg an. Dieser war ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann und dabei mild und gütig gegen seine Unterthanen, die den schlächten, nur für die Wissenschaft lebenden Mann ehrten und hoch schätzten. Er machte durch einen für die Bürger günstigen Vergleich den langjährigen Streite in Betreff der Robot ein Ende und auf sein Ansuchen bestätigte Kaiser Josef II. (26 April 1785) alle Rechte und Privilegien der Stadt Wartenberg zugleich mit der Bewilligung, daß die Getreide- und Wochenmärkte, falls sie auf einen Sonn- oder Feiertag fallen, entweder später oder früher gehalten werden können. ³⁾ Franz de Paula war geheimer Rath und Kammerer, wie sein Vater Adam, und der Verein der gelehrten Wissenschaften in Böhmen hatte ihn in Anerkennung seiner umfassenden Kenntnisse zu ihrem Präsidenten gewählt. Er besaß eine reiche Kupferstichsammlung, eine große Bibliothek und nebst einer Sammlung von Naturalien eine große Anzahl von physikalischen Apparaten. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er als Bevollmächtigter in Dresden zu, woselbst er in einem Alter von 40 Jahren zu früh für seine Unterthanen und für die Wissenschaft am 1. Mai 1797 starb. Die Gruft in der Wartenberger Kirche umschloß am 6. Mai seine irdische Hülle und an seinem Grabe trauerte nebst der Wittve Eleonore, geborene Gräfin Colloredo, noch drei unmündige Kinder Theresia, Franz und Friedrich. In seinem Testamente ⁴⁾ testirte er den „ärmeren aber arbeit samen Bürgern der Städtchen Niemes und Wartenberg und den Chalupnern, Häuslern und Feldgärtnern“ seiner ganzen Besitzungen eine Summe von 6000 fl.;

1) Im Walde gegen Schwabitz steht man noch diese Erdbaufwürfe und Gräben, „auf den Schanzen“ genannt.

2) Landtafel 485 St. 27.

3) Original im Stadtarchiv.

4) Landtafel 484 H 30. Eleonore war eine Tochter des Grafen Franz v. Colloredo. Unter den zahlreichen Legaten befindet sich auch eines an einen Dr. von Richtenfels, welcher mit ihm Piemont und Hannover bereifte.

außerdem sollten alle noch schuldigen Zinse und Abgaben an die Obrigkeit als bezahlt anzusehen sein. Die Vormundschaft hatte nach seinem letzten Willen die Wittwe Eleonore mit seinem Oheim Adalbert Graf v. Klebelsberg zu führen.

Werfen wir einen Blick auf die Entwicklung der Stadt in den letzten drei Jahrhunderten, so finden wir, daß Wartenberg schon 1504 als ein Städtchen (městečko) bezeichnet wird, und 1544 mit Stadtrechten und Freiheiten ausgerüstet war, die in der Erbtheilung der beiden Brüder Balthasar und Heinrich Hirschperger v. Königshain, von denselben anerkannt und bestätigt werden. Wann es jedoch zur Stadt erhoben wurde, und welchen Inhaltes und Umfanges diese Stadtrechte waren, muß ich unermittelt lassen, nachdem alle hierüber bezüglichen Urkunden in dem Schloßbrande vom Jahre 1645 und in dem großen Stadtbrande von 1854 ein Raub der Flammen wurden; in ersterer Feuerbrunst gingen auch die Stadtrechte und Privilegien der Zünfte zu Grunde. Als Stadtwappen führt Wartenberg eine fünfblättrige rothe Rose in silbernem Schilde, genau so, wie das Stadtwappen der mächtigen Rosenberge.¹⁾ Eine Beziehung dieses Geschlechtes zu Wartenberg findet sich in den Rosenberg'schen Urkunden nicht; doch stand das Geschlecht der Herrn v. Wartenberg durch Heirat und Vormundschaft in mannigfacher Verbindung mit obiger Familie. Vielleicht läßt sich aber auch dieser Umstand auf eine ganz zufällige Uebereinstimmung zurückführen.

An der Spitze der Gemeinde stand der Bürgermeister mit den Richtern und Gemeindegeldstücken, welche auch an den Ortsgerichten theil nahmen, bei denen der Bürgermeister den Vorsitz führte.²⁾

Es sei mir hier gestattet, aus den geringen Resten der nach dem Brande vom J. 1854 zurückgebliebenen Stadtbüchern die Namen der Bürgermeister von Wartenberg aufzuzählen.

1572	Thomas Janovský	1597	Martin Biehmann
1572—74	Michael Kluf	1618	Christoph Janovský
1575	Hans Heinrich	1620	Simon Groligl
1576	Thomas Janovský	1623	Christoph Janovský
1577	Hans Heinrich	1628—42	Georg Kluf
1578—81	Urban Schuster	1642—44	Christoph Maier
1582—87	Hans Heinrich	1644—50	Jacob Kluf
1587	Thomas Janovský	1650—56	Georg Steyer
1589	Jacob Kluf	1657	Johann Brokof
1593	Hans Heinrich	1662—77	Georg Steyer
1594	Jacob Kluf	1677—1702	Georg Steyer

1) Bibimský Kob. Binz. Städtewappen S. 125.

2) Dieses Gericht hatte ausgedehnte Gewalt. Raub, Mord, Nothzucht, ja unter Umständen selbst Diebstahl wurde mit dem Tode bestraft. Todesurtheile wurden in Wartenberg im 17. und 18. Jahrhunderte mehrfach vollzogen. Bei Vollstreckung derselben nahm fast die ganze Bevölkerung Theil; der Zug bewegte sich in bestimmter Ordnung mit der Schuljugend an der Spitze zur Richtstätte. Nach Vollzug des Todesurtheils stellte der Bürgermeister der Schuljugend den Hingerichteten als abschreckendes Beispiel auf und vertheilte Geldmünzen unter dieselbe. Der Rückzug geschah unter Vortritt der Musik in gleicher Ordnung. Der Hingerichtete blieb 3 Tage lang an dem Galgen hängen und wurde dann unter demselben begraben.

1703—09	Andreas Seidel	1769	Michael Franz Künzner
1709—12	Johann Syrach	1770	Joh. Jos. Künzner
1714—16	Andreas Seydel	1771	Anton Suske
1716—18	Georg A. Meßler	1772	Josef Syrach
1719—28	Christoph Lehmann	1772—76	Anton Suske
1728—30	Georg Schmid	1776	Josef Syrach
1730—33	Andreas Müller	1777	Anton Kießlich
1733—36	Josef Habit	1778—81	Franz Jäckel
1746—45	Andreas Müller	1782	Franz Beckert
1747—54	Peter Josef Künzner	1783—89	Joh. Anton Kießlich
1756—58	Heinrich Schütze	1790—1810	Johann Jos. Künzner.
1760—66	Maximilian Preiß		

Ein Bild von der Ausdehnung der Stadt zu Ende des 17. Jahrhunderts gibt uns die Beschreibung der in den Jahren 1703—1715 durchgeführten Pflasterung der ganzen Stadt, „welche vor uralten, undenklichen Jahren, wie an etwelchen Orten noch übrige Merkmale zu sehen, gepflastert gewesen sein mochte und cum transitu temporum und Verstreichung deren langwierigen schmeren Zeiten völlig ruiniret worden, so daß in der hintern Gasse (worüber sich sowohl Einheimische als auch Fremde zum öftern beschweret) bei anhaltender Masse weder zu Fuß noch zu Wagen fortzukommen gewesen sei.“ Auf obrigkeitlichen Befehl hatten die Bauern der ganzen Herrschaft Steine und Sand unentgeltlich herbeizuschaffen. Der Anfang wurde mit der „hinteren Gasse“ gemacht, nämlich vom Rathhaus (dem jetzigen Herrnhaus) bis an die Hafelhorka (1703); die folgenden Jahre vom Rathhaus bis zur Mühlbrücke und vom Röhrbrunnen am Markte durch die Färbergasse bis gegen den Maierhof (1706, 07, 08), der Marktplatz und von der Mühle bis zum Glöcknerhaus (Nr. 113) (1710), 1711 von der steinernen Brücke bis gegen die steinerne Kapelle, gegen das hohe Gericht, 1713 die Braugasse herauf bis gegen das Glöcknerhaus, 1714 in Unterwartenberg das sogenannte „Gassel“ bis an die Stege, 1715 hinter dem Maierhofe ober der steinernen Brücke gegen Hennersdorf. Sämmtliche Pflasterarbeiten kosteten zusammen eine Summe von 561 fl. 36 kr.

Was die Namen der Gassen anbelangt, so dürfte die Färbergasse nach der Schönfärberei benannt worden sein, welche sich in dem Hause Nr. 102 befand. Das Gewerbe der Schönfärberei, oder, wie man es auch nannte, der Schwarzfärberei war im 17. Jahrhunderte im nördlichen Böhmen stark vertreten; die Schönfärber des nördlichen Böhmens ersuchten am 10. Dezember 1699 um die Erlaubniß, in Gabel eine sogenannte Viertellade zu errichten, was am 3. Jänner 1700 auch geschah. Dieser schlossen sich Gabel, Friedland, Neustadt, Niemes, Reichstadt, Zwickau, Kragau, Liebenau, Nitsa, Weißwasser und Hohlen bei Neuschloß mit je einem, Wartenberg und Rumburg mit Georgenthal mit je 2, Oschitz und Reichenberg mit je 3 und Turnau mit 4 ehrfamen Werkmeistern an. Der erste Viertelmeister war Georg Bohemb in Gabel¹⁾.

Wie die Braugasse zu diesem Namen gekommen ist, ist ungewiß. Die Tradition erzählt wohl, daß in der Nähe, nämlich in dem Garten zu Nr. 126, ein Brauhaus gestanden sein soll; doch sind hierüber keine urkundlichen Nachrichten vorhanden.

1) Dr. Hallwich Geschichte von Reichenberg S. 341.

Als die ältesten Häuser dürfen wir mit Recht die am unteren Marktplatz, in der „hintern Gasse,“ Mühlgasse, Färber- und Braugasse liegenden annehmen, freilich nicht zusammenhängend, indem einzelne Häuser erst später hineingebaut wurden.

So wurden in dem Zeitraume von 1700—1800 erbaut die Häuser Nr. 1, 13 (1744 gebaut), 17, 18, 22, 27 (1736 aus Nr. 26), 72, 82, 89, 92, 94 (ehemaliges herrschaftliches Walfhaus von Christoph Gaslich 12. August 1722 angekauft), 111, 112 (aus Nr. 113), 114 (ebenfalls aus Nr. 113 und 1750 gebaut), 118, 119, 125 (ehemals herrschaftlich), 129 (Wächterhaus von der Gemeinde erbaut), 159, 168 (1751), 170 (1756), 173, 164 (1789), 179, 180, 181, 182, 189, 190. Bis zum Jahre 1790 standen 190 Häuser. Alle übrigen, höhere Nummern führenden Häuser sind erst nach diesem Jahre erbaut worden. Eine große Anzahl von Häusern war auf Gemeindegrund erbaut und mußten die Besitzer einen jährlichen Zins an die Gemeinde entrichten; erst zu Ende des 18. Jahrhunderts ging der Baugrund durch eine Ablösungssumme an den Hauseigentümer über. In's Jahr 1779 fällt auch die Errichtung eines Hammerwerkes und Anlegung eines Teiches, des sogenannten Hochbrückner Teiches, nebst der Erbauung eines kleinen Wohngebäudes daselbst. Doch scheint dieses Werk, das vom Grafen Adam Franz Hartig angelegt wurde, nicht lange bestanden zu haben und noch früher eingegangen zu sein als die in dem nahen Dorfe Hammer befindlichen Eisenhammer¹⁾.

Von den bemerkenswerthen Gebäuden sei hier an erster Stelle der großen und in Form eines Kreuzes erbauten Pfarrkirche gedacht. Das Geschichtliche derselben wurde bereits bei den betreffenden Besitzern der Herrschaft Wartenberg erzählt; es sei nur noch erwähnt, daß sie zur Zeit der Reformation ein weitreichendes Kirchspiel hatte, das die Ortschaften Hennersdorf, Seifersdorf (1651—1654), Kriesdorf, Christofgrund bis 1684, Johnsdorf, Postrum, Smerda, Ruh, Schneckendorf, Grünau, Neuland, Schwarzwald, Hultschken und Böhmisches-Neuland nebst dem Gebendörfel umfaßte. Hennersdorf wurde erst 1797 von Wartenberg getrennt, und Hammer und Audisborn, ursprünglich hierher gehörig und dann nach Schwabitz zugetheilt, wurden 1784 wieder mit dem Wartenberger Kirchspiele vereinigt²⁾. Sie erhielt mehrfache Schenkungen; so testirte 1602 Hedwig, die Witwe Heinrich Hirschpergers v. Königshain, 150 Schock böhm. Gr. zur Renovirung derselben³⁾ und Maximilian v. Lichtenstein suchte am 3. Juni 1655 beim Erzbischof in Prag um die Erlaubniß an, drei eiserne Truhen aus der Kirche verkaufen zu dürfen, um aus dem Erlöse derselben die Kirche zu renoviren⁴⁾. Wegen Baufälligkeit und zu engem Raume wurde die alte Kirche 1772 abgetragen und in den folgenden Jahren 1772—79 neu erbaut. Auf dem Thurme derselben befinden sich 5 Glocken, von denen die größte folgende lateinische Inschrift trägt:

Anno 1603 mense Octobri haec campana fusa est, ut ad celebrandum Deum convocetur ecclesia Wartenbergensis.

1) Grundtausch im Stadtarchiv.

2) Nach den Kaufmatriken und dem Memorabilienbuche der Pfarrei.

3) Landtafel 132 A 3.

4) Erzbischöfliches Archiv in Prag.

Auf der Seite gegen das Schulgebäude steht:

„Ich ruf' mit meinem hellen Klang,
„zu sagen Gott dem Herrn Dank“
„und lod' das Volk zu Gottes Wort“
„welches zeigt des Himmels Pfort“;
„erinner' auch zur rechten Zeit“
„die Menschen ihrer Sterblichkeit.“

und darunter

„In Arnau ward ich gegossen,
„wer mich hört, eil' unverdrossen“
„zum Gebet und Gotteswort,“
„so wird ihm wohl sein hier und dort.“

Darunter befinden sich zwei Wappen:

Erasmie Hirschberg
Gev. v. Königshain
auf Wartenberg.

Helene Hirschberg
geborene Schcoppin
Frau auf Wartenberg.

Auf der Seite gegen die Pfarrei steht die Inschrift:

„Kommt her, liebe Leute, erscheint — mit Dank vor Gottes Angesicht —
und mit Psalmen besinget — und jauchzet dem Gotte unsres Heiles —!“

Darunter befinden sich ebenfalls 2 Wappen mit den Inschriften:

Casber Hirschberg
Gev. v. Königshain
auf Wartenberg.

Ludmilla Hirschberg
geborene Schcopin
Frau auf Wartenberg.

Für das geistige Wohl der Bewohner sorgten folgende Pfarrer:

Hofstislaus.

Johann aus Niemes eingesezt 10. Mai 1363.

Heinrich aus Gabel " 29. April 1364.

Nikolaus aus Prag " 22. Oct. 1369.

Johann Silencius 1384.

Mathias Jacob von Sedlitz eingesezt 20. Dez. 1387.

Im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts war die Kirche von protestantischen Seelsorgern besetzt, deren Namen nicht verzeichnet sind; nur zwei davon sind uns bekannt, nämlich:

Martin Holzbecher 1612 und

Caspar Crehschmar 1623, nach dessen Vertreibung wurde die Kirche von katholischen Pfarrern besetzt, von denen der erste

Johann Nysius 1631 vertrieben wurde wegen seines Uebereifers bei der Reformirung.

Val. Seb. Kolonius 1631—45.

Max Fogger 1645—50.

Johann Sanderus 1650—52.

Philipp Heinrich Lucius 1652.

Melchior Heinrich Tschander 1652—68.

Johann Ferd. Neumann 1668—76.
Christ. Joj. Schmidt 1676—93.
Anton Schmitzer 1693—99.
Julius Ernst Plizius 1699—1725.
Josef Almsberger 1725—33.
Thomas Gräß Edler v. Langensfeld 1733—60.
Anton Schuh 1760—82.
Josef Gürth 1782—98.
Franz Lohwasser 1798—1816.
Johann Lehmann 1816—33.
Abalbert Würfel 1833—37.
Franz Jakowik 1837—54.
Anton Breier 1854—64.
Franz Rotter 1864—76.¹⁾

Ein zweites gottesdienstliches Gebäude ist die auf einem naheliegenden Hügel befindliche Johanniskappelle. Dieselbe wurde 1722, also 7 Jahre vor der Heiligsprechung des Johann von Nepomuk durch Benedikt XIII. von dem damaligen Besitzer der Herrschaft Ludwig Josef, Grafen v. Hartig erbaut. An ihrer Stelle stand früher blos eine einfache Statue, dieselbe, welche sich gegenwärtig in einer Nische oberhalb des Einganges befindet. Damals dürfte auch die prächtige Lindenallee gesetzt worden sein, welche vom Schloße bis zur Kapelle führt und dieselbe umschließt. Die Pflanzung der vor der Schloßbrücke stehenden Linden, von denen die eine vor mehreren Jahren durch einen Blitzstrahl gebrochen wurde, ist jedenfalls mehr als 200 Jahre früher anzusetzen, da schon 1544 derselben Erwähnung geschieht, anlässlich der bekannten Erbtheilung der beiden Brüder Balthasar und Heinrich Hirschperger, nach welcher einem jeden derselben „das Sitzen unter den Linden vor der Brücke ohne Beeinträchtigung von Seite des andern gestattet war.“ Nachdem 1768 der Blitz Thurm und Dach der Johanniskapelle in Brand gesteckt hatte, ließ Adam v. Hartig dieselbe wieder aufbauen und schenkte ihr 2 Glocken, von denen die eine seinen Namen, die andere den seiner Gattin Maria Theresia, geborenen Gräfin Colowrat trägt.

Ueber die Erbauung des ersten Schulgebäudes liegt nichts Urkundliches vor; das gegenwärtige Schulgebäude wurde 1763 gebaut und am 18. Juni 1764 eingeweiht. Von einem Schulmeister geschieht schon 1544 Erwähnung; doch wird erst 1613 namentlich als Schulmeister und Stadtschreiber Johann Stecher angeführt.

Zu erwähnen ist noch das sogenannte Herrenhaus. Dieses Haus, bis zum Jahre 1722 der Gemeinde gehörig und als Rathhaus verwendet, wurde in diesem Jahre gegen das am oberen Ring stehende herrschaftliche Schankhaus vertauscht. Zu beiden Häusern gehörten Grundstücke, und erhielt die Gemeinde jährl. 25 fl. Zins. Da jedoch dieses Schankhaus baufällig war, so wurde es abgetragen, neu aufgeführt, und daneben noch ein kleineres Gemeindehaus erbaut, zu welchem der frühere Besitzer Ludwig Josef Graf v. Hartig die Hälfte der Baumaterialien gab.²⁾ Dieses ehemalige Schankhaus blieb bis zum Jahre 1854 das Rathhaus der Stadt. Nach diesem Jahre, in welchem dasselbe ein Raub der Flammen wurde, kaufte die Gemeinde (1868) das Haus Nr. 146, welches jetzt

1) Memorabilienbuch der Pfarrei.
2) Stadtbuch B pag. 47.

als Rathhaus dient. Dieses Haus verdient um so mehr Erwähnung, als es auch das Geburtshaus des Fürsterzbischofes Daniel Mayer von Mayern ist. Dieser 1656 in Wartenberg von dürftigen Eltern ¹⁾ geboren, studirte in Titschin und Prag, kam 1684 als Pfarrer nach Lichtenstadt, von wo ihn 1693 das Prager Metropolitan-Kapitel in seine Mitte rief. 1701 zum Dompropst gewählt und in den Abelsstand erhoben, wurde er 1711 zum Weihbischof ernannt. Am 7. Mai 1732 erfolgte die Wahl des 76jährigen Greises zum Prager Erzbischof, in welcher Würde ihn am 10. April 1733 der Tod ereilte. Für seine Anerwandten hinterließ er die noch jetzt bestehenden „Meyerschen Studentenstiftungen.“²⁾

Als Franz de Paula im Jahre 1810 (geboren 5. Juni 1789) großjährig geworden war, trat er die Herrschaften Wartenberg und Nemes an. Er war vermählt mit der Gräfin Juliana Grundemann, aus welcher Ehe zwei Kinder hervorgingen, Edmund (geboren 2. Nov. 1812) und Friedrich (geb. 3. Nov. 1813, † August 1877.) Ersterer, vermählt mit Julie Constance geb. Gräfin Bellegarde, ist der gegenwärtige Besitzer der Herrschaften Wartenberg u. Nemes und zugleich auch Präsident des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, des Herausgebers dieser Blätter.

M i s c e l l e n.

Ueber die Chronik des Winderbruders Nikolaus von Böhmen.

Von J. Loserth.

Unter den Schätzen des mährischen Landesarchives in Brünn, welche dem Nachlasse des Sammlers Ferroni entstammen, findet sich auch eine Handschrift, welche die Geschichte Böhmens von ihren ersten Anfängen bis zum Beginn der Lüzelburgischen Periode enthält und einen Winderbruder Nikolaus aus Böhmen zum Verfasser hat. *) Mit Arbeiten über die Quellen dieser Periode beschäftigt, war es natürlich, daß ich bei meinem vorjährigen Aufenthalte in Brünn vor Allem nach dieser Handschrift fragte, die ich jedoch nicht sofort erhielt, weil ein mährischer Gelehrter, der dieselbe edieren will, diese bereits über ein halbes Menschenalter bei sich hat. Da vielleicht noch ein halbes Menschenalter vergehen dürfte, bis diese Chronik einem weiteren Kreise zugänglich gemacht wird, so habe ich den bedeutendsten Theil des Werkes copiert. Es ist dies die Widmung des Nikolaus an den Markgrafen Johann von Mantua und das ebenfalls noch zur Einleitung gehörende Kulturbild Böhmens aus dem 15. Jahrhunderte. Es ist lebhaft zu bedauern, daß dasselbe nicht ausgeführt ist, wie es offenbar in der Absicht des Verfassers lag, denn es finden sich vor dem eigentlichen Beginn der Chronik noch vier leere Blätter. Der Chronik selbst kommt kein selbständiger Wert zu, denn sie ist aus zahlreichen uns bekannten Quellen, unter denen besonders Pulkava vertreten ist, compilirt — Quellen, die er in den Räumen des Cistercienserklosters Waldbassen vorgefunden hat. Wir begnügen uns vor der Hand mit diesen Andeutungen und unterdrücken einige kritische Bemerkungen in der Voraussetzung,

1) Er war der Sohn eines Fleischhockers.

2) Frind Anton „Geschichte der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag“ 1873. S. 240—243.

*) Vgl. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde X. 688.

daß der Herausgeber dieser Chronik ohnehin auf dieselben stoßen und sie in umfassender Weise erörtern wird. Zu bedauern ist nur, daß der Schluß des Werkes, der die Geschichte der Hussitenkriege selbst enthielt, nicht erhalten ist; derselbe würde gewiß manche wertvollen selbständigen Bemerkungen geboten haben. Da, wo das Werk jetzt schließt, ist es eine vollständige entweder mittelbare oder unmittelbare Paraphrase der Königsauer Geschichtsquellen.

Ex Bohemorum regum spectabili ac illustri prosapia oriundo sibi que plurimum serenissimo principi domino Johanni marchioni Mantuano frater Nicolaus natus de Bohemia educatus in Moravia ordinis Minorum de observancia minimus promptam ad sua beneplacita voluntatem. Dum serenissime princeps causa devocionis pridem conventum nostrum in urbe imperiali Nurenberg visitatus interrogatus ego minimus a dominacione vestra de Kunsza seu Kunsack quod consistit in provincia Bohemie sed quia propter perfidiam Hussitarum situs civitatum Bohemie et similiter castrorum et oppidorum nomina sunt immutata et eciam aliqua in regno Bohemie loca et civitates desolate et presertim monasteria olim a regibus fundata funditus eciam eversa, ideo statui modernum situm breviter in hanc cartam redigere. Suscipiat ergo dominacio vestra non historiam prosectam olim (sic!) sed tantum nomina pro nunc in nostra lingua pronunciata, que valde dissona sunt ab Italarum lingua. Ideo raro Italarum historiographi concordant cum Alemannis, quia nomina ipsorum ignorant. Qua propter sepe a veritatis tramite propter similitudinem verborum vel apparenciam deviant. Sed nunc redeo ad narrationem ipsius situs terre, de quo sic legimus.

De provincia Bohemie.

Bohemia est pars Mesie ad plagam orientalem iuxta Germaniam posita in Europa trans Danubium sita versus aquilonarem plagam, cuius ad orientem vergens latus Moravi obtinent et Slesicarum nacio septemtrionem iidem Slesice ac Saxones qui et Misnenses et Thuringi appellantur. Ad occidentem advocatorum terra Bawariorum seu Bawarorum regio. Meridionalem plagam tum Bavari, cum Australes habent, qui ripas Danubii utrasque accolunt, nec alia Bohemie quam Theutonum terra coniungitur. Regionis longitudo latitudoque pene parem formam rotundam tenere dicitur, cuius diametrum trium dierum itinere expedito patet. Nec regio a montibus maximis et silvis densissimis et altis undique circumsepta, et hanc silvam Hircinam veteres vocavere. Dividitur a Germania et Pannonia et nacionibus prescriptis solum per montes et silvas et flumina, propter enim moncium altitudinem in plurimis sui partibus valde firma regio est camporum eciam ed pratorum planicie conspicua facie celi sakuberrima gleba fertilissima habundans in annona in auro et argento et ferro et aliis ditissima fontibus et fluviis irrigua aque illic nimis perspicue et ad humanos usus sane similiter et pisces suaves et ad comedendum salubres. Nam terram irrigat Albea fluvius nobilissimus, qui in montibus oritur Bohemorum, qui Boemiam Moraviamque disterminant. Mediam ferme provinciam perlabitur primo in occidentem deinde in septemtrionem ubi provinciam relinquit per angustias moncium et abrupta convallium preceps Saxoniam petit. Alii ampnes in Bohemia Orlicze quod Aquilam signat, Egra qui ex nomine oppidi quod alluit vocitatur. Oppidum autem Egra

in Boemica lingua Cheb dicitur et est in terra advocatorum et apud Littomericiam Albi immiscetur. Sed cunctos Multava excedit qui preter fluit Pragam regiam civitatem et metropolim regni et Saczavam et Lusnicium et Misam et Albim secum trahit. Habundant eciam in Boemia herbe innumerabiles non solum pascuales verum eciam medicinales, ibique diversorum generum fere scilicet ursi, apri, cervi, capriole etc. Oppida autem et civitates toto regno memorabilia: Praga regi pontificique honesta sedes et est in tres partes divisa parvam Pragam, veterem ac novam. Post Pragam Luthomisle altera in Boemia pontificalis civitas, sed hanc civitatem perfidia Hussitarum alienavit a culto divino et facta est inhabitacio latronum et raptorum videlicet Kostka, qui ecclesiam et episcopatum retinet et ubi olim erat monasterium et ecclesia canonicorum regularium ubi olim deguit sanctus Victorinus, modo est castrum factum equorum et porcorum et ubi ara domini extracta fuit, modo est coquorum habitacio et hominum non timencium deum sicut ego propriis oculis vidi. Cuthna quoque alia non parva civitas ubi argenti vene fodiuntur

Notiz.

Vor kurzem erschien bei Gebr. Henninger in Heilbronn ein Buch unter dem Titel „Das Steinsbuch. Ein altdeutsches Gedicht von Wolmar. Mit Einleitung, Anmerkungen und einem Anhange herausgegeben von Hans Lambert.“ Wir nehmen hier davon Notiz, weil der Herausgeber nicht nur im Anhange eine Anzahl von Strophen Heinrichs von Mügeln, der bekanntlich am Hofe Karls IV. in Prag dichtete, zum erstenmale mittheilt, sondern auch in einer Anmerkung S. 51 auf Grund sprachlicher Erscheinungen freilich nur vorsichtig vermuthet, die altdeutsche Erzählung vom Mantel könnte in Böhmen entstanden sein.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 18. Nov. 1877.

O r d e n t l i c h e M i t g l i e d e r :

Die Herren: **Bayer**, Med. U. Dr. in Königswart; **Alois Bischofky**, Buchhalter in Theresienstadt; **Johann Böhm**, Uebungslehrer in Trautenau; **Pöbliches Castno** in Eger; die Herren: **Ernst Chladek**, k. k. Auscultant in Wien; **Wenzel Cypriarsch**, Agent in Dux; **Wilhelm Feistner**, Phil. Stud. in Prag; **Anton Fiedler**, Lehrer in Steinschönbau; **Karl Fränzel**, Med. U. Dr. in Dux; **Eduard Gerthner**, Bergolber in Bürgstein; **Med. U. Dr. Franz Gröschl**, Operateur, k. k. Regimentsarzt im 54. Infanterie-Regimente in Olmütz; **JUDr. Gustav Haas**, Advokatur-Conzipient in Brünn; **F. M. Herold**, Phil. Cand. in Prag; **Dr. Julius Jung**, k. k. Univ.-Professor in Prag; **A. Kohn**, Med. U. Dr. in Königswart; **Wilhelm Komarek**, k. k. Finanz-Commissär in Jglau; **Johann Käuflner**, Buchdruckereibesitzer, Buch- und Papierhändler in Böh.-Leipa; **Friedrich Liebich**, Geschäftsführer in Steinschönbau; **Heinrich Mattoni**, Gutsbesitzer in Karlsbad; **Adolf Palme-König**, Fabrikant in Steinschönbau; **JUDr. Franz Mitter**, Advokatur-Conzipient in Prag; **August Schimmel**, Fabrikant in Steinschönbau; **Johann Adam Schmid**, Bürgerschullehrer in Karolinenthal; **Josef Schnabl**, Gynn.-Professor in Arnau; **Johann Thaller**, Stadt-Secretär in Krummau; **Karl Tumlitz**, k. k. Gynn.-Professor in Krummau.

Prag, 1877.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Selbstverlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Redigirt von
Dr. Ludwig Schläpfer.

Sechzehnter Jahrgang.

Drittes Heft. 1877/8.

Beiträge zur Geschichte der Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV.

(Mit einigen noch ungedruckten Urkunden und Aktenstücken.)

Von Prof. Dr. J. Kosert h.

Es war ein Moment von ganz entscheidender Wichtigkeit, als der letzte Kurfürst von Brandenburg aus dem wittelsbachischen Hause im Jahre 1373 zu Gunsten Karls IV. und der Familie desselben auf seine Herrschaft verzichtete. War doch noch eine ziemliche Zahl naher Anverwandte des Markgrafen Otto am Leben; es war dies ein Vorgang, der früher und später nur selten vorgekommen ist und der den Character des Kaisers nicht im günstigsten Lichte zeigt. Wie war das wittelsbachische Haus so jäh von der stolzen Höhe gesunken, auf welche es die rastlose Thätigkeit Ludwigs des Baiern gebracht hat! Dem lüzelburgischen Geschlechte aber eröffnete sich eine glänzende Zukunft. Das Ländergebiet Karls an sich schon bedeutend gewann einen mächtigen Zuwachs, es repräsentierte die bedeutendste Macht im mittleren Europa und war den einstigen Rivalen Habsburg und Wittelsbach weit überlegen — ein Besitz, der mit den Anwartschaften bis nahe an die Gestade der Nord- und Ostsee reichte.

Welche unermüdlige Thätigkeit hatte der Kaiser entfaltet, wie verschieden waren die Mittel, die ihn zu dem Ziele geführt haben! Aus dem Condottiere, der in fremden Landen, in Italien, in Frankreich und an anderen Orten für fremde Interessen gefochten, aus dem Flüchtling, der einst mit knapper Not der Gefangenschaft Englands entronnen, aus dem Pfaffenkönig im Solde der Curie war ein mächtiger Herrscher geworden, dessen Erscheinung zwar bei weitem nicht heranreicht an die imposanten Gestalten der salischen oder staufischen Kaiser, der aber unter

den Epigonen der späteren Jahrhunderte nicht eine der letzten Stellen einnimmt. Ihm ist es gelungen, das übermächtige Haus seines Vorgängers und einstigen Gegners dauernd zu schwächen und das Kaiserthum von den größten Anmaßungen des Papstthumes endgiltig zu befreien. Das geschah, weil er, wie mit den Worten des wackeren Pelzel zu sprechen, die übrigen Fürsten über sah, ihre Stärke und Schwäche aufs Genaueste kannte und sich der eigenen Kraft vollkommen bewußt war, weil er den Grundsatz hatte, sich zur Vertheidigung vorzubereiten, so lange das Gemüt noch Ruhe genießt, denn wenn der Feind vor der Thür ist, da ist es zu spät und man kommt nie zu recht.

Indeß bei aller Achtung vor dem sonstigen Raisonnement Pelzels — es hat doch viele Momente in Karls Regierung gegeben, in denen ihm alle Parthei gegen sich geholfen; es war dann nicht die oftgerühmte und überall hervorgehobene Kunst des Diplomaten, sondern das Glück, das ihn aus gefahrvoller Situation befreit hat. So stand er bekannter Maßen nicht allzulange vor den Tagen seines höchsten Glanzes dem Falle sehr nahe, er schwebte vor einem bedeutenden Abgrunde, welchen Palacky mit jenem vergleicht, in welchen einstens Ottokar gestürzt ist — ein Vergleich, der freilich nicht zutrifft, insofern nämlich als es sich im ungünstigsten Fall für Karl doch nur um den Besitz der Mark Brandenburg handelte und dieses Land noch lange keinen Vergleich mit den schönen österrösischen Landen aushalten kann. Es war im Jahre 1370 — als sich eine gewaltige Coalition gegen den Kaiser gebildet hatte; die Könige von Polen und Ungarn, der Mainzer Erzbischof Gerlach von Nassau, die Fürsten des wittelsbacher Hauses, der Erzbischof von Salzburg und die Markgrafen von Meißn sind gegen ihn aufgetreten. Bis nach Italien erstreckte sich das Bündniß der Fürsten. Da starben zur rechter Stunde zwei seiner Feinde, der Erzbischof von Mainz und der König Kasimir von Polen; indeß nun dem ersteren ein Anhänger des Kaisers auf dem erzbischöflichen Stuhl nachfolgte, ward durch den Tod des letzteren ein Dritter — und zwar der bedeutendste Feind dem Bunde entzogen — der König von Ungarn. Aus der gefahrvollen Situation hatte den Kaiser das „Glück“ befreit; der Krieg mit den übrigen Feinden war nicht mehr sonderlich zu fürchten, wie es denn auch zu bedeutsamen Katastrophen in der Folge nicht mehr gekommen ist. Ein kurzer Krieg im Jahre 1371 das war Alles, dann kamen die Unterhandlungen des Jahres 1372, welche von dem Patriarchen Johann von Alexandrien geleitet wurden. Der Papst hatte diesen im Jahre 1371 nach Deutschland entsendet, damit er den Frieden und die Eintracht unter den einzelnen Feinden wiederherstelle. Der Versuch der Wittelsbacher im folgenden Jahre das Glück der Waffen zu erproben, hatte keinen anderen Erfolg, als daß er zu dem im Eingange dieser Zeilen erwähnten schmählichen Vertrage gekommen ist.

Ueber den Krieg des Jahres 1371 und namentlich über die Veranlassung zu demselben fließen unsere Quellen äußerst spärlich, die Historiker begnügen sich, über diese Zeit rasch hinweg zu eilen und den Mangel an hist. Material für die Geschichte dieser Jahre lebhaft zu bedauern. So sagt auch Palacky, daß ihm die Gründe nicht bekannt sind, aus denen eine so bedeutsame Coalition entstanden ist.¹⁾ Durch einen günstigen Umstand sind wir in die Lage versetzt,

1) Palacky II. 2. 375: Da auch der Mainzer Erzbischof Gerlach von Nassau, der Pfalzgraf Ruprecht, die Markgrafen von Meißn, wir wissen nicht aus welchem Grunde dem Kaiser gram geworden.

eine Anzahl von Aktenstücken der Oeffentlichkeit zu übergeben, welche geeignet sind, diese Verhältnisse des näheren aufzuklären und welche die Aufmerksamkeit der heimischen Geschichtsfreunde auf sich ziehen dürften.¹⁾ Vier von diesen beziehen sich auf die Ereignisse der genannten Zeit und hängen mit den Streit um Brandenburg aufs engste zusammen, das der Markgraf Otto, seine früheren Verträge mit dem Kaiser bereuend, seinem — dem wittelsbachischen Hause zuwenden wollte. Darauf bezieht sich zunächst der erste der unten folgenden Briefe. Der kaiserliche Kanzler und Bischof von Olmütz Johann von Neumarkt hat ihn an seinen Freund den Dechanten Conrad von Wissehrad gerichtet.²⁾ Johann schmäh't über die Wortbrüchigkeit des Wittelsbachers und tritt mit Entschiedenheit einem Argumente entgegen, welches die Feinde vorbringen, indem sie sagen, zwei Kurstimmen dürfen in einer Hand nicht vereinigt werden. Der Kaiser habe Söhne genug, denen er das Land, welches ihm der Reichthum Böhmens erworben, geben könne, und wenn er diese nicht besäße, so seien noch der Bruder und die Neffen des Kaisers da, die sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreuen und keine Lust bezeigen, so rasch in das unbekannte Jenseits hinüberzugehen. Das folgende sehr eingehende Aktenstück läßt sich über die Beziehungen Karls zu dem Erzbischofe von Salzburg Pilgrim von Buchheim aus. Was ihn bewog, der Liga beizutreten, scheint aus einem Punkte des Aktenstückes hervorzuleuchten. Es scheint als habe er den Cardinalshut erwartet und nicht erhalten wofür er den Kaiser verantwortlich macht.³⁾ Pilgrim von Buchheim hat an dem Bunde einen wesentlichen Antheil genommen, er befand sich hiebei kaum in Uebereinstimmung mit seinem Capitel, das Frieden mit allen Nachbarn also auch mit den Verbündeten des Kaisers den Herzogen von Oesterreich wünschte und eben so wenig in Uebereinstimmung mit den Traditionen des Erzbisthums, die gleichfalls den Frieden forderten. Vor allem belästigte Pilgrim von Buchheim schon im Jahre 1369 die Oesterreicher. Die österreichischen Herzoge führten damals Krieg mit Venedig⁴⁾ um den Besitz von Triest, welches aus Haß gegen die Bedrückungen der gewaltigen Nebenbuhlerin⁵⁾ und aus Eifersucht gegen dieselbe seine Unterwerfung den Herzogen von Oesterreich angeboten hatte. Pilgrim war nun denselben durch frühere Verträge verpflichtet, nichts desto weniger stand er auf Seite Venedigs, dem er die Einfallsthore zu den österreichischen Besitzungen offen ließ. Die Herzoge berechneten den Schaden, welcher ihnen zugefügt wurde auf eine bedeutende Summe. Als die Herzoge ihre Ansprüche geltend machten, bat Pilgrim den Kaiser um Vermittlung; der Kaiser nahm das Amt an, aber er wartete vergebens auf eine Beantwortung der Vorschläge, die er gemacht hatte, denn Pilgrim hatte sich mittlerweile fest an die Liga angeschlossen. Karl klagte den Metropolitens sofort bei dem Papste an. Der Pabst gebot ihm von dem Bündnisse abzustehen. Aber Pilgrim versuchte es zuvor

1) Die Aktenstücke stammen aus dem Cod. 183 des Wiener Haus- Hof- und Staatsarchives, der in der ersten Hälfte 77 Briefe des Prager Erzbischofs Johann von Jenzenstein enthält.

2) Es ist der spätere Anhänger des Gegenpapstes Clemens VII. Conrad von Wiesel, der im Jahre 1380 wegen seiner Anhänglichkeit an Clemens seiner Stelle entsetzt wurde, Karl gebrauchte ihn öfter als Abgesandten, vergl. Weizsäcker Reichstagsacten I. 137.

3) Vgl. unten die Stelle: sicut scribit de capello rubeo

4) Auch von diesem Feldzuge sind die einzelnen Details nicht genugsam bekannt und würden bei der Wichtigkeit des Gegenstandes eine eigene Untersuchung verdienen.

5) Vergl. Kurz, Oesterreich unter Albrecht III.

noch mit Ausflüchten,¹⁾ er suchte seine Verbindung mit Baiern und Ungarn in ein günstigeres Licht zu setzen und sich als den Angegriffenen hinzustellen. Er habe, als er sein Bündnis mit den Baiern schloß, sich in einer Zwangslage befunden, die offenbar feindselige Gesinnung der Habsburger sei es gewesen, welche ihn zu demselben gedrängt hat, die Consequenzen des Bundes habe er dann natürlich tragen müssen, dieser sei früher abgeschlossen worden als noch der Krieg von den Baiern dem Kaiser angekündigt war. Der Erzbischof sucht dann die Tragweite seiner Antheilnahme an dem Bündnisse abzuschwächen, er habe dem Kaiser keinen nennenswerten Schaden zugefügt. Alle diese Angaben des Erzbischofs werden nun von dem Kaiser in dem unten folgenden Schriftstücke im Einzelnen widerlegt. Der Kaiser erörtert zunächst die Gerechtigkeit der Beschwerden der Habsburger. Diese hätten trotz des großen Schadens, der ihnen zugefügt worden sei, dem Erzbischofe die Hand zur Versöhnung geboten, indem sie bereitwilligst die Vermittlung des Kaisers annahmen, der Erzbischof aber habe nicht allein die Friedensanträge Oesterreichs zurückgewiesen, er habe den Kaiser, der den Bruder des Erzbischofs als Unterhändler zu diesem schickte, nicht einmal einer Antwort gewürdigt. In das Bündnis mit Baiern sei Pilgrim getreten, nicht wie er behauptet, vor der Feindschaft des Kaisers mit den Baiern, sondern als diese den Kaiser in der Mark bereits in offener Fehde bekriegten. Das sei, bemerkt Karl, der Dank gewesen für die freundlichen Bemühungen seinerseits, den Erzbischof mit den Habsburgern zu versöhnen. Der Verlust, der ihm durch die Truppen des Erzbischofs zugefügt wurde, sei keineswegs so geringfügig als dieser es darstelle. Der Erzbischof habe ein stattliches Fähnlein von 200 Mann zu den Baiern stoßen lassen die sich bei Ingolstadt aufgestellt hatten. Der Kaiser hätte in eine gefährliche Situation kommen können, denn er befand sich in der Mark²⁾ und Böhmen war von Truppen entblößt. Zum Glück war eben der Erzbischof Johann von Prag mit dem Bischof von Würzburg und dem Landgrafen von Leutenberg herangezogen, nachdem er den Erzbischof Johann von Mainz in sein Bisthum eingeführt hatte, ihm ist es gelungen die Baiern an größeren Verwüstungen zu verhindern. Was die Ansage der Fehde durch die Baiern anbelangt — widerlegt der Kaiser weiter — so sei eine solche gar nicht geschehen; wenn der Erzbischof behauptete, daß viele Leute aus seinem Gebiete ausgezogen seien, nicht weil er sie ausgesandt habe, sondern in Hoffnung auf reichliche Beute, oder weil sie Vasallen der bairischen Fürsten seien, so sei dies einfach unwahr; Pilgrim habe die Truppen ausgeschiedt, weil er durch seine Bündnis dazu verpflichtet war. Ja der Erzbischof sei noch viel weiter gegangen, er habe den jüngeren Herzog von Oesterreich Leopold in den Bemühungen desselben um Barnabo Visconti unterstützt. Mit dem letzten Argumente weiß Karl am meisten auf den Pabst zu wirken, dessen gefährlichster Gegner Barnabo ist: Pilgrim wolle diesen; der schon in Italien übermächtig geworden, auch in deutschen Landen zu großem Ansehen bringen.

1) Hier ist also kurz zu berichtigen welcher den Salzburger Annalen folgend, von der Annahme ausgeht, daß Pilgrim dem Pabste sofort gehorcht, sein Bündnis mit den Wittelsbachern abgebrochen und mit dem Kaiser Frieden geschlossen habe.

2) Der Auszug gegen den Markgrafen Otto von Brandenburg geschah am 31. Juli 1371. Am 1. Sept. urkundet der Kaiser wieder in Prag; es fällt demnach die Aufstellung der Baiern bei Ingolstadt in den Augustmonat.

Erst dieser eingehenden Wiederlegung des Kaisers war es zu danken, daß Pilgrim von dem Bündnisse mit den Baiern zurücktrat. Er hat dies nur schweren Herzens gethan. Die Baiernherzoge enthoben ihn der eingegangenen Verpflichtungen nur gegen die Zahlung von 6000 Goldgulden. Die Ausöhnung mit dem Kaiser und den Herzogen von Oesterreich besiegelte ein Besuch, den er im Jahre 1374 dem Kaiser in Prag und den Herzogen von Oesterreich in Wien machte.

Ein weiteres Aktenstück gehört derselben Zeit an, es richtet sich in der Hauptsache gegen die Familie der Visconti, die nach wiederholten Friedensschlüssen immer vom Neuen gegen Kaiser und Pabst in Italien auftrat und damals die Vertreibung des kaiserlichen Vicars aus Lucca beabsichtigte. Die Absichten des Barnabo Visconti und seines Bruders Galeazzo giengen aber auch auf das päpstliche Gebiet von Bologna.¹⁾ Gegen die beiden entstand daher eine Liga zwischen dem Pabste und den Städten Florenz und Pisa. Der Kaiser suchte wie dies in seiner Natur lag, noch im letzten Augenblicke zu vermitteln. Aber die Friedensvermittlungen scheiterten. Galeazzo und Barnabo wurden vor den kaiserlichen Richterstuhl vorgeladen und als sie nach dreimaliger Citation nicht erschienen waren, in Acht und Bann gelegt, als Rebellen gegen Kaiser und Reich. Sie verloren alle Vicariate, sie giengen aller Lehnen, Ehren und Würden welche sie besaßen hatten verlustig, ihre Privatgüter fielen dem kaiserlichen Fiscus zu; zugleich ward den Herzogen von Oesterreich verwehrt, sie zu unterstützen. Damals war es wo Gregor XI. sich große Verdienste um den Kaiser erworben hatte, denn er vermittelte durch den Patriarchen Johann von Alexandrien zwischen Karl und dessen Feinden. Karl bewies sich dankbar gegen den Pabst,²⁾ denn er gab ihm die Vollmacht, sich der Länder und Besitzungen, welche Barnabo und Galeazzo Visconti von Mailand und ihre Anhänger und Verbündeten besaßen, zu bemächtigen und sie bis auf 10 Jahre an andere zu verleihen. Ein Verwandter des früheren Pabstes Clemens VI. und des nunmehrigen Oberhauptes der Kirche Gregor XI. der Markgraf v. Beaufort, erhielt nun, wie die unten folgende Urkunde besagt, das Vicariat über Bobbio, das bis dahin Galeazzo besaßen hatte. Interessant in dieser Urkunde ist der Hinweis auf die persönlichen Beziehungen Karls zu seinem einstigen Lehrer Clemens VI. und zu Gregor XI.

Von weit höherem Interesse als dies Aktenstück ist ein anderes, welches die Beschwerden der Markgrafen von Meissen gen Karl IV. enthält. Mit den Markgrafen von Meissen finden wir den Kaiser von seinem Regierungsantritte angefangen in den mannigfaltigsten Beziehungen. In seinen ersten Regierungsjahren weiß er Friedrich von Meissen, den ihm die wittelsbachische Partei zum Gegner auserkoren hatte, durch reichliche Vergabungen auf seine Seite zu bringen; er bestätigt ihm die Rechte auf die Pfandschaft über Altenburg, Chemnitz, und Zwidau, er gibt ihm 4000 Schock Prager Pfennige welche er ihm auf die Pfandschaften Goslar und Nordhausen, die er bereits hat, anweist und schenkt ihm bald nachher ein Haus in Prag. Ein Bündnis des Markgrafen und seiner Söhne mit Karl wird schon im Jahre 1350 erneuert, sie erhalten in demselben Jahre die Belehnung mit Raasdorf und die Anwartschaft auf Coburg und Schmalkalden. Auch in den folgenden Jahren scheint das Verhältnis der Meißner Fürsten zu Karl

1) Ueber das Folgende s. Sidel Vicariat der Visconti Sitzungsberichte XXX. 37 ff.

2) Suber Regg. 5114. Urtl. vom 2. Aug. 1372.

ein ungetrübtes gewesen zu sein, wir finden sie in den fünfziger und zum Theil auch in den sechziger Jahren häufig in der Umgebung des Kaisers, sie erscheinen als Zeugen auf Urkunden desselben. Erst in der Zeit, als Karl mit einiger Sicherheit auf den Erwerb der Mark Brandenburg rechnen konnte, da scheint eine Erkältung in den freundschaftlichen Beziehungen beider Theile eingetreten zu sein. Die Macht des Kaisers beugte nun die Markgrafen von allen Seiten.

Die böhmischen Fürsten waren schon früher in den Besitz der Lausitz gelangt, dazu hatte Karl einen großen Theil der Oberpfalz gewonnen und hatte nun zum Ueberflusse noch die Hoffnung, demnächst in den Besitz von Brandenburg zu gelangen; das Gebiet der Markgrafen war auf diese Weise von 3 Seiten von böhmischen Landen umgeben, und schon fieng der Kaiser an, auch in Thüringen und Meissen mitten im Gebiete der Markgrafen festen Fuß zu fassen. Auf den letzten Punkt beziehen sich fast alle Beschwerden der Fürsten Friedrich, Balthasar und Wilhelm, es war natürlich, daß sie sich einem Bunde anschloßen, der ihnen eine ausgiebige Schwächung des Gegners verhieß.

Wir staunen, wie weit die böhmische Macht im Meißner und Thüringerlande schon vorgerückt war und wie Karl mit diplomatischer Kunst die Großen des Landes, Vasallen der Markgrafen, an sich zu fesseln verstand. An zahlreichen Stellen des Gebietes derselben finden wir böhmische Entlawen, der Kaiser kauft eine Reihe von festen Plätzen, Städten, kleineren Ortschaften, Höfen u. Wäldern, er übernimmt Lehensrechte, die nach der Meinung der Markgrafen ihnen zukamen, er weiß sich in den Besitz der besseren Straßenzüge zu setzen, er ordnet endlich im thüringischen Lande einen Landfrieden an, ohne die Herrn des Landes auch nur zu Rathe zu ziehen. Im Jahre 1371 war der Patriarch Johann wie schon bemerkt, im Auftrage des Papstes nach Deutschland gekommen, um zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln; am 28. März des Jahres 1372 war aber der Friede zwischen Karl und den Markgrafen noch nicht zu Stande gekommen, denn Karl hat an diesem Tage das oben erwähnte Landfriedensedict für Thüringen erlassen. Erst jetzt haben die Markgrafen ihre Klagen gegen den Kaiser in bestimmter Weise formuliert. Sie haben 21 Anklagepunkte aufgestellt, auch die Rechtsverletzung wegen des thüringischen Landfriedens ist unter die Anklagen aufgenommen. Als wichtigste Beschwerde wird hervorgehoben, daß der Kaiser Ortschaften erworben habe, welche im Lehensverbande der Markgrafen von Meissen standen, Stalburg (Stolberg?), Melein, Reichenbach, Schöneck, Gattendorf, Reizenstein (Reizenhein), Sparremberg und Blankenburg, dann die Waldungen in Erlbach, das Kloster Mühlberg, die Burgen Strel und Tiefenau mit den Lehnen im Districte Hainichen; — in ähnlicher Weise habe er lehensherrliche Rechte die ihnen zukommen, gekauft und zwar über die Burgen und Höfen Elsterwerd, Grobitz, Sabelitz, Glubagitz, Heizenstein, Czachau, Lesnitz, Grobe, Mele und über einzelne Gebiete im Torgauer Districte; dann habe er ihre Vasallen Grafen und Freiherrn an sich gezogen und habe sie als seine Dienstknechte aufgenommen, so die Grafen von Schwarzburg, Herrn auf Arnstadt, Saalfeld, Arnitz, Rudolstadt, Stein, die Grafen Leutenberg, die Herrn von Waldenberg und Kolbitz. Städte und Vasallen der Markgrafen so wie deren Unterthanen überhaupt — lautet die weitere Klage — würden in mannigfacher Weise beschwert; so gestatte er, daß die Bürger von Eger die Markgrafen — auf ihrem Hofe Brambach behindern, der Kaiser selbst thue dies den Herrn von Lisniz, Elsterberg und Schomburg; endlich erschwere er den Meißnern und Thüringern den Verkehr durch neue Mauthen und Zölle und durch die Besiznahme von Straßen und anderen

Verkehrswegen. Ein Blick auf die Karte belehrt uns über die Bedeutung dieser Beschwerden.

Mit Mühlberg, Sparrenberg und Gattendorf ist der Anschluß an die Besitzungen in der Oberpfalz gegeben, mit Ilm, Blankenburg, Saalfeld, Rudolfsstadt steht der Kaiser bereits mitten in Thüringen, mit der Besetzung der Elbestraße greift er aus dem Laufiger in das Meißner Gebiet herüber. Doch wir dürfen uns mit diesen Andeutungen begnügen, wir ersehen aus ihnen, wie sicher und consequent der Kaiser in seinen Erwerbungen vorgegangen ist und wie er größere Erwerbungen von langer Hand her im Kleinen vorbereitet. Den Markgrf. v. Meißn ist der Streit des Kaisers mit dem Wittelsbachischen Hause, wie man sieht, sehr gelegen gekommen, der Kaiser war genötigt auf der einen Seite nachzugeben, um mit desto größerem Gewichte auf der anderen auftreten zu können, und wenn er auch schließlich in dem einen oder dem anderen Punkte die Beschwerden der Markgrafen berücksichtigt hat, so gewann er doch auf der anderen Seite die vollkommene Sicherung der neu erworbenen Mark.¹⁾ Von da aus konnte er in der Folge die Pläne wieder aufnehmen, welche er für den Moment bei Seite schieben mußte. Wie begründet übrigens gerade der zweite Punkt in der Beschwerdeschrift der Markgrafen gegen den Kaiser gewesen ist, darüber belehrt uns ein Blick in die Kanzlei Karls IV. Wir finden fast alle der dort angeführten thüringischen Adeligen zu wiederholten Malen in Karls Umgebung, sie erscheinen als Zeugen auf seinen Urkunden und erhalten selbst reichliche Vergabungen. Karls Nachfolger aber haben es nicht verstanden, durch solche Erwerbungen im Einzelnen die böhmische Macht zu stärken und zu vergrößern. Mit seinem Tode tritt ein Rückschritt in den Besitzverhältnissen Böhmens zu Thüringen ein.

Im Anhang folgen dann noch einige Urkunden welche (bis auf eine) frühere Verhältnisse des Kaisers zu den genannten Markgrafen behandeln. Sie sind bisher noch ungedruckt zum Theile auch noch unbekannt gewesen und stammen aus den Jahren 1350, 1358 und 1362.²⁾ (Nr. V. VI. VII. VIII. unten.)

1) Die Geschichte des Ueberganges der Mark Brandenburg behandelt ein wichtiger Tractat aus der Kanzlei Karls IV. Es findet sich in dem oben angeführten Cod. des Wiener Haus- Hof- und Staatsarchives und ist bei Nibel Cod. dipl. Brandenb. II. Theil, III Bd. pag. 1—7 abgedruckt, doch sind bei Nibel die in der Handschrift fehlenden Schlußworte schlecht ergänzt; sie lauten *provido regimiae pro disponendis commodis et profectibus eiusdem marchie revertetur*; ich ergänze diese Worte aus der ersten Redaction dieses Actenstückes, die sich in derselben Handschrift findet.

2) In dem Cod. 183 des Wiener Haus- Hof- und Staatsarchives befinden sich außer den oben erwähnten noch mehrere Urkunden, welche bisher nur in deutscher Fassung bekannt sind. Ich füge sie daher nur im Anzuge hier an.

a. Karolus dei gracia . . . et nos Johannes marchio Moravie et Wenceslaus fratres . . . nos quoque Fridericus, Balthazar Lodowicus Wilhelmus Thuringerum lantgravii . . . convenimus, quod omnibus diebus nostrarum vitarum mutuum debeamus gerere subsidium contra quaslibet personas . . . excluso sacro Romano imperio.

Datum Budissin anno domini 1350 die sancte Dorothee regni nostri anno IV. Vgl. Dobner Mon. IV. 331. Cod. Mor. VIII. 8.

b. Karolus . . . recognoscimus . . . quod . . . Friderico, Balthazar Ludwico et Wilhelmo lantgravii Thuringie . . . contulimus marchiam Missnensem cum suis burggraviatibus, dominiis et officiis cum quibus eadem marchia sub principatu ab antiquo fundata est.

Datum Budissin anno domini 1350 feria tertia proxima post Valentini martyris regni nostri anno IV.

Vgl. Lünig. Corp. iuris feud. Germ. I. 582.

Von größerem Interesse ist die letzte dieser Urkunden, (die übrigen sind zum Theile Bestätigungen schon früher bestehender Verhältnisse) in welcher den Kaufleuten, welche durch das Meißner Gebiet reisen, Freiheit für die Fahrt in allen Theilen der böhmischen Lande zugesichert wird. In einer weiteren Urkunde schenkt der Kaiser einem Getreuen Maczet Horacher gewisse kaiserliche Einkünfte in Florenz und Umgebung. Das letzte Altenstück, ein erzbischöfliches Ausschreiben behandelt einen nicht näher erklärten Akt der Verabung der Kirche. Da uns alle näheren Anhaltspunkte für die Festsetzung des Datums¹⁾ abgehen, so ist es unsicher, ob dasselbe der Regierung des Erzbischofs Johann Otto von Blasim oder Johanns von Jenzenstein angehört.

I.

Johann von Neumarkt, Bischof von Olmütz, an den Dechanten von Wissebrad Conrad von Wesel über die Bemühungen des Markgrafen Otto gegen den Kaiser wegen der Nachfolge in der Mark. (Fol. 70a).

Domine Conrade amice carissime. Opiniones varias, quibus aliqui in Romana curia negociis domini mei cesaris detrectare videntur satis in admiracionem accipio illas presertim, de quibus eundem communem dominum amicorum eius sollercia informavit videlicet, quod gener domini nostri aliquando Brandenburgensis marchio et alii Bavarie duces ordinem tractatum super eadem marchia observare non velint, quodque idem communis dominus nimis magnam pecuniam impendisse dicatur pro tractatibus huiusmodi finiendis et quod videatur incongruum duas electionis voces ad regem Boemie pertinere, certe frater et amice carissime satis vanis cogitationibus tales homines absque rationis presidio in huiusmodi opinionibus occupantur cum antedictus communis dominus imperialibus indutus insigniis et in predictorum generi sui et Friderici Bavarie ducis presencia tractatus eosdem confirmaverit et ab ipsis resignatione accepta principatum marchionatus Brandenburgensis domino meo regi Boemie et suis fratribus et in eorum defectu domino meo marchioni Moravie et suis filiis rite contulerit in magnorum principum presencia et ceterorum nobilium multitudine copiosa. Et cum quemadmodum vobis constat frater carissime felix regnum Boemie auri et argenti mineris habundet ita quod ex impensis huiusmodi communis ipse dominus noster nullam lesionem acceperit, cuius intencio non versa-

Endlich findet sich noch der Erbvertrag zwischen Luxemburg und Habsburg in lat. Fassung daselbst, es fehlt indeß die Datierung:

Karolus Wenceslaus rex. Boemie . . . Johannes marchio Moravia ab uno parte ac Albertus et Lupoldus . . . duces Austrie . . . ab alia . . . notum facimus, quod cum dispositione divina ex utraque parte invicem simul generatione coniuncti adeo, quod quecumque pars ex nobis tota decederet legitimis heredibus non relictis ipsa parti superstiti de omnibus suis territoris favere debet merito et de iure Ohne Ausstellungsort und Angabe des Datums.

1) Denn auch der Ausdruck: dum Italiam versus Romanam curiam ivissemus, vermag in dieser Beziehung nichts zu beweisen.

tur in thesauris condendis sed potius in hoc, ut sub ditione regali possit reducere locupletes, et cum etiam notum sit apud singulos antedictum nostrum commune dominum preter magnificum dominum nostrum regem adhuc duos habere filios Sigismundum et Johannem et adhuc supersint dominus Moravie marchio cum tribus suis filiis adolescentibus, qui fortitudine nature preediti nullam voluntatem habent penitus moriendi et etiam ipse idem communis dominus noster filius eius Boemie rex, marchio Moravie et filii sui prefati et reverendissimus in Christo pater dominus meus Boloniensis cardinalis non sint positi in desperationem naturalis potencie filios et heredes, coheredes, et proheredes successu temporum continuo generandi, quantum privilegio recentis nature possint sicut et volunt auctore domino ad sobolis productionem recentis intendere in despectum cuiuslibet, qui spe contraria ad alia quevis presumpserit machinari et nichilominus omnibus istis cessantibus tale chaos firmatum est ut neque Bavaris seu aliis quibuscunque ammodo detur accessus ad dicti marchionatus Brandenburgensis principatus seu dominia quomodolibet redeundi propter quod vanam opinionem existimo illorum quorumlibet qui sub ocio tali talia figmenta componunt. Melius etenim erat illis necessaria sibi vel utilia meditari. Sacre imperialis aule cancellarius Olomucensis episcopus Johannes.

Honorabili viro domino Conrado decano Wissegradensi fratri et amico carissimo.

II.

Karl IV. widerlegt die Entschuldigungsgründe des Erzbischofs Pilgrim von Salzburg wegen dessen Anschlusses an die Coalition gegen den Kaiser im Jahre 1370. (Fol. 65 b).

Responsiva domini imperatoris ad papam super litera excusacionis Salcburgensis archiepiscopi.

Ad primum articulum qui dicit de indignacione ducum Austrie contra Salcburgensem archiepiscopum respondet imperator:

Beatissime pater, est verum, quod duces Austrie habuerunt pro malo archiepiscopo Salcburgensi, qui tunc cum ipsis ducibus colligatus fuit, quod ipse archiepiscopus non clausit ¹⁾ stratas et vias publicas de Venecia versus Allemanniam, prout ipse archiepiscopus occasione lige huiusmodi tenebatur.

Similiter verum est, quod duces ab archiepiscopo emenda in talibus certam summam pecunie pecierunt et super eo misit archiepiscopus ad imperatorem conquerendo de ducibus Austrie, quod ipsi archiepiscopum diffidare vellent rogans imperatorem, ut in hoc remedium adhiberet.

Dominus imperator misit statim ad duces prefatos prohibendo, ne quidquam molestie facerent archiepiscopo supradicto, sed imperatori ple-

1) in cod. Venecia, das mit Rücksicht auf das folgende de Venecia überflüssig ist.

nam darent potestatem ipsos cum archiepiscopo concordandi. Qui duces nec ante nec post archiepiscopo predicto aliquid molestie intulerunt, sed iuxta requisicionem imperatoris missis patentibus eorum, literis et pleno mandato imperatori dederunt omnimodam potestatem, ut in hac materia pro parte eorum facere, ordinare et disponere posset libere, prout vellet, quas litteras imperator adhuc apud se retinet conservatas et habitis hiis literis et mandato imperator misit nobilem Albertum de Bucheym fratrem archiepiscopi ad eundem archiepiscopum significando de huiusmodi sibi data pro parte ducum Austrie,¹⁾ potestate et significando sibi, ut archiepiscopum et duces sine quacunque dacione pecuniarum vel castrorum et sine aliquo sui et ecclesie sue dampno vellet amicabiliter concordare.

Ipsa vero archiepiscopus horum ingratus imperatori nullum responsum dedit in talibus ex eo, quod antea se ligaverat cum Bavaris et etiam postea cum rege Ungarie colligato ipsorum Romana ecclesia et imperio non exceptis.

Item sicut scribit, quod ipse censebatur sequi ligam prius factam inter regem Ungarie et duces Bavarie ratione lige sue quam cum eodem rege fecerat.

In ipso articulo palam loquitur et proverbium nullum dicit et ex ore suo se iudicat quia confitetur se ligam cum prefatis rege et Bavaris habere et eam sequi debere.

Dicit etiam hanc ligam cum ipsis fecisse antequam audiebatur de aliqua dissensione inter regem Boemie²⁾ et Bavaros suborta, qui articulus veritate caret ex eo quod liga quam fecit rex Ungarie cum Bavaris precessit et ipsi Bavari iam actu imperatorem in marchia Brandenburgensi invaserant postque archiepiscopus predictus ligam fecit cum rege et Bavaris supradictis.

Et hoc fecit archiepiscopus prefatus non obstante, quod imperatori ratione temporalitatis et regaliorum astrictus etiam iuramento facto tamquam princeps imperii tenebatur, prout tenetur et quod ipse imperator dictum archiepiscopum nunquam offenderat, sed potius effectualiter insteterat et instetit ut archiepiscopus et duces Austrie supradicti amicabiliter concordarentur pro bono statu ecclesie Salzburgerensis antedictae.

De prestacione gentis in subsidium Bavarorum sicut scribit dictus archiepiscopus, imperatorem male informatum esse imperator respondet, hoc verum non esse ex eo, quod archiepiscopus adversus imperatorem in subsidium Bavarorum cum sua banderia et vexillo³⁾ ducentas barbutas que gentes sue steterunt in Bavaria in campis prope metas tam imperii, quam regni Boemie iuxta locum qui dicitur Ingelstadt, quatuordecim diebus et ultra, et nisi fuisset providencia archiepiscopi Pragensis revertentis ab archiepiscopo Moguntino, quem in possessionem ecclesie sue Moguntinensis induxerat et qui Nuremberg reversu sivitatem imperii imperatoris et episcopi Herbipolensis ac Luxemburgen-

1) in cod. signantes significando.

2) in cod. Ungarie; es muß entweder Boemie heißen oder de aliqua consensione inter regem Ungarie.

3) sc. misit.

sis ¹⁾ lantgravii cum Franconibus et quam pluribus aliis, subditis suis multo forti et pluri potencia Salczburgenses et Bavaros excedendo se in campis constituit, sicque potenter prohibuit ne Bavari et Salczburgenses predicti imperatori dampna inferre valerent, sola villa . . . ²⁾ excepta quam Bavari combusserunt imperatore eo tempore cum exercitu suo existente in marchia Brandemburgensi distante a Bavaria per septuaginta miliaria Theutonica et ultra. Nam et regnum Boemie inter Bavaros et marchiam Brandemburgensem situm est.

Insuper sicut scribit archiepiscopus de ediccione belli campestris et quod se Bavari et sui obinde armassent ad defensionem Brandemburgensis marchie supradicte non est verum, bellum inter imperatorem et Bavaros nunquam indictum fuit et hoc patet ex eo, quod Bavaris existentibus in Bavaria imperator fuit in marchia Brandemburgensi predicta. Exercitus imperatoris potentior et copiosior in decuplo Bavaris et eorum fautoribus longa et magna locorum distancia videlicet Bavarie et marchie Brandemburgensis, nec Bavari nisi per regnum Boemie poterant marchiam Brandemburgensem intrare, ex quibus concluditur quod inter imperatorem et Bavaros bellum edici non poterat vel moveri.

Scribit eciam dictus archiepiscopus quod aliqui de suis finibus nobiles, milites et clientes, alii propter miliciam, alii propter stipendium atque predam et alii quia Bavarorum vasalli in modum societatis et rotte se aditer receperunt ad Bavaros veniendi.

Iste articulus nullam veritatem continet, et hoc patet ex eo quod archiepiscopus predictus occasione lige, quem habet cum Bavaris et quam se in literis domino nostro pape transmissis cum ipsis Bavaris confitetur habere, hoc fecerit, gentesque suas miserit, que sub banderia et vexillo archiepiscopi et ecclesie Salczburgensis in subsidium Bavarorum tam diu tamque publice adversus imperatorem steterunt in campis.

Sicut scribit archiepiscopus supradictus quod dicti armigeri et gentes vix per duas dietas amoti a loco per ipsum ab incepto itinere fuerint illico revocati absque omni aggressura et lesione imperatoris vel sue gentis resilierint: falsum est, quod evidenter elicitur ex premissis, quoniam opposita iuxta se invicem posita clare patent.

Sicut scribit, quod sperat imperatorem taliter informari, quod imperator archiepiscopum predictum apud S^{tem} domini nostri pape excuset.

Impossibile est cum omnia scripta sua in premissis careant veritate nec imperatorem diceret dictum archiepiscopum in talibus que veritati contraria sunt, quomodolibet excusare, cum per excusacionem huiusmodi imperator se ipsum personaliter accusaret nec archiepiscopus predictus unquam super tali facto nec alio misit ad imperatorem literas vel nuncios.

Sicut scribit de capello rubeo: capellum rubeum non venit ab imperatore sed a papa, qui de hoc potest disponere prout vult et utinam archiepiscopus predictus tale capellum portaret continue merito quo est dignus.

Nota extra literam imperatoris.
Notificacio circa premissa.

1) recte Luchtemburgensis.
2) Der Name fehlt.

Archiepiscopus predictus non contentus de legis suis factis per ipsum cum Bavaris sicut premittitur, induxit ducem Leupoldum iuniorem Austrie ducem ad faciendum cum eo et dictis Bavaris ligam ad hunc effectum ut fortificaret generos et amicos Barnabonis et ex eo ipse Barnabos magnificaretur in Alamania et imperator impediretur tam in factis suis quam servicio Romane ecclesie versus Italiam.

Imperator non intendit plus super ista materia scribere, quia bene se defendet de Salzburgerensi et complicitibus suis et hoc quod antea scripsit fecit propter honorem et bonum Romane ecclesie. ¹⁾

III.

Karl IV. überträgt dem Markgrafen von Beaufort und seinen Nachkommen das Vicariat der Stadt Bobbio sammt den dazu gehörigen Districten.

Fol. 68 a.

In nomine sancte et individue trinitatis feliciter Amen.

Karolus quartus divina favente clemencia Romanorum imperator semper Augustus et Boemie rex ad perpetuam rei memoriam spectabili marchese de Belliforti comiti Bobiensi et domino de Cavilhaco suo et imperii sacri fideli dilecto gratiam suam et omne bonum. Fidelis carissime. Dum preclara insignia amoris eximii et sincerissimi favoris flagrantiam, quibus sanctissime recordacionis quondam dominus Clemens papa sextus nostram personam prosecutus est actenus rite pensamus, dum eciam illum sinceritatis affectum, quem dominus noster summus pontifex modernus Gregorius videlicet undecimus ad nos longe retroactis temporibus gessit, dum foret in minoribus constitutus et nunc gerit ut Romanus pontifex in examen provide discussionis deducimus ad ea que tuum commodum et honorem prospiciunt tanto fervenciori studio inclinatur imperialis nostra serenitas, quanto maioris sedulitatis effecto

1) Die erste Beschworenschrift des Kaisers bei Riedel Cod. dipl. Brand. II. 2. pag. 527: Item exponatur sanctitati sue de rebellionem et liga archiepiscopi Salzburgerensis et quod reale executionem in huiusmodi facto nuncii domini imperatoris reportent. Bgl. dazu den interessanten Bericht der Annales Maseenses ad annum 1371. Pertz. S. S. IX. 835: 1371 dux Fridericus Bawarie transiens Pataviam, Austriam, Ungariam, Cracoviam non transiens per Bohemiam timens caesaris astuciam, recepit se Brandenburgam ob marchiam possidendam. Sed dux Stephanus iunior frater suus depredata est Lantzhütenses. Tunc archiepiscopus Pilgrimus dictus Pächaimer nescio quibus consiliis conspiravit cum ducibus Bawarie; quod suis nobilibus minime placuit, tamen fecit in bono episcopus, ut haberet duces pro adiutoribus contra suos emulos. Ipse vero in nullo apud duces Bawarinos in hac conspiracione minime profecit. Que conspiracio non placuit caesari dicens, quod talis unio esset contra iura regalia Romanorum. Similiter duces Austrie dixerunt, quod ecclesia Salzburgerensis esset conspirata cum eis perpetuo. Quare per dominum papam Gregorium ad preces Karoli imperatoris et ducum Austrie predictus episcopus coactus est recedere a dicta conspiracione et unione. Quod idem cum magna difficultate apud duces Bawarinos obtinuit, propinando eis quatuor milia florenorum et sic rediit in gratiam predicti imperatoris, quem visitavit Prage Bohemie et duces Austrie Wyenne et hoc magnis sumptibus et expensis 1374.

nobis a prebatis dominis summis pontificibus, quorum unius nepos et alterius frater existis, favores impensos frequencione memoria recensemus. Volentes igitur personam tuam prosequi favore gracie specialis premisorum intuitu habito eciam respectu ad preclara merita et immote fidei constanciam, quibus tu et tua domus nobis et imperio sacro placere studuistis, hactenus neque cura pervigili definitis complacere et tu fidelis carissime tanto in futurum amplius debebis et poteris gratis obsequiis te imperiali clemencie devotum reddere quanto largioris munificencie gracia te ab imperiali nostra celsitudine rite conspexeris benignius consolatum. Animo deliberato sano principum, comitum, baronum, procerum et nobilium nostrorum accedente consilio de imperialis potestatis plenitudine ac de certa nostra sciencia civitatem Bobiensem cum suo comitatu districtu et territorio, quam Galeaz de vicecomitibus Mediolanensibus vicariali titulo a nobis et imperio sacro antequam propter notorias offensas, rebelliones, inobediencias et iniurias sacrosancte Romane ecclesie et imperio sacro factas et illatas per sentenciam nostram privatus fuerat, pridem dinoscitur tenuisse cum suis: comitatu, districtu, territorio, opidis, villis, casalibus, rochis, fortaliciis, hominibus, vasallis, vasallagiis, bonis, feudis, feudotariis, emphiteotis et ad glebam astrictis, silvis, nemoribus, venacionibus, aucupacionibus, pascuis, pratis, aquis, aquarumque decursibus, piscacionibus, vallibus atque clavis molendinis ac iuribus quibusvis aliis et presertim universis, quibuscunq̄ue nominibus appellari valeant seu propriis designari vocabulis cum omni mero et mixto imperio regali et gladii potestate ac omnimodo iurisdictioni tibi heredibus et successoribus tuis universis et a te seu ipsis causam habentibus seu habituris in perpetuum in feudum nobile et gentile dedimus, donavimus, contulimus, concessimus, donamus, damus, conferimus, concedimus et largimur cum omnibus fructibus, redditibus, proventibus, daciis, gabellis, pedagogiis, theloneis, deneriis, talliis, collectis, tributis, impositionibus, honoribus, honoranciis, serviciis censibus, affectibus, vectigaliis, emolumentis et aliis quibuscunq̄ue, quocunq̄ue nomine censeantur in civitate Bobiensi, territorio districtu et pertinenciis supradictis, creantes, erigentes et de cesaree potestatis plenitudine auctoritate presencium de novo sublimantes dictam civitatem Bobiensem cum ipsius comitatu, districtu, territorio, iuribus universis prout expressantur superius in verum nobilem et insignem comitatum a nobis successoribus nostris Romanis imperatoribus et regibus et imperio sacro sine medio dependentem, decernentes et presenti statuentes edicto, quod tu heredes et successores tui et causam a te seu ab ipsis habentes seu habituri comites Bobienses ex nunc in antea et in perpetuum nominari et appellari et tamquam ceteri imperii sacri comites teneri, honorari ac ab omnibus reputari debeatis, omnibusque graciis honoribus libertatibus, dignitatibus, franchisiis et emunitatibus absque impedimento perfrui quibus alii sacrosancti imperii comites freti sunt actenus vel quolibet pociuntur. Eximenes de certa sciencia et de plenitudine potestatis cesaree dictum comitatum Bobiensem cum civitate et pertinenciis suis ab omni iurisdictione potestate, subieccione et obnoxietate cuiuslibet universitatis, communitatis vicarialis seu alterius prefecture, quibus eciam nominibus exquisitis de iure seu consuetudine appellari censeretur, quē in

predictis suis aliquod sibi competere seu quovis modo titulo seu talere (!) ¹⁾ vendicare contenderet ut tu heredes tui et a te seu ab ipsis causam habentes seu habituri nobis successoribus nostris Romanis imperatoribus et regibus, qui pro tempore fuerint ac sacro Romano imperio duntaxat pre-textu dicti comitatus et pertinenciarum eiusdem ad fidelitatis subiectionis homagii, obediencie et obsequiorum debitum sacramentum perpetuis tene-
amini temporibus affuturis insuper de uberioris munificencie nostre dono tibi heredibus et successoribus tuis legitimis in perpetuum de certa nostra sciencia et imperatorie plenitudine potestatis damus et concedimus plenariam, meram, liberam ac omnimodam potestatem ac expressam li-cenciam comitatum Bobiensem cum civitate districto, et territorio pre-dictis ac universis ac singulis pertinenciis suis generaliter atque speci-fice sicut expressantur superius in quamcunque personam secularem dunta-xat licite alienandi, transferendi seu eciam transportandi supplettes de imperatorie potestatis plenitudine omnem defectum, si quis in premissis compertus fuerit obmisisse solemnitatis obscuritatis sentenciarum seu verbo-rum seu aliquo eorumdem, non obstantibus eciam quibuscunque imperiali-bus nostris seu predecessorum nostrorum provisionibus, vicariatuum con-cessionibus, litteris, privilegiis, graciis, indultis, pactis, reformationibus, le-gibus, statutis et constitutionibus communibus, publicis municipalibus seu privatis editis vel edendis factis vel fiendis, eciamsi tales vel talia forent de quibus et eorum tenore, iure vel consuetudine deberet fieri singularis vel specialis mencio, quas et que eciam si a nostro seu predecessorum nostrorum imperiali culmine processerunt et si et in quantum presentibus nostris donacioni, collacioni, concessioni, largicioni et ceteris expressatis superius et expressandis inferius in toto vel in aliqua sui parte obsta-
rent vel obstare valerent quovismodo de imperatorie potestatis plenitudine ac de certa nostra sciencia tollimus cassamus irritamus, vacuumus ac omni robore et efficacia penitus enervamus. Nulli ergo hominum liceat hanc nostre donacionis, collacionis, concessionis, largicionis, creacionis, ereccionis, sublimacionis, exempcionis decreti, defectuum supplecionis, de-rogacionis et penarum adieccionis paginam infringere seu ei quovis ausu temerario contraire sub pena perdicionis privilegiorum, iurium, feudorum, libertatum, graciaram et omnium, que tales a sacro tenuerunt seu tenent imperio, quibus videlicet privilegiis, iuribus feudis, libertatibus et graciis transgressores et contra facientes cuiuscunque preeminencie, nobilitatis, condicionis seu status extiterint ipso facto privamus et exuimus.

Decernentes eosdem auctoritate prefata ac de certa nostra sciencia nunquam aliquo tempore ad eadem quavis eciam impetrata seu impetranda quomodolibet venia redituros.²⁾ Signum etc. . . Testes etc. Precus sencium etc. Datum etc. . . Ad mandatum domini imperatoris Theoderi-Damerow.

Duplicata et alia sub bulla.

1) Recte: tallia sive tallia.

2) Die oben erwähnte sentenzia contra Galeaciam vicarium Mediolani datiert vom 3. August 1372 gedr. in Du Mont Corps diplomatique II. Nr. 73 pag. 1372, vgl. auch Sieckel Vi-carariat der Visconti in den Sitzber. der kais. Akademie XXX. 38.

IV.

Beschwerden der Markgrafen Friedrich, Balthasar u. Wilhelm v. Meissen
gegen Karl IV. Fol. 89 a.

Isti sunt articuli, quos nos Fridericus, Balthasar et Wilhelmus marchiones Missnenses habemus contra dominum nostrum imperatorem et monemus.

1. In primis quod dominus noster imperator comparavit munitiones et bona sita in terra nominata terra advocatorum, que quidem munitiones cum bonis ipsis ad progenitorum nostrorum et nostrum pertinuerunt: servicium usque a tempore (1) domini nostri imperatoris, quod nostri progenitores et nos a sacro obtinuimus imperio, que etiam in nostro principatu et eius limitibus site sunt, in metis sive confinio terrarum videlicet regni Boemie et domini nostri, quod bene probare valemus et hæc nomina munitionum et bonorum: Meleyn, Stalburg, Reichembach, Schonekke, Gattendorff, Rytzenstein, Sparremberg et Blankenburg cum pluribus alijs municionibus et bonis nominandis.

2. Item quod dominus noster imperator allexit et attraxit sibi nostros vasallos, comites et dominos ac in suos recepit homagiales, in quo nostram dominacionem infirmavit et artavit presertim cum suas literas patentes habeamus, quod talia facere non debeat, qui quidem comites et domini sunt: comes Henricus de Swartzpurg, dominus in Arnstette cum Salvelt, Kimitz, Rudolfstad et Steyn, comes Henricus de Swartzpurg dominus in Leutemberge cum castro, et oppido Leutemberge et bonis ad ea pertinentibus, dominus de Waldemberg cum castro et oppido Waldemberg et dominus de Colditz cum Colditz, qui huiusmodi bona a imperatore in pheodum receperunt.

3. Item dominus noster imperator nos facit et permittit per cives de Eger impediri in curia Prampach et suis pertinencijs, que a nobis procedunt in pheodum.

4. Item ingerit se de silva quam dicti Tassen habent in pheodum a domino de Elsterberg, qui eandem silvam ulterius a nobis tenet nomine pheudi eamque ad castrum Schonekke nititur applicare.

5. Item impedit dominus noster imperator nobiles nostros et vasallos dominos videlicet de Lyssnik de Elsterberg et illos de Schomburg in silvis a nobis in pheodum procedentibus et in nostro domino seu principatu situatis.

6. Item ingerit se de lignis nostris in Erlbach et ea ad proprium quod a dicto Sparrnecker emerat, applicare conatur.

7. Item impedit nos dominus imperator in nostris stratis et conductibus et huiusmodi a nobis ammovet, de quo percipimus et cottidie percipimus magna nocumenta.

8. Item ingerit se de strata nostra, que ab antiquo ad et ante civitatem nostram Czwickow transivit et transitum habere consuevit et eam transponere versus oppidum suum Reichenbach machinatur.

9. Item fecit dominus noster imperator novum teloneum in oppido Melrazz, ubi pauperes nostri subditi pertranseuntes de quolibet equo

unum grossum et de qualibet tunna allecium sex denarios dare et solvere compelluntur.

10. Item de transitu per navigium in Albea, de Pirna versus Dresden cum annona, que ab antiquo de Pirna usque in Dresden deorsum est deducta, quem prohibent consul et cives in Pirna.

11. Item dominus noster imperator fecit novum conductum de bonis per centenarium ponderatis dictis vulgariter Czentenergut, ita quod pauperes nostri subditi huiusmodi bona ducentes de quolibet curru duodecim sexagenas grossorum in Praga solvere compelluntur contra literas domini nostri imperatoris memorati.

12. Item dominus noster imperator colliganciam seu confederacionem fecit cum dominis archiepiscopo Moguntinensi, episcopo Herbipolensi et domino de Wirtemberg nobis tamen minime exclusis et exceptis.

13. Item de theloneis in Lubyn, ubi quilibet vector de nostris velleis transire in Stetyu de qualibet tunna allecium solvere compellitur sex denarios, quod tamen non fuit ab antiquo.

14. Item pro¹⁾ de Ylme de Wedebech cui pecuniam solvere compellebamur pro eo quod adnotati raptores et predones compescuerant tunc temporis et in illo loco, — quando et ubi iudicia et feuda inibi processerunt sicut et hodie a nobis procedunt.

15. Item dominus noster imperator impetit monasterium Mulberg nostre fundacionis.

16. Item impetit nostrum vassallagium sive homagium et bona pertinentia ad districtum Turgoviensem.

17. Item emit dominus noster imperator in nostra dominacione sive dominio castrum Strel cum opido quod ad progenitorum nostrorum in nostrum servitium pertinuit et in eo situatum extitit, de quo raptores nostros recepimus racione iuris, quod ibidem habebamus sicut hoc bene possumus probacionibus edocere.

18. Item dominus noster imperator emit homagium castri in Elsterwerde, Grodis, Sabeltitz, Glubatzik, Reizstein, Czachow, Lezznik, Grobe, Rele et plurium aliarum curiarum que ad nostra servicia pertinebant et fuerunt astrictae.

19. Item emit dominus noster imperator castrum Dyeffenow quod a nobis procedit in feodum, super quo bonas literas testimoniales habemus episcopi videlicet et capituli ecclesie Nuwemburgensis.

20. Item usurpavit et attraxit sibi multa feuda circum civitatem nostram et districtum Haynensem in quibus iudicia servicia ac precariam optinemus.

21. Item quod dominus noster imperator fecit treugam provincialem in lantgraviatu nostro Turingie nobis insciis et irrequisitis²⁾ ac termino amicabilem compositionis quem dominus patriarcha Alexandrinus apostolice sedis nuncius inter imperatorem et nos fecerat pendente et

1) Nach pro ein leerer Raum.

2) Sc. Johannes.

durante licet tamen idem dominus patriarcha taliter a nobis de Dresden finaliter recesserat, quod omnia interim quieta fore et in statu amabili persistere nichil racionando deberent nec unquam antea apud nostros progenitores et nos terram nostram Turingie talia sicut expressum est facta sunt vel attemptata.¹⁾

V.

Karl IV. schenkt den Markgrafen von Meissen Friedrich, Balthasar, Ludwig und Wilhelm für ihre treue Dienstleistung 4000 Schock Prager Groschen und verpfändet ihnen zur Sicherstellung die Städte Nordhausen und Goslar. Bauen 1350, Feb. 6.

Nos Karolus dei gracia Romanorum rex etc. Cum illustres Fridericus, Balthazar, Ludowicus et Wilhelmus frates lantgravii etc. nostri cognati dilecti principes et ipsis non existentibus eorum heredes nos pro Romano rege et eorum vero domino professi sint et profiteantur nobisque promiserunt bona fide vice iuramenti, quod ipsi pro nunc nos pro rege Romano servent et in futurum teneant nobis obedienciam fidelem tamquam Boemie regi et eorum iusto domino tempore quo vixerimus, facientes nosque iuvare promiserant constanti fide absque dolo sacrum Romanum imperium ad obtinendum contra quemlibet generaliter et defendendum nemine excluso, qui nos vel nostros adiutores in prefato Romano imperio aut in nostris terris nituntur aliquo modo impedire. Eciam promiserunt nobis pura fide absque vara, quod ipsi eorum principatus, dominia nec non feuda a sacro Romano imperio actenus habita a nobis suscipere debent cum solempnitatibus decentibus et ornatibus velut a Romano imperio benivole et iure tenentur suscipere in Praga aut loco confini a nobis ipsis specialiter deputato. Damus igitur ipsorum perpendentes obsequia fidelia nobis in Romano imperio debita et futuris temporibus exhibenda ipsis pro eisdem obsequiis quatuor millia sexagenas grossorum Pragensis monete, quas ipsis et eorum heredibus literis deputamus et assignamus sub omni rerum ipoteca per totum Romanum imperium habita et super hoc obligamus ipsis nostras et imperii civitates Nordhausen et Goslar in omnibus dominiis, utilitatibus, iuribus, honoribus et consuetudinibus, quod eis pignoribus antiquis et novis potencialiter utantur et frui debent et omnes fructus et utilitates ipsis acceptas nobis non debent defalcare in summa capitali prenominata, nam ipsis talia damus pro ipsorum obsequiis et amore speciali de regali nostra gracia, quo usque nos aut nostri successores in imperio supradictis precomputata quatuor millia sexagenarum integrarum persolverimus. Adhuc ipsis promittimus nos eos velle iuvare bona fide absque vara, quod prenominatas ci-

1) In den streitigen Punkten erfolgte ein friedlicher Ausgleich vgl. Du Mont, Corps diplomatique du droit des gens tom. II. Nr. 75 pag. 91.

vitates Nordhusen et Goslar ipsis nomine pignoris omagium facere debeant solitum et consuetum. Eciam promittimus bona fide absque dolo, quod nos sepe nominatos marchiones et eorum heredes permittere volumus pacifice in omnibus eorum principatibus, honoribus, dignitatibus, iuribus et consuetudinibus, quovis modo velut a suis progenitoribus et ab ipsis huc devoluta sunt eadem non diminuendo, seu infirmando, eciam etsi aliquis eosdem in prescriptis impedire ac dampnificare proponeret. Tunc demus¹⁾ et volumus ipsis prestare iuvamen, ut eadem iura, dignitates et consuetudines defendere valeant et conservare. Preterea quelibet ipsorum privilegia nec non literas que vel quas felicitis recordacionis quondam nostri predecessores imperii ipsis tribuerunt, super obligacionibus aut aliis causis ratificare et confirmare volumus tempore a nobis quo desideraverint exclusis literis et privilegiis a Ludwico Bavaro imperatorem se nominante obtentis, que vel quas ipsis de novo tribuere volumus easdemque gratias facere regia cum nostra potencia speciali pariter et amore. Huius rei testes sunt: Venerabilis episcopus Olomucensis noster dilectus cognatus et princeps nobilesque Wilhelmus de Landstein, Anco de Wartemberg, Boto de Turgow, dominus in Arnow, Fredericus de Schonberg, dominus in Kerimiczaw, Thimo de Colditz, Albertus de Maltitz et Arnoldus Iudeman fideles nostri dilecti. Sub testimonio presentis litere sigillo nostro regio sigillate.

Datum Budissin anno domini 1350 sabato proximo post Purificacionem Marie, regni nostri anno quarto.

VI.

Litera singularis adiutorii.

(Karl verbündet sich mit Friedrich, Balthasar und Wilhelm Landgrafen von Thüringen, Markgrafen von Meissen. Prag 1358, März 1.)

Karolus dei gracia Romanorum imperator etc. recognoscimus etc. quod deliberato animo consilioque nostrorum fidelium bona fide absque vara nos colligavimus et colligamus cum inclitis Fridrico, Balthazar et Wilhelmo lantgraviis Thuringie et marchionibus Missnensibus dilectis nobis cognatis et principibus et cum eorum heredibus et successoribus lantgraviis Thuringie et marggraviis Misnensibus et promittimus sub iure iurando pro nobis, nostris heredibus et successoribus regibus Boemie, quod nos eisdem lantgraviis Thuringie et marchionibus Missnensibus cognatis nostris eorum heredibus et successoribus in consilium et auxilium esse debemus perpetue obtinendi et conservandi eorum principatum, terras, dominium, hereditates, bona et eorum iura spiritualia vel secularia nec non consuetudines. Et huiusmodi consilium et auxilium ipsis volumus et debemus exhibere cum omni nostra potencia sine dolo contra quemlibet nullum excludendo, a quo ipsi impedimentum aut dampnum susciperent aut qui eorum honorem, corpora, principatum, dominium, bona, terras aut homines vellent invadere et nominatim terram Thuringie et marchiam Missne orientalem

1) ita cod.

Landisperg et Lusacie et terram Pleissnensem nec non eciam comitatum in Orlamunde una cum municionibus et bonis habitis in Frankonia et subsequenter municionibus Voytsperg, Mulldorf, Hertzperg, Wyderperg, Adorff, Luwaro, Puschin, Ultznitz, quas nobilis Henricus de Plawen senior ipse iuste et rationabiliter vendidit eciam in terra Saxonie municiones subscriptas, Guatyn, Czurbek, Saltzfurt, Grefenhain, Dybin et Klutz insuper in Lusacia omnes municiones et bona ad ipsam pertinencia seu pertinentes et nominatim Golczin, Pyssen, Lewbein, Gobin, Lukow, Somirvelt cum quolibet ad predictas terras, dominia sub eorum pheudo pertinente nec non omnes dominos liberos, barones et quolibet ipsorum omagia, terras, dominia, municiones, castra, civitates, bona, pheuda et pheudalia et omnia eorum attinencia, ubi aut in quibus territorii sita sunt iam acquisita aut ulterius quodammodo acquirenda ita ut quando nos, nostri vel heredes aut successores reges Boemie ex parte dictorum nostrorum cognatorum lantgraviorum Thuringie et marchionum Missnensium eorum heredum vel successorum moniti fuerimus aut requisiti, ex tunc volumus et tenemur infra quindenam aut quantocius poterimus secundum oportunitatem huius auxilii post terminum monicionis et requisicionis ipsis in subsidium venire condicionibus subscriptis. Eciam nobis in subsidium venientibus prenomatis nostris cognatis lantgraviis Thuringie et marchionibus Missnensibus aut si predictis nostros subditos in subsidium legaremus, ex tunc tenentur nobis aut nostris ipsis missis in subsidium cerevisia et pane et cum cibis coquinariis et ubi exercitus in campis morari non posset cum pabulis procurare et providere absque vara, nobis vero aut nostris aliqua dampna suscipientibus supra dicti solvere non tenentur; si vero aliquas municiones expugnaverimus nostris hinc inde terris non inmorantibus nec a nobis utraque parte in pheudum procedentibus, has tenemur destruere aut simul dividere prout utrisque beneplacitis videbitur expedire; nobis autem similiter profectum consequentibus in municionibus nostrarum sub termino terrarum iacentibus, aut a nobis in pheudum procedentibus, hic profectus nobis tantummodo remanebit. Si vero nos vel nostri profectum caperent in captivis eisdem debemus et tenemur secundum numerum cuiuslibet armati equaliter simul dividere.

In testimonio litere presentis imperiali nostro sigillo sigillate.

Datum Praga e anno domini 1358 feria quinta proxima post dominicam Reminiscere nostri regni anno XII. imperii vero IV.¹⁾

VII.

Liga marchionum Misnensium cum regibus Boemie.

(Die Markgrafen von Meissen Friedrich, Balthasar und Wilhelm verbündeten sich mit Karl IV. Prag 1358, März 1.

Nos Fridericus, Balthazar et Wilhelmus fratres dei

1) Vgl. Huber Regesten a. a. O. Nr. 2754.

gracia lantgravii Thuringie, marchiones Misnensis orientalis et de Landsberg comites in Orlamunde et domini terre Pleis-sensis notum facimus tenore presencium universis, quod animo deli-berato et consilio nostrorum fidelium subditorum bona fide sine fraude nos confederavimus et confederamus cum serenissimo principe et domino domino Karolo Romanorum imperatore semper Augusto et Boe-mie rege domino nostro gracioso heredibus et successoribus suis Boe-mie regibus et promittimus per iuramentum per nos prestitum pro nobis, heredibus et successoribus nostris marchionibus Misnensibus, quod nos prefato domino nostro imperatori tamquam regi Boemie, heredibus et successoribus suis Boemie regibus consulere et iuvamen prestare et facere debemus et volumus in perpetuum ad obtinendum principatus, terras, dominia, hereditates, bona, honores, iura et consuetudines eorum. Et iuvamen huiusmodi debemus et volumus facere cum omni nostra po-tentia sine dolo adversus omnem hominem nullo penitus excepto, qui ipsos invaderet, impediret vel dampnificaret vel qui ipsos in personis, princi-patibus, dominis, bonis, hominibus seu terris, spiritualibus vel temporalibus of-fendere vellet signantes in regno Boemie in eleccione et voce quas quilibet rex Boemie virtute terrarum suarum habet et habere debet in elec-cione cuiuslibet Romani regis futuri imperatoris in vasallagiis et pheudis subscriptorum principatum videlicet marchie Moravie, ducatum Oppavie et in Rathibor, ducatum Ligniczensis et Bre-gensis, Monsterbergensis, Olsnicensis, Glogoviensis, Saganensis, Opuliensis, Falkenbergensis, Teschinensis et Coslensis, in Buthum, Stinaviensis et Uswicensis, qui a regno, regibus et corona Boemie dependent in pheudum aut qui ipsos in personis principum dictarum terrarum vel in terris eorum nite-retur invadere in civitatibus Wratislavia, Nümarkt, Frankin-stein, Namslaw, Glogow, Stinaw et Gorlitz in marchia Budisnensi et Gorlicensi, in civitate Pirnis, in nobilibus dominis de Pak nominatis de Sarow; in nobilibus de Hakenborn, qui pre-fati regni et corone hereditarii vasalli sunt, in castris et municionibus Hirsow, Newenstat, Scorenstein et Lichtenstein, que illu-stris principis domini Ruperti senioris et domini Ruperti iunioris comitum palatinorum Reni et Bavarie ducum avunculorum nostrorum hereditarie bona fuerunt et qui ipsi prefato domino nostro do-mino imperatori scientes racionabiliter et legitime vendiderunt, et in terris et opidis infrascriptis videlicet Sulczbach, Rosenberg, Nietstein, Herthinstein, Hohenstein, Hiltpoltstein, Lichtenekke, Turrendorff, Frankenberg, Awerpach, Hirsprok, Lawfen, Velden, Blech, Eschenbach, Pegenitz, Hirsekke, Werdenstein et Ruprechstein, que quondam illustris principis domini Rudolphi bone memorie comitis Palatini Reni et ducis Bavarie dicti domini nostri imperatoris socieri et avun-culi fuisse noscuntur et que post mortem ipsius ad prefatos dominos Ru-pertum seniore et Rupertum iuniorem avunculos nostros heredi-tarie devoluta fuerunt, et que ipsi prefato domino nostro scientes rite et racionabiliter vendiderunt et in omnibus aliis terris et castris, quas et que prefatus dominus noster imperator in partibus Alamannie habere di-

noscitur cum eorum pertinenciis universis et in vasallagiis *Plawen* et *Bernaw*, que dicti regni *Boemie* propria bona sunt ac in castris et oppidis, *Egra*, *Flos*, *Parkstein* et universis omnibus aliis pignoribus qualitercumque nominatis et nominatim in terris illustris principis domini *Bolkonis Sweidnicensis* et *Jaworensis* ducis cognati nostri et quidquid idem dux in bonis possidet, que serenissime principi domine et cognate nostre domine *Anne Romanorum* imperatrici tamquam regine *Boemie* et heredibus suis ex ea a dicto domino nostro imperatore genitis fidelitatum omnia, promissa et iuramenta fecerunt nec non in quibuscumque aliis eorum terris, vasallagiis, pheudis, castris, municionibus, civitatibus, opidis, bonis et pertinenciis eorundem in quibuscumque terris sitis, que in presenciarum habent, vel in posterum erunt quomodolibet habituri et quandocumque nos aut aliquis nostrum, heredum et successorum nostrorum, marchionum *Misnensium* nomine et vice dicti domini nostri imperatoris, heredum et successorum suorum regum *Boemie* ad hoc requisiti fuerimus, tunc ipsi immediate post requisicionem huiusmodi infra quatuordecim dies vel quam primum poterimus secundum necessitatem huiusmodi iuvaminis sine fraude in adiutorium venire debemus et volumus eo modo, sicut superius est expressum; quociens etiam nos dicto domino nostro et heredibus suis *Boemie* regibus in adiutorium venire vel gentes nostras transmittere contingeret, tociens ipsi nobis aut nostris quos pro tunc ipsis in subsidium transmitteremus, expensas in pane, cerevisia, coquinalibus ministrare debebunt et ubi ipsos in campis iacere et morari non contingeret ibi nobis et nostris similiter de pabulo providebunt. Insuper si nos aut nostros in eorum serviciis ut prefertur percipere dampna contingeret, de his nobis satisfacere tenebuntur, si vero ipsos et nos insimul castra extra territoria ipsorum et nostra sita et a neutro nostrum in pheudum dependencia lucrari vel acquirere contingeret, eadem castra debemus dirumpere vel equaliter dividere secundum quod nobis utrisque utilius videbitur expedire. Si vero castra in nostro territorio sita vel a (nobis) ¹⁾ in pheudum dependencia nos obtinere seu acquirere contingeret tunc talis profectus nobis remanere debet, si autem profectum aliquem in capiendo quoscunque homines nos aut nostros percipere contingeret, hunc profectum equaliter debemus dividere secundum cuiuslibet nostrum numerum hominum armatorum.

Presencium sub sigillis nostris testimonio litterarum.

Datum *Prage* anno domini 1358 proxima quinta feria post dominicam Reminiscere.

VIII.

Litera super strata.

Karl IV. gewährt aus besonderer Gunst für die Markgrafen Friedrich Balthasar und Wilhelm von Meißen den durch Meißen reisenden Kaufleuten, daß sie weder in Prag noch in anderen königlichen Städten an ihrer Fahrt behindert werden. Nürnberg 1362 April 7.

Karolus dei gracia Romanorum imperator etc. Recognos-

1) Fehlt in d. h.

cimus, quod illustribus principibus Friderico, Balthazar et Wilhelmo dilectis nobis principibus et cognatis talem fecimus gratiam, quod nos bono deliberato animo iustaque nostra sciencia consensum et favorem dedimus, cum presentibusque damus omnibus mercatoribus et vectoribus, quod ipsi per terram Misnensem dum voluerint absque impedimento cum eorum bonis et mercimoniis pergere possunt nec debent pro eo in Praga nec in aliis nostris civitatibus impediri sub testimonio presentis litere cum impresso nostro sigillo sigillate.

Datum Nuremberg anno domini 1362 feria quinta post dominicam Judica regni nostri anno XVI. imperii vero VII.

IX.

Karl IV. überträgt seinem Getreuen Raczek Horacher das Recht, die kaiserlichen Einkünfte in Florenz und Umgebung für sich einzuziehen.

Karolus etc. . . . Notum facimus etc. . . . quod cum olim Friderico de Randecke dum viveret imperiale ius nostrum, quod super certis pecuniarum redditibus levandi, exigendi et percipiendi in et super civitate Florentia dedimus secundum imperialium nostram continenciam litterarum, cumque idem Fridericus sicut accepimus nuper fuit viam universe carnis ingressus, ex cuius morte idem ius, quod sibi premisorum virtute competeat in redditibus supradictis ad nos et imperium devolutum esse dicatur, nos fidelem nostrum dilectum Raczek Horacher animo deliberato et de certa nostra sciencia auctoritate cesarea exigentibus meritis suis, quibus nobis et imperio sacro multa fidelitate servire curavit, in vicem et locum predicti Friderici et iuris illius, quod in dictis redditibus imperialibus in et super civitate Florentie (!) virtute donacionis cesaree habuit dum viveret liberaliter subrogantes, sibi ius et redditus huiusmodi exigendi, levandi et percipiendi ac in usus beneplacitus convertendi damus plenariam et omnimodam potestatem.¹⁾

X.

Schreiben des Erzbischofs von Prag an die Herren de Capello (?) wegen der Verabung der Prager Kirche.

Honorabiles amici dilecti. Urgente nos consciencia et officii pastoralis cura premente aliqua, que possent in notam status et honoris

1) Der Urkunde geht noch ein Concept derselben voran, das aber nicht vollständig durchgeführt ist; dann folgen noch einige Bemerkungen die keinen Sinn geben: Subrogamus etc. . . Sigismundum Joha. . . . Judex de muta, aqua in Czedlitz etc. . . Datum fehlt. Die Urkunde scheint, wie aus den vorhergehenden und nachfolgenden Schriftstücken des Cod. zu schließen in das Jahr 1372 zu gehören.

nostri vergere et famam nostram apud pastores¹⁾ funestrare, iam amplius sub silencio non valuimus nec valemus aliquo modo pertransire. Rumor enim et clamor status utriusque hominum crebrescit cum fletu et gemitu invalescens super tanti thesauri et rerum ablacione de ecclesia nostra Pragensi, qui fuit decus et honor totius regni Boemie ac pro dei gloria et honore, verum cum ista sint in facto notoria et omnibus manifesta, sintque mentes Christi fidelium honorem sancte Pragensis ecclesie ac totius regni profectum zelancium propter huiusmodi factum graviter percusse, hoc igitur est, quod nos ammonet, hoc conscientiam nostram sollicitat hoc ad extasim mentis deducit, quod cum vobis dominis de Capelo fuerimus in foribus super huiusmodi thesauris nobis irrequisitis taliter auferendis et sine nostro consilio ausi fuistis temere attemptare. Et ecce ne facta nos concernencia negligere videamur vos et quemlibet vestrum paterne caritative et fraterne requirimus et monemus quatenus inventarium nostre Pragensis ecclesie per vos factum et conscriptum nec non inventaria alia postmodum facta exhibere ceteraque in subsequenti particulatim designata pleniter declarare et se de talibus purgare coram nobis nullatenus obmittatis, infra hinc et festum sancte Marie Magdalene proxime affuturum. Item quod nos specificè informetis, cur et quare thesaurus predictus nostre Pragensis ecclesie sacrosancte ablatas fuerit et ubi extitit repositus et servatus item quatenus membranam quam vobis dedimus sub currenti sigillo dum Italiam versus Romanam curiam ivissemus nobis restituere non tardetis. Item dum apostolice sedis nuncii et alii plures clerici captivi fuerant et detenti de quo est et erat publica vox et fama, vos tamen nunquam interdictum iuris et hominis servare curavistis, sed potius ut presumitur ausi fuistis divina actenus prophanare. Qua propter nescimus, cur vinum, ceram et alia pro sacrificio ulterius dare debeamus. Item subsidium caritativum de iure quondam nobis debitum a vobis utique volumus obtinere alios articulos presentibus intercludi fecimus in cartha sub signo speciali scituri, quod si nostram monicionem caritativam et fraternam cum effectu non curaveritis adimplere extunc in notariis sine magna indagine in aliis vero forma mediante iusticie procedemus.

Datum in Rudnitz diei XII. mensis Julii.

1) Posteriores (?)

Künstler der Menzeit Böhmens

von

Prof. Rudolf Müller.

VII.

Joseph von Führich.

(Schluß.)

Sein Vortreten in die Oeffentlichkeit.

Mehr und mehr gedrängt von Freunden und gesinnungsverwandten Collegen, sich endlich auf der Kunstausstellung zur Wiener Gilde in Reih' und Glied stellen und getrost dem Publikum die Zuerkennung der Charge anheimgeben zu sollen, verstand sich Führich denn auch 1836 dazu, der Ausstellung des „alten Kunstvereines“ zwei innerhalb des ersten und peinlichsten Lehramtsjahres vollendete Gemälde zu überlassen.

Nebst der (im vorig. Hefte S. 108) schon erwähnten Darstellung zu Manzoni's „Verlohten“, an die erst in Wien letzte Hand angelegt werden konnte, kam noch die „Begegnung Jakobs und Rachel“ nach der 1830 entstandenen Zeichnung für den Staatskanzler Fürsten von Metternich (vergl. S. 102 des vorig. Heftes) zur Ausstellung. Den Reiz dieser lieblich keuschen Composition — wie Jakob nach morgenländischer Sitte seiner gesenkten Blickes sich nähernden Braut die Stirne küßt, und die beiderseitige Begleitung von Knechten, Mägden, Hirt und Herde den schön gruppirten Chorus bilden — erhöhte ganz besonders noch das wohltemperirte, harmonische Colorit. Richtigen Gefühles wurde deßhalb auch das Bild vom Referenten des „Morgenblattes“ als „ein malend gebichtetes, wunderschönes Idyll“ bezeichnet, während er das andere ein „im Sinne des Dichters moralischer vorgetragenes Dankgebet“ nannte.

Der Erfolg dieses ersten öffentlichen Auftretens in Wien war somit ein wahrhaft durchgreifender: Führich hatte ein Publikum erobert, das seinen Namen hochhielt, und Jahr für Jahr auf der Ausstellung wieder suchte.

Die nächstfolgenden Gemälde contrastirten fast gleicherweise im Thema wie im coloristischen Vortrage. Im „Gange Maria's über das Gebirge“ — zum Besuche ihrer Base Elisabeth*) — anmuthig fromme Poesie; in „Christus am Delberge“ der zwar ästhetisch würdevoll gehaltene, dennoch tiefergreifende Seelentampf des Gottmenschen vor seinem Leidensantritte.

Nicht minder ungleichartig nach Idee und Farbenstimmung reihen für weiter an die hochromantische, effectvoll gemalte Darstellung der „hl. Subula“ — auf ihrem Wege zum Gotteshause von Dämonen beirrt, vom Himmelsboten jedoch befreit und und zurechtgeleitet;**) und die wieder in aller Anmuth erfaßte, und klar gestimmte Szene der Begegnung von „Booz und Ruth“ am Erntefelde.***)

*) Wurde von Hrn. Rudolf v. Arthaber für seine Privatgalerie in Döbling erworben.

**) Kam in den Besitz des Hrn. Johann Sappinger, Pfleger im Schlosse Weidenholz.

***) Früher Eigenthum des herrschaftlichen Agenten, Herrn Karl David, übergang dasselbe spä-

Zwischen der Vollendung dieser kleineren Gemälde zog indeß die rastlose Hand des Künstlers auch schon die Umrisse zu jenem großen, das unter dem Titel „die trauernden Juden“ 1838 aufsehenerregend zur Ausstellung gelangte.

Im Anlasse zurückzuführen auf den speciellen Wettstreit, in welchen sich dormal die „junge Partei“ der Wiener Kunstschule mit der Düsseldorfer eingelassen hatte, die nach dem Abgange von Cornelius, baar des höheren Aufschwunges, bloß noch jene süßlich sentimentale Romantik betrieb, wie sie uns genugsam bekannt wurde in den diversen Romeos und Julias, schmachtenden Coreleis, coquetten Lautenspielerinnen, verliebten Edelknaben und Nixen — von Stille, Plüddemann, Sohn, Hilbrandt, Steinbrück &c. &c. Mit einem Anlaufe zum Mannhafteren trat dagegen Wendemann in den Vordergrund, und wirkten seine „Gefangenen Juden“ gleich einem Ereignisse. Dieses allerdings aber nur auf dem matten Hintergrunde jener Producte der Düsseldorfer Collegen. Ungleich anders war die Wirkung auf die Ferne, vollends in der Anschauung eines Künstlers wie Führich, dem entschiedenen Gegner sentimentaler „Geschichtsmache.“ — Gewohnt seinen Gegenstand vom Kerne aus zu fassen und zu gestalten, las er eben auch aus dem Texte des Psalmisten: „An den Flüssen Babylon's, dort saßen wir und weinten, wenn wir Zion's gedachten . . .“ nicht wie Wendemann ein unter Weistand von Modell und Gliederpuppe historisch aufgeputztes judaisirendes Genrebild, sondern einen bedeutsamen Theil der Weltgeschichte — den der Heimatlosigkeit der Juden.

Sonach zwar durch Opposition für den Gegenstand angeregt, bewahrte er im Bilde selbst die Objectivität des echten Historikers, und führte uns in markigen Gestalten eine Stammesgruppe vor, wie sie zum Texte und seiner Bedeutung kaum trefflicher erfunden werden kann.

Auf einem vom Flusse umzogenen Hügel, unter knorrigen Weiden, lagert eine in die babylonische Gefangenschaft gezührte Stammesgruppe. Dem resignirt aufblickenden Greise sitzt zunächst — im Centrum des Bildes — eine gefesselte, trogig brütende, athletische Mannesgestalt, neben ihm sein über ihren am Schooße ruhenden Säugling leidvoll niedergebeugtes Weib, ihr zur Seite ein thränenden Blickes dem Beschauer zugewendetes Mädchen. Rückwärts lehnt noch eine, wie anzunehmen bleibt, auf die Heimat zurückblickende männliche Figur. Ueber dem Flusse ist ein Theil der Stadt Babylon zu sehen, an der vorderen Weide hängt die im weitem Psalmtexte erwähnte Harfe — mit zerrissenen Saiten.

In großen, fast scharfen Contouren gezeichnet und charakterisirt, in kräftiger, fast harter Farbe gemalt, fühlte sich alsbald heraus, die dem Bilde zu Grunde liegende Idee bedingte diese Textur, und vertrage am wenigsten eine weichlich süßliche Behandlung à la Wendemann. So nur, wie Führich dem Stoffe beikam, konnte ihm die packende Gewalt verliehen werden, durch welche der Beschauer sich ergriffen und ins Mitinteresse gezogen fühlte für das tragische Loos des „ausgewählten Volkes.“

Wie viel seither auch die Vertreter des Naturalismus und der technischen

ter an Hrn. Alois Hauser, Architekt u. k. k. Professor in Wien. Beide Gemälde wurden nebst dem „Gange Maria's“ &c. in guten Lithographien vervielfältigt u. erschienen, dem Sammelwerke: „Christliches Kunststreben“ einverleibt, von 1835-1840 bei Peter Bohmanns Erben in Prag.

Perfection sich zu Gute rechneten auf den „überwundenen Standpunkt“ von damals, ließen sie jedenfalls noch immer fraglich, ob es ihnen je gelingen werde, wirksamer zu componiren, und mittels eines Minimums technischen Aufwandes gleich Großes leisten zu können, wie die Meister des 15. Jahrhunderts und dormal auch wieder Führich. — Seine „trauernden Juden“ sind und bleiben ein klassisches Werk. Als solches wirkten sie 1838 in Wien, 1839 auf den Ausstellungen in Prag und Dresden.*)

Die Düsseldorfser, bis dahin gegen alles über ihren Horizont hinausliegende gleichgiltig, vermerkten diesmal genau die ihnen zuge dachte Lektion, und kümmerten sich fortan ziemlich lebhaft um das weitere Wirken und Schaffen der „Jungen Partei“ der Wiener Kunstschule. Auffallend wurde nebenbei die plötzlich vielseitige Nachfrage nach Radirungen von Führich und daß die namhaftesten Kunstwerkverleger Deutschlands Neubestellungen auf solche bei ihm machten.

Die akademische „alte Partei“ sah erklärlich alledem verduht zu, denn sie erkannte endlich ihre Negation gleich hinfällig geworden wie ihre Production.

Vom idealen Erfolge nun auf den realen zurückblickend, mit anderen Worten der Frage begegnend, wie lebte Führich während der Zeit jenes Parteikampfes, und bevor seine Ideen durchgriffen und — ertragsfähig für ihn wurden? . . . leider kummervoll!

Noch jahrelang auf den schmalen „Supplentengehalt“ angewiesen, wußten nur die vertrautesten Freunde, ein wie bescheidenes Leben da oben im vierten Stockwerke des thurm hohen Hauses Nr. 187 am Salzgras beim „Herrn Professor“ geführt wurde, und wie oft die „Frau Professorin“ in stiller Zurückgezogenheit dasaß und unter Thränen rechnete — ohne das Auskommen finden zu können.

In der Nähe wohnend, begegnete ich meines Weges zur Akademie wiederholt der stattlichen, edlen Frau, wie sie aus der Kirche zu „Maria Stiegen“ umflorten Blickes heraustram, doch stets dem Gruße lieb und herzlich dankte, obschon ähnlich der unter Regenwolken durchblickenden Sonne.

Bewunderungswürdig blieb dabei ganz besonders ihr Verhalten zum Gemahl, von dem sie wahrhaft heroisch Alles und Jedes abwehrte was ihn bekümmern, in seinem Schaffensfluge lähmen konnte.

Freilich wurde die ihr damit gestellte Aufgabe je weiter, desto schwieriger durchführbar, absonderlich dann, als mit dem 1835 erneuten Familiensegen, im Sohne Lukas, und 1836 in Max auch die Familienfürsorge zunahm. Mit dem Geburtstage des letzteren fiel überdies ein Ereigniß zusammen, welches die Opfermüthige vollends aus der bisherigen Reserve drängte.

Aus der Heimat gelangte nämlich an Freund Kuppelwieser die Botschaft, Führich vorzubereiten für die Nachricht vom Ableben seines geliebten Vaters. Doch wie zart vorsorglich dies auch, und zwar durch die Mitintervention seines Reichvaters geschah, war der erste Ausbruch des Schmerzes über den unerwarteten Verlust dennoch ein äußerst erregter. Bestätigung dessen geben die eigenen hierüber niedergeschriebenen Worte: „Trotz aller Trostgründe, die Religion und Vernunft mir boten, war ich auf lange tief gebeugt, und fast

*) Eigenthum des kunstfreundlichen Grafen Erwein Rostiz geworden und Hierde seiner Galerie in Prag, wählte sie der Kunstverein für Böhmen zur Mitgliedsprämie für 1842. Franz Hanfjängel in Dresden übernahm zu dem Zwecke die lithographische Reproduction, die als eine meisterhaft gelungene zu bezeichnen ist.

unfähig zur Arbeit bis endlich der herbe Gram einer milderen Wehmuth Platz machte, wozu der Gedanke an meine nun so vereinsamte Mutter und Schwester beitrug — die ich und mein Weib zu uns zu holen beschloffen.“ — Im Frühjahr 1837 nahm Führieh auf einige Wochen Urlaub, um in Kragau alle mit diesem Sterbefalle zusammenhängenden Angelegenheiten ordnen zu können. Das Vaterhaus und die dazu gehörigen Grundstücke wurden der Obforge eines bewährten Freundes übergeben, dem Grabe des Theuern der Tribut der Liebe dargebracht und dann mit Mutter und Schwester für immer von der Heimat Abschied genommen.

Auf der Rückreise durch drei Tage in Prag, als liebe Gäste bei Kadlik, der seit einem Jahre der dortigen Kunstschule als Director vorstand, hatten sich raschestens auch die alten Freunde und Collegen zusammengethan und ihm zu Ehren einen Festcommer auf der Sophieninsel in Szene gesetzt.*) Und wie einzelne Theilnehmer später noch versicherten, faßte dieser Fest- und Abschiedsabend eine Ovation in sich, wie sie in Prag noch keinen andern Künstler von seinen Collegen in gleich aufrichtiger Liebe dargebracht worden sei.

Zurückgekehrt nach Wien, ergab der Mitteinbezug von Mutter und Schwester in den Familientreis einen nach der Gemüthsseite allerdings beruhigenden Abschluß. Nach anderer Richtung mit den Consequenzen dieser Familienerweiterung fertig zu werden, das blieb vorläufig der Energie des Künstlers anheimgegeben. Dessen inne geworden, ließ sich bald auch eine zu Gunsten der lieben Gäste erhöhte Thätigkeit wahrnehmen.

*) Das bei Gottl. Haase Söhne gedruckte Denkblatt lautet: „Kundengesang beim Wiedersehen des genialen Künstlers und theuern Freundes Joseph Führieh.“ — „In Musik gesetzt von Gorbigliani.“ — Die Gesanges-Worte sind von Prof. Ant. Müller —

Vier Stimmen :

Gern vergißt des Winters Walten,
Wer das erste Weichlein bricht,
Und die finstern Traumgestalten
Echencht der Sonne goldnes Licht;
Aber mehr als Morgenstunde,
Als der Frühlingstäfte Weh'n,
Labt in traurem Liebesbunde
Eines Freundes Wiederseh'n.

Chor :

Nur ein Wort aus seinem Munde
Dann der Trennung langen Schmerz.
Sei gegrüßt in traurem Kunde,
Theurer Freund, mit Mund und Herz.

Vier Stimmen :

Alle Rosen wellen wieder,
Die der Erde Schooß erblüht,
Doch vom Himmel zuckt hernieder,
Was in Künstlers Busen glüht.
Ewig in dem Heiligthume
Flammt der Strahl aus Gottes Hand,
Ewig blüht im Kranz die Blume
Den die keusche Muse wand.

Chor :

Daß du rein bewahrt das Feuer,
So dir ward aus Gottes Hand,
War und ist dein Name theuer
Uns und deinem Vaterland.

Vier Stimmen :

Was die Jünglingebrust dir schwellete,
War nicht ird'schen Ruhmes Muth;
Und so hoch die Kunst dich stellte,
Bist du kindlich fromm und gut.
Wer im Kreise deiner Lieben
Schaffen dich und wandeln sah,
Ist dein treuer Freund geblieben
Ob du fern warst oder nah.

Chor :

Gruß und Kuß in traurem Reigen,
Der dich jubelnd wieder sah;
Uns're Herzen sind dir eigen,
Ob du fern bist oder nah!

Zuvörderst wurde eine Reihe kürzesten Weges ausführbarer Arbeiten in Angriff genommen. So die Radirung des „Triumph Christi“ für Mey et Widmayer in München (erschien 1839), an welchen die einer hl. Familie angeschlossen; des Weiteren die kleinen allerliebsten Bildchen zum Klindowström'schen Erzählungsbuche „Vater Heinz“ (für die Verlagsbandlung der P. Wechitaristen in Wien). Diese sieben Blättchen: „die umgewandelte Pfründnerin,“ „die Ueberwin-der,“ „das Frauenbild zu Marienburg,“ „das Glöckchen,“ „die A B C Schüler,“ „die drei Ohrfeigen“ und „das Hirtenmädchen von Albano“ sind nach Zeichnung wie Radirung wahre Perlen.

Gleichzeitig entstand die große Zeichnung, die unter dem Titel „Menschwerdung Christi,“ von Hansstängel lithographirt 1838 auf dem Kunstmarkte erschien, und allenthalben Sensation erregte.

Entgegen der üblichen Symbolisirung der Trinität, unternahm es Führich in dieser Composition auf die vorübergehend im 14. Jahrhunderte angewendete Logik von den drei göttlichen Personen zurückzulangten; er stellte daher den „hl. Geist“ nicht als Taube, sondern als Person dar. Die transcendente Begebenheit, welche den Anlaß zu dieser Umwandlung gab, vollzieht sich im obern Raume der Zeichnung: Gott Vater und der hl. Geist umkleiden nämlich den zur Welterlösung auf die Erde niederschreitenden Gott Sohn mit dem Hohenpriestergewande.

Im unteren Raume entsprechend künstlerisch abgeschlossen erblicken wir die Geburt Christi; zu Seiten zwischen dem Porticus je einen die Christnacht einläutenden Engel. Trotz eines bedeutenden Anfluges von Mystik in der Conception, bewirkte die würdevolle Durchführung mit ihren schönen Einzelheiten doch ein ganz ungewöhnliches Interesse an dieser Darstellung der Menschwerdung Christi.*)

Als Gemälde erwuchs anbei ein „Motivbild“ wie es poeetischer und freier von der conventionellen Schablone kaum noch existirte. — Wie schon vielfältig bemerkt werden konnte, lag es im Wesen Führichs, am Kunstgebiete mit der banalen Phrase abzurechnen, mindestens die Wiener Schule wieder über die ephemere locale Existenz hinaus zu bringen. Ihre Kunstzeugnisse sollten sich also nebst dem anständigen Aeußern, hauptsächlich durch inneren Werth ihre Zukunft sichern.

Die verständlichste Erklärung dieser Absicht, geben die s. Z. an die Schüler gerichteten Worte: „Was Sie als Kunstwerk ausführen, soll auf den Beschauer eine Wirkung üben, als befände er sich in Gesellschaft sittenreiner, edler Menschen, die ihm das Bleiben erwünscht, die Rückerinnerung lieb machen.“ Und zufällig wurden diese Worte im Beisein eines Bildes gesprochen, das sie vollkommen umfaßte: ich meine damit eben jenes Motivbild (für Frn. Franz Florian Slegmund in Reichenberg).

An einer von Nadelgehölz nach rückwärts geschlossenen Waldlichtung sitzt in Mitte des Bildraumes auf bemoostem Hügel die Madonna mit dem heil. Kinde am Schooße, und sind drei schwebende Engel beschäftigt hinter ihrem Sitze eine schmucke Tapete an das überhängende Lannengezweige festzunesteln. Zur Rechten der Madonna kniet huldigend Sta. Adelheid, zur Linken St. Franz von Assisi;

*) Einen gewiß nicht ungiltigen Beweis hiesfür giebt, daß, nachdem die Steinplatte über dem Drucke schadhast geworden, und bloß an 1000 Exemplare in Umlauf kamen, diese sammt und sonders in feste Hände übergingen, so daß es mir bis jetzt trotz allen Bemühens nicht gelang ein Exemplar der „Führich-Sammlung“ des Reichenberger Museums zuzuführen.

im Vordergrund pflücken herzige Kinder-Engel Waldblümchen, die einer von ihnen in Festsens zusammenzubinden sich bemüht zeigt. — Gemalt ist alles das, vom Waldgrunde an, die sämtlichen Figuren hindurch, bis in den blumenreichen Vordergrund so liebevoll, so harmonisch in der Farbenstimmung, daß sich schier behaupten ließe, es wirke das Ganze wie ein Marien-Hymnus von Palestrina: erhebend, fröhlichfromm stimmend. Und wem es etwa noch beikommen sollte, Führich das Malen abbrechen zu wollen, der suche zur Remedur seines Urtheils dieses Motivbild auf. *)

Gänzlich verschiedenen Charakters steht diesem wieder das nächstanschließende Gemälde: „der Gang nach dem Delberge“ gegenüber. In Halbfiguren gehalten, erblicken wir Christus — im mehrmuthsvollen Ausdrucke die Worte: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod“ — gesenkten Hauptes zwischen Petrus, Jakobus und Johannes, in Vorbewegung nach dem Garten Gethsemani. Auf nächtlich düsterem Horizonte erhebt sich — zur Rechten des Beschauers — die wolkenumflorte, bleiche Mondscheibe, wodurch die dem Meister zugewendete Gestalt des Lieblingsjüngers in scharf abgegrenztem Hellbunzel erscheint, und in Gegensatz gebracht ist zum mild beleuchteten Antlitz Christi: in welchem es Führich wie noch selten Einem gelungen ist, die traditionelle Form, gleichen Grades durch reinmenschlichen Ausdruck, wie durch überirdische Würde dem Ideal nahezubringen. Wie im Antlitz und der ganzen Haltung die göttliche Leidensmission vorangedeutet wird, ist auch wieder in dem verabschiedenden Handreichen an Johannes dem menschlichen Herzenszuge sein Antheil zugestanden. Gleich trefflich charakterisirt ist der resolut zum „Herrn“ aufblickende Petrus, dessen Miene Nachdruck erhält durch sein in Bereitschaft gehaltenes Schwert. Jakobus folgt hintennach als der ruhige sinnende Hörer, wie ihn auch die hl. Geschichte kennzeichnet.

Das Gemälde — nächst dem vorigen anerkannt eines der bedeutendsten Führichs — übte auch schon während der Ausstellung großen Eindruck. Rudolph v. Arthaber hatte dasselbe bereits im Atelier für seine Galerie erworben. **)

Eines kleineren Gemäldes bleibt hier noch zu gedenken, das auf der Ausstellung von 1838 vom Kaiser für die Belvedere-Galerie angekauft wurde. Es ist die Darstellung, wie Jehova dem auf dem Sinai weilenden Moses die Gesetztafeln schreibt. Originelle Auffassung und geistvolle Durchbildung geben dem kleinen Bildchen den ihm mit diesem Ankaufe zuerkannten Werth — obschon nebenher zu wünschen blieb, es wäre einem größeren und jedenfalls auch bedeutenderem Werke, wie etwa dem voranbeschriebenen, oder den „Trauernden Juden“ jener Ehrenplatz eingeräumt worden.

Damit stoßen wir aber von selbst wieder auf den eigentlichen Stand der Dinge nach Oben hin.

*) Merkwürdigerweise ist das Bild, das nach dem Ableben des Bestellers mit der Witwe nach Prag übersiedelte, aus dem Nachlasse derselben in mir bisher vollständig unerforschbaren Besitz gekommen. Möge es den Nachforschungen von anderer Seite gelingen, das jetzige Heim des herrlichen Werkes zu ermitteln!

**) Nach der Auflösung dieser Galerie übergang das Gemälde an den kaiserlichen Oberbaurath Ritter v. Ferstel. Lithographirt von Leibold, war die Nachbildung nebst der einer gleichzeitig entstandenen hl. Philomena dem schon erwähnten Werke „Christliches Kunststreben“ eingereiht. — Neuestens wurde der „Gang nach dem Delberge“ durch die Wiener Kunstausstellung von Conr. Grefe in einem guten Oelfarbenbilde von der Größe des Originals vervielfältigt.

Im Kreise der Schüler geehrt, geliebt, ihm nachgestrebt, im Publikum hochgehalten, über den Grenzen des Reiches als Kunstautorität anerkannt, blieb Führi- rich zum akademischen Senate nach wie vor in schiefer Stellung. Denn noch waren die „Alten“ am Ruder, die „Jungen“ bloß geduldet, vollends jene, wel- chen man mit dem Prädikat „Nazarener“ eine Schelle anzuhängen gesucht hatte. Der Staatskanzler, mit der alten Schule allzu innig verwachsen und deshalb selber mehr der effektisch antikisirenden Richtung Fürgers, im Uebergange zur Neuerung wieder dem naturalistisch sentimentalen Genre von Feudi und Wald- müller zugethan, wußte noch lange nicht, was mit diesem „Frommen Reden“ anzufangen.

Darum blieb es vorderhand auch bei kleiner Gunst; bei dem gewissen gnä- digen aus der Ferne Zulächeln — aus purer Besorgniß die „Alten“ zu kränken, dem „Jungen“ allzuviel Muth wachsen zu machen.

Eine solche kleine Gunst kam dem Künstler damit zu, daß er 1839 „als Commissär“ der Akademie nach Venedig reisen durfte, um dort aus einem kaiser- lichen Depositem älterer Gemälde eine Auswahl für die Wiener Akademie vor- zunehmen. Der Bescheidene schätzte sich glücklich über diesen Wiederbesuch der Zauberinsel mit ihrer an Kunstschätzen überreichen Dogenstadt. Sein Begleiter war der ehrenwerthe Custos und verdienstvolle Restaurateur der Belveber-Galerie Erasmus Engert. Führi- richs eigenhändige Notizen über diese seine Commission lauten: „Das Geschäft war schwierig und mühevoll, lohnte sich jedoch durch den Erfolg. Beinahe hundert ausgezeichnete Gemälde, die aus siebzehnhundert aufge- rollten, meist sehr großen Bildern ausgesucht wurden, fielen der Akademie als Eigenthum zu. Den Werth der Gemälde können die bloßen Namen der Meister verbürgen: eine Anzahl trefflicher Portraits von Tintoretto; drei große und ein kleines Plafond-Gemälde von Paul Veronese nebst zwei Altargemälden die- ses Meisters; ein treffliches Bild unter dem Name: Andrea da Murano, — aber wahrscheinlich Palma Vecchio; ein großes Gemälde des eben so seltenen als großen Meisters Victor Belliniano; ein Campagnola, mehrere un- bekannte Meister; mehrere Bonifacio's, einige kleine höchst interessante Märchen und Bilder altpaduanischer Schule, die in Deutschland so selten sind.“

Mit diesem namhaften kaiserlichen Geschenke an die Akademie — wo die Ge- mälde theils in der Galerie, andren Theiles in den Studiensälen unterbracht wurden — markirt sich zugleich eine Veränderung im bisherigen akademischen Ge- triebe. Das dem Director Petter noch immer nachhinkende Fügertum mit seiner glatten, schönfärberischen Unnatur erhielt durch diese, der realen Erschei- nung, wie der certa Idea gleich sorgsam lauschenden alten Venetianer, den längst verdienten Gnadenstoß. Und obgleich weniger willig, als vielmehr nothgedrungen capitulirend, gelangte endlich die „junge Partei“ zur Gleichberechtigung, kam somit Führi- rich auch zur Professur. Charakterisirend für den dormaligen Zustand ist die jener Beförderung vorausgehende Episode.

Nachdem Kadit 1840 mit Tod abgegangen war, offerirte die „Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen“ Führi- rich abermal die Stelle eines Direc- tors der Prager Akademie. Doch „vielfache Gründe“ bestimmten ihn — wie er diesfalls in seiner biographischen Skizze notirte — in der einmal begonnenen Bahn im Staatsdienste zu bleiben, — „aber ich benützte diese Gelegenheit, dem Fürsten (Metternich) eine Bitte um gelegentliche Verbesserung meiner Lage und einen erweiterten Wirkungskreis, als die Custodenstelle ihn mir bot, schriftlich vorzutragen. In Folge dieser Bitte wurde mir nachher die Stelle eines Professors der ge-

schichtlichen Composition zu Theil, welche Stelle bis dahin an der hiesigen Akademie nicht bestanden.“...

Die vorerwähnte Transaction des Directors stimmt also vollkommen überein mit dieser Gesuchsfolge von Seite des „Protectors“ der Akademie. Führich wurde damit nicht nur frei vom Gegendruck Waldmüllers, sondern auch frei für die Durchführung seines bisherigen pädagogischen Bestrebens, die Schüler der Historienmalerei angemessen theoretisch vorzubilden, sie geistig leiten zu können.

An seinen, im Bibliotheksaaale der Akademie gehaltenen Collegien theilnahmen sich übrigens außer den Schülern andauernd noch eine größere Anzahl von Kunstfreunden aller Stände. Die mit vielem Interesse aufgenommenen Vorträge bildeten auch die Grundlage für die später bei E. Sartori erscheinenden Hefte, mit dem Titel: „Von der Kunst.“

Es erübrigt, hier noch von einigen, dieser Drangsal- und schaffensreichen Periode angehörigen Werken Notiz zu nehmen.

Allem Anscheine nach eine guten Humors gegebene Lektion für jene Kritiker, die bisher achselzuckend vor seinen „biblischen Emanationen“ gestanden und wehmuthsvoll bedauert hatten: „daß diese Nazarener gar nicht von ihrer Art lassen könnten,“ brachte Führich auf die nächste Ausstellung eine geistreich, realistisch fest gemalte Macbethszene — die der Begegnung Macbeth und Banquo's mit den Hexen.

Der Hieb verfiel, man mußte zugestehen, er könne auch Anderes malen, wenn er wolle, und ließ ihn ferner unbehelligt seines Weges gehen. — In einem ähnlichen Bezuge zu jener einseitigen Kritik stand das sinnige, 1840 ausgestellte Gemälde: „Joseph und Maria in Bethlehem Herberge suchend.“*) Wir sehen, wie im Gefriede von Bethlehem St. Joseph den nächsten Wirth, mit Hinweisung auf die der Unterkunft bedürftigen Sta. Maria, um Herberge ansucht; sehen aber auch wie dieser, die Eingangsthüre verhaltend, mit hart abwehrender Geberde dasteht. Offenbar passen ihm diese schlichten Gäste allzuwenig zu jenen vornehmen, die oben am Balkon ihr lustiges Gelage halten. Von tieferer Bedeutung, als der eines gewöhnlichen Wirthshauschildes ist daher die über der Eingangsthüre des Gasthauses angebrachte Firma: „Mundus“. — Das Bildchen, wirksam in der Farbe, mit liebevollster Durchführung der beiden Hauptfiguren, zeigt beiläufig nur in befagter Firma und der rauhen Gestalt des Wirths die polemische Seite.

Nach chronologischer Folge ist hier auch Notiz zu geben von einem humanitären Acte, welchen der Künstler 1841 zu Gunsten seiner Vaterstadt übte. Im November dieses Jahres wurde durch eine plötzlich in der Nacht dafelbst ausgebrochene Feuersbrunst eine große Anzahl armer Familien aller Habe beraubt und dadurch in das tiefste Elend versezt. — Um nach Kräften etwas zur Linderung dieser großen Noth beizutragen, ergriff Führich die Pinsel für ein größeres Delgemälde, darstellend: „den Gang der Hirten zur Krippe,“ und widmete es derart, daß er eine Lotterie mit neunundachtzigmal neunzig Losen à 30 fr. ins Werk setzte. Das Gemälde gewann jenes Los, dessen Serienzahl dem ersten und dessen

*) Der Kunstverein für Böhmen wählte dasselbe zur Prämie für seine Mitglieder im Jahre 1841. Der etwas harte Stich von Leop. Beher in Wien gibt gerade nur das Unverworfliche des Originales wieder.

Nummerzahl dem zweiten Rufe einer nachträglich zu bestimmenden Ziehung der Wiener Lotterie entsprach.

Gleichzeitig veranlaßte der Meister einen seiner talentirtesten Schüler, Franz Dobiaschofsky zu einer (vorzüglich ausgeführten) Lithographie des Bildes, die jedem Abnehmer von 10 Loten als Prämie verabfolgt wurde; die etwaige Ueberschusszahl blieb den Verunglückten zum beliebigen Verschleisse anheimgegeben. *)

Der auf diese Weise erzielte Betrag war ein sehr namhafter, und segnend dankten die Verunglückten dem edlen Sohne ihrer Stadt.

Außerdem übte die gelungene Reproduktion Dobiaschofsky's noch unmittelbar für Wien eminente Wirkung. Schüler wie Nichtschüler erboten sich zu ähnlichem Vollbringen, und in Kürze hatte Führich hinreichend verfügbare Kräfte gewonnen, die sowohl in Lithographie wie durch Stich seine Kunstschöpfungen nach weit und breit zu Geltung brachten. Eine besonders glückliche Hand stellte Moises Petraf zur Verfügung. Vorausgehend geschult an der Reproduktion alter deutscher Meister: Martin Schön, Albr. Dürer u., übergab ihm Führich dann einige seiner stets bewunderungswürdig ausgeführten Bleistiftzeichnungen zur probeweisenden Nachbildung im Kupferstiche: und die Leistung übertraf alle Erwartung. — Was Petraf z. B. mit der größeren „Pietà“ erzielte, reiht dem Besten bei, was je nach Meisterzeichnungen gestochen wurde.

Composition und Zeichnung waren aber auch danach Seelenwärme zu bilden, ausreichend genug den Stahl des Grabstichels sammt der Kupferplatte gefüge zu machen. Nach der einfach großen Linienführung einer Transcription des Stabat mater von Pergolesi vergleichbar — Unterhalb des Kreuzes, der starr — ungekünstelt — hingestreckte Leichnam Christi, ruht sein Haupt am Schooße seiner schmerzvoll niedergebeugten Mutter, ihr zur Seite kniet trauernd Johannes; mit dem Ausdruck lebhaftesten Leides umfängt und küßt Magdalena die Füße ihres geliebten Herrn — hat die Szene in der bloßen Beschreibung kaum etwas Besonderes, Neues, denn sie ist schon gar zu oft von Berufenen, wie Unberufenen dargestellt, ein Urtheil, das sich jedoch sofort ändert anblicks dieser von Petraf gestochenen Darstellung Führichs.

Einer zweiten, von demselben gleich lieberoll gestochenen Pietà, Maria allein mit dem in ihrem Schooße ruhenden Leichnam Christi, wird es beim Rückblicke auf die vorangeschilderte unschwer zu sagen: jene imponirt, befängt unser Gemüth, hinterläßt einen tiefen Eindruck; diese berührt uns bloß nach der künstlerisch würdigen Lösung der Aufgabe. Petraf blieb auch in Hinkunft der vorzüglichste Uebersetzer Führichs in Kupfer und Stahl, sowie Hanfstängel und Leybold auf Stein, Vertel auf Holz.

Den Nachweis über Ursache und Bedeutung der ganz ungewöhnlich cultivirten Reproduktion der Werke Führichs für andere Stelle vorbehaltend, folge ich zunächst noch den Daten, die er 1844 der Klar'schen „Libussa“ zukommen ließ.

Im Winter 1842 noch von einem „starken Sturme“ über die „hänselichen Verhältnisse“, in welchen der Tod eines lieben, sechsjährigen Kindes, längeres Krankenliegen des Künstlers einzurechnen war, lichtete sich vom Frühjahr an der Horizont wieder für längere Dauer. Nächst dem großen, für den Speisesaal der

*) Ich entnehme die obigen Notizen dem speciellen „Programm“, das gedruckt und mit der Unterschrift Führichs versehen, im Interesse der Abdrändler, nach allen Richtungen colportirt wurde.

P. P. Kapuziner in Wien bestellten Gemälde „das letzte Abendmal des Herrn im Momente der Einsetzung des Altargeheimnisses“ kam ein großes Altargemälde, „den hl. Aloisius in der Anbetung dieses Geheimnisses“ darstellend, für die Kirche von Stockerau zur Vollenbung.

Auf Jahre dann mit Ausführung der Fresken zu den 14 Kreuzwegstationen in der Wien-Jägerzeiler St. Johanneskirche beschäftigt — Kuppelwiefer malte das Hochaltarbild — ging von daher auch die Anregung zu einer fortgesetzten Cultivirung der Freskomalerei in der Residenz.

Früher, 1834, schon mit einer Alfresco-Ausführung der Kreuzwegbilder am Laurenziberge zu Prag beauftragt, hinderte die inzwischen erfolgte Berufung nach Wien Führich an der Durchföhrung. Diese kam darum — nach seinen bereits vorliegenden Zeichnungen — an die Münchener Maler Baptista Müller und Holzmaier. Nüchlich anständige Stiche danach lieferten Wendelin Jeliško und A. Stala in Prag.

Die Stationen der Johanneskirche sind durchweg neue, tiefer erfaßte und auch reichhaltigere Compositionen. Ihre Ausführung wurde indessen ein Kampf mit Ungemach, wie ihn kaum noch ein Künstler zu bestehen hatte. Der Kreuzweg unter den beiden, überhaupt schwach beleuchteten Seitenschöden der Kirche angebracht, zur Zeit durch Geräusche im Schiffe noch verdüstert, hieß es geradezu wie der Bergmann mittelst des Grubenlichtes sich orientiren, falls nicht wenigstens auf Stunden die liebe Sonne Erbarmen übte an dem bekümmerten Maler. Zu einigem Troste vermochte Führich einen Theil der Ausführung an seinen begabten Schüler Vogler zu übertragen. — Von Petral trefflich gestochen, dürften diese, wie die Stiche des Prager Kreuzweges wohl die meist verbreitetsten Führichiana sein. Wohin ich noch kreuz und quer auf meinen Reisen in Süd, Ost, Nord und West der Monarchie gekommen, allenthalben fanden sich in Kirchen, Kreuzgängen und den mannigfach in Waldgrotten errichteten Kreuzwegen, sei es die Stiche, sei es mehr, minder gut gemalte Copien derselben.

Während der Arbeit in der Johanneskirche kam Cornelius nach Wien, und war nicht wenig überrascht von der resoluten Thätigkeit Führichs und seiner Gesinnungsgenossen. In einigem Zusammenhange damit stand die 1845 erfolgte Ernennung des Ersteren zum ordentlichen Mitgliede der Berliner Kunstakademie, welcher die Seitens der Münchener folgte.

„Wie ihm schon in der Jugend die Erscheinungen des Naturjahres von den Festen des Kirchenjahres unzertrennlich erschienen, so sagte er später den Plan, einen großen Bilderkreis „das Kirchenjahr“ zu componiren. (Vier Blätter davon liegen als Fragment in seinem Nachlasse.) Die wichtigsten Gedanken suchte er hierauf in Compositionen zu den „vier Jahreszeiten“ zusammenzufassen, von denen aber nur drei zur Ausführung und nur eine „der Frühling“ *), zur Veröffentlichung

*) Erschien bei Budeus in Düsseldorf, gestochen von Rudy. Was eine glückliche Hand nach Führichs Zeichnung bei liebevollem Anschmiegen an den Geist derselben zu leisten vermöge, das zeigt dieser kostbare Stich. Allerdings ist auch die Zeichnung danach angethan, daß sie dem richtigen Stecher Begeisterung heibringen könne. Zwar höchst eigenthümlich gegeben, so zu sagen dualistisch, als Ausdruck von Geist und Natur, oder von Symbol und Wesenheit, sehen wir die Gesammdarstellung überragend und mitteninne die dem Grabe entstiegender Obergestalt Christi; ihm zur Rechten ist ein Engel daran, unter beifälliger Theilnahme frohlicher Kinder die den weiten Plan umhüllende Winterdecke aufzuheben, unter der Schneeglöckchen-symbolisirende Kindleins ihre Köpfechen aufrichten; eines davon ganz muthwillig sich nach Unten beugt, um die daselbst im Grabe Ruhenden wahrzunehmen.

fam. Im Kleinen gibt das in Stich erschienene Blatt „die Kirchenuhr“ — gestochen von Petrat — in auf das Zifferblatt einer Uhr vertheilten, die 12 Monate mit den 12 Tagesstunden parallelstehenden Darstellungen die Hauptgedanken einer Arbeit, die er sich vorgenommen hatte. Den ganzen Kreis des Lebens des Erlösers und seiner hl. Mutter umfassen die 1844 mit Text von Dr. F. E. Veith erschienenen Compositionen „die geistige Rose“.*) In erster Auflage erschien diese auf Stein gezeichnet vom Schüler Jos. Binder, in zweiter, gestochen von Petrat. — In einem Cyclus von 15 Bildern folgen die „freudenreichen“, „die schmerz- und „die glorreichen“ Begebnisse: Maria Verkündigung, Besuch Maria bei Elisabeth, Geburt Christi, Opferung im Tempel, das Wiederfinden des Kindes Jesu unter den Schriftgelehrten; dann Christus am Delberge, die Geißelung, Dornenkrönung, Kreuzschleppung und Kreuzigung; hierauf die Begegnung Jesu und Maria nach der Auferstehung, Christi Himmelfahrt, das Pfingstfest, Maria Himmelfahrt und ihre Krönung durch die Trinität. — Zeigt sich schon beim bloß flüchtigen Durchblättern eine Fülle des Originellen und Schönen, um wie viel mehr erst bei näherem Eingehen. Wie fesselnd durch erhabene Einfachheit ist z. B. das Ave Maria; wie innig die Begrüßungsszene zwischen Maria und Elisabeth und das Finden im Tempel; wie ergreifend die Kreuzschleppung — nicht zu gedenken der in Motiv und Durchführung überaus schönen Begegnung Jesu und Maria, sowie des großartig concipirten Pfingstfestes. — Wie vieles dann, in der Zwischenzeit bis 1848, reger Phantasie und rüstiger Hand noch entstanden, wohin gekommen, ist bei Abgang eines bisher mangelnden chronologischen Verzeichnisses jener Werke nicht leicht sicher zu stellen. So vieles ich mir auch gelegentlich meiner Wienbesuche notirte, geschah dieses doch immer nur nach einem Intervall von mehreren Jahren, so daß Lücken unvermeidlich blieben.

Mit Zuversicht blicke ich darum auf den würdigen Sohn des Berewigteten, der, nachdem er sich gebrungen fühlte, dem getreuen Freunde und Kampfgenossen, Moriz von Schwind, ein biographisches Ehren Denkmal**) zu widmen, gewiß um so weniger unterlassen wird, ein solches dem Vater zu weihen und damit alle Lücken zu beseitigen, deren ich mich trotz des redlichsten Strebens nach Vollständigkeit schuldig machen mußte.

Dem Jahre 1848, ging wie auf politischem, so auf dem Gebiete der Kunst eine den Mitlebenden wohl erinnerliche, dem nachfolgenden Geschlechte kaum faßbar zu machende Bewegung voraus. Sie charakterisirte sich zunächst bei der Masse,

Zur Linken des Auferstandenen erblicken wir wieder eine den Osterreigen tanzende Kindergruppe, nach vorn eine zweite, die über dem Zertrümmern eines Eislumpens vom Borstbüdeln einer Quelle überrascht wird, die Ablauf nimmt nach einer Höhlung, in der Abgestorbene ruhen, an die sich speciell noch Godelhahn wendet, um sie wachzutragen. Nach Unten zwischen den Gräbern sitzt eine mit Posaune und der Signatur „Frühling“ versehene Engelsgestalt. — Undescriblich nach dem Wesentlichsten: dem sinnig ernstern, poetischeren Inhalten der Composition, vermag diese Umschreibung gerade nur die oberflächlich erkennbaren Motive anzudeuten. Zu ihrem vollen Genusse bedarf es der unmittelbaren Anschauung.

*) Ich folgte hier theilweise den Notirungen des Herrn Lukas von Frühlich.

**) Moriz von Schwind. Eine Lebensskizze von Lukas H. v. Frühlich. Leipzig Alphonse Dürr. 1871.

in einem meist schnellen Wechsel von Furcht und Hoffnung. Sprunghaft auf das tiefste niedergeschlagen und wieder von der scheulosesten Ausgelassenheit beherrscht: momentan in kindischer Furcht vor der Polizei, schlug diese unversehens wieder um in cynische Verhöhnung aller Autorität.

Bei den Künstlern, namentlich den jüngeren, von vorwiegend sanguinischem Temperament, konnte es nicht leicht ausbleiben, daß auch diese, von der allgemeinen Bewegung ergriffen, den Wirbel von Flugschriften und socialistischen Illustrationen vermehren halfen, sich endlich mit der Unabhängigkeitserklärung ihren conservativen Lehrern gegenüberstellten. Führioh, längst schon klaren Blickes diese Erscheinungen beobachtend, erkannte sie ganz richtig als die Symptome einer bevorstehenden Eruption, und konnte sich nur über Umfang und Tragweite derselben täuschen — wie es ihm, dem edelstimmigen Optimisten, thatsächlich widerfuhr.

Seine Aufmerksamkeit zeitlang von diesem leidigen Vorspiele abzuwenden, Geist und Gemüth zu erfrischen, unternahm er innerhalb der Ferien 1847, in Begleitung seines Intimus Kuppelwieser, die Reise nach dem Salzkammergute, von dort nach München, Augsburg, Nürnberg, Bamberg zc., und lernte hier erst ganzen Umfanges die großartigen Kunstschöpfungen König Ludwigs kennen. Der andere Zweck, zu ruhiger Stimmung zu gelangen, wurde weniger erreicht, denn auch auf Baiern reflectirten schon gleich beunruhigend die Vorgänge in der Schweiz und überfluthete das sonst vorwiegende Kunstinteresse die politische Kanengießerei.

Zedweden Zweifel über Charakter und Tragweite der genugsam vorbereiteten Katastrophe löste für Wien der 13. März. Und Führioh hatte demnächst schon einem Anlaufe der entfesselten rohen Masse zu begegnen, die brutaler Gewalt in sein Quartier eindrang, um — nach Redemptoristen zu fahnden, deren man beim Sturme auf ihr Haus bei „Maria Stiegen“ nicht hinreichend gefunden zu haben glaubte.

Den Mißerfolg der ersten Suche wett zu machen, wiederholte die Rotte noch mehrmal, sogar nächtlicher Weile, das ihr commandirte Geschäft, und tobte ganz fürchterlich, als sie neuerdings zu keinem Fange kam.

„Das Entsetzliche für mich war hiebei — ehemalige Schüler von mir unter diesen bewaffneten, wüsten Einbrechern zu sehen!“ lautete seine, nachträglich von ihm vernommene Klage.

Dem weiteren Umsichgreifen der Anarchie bis zum Straßenkampfe vermochte indeß Führioh, trotz aller ihm eigenen Resignation, nicht Stand zu halten. Der in den Maitagen beliebt gewordene Barrikadenbau wurde für ihn Signal zum Aufbruche nach dem friedlichen Schönlinde, wo er sammt Familie beim Bruder seiner Frau, dem wackeren Stadtrichter, Apotheker Gafner, die Wiederkehr geordneter Zustände abwartete. Die Rückkehr nach Wien erfolgte erst Anfang 1849. — Ein damals geleistetes Gelübde hat er treulich gehalten. Die Kirche in Schönlinde besitzt zu immerwährender Erinnerung an sein friedliches Dortverweilen, als Pendant zu dem schönen Joseph-Bilde von Adlitz, eine liebliche Madonna mit dem Kinde. — Es liegt mir aus jenen Tagen ein Schreiben von der Hand Führiohs vor, das er anläßlich einiger Zeilen von Jos. Proksch, unter dem 19. Juli 1848, an diesen als Rückantwort sendete; und ich glaube mit dem Hieranschlusse desselben zum Zeitmomente, wie zur persönlichen Charakteristik etwas nicht ganz Unwesentliches beigegeben zu haben.

„Sehr geehrter Herr und Freund! — Obgleich wir seit langer Zeit außer allem äußeren Zusammenhange mit einander gestanden haben, so hörten doch die

inneren Beziehungen, die uns einst in Prag verbanden, keinen Augenblick auf, dessen fühle ich mich vollkommen versichert. Ich dachte sehr, sehr oft und denke noch stets der Tage, wo wir mit einander der glänzenden Fernsicht uns erfreuten, die auf den Höhen des Lebens, wo wir uns begegnen, wie ein gelobtes Land vor dem geistigen Auge lag.

Religion und wahre, echte Kunst, die nie alt, nie neu, aber immer jung bleiben, waren vor allem die Berührungspunkte unseres geistigen Verkehrs. — Diese in Eile geschriebenen Zeilen sollen Sie, geehrter Freund, auf Augenblicke an schön verlebte Stunden erinnern, und diese Erinnerung Ihnen, wie sie mir es ist, — eine freundliche Begegnung sein auf dem jetzt für uns unnachteten Lebenswege. — Auch Sie waren, wie ich sammt den Meinigen, der modernen Humanität auf einige Zeit aus dem Wege gegangen, was man, groß ausgedrückt, geflüchtet nennt. Ich erhielt Ihren lieben Gruß, dachte auch Sie persönlich begrüßen zu können; Sie waren indeß schon zurückgekehrt, während ich noch weiter Gebrauch machen mußte von der gastlichen Ruhe im Hause lieber Verwandten.

Freund, welche Zeiten sind über uns gekommen! unerwartet kann ich nicht sagen, vielmehr sie mußten kommen. — Die Gesundheit des Geistes ist — wie die des Leibes — an gewisse Bedingungen geknüpft, ohne welche sie nicht bestehen kann; doch ich käme ins Weite und in Erörterungen, die für einen Brief zu lang würden. Ist es mir überhaupt möglich, Prag und Sie zu sehen, dann soll der weitere Austausch dem Bedürfnisse nach geschehen. Von Herzen der Ihrige
Joseph Führich.

Von gleichem Belange ist die Stelle eines nach der Rückkehr — ddo. Wien 11. Juni 1849 — an dieselbe Adresse gerichteten Schreibens: . . . „Die Spannung ist so gewaltig, so ununterbrochen außerhalb der Grenzen des Normalen, daß ihr stets nur Erschlaffung folgt, oder besser, daß der normale Zustand stets nur zwischen jener Spannung und dieser Erschlaffung wechselt. Und dazu mein Charakter, auf den Alles mit so nachhaltiger Energie wirkt; mit Mühe erraffe ich mich zur Arbeit, die Ruhe bei ihr ist aber nur eine halbe“ . . . Im Zusammenhange mit dieser erregten Spannung und dem Ringen nach Beruhigung und parallel dem Widerstreite seines idealen Strebens mit der außen her zu Geltung gelangten Negation alles Positiven entstanden die gar vielen Staub aufwirbelnden „Denkblätter für unsere Zeit.“

Der geistreich und prägnant, in 12 Bildern gezeichneten Philippika ist übrigens ein selbstständiger Text angegeschlossen, in dessen Einleitung der Künstler seine Absicht folgendermaßen zusammenfaßt: „Der Unterschied von Licht und Finsterniß, von Wahrheit und Lüge, von Gut und Böse, der nicht ursprünglich von Gott geordnet in die Welt gekommen, sondern durch den Mißbrauch der Freiheit vernünftig geistiger Wesen erzeugt, von unserer Zeit theils gezeugt, theils umgekehrt, und das Gute zum Bösen, die Lüge zur Wahrheit gestempelt, ist der Inhalt der meisten der vorliegenden Denkblätter; diese sind nicht für die äußerste Linke, noch selbst für die Linke, sie haben nichts mehr dort zu suchen, weil sie nichts zu finden hoffen dürfen, auch nicht für die Rechte, welche sie nicht braucht, weil sie schon im Besitze dessen ist, was sie sagen wollen; diese Denkblätter wenden sich an eine in unseren Tagen unermeßliche Mehrzahl von unklaren, schwankenden, zerflossenen Leuten, die zwischen beiden Gegensätzen so zu sagen mitten inne stehen, mit einem Reste von Glauben und Pietät gegen die Offenbarung, jedoch ohne den ganzen nöthigen Abscheu gegen Unglauben und Gott-

losigkeit . . . diesen wollen sie durch Bilder einige bedeutame Schrifttexte näher bringen und veranschaulichen.“

Das „Titelblatt:“ an einer Kreuzform, aus dessen Stamme zwei Blüthen sprossen, deren Kelchen (symbolisirt) Gerechtigkeit und Friede entblühen, ist die Titelschrift befestigt: „ein Engel mit der Sturm- und Wegglocke entrollt sie.“ Die Glocke soll die auf dem Schiffelein im Schooße der Sirene sorglos Schlafenden wecken, denn bereits durchschneidet ihre Hand das Seil, das es sicher hält, um es dem Zuge der finsternen Mächte nach dem Abgrunde zutreiben zu lassen.

Im oberen Abschnitte „tobt die wilde Jagd der Tagesmeinungen und Lehren,“ — eine Meute von Tiger, Hirsch, Roß und Schwein heßt dahin mit einem Phaethon voll Barricadenhelden und der obligaten Heldin — die Furie leuchtet voran.

Das 2. Bild symbolisirt die Worte der Genesis: Und Gott sah das Licht, daß es gut war und schied das Licht von der Finsterniß — als eine Scheidung der guten und bösen Geister.

Bild 3 gibt Christus als Logos in Mitte von Moses und Johannes, als Repräsentanten der Genesis und der Apokalypse, mit zwei entsprechend erläuternden Nebenbildern.

Der äußerst sinnigen Illustration vom Wege zum Leben und dem zum Verderben ist das 4. Bild gewidmet. — Paradies und Wüste — Sündenfall von Adam und Eva, und die Versuchung Christi durch Satan — mit figürlichen Randglossen, umfaßt das 5.; die Frage: Christus oder Barabas, commentirt das 6. — „Licht“ im christlichen und „Aufklärung“ im Sinne der Revolution illustriert das 7. Bild. Altar und Thron, Kirche und Staat sind die Schlagworte des 8. Bildes — mit Andeutung des Gegensatzes im modern atheistisch-socialistischen Gebahren.

Besonders reich an trefflichen, dem Leben Davids entnommenen Motiven ist die Verbildlichung der Worte: „Wehe, wenn die Könige vergessen, daß sie von Gottes Gnaden herrschen; abermal wehe, wenn die Völker vergessen, daß sie um Gottes Willen gehorchen“ am 9. Bilde. — Rückkehr zum Frieden durch Christus ist der Tenor des 10., 11. und 12. Bildes — letzteres bei einer Fülle der schönsten, gemüthsinnigsten Randzeichnungen.

Das Werk, obschon um vieles später zur Publikation gekommen, nämlich erst 1856 und zwar in Xylographien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, die vieles, vieles dem Originale schuldig blieben, veranlaßte es doch immer noch ein bedeutendes Aufsehen und führte auch zu vieler Verunglimpfung für den Künstler. Kläglich genug, vergaßen gewisse, im Strome der Revolution Wiedergetaufte auf Alles, was Fühlich vor und neben dieser — im berechtigten Mitgenusse von „Freiheit und Gleichheit“, in Bilder gebrachten persönlichen Anschauung — bereits für die Kunst und Cultur eines tüchtigen künstlerischen Nachwuchses geleistet hatte. Und wären dermal nicht schon festere Schranken für die Sicherheit der Person gezogen gewesen, gewiß hätte sich wieder eine Heldengruppe zusammengesetzt zu einer Wiederholung der demselben 1848 bereiteten Demonstrationen. Unter den gegebenen Verhältnissen verblieb es bei ephemeren Schimpfartikeln,*)

*) Zu deren sich selbst aufscheinend bessere Naturen wie Speidel hinweisen ließen — der übrigens noch der eigenen Stirne ein Brandmal ausdrückte mit seinem, dem dahingegangenen Künstler nachgeschleuderten Artikel in der „Presse.“

über welche Führich um so leichter zur Tagesordnung übergehen konnte, nachdem inzwischen die sein Atelier belebenden Aufträge, sowie die zugekommenen ehrenden Auszeichnungen durch den päpstlichen St. Gregor- und österr. Franz Joseph-Orden ihn außer Zweifel hielten, daß seine Existenz noch keineswegs vom Belieben jener Comparisen des Atheismus abhängig sei.

In der Uebergangszeit von 1849 auf 51 vom kunstsinigen Cardinal Viale Pirella, damal. päpstl. Nuntius, für mehrere kleine Gemälde und Zeichnungen beauftragt, darunter mit der durch Stich bekannt gewordenen, würdevoll angeordneten Composition: „Die erste Firmung zu Samaria von den Aposteln Petrus und Johannes,“*) veranlaßte der 1853 von ruchloser Hand auf Se. Maj. Kaiser Franz Joseph verübte Mordanschlag wieder einen größeren, für die Deffentlichkeit bestimmten Auftrag, das Motivbild nämlich für die Pfarrkirche in Mödling bei Wien — eine Madonna mit dem Kinde, das mit einem Speere das Haupt des sich aufreckenden Drachen durchbohrt, zu Seiten der Madonna kuteen die Schutzpatrone St. Franz v. Assisi und St. Joseph.

Anzureihen ist hier noch die dramatisch wirksame Zeichnung „Salomons Urtheil“, die der Dester. Kunstverein im Nachstiche v. Fr. Silber seinen Mitgliebern 1854 als Prämie zukommen ließ.

Im Verhältnisse zur Akademie war dieser Zeit zugleich eine auffällige Aenderung vor sich gegangen. Graf Leo Thun 1849 zum Minister für Cultus und Unterricht berufen, übertrug seinem Bruder Graf Franz Thun 1850 die neucreirte Stelle eines Referenten für Kunstangelegenheiten und gab ihm damit auch freie Hand für die Reform der Akademie. Dieser modificirte denn auch den Lehrkörper, theils durch Versetzung in den Ruhestand, theils durch Neuberufungen, zerlegte überdies die Abtheilung für Historienmalerei in zwar für sich bestehende Meisterschulen, die jedoch in ihren Leitern — gleich jenen der Vorbereitungs- und Specialschulen (für Architektur, Plastik, Sculptur etc.) einem auf Dauer ernannten Director unterordnet wurden. Zu letzterem wurde der den ministeriellen Kunstreferenten, wie schon in seiner früheren Stellung so jetzt offenkundig inspirirende Prager Akademie-Director Christ. Ruben bestimmt.

Mit dieser Umgestaltung und nothwendigerweise daraus erwachsenden Parteilstellung von Meistern und Schülern verlor die Professur Führichs fast von selbst ihren bisherigen Wirkungskreis. Die bislang unter seiner Leitung gepflogenen Compositionsübungen der Schüler hätten gewissermaßen in die Machtsphäre der jetzt activ gewordenen „Meister“ eingegriffen und je nach verschiedenartiger Anschauung zu unliebsamen Remonstrationen führen müssen.

Dem Gesamtverhältnisse entsprechender war es daher, Führich ebenfalls eine für sich abgegrenzte Meisterschule zuzuweisen, in welcher er seine Getreuen unbeirrt leiten und dem erwünschten Ziele zuführen konnte.

Die üblichen Vorträge setzte er dann auf Andrängen seiner Schüler in seinem Quartiere fort.

Bevor des Uebergehens zu einem neuen Abschnitte, sei hier noch Notiz genommen von dem 1855 erfolgten Ableben der vortrefflichen Mutter des Künstlers.

*) Nicht ganz im Geiste des Originales gestochen von Joh. Jitel in Wien erschien das Bild im Verlage von Jos. Manz in Regensburg.

Die Höhezeit seines Schaffens

markirt der Auftrag für den Gesamtplan zur Herstellung eines nach der Idee zusammenhängenden al fresco auszuführenden Bilderzyklus in der Altlerchenfelderkirche zu Wien.

Zu einiger Uebersicht dieses reichgegliederten Planes diene folgende Skiz-
zierung.*) — Die Vorhalle des schönen Baues wurde der Darstellung der Schöpfungsgeschichte, die beiden niedrigen Seitenschiffe dem alten Bunde in seinen vor-
bildlichen Beziehungen zum neuen Bunde gewidmet, während im Hochschiffe die
hervorragendsten Momente aus dem Leben des Heilandes und zwischen diesen die
wiederholte Gestalt desselben in verschiedenen Beziehungen seiner Eigenschaften
und seiner Würde als König, als Priester — als Hirt, als Sämann etc. zur
Darstellung bestimmt wurden. Die beiden Wandflächen links und rechts vom
Triumphbogen im Kreuzschiff fassen die Darstellung des Erlösers in seiner irdi-
schen Verkörperung auf Tabor und in der tiefen Erniedrigung seines Leidens in
Gethsemani; die 8 Flächen der Kuppel füllen die Darstellungen der 8 Seligkeiten.

Die Räume über den beiden Seitenaltären (Marien- und Communionaltar)
erhielten in entsprechender Beziehung stehende Bilder — Krönung Marie und das
letzte Abendmal.

Im Sanctuarium galt es mit Rücksicht auf den Titel der Kirche „zu den
sieben Zufluchten“ zunächst die Gedanken menschlicher Hilfsbedürftigkeit und ihrer
Zuflucht zu Ausdruck zu bringen.

Diesem Gedanken, zugleich aber dem Mittelpunkte des ganzen Bilderkreises
entsprach auch der Gegenstand des Hauptbildes — die Trinität mit allen Heiligen.

Alle Compositionen des Sanctuariums, u. z. das die Abts in ihrer ganzen
Höhe ausfüllende Hauptbild, zwei große Bilder über den Oratorien (die Auf-
erweckung Lazarus und der die Wundmale des Herrn berührende Thomas —
in der Bedeutung der leiblichen und geistigen Wiederbelebung —) vier kleinere —
Petrus auf dem Meere, die Jünger in Emmaus, die armen Seelen, die Schutz-
engel; acht Medaillons für den Triumphbogen — Feuer, Wasser, Luft und Erde
nach ihrer kirchlichen Bedeutung,**) — endlich noch zwei größere Compositionen
an den Rückwänden der Seitenschiffe (Engelsturz und jüngstes Gericht) übernahm
Führich, während die übrigen Bilder nach Composition und Ausführung unter
die Künstler: Kuppelwieser, Binder, Blaas, Schulz, Engerth,
E. Mayer, Dobiaschowsky und Schönmann vertheilt wurden.

War auch diese Vertheilung der Compositionen unter so viele Künstler,
trotz dem Festhalten am Plane, der formellen Einheit des Ganzen nicht günstig,
so störte doch kein Zwiespalt das brüderliche Einvernehmen unter ihnen während
der Ausführung.

Mit einem von der Liebe für den leitenden Meister durchglühten Wetteifer
leistete jeder von ihnen — verglichen zu allem Vorherigen — in der That sein
Bestes. Vornehmer Größe mit gewohnt eigenthümlichem Farbensmelze führte
Kuppelwieser seinen Antheil durch; leistete B i n d e r in seinen Darstellungen
der Schöpfungstage der Raphaelshule Würdiges. Ed. Engerth von vor-

*) Ich entnehme die orientirenden Daten den Ergänzungen zu der 1875 erschienenen zweiten
Ausgabe der Selbstbiographie in der Libussa.

**) Die Cartons hiefür schenkte Führich dem Reichenberger Museum.

wiegend realistische Anlage, wie dieses seine eigenen Compositionen auch darthun, erreichte dafür in den mit übernommenen Bildern im Sanctuarium nach den Compositionen von Führich — absonderlich in der Erweckung Lazarus und dem ungläubigen Thomas ebenfalls den Höhepunkt seiner Leistungen. Wohl äußerte Führich nach seiner strengen Anschauung von der kirchlichen Darstellungsweise seine Bedenken über diese „allzu realistische“ Ausführung, konnte aber doch den wirkungsvoll gemalten Bildern nicht gram werden.

Selber mit dem Zeichnen der vielen Cartons, darunter einer Anzahl von colossaler Ausdehnung vollauf beschäftigt — bestand doch das Hauptbild allein aus 10 riesigen Theilen — kam Führich nicht ans directe Malen seiner Compositionen, vermochte also blos noch durch Farbenskizzen mitbestimmend für deren Ausführung zu wirken.

Stets noch der Absicht, schließlich direct Hand anzulegen, u. z. an die beiden Abschlußbilder der Seitenschiffe — Engelsturz und jüngstes Gericht — mußte er im entscheidenden Momente dennoch darauf verzichten, hatte dafür die Freude, sie den getreuen Kuppelwieser nach seinen Cartons getreulichst ausführen zu sehen.

Zu bebauern war und bleibt, daß die auf solche Weise überreich und schön mit Malerei ausgestattete Kirche hintennach Zuwächse erhielt, die dem ursprünglichen Plane fremd stehen. So der thurmartige Ciborienaltar, durch welchen das Hauptbild größtentheils verdeckt wird, und die riesigen Kronleuchter im Hauptschiffe, durch welche die dasselbe schmückenden Bilder zur Nebensache werden, überhaupt die harmonische Gesamtwirkung von Architektur und Malerei empfindliche Störung erleidet. — „Zu viel des Guten!“ lautet denn auch zu Nachtheil des im Bau und seiner künstlerischen Ausstattung liegenden Werthes das mit dieser Ueberladung provocirte Urtheil.

Unabhängig davon und ungeschwälert kommt indeß Führich die Anerkennung zu, über dieser fünfjährigen Arbeit alles seinerseits Geplante vollkommen erreicht, Wiedererwecker der monumental kirchlichen Malerei geworden zu sein, überdies sich auf das überzeugendste als die Seele der Wiener Historienmaler erwiesen zu haben, die ja doch in entschiedener Mehrzahl und Namensbedeutung hier unter seiner Leitung freudig wirkten. Nennen wir es moralische Pession oder unwillkürliches Entwaffnetwerden durch die Ueberzeugung, daß der stets „eigensinniger Sonderinteressen“ gezehe Mann (dem aber thatsächlich nur entschiedenes Festhalten an seinen Grundsätzen zum Vorwurf gemacht werden konnte) nun gerade bei einer Gelegenheit, die zur Geltendmachung der persönlichen Präponderanz jedwede erwünschte Handhabe bot, durch selbstlose Hingebung an die gestellte Aufgabe imponirend wirkte: kam es fortan auch zu einem allgemeinen Friedensschlusse mit Führich.

Diese Ausgleichung gewissermaßen voreinleitend, hatte ihn die Akademie schon 1858 als ihren Vertreter zu der in München aus Anlaß des 700jährigen Jubiläums der Stadt veranstalteten großen deutschen Kunstausstellung und Künstlerversammlung delegirt.

Auf der Ausstellung selbst in einer Reihe vorzüglichster Werke vertreten, erwarb er sich auch damit die ehrendste Anerkennung, welcher der König nach außenhin noch Ausdrck gab durch Verleihung des Michael-Ordens.

Der Kaiser von Oesterreich nahm dafür die Gelegenheit wahr, den Künstler nach Vollendung seiner Arbeiten für die Altlerchenfelderkirche durch den Orden der eisernen Krone III. Klasse, in Folge davon durch Erhebung in den Ritterstand auszuzeichnen.

Zu rührender Erinnerung übersandte ihm später noch Kaiser Maximilian den mexikanischen Guadalupe-Orden.

Geben diese eng aneinander gereihten Daten an sich schon hinreichenden Aufschluß zu der seit 1849 völlig veränderten Position Führichs nach Außen, dann dürften sie mit Hinzufügung geringer Ergänzungen auch die wirkenden Anlässe für Stellungsverschiebung auf Seite der Akademieleitung klar legen.

Für Kundige war es kein Geheimniß, daß der neubestellte ministerielle Leiter für Kunstangelegenheiten zu seiner „eigensten Beruhigung“ und aus „innigster Ueberzeugung“ vom bedenklichen Einflusse des so ganz unabhängig gestellten Professors für historische Composition glaubte, diese Lehrkanzel beseitigen und dem also Amovirten in der ihm zugewiesenen Meisterschule möglichst enge Wirkensgrenzen ziehen zu sollen.

Durch einen merkwürdigen Zufall war es aber geschehen, daß Kahl am Ende seiner revolutionären Irrfahrten in Italien und Deutschland als richtiger politischer Flüchtling *) — 1850 — nach Prag kam, hier vermöge seines genialen Wesens und gewandten Entgegenkommens Director Ruben, damit zugleich den Grafen Franz Thun zum zärtlichen Freunde gewann. Guter Berechnung hatte er sich die Erlaubniß ausbeten, Beide „für seine Sammlung berühmter Männer“ malen zu dürfen und zu dieser Gewährung auch das eigentlich Beabsichtigte erreicht. Von Ruben befürwortet, von Thun designirt, kam Kahl mit der überwählten Umgestaltung der Wiener Akademie zur Professur und nach dem inzwischen erfolgten Ableben Kuppelwiesers zur Leitung einer Meisterschule.

Ich darf bei den Zeitgenossen das Bekanntgewordensein mit Kahls anfänglich geistreich reformatorischem, leider nur zu bald ins abstoßend Frivole umschlagendem Kunstbetrieb voraussetzen. Sein Atelier glich dann fürwahr mehr einem Bordell in effigie als wie einer — Schule. Welch Verhältniß sich hiernach zu den Schülern herausbilden mußte, bedarf kaum der Commentirung. Kurz, es war damit der absolute Gegensatz gegeben zu der überängstlich vorausgesetzten Beeinflussung der Kunsteleven durch Führich.

Zeitgenossen wissen, wie auch mittlerweile diplomatische „freundnachbarte“ Winke, schließlich direct von höchster Stelle, unter Hinweisung auf ein solches lehramtswidriges Verhalten, Maßnahmen erfolgten, die in ihrer Vollstreckung dem von der Akademie aus „an die Luft setzen“ Kahls frappant ähnlich sahen. — Der Rest dieser Affaire — gleich schädigend für das Ansehen der Akademie, wie demoralisirend für die von Kahl in seine „Oppositionsschule“ nachgezogenen Akademiker; seine nachträgliche Waffenstreckung und sein durch frieblich tüchtige Leistungen zu Ansehen und verdienter Würdigung Gelangen gehört an andere Stelle. Ueberzulenten ist dann auf die Frage: wie war die durch das Herbeiziehen Kahls geschaffene Situation rasch möglichst zu ändern; der Schule ihre theilweis verlorene Würde wieder zu erwerben. Auf diese Frage gab es dann im Collegium die ziemlich einhellige Antwort: durch Führich — „den Charaktereinen, strengen, von seinen Schülern stets geliebten Meister.“

Die Akademieleitung gab nun ebenfalls zu eigenster Beruhigung und aus innigster Ueberzeugung ihr Concedo! Damit stehen wir — beim „Friedensschlusse.“

*) Von Berlin aus verfolgt wegen seiner Theilnahme an den dortigen revolutionären Vorgängen.

Daß alle in diesem Stadium dem Künstler zugeworbenen Würden und den Menschen würdigenden Ehren, auf Führich keine andere Wirkung übten als die erhöhte Thatkraft, dafür spricht allein schon die nachfolgende Schaffensfülle.

Gleichzeitig mit dem Erscheinen der neben den Cartons für die Allerheiligenfelderkirche, in den Abendstunden für England gezeichneten Compositionen zu Evangelientexten (lithographirt von Fanoli in Paris) erwuchsen auf einander folgend die Altarbilder für das Stift Raigern, und die beiden Gemälde für die Galerie des Freiherrn v. Schack in München. Die Ersteren haben zur Darstellung: „St. Benedict empfängt vor seinem Tode in der Kirche das hl. Abendmahl“ u. St. Scholastika in der letzten Zusammenkunft mit ihrem Bruder Benedict während eines Gewitters. Die beiden andern (für die Galerie Schack) sind vorwiegend dramatischen Charakters. Das erste, „die Verbreitung des Christenthums unter den Germanen,“ zeigt in der Mitte unter einer knorrigen Eiche und gewaltigen Lanne das Bildniß Maria mit dem Kinde Jesu. Vor demselben kniet ein gewappneter Jüngling, in der Repräsentanz des christlichen Ritterthums; links stehen zwei, dieser Szene mit Interesse zugewendete barbarische Gestalten auf ihre Waffen gestützt, während im Hintergrunde das wilde Jagdleben des Germanen im dunklen Walde und seine Raft auf der Bärenhaut neben seinem am Feuer das Mal bereitenden Weibe zur Anschauung kömmt. Rechts öffnet sich dem Blicke eine Waldbrodung, und wird im Hintergrunde auf der Bergeshöhe ein Kloster sichtbar. Mönche sind mit dem Fällen der Bäume, dem Pflügen des Bodens beschäftigt. Einer rettet ein auf dem Schilde im Wildbache ausgefetztes Kind. Im Vordergrund, rechts zur Mitte sehen wir eine liebliche Gruppe von Kindern, die horchend einem Mönche zugewendet ist, der ihnen die Lehre Christi verkündet. Also vertheilt in viele sinnige Episoden, wirkt das Ganze doch einheitlich und klar wie die in ein schönes Tableau zusammengefaßte Illustration zur Entwicklung des Christenthumes bei den Germanen.

Das andere Gemälde, die „Auffindung der Leiche St. Johannis v. Nep. durch Fischer unter der Prager Brücke in der Morgendämmerung“ wirkt durch lebensvolle Anschaulichkeit gleich dem Acte eines ergreifenden, volkstümlichen Drama's.

Für mehrere an- und betreibende Arbeiten fehlt abermal die sichere chronologische Handhabe. So für die zum „Fegfeuer“ trefflich im Geiste Dante's erfaßten Compositionen für den König Johann von Sachsen; die ganz genial Shakespeare nachgedichteten Zeichnungen zu „Macbeth“ für die Königin von England; und die nach Idee wie Figuration geistreich durchgeführte Darstellung „das alte und neue Rom“ — bekannt geworden in einem meisterlichen Stiche von Rudy. — Mit zu erwähnen sind noch eine Reihe von 10 der vorzüglichsten Aquarelle zur Geschichte des Hauses Czernin für die gräfliche Familie dieses Namens.

Wahrzunehmen bleibt übrigens, daß Führich in Nachwirkung des jahrelangen Arbeitens an den Cartons für Allerheiligenfeld wieder so recht in sein eigentliches Fahrwasser, das dichtende Zeichnen gekommen, und daß es für weiter des zwingenden Anlasses bedurfte Pinsel und Palette zur Hand zu nehmen. Malte er dann auch mit gleicher Lust und Wucht wie sonst, läßt sich doch nicht übersehen, es geschah dieß mit mehr und mehr zunehmender Unterordnung der Farbe zur bloßen Dienerin der Idee.

Dieser Art Vergeistigung der Technik schon von jeher zugeneigt, zeigen besonders die der letzten Periode angehörigen Gemälde eine Schlichtheit und be-

scheidene Einschränkung der Farbeneffecte, daß wir uns angefichts derselben in die gemüthlich schöne, vorraphael'sche Zeit, zu den alten Florentinern: Fiesole, Veronesio, Gozzoli und Masaccio versetzt fühlen. Gewährt diesen Eindruck schon die 1861 für Schönkinder gemalte Madonna (sitzend in der Stallhöhle zu Bethlehäm mit dem ihr im Schooße ruhenden Jesukinde) so höheren Grades noch das 1868 für die durch Graf W. Friess erbaute Kirche zu Böslau vollendete Altarbild. Letzteres einem Flügelaltar angehörig, enthält am Mittelbilde die Immaculata, ihr zu Füßen den Apostel Jakobus als Patron der Kirche, auf den Flügeln die Patrone der Stifter.

Dem Hauptzuge nach dichtete aber der Meister nebenher ununterbrochen fort an jenen christlichen Compositionen fort, mit welchen wir nach und nach durch die gediegene Verlagshandlung von A. Dürr in Leipzig überrascht wurden.

Der erste umfaßt den Weihnachtskreis in 13 Bildern unter dem Titel „der Bethlemitische Weg.“

Wenn Jemand anbetracht dieses Titels — wie ich dessen Zeuge war — ausrief: das ist jedenfalls ein neuer Weg, so ließ sich dem guter Sinn beilegen. Denn neu und ganz originell ist, wie es hier am Titelbilde geschieht, die „betrachtende Seele“ von „der Kunst“ eingeladen zu sehen: ihr des Weges zu folgen, den sie mittels der Darstellungen einschlägt. Bild für Bild finden wir sonach diese „Betrachtende“ — als Personification des gläubig theilnehmenden Publikums — der Handlung gegenüber, und finden uns momentan wohl selber nach dem Gemälde identificirt damit. Wie beispielweise gleich von der ersten Szene — „Jesu Menschwerdung“ — über dem Darbringen des Grußes: Ave gratias plena durch den Engel Gabriel an die kindlich verlegene hl. Jungfrau. — In Fortsetzung belauschen wir mit der „Betrachtenden“ die wirklich wunderbar einfach und schön gegebene „Geburt Jesu;“ ferner die rührend gemüthlichen Szenen: „Jesus als Säugling“ und „Jesus in Windeln,“ mit welchen der Empfang der höchst feierlich anherkommenden hl. 3 Könige wirksam abwechselt. Originellster Form folgt dann „Jesu Aufopferung“ wobei wir vorerst Maria durch eine herrliche Landschaft zum Tempel begleiten, und hier auch der Episode beiwohnen, wie der Greis Simeon die schwere, ihr das Herz durchbohrende Prophetie ausspricht. In Gesamtheit von wahrhaft großartiger Conception, liegt in dieser tiefbekümmerten, den Eindruck der Worte Simeons wiederpiegelnden Mutter Maria, dennoch die den Blick fesselnde Dominante. Es folgen die Szenen des vom Engel zur Flucht nach Egypten Geweckterdens, das Kind Jesu „betend,“ „wandelnd,“ „schlummernd,“ schließlich eine Art Schlußtableau: „Jesus als Fischer,“ das offen gestanden, vermöge seines mystischen Sinnes, den vorwiegend der realen Anschauung und concreten Verhältnissen entnommenen übrigen Bildern fremd steht. Die „betrachtende Seele“ ist damit auf den Boden der speculativen Theologie gedrängt.

Unzweifelhaft veranlaßten diesen Cyklus der projectirte Bau einer der „Kindheit Jesu“ zu weihenden Kirche, wozu der befreundete Architect der Votivkirche auch bereits den Plan entworfen hatte.

Der folgende Osterscyklus: „Er ist auferstanden“*) darf als ein weiterer

*) Beide Cyklen, fast durchweg trefflich von A. Haber und R. Dertel in Holz geschnitten, erschienen bei Alph. Dürr in Leipzig.

Theil der in Absicht genommenen Illustration zum „Kirchenjahr“ verstanden werden.

Einleitend für das glanzvolle Halleluja der Auferstehung führt der Künstler die düstern Bilder der Charwoche voraus: in Nr. 1, den ergreifend ernstesten Begräbniszug; Nr. 2, das sorgfame Versiegeln des Grabes durch die Hohenpriester; Nr. 3, die Schaarwache am Grabe; Nr. 4, als Zwischenhandlung das den Worten des Credo entsprechende: „Abgestiegen zur (Vor-) Hölle“ — Christus in Mitte der auf Erlösung harrenden Ältväter; — auf Nr. 5, erhebt sich Christus von der Grabstätte während ein Engel den Stein von der Pforte entfernt; erst am 6. Bilde schreitet er als „Obsieger über Tod und Grab“ hervor. Die Begegnung Jesu mit seiner Mutter giebt Nr. 7, ein Bild von unvergleichlicher Anmuth; Nr. 8, mit der Episode, wie die verspätet zur Salbung gekommenen drei Frauen die leere Grabeshöhle betreten, interpretirt Nr. 9, das vom Herrn, der begegnenden Magdalena zugerufene: *Noli me tangere* in würdigster Weise. — Eine Musterleistung, und dem Besten beizuzählen, was Führich in Composition und Zeichnung leistete, ist jedoch Nr. 10, der Gang nach Emaus. Nr. 11 giebt die Fortsetzung, und zwar den Moment in welchem Jesus sich verabschieden will, die Jünger ihn dagegen mit dem: „Herr bleib bei uns“ bestimmen mit ihnen einzukehren, sonach in Nr. 12 das „Erkennen“ beim Brodbrechen folgt.

Von vorragender Bedeutung ist wieder Nr. 13, die Zerknirschung des „ungläubigen Thomas“ gegenüber der milden Zurechtweisung Jesu, wie kaum minder das Schlußbild der „Verufung Petri.“ Das 15. eigentlich erste, ist das Titelblatt, das im Sinne der Ouverture den leitenden Gedanken des Cyclus andeutet.

Beide Werke, ziemlich ohne alle Reclame auf den Kunstmarkt gekommen, hatten in Kürze doch durch die ihnen innewohnende geistige Kraft, verbunden mit jener eigenthümlich populären *Factur*, wie sie eben ganz ausnahmsweise Führich handhabte, eine Verbreitung gefunden, wie sie vergleichsweise nur den richtigen „Volksbüchern“ aus der Vorzeit nachzusagen bleibt. Und ich komme hiebei auf einen schon angedeuteten Vorbehalt zurück, auszusprechen, daß nebst Ludwig Richter Führich der populärste Künstler der Neuzeit war. Jener im poesievollsten Erfassen und Darstellen des Alltagslebens; dieser in der lebensvollsten Verbildlichung des Uebersinnlichen, sind sie zwar verschiedenen Weges gegangen, doch aber zu ziemlich gleichem Erfolge gekommen — in der Popularität ihrer Werke.

Beide von einer Productionskraft ohne gleichen in Vergangenheit und Gegenwart, überwiegt die ihren Schöpfungen zu Theil gewordene *Reproduction* durch Stich, Holzschnitt *cc.* ebenso alles Dagewesene.

Speciell die der Werke Führichs ins Auge fassend, von seinen Bildern zur Geschichte Böhmens, zum Vaterunser, wilden Jäger und der Genovesa an, all' die Hunderte von Bignetten, Gelegenheitszeichnungen für kirchliche und humane Zwecke, Illustrationen zu Erzählungen und Dramen, die vielen größeren Einzelblätter hindurch, bis zu den oberwähnten Weihnachts- und Osterbildern — gelangen wir schließlich doch wohl zur Frage: was brachte denn eigentlich diese — nachweisbar ohne des directen Zuthuns vom Künstler — überaus eifrige *Reproduction* zu Wege? — Antworten: „es sei dabei ein undefinirbares Etwas im Spiele,“ wie dies bereits von einer Seite her geschah, ist jedenfalls eine allzu vage Auskunft, die zur Sache so gut wie Nichts sagt.

Ich meine, haben wir eumal zugestehen müssen, Führich sei ganz ausnahmsweise von allen österreichischen Künstlern populär, ja der populärste geworden,

dann handelt sich gewiß nur mehr dem hiefür giltigen Sinne des Wortes nachzuzuforschen. — Popularität kann, wie wir wissen, entweder nur mittels des durch dick und dünn Gehen mit dem Plebs oder vermöge selbstloser Hingebung an eine hohe, die ethischen Strebungen der Gesellschaft umfassende Idee gewonnen werden. — Nachdem in der Kunst aber nicht allein die Idee, sondern auch die Form entscheidender Wirkung ist, und es Fühlich gegeben war, zur Verständigung mit seinen lautereren, den edelsten Regungen affonirenden Gedanken schlichte, gemeinverständliche dem Leben abgelauschte Form zu finden, und der Verkehr mit diesen seinen Gebilden zumeist wie der mit herzenstrauten Freunden berührte, so ließe sich damit entgegen jenem „undefinirbaren,“ wohl das definirbare Etwas feststellen, auf Grund dessen unser Künstler, unbeschadet von mißvergnügt nergelnder Kritik, besten Sinnes volksthümlich wurde.

Der Dritte im Bunde wäre ohne Widerspruch Moriz v. Schwind gewesen, wenn diesen nicht widrige Verhältnisse allzu lange am vollen Entfalten seines Genies gehindert hätten. Seine Illustrationen zur Legende der hl. Elisabeth auf der Wartburg, zur Sage „Melusina“ und den sieben „Raben“ reichen indeß schon hin, behaupten zu können, er habe gleich Fühlich und Ludwig Richter seine bleibende Stelle im Herzen des Volkes.

Wer einigermaßen mit der Praxis der Verleger von Kunstwerken vertraut ist, wird wissen, wie feinfühlig diese Herren in Bezug auf „gangbar“ und „nicht gangbar“ sind.

Wenn also der Verleger des Weihnachts- und Osterscyklus sich zu einer von Fühlich illustrierten Ausgabe von Thomas v. Kempen's „Nachfolge Christi“ entschloß, dann gründete solches ganz sicher auf der bereits gewonnenen Ueberzeugung, daß die mit diesem Künstlernamen versehenen Editionen einem dankbaren Publikum begegnen.

An sich eine der schwierigsten Aufgaben, der selbst unser geniale Steinle nicht beizukommen wußte,*) weil diese „vier Bücher“ der Nachfolge eben ausschließlich abstracte Betrachtungen sind und zur bildlichen Verkörperung allzu wenig Motiv bilden. — Wie nun Fühlich diesem „bilderlosen“ Texte dennoch fünfzig Bilder mit der vollen Spiegelung seines geistigen Inhaltes abzugewinnen wußte, ist darum eine in ihrer Art einzige Lösung. Sie bleibt die Prærogative seiner unerschöpflichen, keiner Alterung unterworfenen Phantasie, denn frei von Reminiscenzen an bereits wiederholt gestaltete Themen, frisch nach dem Worte und seinem Gemüthsdrucke gleich Stegreifdichtungen, gestellte sich Bild nach Bild den vier Büchern bei, und wurde jedes fast auch wieder zu einer selbststehenden Betrachtung all des Erhabenen in den Evangelien, all der in Erinnerung gehaltenen Schönheiten in der Natur und dem Menschenleben.

Ueber das Titelblatt hinaus — mit der würdigen Gestalt des frommen Mönches von Kempen und dem vorbildlichen pastor bonus — an die körnigsten Textworte anlehnend, behält dessen ungeachtet die Künstlerphantasie ihren ursprünglichen Zug. Man sehe z. B. die sinnigen arabesquemrahmten Bildchen mit den „Werken der Barmherzigkeit“, die beiden „solitudo“ und „silentium“ bedeutenden Figürchen; Petrus und Judas, die Geburt Christi, die kugen und die thörichten Jungfrauen; den „großen Christoph“, die Madonna als die über der

*) Man sehe die 1839 im Verlage von J. N. Paffy in St. Pölten erschienene Prachtausgabe „Thomas von Kempen.“

Welt thronende Spinnerin des Glaubensfadens. Gleich originell ist die Verfinn-
bildung des „Baumes der Erkenntniß“ und jenes „der Erlösung“ so wie der
Worte: Tuba mirum spargens sonum etc.; von ergreifender Gemüthsinnigkeit
aber das Bild zu „Herr, ich bin nicht würdig“ etc., an welche nach Bedeutung
die „Fußwaschung“, das „Ave Maria“, Maria und Martha, die Opferung im
Tempel und das Schlußbild Christus als der Herrscher über Zeit und Raum an-
reihen. Thomas a Kempis, wenn noch irgendwie in Contact mit seinen uni-
versell gewordenen Meditationen dürfte diese Illustration gewiß als die
schönste Frucht derselben anerkennen. — Ihre ausgezeichnete Reproduktion durch
den Holzschnitt des Meisters Kaspar Dertel sichert ihnen von selbst schon eine
bleibende, von Ebbe und Fluth des Modegeschmacks unberührte Stelle.

Ueber diesen seinerzeit schon in meine Notizhefte eingetragenen Vorkerkungen
war das Jahr 1873 gekommen, damit die willkommene Nothwendigkeit als Be-
richterstatter der Reichsberger Handels- und Gewerbekammer die Wiener Welt-
ausstellung besuchen zu müssen. Selbstverständlich genügte ich anbei freiwillig
der Pflicht, meinen edlen Meister und Freund persönlich zu begrüßen.

Stauenden Blickes hatte ich bereits seine in der Kunsthalle ausgestellten
neuesten Zeichnungen zur Parabel vom verlorenen Sohne gesehen,
denn wissend, die sie also sicher und geistig frisch zeichnende Hand gehöre jetzt
einem Drei und siebenziger an, gewann das nach fast zehnjähriger Zwischenzeit
ihn Wiedersehen einen desto höheren Anreiz.

Mein Vorhaben ließ sich indeß nicht des sonst gewohnten Weges in sein
altes Quartier am Salzgries abthun, war er doch mittlerweile *) in die Joseph-
stadt übersiedelt; ihn dort auffuchend hieß es wieder: der Herr von Führich wohnt
„am Rande“ — wo? „am Himmel.“ — Alsdann vorwärts nach dem Himmel!
— Bis Penzing mit meinem „Gefahr“ gekommen, galt es nun eigenfürlich berg-
an steigen und in der mir bis dahin unbekanntem Region unter drückender Mittags-
sonne die vereinzelt Gehöfte abfragen nach dem Gesuchten. Da und dort ohne
Auskunft geblieben, kam ich in diesem Wettlauf mit Hindernissen endlich auf das
Bergplateau und zu einem umfriedeten Obstgarten, in welchem Kinder just einen
Birnbäum attaquierten, doch erschreckt durch mein Herantreten Reißaus nahmen.
Hurtig erfaßte ich aber den eigentlichten Frevler während seines Rückzugs vom
Baume und gestand ihm Pardon nur unter der Bedingung zu, wenn er mir
Auskunft verschaffe, wo der Herr von Führich wohne. „Na, wann's sunst
nichts is', der is' ja unser Nachbar“, erhob der Geänstigte seine wiedergewonnene
kreisende Stimme.

Kurz danach am Ziele — vor einer abgeschlossenen Dekonomie — betrat
ich durch das angelehnte Thor einen großen, auffallend reinlich gehaltenen Hof,
rechts und nach rückwärts mit Wirthschaftsgebäuden, links die ganze Flanke ent-
lang mit einem einfachen Wohnhause. Dieses betretend, fand ich zwar „Niemand
zu Hause“, nach wenigen Minuten dafür alle, alle die lieben Wohlbe-

*) Seit seiner 1872 gesetzmäßig erfolgten Pensionirung, unter Verleihung des Comthur-
kreuzes des Franz Joseph Ordens.

kannten beisammen, dazu auch noch den Zuwachs von Schwiegersohn, Schwiegertochter und herzigen Enkeln. (Lukas v. Führich hatte sich mit Vertha Krasmann, der Tochter des bekannten Künstlers Gustav Krasmann vermählt, — Anna von Führich war Gemahlin des Historienmalers Herrn Aug. Wörndl von Adelsfried.)

Meister Führich, obschon sein dichtes, dunkles Haupthaar seither schneeweiß geworden, hatte sich in Haltung und Wesen kaum merklich verändert; noch bei voller geistiger Energie, beeinträchtigte seine gewohnte Thätigkeit allenfalls nur ein nervöses Beben der Hände, dessen er jedoch mittels der Willenskraft vollständig Herr zu werden vermochte. Ueber dem Componiren wie sonst die kurze Pfeife in Dampf sendend, den Stift fest klemmend zwischen Daumen und Zeigefinger, war's mit dem Beben vorbei, wurden Zeichnungen höchsten Schwunges und subtilster Durchbildung fertig — wie dies ja hinreichend seine bis zu seinem Todesjahre fortgesetzten schönen Compositionen beweisen. Ein weniger erfreuliches Bild bot sich im Anblicke der Gemahlin des Meisters. Die einst so stattlich rüstige, liebliche Frau wurde in einem Rollstuhle vom Garten her zur Haustür vorgefahren: geschwunden war ihre Fülle, gebeugt, mit Schmerzgefurchten Lügen saß sie da, außer Stande, sich ohne Beihilfe von der Stelle zu bewegen, durch ein Herzleiden war sie allmählig diesem Zustande verfallen.

Dieses Wiedersehen wirkte derart, daß ich alle Noth hatte meine Nahrung zu beherrschen. Sie fühlte es, die Eble, und suchte selbst nach heiterer Miene und einer Gesprächswendung, die über die Betrachtung von Einst und Jetzt hinüber brachte.

Bald ertönte auch die Mahlzeitglocke, sämmtliche Episoden lösten sich dadurch in ein Ensemble der für mich denkwürdigsten Art auf, denn es fand sich im oberen Geschoße dann die Tafelrunde einer Familie zusammen, wie sie nach Eintracht, frommen Sinn und Geistesbildung wohl zu den seltensten Erscheinungen zählen dürfte.

Der Hausvater in — ich muß sagen — idealer Würde als Centrum; die Hausmutter, trotz ihres Leidenszustandes, die wärmeleitende Seele; Schwester Marie, die stillwaltende Hausverweserin, dazu die beiden jugendlichen Ehepaare mit ihren allerliebsten Sprossen, sammt und sonders innigster Liebe, wie ein Blüthenschmuck Hausvater und Hausmutter umgebend — was kann es anmuthigeres, mitbeglückenderes geben.

Wie Führich noch vollkommen auf der Höhe der Zeit stehe, das erwiesen seine kurzen, körnigen Tischreden. Die wichtigsten Begebnisse auf den Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Politik berührend zeigte sein Urtheil eine Präcision, die stets den Kern der Sache traf. Höchst schätzbar waren mir nebenbei sehr trefflichen Bemerkungen über das Verhältnis, in dem sich die Nationen in der Kunstthalle der Weltausstellung zu einander befanden. Klaren Blickes hatte er alle nach Werth und Unwerth ermessen, darum auch ganz richtig erkannt, daß die Kunst in Oesterreich „noch viel zu viel im Ausland betteln gehe“, anstatt sich „mit Venäzungen der uns zugehörigen Schätze wohlhabend zu machen“. Ueber diesem unergößlichen Austausch blieb die Sonne leider nicht stille stehen; schon in naher Beziehung zum „Rahlenberge“ hieß es Abschied nehmen. Schwer, sehr schwer trennte ich mich diesmal — ahnend, es geschehe auf — N i e m e h r - W i e d e r - s e h e n. Führich begleitete mich bis an die Grenze seines Gefriedes, sein Sohn, der besseren Weges als ich gekommen, bis dahin, wo ohne Abirrung die Ort-

schaft zu erreichen war, von der aus mittels des Omnibus das Weiterkommen nach Wien zu finden ist.

In meine gegenwärtige Existenzstation heimgekehrt und nach Auftrag bericht-erstattend über Kunst (und kunstverwandte Gewerbe) konnte ich zugleich schon eine Besprechung der Bilder zum verlorenen Sohne einbeziehen. Eigentum geworden des „Vereins für vervielfältigende Kunst in Wien,“ erfolgte mit der Ausstellung der Zeichnungen unter einem auch die Publication der von Petraf besorgten Stiche. Im Besitze dieser entdeckte ich nachträglich daran noch viel, dessen ich in der Kunsthalle anblicks der Originale nicht gleich inne geworden, der durch mein Referat beabsichtigten Popularisirung des Werkes in heimischen Kreisen, kam übrigens der Kunstverein für Böhmen auf das anerkennenswerthe zu Hilfe. Dieser übernahm entsprechend der Anzahl seiner Mitglieder, vom genannten Vervielfältigungsvereine, Abdrücke des Cylus, um sie als „Prämie f. d. J. 1874“ auszugeben. — Nach dieser neuerlichen viertausendfachen Verbreitung im Allgemeinen und einer tausendfachen in unserem Lande bedarf es an dieser Stelle wohl bloß noch einiger leitender Worte, die wir bei den Bildern selber vermiffen.

Der Inhalt derselben ist: Blatt 1, der Sohn verläßt das Vaterhaus, 2, seine Ankunft in der Stadt; 3, im Sinnestaumel bei den Hetären, 4, fertig mit Besitz und Ehre; 5, als Hungerleider sich zum Knechte verbindend; 6, Schweinehirt geworden; 7, auf der Umkehr zur Heimat; 8, vom Vater wieder aufgenommen.

Obenhin befehen, ist's allerdings „eine alte Geschichte,“ den Meisten von langerher als „gute Moral“ bekannt. Eingehender betrachtet, kann es dagegen nicht leicht ausbleiben, zugestehen zu müssen, Führioh habe die Parabel in gänzlich neues Licht gestellt, sie nämlich als historisches Geschehniß eingekleidet und in dramatischer Fortentwicklung zur Anschauung gebracht. Wohin wir blicken, liegen klar und wahr gezeichnete Episoden aus dem Leben eines „einst“ verführten Jünglings vor Augen, dem aber dichterischen Geistes so viele epigrammatische Details beigegeben sind, daß wir zugleich herausfühlen, es gelte über das oberflächlich Gegebene hinweg, noch den Beziehungen nachzuforschen, in welchem diese Details zur Episode stehen. — Was solls, müssen wir uns unwillkürlich fragen am ersten Bilde, auf dem der Sohn seinem Verführer folgend, den bekümmerten Eltern den Rücken kehrt und hochmüthig an der pastor bonus Säule vorbei, die breite Heerstraße dahin reitet — mit der Abstrafung des zum Nachlaufen bereiten Haushundes und dem sich gegen den Haushahn spreizenden Pfau'. — Nicht minder interessirt fragen wir uns über den Zusammenhang der zweiten Szene — der Sohn (und sein Begleiter) in der Stadt den verlockenden Dirnen gegenüber — während ihn das nackte Elend anbettelt, im Hintergrunde ein Begräbniß sichtlich wird, das — sub rosa, dem Folgebilde — bei den Hetären — Relief giebt. Gleich sinnig mit Glossarien umrankt ist die Szene der Enttäuschung, der bitteren Noth, der Ermannung zur Umkehr — an der pastor bonus Säule, und die versöhnend abschließende, liebevolle Wiederaufnahme im Vaterhause.

Zugestanden, daß ein solches hastiges Markiren, allen Jenen, die dem Worte eingehenderes Studium widmeten, unzulänglich erscheine, glaube ich Entschuldigung

beanspruchen zu können, durch den Hinweis, daß die „Mittheilungen“ — des deutsch historischen Vereines — ihre sachlich bedingte Abgrenzung haben und daß eine dem Inhalte der Werke Führieh angemessene Interpretation das Zugeständniß auf einen Folianten voraussetzen würde.

Von vornherein mit diesen biographischen Studien nichts anderes bezweckend als einen Theil meiner Erlebnisse und Erinnerungen, insoweit damit Daten zur Kunstgeschichte der Neuzeit verbunden sind, dem Fachhistoriker zu Handen zu bringen, wollte ich nach anderer Seite zugleich anregen zu einer größeren Beachtung der Werke jener vaterländischen Künstler, denen es vornehmlich zu danken ist, daß neuerer Zeit die bildende Kunst in Böhmen wieder eine auf Jahrhunderte nachhaltende Bedeutung gewann.

Was hiefür durch und seit Bergler und seinem ersten Schülerkreis allmählig angebaut wurde, das trieb mit Führieh zu Blüthe und Frucht.

Nicht gut denkbar ist noch eine Nachzeit, in welcher die Bildkünstler nicht ein oder das andere Werk von Führieh gleich ihrem Credo in Ehren halten und dafür einstehen würden. Sein Schaffen ist eben ein universelles, alle Höhen des Geistes, alle Tiefen des Gemüthes umfassendes.

Wieder auf die chronistischen Momente seines Schaffens zurückleitend, bleibt absonderlich noch anzumerken, daß unser Künstler, der, wie schon notirt, in seinem 72. Jahre — als Professor — in den „Ruhestand“ versetzt, wegen des ange deuteten Leidens in den Händen sich als Maler von der Staffelei zurückziehen mußte, jetzt nur um so freizügiger und rasloser den Stift handhabte für die Durchführung cyklischer Arbeiten. Nach Abschluß der Compositionen zum „verlorenen Sohn“ griff er sofort zur Illustration „der Psalter“, einer ihm vom Verleger D ü r r gestellten und längst schon vorbereiteten Aufgabe, und danach wieder und wieder zur Vollendung anderer.

„Der Psalter“ ähnlich wie „Thomas von Kempen“, vorwiegend in Arabeskenform illustriert, kamen auch in diesem wieder die im Künstlergemüthe still verzeichneten Wahrnehmungen innerhalb der Welt des Sein's, von Jugend an bis ins Jahr des Schaffens, zu glücklicher Verwendung; durch die Poesie im Psalter gehoben, und getragen vom Sehergeiste des Psalmisten, schuf Führieh Compositionen, die zum Theil hoch hinaufführen nach dem Bereich des Transcendentalen, theils wieder eine Ueberbrückung bilden zwischen dem Göttlichen und Menschlichen oder zur Vermittelung des Wirklichen und Seienden mit dem Idealen. Man sehe z. B. das Titelblatt, und wieder Seite 18 das „Lob Gottes aus dem Munde der Kinder“, oder „der Messias und die Kirche“ (Seite 109); die Sehnsucht nach Gott (102); „Du bist der Priester ewiglich“ (276) und dazu „David im Anblicke der Bethsabä“ etc. Wo dann der Meister so ganz schlicht und recht auf eigene Faust Poesie betreibt wie in der „Festfeier“, (S. 203); „Es gehet der Mensch an sein Werk“, „sie kommen mit Jubel und tragen ihre Garben“ (S. 320), „an Gottes Segen ist alles gelegen“ (S. 321), „Harmonia“ (329) und in „Lobet den Herrn“ (367), da ist er auch wieder in seinem eigensten Elemente, und als Siebziger gerade so phantasiereich, innig und sinnig wie — Anno 25!

„Als er im Jahre 1872 diese Compositionen begann, glaubte er, es werde wohl die letzte größere Publikation sein, die er mache, und schloß den Cyklus mit einem Blatte, das die Worte, welche beim kirchlichen Psalmengebete jeden Psalm schließen, zur Grundlage hatte: Gloria Patri, gloria Filio et Spiritui sancto etc. Eine kleine Ordensgemeinde lehrt vom wächtlichen Chorgebete in das stille Klö-

sterlein zurück. Der Bruder löscht die Kerzen; der Vollmond steigt über dem Springbrunnen des Gartens empor und beleuchtet das unendliche Meer — das Sinnbild der Ewigkeit — während Engel den Weihrauch des Gebetes zum Himmel tragen.“ — Dieser Bemerkung begegnen wir im Nekrologe, den Lukas von Führieh seinem Vater in der Paderborner Literarischen Rundschau widmete.

Noch aber war damit sein Schaffen nicht abgeschlossen. Seltener gekühter Widerstandsfähigkeit schuf er weiter und blieb dieses gewiß auch seine beste innere Stütze während des vieljährigen Leidenszustandes seiner geliebten Gemahlin. Sie verschied am 19. März 1874.

Es entstanden im Zwischenraume sieben äußerst schöne Zeichnungen zum Buche „Ruth“ — in getreulichen Nachstichen von Merz — bei Dürr erschienen; nach Wunsch derselben Verlagshandlung eine Illustration zum Gedichte Hartmann's von Aue „Der arme Heinrich“ und ein Cyklus „Aus dem Leben“; einen anderen, zur Legende des hl. Einsiedlers Wendelin in 15 Blättern, zeichnete er blos noch in den Umrissen.

„Das Buch Ruth“, durch ein höchst sinnreiches, originell concipirtes Eingangsbild in seiner biblischen Bedeutung versinnbildet, sehen wir am zweiten Bilde, Ruth entschlossen mit Naemi nach Bethlehern zu reisen, während ihre Schwägerin weinend sich heimwärts wendet; am dritten ihre Verwunderung erregende Ankunft in Bethlehern; am vierten, Boas kommt zu den Schnittern und erblickt die Aehren lesende Ruth die am folgenden Anweisung von ihm erhält sich den Schnittern zum Mahle beizugesellen, das sechste Bild gibt die äußerst interessant dargestellte abendliche Szene, wie Ruth auf der Tenne ihr Lager zu den Füßen Boas nimmt, den wir am nächsten und Schlußbilde die bereits bräutlich geschmückte Ruth vor der Gemeinde als sein Weib erklären sehen.

Wohl dürfte es jedem anderen Künstler der Neuzeit schwer werden, diese anmuthige biblische Legende wahrhaft biblischer Einfachheit und doch so fesselnder Art in Bildern zu fassen, wie es Führieh mit diesem Buche Ruth gelungen. Zugestanden, daß es sich da und dort merkbar mache, der Künstler handhabe nicht mehr mit sonstiger Sicherheit den Stift; wie staunenswerth frisch ist dafür immer noch die Ideenquelle, wie zuständlich wahr die Szenerie, namentlich die des Erntefeldes und der Mondnacht des sechsten Bildes. Der Stich des berühmten Hchnr. Merz ist, wie schon ansgesprochen, ein liebevoll getreulicher, obschon mit der Natur des Stahlstiches nicht ein vollständig selbstloses Hingeben an die Zeichnung vereinbar, wie sie dermal unter der Hand Führieh's entstand. Die Stahlstichtechnik auf ihre eigenartigen Wege angewiesen, wird sich niemals gleich der Radirung oder dem Holzschnitte, der Handzeichnung anzuschmiegen vermögen.

Diesen Bemerkungen entspricht ganz besonders „Der arme Heinrich“ in den nun vorliegenden Holzschnitten von Rasp. Dertel — der sich im Bereiche seiner musterhaften Technik auf das überraschendste den Originalzeichnungen anzuschmiegen verstand, so daß sie fühlbar, gleich Autographien berühren: uns den in der Hand unsicherer gewordenen, im Geiste fluggewandt und zielloslicher geliebten Künstler spiegeln.

Wir dürfen hoffen, daß der noch ausstehende Cyklus „Aus dem Leben“ durch die aller Ehren werthe Verlagshandlung Dürr in gleich pietätvoller Weise zur Publikation gelange.

Die letzte größere Composition Führieh's war: „Der Patriarch Noah baut die Arche und warnt seine Zeitgenossen vor dem herannahenden Strafgerichte

während diese unbekümmert um die von Ferne aufsteigenden Wetter sorglos schwelgen und ihn verhöhnen.“

„Darauf ist er in's Grab gestiegen“. — „nach kurzem Leiden, versehen mit den hl. Sakramenten, verschied er am 13. März 1876 im 77. Lebensjahre.“

Wie durch mehrfache Bemerkungen über sein letztjähriges Schaffen wahrnehmbar werden konnte, vollzog sich dieses in äußerster Zurückgezogenheit, bloß unter Theilnahme des engsten Kreises seiner Angehörigen und weniger trauten Freunde, so daß es sogar für ihn denkbar wurde, man habe — namentlich in „Neu“-Wien — seiner bereits vergessen.

Ein, ich möchte sagen, zufälliger Anlaß, daß jene Freunde zur Feier seines 75. Geburtstages eine Ausstellung seiner in Wien befindlichen Werke veranstalteten, überzeugte dagegen ihn wie nebenbei die Neu-Wiener auf das gründlichste, der Name Führich habe seinen guten Klang behalten, die Anerkennung des Werthes seiner Werke sei vom Zeit- und Gesinnungswechsel unabhängig nach wie vor die gleiche, sie habe feste Wurzeln am Gebiete der Kunst wie in den Herzen der Völker!*)

Der „Führich-Ausstellung“ Ende Februar in Wien mit 175 Werken folgte in pietätvoller Anreihung Anfang April eine in Prag mit 153 Nr., hierauf — im September — eine in Reichenberg mit 145 Nr.

Hatten diese der spontanen Entschliebung entsprungenen Ausstellungen für den Künstler die Bedeutung einer ihm „angefichts der Oeffentlichkeit“ dargebrachten höchst liebevollen Huldigung, dann lag in ihnen nicht weniger ein kunstgeschichtlich hochinteressantes Begebniß, daß nämlich durch sie — eine zur anderen gehalten — sein immenses Schaffen, vom Vaterhause an bis kurz vor dem Lebensabschlusse, der Beurtheilung vorlag. Während also die Wiener Ausstellung vorwiegend die Werke der letzten, die Prager jene der mittleren, brachte die Reichenberger einen chronologisch geschlossenen Cyklus der ersten Periode, und zwar von Jugendarbeiten, aus denen gleicherweise der Unterrichtsengang bei „Vater Wenzel Führich“, wie die akademische Laufbahn unter Dergler, bis zum „Dreikönigstage 1821“, wo ihm das „verhängnißvolle Buch“ mit den Holzschnitten von Dürer zu Handen kam, erschlossen lag.

Die eigentlichen biographischen Daten nicht allzuweit auseinander zu halten, mußte ich es mir versagen, eine größere Anzahl von einzelnen, der früheren und späteren Periode angehörigen Werken namhaft zu machen; sie bleiben darum dem ergänzenden Verzeichnisse vorbehalten. Ich schließe hier mit den Worten eines maßgebenden Journals Deutschlands: „Die Werke Führichs stehen einzig da in der Kunst der Gegenwart durch die Vereinigung eines tiefinnerlichen Ausdruckes, wie ihn fast nur noch Dörrbeck besitzt, und eines Schönheitsinnes, welcher Schwind's reizendsten Schöpfungen die Wage hält, und ist Führich mittels dieser, in der Reihe seiner Genossen der Erkorene, dem die Aufgabe zufiel, jene höhere Kunsttradition, wie sie aus der Blütezeit der Hellenen in Italien auf Raphael, in Deutschland auf Dürer überging, als von diesem übernommen in die Zukunft zu tragen!“

*) Sein Begräbniß, schilderte ein demokratisches Journal ohne Fehl als das „eines großen Mannes“ . . . „eines Mannes der für Oesterreich mehr gethan als zehn Kriegsminister, denn er eroberte die Herzen.“

Anhang.

Von befreundeter Hand wurden mir mehrere Briefe zur Verfügung gestellt, die Vater Wenzel Föhrich während des Aufenthaltes seines Sohnes Joseph in Italien aus Prag einem seiner intimsten Freunde, „Bruder Franz Keil“, nach Pragau schrieb. Der Hauptinhalt derselben besteht in getreuen Copien der von jenem aus Rom erhaltenen Berichte, in welchen viele kleine, sein Lebensbild vervollständigende Züge sich widerspiegeln.

In diesem Sinne bringe ich sie auszugsweise hier zu Abdruck.

Der erste Bericht über die Reise von Wien bis Venedig fehlt; der zweite gilt der von hier bis Rom und lautet: „Mittwochs den 17. Januar (1827) um Mitternacht fuhr ich am Postschiffe mit einem italienischen Conducateur durch die Lagunen Venedigs hinüber nach Mestre, von wo aus dann die Reise zu Lande nach Ferrara, wo ich Abends ankam, weiterging. Ich ließ mich gleich nach Rom einschreiben und nun gings wieder über Bologna nach Imola, Forlì, Rimini und eine Menge anderer Städte nach Ancona; von dort durch die Appenninen über Foligno und Spoleto nach der ewigen Roma, wo ich am 23. Januar 9 Uhr Abends ankam.

Von Ferrara hatten wir einen Wagen für 9 Personen, der nach Bedürfniß bald mit 6, bald mit 8 Pferden bespannt wurde; in den Appenninen zogen ihn 8 weiße Stiere und ritt nebenher die gewöhnliche Begleitung von 3 päpstlichen Dragonern wegen etwaiger Ueberfälle von Straßenräubern. Eine Begleitung, die mich um einen Theil meiner Illusion brachte, die anders durch das an sich wilde und rauhe Gebirge keine Einbuße erlitten hätte, da die vielen Delbäume, Pinien und Cypressen, die großen Herden weißer Ziegen, die da und dort niederbrausenden Wasserfälle und zu öfter sichtbar werdenden Ortschaften ein ziemlich pittoreskes Ansehen geben. Als es endlich durch die öde Campagna ging, und unser Wagen über Ponte mollo fuhr, und die ungeheuren Mauermassen Roms, blos noch schwach dämmerlich beleuchtet, den Blick beengten, überkam mich in der That ein Schauer. Durch die Porta del Popolo, am Obelisk vorbei, nach der Dogana — oder Mauth — gekommen und abgesetzt, kümmerete ich mich um eine Unterkunft, die ich bei „Franz“ im deutschen Gasthose fand. Anderen Tages, doch erst gegen Abend, traf ich im Café Greco mit dem Namen nach bekannten deutschen Künstlern zusammen, die mich selben Abends noch in einem Singvereine, den etwa 15 Deutsche bilden, einführten, und wo grundsätzlich nur Compositionen der alten, klassischen Maestri zu Vortrag kommen. Diese Wiederbestätigung, daß der Deutsche mit seinem angeborenen Ernste überall das Tüchtige sucht und in sich aufnimmt, hatte etwas Ergreifendes für mich. Von da aus war ich nun überall, wo Deutsche zusammenkamen, wie ein alter Bekannter gehalten.

Dritten Tages ging ich von Waagen und mehreren neuen Freunden begleitet in die Peterkirche, die mir — offen gestanden — durchaus nicht so imponirte, wie ich vorausgesetzt hatte. Anders war es im Vatican und vor den Werken Raphaels — davor wurde ich kleinlaut! Folgenden Tags mit derselben Gesellschaft das „alte Rom“ besuchend, die Riesentrümmer einer großen Vergangenheit: die Triumphpforten des Septimius Severus und Titus, den Tempel des Friedens und den der Venus, vor allem das Coliseum, gestehe ich überwältigt worden zu sein. Ein höchst merkwürdiger Gegensatz tritt in letzterem vor Augen. Mitten in dem grandiosen Amphitheater steht ein großes Kreuz und

im Kreise umher an den wildverwachsenen Pfeilern und Eingängen zu den ehemaligen Behältern der wilden Thiere sind Capellen mit den 14 Stationen des Kreuzweges angebracht. Während wir darin umhergingen, verrichtete eben eine Bruderschaft (sogen. Todtenbruderschaft) in grauem Habit, mit einer sackartigen Kopfverhüllung, in welcher bloß zwei Oeffnungen für die Augen ausgeschnitten sind, ihren Fußgang unter sonderbarem, eintönigem Gesange: wodurch die mit dem Riesenbaue verknüpften antiken Reminiscenzen in einen um so grelleren Contrast geriethen. Dieser ganze Stadttheil, wo in halbversunkene Tempel christliche Kirchen hineingebaut sind, gleicht einer untergegangenen Welt, auf der eine neue ihr Wachsthum angewiesen erhielt“.....

Datirt, Rom 6. April 1827, erfolgte die Mittheilung: „Obgleich von Wien auf eine freie, unentgeltliche Wohnung im römischen Gesandtschaftspalaste vertröstet, war dermal keine wirklich frei. Da ich mir ohnehin für den Bezug allerlei hätte anschaffen müssen, sogar ein Bett, das hier sehr theuer ist, so mietete ich mir getrost und auf allgemeines Anrathen eine Privatwohnung. Diese ist bequemer gelegen in einer der gesündesten Stadtgegend, im Umkreise der hier lebenden Deutschen und ist zugleich mit allem Nothwendigen versehen. Ich wohne also am Monte pincio in der Via di St. Isidoro, wo in jedem Hause für Malerwohnungen vorgesorgt ist; verfüge über ein schönes Schlaf- und Arbeitszimmer — oder Studio — mit ziemlich gutem Licht und prächtiger Aussicht, denn ich übersehe von dem logenartigen Söller vor der Eingangsthüre zu meinem 3 Treppen hohen Quartier halb Rom. Zunächst liegt der Quirinal — Monte cavallo — mit seinen Palästen und grünen Gärten voll Drangen- und Lorbeerbäumen; weiterhin sehe ich das Capitol, das Pantheon des Agrippa etc. und wieder wie aus der absonderlich übereinander gethürmten Masse von Häusern und Kirchen die Säulen des Trajan und Antonin, jetzt oben geziert mit den kolossalen Statuen des hl. Petrus und Paulus, herausragen. Den Hintergrund macht eine Berglehne Pietro in Montorio, mehrere Klöster und eine Menge Pinien Ich zahle 6 Scudi monatlich, habe brave Wirthsleute und gute Bedienung Wir essen gegen 30 Deutsche gemeinsam in einem Wirthshause und ziehen Mittag und Abend immer gleich einer Karavane nach Hause. Man wird in diesem Stadttheile gleich bekannt und eingewohnt; mich z. B. kennt schon jeder kleine Junge unter meinem Taufnamen als „Signor Giuseppe“ — den Zunamen verstehen die Italiener nicht auszusprechen. Alles ist hier um's Geld zu dienen bereit, doch lebt man unbehelligt von Uehervortheilung und vollkommen sicher Noch bin ich heimgesucht von der Sehnsucht nach Euch geliebte Eltern und nach der Schwester Marie, die mich sonst des Morgens mit ihrer lieben Stimme weckte, indes ich jetzt wach geschrien werde von den gellenden Rufen der Salat- und Fischhändler und dem widrigen Geschrei der Esel und Maulthiere. Doch höre ich auch manches Lustigere; eine Menge von Hühnern und Tauben erheben frühzeitig ihre einfachen, mir aus der Heimat wohlbekannten Stimmen; ein Capraro oder Ziegenhirt hält oft die ganze Nacht unterhalb meiner Wohnung Wache bei seiner meckernden Heerde, um am Morgen die frisch gemolkene Milch an die Nachbarn zu verkaufen. Vom nahe gelegenen Kloster St. Isidoro, wo schottische Mönche sind, höre ich die Hora-Glocke zu allen Stunden der Nacht. Die Morgenstunden verwende ich auf Lesen, dann arbeite ich bis Mittag — für ein Frühstück habe ich hier kein Bedürfnis, dafür wird aber eine ordentliche Malzeit eingenommen, im Café greco dann eine Schale Schwarzer getrunken und die Pfeife dazu geschmaucht. Jeder von uns findet dort auch seine Briefe

und circuliren deßhalb stets Neuigkeiten aus Deutschland; vom Kunstgebiete bringt solche das hier aufliegende Cottaische „Kunstblatt.“ In einer Stunde ist diese ganze Mittagsangelegenheit abgethan und geht jeder wieder an seine Arbeit. Ich verharre dabei gewöhnlich bis 1 Uhr — das ist 8 Uhr Abends. In der Dämmerung besucht man sich gegenseitig, es wird dann gelesen, gesungen oder werden Zukunftspläne geschmiebet bis dahin, daß man wieder in Masse zusammenzieht zum Nachessen, was etwas bis 11 Uhr hinhält“ . . .

„Mit Radlik stehe ich gut, wir nennen uns Du. Besonders freuen mich noch die Bekanntschaften mit den größten Künstlern neuerer Zeit: Schnorr, Weit und dem trefflichen Overbeck, sie alle haben mich schon besucht und zu einem Vereine beigezogen, der zwischen ihnen besteht. Es wird nämlich alle Monate ein Gegenstand aus der Bibel zu componiren aufgegeben; einen, die Einnahme von Jericho, habe ich schon mitgemacht und wurde mit viel Beifall aufgenommen; außerdem entstanden einige Federzeichnungen: die Sündfluth; Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten; die Erweckung der Thabita durch Petrus; nächster Tage will ich mich in's Malen einrichten. Ein hl. Joseph — für den Hoffsecretär von Pilat in Wien — wird mein Erstes sein“ . . .

„Es ist ein sonderbares Wesen hier, die Witterung ist am Tage so warm, und jetzt — Anfang April — sind die Bäume längst grün wie bei uns im Sommer. Des Abends ist einem dagegen im Mantel noch zu kalt. In meiner Lebensweise halte ich mich nach dem Rathe alter Praktiker, die schon lange in Italien zubrachten. Ich esse also viel Gemüse und Salat, auch Fleisch, welches in- deß hier geringen Werth hat, trinke dazu guten, aber nicht zu starken Wein, entweder rothen Admischen oder Orvieto, zu Mittag wenig, Abends mehr . . .

Unser Singverein ist schon im besten Gange. Ein Abate, der über die päpstlichen Musikalien gesetzt ist, ein lieber Alter, nimmt daran Theil. Nächstens werden wir einige deutsche und lateinische Choräle Abends bei Mondschein mit 30 Männerstimmen im Coliseum mitten in der Arena singen.“

In einem Schreiben vom 15. August 1827 folgt Klage über „unaussprechliche Hitze, so daß fast Niemand etwas arbeiten kann.“ „Das Klima“, heißt es weiter, „ist hier trotz der vielen Schönheiten gar nicht angenehm, zu fleißigem Arbeiten sehr ungünstig.“

Es schließt nächstan die Mittheilung, daß Overbeck unseren Künstler dem Prinzen Massimo für Ausführung dreier Fresken zu Tasso's befreitem Jerusalem in dessen Villa empfohlen habe, mit dem Bemerken: „er habe zu ihm das Vertrauen wie zu keinem Anderen.“

Es folgt hiernach die Beschreibung der gewählten Stoffe — wie ich sie bereits auf Seite 98 des vorig. Hefstes gab — in Fortsetzung schreibt Führich dann: „Es machte Aufsehen in Rom, daß ich diesen Auftrag erhielt, und war so schnell wie ein Lauffeuer unter den hiesigen deutschen Künstlern herumgegangen, die mir alle mehr oder minder aufrichtig gratulirten. Möchte es mir gelingen auch etwas Würdiges an das Würdige (schon daselbst von Overbeck Geleitet) anzureihen!“

„Da die Gemälde zu ebener Erde anzubringen sind, hat es keine große Schwierigkeit mit den Gerüsten, wie etwa an der Decke; dafür muß die Ausführung eine um so sorgfältigere sein, weil die Gemälde dem Beschauer ziemlich nahe kommen“ . . .

„Dem Auftrage gegenüber anfangs recht zaghaft, hatte ich mir einige Be-

denkzeit erbeten, die aber bloß auf drei Tage zugestanden wurde. Wie gerne hätte ich eueren Rath darüber eingeholt, so mußte mir der meiner hiesigen Freunde genügen, welche alle darin übereinstimmten, daß es unverzeihlich wäre, die Gelegenheit nicht benützen zu wollen, in Rom ein Werk zu hinterlassen, welches noch nach Jahrhunderten gesehen und beurtheilt würde. Die Künstler hätten sich stets bemüht in Rom ein bleibendes Werk zu hinterlassen und nun käme noch dazu in solch' ehrenvoller Weise und in so ausgezeichnete Gesellschaft — von Overbeck, Schnorr, Veit und Koch — welchen bekanntlich die übrigen Gemälde der Villa aufgetragen waren — sich zeigen zu können“

„Die bereits vorhandenen Fresken (von den genannten Künstlern) reihen dem Besten an, was je die Kunst hervorgebracht. Immer von Fremden aus allen Weltgegenden besucht, ist diese Villa eine für die deutsche Kunst und ihre Geschichte höchst wichtige Station. Ich fühle, wie verpflichtet ich nun bin, möglichst gleichen Schritt zu gehen mit meinen Vorgängern und Nebenmännern, und gewiß wird diese Arbeit zum zweckmäßigsten Studium, das ich hier unternehmen konnte. Daher habe ich denn auch in Gottes Namen angenommen und begonnen.“

Rom, 14. Nov. 1827.

. . . . „Gestern, als ich euren lieben Brief erhalten und euer Wohlsein daraus ersehen hatte, ging ich in der dadurch erzeugten heiteren Stimmung mit einigen Freunden nach Monte Testaccio (Scherbenberg), ein nicht unbeträchtlicher Hügel, der Sage nach von den dahin geworfenen Scherben zerbrochener Urnen und Gefäße entstanden. — Dieses ist auch die Gegend, von welcher es in der Apostelgeschichte 28. C. 15. V. heißt: Von da kamen die Brüder uns entgegen, die von uns gehört hatten, bis nach Forum Appii und Tres Tabernae; als Paulus diese sah, dankte er Gott und faßte Muth. — Es ist ein eigen erhabenes Gefühl den Schauplatz solcher Ereignisse vor sich liegen zu sehen. Von da kam ja das Evangelium in schlichter Gestalt, arm und verachtet nach der heidnischen weltbeherrschenden Roma . . . Welche Zeitstürme sind über die Erde gegangen, ehe alles so ward, wie wir es jetzt sehen. Größere Erinnerungen weckt wohl nicht leicht eine Gegend (Jerusalem ausgenommen) als die Gefilde, die hier von diesem Hügel aus mein Auge über sah“

„Es war heute ein sogenanntes October- oder Weinfest, am Fuße des Hügelgels gings munter her, jauchzende Winzer und Winzerinnen tanzten nach dem Tamburin ihren Saltarello. Wenige Schritte weiter lag an der Stadtmauer, am Fuße der Pyramide des Cajus Cestius still und einsam der Friedhof der Protestanten — welche Contraste!“

Auf mehrere das Familieninteresse berührende Punkte ablenkend, heißt es schließlich: „Wenn ich so manchmal über Gottes Fügungen nachdenke, dann wird mir ganz sonderbar zu Muth, und ich wundere mich in Rom zu sein, unter so glücklichen Umständen hier zu sein. Besonders in diesen Tagen des Arbeitsbeginnes in der Villa Massimi wurde mir es recht klar, daß Gottes Hand mit uns ist. Meines Weges gehe ich gewöhnlich durch die Basilika St. Maria Maggiore und habe beim Heraustreten den großen Obelisk in gerader Linie vor mir, so wie die Lorbeer- und Cypressengruppen der Villa nebst der alten lateinischen Pforte, wo Johannes der geliebte Jünger des Herrn zum Märtyrer wurde, darüber hinaus liegt die römische Campagna mit ihren Trümmern und Wasserleitungen und das Gebirge von Latium, anblicks alles dessen stimme ich entweder ein Morgenlied an, oder stopfe meine Pfeife und überlasse mich der stillen Be-

trachtung, aus der ich oft genug von auf ihren Eseln daher reitenden Landknechten oder Pilgern, die mit langem Stabe und Muschelleide des Weges kommen, herausgebracht werde. Da Weihnachten herannah, so finden sich auch schon die Pifferari hier ein; sie kommen weit her aus Calabrien und Apulien oder von den Neapolitanischen Inseln und halten es für ihre Pflicht in der Weihnachtszeit nach Rom zu kommen und hier der Mutter Gottes vorzuspielen. Sie sind der Meinung, geradezu von den Bethlehemitischen Hirten abzustammen. Gestern begegnete ich einer Gruppe dieser Leute, sie sehen sehr malerisch und recht idyllisch aus mit ihren Schafpelzen und langzottigen Ziegenfellen um die Weine, mit Stab, Pfeife, Dudelsack und einem Ränzchen für etwas Proviant, der ihnen übrigens zumeist in den Ordenshäusern bereitwillig verabreicht wird.“

Leider enthalten die mir vorliegenden Briefe keine weiteren Mittheilungen Joseph Führich's, sondern bloß noch solche in Angelegenheiten seines Vaters an den genannten Freund in Krakau.

Chronologische Aneinanderreihung der Werke Führich's,

so weit sie mir bis jetzt bekannt wurden. Den Anspruch, ein erschöpfendes Verzeichniß damit gegeben zu haben, erhebe ich nicht; halte es vielmehr Anbetracht der immensen Productivität des Künstlers und der unübersehbaren Verbreitung seiner Werke über ganz Europa für unmöglich, daß der Einzelne ein solches geben könne.

Als eine Vorarbeit sei deshalb diese Aneinanderreihung betrachtet, mit welcher angeregt und aufgefordert werden will zur Weiterforschung und vervollständigung.

Die ersten, noch aus dem Vaterhause von 1814—1815 datirenden Compositionen, mit schon sichlichem Anfluchten seines Genius, sind „Krauschützen“ nächstlicher Weile um ein Feuer gelagert (Aquarell) und das „Leben der Einsiedler“, in äußerst phantasiereich angeordneter Landschaft (in Gouache ausgeführt). Beide im Besitze der Frau Dietrich in Friedland.

An diese reihen zwei Tuschezeichnungen auf farbigem Papier mit aufgehöhten Lichtern: die „Morgenseier der Hirten“* und die „hl. Christnacht“;* drei Aquarellskizzen „Christus am Delberge“,* „St. Wenzel an der Kirchenpforte in Altbunglau“* und „Geburt Christi“* — letzteres, eine figurenreiche, überaus anmuthige Composition; weiter eine Sepiazeichnung „St. Johann Nep. Almosen spendend“* derselbe in Anbetung des Gekreuzigten* (Tuschezeichnung).

Es liegt nun eine zweite Reihe vor, welche nach formeller Anordnung und merkbar äußerer Beeinflussung schließen läßt, sie datire aus der Zeit des ersten

*) Sämmtliche mit * bezeichnete Arbeiten sind in der „Führich-Sammlung“ des Reichensberger Museums zu finden. Zu bemerken bleibt noch, daß eine Anzahl davon, besonders die Aquarellskizzen, quadratirt sind, folglich Vergrößerung, erhielten, wahrscheinlich also auch als Altargemälde ausgeführt wurden.

Besuches von Prag — 1816 — nämlich eine großartig aufgefaßte Szene, Christus gekreuzigt zwischen den beiden Schächern, unterhalb die leidtragende Mutter Marie nebst Johannes und Magdalena, im Hintergrunde würfelnde römische Söldner — halb Tusch, halb Federzeichnung auf farbigem Papiere; * — „Herzog Borimoy findet St. Ivan“, Federzeichnung*, und offenbar die Vorstudie zu jenem Gemälde, das 1817 auf der Prager Ausstellung vom Grafen Thun, gleichzeitig mit dem den „Tod Otto's von Wittelsbach“ darstellend, angekauft wurde; ferner „Hagar in der Wüste“, Federzeichnung* und „Gefangennahme Christi“, Aquarell, im Besitze des Hrn. Hub. Einzel in Reichenberg.

Der Uebergangszeit vom Vaterhause zur Akademie, und bereits beeinflusst von Bergler, von 1817 auf, gehören eine „hl. Familie“ in ihrer Gesamtheit mit Jesus, Maria, Joseph, Joachim, Anna, Elisabeth, Zacharias und dem kleinen Johannes in ungemein zarter Ausführung mit Bleistift und Feder; * eine figurenreiche, flott mit der Feder a la Bergler gezeichnete Composition: „Joseph von seinen Brüdern verkauft“; * weiter versehen mit der Jahreszahl 1819 die „Taufe Christi“ von würdevoller Auffassung bei eingehendem Studium der Natur.* — Aus 1820, nachdem Fährich Dresden besucht und sich für Guido Reni interessirt hatte, datirt die liebliche Aquarellskizze einer „hl. Familie“, Joseph und Maria in Halbfigur, letztere vorgebeugt über das schlummernde Jesuskind; * des weiteren eine fleißig durchgeführte Tuschzeichnung: „Der Tod des hl. Franz Xav.“ und die Skizze „der hl. Oftermorgen“*, die wieder Vorarbeit war für jene größere Zeichnung, welche Heine lithographirte, u. z. als Pendant zur vorausgehenden Lithographie „die hl. Christnacht“, beide 1821 bei Peter Bohmann als die ersten Vervielfältigungen Fährich'scher Zeichnungen erschienen.

Nebenher zeichnete der schon zu Ruf gelangte junge Künstler noch die bei Bachmayer in Kupferstich erschienenen „Heiligen und Freunde Gottes“ und 75 „Bildliche Darstellungen zur Geschichte des alten Testaments“ zum Texte von Jos. Deveri, welche dann Erweiterung erhielten auf das „neue Testament“ zum Texte von Karl Hanl — sämmtlich Bilder in klein Octav. Aus diesem Ideenkreise erwuchs nebst der größeren Concurrrenzzeichnung um den akademischen „Compositionspreis“ „Opferung Hafs“ eine trefflich concipirte Tuschzeichnung „die Mutter der Makkabäer“*, die zugleich als Delgemälde begonnen, doch nicht vollendet wurde, und das im Besitze der Familie Niedel in Wien befindliche Gemälde „Hagar und Ismael“; ** ferner „die hl. Dreifaltigkeit“, Eigenthum des Herrn Ed. Trenkler in Reichenberg, „der Gang nach Emaus“, im Besitze des Herrn Dr. Bělský in Prag, die im Reichenberger Museum vorfindliche „hl. Genovefa“ und die vier Reiter der Apokalypse.

Als der nachfolgenden Sturm- und Drangperiode angehörig sind anzureihen die ersten Radirversuche, begonnen mit Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“, Szene „der ist besorgt und aufgehoben.“ fortgesetzt mit „Erminia kommt zu den Hirten am Gestade des Jordans“ (zu Tasso); der dritte Versuch dürfte sein „Christus sich den schlafenden Jüngern nähernd“, für welche auch die Bleistiftzeichnung* vorliegt.

Im Zusammenhange mit diesen Radirungen stehen, wie auch aus den biographischen Notizen hervorgeht, die Titelbilder zur Grazer Schillerausgabe,

*) Sämmtlich in der „Fährich-Sammlung“ des Reichenberger Museums zu finden.

**) Wurde von Leop. Schmidt in Wien gezeichnet.

an welche wieder die überraschend im Geiste der Antike gehaltenen Compositionen zu den „Egyptischen Alterthümern“ und zum „Kriegswesen der Römer“ — herausgegeben v. Mitterbacher — anschließen.

Im besten Aufschwunge zum Romantiker finden wir Führich dann bei Gelegenheit seiner Mitarbeit für das von W. Hanka edirte Bilderwerk zur Geschichte Böhmens. Seine 25 Blätter, entstanden von 1821—25, veranschaulichen recht deutlich das allmähliche Abstreifen der ihm zeitweilig anhängenden Bergler'schen Elemente bis zur vollen Entfaltung jener Originalität, welche dann schon bleibend seine Werke kennzeichnete. Führich zeichnete hier zugleich echte, für immer muster-giltige Geschichts-Darstellungen. Die Mehrzahl derselben, 17 an der Zahl, sind eigenhändig auf Stein gezeichnet und zeigen nebst der fortschreitenden Beherrschung des gegebenen historischen Stoffes eine bis zur Meisterschaft erreichte Fertigkeit im Lithographiren. Daß im Interesse einer beschleunigten Herausgabe 9 seiner Compositionen von anderer Hand (von Gareis) lithographirt wurden, ist zwar zu bedauern, giebt indeß seinen eigenhändigen Vielfältigungen erst recht Relief und Werth.

Zu erwähnen ist hier noch eine bloß in Umrissen mit der Feder gezeichnete „Madonna“, umgeben von anbetenden Engeln;* und die „Einladungskarte zur Disputation des Ed. Vict. Schubert“ aus 1823, gestochen von Döbler: eine ganz merkwürdige Composition. Justitia thront mit der parallel wiegenden Wage zwischen Bettler und Fürst, indem sie den ihr zu Füßen liegenden „vollen Beutel“ wegstoßt; der demüthige Bettler vertrauensvoll, der Fürst stolzen Selbstbewußtseins zu ihr aufblickt.

An Gemälden sind einzuschalten: „St. Katharina v. Siena in Mitte der Schriftgelehrten“, Hochaltarbild der Kirche in Neustadt bei Friedland, aus 1822,** und St. Franz v. Assisi, in der Kirche zu Raspenau aus 1823. Letzteres mit einer obenau schwebenden, äußerst lieblichen Engelgruppe; eine „hl. Familie“, im Besitze des Herrn B. C. Ginzel in Reichenberg.

Der Zeit nach folgen dann fünf Compositionen zu Bürger's Gedicht „der wilde Jäger“ und zum „Vater unser“ in neun Blättern, welchen die große Radirung „Anbetung der Hirten und Könige,“ die schönste Frucht des Studiums Dürer's, nachkam. Die Zeichnung dazu besitz das Reichenberger Museum. Aus dem Zusammenflusse aller bisherigen Studien und davon erhaltenen Anregungen krystallisirten nun die unsterblichen Zeichnungen zu L. Tieck's „Genovesa“ — (15 Blätter) — mit denen die Reise nach Rom eingeleitet wurde, wo der vorher schon begonnene Cyklus aus Tieck's „Runenberge“ — für den Altgrafen Hugo von Salm — zur Vollendung kam. Von weiteren dort entstandenen Arbeiten wurden bekannt die Federzeichnungen: „Sündfluth“, „Verkündigung der Geburt Christi an die Hirten“, „die Erweckung der Thabita durch Petrus“, „Aussetzung Moses“, „Opfer Abels und Kains“, ein kleiner Carton „Christus im Sturme“,*** mehrere Studien italienscher Volkstypen und ein Delgemälde „St. Joseph“ für den k. k. Hofsecretär v. Pilat; den Abschluß bildeten bekanntlich die Frescen in der Villa Massimi zu Tassos befreitem Jerusalem — „Rinaldo fällt die

*) Im Reichenberger Museum.

***) Irrigerweise wurde dieses Gemälde in der Biographie als nach der Romreise entstanden angegeben.

***) Lithographirt von Ed. Schaller.

Zauber-Myrthe, „Rinaldo in der Schlacht von Armida verfolgt“ und „Gottfried von Bouillon siegreich mit seinem Heere vor Jerusalem legt betend seine Wehr am hl. Grabe nieder.“ Als Friesgemälde schlossen diesen noch an: „Der Höllenrath der Dämonen gegen die Christen“, „Der Wassermangel im christlichen Heere,“ „das Erblicken der hl. Stadt“ und „die Bußprocession der Kreuzfahrer vor dem entscheidenden Sturme auf Jerusalem.“

In die Zeit nach der Heimkehr aus Italien fallen eine große Sepiazeichnung: „Die erste Begegnung Jakobs und der Rahel;“ Christus absteigend in die Vorhölle (Zuschzeichnung), die Skizze „der Spaziergang aus Faust“, „Eginhart und Emma;“ die herrliche Zeichnung zum Diplom für die Mitglieder des Gewerbevereins in Prag — auf Stein radirt von Ferd. Klimsch; Denkblatt zu Ehren der Anwesenheit des Kaisers Franz und der Kaiserin Carolina Augusta in Prag 1833 — von demselben radirt; und folgte die Umarbeitung und Radirung der „Genovefa“, an welche die Zeichnungen zum „Triumph Christi“ angeschlossen.

Hauptarbeiten waren dafür die großen Gemälde „Enthauptung des hl. Jakobus“ für Pöckau und „St. Christoph“ für Christophhammer im Erzgebirge; ferner die kleineren Gemälde: Pastor bonus, „Christus errettet Petrus am Meere“ (für Hrn. Franz Florian Siegmund),* St. Wendelin (in Halbfigur), St. Christoph für den Buchhändler Benedict Pfeifner,** „Taufe Christi“ im Besitze der Frau Katharina Horn, sämmtlich in Reichenberg; „Erweckung der Tochter des Jairus“ (Eigenthum der fürstl. Fürstenberg'schen Verlassenschaft — früher in die Prager Galerie geliehn).

In die Uebergangszeit von Prag nach Wien gehören die Zeichnungen für den Kreuzweg am Laurengiberge zu Prag; eine Reihe Zeichnungen für die sogenannten Neujahrseitschuldigungskarten: St. Martin, St. Wenzeslaus, St. Prokop, Geburt Christi, hl. Elisabeth, Botivovs Taufe, Ruth und Booz, Christus in Emaus, St. Gotthard und die hl. Familie, der Mehrzahl nach von Döbler gestochen und von 1831—37 ausgegeben. An Gemälden kamen dann in Wien theils zur Vollendung, theils entstanden neu die schon im biographischen Theile näher beschriebenen „Verlobten“, „Begegnung Jakobs und der Rahel“, „Christus am Delberge“, das Votivbild für die Familie Siegmund, „die trauernden Juden“, Scene aus „Macbeth“, „Gang Maria über das Gebirge“, „die hl. Subula“, hl. Philomena“, „Gang nach dem Delberge“, „Jehova schreibt Moses die Geseztafeln“, sämmtlich den 30er Jahren angehörig. In diese reihen aber auch noch viele entweder in Sepia, in Tusch oder mit der Feder ausgeführte Zeichnungen. So das Denkblatt zur Krönung Kaiser Ferdinands nach der Idee des Kunsthändlers Tomala — der aufschwebende Kaiser Franz segnet seinen knieenden Nachfolger.*** Aus 1835 datirt eine allerliebste Zeichnung für den Görres'schen Festkalender: St. Wenzeslaus während des Winters den Armen Holz zutragend; ein hl. Joseph mit dem Jesuskinde aus dem Tempel schreitend, gestochen v. Petrat; ferner die ebenfalls schon erwähnten zwei Pieta-Darstellungen, an welche die Radirungen für das Klintowström'sche Erzählungsbuch, die einer hl. Familie und zum „Triumph Christi“, und die Farbenskizzen für die Fresken in der St. Raphael-Capelle in Prag**** anschließen. Zum Besten der mit dieser Capelle verbundenen Versorgungsanstalt für Blinde zeichnete Fährich nebenher noch

*) Dermal im Besitze des Kammerpräsidenten Hrn. Franz v. Siegmund.

**) Uebergang an dessen Tochter, Frau Hocke in Schönlinde.

***) Lithographirt von Kriehuber.

****) Ausgeführt von S. Kkota und Wilh. Kandler.

eine Reihe kleiner Legendenbildchen, desgleichen die Skizze für die von Klar auf der Prager Karlsbrücke gestiftete Statue „St. Wenzel“ (ausgeführt von Camill Böhm, leider nicht glücklich).

In das Jahr 1837 datiren die äußerst feinnigen und schönen Zeichnungen „die Tageszeiten“ (Eigenthum der k. Akademie der Künste in Wien).

Im Vorschreiten auf 1840 gibt es den „Gang der Hirten nach Bethlehem“, (für die Kráuzauer Abbrändler), die Kreuzwegbilder in der Jägerzeller St. Johanneiskirche, „die Erscheinung kämpfender Reiter in den Wolken erschreckt die Einwohner von Jerusalem kurz vor der Einnahme der Stadt durch Antiochus Epiphanes“ (aus 1844) — Gemälde in der Belvederegalerie zu Wien — zunächst anzumerken. Des Weiteren das große Altarbild für Stockerau „St. Aloisius“ und „das letzte Abendmal des Herrn“ im Refectorium der P. Kapuziner in Wien.

Im Zwischenraume bis 1848 gedieh ein Reichliches an Zeichnungen für dieervielfältigung, namentlich die von Cardinal Wisemann für London bestellten Evangelienbilder. Eine ganz originell componirte Geburt Christi — besonders in der Darstellung der hl. Jungfrau — erschien auch als Lithographie im Verlage von May & Wirsing in Frankfurt a. M., „Die klugen und thörichten Jungfrauen“ gestochen v. Leudner, wieder bei J. Manz in Regensburg; „die geistige Rose“ in 15 Blättern auf Stein gezeichnet von Binder, Verlag von Mayer in Wien.

Begonnen wurde auch bereits der Aquarell-Cyklus aus der Geschichte des Hauses Cernin — abgeschlossen 1852 — mit folgenden Darstellungen:

„Die Bekehrung der Bewohner von Chudenitz durch den hl. Wolfgang.“ — „Rettung des ersten Cernin als Kind bei einem Ueberfall von Chudenitz.“ — „Aebtissin Amabilia und Bischof Protiva.“ — „Versöhnung der Brüder Premysl Nitofar und Wladislaw durch Cernin 1193.“ — „Schlacht bei Lipan 1434.“ — „Hermann Cernin als Pilger in Jerusalem 1598.“ — „Tod Humberts Cernin des Frommen 1601.“ — „Hermann Cernin zieht als kais. Botschafter in Konstantinopel ein 1610“ (wobei er sich nebst dem Reichsadler auch die Kreuzfahne vortragen läßt.) — „Hermann Cernin wird zum zweiten Male kais. Botschafter in Konstantinopel 1644.“ — „Elise Cernin, die Gründerin des Ursulinerklosters in Prag, wird mit ihrer Tochter vom Cardinal Harrach als Nonne eingekleidet 1665.“

Dem Jahre der politischen und socialen Katastrophen folgten, wie wir schon wissen, „die Zeitbilder“, hierauf mehrere kleinere Bilder und Zeichnungen für den päpstlichen Nuntius Cardinal Viale Bréla, und kam eine von diesen letzteren „Die erste Firmung zu Samaria von den Aposteln Petrus und Johannes“ im Stiche von Joh. Zitel — Verlag von J. Manz — zur Publikation; beigezeichnete Führich auch das „Urtheil Salomon's“, welches, gestochen von Stöber, der „Oesterreichische Kunstverein“ seinen Mitgliedern 1854 als Prämie zutommen ließ. — Das Attentat auf Se. Majestät den Kaiser Franz Joseph — 1853 — führte zum Motivbilde für die Kirche in Mödling, indirect dann zu dem Auftrage für die Altlerchenfelder Kirche, nach den Fresken in der Villa Massimo, die bedeutendste Führich zugetommene Aufgabe. Nebst der Anordnung des Gesamtprogrammes, an dessen Ausführung, wie wir wissen, noch acht andere Künstler mitarbeiteten, übernahm Führich die Composition und Cartonzeichnung des riesigen Hauptbildes — die Trinität mit allen Heiligen; der beiden Cartons für die Rückwände der Seitenschiffe: Engelsturz und jüngstes Gericht; ferner zu den zwei großen Bildern über den Dratorien: Erweckung Lazarus und

der ungläubige Thomas, den Nebenbildern: Petrus auf dem Meere, die Jünger in Emmaus, Schatzengel und arme Seelen, endlich der acht Medaillons im Triumphbogen: die vier Elemente im Dienste der Kirche.

Nach Vollendung dieser Cartons, 1861, entstand das Seitenaltarbild 'Madonna in der Grotte' für Schönbrunn, eine Madonna — im Grünen — für die Kirche seiner Vaterstadt Rezaú; ferner zwei große Altarbilder „St. Benedict empfängt vor seinem Tode das hl. Abendmal“ und „St. Scholastika“ für die Stiftskirche in Raigern; ein kleineres Gemälde „Die Rückkehr der hl. Familie aus Aegypten“ für den päpstl. Nuntius, an welche die größeren Delbilder für die Galerie des Freiherrn v. Schack in München: „die Ausbreitung des Christenthums unter den Germanen“ und „die Auffindung der Leiche St. Johann v. Nepomuk“ anschließen. Aus 1868 datirt das Altarbild für die neuerbaute Kirche in Böslau; aus 1870 das für den Kronprinzen Rudolf bestellte Bild „Rudolph von Habsburg“ — die bekannte Szene, wie er dem zum Kranken eilenden Priester am Ufer des Wildbachs sein Kopf überläßt. Einen gebiegenen Nachstück nach dem Gemälde von Petrar erhielt im Vorjahre die Mitglieder der „Führerschaft“ als Prämie.

Damit ist jedoch keineswegs das Jahrzehnt erschöpft; es reihen in dieses ja noch die herrlichen Ehlen „der Bethlehemitische Weg“ in 12, „Er ist auferstanden in 15 Compositionen, überdies die Einzelblätter „die Kirchenruhr“, „die Heilung des Tobias“, „Rehemia“ und die Juden, mit den Waffen an der Seite, die Mauern Jerusalems zum Schutze des zweiten Tempels bauend, trefflich gestochen von A. Petrar, „Christus am Delberge“, gestochen v. G. Hofmann (beide im Verlag v. Manz in Regensburg), „der Schutzengel“, musterhaft schön gestochen von Franz Keller (Prämie des Kunstvereins f. Böhmen 1865), der von Fr. Aug. Ludy gestochene „Frühling.“ Und wieder reihen an diese und in die ersten Siebziger Jahre die 50 Illustrationen zu Thomas v. Kempens „Nachfolge Christi,“ die 8 Blätter zur Parabel vom verlorenen Sohne, 30 Zeichnungen zum „Psalter“, 8 zum „Buch Ruth“, sowie die klassische Composition „die Begegnung Mariens mit ihrem göttlichen Sohne auf dem Wege nach Calvaria“ — im Stiche von G. Schultzeiß, Prämie des Oesterr. Kunstvereins im J. 1873, und die herrliche Zeichnung zu: „Betrachtet die Lilien“ ic. Zur Ausführung vorbereitet, bloß erst in Umriffe gebracht, liegen außerdem noch im Nachlasse 15 Blätter zur Legende des hl. Wendelin; 25 Blätter zum Leben Mariens; 7 Blätter zur Legende der hl. drei Könige; in Skizzen: eine „Matabäer-Schlacht“, eine „wilde Jagd“, ein „Gastmahl Belsazar's.“ Zur Vollendung kamen noch vor dem Ableben 7 Zeichnungen zum Gedichte „der arme Heinrich“, letzte Arbeit war: „Noah baut die Arche“ und ein Cylind „Aus dem Leben“, dessen Ausgabe die Dürer'sche Verlagshandlung vorbereitet.

Vor Abschluß des Verzeichnisses erübrigt aber noch immer eine Reihe von Werken namhaft zu machen, für die ich nicht durchweg sichere Zeit ihrer Entstehung anzugeben vermag. Uebersehen wurde auch an geeigneter Stelle die übrigens in der Biographie erwähnte „Menschwerdung Christi“ einzureihen, ferner die Zeichnung zu einem großartigen Transparente, das bei der Festlichkeit zu Ehren der Rückkehr S. M. Kaiser Franz Joseph 1852 in Wien ausgeführt und durch den Stich von Fr. Stöber in Erinnerung gehalten wurde. Auch brachte die „Führerschaft-Ausstellung“ in Wien noch mehrere Zeichnungen, die ich hier nachtrage: „Kreuzfahrer Jerusalem erblickend“, drei Skizzen von Szenen aus der Sündfluth — Kämpfe zwischen Menschen und Thieren. Die Prager „Führerschaft-Ausstellung“ ergänzte die Zahl wieder durch: „Schöpfung, Erlösung u. Heilig-

thum“, „die Sündfluth“, „die Sage“, den „Gang zur Christmette“, (Eigenthum des Hrn. von Lanna in Prag); „Macbeth und die Hexen auf dem Schlachtfeld“, „Biffon Macbeths in der Hexenhöhle;“ „St. Isidor“, „Madonna in Trono“, „Darstellung im Tempel“, „Paulus auf dem Areopag“, „Erstes Concil“, „Engel verkünden die Geburt des Heilandes“, „St. Franz v. Assisi unter den Thieren des Waldes“, „David“, „Christus in der Wüste von Engeln bedient“, „Die Sybillen“, „Vexilla regis.“

Zur Ausstellung kamen ferner noch 4 Zeichnungen zu einem vom Künstler in Absicht genommenen Bilderkreis aus dem Kirchenjahre und zwar das Titelblatt — der Engel des Gerichtes und der Bußprediger Johannes auf den Beginn des Kirchenjahres im Advent hindeutend, zwei Knabengestalten: Kirche und Natur symbolisirend blättern im Kalender. Das 2. Blatt zeichnet „die Erwartung des Erlösers im Heidenthum und Judenthum;“ das 3. „die klugen Jungfrauen in Vorbereitung für den Empfang des Bräutigams,“ das 4. dieselben in unmittelbarer Erwartung.

Des Weiteren: Christus thronend zwischen Maria und Johannes Ev. und „Gott Vater von Engeln getragen“ (1838), Eigenthum der Akademie d. bild. Künste in Wien. — „Die Poesie“, „Pauli Befehung“, „der barmherzige Samaritan“ (im Besitze des Hrn. Hofrathes Kitt. v. Schrott.) „Botivbild: „St. Maria, Vincentius, Elisabeth“; Eigenthum d. Frau Gräfin Fries. „St. Michael“, „Ankunft Christi zum Gericht“, „St. Hieronymus,“ „Aquarell; „Hochzeitzug,“ (Unvollendet. Rom.) „Christlicher Communismus,“ „Pfingstpredigt“, „der Winter“, die Weihnacht als dessen Centrum; Kirchgänger ziehen zur Mette; der Winter lagert als Eisriesen über der Gegend; unten sammelt er die Familie in der traulichen Stube. „Der Herbst“ — mit den kirchlichen Festen Allerheiligen und Allerseelen; in der Mitte das Naturleben des Herbstes; der Winter schaut in's Land und zerdrückt mit schwerer Faust die Blüthen. Drei Gruppen zu einem Bilde „das jüngste Gericht;“ „Christus predigt aus dem Schifflein Petri“, „die Künste im Dienste der Kirche“, „Christus trauert über Jerusalem“, „Gleichniß vom Feigenbaum“, „Melchisedechs Opfer“, „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ (Eigenthum des Hrn. Grafen Friedr. Thun.) „St. Georg“ (Eigenthum d. Frau Hofrätthin Philips), „Christus auf stürmischer See“, „Madonna“, „Sta. Maria“, (Eigenthum d. Prälat. Willim in Wien.)

Im Besitze J. D. d. Fürstin Kinsky in Wien, befinden sich die Aquarelle: „Betende Kinder“, „St. Georg“ und „Ruhe während der Flucht nach Egypten;“ in dem d. Gräf. Lam-Martinic, eine Geburt Christi — Bleistiftzeichnung; des Domprobst Dr. Würfel in Prag: „St. Johann Nep. und König Wenzel (Aquarell). Notiz finde ich ferner noch von einem kleinen Delbilde „Madonna in Trono“ für Baron Meisenbug in Karlsruhe; von einer Zeichnung zu „Macbeth“ für die Königin von England; „über mehrere Compositionen und Miniaturen“ in ein von Sr. Maj. dem Kaiser Nro IX. geschenkte Missale; über zwei Zeichnungen für König Johann v. Sachsen zu Dante's „Purgatorio“ und von der Zeichnung: „das alte und neue Rom.“

Außer allem Zweifel steht, daß dieser hiemit verzeichneten Summe noch ein bedeutender Bruchtheil zur Gesamtheit fehle; gleich zweifellos dürfte aber auch sein, daß bisher kein zweiter Künstler existirte von dem sich ein gleich reiches wie vielseitiges Schaffen nachweisen ließe. Alle Einzelgebiete umfassend — Geschichtsmaler in höchster und vollendetster Form, gleichmäßig folgend dem großen, welthistorischen Zuge, wie festhaltend an lebenswahrer Gestaltung;

Maler für das „Gotteshaus“ wie außer Oberbeck kindlich frömmel, edler in der Absicht kaum ein Zweiter in diesem Jahrhunderte, war Friedrich vermöge seiner regen Phantasie, vermöge seines feinen Gefühls für die Erscheinungen und Metamorphose im Naturleben, zugleich ein mustergiltiger Genre und Landschaftsmaler, bei dem, trotz der Phrase: „er wußte nicht zu malen,“ die Epigonen sich wohl noch langhin Rath holen können, wie der Naturalismus sich zur Kunst zu verhalten habe.

Uns Deutsche in Böhmen aber darf es mit Stolz erfüllen, daß dieser Mann des großartigen Schaffens und der unanfechtbar lautereeren Gesinnung uns als Landsmann angehöre.

Die Felsenburg.

Von Friedrich Bernau.

Im 4. Hefte der „Mittheilungen“ des XIV. Jahrgs., S. 307, veröffentlichte Herr v. Tandler¹⁾ einen Aufsatz über die in der Nähe von Ausscha, bei dem Dorfe Neuland befindliche malerische Burgruine, welche, von dem gemeinen Manne kurzweg nur „Hradek“ genannt, nach Meinung des Herrn Verfassers den Topografen Böhmens bisher nur als „namenlose Ritterburg“ bekannt gewesen wäre, und eine völlig dunkle Geschichte haben soll.

Diese Behauptung hat nun in so weit ihre Richtigkeit, als Schaller²⁾ und Sommer³⁾ in ihren Werken in der That über die Ruine „Hradek“ nichts zu berichten wissen; auch Heber hat gelegentlich der Beschreibung dieser Ruine im I. Bande seines Burgenwerkes⁴⁾ nur Vermuthungen darüber ausgesprochen. Aber schon auf der „Charte der ehem. Burgen des Leitmeriger Kreises,“ welche dem IV. Bande seines verdienstlichen Werkes beigegeben ist, erscheint diese Burg unter ihrem wirklichen historischen Namen als „Felsenburg“ bezeichnet; unter eben derselben Benennung ist sie auch auf Anton Schmitt's archäologischer Karte (Prag bei Calve 1856) ersichtlich. Ja der bedeutsame Name „Felsenburg“ ist das einzig berechtigte Prädikat der keineswegs „namenlosen Ritterburg,“ des malerischen Hradek bei Ausscha, wie es auch schon Palacký in seiner „Beschreibung des Königreiches Böhmen“ vor vielen Jahren ausgesprochen hat.⁵⁾

Was nun die Geschichte dieser einst wichtigen und gewiß recht stattlichen, stolzen Felsenfeste⁶⁾ betrifft, so ist auch diese nicht so dunkel, wie Herr Verfasser des obgenannten Aufsatzes es behauptet, ja im Gegentheile können wir dieselbe durch drei Jahrhunderte ziemlich genau verfolgen. Freilich muß hiebei von Theo-

1) Eine namenlose Ritterburg von R. v. Tandler.

2) Schaller Leitmeriger Kreis S. 286.

3) Sommer Leitn. Kr. S. 342.

4) Heber Böhmens Burgen I. S. 68—70.

5) Palacký's Popis pag. 71. Vergl. Hebers Burgen IV. Th. S. 91.

6) Aus der Bezeichnung „Hradek,“ wenn selbe auch urkundlich wäre, auf eine kleine, unbedeutende Burg zu schließen, wäre sehr verfehlt, da oft auch die größten Schlösser diese Benennung führten, wie z. B. Würzlig. Felsenburg wird aber nirgend als „Hradek“ urkundlich genannt.

balds und Beckowstys Angaben und Hebers Combinationen ganz abgesehen werden, da jene fabelten und dieser ihnen gläubig nachschrieb. In Folge davon enthalten auch die geschichtlichen Notizen, welche uns Herr v. Tandler mittheilte, ebenso wie seine etymologischen Grübeleien, worin er sich von dem Affen bis zum Episch und Baukranich verirrt, einer jeden nur halbwegs berechtigten Grundlage, weshalb wir es nachfolgend in Kürze selbst versucht haben, eine gedrängte Geschichte dieser in mancher Hinsicht interessanten Burg nach den uns zu Gebote stehenden Quellen als Berichtigung zusammen zu stellen.

Das Schloß Helfenburg wurde, seiner Anlage nach zu urtheilen, wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert — von einer Linie der „Herren von Duba, welche damals im Besitze der meisten benachbarten Burgen waren errichtet.“ Die Erbauer nahmen von dem neuen Schlosse das Prädikat „von Helfenburg“ an und noch in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts nennt uns die königl. böhm. Hoflehetafel mehrere „Herren“ von Helfenburg (1370–80 Hanns und 1380–90 seinen Sohn Hynet von Helfenburg).

Das Schloß Helfenburg besaßen die Helfenburger nur als ein Lehen der Krone Böhmen. Hanns von Helfenburg verkaufte nun im J. 1374 o. 1375 die Helfenburg mit Zugehör an den Prager Erzbischof Johann Dito von Blaschitz, welcher in dieser an der Grenze der erzbischöflich. Güter gelegenen Feste eine starke Schutzwehr für dieselben gewinnen wollte. Um die zur Bezahlung der Kaufsumme für die Helfenburg nothwendigen Gelder aufzubringen, verkaufte der Erzbischof im J. 1375, am 18. Mai, mit Einwilligung des Prager Domcapitels das erzbischöfliche Gericht in Pilgram mit zwei Kahn Felder, freiem Kretscham, allen Zinsungen und Mauthen an den Pilgramer Bürger Bunko und seine Erben um 360 Sch. Groschen.⁷⁾

Der Erzbischof Johann hat die erworbene Burg neu überbaut, dieselbe nach Aussage des Chronisten „mit einer starken Mauer umgeben und darin viele Gebäude anrichten lassen,“ wie auch sein über dem Burgthore einst angebracht gewesenes Wappen: zwei Geiersköpfe — bezeugte.⁸⁾

Nach seinem im J. 1379 erfolgten Tode hatte sein Nachfolger, der Erzbischof Johann von Jenstein, einen hartnäckigen langwierigen Streit wegen des Schlosses Helfenburg mit dem Sohne des Verkäufers Hynet (Heinrich) von Helfenburg zu bestehen, und erst im Jahre 1386, den Quatemberamstag vor Pfingsten bekannte Hynet von Helfenburg vor dem kön. Lehengerichte zu Prag, daß ihm von Seite des Erzbischofs bezüglich seiner Ansprüche auf die Helfenburg Genüge gethan worden sei, und er somit sein Erbe, Schloß Helfenburg sammt Zugehör, ohne sich ein Recht hierauf vorzubehalten, dem Erzbischofe und der Kirche zu Prag überlassen und erblich abgetreten habe.

7) Die Herren von Duba (Dronowice) saßen namentlich auf den Burgen: Bensen, Scharfenstein, Mühlstein, Hansta, Liebeschitz, Pradel (Chudy), Betla, Sárowoita, Milcian, Friedland, Duba, dann Berkenstein (bei Dauba) Bürgstein, Czap, Konow, Habichtstein u. a. m. — Daß Herr v. Tandler ein Geschlecht „Epit“ vergebens suchte, glauben wir recht gern; der in den Urkunden erwähnte Epit (Taufname) von Pradel hatte sein Prädicat von dem bei dem Dorfe Pablitshla noch heute in Trümmern sichtbaren Schlosse Pradel (Chudy) entlehnt.

8) Borow, l. Erect. I. S. 103.

9) Vergl. Hajek's von Liebotshau böhm. Chronik S. 624. Das zweite nun auch nicht mehr erkennbare Wappen war das des Prager Erzbisthums.

Auch sein Verwandter Hynek, genannt Berka von Hohenstein, bekannte gleichzeitig, daß er seine sämtlichen Rechtsansprüche, die er mit Hynek, dem Sohne wailand Johannis von Helfenburg, auf das Schloß Helfenburg hätte oder haben könnte, dem Erzbischofe überlasse.¹⁰⁾

Der durch seinen erbitterten Streit mit dem Könige Wenzel IV. bekannte Erzbischof Johann von Jenstein (Genzenstein)¹¹⁾ pflegte gern und oft auf der walдумgebeneden Helfenburg, zu deren von seinem Vorgänger begonnenem Neubau er 500 Schock Pr. Gr. verwendete, einzusprechen. In seiner überspannten Religiosität ließ er sich hier als auch auf dem Raudnitzer Schlosse eigene Kammern nach der Art schwerer Kerker errichten, um darin seiner Andacht und den schweren Vusübungen obzuliegen. Nach seiner Resignation wurde ihm diese Burg, wohin er während der Unruhen die Schätze und Reliquien der prager Domkirche in sicheren Gewahrsam hatte bringen lassen, mittelst einer Bulle des Papst Bonifacius IX. zum Nuzgenusse angewiesen. (1398).

Vor dem Ausbruche des Hussitenkrieges (1417) war Ludwig von Dubissin Burggraf der Helfenburg. — Doch die Lage der geistlichen Herrschaft waren bereits gezählt; zu schwach, um seine Besizungen gegen die Angriffe der fanatischen Kelschner zu verteidigen, begab sich der Erzbischof Konrad von Wechta in den Schutz eines kühnen Parteigängers derselben, des Ritters Joh. Smirich von Smiric, welchem er 1431 auch das letzte erzbischöfliche Schloß Raudnitß um 4000 Schock Groschen verpfändete.¹²⁾ Die Burg Geiersberg war schon 1420 an den Ritter Knitierz von Polenst um 3052 Sch. 40 Pr. Gr. und die Helfenburg wahrscheinlich gleichzeitig an die Herren Berka von Duba — ihre ursprünglichen Dynasten — pfandweise übergeben worden.

Indessen war der erbitterte Religionskrieg in seiner ganzen Wuth entbrannt, und auch die Herren von Duba fühlten sich nicht stark genug, alle ihre zahlreichen Burgen mit Nachdruck gegen die Stürme der Feinde schlagen zu können, weshalb sie die Helfenburg unter gewissen Bedingungen dem schon erwähnten Pfandinhaber von Raudnitß, Johann Smirich, einräumten und abtraten.

Am 25. November 1429 haben Jaroslaw und Heinrich, Brüder Berka von Duba, gefessen auf Konow und Mählstein, mit dem Ritter Smirich einen diesbezüglichen Vertrag abgeschlossen. Sie bekannten darin, demselben ihre Burg „Helfenburg,“ nächst Gastdorf gelegen, wegen besserer Erhaltung derselben und als Pfand für die Gelber, so Ritter Smirich ihnen oder für ihre Rechnung ausbezahlt und auf Vesserung oder Verproviantirung und Ausrüstung dieser Burg verwendet hätte, unter der Bedingung, ihm bei der Einlösung alles dies zurückzuerstatten, anvertraut und eingeräumt zu haben. Bei der hierüber gepflogenen freundschaftlichen Abrechnung hatte sich Smirich's Forderung — den Antheil Kunesch's von Mirejow, Burggrafen der Helfenburg, nicht eingerechnet — mit 622 Sch. Pr. Gr. herausgestellt. Diese Summe versprachen die Brüder Berka bis zum Fasching des nächsten Jahres zurückzuzahlen, in welchem Falle die mittlerweile noch auflaufenden Verproviantirungskosten der Helfenburg Ritter Smirich aus Eigenen zu bestreiten habe, wogegen ihm andernfalls bei Uibernahme der Burg seitens der Brüder Berka auch diese Kosten und Auslagen vergütet werden sollten. Als Zeugen dieses auf der Helfenburg selbst ausgestellten und datirten Vertrages haben die Herren und Ritter Heinrich Berka von Duba auf Pradel,

10) R. bhm. Fossehtafel 18. Fol. 53—56.

11) Seine Biografie kann bei Heber III. S. 27 nachgeschlagen werden.

12) Paprocky Diadochos „O stawu panském“ p. 313, wo der Vertrag wörtlich abgedruckt ist.

Daniel der jüngere Berka von Duba, Kaspar von Kostol auf Liblic und Peshit von Minic ihre Siegel angehängt.¹³⁾

Die hier berührte Einlösung mag später nicht erfolgt sein, da wir seit dieser Zeit Herrn Smirichy in thatsächlichem Besitze der Helfenburg vorfinden. Dieser tapfere Kämpfer hatte im Jahre 1432 den 10. November die Burg und Herrschaft Hauska von Heinrich Berka von Duba¹⁴⁾ und im Jahre 1446 den 28. März die Burg Habichtstein mit dem Städtchen Kruschina von Czenek Berka von Duba um 400 Schock käuflich erworben,¹⁵⁾ und war der Besitz unserer zwischen diesen Gütern und Smirichy's Hauptstzige Kaudnik gelegenen Helfenburg für ihn nicht ohne wichtige Bedeutung.

Im J. 1452 zum Landesrath des Reichsverwesers Georg von Podiebrad gewählt, wurde er im J. 1453 in Folge eines an den K. Ladislaw gerichteten Briefes, in welchem er die Treue der böhmischen Großen verdächtigte, am altstädter Ringe enthauptet, seine Wittve Margaretha von Michalovic überließ als Vormünderin der Söhne Wenzel und Heinrich mit K. Ladislaw's Einwilligung die ihrem Gemahl von dem Erzbischof einst verpfändeten Güter ablösungsweise an den Herrn Heinrich von Rosenberg um die ursprüngliche Pfandsomme¹⁶⁾, und vertheidigte mit Erfolg den Besitz der Burgen Hauska und Habichtstein gegen die Ansprüche der Herren Heinrich und Alesch Berka von Duba.¹⁷⁾

Der mächtige Landesbaron Heinrich von Rosenberg überließ nun dieses Besitzthum, die Burg Kaudnik mit Stadt und Zugehör, das Städtchen Gastdorf, die Burg Helfenburg mit Bleiswedel und vielen Dörfern mittelst Vertrag an seinen Parteigenossen und Anführer der katholischen Liga, den unrühmlich bekannten Zdenek von Sternberg auf Konopischt, unter dessen Regime unsere Helfenburg zum ersten- und letztenmale in eine militärische Action verwickelt erscheint. Dieselbe wurde gleichzeitig mit Kaudnik von Seite des gegen den König Georg empörten Herrenbundes mit einer zahlreichen Besatzung versehen, um den Elbfluß und die nördlich von Prag gelegene Gegend beherrschen zu können. Im Frühjahr 1467 rückte nun König Georg mit bedeutender Streitmacht gegen die Rebellen ins Feld; als eine Großthat wurde es angesehen, daß er an einem und demselben Tage, dem 28. April, auf einmal sechs Schlösser des Herrn von Sternberg berennen ließ: Kaudnik, Helfenburg, Sternberg, Konopischt, Veschno, Kostelec an der Sajawa, und noch dazu eine Ritterfeste, Mieschitz unweit Prag. Das erste Schloß, welches sich ergab, war Kaudnik, zwar eines der festesten in Böhmen, aber minder gut verproviantirt; die Besatzung willigte schon am 21. Juni in eine Abrede und streckte endlich am 12. Juli die Waffen. Es scheint, daß in ihre Kapitulation auch die Besatzung der nahen Helfenburg eingeschlossen worden war, da sich gleich hierauf (Mitte Juli) das königliche Heer wieder nach Süden wandte.¹⁸⁾

13) Archiv Český, VI. p. 485.

14) Ebendasselbst III. p. 305.

15) Lehentafel Nr. 21 p. 86.

16) Paprocky a. a. O. p. 312.

17) Lehentafel Nr. 16, Fol. 47, 53, 64 und 76.

18) „Die Burg Pradel, deutsch Helfenburg oder Helfenburg, später Assenburg genannt“ (Palacký, ©. B. IV. 2. 438. — Von der mit der Kaudnitzer Besatzung getroffenen Abrede gab K. Georg Herrn Johann von Rosenberg schon am 23. Juni Nachricht. (Orig. im Archiv zu Bittingau.)

Wer nun der Besitzer der Helfenburg geworden, ist nicht bekannt. Vielleicht befand sich dieselbe als Pfandgut in den Händen des Rittergeschlechtes Schnoff, welches das Prädikat „von Helfenburg“ führte und in den J. 1483—1496 vom Könige Wladislaw II. verschiedene Schenkungen erhielt. Der nächste urkundlich bekannte Eigner derselben ist aber Herr Wilhelm von Alburg aus dem berühmten Adelsgeschlechte des Meissen-Lötgauer Landes.¹⁹⁾ Wilhelm von Alburg (Eulenburg) hatte bereits um 1434 die benachbarten Burgen Konow und Kelch erworben; er war ein mächtiger Dynast, der auch auf Rothenhaus, Hauenstein, Schönburg, Himmelstein, Wellemin, Wranan, Mischeno, Budenic gebot, sich an vielen Landesangelegenheiten thätig betheiligte und im Jahre 1475 bereits auf der Helfenburg seinen Sitz hatte. Nach seinem im Jahre 1489 erfolgten Tode übernahm sein Sohn Wilhelm diese Güter; er war Landvogt der Lausitz und erhielt im J. 1500 Samstag vor Kreuzerhöhung von K. Wladislaw II. einen Majestätsbrief, worin ihm der Besitz der königlichen und geistlichen Pfandgüter, mithin auch der Helfenburg, gesichert wurde.²⁰⁾ Im J. 1505, Dienstag nach Sofia, hat Wilhelm (II.) 3000 Gulden als Mitgift seiner Gemalin Agnes Gräfin von Helfenstein von der Feste Mischeno auf die Burg Konow, Städtchen und Feste Drum u. a. landtäglich übertragen lassen.²¹⁾

Im Jahre 1522 zitierten Jdislaw Berka von Duba und Beatriz von Kolowrat, als Vormünder der Waisen nach Peter Berka, den Wilhelm von Alburg auf Konow, indem sie von ihm die Deponirung des mit Helena von Ezeclie auf Tetiniewes, Johann von Wartenberg auf Dub und Wenzel von Wartenberg auf Rybnow wegen der Mauth in Drum und in Bleiswedel abgeschlossenen Vertrages verlangten, vor das Kammergericht.²²⁾

Wilhelm von Alburg auf Konow testirte auf Grund eines Machtbriefes K. Wladislaws, am Samstag nach Apost. Matthäus 1531, und vermachte seine Güter, Schloß Konow (Konburg), Feste Stolentz (Drum), Schloß Helfenburg, Schloß Lämberg, Schloß Ostail mit allem Zugehör, dann die von Hieronymus Schlic lebenslänglich zu zahlende Jahresrente von 300 Sch. böhm. Gr. seiner Gemahlin Agnes Gräfin von Helfenstein und nach ihrem Tode seiner Tochter Anna Kurzbach, Gattin des Heinrich Kurzbach von Trachenburg, beiden auf Lebensdauer. Nach dem Tode der Tochter sollten diese Güter ihren Söhnen Wilhelm und Heinrich erblich zufallen.

Seiner Enkelin, Fräulein Agnes Kurzbach, hat Alburg für den Fall ihrer Verheirathung 2000 Schock nud ihrer Schwester Ludmilla 1000 Sch. böhm. Gr. als Mitgift testamentarisch zugesichert.²³⁾

Wilhelm von Alburg starb im J. 1538; sein Grabstein ist in der Kirche zu Charwatec bei Budin noch heute zu sehen. Er war der letzte Mann seiner Linie gewesen und seine Witwe Agnes herrschte noch eine längere Reihe von Jahren auf der Helfenburg, welche dann an ihre Tochter Anna gerieth.

Im Jahre 1553 wurde Frau Anna von Alburg auf Drum von Johann Christof Grafen von Tarnow auf Raubnitz wegen der dem Erzbisthume

19) Ripperts Geschichte von Leitmeritz S. 349.

20) Archiv Český VI. p. 586.

21) Landtafel 6 H. 21.

22) Registra citationum F. I. C. 6.

23) Landtafel 8. D. 15.

von Prag gehörigen Pfandgüter: Schloß Helfenburg, Städtchen Bleiswedel und 13 Dörfer vor das Kammergericht zitiert, damit sie daselbst alle darauf bezüglichen Urkunden deponiren, denn er habe vom Könige das Recht erhalten, diese Güter auszulösen.

Diese Citation wurde von dem Gerichte, da sie mit K. Wladislaw's Majestätsbriefe nicht übereinstimmte, behoben (Dienstag nach Pauli Befehring 1553); ebenso erging es dem Grafen von Larnow mit einer neuerlichen Vorladung, welche Dienstag nach Johannis Enthauptung s. J. annullirt wurde.²⁴⁾

Von dem Enkeln Ilburg's scheint Wilhelm früher als die Mutter gestorben zu sein, denn im J. 1575 war Heinrich Kurzbach von Trachenburg und Miltsch allein Herr auf Konow und Lemberg. In diesem Jahre, Freitag nach dem heil. Hieronymus, schenkte und überließ ihm K. Maximilian II. die bisher lebenspflichtigen Pfand- und geistlichen Kammergüter erblich, namentlich das Schloß Helfenburg, die Dörfer Bleiswedel, Tirschowitz, Raschowitz, Kalowitz, Kobetsch, Hlubina, Stragal, Moschnitz, Tuchan und Pablowitz, dann 80 Strich Schrott aus der Mühle und 8 Stein Talg aus den Fleischanken des Städtchens Gastdorf.²⁵⁾ Im J. 1581, Dienstag nach St. Bonifaz, verschrieb Heinrich Kurzbach, der K. Mt. Rath, Hans dem älteren Schönfeld von Schönfeld, derzeit in Auffig a. E. für eine Schuld von 5000 Schock böhm. Gr. das Schloß Helfenburg und die hierzu gehörigen Dörfer, von welcher Schuld er jedoch bei Lebzeiten noch 1600 Schock zurückzahlte.²⁶⁾

Heinrich Kurzbach starb im J. 1590 und wurde in der Kirche zu Drum begraben.²⁷⁾ Er hatte keinen Sohn hinterlassen, und seine Güter Konow, Helfenburg und Drum der Gattin Eva von Wartenberg zum lebenslänglichen Genusse, nach ihrem Tode aber seiner Enkelin Eva verheiratete Malcan testamentarisch vermacht.

Nachdem er jedoch mit seinem vorgestorbenen Bruder Wilhelm s. J. eine Erbteilung geschlossen hatte, gemäß welcher das Vermögen des ohne Manneserben Verstorbenen an die Erben des anderen Bruders übergehen sollte, so erhoben Heinrich der jüngere von Trachenburg und nach seinem Tode sein Sohn Ladislaw Julius von Trachenburg gerichtliche Einsprache gegen obige letztwillige Verfügungen, welche jedoch ohne Erfolg geblieben sind.²⁸⁾

Eva, Enkelin des Heinrich Kurzbach, trat am Donnerstag nach Judica 1591 alle ihre Rechte auf diese Erbschaft ihrem Gatten Joachim Malcan von Pencelin, Freiherrn zu Miltsch und Pencelin und seinen Erben förmlich ab.²⁹⁾ Eva von Wartenberg, vermittelte Kurzbach, erthelte Montag nach Maria Geburt s. J. demselben Joachim Malcan die Bewilligung, behufs Tilgung der Schulden nach dem verstorbenen Heinrich Kurzbach einige zur Herrschaft Helfenburg-Konow gehörigen Dörfer verkaufen zu dürfen.³⁰⁾ Kraft dieser Vollmacht hat Malcan auch in den J. 1591—93 verschiedene Bestandtheile dieses beträchtlichen Domi-

24) Registra der Urtheile J. 14. F. 16 und 26.

25) Landtafel, 18. O. 23.

26) Eben daselbst 89. N. 25.

27) Sommer, Leitmeritzer Kreis S. 329.

28) Landtafel, 25 K. 10. 11.

29) Eben daselbst 25 K. 10. Juxta.

30) Eben daselbst 168 C. 8.

niums u. z. an Johann Wlt von Kowitz, Johann Sezima von Auzti auf Auzcha, und Johann von Wartenberg auf Neuschloß und Bösig abverkauft, endlich im Jahre 1603 Donnerstag nach Auferstehung Christi, auch das Schloß Konow und die Feste Drum mit Stadt, sieben Dörfern und einem Hause in Gastdorf um 45000 Sch. melkn. an Elisabeth von Wartenberg auf Neuschloß, Leipa und Zweretitz käuflich überlassen.³¹⁾

Im J. 1608, Freitag nach dem St. Bartholomäus, verkaufte wieder Johann von Wartenberg das bereits öde Schloß Konow, Feste und Städtchen Drum unter diesem Schloße mit Kirchenpatronat, die Städtchen Bleiswedel und Grabern (Radouschow) mit Kirchenpatronat, dann neun Dörfer und die Mehl- und Talgzinsung von dem Städtchen Gastdorf, zu Konow und Drum (früher zur Helfenburg) gehörig, dem reichen Adam Hrzan von Harras auf Stalka, Landskron, Landsberg, Rothenhaus und Platten um 51428 Sch. 34 Gr. 2 D. m.³²⁾ Im J. 1647 gelangte diese Herrschaft in den Besitz des Prager Kardinals und Erzbischofs Adam Adalbert Grafen von Harrach.³³⁾

Wann das Schloß Helfenburg und an wen es abverkauft wurde, ist aus der Landtafel nicht ersichtlich. Jedemfalls wurde es zur Zeit der Konfiskation von den Jesuiten erworben und der Herrschaft Liebeschitz-Auzcha einverleibt.

In der Urkunde über den Kauf, so am 20. Mai 1675 zwischen dem P. Georg Firmius, Rektor des Jesuitenkollegiums zu Leitmeritz, und P. Matthäus Tanner, Rektor des Kollegiums St. Klemens zu Prag, welches letztere schon seit 1623 im Besitze der einen Hälfte der Herrschaft Auzcha war, über die andere Hälfte derselben Herrschaft abgeschlossen wurde, werden als zu dieser zweiten Hälfte gehörig angeführt; die zweite Hälfte der Stadt Auzcha mit dem halben Kirchenpatronat, mit einem Meierhose in der Vorstadt, das Theildorf Zimmern, das ganze Dorf Neuland (daher auch das Schloß Helfenburg, obgleich es bei dem Verkaufe nicht genannt wird) das ganze Dorf Muckow (Mugle) das ganze Dorf Wessyt, die Theildörfer Haber, Lutow (Lude), Künzel (Gügel), Schönborn, das ganze Dorf Weiskirchen mit Kirchenpatronat, endlich ein Theil der Stadt Lewin. Dagegen übergab das tausende St. Klemenskollegium dem verkaufenden Leitmeritzer Kollegium die bisher zum Gute Liebeschitz gehörigen Dörfer Nutschütz und Woden mit Mühle, Bräuhaus und einem Stücke Wald.³⁴⁾

Nach Aufhebung des Jesuitenordens fiel das Dominium Auzcha-Liebeschitz an den Studienfond, von welchem es am 20. Juli 1839 dem Fürsten Ferdinand von Lobkowitz abverkauft wurde und sich gegenwärtig im Besitze des Großfabrikanten Herrn Schroll befindet.

Wann die Helfenburg verfiel, ist unbekannt; im J. 1591 wird sie zuletzt als „Schloß“ erwähnt und liegt, denn Ueberresten der Ringmauern und Wehrthürme nach zu urtheilen, die Vermuthung nahe, daß diese Burg weder zerstört noch verbrannt, sondern wegen der unbequemen und einsamen Lage schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts von den Bewohnern verlassen und dem Verfall übergeben wurde.

Auch ihr bedeutamer historischer Name ist seitdem völlig verklungen, so wie

31) Ebendasselbst 177 h. 25.

32) Landtafel 183. F. 4.

33) Ebendasselbst 304. H. 19.

34) Landtafel 392 N. 19.

der des benachbarten Rikelsberges (bei Hohlan), welches eigentlich Hodnowoslowec geheißt hatte, und eine feste Herrenburg war — so wie jener der nahen Schlösser Milcian, Wisfel, Friedland und Cap, welche nur die alten Urkunden wieder an das Tageslicht brachten, nachdem die Erinnerung an deren einstige Existenz bei der umwohnenden Bevölkerung ganz geschwunden war. — Nur unter dem Namen „Gratten“ kennt heute der deutsche Landmann der Gegend die Ruine der ehemals so stolzen Helfenburg.

Zum Schlusse wollen wir noch die Entstehung jener Bedkowsky'schen Anekdote betreffs der „Affenburg“ aufzuklären versuchen.

Balbin erzählt³⁵⁾ zum J. 1650, daß ihm auf seiner Missionsreise ein ganz affenähnlicher Knabe vorgestellt wurde, der, ganz behaart, nur thierische Laute von sich gab und nur von Pflanzen und Wurzeln sich nährend, in der öden Helfenburg von Jägern aufgefunden worden war. Einigemal entfloh er dem Balbin in seine Wüste, doch gelang es ihm nach langem Abmühen, ihn zu bändigen, so daß er seinen Lehrer lieb gewann und den Sprach- und Religionsunterricht willig entgegennahm.

Diese Geschichte, welche sich übrigens auf die zweite Burg gleichen Namens, die bei Barau in großartigen Trümmern noch sichtbare einst Rosenbergsche Helfenburg, in deren Nähe zu Prachatitz Balbin damals verweilte, bezieht, mag Bedkowsky mit dem selbst gehörten verstümmelten Namen der Helfenburg bei Auscha verbunden und so jene lächerliche Affengeschichte zu Stande gebracht haben, die ihn Heber und Andere nacherzählten und welche zum Ueberflusse Herr v. Kleeroth zu einer eigenen Sage ausgesponnen hat,³⁶⁾ welche wir aber hiermit von den malerischen Mauern der ehrwürdigen erzbischoflichen Residenz Helfenburg für immer gebannt haben möchten.

M i s c e l l e n.

Die Scharfeier bei Tachau — ein altdeutsches Sonnenwendfest.

Von Jos. Stocklöw.

Ein ganz seltsames Fest kehrt alljährlich in der Gegend von Tachau wieder die sog. „Scharfeier“ oder das „Küchelfest.“ Am Samstag nach Johann d. T. begeben sich die Dorfleute im festlichen Zuge zur Stadtkirche, den „Ploaknejt“ (Platzknecht) an der Spitze, welcher in seiner Hand eine riesige, mit Flittergold reichverzierte Wachskerze, die „Schauerkerze,“ und in der Rechten den in Kosmarin gehüllten Hut hält. Ihm folgen unter schallenden Gesängen die Mädchen reihenweise mit verschlungenen Armen. Ehedem trugen die Dorfschönen zum Zeichen ihrer Jungfräulichkeit ein mit Flunkerwerk und Blumen gepuztes Haar. Seitdem jedoch ihre Zahl von Jahr zu Jahr auf ein spärliches Häuflein

35) Balbin Hist. S. Jesu, und nach ihm Schaller, Prachauer Kreis, S. 117.

36) Mittheilungen 1874 S. 89. Von einer ähnlichen Sage ist dem Landvolke in der Nähe der Berggrube Gradel auch nicht ein Wort bekannt.

zusammengeschmolzen und hie und da ganz ausgestorben war, ließ man diesen Ehrenschmuck fallen, um den günstigen Eindruck des Festzuges nicht zu verwischen. Die Scharfeier ist bei den Landleuten der festlichste Tag im ganzen Jahre. Die schönsten Kleider werden da hervorgesucht und die besten Speisen aufgetragen. Selbst dem Viehe im Stalle sucht man mit einem besseren Lederbissen eine Freude zu bereiten, und jeder Gast ist mit Freuden aufgenommen. Nach dem Mittagsmale erfolgt unter Gebeten und Gesängen der Umzug um die Felder und Dorfmarkung. Abends sind der Plaknecht und die Plakmagd, zu welcher Ehrenstelle bloß das tüchtigste Paar auserkoren ist, erst recht auf dem Plage. Sie sind die ersten auf dem Plage und eröffnen den Tanz. Das Ganze ist eine rein ländliche Feier, wie auch das Austeilen von „Kücheln“ — daher der Name Küchelfest — einer eigenen Art von Krapfen beweist, mit welchen die Gaben der Natur versinnbildlicht werden wollen. Es ist eine wahre Feier der Schar, der Pflugschar. Der Pflug, dieses edelste Werkzeug des Friedens, ließ ja den Menschen die Erde erobern und den Fleck Landes lieb gewinnen, den er im Schweife seines Angesichtes bebaut. Im Altertume ward ihm ein hehrer Ursprung und seine Erfindung Göttern zugeschrieben, wie z. B. bei den Griechen dem Königssohne Triptolemos von Eleusis, welchen Demeter das segenbringende Geräte bauen lehrte. Bei den Römern nicht minder wie bei den Germanen und Slaven war die Pflugschar ein geheiligtes Ding. Im Sachsen- und Schwabenspiegel wurde der Pflug als ein unveräußerliches Heiligtum betrachtet, ein Diebstahl desselben einer Mordthat gleich geachtet, und, noch im Mittelalter fand das heilige Eisen bei den Gottesurtheilen Verwendung. Die Scharfeier führt daher füglich in die Zeit zurück, wo noch die Götter die gefeiten Raine behüteten. Die Anschauung, welche dem Brauche zu Grunde liegt, hat sich trotz seiner Umgestaltung in christliche Formen ziemlich ungetrübt beim Volke erhalten. Man hofft damit Blitz, Donner, Wetter und Schauer aller Art zu bannen und schreibt demselben den Ursprung der Fruchtbarkeit des Feldes zu. Deshalb wollen manche die Bezeichnung „Scharfeier“ auf das durch die Mundart verdorbene Wort „Schauer“ zurückführen und sie schriftgerecht ein „Schauerfest“ nennen. Allein indem diese Auslegung den Dialect zu Hilfe zieht, verstößt sie gerade gegen denselben und entstellt das so nahe liegende, ganz natürliche Wort „Schar.“ An den Blitz, welcher die gewitterdräuende Wolkennacht durchzuckt, mahnt auch die große Kerze des Plaknechtes mit ihrem grünen Goldschmuck, und um den Gedanken noch deutlicher zum Ausdruck zu bringen, ist sie weitmöglichst mit „Feuerlilien“ umflochten. Mit entblößtem Haupte und mit scheuer Ehrfurcht schreitet der schmucke Bursche an der Spitze des Zuges mit dem bedeutungsvollen Lichte einher.

Das Scharfest fällt in die Zeit, wo andermwärts die „Sonnenwendfeuer“ die blühende Landschaft in ein Lichtmeer verwandeln und die Erde dem Himmel mit seinen funkelnden Sternen gleicht. Diese Feuer wurden dem Sonnengotte Fro zu Ehren, dem Gotte des Friedens und der Fruchtbarkeit zur Zeit angezündet, wo der Tag am längsten ist und den größten Sieg über die Nacht feiert. Das Licht bildet aber auch den Glanzpunkt des Festzuges bei der Scharfeier und demnach ist im Obigen die Erinnerung an die altgermanische Gottheit Donar, den Sohn der Erde, unverkennbar ausgesprochen. Er schleudert die feurigen Blitze und begrenzt und schirmt mit seinem Hammer das Eigentum. Beim bairischen Volksstamm stand diese Gottheit in besonderen Ehren und von Baiern und der Kurpfalz aus wurde ja die Gegend um Tachau bevölkert, wie Mundart, Kleidertracht und Sitten dartun. Unter den Richterscheinungen, welche die Bewunderung der

Altväter erregen mußten, sind die Sonne, welche leuchtend, wärmend und belebend am blauen Himmelsbogen emporsteigt, und der Blitz von überwältigender Macht. Daher die große Verehrung, welche der Sonnen- und Gewittergott bei den verschiedenen indogermanischen Völkern genossen haben. Die Sonnenwende war bei unseren heidnischen Vorfahren ein vielbedeutungsvolles Fest, eine Zeit höchster Weihe, wo alle Naturgewalten, die sie vergötterten, angerufen und verherrlicht wurden. Die Scharfeier ist nur auf den Bauerndörfern des Kirchspieles Tachau gebräuchlich, somit eine echt Tachauer Sitte. Und so bietet die Gegend von Tachau noch mancherlei Eigentümlichkeit. Das wird bald verständlich, wenn bedacht wird, daß sie ein Ländchen für sich war und mit dem übrigen Böhmen bloß das Staatsoberhaupt gemeinsam hatte, wie wir nächstens zu zeigen Gelegenheit finden werden.

Segensformeln.

1. So eine Kuh bezanbert ist und ihr die Milch benommen ist.

Dieser gebe man von ihrer Milch, die sie zuvor gegeben, so kommt die Milch wieder.

Es seien drei Würmer ausgangen,
Seien unserm Herrgott bekommen.
Der erste ist schwarz, der ander weiß, der dritte roth.
Ich wünsch, es werden alle drei todt.
† Gott.

2. Fürs Gerstenkorn.

Was ich seh, das mehrt sich,
Was ich greif, das verliert sich.

3. Für den Brand.

Unser Herr Jesus und Petrus giengen übers Land,
Sie sahen ein wilden, hitzigen Feuerbrand.
Er nahm seine allmächtige Hand
Und löschet den hitzigen, feurigen, wilden Brand,
Daß er nicht weiter um sich fraß
Wie unserer Frau das Kind genas. ††† 3mal.

4. Schwinden an allen Gliedern bei Menschen und Vieh.

N. N. Du schwindst in deinen Nerven,
Du schwindst in deinem Blut,
Du schwindst in deinem Fleisch,

N. N. Du schwind aus deinem Mark,
Schwind aus deinem Wein,
Schwind aus deinen Nerven,
Schwind aus deinem Fleisch,
Schwind aus deinem Blut,
Schwind aus deiner Haut,

N. N. Schwind in das wilde Meer,
wo sich weder Mensch noch Vieh vermehren kann. †††

5. Für Zahnschmerzen.

Mond ich sehe dich mit zwei Spizen
Ich bitte dich daß mir meine Zähne nicht schmerzen
bis ich dich sehe mit drei Spizen.
††† 3 oder 5 oder 7 Vaterunser.

6.

Si	†	Sa		Anna	†	Das muß man aufschreiben auf einen Zettel, den sich anbinden und nach 9 Tagen ins Wasser werfen, so thut kein Zahn weh.
Si	†	Sa	†	Anna	†	

7. „Wenn einer ein Fell auf dem Auge hat.“

Reißt Maria über Land,
Hat sie ein Büchlein in der Hand.
Kann sie lesen, kann sie schreiben,
Kann sie's Fell vom Aug' vertreiben.
Helf dir Gott Vater, Sohn u. hl. Geist. Amen.

8. Für das Wurmbeißen beim Vieh.

Man lege die eine Hand auf den Rücken, die andere auf die rechte Seite,
mache auf Bauch und Rücken das Kreuz mit der rechten Hand und spreche:
Heut ist der heilige Charfreitumstag,
Fährt der heilige Petrus ackern aus,
Ackert er drei Würmer aus:
Einen schwarzen, einen rothen,
Und einen todten. Helf dir Gott Vater, Sohn
und hl. Geist Amen.

9. Um das Blut zu stillen.

Du sollst nicht bluten,
Du sollst nicht schwären,
Du sollst nicht weh thun.
Helf Dir Gott u. s. w.

10. Für Rothlaufen.

Unser lieben Frau schneeweiße Milch,
Unser Herr rosenfarbnes Blut
Ist fürs Rothlaufen gut.
Helf dir Gott u. s. w.

Alle die vorstehenden Formeln habe ich bei wiederholtem Ferienaufenthalt in meiner Heimat in der Umgebung von Tepl gesammelt.

Die meisten wurden mir von älteren Leuten mündlich mitgeteilt. 7. 8. und 9. erfuhr ich durch Zufall, als ich einmal unbeachtet in derselben Stube war, wo ein altes Weib einer andern Person diese Sprüche mittheilte, und dabei noch einschärfte, immer nur einem Jüngeren sie zu lernen, sonst helfen sie nichts. 1. fand ich in einem „Büchel“ eines verstorbenen „Vetters.“ Möglich daß der Spruch gegen die Würmer helfen soll wie 8., und also nicht mehr zu dem übergeschriebenen Titel gehört.

In Anwendung sind wohl alle die obigen Formeln heute noch, denn das *peïßen* (s. Peters, Stoffsammlung S. 5) wird noch immer viel geübt.

Manche dieser Formeln haben ihren Ursprung in frühen Jahrhunderten und haben eine außerordentlich weite Verbreitung gefunden, wobei sie freilich auch den mannigfaltigsten Veränderungen unterlagen: man vergleiche Grohmann in den „Mittheilungen“ IV. (1866) S. 79 ff. und über die Wurmsegen (oben 1. 8.) Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8—12. Jahrhundert, Berlin 1873, Seite 464 fg. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren, führt viele czechische Segensformeln an, darunter auch ähnliche wie die obigen. So sind ganz ähnlich wie 5. die von Grohmann unter 1104 und 1192 angeführten Formeln, mit 8. zu vergleichen die unter 1108. Zu 4. vergleiche man Grohmann 1254 sammt Anmerkung. Einen ähnlichen deutschen Spruch wie 5. führt Grohmann unter 1191 an.

Ein verwandter Spruch zu 3 ist in Schleswig-Holstein und Lauenburg üblich. Denselben hat H. Klette mitgetheilt in einem Aufsätze „Feuer-Aberglaube“ in der Beilage zu Nr. 35 der deutschen Volkszeitung vom Jahre 1872. Der Spruch lautet:

„Gott und Petrus gehen übers Land,
Sie sehen brennen einen Brand.
Brand, du sollst nicht brennen,
Brand, du sollst nicht sengen,
Brand, du sollst nicht hizen,
Brand, du sollst nicht schwigen,
Wie die liebe Mutter Gottes
Ihren andern Sohn sollte gebären. J. N. G.“

„Dieser Spruch mußte dreimal wiederholt und bei dem J. N. G. (d. i. Im Namen Gottes) ein Kreuz geschlagen werden.“

Dr. W. Toischer.

Nach ein Beitrag zur Geschichte des Bauernaufstandes in Böhmen im Jahre 1680.

Die Wogen des Aufruhrs, die ihren Ausgangspunkt im Königgräzer Kreise hatten, verbreiteten sich fast über das ganze Land um so leichter und schneller, als man allenthalben den Druck der Verhältnisse fühlte, der, hier geringer, dort schwerer, von Seite der Grundherren auf die Untertanen geübt wurde. Die Unzufriedenheit brach in hellen Flammen aus, als auch die gerechtesten Beschwerden der Bedrückten von Seite der Regierungsbehörden in Prag nicht nur unbeachtet blieben, sondern für die Beschwerdeführer zumeist Verhaftung und Gefangenschaft zur Folge hatten. Hatte sich der Unwille zuerst gegen harte, ja grausame Grundherren erhoben, so kehrte er sich begreiflicher Weise bald gegen das ganze System, und so kam es, daß selbst milde Herren unzufriedene Untertanen hatten. Daß diese letzteren dann in ihren Anforderungen weiter gingen, als es sich mit Vernunft und Religion und mit der staatlichen Ordnung überhaupt vertragen, daß sie selbst ihre berechtigten Ansprüche in einer Weise geltend machten, die nicht nur den Nimbus, womit sich die Feudalen umgaben, herabriß, sondern mit der guten Sitte überhaupt nichts gemein hatte, darf nicht Wunder nehmen

wenn man die geistige Cultur der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in jenen Ländern nur oberflächlich betrachtet, in denen ein halbes Jahrhundert vorher der 30jährige Krieg mit allen seinen Schrecknissen gewüthet, die Spuren früherer Cultur verwischt und den diesfälligen Boden auf lange hinaus unwirthbar gemacht hatte.

Von diesem Gesichtspunkte aus möge auch die Art und Weise beurtheilt werden, wie auf dem ehemaligen Klosterdominium P laß der D r e w e c e r Richter Radim, der die Seele des Aufruhrs in jener Gegend war, sprach und handelte, und zwar zu einer Zeit, da der Aufstand in anderen Kreisen schon weiter vorgeschritten war und einerseits militärische Verfügungen, andererseits beschwichtigende kaiserliche Erlässe zur Folge hatte.

Der Plasser Abt Benedict Engellen hatte eben das Gut K r a s c h a u (Kraschow, Krasov) durch Kauf an sich gebracht und mit der Herrschaft P laß vereinigt, als auf den Dörfern dieses Gutes bedenkliche Symptome sich zeigten. Der damalige Kreishauptmann, ein Kolowrat auf dem nahegelegenen Libin, und Abt Benedict von P laß versammelten die Richter und andere Inassen der umliegenden Dörfer in der nun in Trümmern liegenden festen Burg Kraschau zu dem Zwecke, ihnen den hohen kaiserlichen Erlaß vorzulesen, zufolge dessen die Lasten der Unterthanen erleichtert und die Arbeiten derselben auf wochentlich drei Robottage beschränkt werden sollten. Außer den beiden genannten Herren waren auch mehrere Geistliche von P laß und ebenso mehrere weltliche Beamte anwesend. Die auf die Versammlung zunächst folgenden Ereignisse dürften geeignet erscheinen, über die Gesinnungsweise des Richters Radim ebenso, wie über die Wirkungen des kaiserlichen Erlasses einiges Licht zur verbreiten.

Die diesfällige Darstellung ist dem erzählenden Berichte eines schlichten Mannes und treuen Kloster-Unterthanen entnommen, der in derber Weise wiedergab, was er selbst gehört oder gesehen hatte. — Als der Dremecer Richter — so erzählt er — von dem Abte nach Hause zurückkehrte, kamen bei ihm nicht Wenige auch aus anderen Dörfern zusammen, um sich mit ihm zu berathen. „Wißt ihr, was ich euch sagen will? Wie sehr bedauere ich, daß wir den Dickbauch und alle die Andern, die in Kraschau waren, nicht zum Fenster hinausgeworfen haben! Wie sehr hat uns der (der Ausdruck geht über die Gränzen des Anstandes) gute Worte gegeben und versichert, er wolle fortan nicht nur unser Herr, sondern auch unser Vater sein. Warte nur, du weißt nicht, was dir noch bevorsteht,“ u. s. w. Ueber das kaiserliche Patent äußerte sich Radim den Bauern gegenüber in ebenso despectirlicher Weise, wie über den Abt. „Wer weiß, welcher schlechte Mensch das Patent zusammengeschrieben hat! Sie wollen nichts als uns hintergehen; wir sollen glauben, daß wir in der Woche dreimal roboten sollen. So also! Sie werden viel von uns haben! Wir haben bereits viel und lange genug gearbeitet, und es wird von nun an nicht mehr so sein, meine lieben Nachbarn. Jener vermaledeite R a c a f i r e l *) — er meinte damit den Kreishauptmann — ließt uns vor, was ihm beliebt. Jetzt glauben sie uns dahin zu bringen, daß wir ihnen roboten. Hätte er uns nur auch gelesen, was weiter geschrieben stand! Hätten wir ihn doch sammt seinem Bratpfieße — er meinte damit dessen Degen — gepackt und ihm damit

*) Racafirel (Rakafirel) ist wohl deutschen Ursprunges, und zwar so viel als Reherführer, Erzleher, wird aber in verändertem Sinne hie und da noch heute als Schimpf- oder Spottwort gebraucht.

seine Vorlesung bezahlt! Und was? Jener abscheuliche Supprior mit dem geschorenen Kopfe kam uns aus der Burg nachgelaufen und hat recht schön, wir möchten nur ins Schloß zurückkommen und das ganze Patent anhören! Gewiß, die Sibille, die uns noch fünfzig Jahre des Lebens prophezeit hat, kann sich nicht irren; der allmächtige Gott wird uns so viele Jahre schenken. Darum Brüder, Nachbarn! halten wir wacker zusammen, damit wir nichts von dem Unsrigen bis auf den letzten Tropfen Blut verlieren (?), aber den Roboten stimmen wir nicht zu. Es ist gewiß, — ein alter Bettler hat es mir erzählt, der von dort gekommen ist und alles gesehen hat — der französische König hat den Deutschen schon einen ganzen Wagen voll Pulver und Kugeln und Flinten geschickt, und die Deutschen fürchten sich nun vor nichts; und so wie der Franzos den Deutschen zu Hilfe kommen wird, so wird er auch uns nicht verlassen, und wir werden uns mit ihnen vortrefflich vertheidigen. Wir werden ihnen aber auch Steuern zahlen, selbst wenn wir das letzte Hemd verkaufen sollten.“ — An einem andern Tage versammelte Radim die Bauern abermals und forderte sie auf, Contributionen zu sammeln und bei ihm zu deponiren, „damit — sagte er — diese — — nicht Ursache haben, uns auf die Feiertage Militär-Einquartirung zu geben, denn sie haben nicht wenig Muth gegen uns. Wisset, was ich mir ausgedacht habe, Brüder und Nachbarn! Wenn Einer, und mag er sein, wer er will, es nicht mit uns hält, so sperren wir ihn in den Stall ein und lassen ihn nicht eher heraus, als bis er uns einen Goldgulden zahlt, und wenn uns etwa die Soldaten heimsuchen und wir ihnen nichts zum Essen zu geben haben, so gehen wir in's Kloster zu dem Schmerbauche und den Rahlköpfen im Convente; diese haben genug Getreide, Ochsen, Kühe und Schafe, und wir nehmen zusammen, was wir finden, schlachten, schroten aus und verzehren es mit den Soldaten. Da werden sie uns schön bitten und nicht mehr sagen: Packet euch, arbeitet und robotet. Sie sollen es versuchen, uns wieder so zu schinden, wie sonst! Ach ja, sie fürchten uns schon; wir haben die Sache vortrefflich eingeleitet.“

Radim brachte — so erzählt der Berichterstatter weiter — auch den Richter Valentin aus dem Dorfe B o h y auf seine Seite und beredete ihn, von den Ortsinsassen Contributionen an Geld einzusammeln, angeblich um von dem Kaiser einen durch Siegel bekräftigten Gnadenbrief zu erlangen, zufolge dessen sie in Zukunft nicht zu roboten brauchten. Valentin zog nicht nur die Bauern seines Dorfes, sondern des ganzen Gutes Kraschau in den Strudel, und wenn er an Contributionen eine gewisse Summe beisammen hatte, schickte er sie nicht zu dem vorgeblichen Zwecke nach Prag, sondern trug sie des Nachts zu Radim. Als Soldaten in B o h y einrückten, floh Valentin mit den Seinigen, sowie mit den Bauern von K a c h o l o u s, mit Knütteln bewaffnet, wie rasend nach K o z o j e d und machte dort den Richter und die Bauern rebellisch. „Werdet ihr mit uns gehen oder nicht?“ schrie er ihnen zu — „wenn nicht, so kommen wir wieder, binden euch und zünden euch Haus und Hof an.“ Der Richter von Kozojed sprach mahnende und begütigende Worte, was er denn denke, ob er geradezu Weib und Kinder im Stiche lassen wolle. „Was Weib! was Kinder!“ rief Valentin; „ich kann nichts verlieren, weil ich nichts habe.“ Und als der Richter auf die Gnade des Kaisers hinwies, versetzte er: „Auf den Kaiser kannst du dich verlassen; wer weiß, wie es ihm noch ergehen wird.“

So weit der einfache, schlichte Erzähler! Man braucht an der Wahrheit der erzählten Thatsachen nicht zu zweifeln, wenn man annimmt, daß er dieselben durch ein farbiges Glas angesehen habe.

Die aufständischen Bauern wurden von der gegen sie ausgeschiedten Militär-
macht geschlagen, viele derselben gefangen genommen, und die Hauptschuldigen hin-
gerichtet. An den zum Tode verurtheilten Plasser Unterthanen wurde das Urtheil
in Saaz und Rakonitz vollzogen. Andere wurden mit Kerkerstrafen belegt, und
manche von denjenigen, welche früher weidlich gegen ihren geistlichen Grundherrn
getobt hatten, warfen sich ihm nun zu Füßen und flehten ihn um seine Fürsprache
an. In der That wandte sich der Abt an den Grafen Rudolph Lazansky und erwirkte für
Einzelne ein milderer Urtheil; keineswegs aber, wie vielleicht mancher gehofft hatte,
gänzliche Strafflosigkeit. Wenigstens wurden sie zu Strafarbeiten in Ketten ver-
urtheilt. Da zu jener Zeit die neue Abtei zu Plass gebaut wurde, so wurden zur
Aushebung des Grundes an der Seite gegen die Kirche verurtheilte „Rebellen“
verwendet; andere mußten in dem steinigen Grunde von Teinitz an bis nach Kra-
lowitz die Löcher zu einer Lindenallee ausgraben, welche in der Folgezeit
noch lange die dortigen Bauern an das thörichte Unternehmen ihrer Vorfahren
erinnern sollte.

Gewiß hatte der Bauernaufstand da und dort Dimensionen angenommen, welche
die Strenge der Gesetze wenigstens gegen die Rädelesführer herausforderten; gewiß
ist es aber auch, daß manche Grundherren oder deren Beamte die armen Unter-
thanen hart und ungerecht behandelten und eine Erbitterung gegen die Obrigkeiten
überhaupt hervorriefen. Das scheint selbst der kaiserlichen Regierung nicht unbe-
kannt gewesen zu sein. Denn in einer kaiserlichen Verordnung, datirt von Pardubitz den
28. Juni 1680, wurde ausdrücklich angeordnet: die Unterthanen sollten nicht über
die Gebühr belastet werden; sie sollten nicht mehr gezwungen werden, die ganze
Woche hindurch für die Grundobrigkeit zu arbeiten, sondern nur drei Tage, und an
Feiertagen sollten sie robotfrei sein; es sollte ihnen der Kauf von Bier, Brannt-
wein, Käse, Butter, Fischen u. s. w. zu ihrem Schaden nicht aufgedrungen werden;
ihr Erbgut sollte ihnen, so lange Erben da wären, nicht mehr unter gesuchten
Vorwänden abgedrungen werden; sie sollten fortan nicht mehr zu weiten Fuhren
gezwungen, vielmehr sie sollten für ungewöhnliche Auslagen, die sie etwa dabei
gehabt, schadlos gehalten werden; es sollten ihnen keine anderen, als die bisher
gebräuchlichen Zinse abgefordert werden; wenn sie verdienter Weise gestraft werden,
so sollte dabei die nothwendige Rücksicht auf ihre Gesundheit und ihr Leben ge-
nommen werden; zur Bezahlung der herrschaftlichen Beamten sollten die Unter-
thanen nicht beizutragen verpflichtet sein; von einem Dominium sollten sie nicht
auf ein anderes, vielleicht entlegenes zu Roboten gezogen werden u. s. w. Wahrlich,
die damaligen feudalen Zustände lassen sich kaum durch irgend etwas besser illu-
striren, als es in dieser kaiserlichen Verordnung geschehen ist; denn sie setzt als
Thatfache voraus, daß manche Grundherren, beziehungsweise deren Beamten die
armen Unterthanen überbürdeten, daß sie sie die ganze Woche hindurch im Frohn-
dienste arbeiten ließen, daß sie ihnen Bier und Branntwein und andere herrschaft-
liche Erzeugnisse, offenbar zu selbst festgestellten Preisen aufdrängten, daß sie un-
gerechter Weise bäuerliches Besitztum bei Todesfällen an sich rissen, ohne die Erb-
rechte der Hinterlassenen zu beachten, daß sie bei Vergehungen, in denen sie zugleich
Kläger und Richter waren, gegen die Schuldigbefundenen Strafen verhängten,
unter denen nicht nur die Gesundheit, sondern sogar das Leben gefährdet war,
Prügelstrafe, graufiges Gefängniß u. s. w. u. s. w.

Als der Aufstand unterdrückt war, fragte man (naiv genug) die Bauern,
was sie wohl zu verdienen meinten, wenn sie abermals gegen die Obrigkeiten sich
auflehnten, und — mit dem Munde antworteten sie, sie hätten dann ihr Leben

verwirkt, wenn sie auch im Innern voll bitterm Großes lieber das Leben ihrer Feiniger geopfert hätten. Sie wurden dann genöthigt, von neuem den Eid der Treue abzulegen. Als ob ein erzwungener Eid auch moralisch berechtigt wäre!

Auch dem Abte von Plass leisteten die Unterthanen nach bewältigtem Aufstande von Neuem den Eid der Treue, und jeder, der in der Folge in den Unterthanenverband aufgenommen wurde, mußte dasselbe thun, und so oft ein neugewählter Prälat seine grundherrlichen Rechte antrat, wurde dieser Eid in folgender Form geleistet:

„Ich N. N. gelobe und verspreche mit diesem wohl überlegten körperlichen Eide vor Gott dem Allmächtigen, daß ich dem hochwürdigsten Herrn Herrn N. N., Abten zu Plass des h. Cistercienser-Ordens und Probstes zu Böhmischem-Weipa, dem ehrwürdigen Convente daselbst, als meinen vorgefetzten Oberen, treu, ergeben und gehorsam sein will, daß ich ihre Ehre und ihr Gutes nach meinen Kräften stets fördern, jeden Schaden und alles Böse verhüten und abwenden, überhaupt alles das thun und leisten will, was einem treuen und gehorsamen Unterthanen geziemt und zukommt. Dazu verhandle mir Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Amen.“

B. Scheinpflug.

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

19) Der grane Zwergkönig auf der Ruine Maidstein.

Die Ruine Maidstein liegt an der Moldau, drei Stunden von Budweis entfernt. Man erreicht sie am bequemsten von Adolfsthal aus. Die Ruine liegt auf einem mäßig hohen felsigen Berge, der nur mit Gräsern und Sträuchern bedeckt ist. Während des Hussitenkrieges soll die Burg von Žizka zerstört worden sein. — Im Volksmunde geht nun die Sage, daß im großen Kellergewölbe, das noch jetzt zu sehen ist, unter Schutt und Steinen verborgen, große Schätze liegen sollen, welche von dem Zwergkönige mit dem großen, grauen Barte bewacht würden. Auch sollen die alten Ritter zuweilen oben tollen Spuk treiben, und Leute, welche da hinauf gingen, seien oft übel weggekommen, manche gar nicht mehr zurückgekehrt. Die Sage nun erzählt, daß das Zwerglein, welches den Schatz hütet, in Mai, wenn die Maiblümchen zu blühen beginnen, seine Gruft verläßt und in jeder Nacht bis Anfangs Juni durch das Schloß wandle. Während dieser Zeit zeigt es sich auch zuweilen den Menschen, ohne ihnen einen Poffen zu spielen, es sitzt da gewöhnlich in der Nähe der sogenannten „hohen Steinwand“ auf einem Steinblöcke und nieszt von Zeit zu Zeit, daß man es weit hin hört. Wer dies nicht weiß und ihm aus gutem Herzen fünfmal „Gott segne euch“ sagt, und zwar immer mit Geduld und ohne eine Miene zu verziehen, der werde den Schatz heben.

Einmal nun hatte sich ein Bäuerlein aus der Nähe auf die Ruine hinaufgemacht, um auf seinem Wagen Steine von oben zu holen, da ihm sein Haus abgebrannt war, und er zu wenig Geld hatte, um sich Bausteine zu kaufen. Als der Mann am Fuße des Berges angelangt war und nun der schwierige Weg

bergauf bevorstand, hätte er gerne noch Jemanden gehabt, der mit ihm den Wagen geschoben und oben mit Steine aufgeladen hätte. Aber die Sonne ging bereits zur Rüste und nirgends sah er ein lebendes Wesen. Plötzlich hörte er in seiner Nähe ein vernehmliches Niesen. „Gott segne euch“ rief er der Richtung zu, woher er den Laut vernommen, und rückte andächtig mit seinem Hute. Er sah und hörte aber nichts weiter. So mußte er sich nun entschließen, den sauern Weg anzutreten. Er half seinem Pferde, so gut es ging, den Wagen vorwärts zu bringen, so daß ihm bald die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. Als er auf dem halben Wege zur Ruine ein wenig ausrastete und sich eben den Schweiß von der Stirne trocknete, hörte er wieder in seiner Nähe niesen. „Helf Gott“ rief er jetzt — aber Freund, sprach er weiter, ihr scheint euch stark verfühlt zu haben? Doch wie er sich auch umsah, es rührte sich nichts weiter, Alles blieb still, wie zuvor. Endlich war er nach großer Anstrengung oben auf dem Gipfel des Berges angekommen und vor dem Kellergewölbe machte er mit dem Wagen Halt. Da vernahm er zum dritten Male das Niesen. Jetzt aber schien es ihm, als ob es aus dem Gewölbe gekommen wäre. „Gott segne euch“ rief er, also hier steckt ihr, guter Freund? Aber macht jetzt keine Umstände und helft mir den Wagen mit Steinen zu beladen. Es erfolgte jedoch keine Antwort, der Bauer sah im Gewölbe nach, nirgends fand er die Spur eines menschlichen Wesens. Kopfschüttelnd machte er sich nun allein an die Arbeit, suchte die schönsten Steine zusammen und lud sie auf den Wagen. Er hatte gerade den Wagen zur Hälfte beladen, als er, wie er sich gerade nach einem Steine bückte, in der Nähe niesen hörte. In Gedanken sagte er wieder aus Gewohnheit: „Gott segne euch.“ Als er darauf eben daran war, einen großen Stein mit Mühe auf den Wagen zu heben, erscholl zum fünften Male das Niesen, aber diesmal aus nächster Nähe. „Zum Henker“ rief er jetzt zornig und warf den Stein in den Wagen, daß es krachte, hältst du mich für einen Narren, was soll denn das beständige Niesen? Da vernahm er hinter sich ein gellendes Gelächter, entsetzt kehrte er sich um, aber es war Niemand da, alles war wieder still.

Unterdes war es schon ganz dunkel geworden, die Sterne schienen schon am Himmel und die grauenvolle Stille, welche nur noch einmal von demselben gellenden Gelächter aus dem Gewölbe her unterbrochen wurde, begann ihn zu ängstigen. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirne, er wollte fort, aber er schien wie festgewurzelt zu sein. Da vernimmt er auf einmal Gesang und Musik. Wie er um sich blickt, siehe, da kam ein Zug kleiner Zwerge, welche sangen und auf merkwürdig geformten Instrumenten dazu bliesen und spielten. In der Mitte des Zuges ritt auf einem stolzen Pferde, das mit einem goldenen Sattel bedeckt war, ein kleines Zwerglein mit einem langen grauen Barte und einer goldenen Krone auf dem Haupte. Dahinter kam ein großer Zug von Rittern und Frauen in weißen blendenden Gewändern. Dieser Zug bewegte sich nun um den Bauer und umgab ihn von allen Seiten. Plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen verwandelten sich die Gestalten in zottige Bären und schnaubende Wildschweine und machten Miene sich gemeinsam auf ihn zu stürzen. Da erfaßte ihn das Entsetzen mit aller Macht und er stürzte betäubt zu Boden. Hier lag er nun bis zum Morgen, der ihn durch die kühle Luft wieder erweckte. Nur mit Mühe erinnerte er sich des Schrecklichen, das er erlebt, er sieht Pferd und Wagen und spaltet sich, den verwünschten Ort zu verlassen. Am Fuße des Berges angekommen, begegnet ihm Jemand, der ihn verwundert fragt, was er hier fahre? Er sagte „Steine!“ Da aber jener lächelnd den Kopf schüttelte, sah der Bauer in den Wagen und be-

merkte zu seinem Schrecken, daß er statt Steine nichts als Staub und Moos darin hatte.

20) Die Gründung des Klosters von Hohenfurth.

In der südlichsten Spitze Böhmens liegt am rechten Ufer der Moldau die Stadt Hohenfurth, in geringer Entfernung davon stromaufwärts das Stift Hohenfurth, Weibes ringsum eingeschlossen von bewaldeten Bergen. Das Stift erhebt sich unmittelbar neben der Moldau auf einer felsigen Anhöhe, ist ringsum von einer Mauer umzogen und sieht einer kleinen Festung nicht unähnlich, wenn nicht die schon weithin sichtbaren Kirchtürme die Bestimmung des Ganzen verriethen. Das Kloster birgt außer der Schatzkammer eine umfangreiche Bibliothek mit einigen seltenen Manuscripten. Von der Stiftung des Klosters erzählt die Sage Folgendes:

An der Stelle des jetzigen Klosters stand in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine Kapelle, welche der hl. Anna geweiht war. Zu dieser Kapelle pflegte häufig Wof aus dem Geschlechte der Rosenberger zu wallfahrten. Wollte er zur Kapelle gelangen, so mußte er die Moldau an einer seichten Stelle durchreiten.

Als nun eines Tages Wof abermals ausritt, die Kapelle zu besuchen, verfinsterte sich plötzlich der Himmel, es entlud sich ein schreckliches Gewitter, und es schien, als ob sich die Schleusen des Himmels geöffnet hätten. Trotzdem wollte Wof nicht umkehren, sondern er setzte seinen Weg fort. Als er zur Moldau kam, um an gewohnter Stelle hinüber zu retten, brauste das Wasser als mächtiger Strom tosend vorbei. Trotz der Mahnung seiner Begleiter, sich nicht in den reißenden Strom zu wagen, sprengte Wof in die Moldau, um das jenseitige Ufer zu gewinnen. Bald schwamm das Pferd, aber die Wogen waren zu mächtig, sie rissen das Pferd trotz seiner Anstrengungen mit fort und Wof war nahe daran, mit demselben in den Fluthen zu verschwinden. Da in dieser schrecklichen Minute that er das Gelübde, „an der Stelle der Kapelle ein Kloster zu erbauen und es reichlich auszustatten, und siehe, es öffnete sich der Himmel, die Jungfrau Maria erschien ihm in den Wolken mit dem Jesuskinde auf dem Arme und ein Engel schwebte herab, welcher mit einem Palmzweige die wilden Wogen peitschte, daß durch sie Roß und Reiter wohlbehalten ans andere Ufer gelangten. Der Engel war verschwunden, Wof aber fiel auf die Knie und dankte Gott für seine wunderbare Rettung. Er hielt auch sein Gelübde. An jener Stelle, wo die Kapelle gestanden, erhob sich bald ein prächtiges Kloster, das er zum Andenken an seine Gefahr und Rettung „Hohenfurth“ nannte.“^{*)}

*) In der Klosterkirche befinden sich zwei Gemälde; das eine stellt den Moment vor, in welchem Wof, von den Wogen fortgerissen, das Gelübde thut, das andere, wie er das Kloster gründet.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Das böhmische Erzgebirge, Industriellen und Gewerbetreibenden zu Geschäftsunternehmungen empfohlen.*)

Als im böhmischen Erzgebirge ein reicher Bergsegen sich aufgethan hatte, kam es weit und breit in Ruf, und es strömten von nah und fern die Menschen herbei, um hier ein geträumtes Eldorado zu finden.

Mit dem Verfliegen des Bergbaues gerieth aber das Erzgebirge allgemach wieder in Vergessenheit. Doch hatten sich inzwischen daselbst die Verhältnisse bedeutend geändert. Es war kein unwirthliches Waldgebirge mehr, wie ehemals, sondern über und über, in den Seitenthälern und an den Abfenkungen wie seinem Rücken entlang, mit Ortschaften bedeckt, in welchen eine dichte Bevölkerung wohnte. Da der karge Boden zu ihrer Ernährung nicht ausreichte, so hatte sie, um den Lebensunterhalt zu finden, sich genöthigt gesehen, industrielle Beschäftigungen zu ergreifen, unter welchen das von Annaberg herüber verflanzte Spizenklöppeln weitaus die erste Stelle einnahm. So lange diese Beschäftigungen gut gingen und insbesondere das Spizenklöppeln und das später hinzugetretene Sticken einen verhältnißmäßig reichlichen Verdienst abwarf, wurde, obwohl in verkehrter wirtschaftlicher Ordnung, da nun, in Ermanglung hinlänglicher geeigneter Beschäftigung für den Mann, die Aufgabe des Erwerbes hauptsächlich auf dem Weibe lastete, im Stillen fortgearbeitet. Das böhmische Erzgebirge blieb unter so bewandten Umständen und bei den mangelhaften Straßenverbindungen über die nächst gelegenen Gegenden und die unmittelbar beteiligten Kreise hinaus eine beinahe unbekante Welt. Man wußte oft nicht einmal, daß so manche Erzeugnisse, deren man sich zu Schmuck und Kleidung oder anderem Bedarfe bediente, von dort stammen. Man hatte aber auch nicht nöthig, für seine Bewohner zu sorgen.

Anderes gestaltete sich die Sache, als die Mode sich dem verwegenden Erzeugnisse des Erzgebirges — der Spitze — abwendete und überdies die Maschinenarbeit ein billiges Surrogat dafür zu liefern begann. Die Löhne wurden nun auf ein Maß herabgedrückt, damit nur bei der angeborenen Genügsamkeit der Erzgebirgsbewohner das Leben gefristet werden konnte. Oft selbst fehlte es bei solch gedrückten Preisen an Absatz. Trat dann noch eine Mißernte in dem Hauptnahrungsstoffe, den Kartoffeln, hinzu, so mußte das allgemeine Mitgefühl angerufen werden, wie wir es kürzlich wieder erlebt haben.

Anfänglich suchte man durch Unterstützungen der augenblicklichen Noth abzuhelfen. In der Folge wurde es für zweckmäßiger erkannt, anstatt in Form von Almosen, die Unterstützung durch Arbeit zu gewähren. Ein von der Regierung oder doch unter ihrer Einflußnahme eingesetztes Comité bemühte sich durch Unter-

*) Mit Vergnügen nehmen wir diesen uns von Herrn R. Ritter von Dokauer zugekommenen Aufruf auf. D. Auschuß.

haltung von Industrieschulen in den bedrängtesten Gegenden des Erzgebirges poffhandene Erwerbszweige zu vervollkommenen, andere neu einzubürgern. Allein auch dieses Mittel brachte nicht die gewünschten Früchte. Mehr und mehr drängte sich endlich die Ueberzeugung auf, dem Erzgebirge könne nicht anders, als durch die organisatorische Thätigkeit auf eigene Rechnung arbeitender Unternehmer gründlich aufgeholfen werden, und man ließ es auch weder an Klarlegung der thatsächlichen Zustände, noch an werththätiger Unterstützung fehlen, um unternehmungslustige und unternehmungstüchtige Industrielle zu bestimmen, im Erzgebirge sich zu etabliren.

Es ist wirklich zu verwundern, daß bislang so wenig wahrhaft Berufene sich die mannigfach günstigen Bedingungen des Erzgebirges zu nütze gemacht haben. Vor Allem der zahlreichen geschickten, fleißigen und wohlfeilen Arbeitskraft, der männlichen sowohl, welche wider Willen so oft zu feiern gezwungen ist, als der weiblichen, deren zart gebaute Hände sie zu den feinsten Arbeiten eignen. Fand sich doch unsere allberehrte Kaiserin, als sie die Erzgebirgsspitzen besichtigte, veranlaßt, sie einem Werke von Feenhänden zu vergleichen! Aber auch die Wohlfeilheit der Hausmieten ist ein wichtiger Faktor. Diese verschwinden im Vergleich zu der kaum mehr erschwinglichen Höhe in den Hauptstädten. Der Anlage größerer Fabriketablissements kommen allenthalben genügende Wasserkräfte zu Statten. Einzelne Industrien erfreuen sich auch der Gelegenheit nächsten Absatzes, wie er in den so nahe gelegenen Orten Teplitz, Karlsbad, Franzensbad, Marienbad u. s. w. zur Sommerszeit geboten ist.

Für Fabriksunternehmungen, in denen die menschliche Arbeit einen wichtigen Faktor bildet, zumal jene der Textilbranche, bietet daher das Erzgebirge die günstigste Gelegenheit. Viele Industrien, wie namentlich die Spinnenerzeugung, die Hand- und Maschinen-Stickerei, das Tambouriren, die Spinnerei, die Web- und Wirkwaaren-Erzeugung, die Seiden- und Sammetweberei, das Handschuhnähen, die Posamentier- und Wirkwaarenenerzeugung, die Strohflechterei, diverse Metallarbeiten und die Gewehrfabrikation, die Holzdreherei mit der Schnitzerei und den Kinderspielwaaren, die Korkholzschnidereien, die Musikinstrumenten- und Harmonika-Erzeugung, auch die Eisen- und Blechwalzwerke weisen bereits mehr oder weniger starke Arbeitercontingente auf, die mitunter nichts anderes bedürfen, als nachhaltige und organisirte Beschäftigung. Mit Vortheil aber würden sich noch andere Artikel theils einbürgern, theils erweitern lassen, wie Glacé- und Buntpapiere, Cartonage- und Papeteriearbeiten, feinere Flechtwaaren, künstliche Blumen, Herren- und Damenpuß-Gegenstände, Seiden- und Atlashandschuhe, Bein- und Perlmutterwaaren, Steinnuß-, Horn- und Metall-Knöpfe, Kunsttischlerei, Gartenmöbel und Küchengeräthe, Draht-, Stahl-, Eisen- und Blechgegenstände, Maschinenstickerei, Druckerei, Färberei und Bleiche, Ledergalanteriearbeiten, Wäsche-nähen, Watta-, Holzstoff- und Papiererzeugung u. s. w.

Zur Begründung neuer und zum schwunghaften Betrieb schon vorhandener Industrien sind heute viel mehr Vorbedingungen gegeben, als es noch vor zehn Jahren der Fall war. Zwei Eisenbahnen führen jetzt über das Erzgebirge nach Sachsen, die eine von Komotau einerseits über Weipert nach Annaberg, anderseits über Reitzenhain nach Marienberg und beide in direktem Anschlusse nach Chemnitz, die andere von Schläckenwerth-Carlsbad über Grassitz nach Klingenthal; überdies erleichtern auch außerhalb dieser einheimischen Bahnausmündungen, die so nahe der Landesgränze hinziehenden sächsischen Bahnen mit ihren trefflichen Straßenverbindungen den Absatz nach und über Deutschland ungemein und eben

so auch den Bezug von dort. Ein Netz von Post- und Telegrafienstationen breitet sich über das ganze Gebirge aus. Die Straßenzüge sind durchgehends gut; was noch mangelt, wird, zum Theil wenigstens, eben ergänzt. Nicht unerwähnt darf auch bleiben, daß seitdem der Schulunterricht ein wesentlich besserer und allgemeinerer geworden ist.

Ist letzteres Moment ein solches, das auf den Werth der jugendlichen Arbeitskraft seinen Einfluß ausübt, so macht es die Erleichterung der Verkehrsmittel möglich, Alles, was auf dem Gebirge etwa abgeht, als einzelne Baumaterialien, dann Roh- und Hilfsstoffe, Maschinen, Werkzeuge und andere Behelfe von anderwärts her, selbst aus fernen Ländern, schnell und billig zu beschaffen und ebenso die fertigen Erzeugnisse überall hin zu versenden. Kohlen sind am Fuße des Erzgebirges in fast unerschöpflicher Menge vorhanden.

Die Schwierigkeiten, welche sonst mit dem Industriebetrieb auf dem Gebirge verknüpft sein mochten, sind mithin gegenwärtig sehr bedeutend verringert, während andererseits der große Vortheil, der in der anstelligen, fleißigen, genügsamen und ehrlichen Arbeiterbevölkerung, welche sich für schwerere und leichte Arbeiten eignet, liegt, nach wie vor fortbesteht.

Für strebsame Industrielle gewiß ein Feld zu lohnender Thätigkeit! Wir sehen dies auf dem sächsischen Antheile des Erzgebirges, wo die natürlichen und die Bevölkerungs-Verhältnisse kaum merklich verschieden sind, und sich doch viele bedeutende Geschäftshäuser — darunter selbst mehrere mit Verbindungen in der ganzen Welt — entwickelt haben. Was dort möglich war, dürfte wohl auch bei uns mit Geschick und Ausdauer zu erreichen sein.

Indem wir die Aufmerksamkeit der mit diesen Eigenschaften ausgerüsteten Männer, sowohl Industrieller als Handeltreibender, namentlich jener, deren Ziele auf den Export gerichtet sind, auf das böhmische Erzgebirge lenken, erklären wir uns bereit, mit Rath und That ihre Bestrebungen nach Kräften zu unterstützen, von der sicheren Ueberzeugung geleitet, daß sie dabei nicht nur eine civilisatorische Aufgabe erfüllen, sondern auch für ihre Bestrebungen den gebührenden reichlichen Lohn finden werden.

Prag, im Monat November 1877.

Central-Comité zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit der Erz- und Riesengebirgsbewohner.

Der Obmann: **Richard Ritter von Dogauer.**

A u s r u f !

Die Bezirksvertretung von Joachimsthal hat nach dem erfolgten Ableben des vaterländischen Dichters, k. k. Bezirkshauptmanns Karl Viktor Ritter von Hanzgig den einstimmigen Beschluß gefaßt, ein Grabmonument für den theueren Todten herstellen und die diesfälligen Kosten durch eine Subscription decken zu lassen. Wie der gefertigte Ausschuß vernimmt, haben die eingegangenen Beträge noch nicht jene Höhe erreicht, die es ermöglicht, den gefaßten Beschluß in Ausführung zu bringen. Da es sich nur noch um eine verhältnißmäßig geringe Summe handelt, um dem Manne, der stets im Dienste der Menschheit gestanden, der auch unserm Vereine als überaus eifriges Mitglied angehörte, nach dem Tode die wohlverdiente Ehre zu erweisen, hat der Ausschuß beschlossen sich an der Subscription zu betheiligen und bittet hiemit die Vereinsgenossen, sowie alle

Freunde und Verehrer des wackern deutschböhmisches Dichters, wenn auch mit einem nur kleinen Schärfein, zur Vollendung des projectirten Grabdenkmals mit-helfen zu wollen.

Beiträge übernimmt die Geschäftsleitung des Vereines oder Herr Johann Portert, Bürgermeister und Bezirksobmann in Joachimsthal.

Prag, am 1. Februar 1878.

Der Ausschuß.

In der Sitzung des Ausschusses am 12. Oktober 1877 wurde zum Ver-treter des Vereines ernannt:

Für **Jglau**: Herr Wilhelm Komarek, k. k. Finanz-Commissär.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 18. Febr. 1878.

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: Hubert **Sinzel**, Photograph in Reichenberg; Benzel **Sünther**, Oberleh-rer in Obergrund; Emil **Johne**, k. k. Gmn.-Professor in Landstron; JUDr. Anton **Rie-mann**, Landes-Advokat in Prag; Eduard **Rittel**, Direktor des Pädagogiums, k. k. Be-zirksschulinspektor in Eger; Vincenz **Kreuziger**, Erbgerichtsbesitzer und Gemeinde-Vorsteher in Dittersbach; Anton **Kutschera**, Kaufmann in Prag; Med. U. Dr. Adolf **Langhans**, k. k. Bergphysikus in Joachimsthal; Verehrl. **Lehrkörper** der Bürgerschule in Schlag-genwald; die Herren: Georg **Michael**, Kaufmann in Prag; Gustav **Neumann**, Kunst-fischer in Reichenberg; Anton **Hau**, städt. Rentmeister in Prachatic; Johann **Schmidt**, diplom. Thierarzt in Krummau; Hugo von **Strasern**, Zuckersfabriks- u. Realitätenbesitzer in Ruffin; Ferd. **Thum**, Oberlehrer in Wittig.

Vom 8. Sept. 1877 bis 18. Febr. 1878 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren Mitglieder bekannt geworden, und zwar:

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: A. M. **Christl**, Privatier in Prag, († 21. Dezember 1877); Franz **Draž-danský**, Oberförster in Grottau, († 8. Dezember 1876); Benzel **Emer**, Kaufmann in Eger, († 7. Jänner 1878); Lazar **Glücklich**, Bräuer in Altenbuch; Franz **Haslinger**, Bürger in Hohenfurth; Gregor **Kardasch**, k. k. Notar, Reichsrathsabg. oc. in Krummau, († 20. Okt 1877); Julius **Sandig**, Gemeinde-Secretär in Schönau; JUDr. Anton **Weber**, Landes-Advokat, k. k. Notar, Landtagsabg. oc. in Leitmeritz, († 8. Oktober 1877); Robert **Wöhl**, k. k. Statthaltereirath a. D. in Klostergrab († 18. November 1877); J. K. **Ziegler**, Glas-fabrikant in Sofienhütte († 5. Oktober 1877).

Prag, 1878.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Selbstverlag des Vereines.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Herausgegeben von
Dr. Ludwig Schlesinger.

Sechzehnter Jahrgang.

Viertes Heft. 1877/8.

Das „Registrum Slavorum.“

Von Dr. Ludwig Schlesinger.

Auf der Neustadt Prags, auf dem sogenannten slawischen Hügel, in der unmittelbarsten Nachbarschaft der Scharyschen Brauerei erhebt sich das seiner Zeit so berühmte Benediktinerkloster zu St. Hieronymus, gemeinlich das Kloster „Emmaus“ genannt. Kaiser Karl IV. gründete dasselbe im Jahre 1347, nachdem der Papst Clemens VI. im Jahre vorher bereits seine Zustimmung erteilt hatte. Die Einweihung der Klosterkirche fand erst am Ostermontag des Jahres 1372 statt. Weil am Ostermontag das Evangelium von den nach Emmaus wandernden Jüngern gelesen wird, nannte das Volk die immer beliebter werdende jährliche Kirchweihfeier, die sich zu einer Art Volksfest herausbildete, schlechthin „Emmausfest“, das Kloster selbst für gewöhnlich „Emmauskloster.“ Der Kaiser und der Papst aber hatten angeblich ganz besondere Absichten bei Errichtung dieses geistlichen Stiftes. Nichts Geringeres, als die Einführung und den Gebrauch der slawischen Liturgie ward der neuen Benediktineransiedelung aufgetragen, und zu diesem Behufe wurde das Kloster mit Mönchen aus Bosnien, Kroatien und Dalmatien bevölkert. Schwebte dabei den Gründern wirklich ernsthaft der Gedanke vor, den schismatischen Slawen des Südens eine Brücke zur Rückkehr in den Schooß der römischen Kirche zu erbauen, oder haben wir es bei dem Kaiser lediglich mit einem bißchen nationaler Koketterie zu thun, der er sich ja von Zeit zu Zeit so gerne hingab? Der Passus in der Gründungsurkunde, daß das Tschechische von dem „Slawonischen“ (Altislawischen), das im Emmauskloster als

Kirchensprache eingeführt werden solle, abstamme, ist immerhin bezeichnend. In Rom scheint man die ganze Angelegenheit thatsächlich als eine harmlose national-religiöse Spielerei angesehen zu haben. Dort glaubte man wohl kaum, auf diesem Wege zur Bekehrung der schismatischen Südslaven zu gelangen; aber man sorgte auch dafür, daß die slawische Liturgie in Böhmen keine weitere Ausbreitung finde, sondern eine Specialität der Emmauser bleibe, ja in Emmaus selbst bald wieder einschlafe.

Das Kloster erfreute sich unter den Regierungen Karls IV. und seines Sohnes Wenzel des glücklichsten Gedeihens. In der Husitenzeit erlitt es wohl schwere Verluste, doch blieb es vom Aergsten verschont. Es kam dann in die Gewalt der Utraquisten, und wurde eine Zeit lang der Sitz des „evangelischen Consistoriums“; aber immerhin gestattete man den slawischen Benediktinern den Aufenthalt in ihren alten Zellen, wohl hauptsächlich aus dem Grunde, weil diese nach ihrem Gebrauche das heil. Abendmahl unter beiden Gestalten spendeten. Um den alten Glanz des Klosters Emmaus war's jedoch für immer geschehen, auch nachdem unter Rudolph II. die Utraquisten dasselbe geräumt hatten. Der ursprünglich so ansehnliche Besitz hatte sich mit jedem Jahre verringert, so daß die wenigen Invasoren desselben froh waren, als 1598 der Benediktiner-Abt von St. Margareth das herabgekommene Stift in seine Administration übernahm. Das Kloster fristete von nun an ein Scheinleben. Im Jahre 1610 wurde es überdies von den ungarischen Soldaten des Mathias, 1611 von den Protestanten rein ausgeplündert. Endlich im Jahre 1635 besetzte es Kaiser Ferdinand III., einem Gelübde gemäß, das er nach der glücklichen Schlacht von Nordlingen gethan, mit sogenannten Schwarzspaniern, das sind Benediktiner von Montserrat aus Spanien. Damals befanden sich im Kloster noch ein Abt mit drei Benediktinerordensbrüder von Cassino. Diese mußten aus Emmaus ausziehen und nach St. Niklas auf die Altstadt wandern. Hier existierten die Benediktiner noch bis zum Jahre 1785, in welchem durch Hofdecret vom 12. November das Stift aufgehoben wurde. Der letzte Abt hieß Emilian Mühlwenzel. Das Klostergebäude übergieng in Privatbesitz, die Kirche erstand die Prager Stadtgemeinde um 1600 fl. Heute treibt sich ein buntes Völklein im alten Niklasloster herum. Auch Thalia hat ihren Sitz daselbst, allerdings ziemlich hoch und mit beschwerlichem Aufstieg aufgeschlagen. Die Dilettanten vom Niklastheater spielen recht wacker, und was das löblichste ist, immer für wohltätige Zwecke. In der Niklaskirche aber wird demalen der Gottesdienst nach russischem Ritus gefeiert: freilich eine künstliche, der Continuität entbehrende Erinnerung an die altslawischen Mönche von St. Emmaus.

Lenken wir unsere Schritte noch einmal zurück zum slawischen Hügel auf die Neustadt. Da ruht das schön gelegene stattliche Stiftsgebäude mit seiner goth'schen Kirche und dem weiten Klostergarten den Gedanken wieder mach, wie es doch die Mönche des Mittelalters verstanden haben, auch landschaftlich schöne Punkte für ihre Ansiedelungen ausfindig zu machen. Trittst du aber in die mächtigen Hallen des mit den berühmten, leider vielfach übermalten Fresken aus dem XIV. Jahrhunderte geschmückten Kreuzanges, da beschleicht dich ob der Ode ein wehmüthiges Gefühl. Auch die Schwarzspanier, die Erben der altslawischen Mönche, hatten kein recht's Glück in Emmaus gefunden. Der freundliche Prior erzählt dir von dem allmälligen Verfall der Ferdinandeischen Gründung; er hat nur noch wenig Ordensbrüder mehr und wundert sich gar nicht, daß der kleine Convent dem Aussterben nahe ist. Ein junger Ordensbrüder aber, dem nebst der Aufsicht über die Küche auch die Bibliothek übertragen ist, macht dir

bald klar, daß deine Nachforschungen nach archivalischen Schätzen vergebliche sind. Ein Manuskript aus dem vorigen Jahrhunderte, das er vorlegt, enthält eine Chronik des Klosters mit Urkundenabschriften von J. Zechner, aber keineswegs das, wornach wir im Besonderen suchten. „Ad majorem gloria Dei“ steht hoch oben auf der Südseite des Klosters in großen Buchstaben noch zu lesen. Uns gieng auf dem Heimwege der Spruch nicht aus den Gedanken: „Sic transit gloria mundi.“ Nur einen Obolus weniger, erzählt wenigstens Hammerschmid, habe dem Kaiser die Errichtung des Klosters gekostet, als der Bau der steinernen Brücke über die Moldau.¹⁾

Wie leider so viele Klöster des Landes, so hat auch das von Emmaus kein gedrucktes Urkundenbuch aufzuweisen, wiewohl ein solches des Interessanten genug böte, und das Materiale hiefür nicht allzu schwer aufzutreiben wäre. Die kaiserliche Bibliothek in Prag, das erzbischöfliche und Domkapitelarchiv daselbst, das geheime Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, das „Chronicon monasterii Slavorum ordinis S. Benedicti in Emaus et ad S. Nicolaum,“ eine Handschrift des achtzehnten Jahrhunderts, aufbewahrt im Kloster Strahow, und Zechners Chronik (falls sie mit der Strahower nicht identisch ist) bergen massenhaften und gedruckten Stoff. Vor Allem aber wäre das „Registrum Slavorum,“ ein von F. M. Pelzel in seinem „Kaiser Karl IV.“, sowie in „König Wenzel“ benutzter Pergamentcodex, heranzuziehen, den dieser im Vorberichte zu ersterem Werke (Bl. 5) folgendermaßen beschreibt:

„Registrum Slavorum seu Registrum literarum monasterii Slavorum.“ Dies Buch besteht aus fünfzig Blättern von Pergament in Quart und enthält 94 Urkunden. Daß sie im XIV. Jahrhundert in dies Buch geschrieben und eingetragen worden, erhellt aus einer Stelle, welche Seite 83 steht. Sie lautet also: „Anno Domini millesimo trecentesimo nonagesimo sexto die duodecima mensis Junii de mandato et ordinatione venerabilis domini Pauli abbatis secundi monasterii S. Jeronimi Slavorum in Praga completum est usque huc registrum literarum monasterii predicti. Ibidem etiam diligentiam suam non modicam adhibuit frater Petrus dictus Smolka pro tunc Prior monasterii suprascripti et scriptus est per manus Nicolai de Eglaw capellani et servitoris eorundem ad laudem, gloriam et honorem sancti Jeronimi patroni monasterii suprascripti. — Hierauf folgen noch einige Urkunden des böhmischen Königs Wenzel und andere mehr, worunter einige in böhmischer Sprache abgefaßt sind. Im ganzen Buche stehen nur zwei Zeilen mit glagolitischen Lettern, die noch dazu mit böhmischen untermischt sind.“

Pelzel bringt in den Urkundenbüchern zu „Kaiser Karl“ aus dem beschriebenen Pergamentcodex, den er schlechthin „Registrum Slavorum“ citiert, unter folgenden Nummern und Daten wörtliche Abdrücke:

Im ersten Theile:

Nro. LXXV. (1347 November 22.)²⁾

„ LXXXII. (1346 Mai 9.)

1) Literatur: Hammerschmid Prodomus gloriae Pragenae S. 318 fg. Die Monographie, die Hammerschmid über die Geschichte des Klosters zu edieren beabsichtigte, und die er im MS. schon vollendet zu haben schien, kam nicht zur Veröffentlichung. Pelzel Kaiser Karl IV. und desselben König Wenzel (besonders die Urkundenbücher); Schaller Beschreibung der königl. Haupt- und Residenzstadt Prag IV. Th. S. 68 fg. Illustrierte Chronik von Böhmen I. S. 205 fg. Památky arch. a mist. d. I. S. 193 fg. Frind Kirchengeschichte Böhmens II. Bd. S. 188 fg. Tomeš Dějepis Prahy d. III. S. 106 fg.

2) Bei dieser Urkunde wird auch das Original des erzbischöflichen Archives citiert.

Nro. LXXXIII.	(1347 November 21.) ³⁾
" LXXXV.	(1349 Februar 3.)
" LXXXVI.	(1349 Januar 18.)
" LXXXVII.	(1349 April 1.)
" LXXXVIII.	(1349 November 3.)
" LXXXIX.	(1349 November 20.)
" XC.	(1349 Januar 18.)
" XCI.	(1349 Januar 20.)
" XCII.	(1342 Februar 8.)
" XCIII.	(1352 November 1.)
" XCIV.	(1350 November 15.)
" XCV.	(1350 November 17.)
" XCVI.	(1353 Februar 7.)
" XCVII.	(1348 August 23.)
" XCVIII.	(1348 August 23.)
" XCIX.	(1352 Januar 13.)
" C.	(1351 März 14.)

Im zweiten Theile:

Nro. CCCXL	(1355 September 16.)
" CCCXLIII.	(1356 August 26.)

Seite 761 wird einer Urkunde aus dem Registrum d. dto. 1365 Oktober 22. gedacht.

In „König Wenzel“ berührt Pelzel S. 12 und 13 zwei Urkunden, beide d. dto. 1365 Oktober 22., die eine nach dem Original in der kaiserlichen Bibliothek, die andere nach dem Registrum Slavorum citierend. Seite 579 wird das einzigmal eine nummerierte Urkunde des Registrum und zwar Nro. 93 d. dto. 1411 Januar 20. erwähnt.

In dem Aufsatze desselben Verfassers „Diplomatische Bemerkung, daß König Wenzel nicht dreimal sondern nur zweimal gefangen wurde“ (Abhandlungen einer Privatgesellschaft, Prag 1779, Bb. IV.) kommt als Beilage III. eine Urkunde von 1393 August 22. zum Abdrucke, die wir nach dem Citate „Ex copiarario coaevo membr. Monasterii in Slovan“ auch aus dem Registrum entnommen ansehen müssen. Pelzel verweist auf dieselbe übrigens auch in „König Wenzel“ Seite 276.

Alle hier erwähnten Urkunden mit Ausnahme der oben mit einem Sterne bezeichneten Nro. LXXXVI. (1349 Januar 18.) und der von 1411 Januar 20. finde ich in einem dormalen mir gehörenden Pergamentcodex, den ich vor zwei Jahren von dem leider zu früh dahingegangenen Freunde Dr. C. Födisch erwarb. Nro. LXXXVI. von 1349 Februar 3. ist im Schlusse vorhanden. Da dieser Codex überdies nur Urkunden des Klosters Emmaus enthält, so lag es nahe, denselben in seinem Verhältnisse zum „Registrum Slavorum“ Pelzels zu untersuchen. Wo war das Registrum zu Pelzels Zeiten, wo ist es gegenwärtig? Wir können keine sichere Auskunft auf diese Frage ertheilen. Pelzel, der sonst den Aufbewahrungsort der von ihm benützten Handschriften angibt, schweigt beim Registrum darüber. Entweder nimmt er als selbstverständlich an, daß dasselbe

3) Wie Anmerkung 1.

im Kloster Emmaus aufbewahrt wurde,⁴⁾ oder befand es sich in seinem eigenen Besitze. Ich habe nun nach allen möglichen Richtungen, ausgehend von den Sammlungen des Klosters selbst, bis in die Schloßbibliothek von Tetschen, wo der Nachlaß Pelzel's aufbewahrt wird, Nachforschungen nach diesem Copialbuch angestellt, ohne auch nur auf die geringste Spur desselben zu stoßen. Allmählig drängte sich mir nun die Frage auf, ob nicht mein Copialbuch mit dem gesuchten „Registrum“ identisch sei. Daß dieser Gedanke nicht gleich auftauchte, hat seinen Grund in der gegenwärtig etwas verstümmelten Form meines Copiales und in der ungenügenden Art und Weise, wie Pelzel zu citieren pflegt. Hätte dieser nämlich bei der Citirung der zweiundzwanzig aus dem Registrum genommenen Urkunden nur zwei- oder dreimal auf die Seitenzahl desselben oder auf die Nummern vor 80 verwiesen, so wäre die aufgeworfene Frage sofort entschieden. So aber muß nach andern Argumenten, welche für die vermuthete Identität sprechen, gesucht werden.

Unser Copiale besteht dermalen aus 35 Pergamentblättern, die 23·5 cm. hoch und 16 cm. breit sind. Es ist oben rechts aus späterer Zeit paginirt und zwar von Seite 3 bis Seite 80; doch fehlen nicht bloß die Seiten 1 und 2, sondern auch noch aus der Mitte heraus 4 Blätter, welche die Seiten 9, 10, 11, 12, 17, 18, 19 und 20 enthielten. Eine ursprüngliche Blatt- und Lagenzählung ist am unteren Rande rechts durch die Buchstaben a, b, c, d, ein jeder mit den Indices 1 bis 10 angedeutet. Daß der Codex ursprünglich nicht mit Seite 80 abschloß, geht schon daraus hervor, weil auf dieser vollbeschriebenen Seite die letzte Urkunde Nro. 80 mitten im Contexte abbricht. Blatt 2, auf welchem Seite 3 die erste Urkunde beginnt, hat oben einen Ausschnitt von 10 cm. Höhe und 9 cm. Breite, eine offenbar von einem Initialenräuber angerichtete Verwüstung. Die Urkunden selbst sind nummerirt und zwar von 1 bis 80. Selbstverständlich fehlen einige und zwar den mangelnden Blättern entsprechend Nro. 4, 5, 6 und 13 gänzlich, während Nr. 3 von 1347 November 22. und 80 von 1393 August 22. unvollständig, von Nro. 7 und 14 nur der Schluß, Nro. 12 nur in den beiden ersten Zeilen vorhanden sind. Die Urkunden sind nicht chronologisch geordnet. Die erste datirt von 1346 Mai 9., die letzte von 1393 August 22. Alle sind in lateinischer Sprache abgefaßt, nur die chronologisch späteste von 1435 April 29., eine spätere Eintragung, ist tschechisch. Dem Wortlaute jeder einzelnen Urkunde geht die übliche Überschrift in rothem Tusch voran. Der Charakter der Schrift selbst, der auf Eine Hand hinweist, ist abgesehen von der später eingeschriebenen tschechischen Urkunde der der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Am Rande finden sich wenige Glossen aus späterer Zeit. Das ganze Buch ist modern gebunden und hat auf dem vorderen Einbanddeckel eine Bemerkung über seinen Inhalt von der Hand Dr. Födisch's. Wer vor diesem den Codex besaß, ist mir nicht bekannt worden.

Prüfen wir nun unser Buch auf die Merkmale des „Registrum“ nach der allerdings dürftigen Beschreibung Pelzel's und versuchen wir die Identität beider wahrscheinlich zu machen. Die fünfzig Blätter des Registrum bilden kein Hinderniß; der Codex hat eben mancherlei Unbill erfahren, er verlor Blätter am Anfange, aus der Mitte und am Ende, und von fünfzig sind nur fünfunddreißig übrig geblieben. Demgemäß verringerte sich auch die Zahl der Urkunden von 94

4) Dafür spricht vielleicht das Citat in den „Diplomatischen Beweisen.“

auf 80, zugezählt die inserierten und unvollständigen. Auch das von Pelzel angenommene Quartformat kann nicht beirren, namentlich wenn man bemerkt, daß die Blätter am rechten Rande, vielleicht beim neuesten Einbände, ziemlich viel beschritten worden sind, wodurch dieselben einen aus der Verstümmelung der Glossen berechenbaren, immerhin beträchtlichen Verlust an der Breite erlitten. Der Schriftcharakter als der des XIV. Jahrhunderts stimmt überein. Die Bemerkung in der Beschreibung Pelzels über den Schreiber „Nicolaus de Eglaw“ stand im Registrum erst auf Seite 83, kann also von uns nicht gefunden werden, wodurch allein wir freilich schon eines schlagenden Beweises für unsere Annahme beraubt sind. Doch enthält die genannte Notiz eine Angabe, die uns wieder zu Hilfe kommt. Es heißt nämlich in derselben, daß bis zu Seite 83 das Registrum am 12. Juni 1396 vollendet war. Unser Codex mit seiner Paginierung bis Seite 80 enthält keine Urkunde, die über jene Zeit hinaus gieng, und die chronologisch letzte von 1396 Mai 31. liegt derselben in für uns sprechender Weise wiederum sehr nahe. Natürlich sehen wir dabei von der viel später eingetragenen tschechisch gehaltenen vom 3. 1435 April 29. ab. Der Schlussspassus Pelzels, daß nach Seite 83 „noch einige Urkunden des R. Wenzel und andere mehr folgen, worunter einige in böhmischer Sprache abgefaßt sind“, könnte Bedenken erregen, weil Pelzel hier ausdrücklich tschechischer Urkunden gedenkt, die aber von 1435 nicht hervorhebt — wenn wir uns nicht gegenwärtig hielten, wie oberflächlich Pelzels Beschreibung ja im Ganzen ist. Die in König Wenzel (II. Th. S. 579) mit N. 93 citierte Urkunde von 1411 Januar 20. ist die vorletzte des Registrums gewesen und die einzige von Pelzel mit der Nummer bezeichnete. Am wenigsten Schwierigkeiten bietet die von Pelzel abgedruckte Urkunde von 1349 Januar 8. (Karl IV. N. LXXXVI), die in unserem Copiale dermalen wegen der mangelnden Seiten 17—20 fehlt. — Was endlich die zwei Zeilen mit glagolitischen Lettern, untermischt mit tschechischen, anbelangt, so befanden sich dieselben offenbar nicht vor Seite 80. Wenn Schaller ein „Registrum Monasterii“ oder „R. Slowanense“ citiert, so meint er wohl das Archiv des Klosters selbst.

Es erübrigt noch die von Pelzel in den Urkundenbüchern zu „Karl“ gebrachten Urkundentexte selbst mit dem im Copialbuche zu vergleichen. Dabei ergibt sich eine genaue Übereinstimmung im Wortlaute mit nur sehr wenigen geringfügigen Abweichungen in der Orthographie. Die einzige consequente Differenz, die Anwendung des t statt c vor i und einem darauffolgenden Vokale, ist eben eine von Pelzel bewußt vorgenommene Aenderung. Dagegen behält er größten Theils die einander ersetzenden u und v des Copialbuches bei. Ebenso findet sich bei der Datierung in den meisten Fällen Ziffer durch Ziffer und ausgeschriebene Zahl durch eine solche wiedergegeben. Die in jener Zeit so häufig barbarisch geschriebenen Eigennamen stimmen auf den Buchstaben. Es ist nicht leicht denkbar, daß Pelzel für seine Abdrücke eine andere Vorlage benützt haben sollte.

Wir kommen zum Schluß. Wollen wir nicht annehmen, daß es von vornherein zwei aus derselben Zeit stammende gleiche Copialbücher des Klosters zu Emmaus gegeben, so bleibt nach all dem Gesagten nichts übrig, als unsern Codex für das Registrum Slavorum anzusehen. Zu etwaigen weiteren Untersuchungen lasse ich in chronologischer Ordnung erschöpfende Regesten der auch ihres Inhaltes wegen namentlich für die Prager Stadtgeschichte wichtigen Urkunden folgen. Bei den von Pelzel bereits gebrachten beschränke ich mich auf den Hinweis. Die Ziffern unter dem Regest vor der Klammer verweisen auf die Nummerierung der Stücke im Copiale, die in der Klammer auf die Paginierung desselben.

- [1] Prag 1335 Dezember 4 — König Johann und Markgraf Karl.

Inseriert in N. 21. (S. 27—29). Pelzel K. I. N. XCVII.

- [2] Prag 1342 Februar 8 — König Johann und Markgraf Karl.

N. 15. (S. 21—22). Pelzel K. I. N. XCII.

- [3] Prag 1346 Februar 3.

Johelinus, Prager Bürger, der Sohn des Cunradus, genannt Junnossius, verpflichtet sich, für das Seelenheil seines Vaters und anderer Vorfahren dem Prager Kapitel von seinen Gütern in Ocruhel jährlich 1 Schock Prager Groschen und zwar die Hälfte am unschuldigen Kindertag, die andere Hälfte zu Maria Magdalena so lange zu entrichten, bis nicht er oder seine Erben durch Erlag von zehn Schock sich frei gemacht haben. Am Blasiustag 1346.

N. 28. (S. 36—37).

- [4] Avignon 1346 Mai 9 — Papst Clemens.

N. 1. (S. 3—4) Durch einen Ausschnitt verstümmelt. Pelzel K. I. N. LXXXII.

- [5] Nürnberg 1347 November 21 — Kaiser Karl IV.

N. 2. (S. 4—6). Pelzel K. I. N. LXXXIII.

- [6] Nürnberg 1347 November 22 — K. Karl IV.

N. 3. (S. 7 fig.). Die Urkunde ist unvollständig. Die Datierung nach Pelzel. K. I. N. LXXXV.

- [7] Prag 1348 August 23 — K. Karl IV.

N. 21. (S. 27—29). Pelzel K. I. N. XCVII.

- [8] Prag 1348 August 23 — K. Karl IV.

N. 22. (S. 29—30). Pelzel K. I. N. XCVIII.

- [9] Eisenach 1349 Januar 18 — K. Karl IV.

N. 11. (S. 16). Pelzel K. I. N. XC.

- [10] Eisenach 1349 Januar 20 — K. Karl IV.

N. 14. (S. 21). Nur der Schluss vorhanden. Pelzel K. I. N. XCI.

- [11] Prag 1349 November 3 — K. Karl IV.

N. 8. (S. 13—14). Pelzel K. I. N. LXXXVIII.

- [12] Prag 1349 November 6.

Der Richter Hanco Elye, der Bürgermeister Jursico, die Geschworenen Nicolaus Friczonis, Nicolaus Slaneri, Hablo, Pesko Maczkonis, Jessko Sartor, Nicolaus Slaneri junior, Jaxo Chnoblach, Jessko Procuratoris, Divissius Krzizek und Okolinus Faber und die gesammte Bürgerschaft der kleinen Stadt Prag unter dem Schlosse entlassen einen Hof mit 5 Lahn im Dorf Gross-Jencz und einen Hof mit 3 Lahn im Dorfe Walaw aus ihrer Steuercompetenz und Jurisdiktion, nachdem König Karl diese Höfe und zwar den ersteren von dem Notar Leublinus und den letzteren von

Hermannus Bestvalus gekauft und dem Kloster Emmaus geschenkt hatte.
An S. Leonhard 1349.

N. 9. (S. 14—15).

[13] [Prag] 1349 November 8.

Herbordus und Petrus von Janowycz treten auf Befehl König Karls das von diesem ihnen verpfändete, zur Herrschaft Camik gehörige Dorf Milostina-Lhothta sammt 8 Lahn Wald dem Kloster Emmaus ab. Oktavo die mensis Novembris 1349.

N. 30. (S. 37—38).

[14] Prag 1349 November 20 — Kaiser Karl IV.

N. 10. (S. 15—16). Pelzel K. I. N. LXXXIX.

[15] Prag 1350 Januar 7.

Der Notar Leublinus bekennt, dass sein Hof mit 5 Lahn im Dorfe Jencz an König Karl durch Kauf und von diesem im Wege der Schenkung in den vollen Besitz des Klosters Emmaus übergegangen ist. In crastino festi Epyphanie 1350.

N. 31. (S. 38).

[16] Prag 1350 März 12.

Der Richter Danischo und die Geschworenen der Neustadt Prag Peslinus Tuchmacher, Sidlinus Tuchmacher, Hermannus Cruppel, Alhardus Taschner, Jeclinus Tursumit, Thomas Ligniemptor, Jurzico de Podskalo, Zacharias dictus Wladica, Jesko Terkler, Quentinus Sartor und Fridericus genannt Hayden Carnifex bestätigen, dass der Mathias Braseator, der Gemahl der Wanca, an den Bohunco in der Langen Gasse einen Jahreszins von 1 Schock auf seinem Hause auf dem Neustädter Platze, gelegen zwischen den Häusern des Pesko Goldnerus und des Mixo Penesticus, gerichtlich verkauft habe. An Gregorius 1350.

Inseriert in N. 51. (S. 57—58).

[17] Kauřim 1350 März 17 — Stadt Kauřim.

Nur der Schluss vorhanden. N. 7. (S. 13). Pelzel K. I. N. LXXXVII. Die Datierung daselbst, 1349 April 1, sowie die widersprechende im Texte (S. 238) ist irrtümlich.

[18] Prag 1350 November 15 — K. Karl IV.

N. 17. (S. 23—24). Pelzel K. I. N. XCIV.

[19] Prag 1350 November 17 — K. Karl IV.

N. 18. (S. 24—25). Pelzel K. I. N. XCV.

[20] Prag 1350 November 18.

Der Richter der Neustadt Prag Damianus und die Geschworenen Peschlinus Tuchmacher, Heynczlinus Rauber, Sydlinus Tuchmacher, Alhardus Taschner, Jeklinus Tursumit, Hermanus Crupel, Zacharias genannt Wladico, Jursico de Podskal, Thomas genannt Kaze, Hairicus Hayden Carnifex, Jesko Terklerei und Heynlinus Preutlini bestätigen das Kloster

Emmaus im vollen Besitze des Kalkofens sammt Zubehör, welcher hinter der Kirche von St. Wenzel und hinter der Quelle „sub puszku“ auf der Neustadt Prag gelegen ist. In vigilia b. Elisabeth 1350.

Inseriert in N. 36. (S. 41—42).

[21] Prag 1351 März 14 — K. Karl IV.

N. 26. (S. 35). Pelzel K. I. N. C.

[22] Prag 1352 Januar 13 — K. Karl IV.

N. 23. (S. 30—31). Pelzel K. I. N. XCIX.

[23] Prag 1352 November 1 — K. Karl IV.

N. 16. (S. 22—23). Pelzel K. I. N. XCIII.

[24] Prag 1353 Februar 7 — K. Karl IV.

N. 19. (S. 25). Pelzel K. I. N. XCVI.

[25] Prag 1355 September 16.

Kaiser Karl IV. inkorporiert dem Kloster Emmaus acht Fleischbänke auf der Altstadt Prag, einen Hof in Wala, zwei Schock Einkünfte daselbst, zwei Höfe und 25 Mark im Dorfe Gencz, 1 Hof in Dobrowicz und 1 Hof in Okuhel. Zeugen: Rudolph der Aeltere Herzog v. Sachsen, der Erzbischof von Prag, die Bischöfe Fridericus Ratisponensis, Johannes Argentinensis, Johannes Olumucensis und Fridricus Mindensis, die Fürsten Rudolph der Jüngere von Sachsen, Nicolaus Munstirbergensis, Bolko Falkenbergensis, Conradus Olsincensis, Bolko Opuliensis, Casimirus Thessinensis und Johannes Osswetinensis, ferner Burchardus (?) Majdeburgensis, Henricus de Swarczburg, Ulricus de Helfenstein und Albertus de Anhalt — XVI Kalendas Oktobris 1355.

N. 20. (S. 25—27). Pelzel K. II. CCCXL.

[26] Prag 1356 April 13.

Ulricus genannt Tysta von Hodczan und Raczko von Rakownik, Richter der kleineren Stadt Prag, entscheiden als gewählte Schiedsrichter in einem Streite zwischen Martinus von Milostyn und dessen Brüdern einerseits und dem Kloster Emmaus andererseits wegen eines Lahn im Dorfe Milostyn, dass dieser Lahn im Besitze des genannten Martinus und seiner Brüder nach deutschem Rechte (purkrecht) bleiben solle. Mittwoch vor Tiburcius 1356.

N. 79. (S. 78—79).

[27] Prag 1356 August 26 — K. Karl IV.

N. 21. (S. 36). Pelzel K. II. N. CCCXLIII.

[28] Prag 1359 April 18.

Der Richter Nicolaus Rennbote und die Geschworenen der Altstadt Prag Nicolaus Znoymer, Johannes Rost, Johannes Lutmericzer, Ula Silberzeiger, Cunradus Nuremberger, Mathias Baldwin, Bohuslaus in leta curia, Jeschlinus Rotil, Jeklinus Carnifex, Johannes Byberner und Merklinus Institor bestätigen die Schenkung eines Hofes in Okruhel Seitens des Königs Karl an das Kloster Emmaus und die Verzichtleistung aller Rechte

auf diesen Hof Seitens des Prager Bürgers Johelinus Synosschil, der diesen seinen ehemaligen Hof an den König abgetreten. Mittwoch nach Lucie 1359.

N. 32. (S. 38—40).

[29] Prag 1360 Januar 25.

Der Generalprior Gallus, der Commendator Nikolaus, der Prior Franziskus und der ganze Convent des Johanniterhauses auf der Kleinseite Prags schenken in Folge der Intervention K. Karls IV. dem Kloster Emmaus einen Garten. An Pauli Bekehrung 1360.

N. 33. (S. 40). Schaller Beschr. Prags IV. Bd. 73.

[30] Prag 1360 April 26.

Johelinus Iunossii, Prager Bürger, erklärt seine Zustimmung zu dem Tausche eines Hofes in Okruhel, der ihm einst gehörte, Seitens des Königs Karl und von Gütern in Superior Morsina (Morzyna) Seitens des Klosters Emmaus. Zeugen: Niclaus Raymbote, der Richter, Sydlinus Institor und Paulus de Glacz, Geschworene der Altstadt Prag. Am Tage nach d. Evangelisten Markus 1360.

N. 34. (S. 40—41).

[31] Prag 1361 April 7.

Der Richter Wolfinus Meinhardi und die Geschworenen der Neustadt Prag Jeklinus Tursumit, Wanko Palczek, Fridlinus Bogner, Johlinus Aurifaber, Nicolaus Tendler, Sidlinus de Rosental, Otto Carnifex, Johannes Tabernator, Frana Terkleri, Woyko, Frenczlinus Cornawer und Climes Hernczek bestätigen den Verkauf des Hauses gegenüber vom Hause des Zagyeczko, in der Nähe des Gartens der Kapelle von St. Michael, Seitens des Klosters Emmaus an den Bürger Wenceslaus Kobsa für 15 Schock, wovon 5 Schock baar erlegt wurden, während für die übrigen 10 Schock ein Jahreszins von 1 schweren Mark (64 Gr.) in zwei Raten zu Georgii und Galli gezahlt und zu Weihnachten ein Hase an das Kloster geliefert werden solle. Mittwoch nach Quasimodi 1361.

Insertiert in N. 42. (S. 49—50).

[32] Prag 1365 Oktober 22.

Kaiser Karl IV. übergibt im Wege des Tausches gegen das Dorf Morsina in der Nähe des Schlosses Karlstein und 230 Schock P. G. dem bisherigen Besitzer desselben dem Kloster Emmaus drei Dörfer Namens Lhota, das eine dem Cunzmannus, genannt Huchinstollen von Knyn, das andere dessen Schwiegersohne Wenceslaus und das dritte dem Martinus ehemals gehörig. Zeugen: Otto Markgraf von Brandenburg, Johannes Erzbischof von Prag, Johannes Olomucensis Kanzler, die Bischöfe Albertus Luhomuslensis, Petrus Curiensis und Rudolfus Wendensis, Kazimirus Stetinensis, Bulko Opuliensis und Henricus Lignicensis, ferner Burghardus Burggraf von Magdeburg, Eberhardus von Wyrtemberg, Ulricus von Helfenstein, Ludovicus von Otingen, Jodocus und Johannes von Rosenberg, Sbinco und Wilhelmus von Hazenburg, Thymo von Koldycz und Borsso von Rysemburg. XI. Kalendas Novembris 1365.

N. 24. (S. 31—38). (Bei Pelzel K. II. S. 761 erwähnt).

[33] Prag 1365 Oktober 22.

K. Wenzel bestätigt die Urkunde K. Karls IV. vom selben Datum N. [32].

N. 25. (S. 34—35). Pelzel K. Wenzel S. 12.

[34] Prag 1368 September 27.

Der Richter Hana Beneschaweri und die Geschworenen der Altstadt Prag Endrlinus Stuk, Leo Sartor, Bernhardus Seydlini, Ula Taschner, Fanza de Verona, Nicolaus Lekscheik, Jesko de Monte, Wenceslaus Geunheri, Nicolaus Gentes, Mathias de Thurna, Kunczlinus Reisenkitel, Procopius Ulmanni, Bernhardus Pistor, Ula Czotteri, Jesko Rotonis, Franciscus Glaser, Bohunco supra Zderasia, Heinlinus Braseator, Johlinus Aurifaber, Michael Cerdo, Pesko de Drobnik, Hasko Pannicida und Peslinus Turssmit bestätigen nach Vereinigung der Städte auf Ansuchen des Bohunco den Verkaufsbrief von 1350 März 12. S. N. [16] Vigilien Wenzels 1368.

N. 51. (S. 57—58).

[35] Prag 1368 November 16.

Der Richter Hana Beneschaweri und die Geschworenen der Altstadt Prag Endrlinus Stuck, Leo Sartor, Bernhardus Seydlini, Ula Taschner, Fanza de Verona, Nicolaus Lekscheyk, Jesko de Monte, Wenceslaus Geunheri, Nicolaus Gentes, Mathias de Turnow, Cunczlinus Reysenkytel, Procopius Ulmanni, Bernhardus Pistor, Ula Czotter, Jesko Rotonis, Franciscus Glaser, Bohunco supra Zderasia, Georius Longus, Johlinus Aurifaber, Michael Cerdo, Pesko Drobnik, Hasko Pannicida, Peschlinus Turssmit und Haynlinus Braseator bestätigen den vom Kloster Emmaus nach Vereinigung der Städte vorgelegten Brief der Neustadt Prag von 1350 November 18. N. [20] Donnerstag vor Cecilia 1368.

N. 35. (S. 41—42).

[36] Prag 1368 November 16.

Der Richter Hana Beneschaweri und die Geschworenen der Altstadt Prag Endrlinus Stuk, Leo Sartor, Bernhardus Seydlinus, Ula Taschner, Fanza de Verona, Nicolaus Lekscheyk, Jesko de Monte, Wenceslaus Gewnheri, Nicolaus Gentes, Mathias de Turnow, Cunczlinus Reysenkytel, Procopius Ulmanni, Bernhardus Pistor, Ula Czotter, Jesko Rotonis, Franciscus Glaser, Bohunco sub Zderasia, Georius Longus, Johlinus Aurifaber, Michael Cerdo, Pesko Drobnik, Hasko Pannicida, Peschlinus Turssmit und Haynlinus Braseator bestätigen auf Ansuchen des Klosters Emmaus nach der Vereinigung der Städte der Kaufbrief v. 1361 April 7. N. [31] Donnerstag vor Cecilia 1368.

N. 42. (S. 49—50).

[37] Prag 1370 April 6.

Der Abt Paul, der Prior Krzyczko, der Sakristan Procopius und der ganze Convent des Klosters St. Emmaus bekennen, dass die Matrone Adelheidis einen Jahreszins von 1 Schock auf dem dem Kloster gehörigen Garten und Hause rückwärts vom Kloster, von diesem gekauft und

wieder geschenkt habe unter der Bedingung, dass für sie, ihren Sohn Petrus, ihren Vater Petrus, ihre Mutter Ubislawia, ihre Schwester Visslawia, ihren Bruder Czycza Seelenmessen gelesen werden u. s. w. Samstag vor Palmsonntag 1370.

N. 43. S. (50—51).

[38] Prag 1370 September 3.

Welislaus, genannt Zak, Bürger der Altstadt Prag, und seine Gemablin Anca bekennen, dem verwaisten Sohn des Hermannus Czczetka, Namens Andreas einen Jahreszins von 4 Schock Prager Groschen auf ihrem Hause und dem dazu gehörigen Grundstücke, ehemals dem Hermanus Czczetka gehörig und zwischen den Häusern des Jurzico und des Bräuers Pesko gelegen, verkauft zu haben, zahlbar in zwei gleichen Raten zu Galli und Georgii. Zeugen: der Richter Hana Beneschaweri und die Rathmannen Wenceslaus Negel und Wenceslaus Czurni. Dinstag nach Egidius 1370.

N. 44. (S. 51—52).

[39] Dobřiz 1370.

Stiborius, Burggraf in Dobrzyess und königl. Förster, bestätigt, dass die Zinsleute des Klosters Emmaus in den Bezirken Kamytsko und Podbrdye frei seien von jeder Abgabe und Robot an das Schloss Dobrzyess. Ohne Tag, 1370.

N. 78. (S. 78).

[40] Prag 1372 Mai 8.

Der Richter Nicolaus Gentes und die Geschworenen der Altstadt Prag Mathias in Turri, Ula Silberczeyger, Fancza Donati, Haynlinus Stach, Mirko de Eylaw, Eligast Sutor, Jaxo Polkonis, Wenceslaus Leuthmericzer, Fridilinus Roll, Fancza Neumburger, Pesko Budener, Waltherus Gabler, Wenceslaus Negel, Johelinus Slingel, Potha Kothko, Procopius Seidlini, Wernherus Fullengast, Nicolaus Birsnik, Frana Terkler, Wenceslaus Czurni, Nicolaus Dirnda, Wernherus Textor, Martinus Zalacz, Jurzyko Hoholssky, Jesko Podwynsky, Masska Tabernator, Jesko Doska und Jurziko Pistor bestätigen, dass der Bürger Hasko von Podskal einen Jahreszins von zwei Schock P. G. auf seinem von ihm bewohnten Hause am Podskal und auf seinen 4 anliegenden Häusern an den Mitgeschworenen Henslinus Czeisilmeister verkauft hat. Samstag nach Himmelfahrt des Herrn 1372.

Inseriert in N. 40. (S. 47).

[41] Prag 1373 November 17.

Hasko, der Sohn des Jacobus von Podskal, Bürger der Altstadt Prag, bekennt einen Jahres Zins von zwei Schock P. G. auf seinem von ihm bewohnten Hause am Podskal und sieben dazu gehörigen Häuschen dem Prager Bürger Jeako de Monte verkauft zu haben. Zeugen: die Geschworenen Wenceslaus Czurni und Mixo Skopek. Donnerstag vor Elisabeth 1373.

N. 32. (S. 44).

[42] Prag 1375 Juli 14. (21.)

Hasko, der Sohn des Jacobus von Podskal, Bürger der Altstadt Prag, bekennt, einen Jahreszins von zwei Schock P. G. auf seinem Bräuhaus in

Podskal an den Prager Bürger Conradus Hawer verkauft zu haben. Zeugen: die Geschworenen Michael Cerdo und Martinus Zalacz. Samstag nach Margareth 1375.

N. 38. (S. 44—45).

[43] Prag 1377 November 10.

Wenceslaus Vinitor von Podol bestätigt, das vom Kloster Emmaus für sich und seine Kinder Procopius und Agnes nach deutschem Rechte gekaufte Haus, auf der Neustadt rückwärts von Jacobus Zyecz gelegen, sammt dem Garten „Nastruzye“ in den vollen Besitz des Klosters wieder zurückgestellt zu haben. In vigilia S. Martini 1377.

N. 36. (S. 42—43.)

[44] Prag 1378 Januar 13.

Der Richter Martinus Stach und die Geschworenen der Neustadt Prag Nicolaus de Cadano, Marzyko Tratowsky, Heynczlinus Rawner, Kunscho Quaska, Wernherus Pannifex, Nicolaus Dirnda, Swacho Silhan, Chotko de Broda, Pesslinus Ypisch, Velico Trubacz, Jurzyko Hoholsky und Nicolaus Prassie bestätigen, dass Hasko de Podskalo sein zwischen den Häusern des Mathias Tyrmannus und des Nicolaus Dyrnda gelegenes Haus am Podskal sammt Zubehör und den darauf bestandenen an Jesko de Monte zu zahlenden Jahreszins von 2 Schock P. G. an das Kloster Emmaus verkauft habe. Mittwoch in der Oktav Epiphanie 1378.

N. 31. (S. 43—44.)

[45] Dobříž 1378 November 10.

Stiborius von Fuschperg, königlicher Förster, verkauft im Namen des Königs dem Kloster Emmaus eine Waldstrecke, gelegen zwischen dem Walde der Kreuzherrn mit dem rothen Sterne und dem Walde, der schon zu Emmaus gehört, in den Wäldern von Camik um 65 Schock P. G. Mittwoch vor Martini 1378.

N. 77. (S. 77—78).

[46] Prag 1379 September 21.

Notarieller Akt, durch welchen sich der Neustädter Bürger Mathias Quasnyczye am Podskal unterhalb der Mauer des Klosters Emmaus verpflichtet, in seinem Hofe keine Grabungen vorzunehmen, weil hiedurch die Schutzmauer des Klosters beschädigt werde. Vertreter des Klosters: der Prior Petrus dictus Rzyczanssky; Zeugen: die Bürger Petrus scriptor cathedralis, Jacobus dictus Mazanecz, des Klerikers Johannes de Mokrowus; als Notar: Nicolaus, der Sohn des Wenceslaus de Libano. Die vicesima prima Septembris 1379.

N. 60. (S. 64).

[47] Prag 1381 September 4.

Der Neustädter Bürger Daniko Braseator verkauft dem Mitbürger Wenceslaus Braseator einen Jahreszins von 1 Schock P. G., lastend auf seinem am foro scropharum, zwischen den Häusern des Petrus

genannt Penoch und des Georius Knoflyk gegenüber vom Thurme, wo die heiligen Reliquien gezeigt werden, gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Georgius Rotlew, die Geschworenen Cunczmannus Pellifex und Frana Donatus. Mittwoch vor Maria Geburt 1381.

N. 52. (S. 58—59).

[48] Prag 1382 Juli 9.

Der Richter Martinus Rotleb und die Geschworenen der Neustadt Prag Jesko, der Sohn des Drobonico (?), Johannes Hofman, Hanko Payer, Barsso Braseator, Jaxo Pannicida, Crux Krzyzela, Swach Krupyczye, Swach Silhan, Wenceslaus Cinglator, Wenceslaus Horass, Andreas Caba und Nicolaus Prassye bestätigen, dass Andreas, der Sohn des Herczmanczo, einen auf dem Hause des Symon, zwischen den Häusern des Georgius Hoholsky und des Pesko Vitrofox gelegen, bestandenen Jahreszins von 4 Schock P. G. an das Kloster Emmaus abgetreten hat. Mittwoch nach Prokopius 1382.

N. 45. (S. 52—53).

[49] Prag 1383 März 6.

Nicolaus Hrachownik, Bürger der Neustadt Prag, verkauft einen Jahreszins von $\frac{1}{2}$ Sch. P. G. auf seinem Hause, gelegen unter dem Hause des Fürsten v. Oppeln gegenüber vom Kloster Emmaus zwischen den Häusern des Mathias Cerdo und des Jacobus Culhan, an die Frau Mana, die Wittve des Byehano de Swrczewycz, gegen Baarzahlung von fünf Schock. Zeugen: Martinus Rotlew, der Richter, und die Geschworenen Nicolaus Prassye und Barsso Braseator. Freitag vor Sonntag Judica 1383.

N. 65. (S. 69).

[50] Prag 1383 November 25.

Der Abt Paulus schenkt seinem Kloster Emmaus 1 Schock Jahreszins auf seinem Zinsmann Marsa und dessen Besitz in der Nähe des Klosterhofes im Dorfe Walow, wogegen die Frau Clara, die Wittve des Freiburgerus, die dem Kloster einen Ornat im Werthe von 30 Schock P. G. geschenkt, von dem von ihr dem Kloster zu zahlenden Jahreszins von 1 Sch. befreit wird. An Katharina 1383.

N. 46. (S. 53).

[51] Prag 1385 Januar 31.

Crux Pullator, Neustädter Bürger, verkauft dem Wenceslaus Braseator Slavorum einen Jahreszins von 1 Schock auf seinem auf dem foro scropharum, zwischen den Häusern des Nicolaus Rotifex und des Mauricius gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Georgius Rotlew und die Geschworenen Mauricius Mysscza und Johannes Brandissky. Dienstag vor Lichtmess 1385.

N. 53. (S. 59).

[52] Prag 1385 Februar 13.

Stiborius, Neustädter Bürger, und seine Gemahlin Petra verkaufen dem Wenceslaus Braseator Slavorum einen Jahreszins von 1 Schock auf ihrem auf dem foro scropharum zwischen den Häusern des Mathias Bradacz und des Swacho gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Georgius

Rothlew und die Geschworenen Nicolaus von Czasslaw und Mauricius Myssco. Secunda feria in carnisprivio 1385.

N. 54. (S. 59—60).

[53] Prag 1385 September 6.

Der Richter Georius Rotlew und die Geschworenen der Neustadt Prag Swach Schilhan, Cuncz Herndorff, Michael Bechiner; Nicolaus Fierweiner, Paulus Helferz, Wilhelmus Aurifusor, Crux dictus Krzyzala, Mixo Prassie, Zdenko de Lacu, Ulricus, dictus Stengel Faber bestätigen die Abgabefreiheit folgender dem Kloster Emmaus gehörigen Jahreszine auf dem Podskal: Auf dem Hause Krzczen 40 Groschen, auf dem Hause des Hawlo 40 Gr., des Welico Vinitor 40 Gr., des Jesko Claudus 40 Gr., des Mathias Faber 40 Gr., des Barthon 40 Gr., des Barthosius am Felsen 24 Gr., vom selben Barthos für das Haus des Swacho Silhan ein halbes Schock, auf dem Hause des Girzico Sportifex 6 Gr., des Maress Sutor 6 Gr., des Wenceslaus Strycz 6 Gr., des Jesko Karman 8 Gr., des Johannes Sutor 1 Gr., des Gindia 1 Gr., auf zwei Grundstücken des Mathias Sitka 2 Gr., auf dem Kalkbruch Weliss 20 Gr., auf dem Hause des Mathias Resin 6 Gr., des Micza Faber 6 Gr., des Girzik Carpentarius 40 Gr., des Jacobus Trhonya 40 Gr. Mittwoch vor Maria Geburt 1385.

N. 47. (S. 53—54).

[54] Prag 1386 Juni 9.

Der Neustädter Bürger Oczykko Rotifex verkauft dem Wenceslaus Braseator Slavorum um 5 Schock P. G. einen Jahreszins von $\frac{1}{2}$ Schock auf seinem in foro feni zwischen den Häusern des Vitko und des Nicolaus gelegenen Hause. Vigilia Pentecosten 1386.

N. 48. (S. 54—55).

[55] Prag 1386 August 30.

Der Neustädter Bürger Martinus Braseator verkauft der ehrbaren Jungfrau Mara bei St. Benedikt auf der Altstadt Prag einen Jahreszins von einem halben Schock auf seinem am foro scropharum zwischen den Häusern des Gechais und des Jacobus gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Martinus Rothlew und die Geschworenen Wilhelmus Aurifusor und Zdenko de Lacu. An Felix und Adauctus 1386.

N. 55. (S. 60—61).

[56] Prag 1387 Januar 24. (?)

Der Neustädter Bürger Jesco dictus Quasnice verkauft dem Wenceslaus Braseator Slavorum einen Jahreszins von 1 Schock P. G. auf seinem unterhalb des Klosters Emmaus an den 3 Wegen gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Georgius Rothlew und die Geschworenen Swacho Schilhan, Cunczo Herndorfer. Donnerstag nach Agnes 1387.

N. 56. (S. 61).

[57] Prag 1387 Mai 17.

Der Neustädter Bürger Swacho Schilhan bekennt, dem Kloster Emmaus einen Jahreszins von 1 Schock P. G. auf seinem am Podskal zwischen

dem Hause des Crux und dem Bade sub Puczka gelegenen Hause zu schulden. Freitag nach Himmelfahrt Christi 1387.

N. 49. (S. 55—56).

[58] Prag 1387 Juni 13.

Der Bürgermeister Paulus Helferz und die Geschworenen der Neustadt Swach Schilhan, Cuncz Heindorff, Nicolaus Prassie, Zdenco de Lacu, Michael Bechiner und Ulricus Stengel bestätigen die Urkunde N. [46] vom September 21. Prag 1379, wodurch sich Mathias Quassnyczyie und Johannes junior Quassnyczye verpflichten, die Schutzmauer des Klosters Emmaus nicht zu untergraben. Donnerstag vor Veit 1387.

N. 59. (S. 63—64).

[59] Prag 1387 Juli 18.

Der Neustädter Bürger Wenceslaus Dlazicz und seine Gemahlin Anca verkaufen gegen Erlag von 9 Schock P. G. dem Kloster Emmaus einen Jahreszins von 1 Schock auf ihrem zwischen den Häusern des Cuncz Herndorff und der Frau Sbynka Tluxonissa gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Martinus Rothlew und die Geschworenen Nicolaus Wolbramus und Chotko de Broda. Donnerstag nach Apostel Theilung 1387.

N. 57. (S. 61—62).

[60] Prag 1389 Oktober 4.

Der Commendator Henricus und die Conventualen der Kreuzherrn auf der Altstadt Prag Nicolaus de Prussia, Jacobus de Praga und Colomannus bestätigen, dass mit ihrem Einverständniss Wanyek genannt Kabele de Nossel seinen Weinberg, welcher neben dem Klosterweinberg rechts am Wege nach Nossel liegt und auf welchem 40 Groschen Jahreszins lasten, an Petrus de Nossel verkauft gegen eine Baarsumme und zwei Schock Jahreszins, welch letzterer an Wanyek und seine Gemahlin Milcza, an deren Sohn dem Mönche Petrus genannt Smolka und deren Enkeln Lexiko und Simon zu zahlen ist. Die sancti Francisci confessoris 1389.

N. 66. (S. 69—70). Kanzelliert.

[61] Schloss Prag 1389 November 6.

Der Dekan Bohuslaus, der Scolasticus Johannes und das ganze Capitel der Prager Kirche quittieren dem Kloster Emmaus über 10 Schock P. G. für einen Jahreszins von 1 Schock im Dorfe Okruhel. An Leonardus 1389.

N. 29. (S. 37).

[62] Prag 1390 Januar 17.

Der Neustädter Bürger Bech Krupnik und seine Gemahlin Anka verkaufen den Bürgern der Altstadt Bonhunco Institor und Johannes dictus Neysel einen Jahreszins von $\frac{1}{2}$ Schock P. G. auf ihrem in der platea scropharum zwischen den Häusern des Jacobus dictus Pulerz und des Tomasco Fulo gelegenen Hause. Zeugen: Der Richter Johannes dictus

Oczass und die Geschworenen Frenczlinus Kornawer, Wenceslaus Osswetlo. Montag vor Fabian und Sebastian 1390.

N. 76. (S. 75—76).

[63] Prag 1390 Juli 16.

Der Neustädter Bürger Henczl Carnifex verkauft dem Wenceslaus Braseator gegen 10 Schock P. G. einen Jahreszins von 1 Schock auf seinem zwischen den Häusern des Przybico und von St. Lazarus gelegenen Hause. Zeugen: Der Richter Johannes, dictus Oczass, die Geschworenen Frenczlinus Cornawer und Henczlinus Lapidica. Samstag nach Apostel-Theilung 1390.

N. 75. (S. 76).

[64] Prag 1390 November 19.

Der Generalvikar Johannes Pomuk bestätigt den Verkauf eines Jahreszinses von zwei Schock P. G., lastend auf dem Hause des Hasco de Podskal Seitens des Pfarrers Cztiborius von St. Maria Schnee auf der Altstadt an das Kloster Emaus gegen Zahlung von 18 Schock. Insetiert die Urkunde von 1372 Mai 8. [N. 00.], mitbesiegelt von Ctiborius und den Altstädter Bürgern Laurenzius Czeislmeister und Stephanus Sutor. Die decima nona mensis Novembris 1390.

N. 40. (S. 45—47).

[65] Prag 1391 Mai 10. (?)

Der Richter Johannes Hofman und die Geschworenen der Neustadt Prag Frenczlinus Kornawer, Marssiko de Wlassim, Wenceslaus Osswetlo, Henczlinus Zalman, Wenceslaus dictus Masstowecz, Henczlinus Lapidica, Henczlinus Perchmer, Johannes Krassa, Bedricus Cultellifex, Wenceslaus dictus Herzstol, Swach dictus Skopp und Simon dictus Beladka bestätigen nachstehende dem Kloster Emmaus auf dem Podskal gehörigen abgabefreien Jahreszinse: Auf dem Hause des Odolenus 10 Groschen, des Mica rückwärts vom Bräuhaus 10 Gr., des Laurencius dictus Husak 14 Gr., der Kaczca, der Wittve des Mixo 12 Gr., des Vitus 25 Gr., des Stephanus 16 Gr., des Huntzerz 12 Gr., des Swacho 20 Gr., des Kartuss 1 Schock, des Mauricius 2 Schock, des schon genannten Odolenus 1 Schock, des Bartusch Piperiator 34 Gr., des Crux 16 Gr., des Simon dictus Newarzyn 14 Gr. Mittwoch vor dem Feste sancti spiritus 1391.

N. 50. (S. 56—57).

[66] Prag 1391 Juni 17.

Der Bürger der Neustadt Wenceslaus Braseator legiert letztwillig in Anwesenheit der Neustädter Rathmannen Henczlinus Zalman und Johannes Krassa dem Kloster Emmaus $3\frac{1}{2}$ Schock Jahreszins und zwar 1 Schock auf dem Hause des Martinus dictus Papess, 1 Schock auf dem Hause des Crux Pabulator, 1 Schock auf dem Hause des Odolenus und $\frac{1}{2}$ Schock auf dem Hause des Stiborius, — ferner seiner Tante Swata 1 Schock baar und seinem Bruderssohne Mixiko alle seine Kleider und Betten. Besiegelt von dem Richter Johannes Hofman und den Rathmannen Wenceslaus Massko und Wenceslaus Osswetlo. Samstag nach Veit 1391.

N. 58. (S. 62—63).

Mittheil. XVI. Jahrg. IV. Heft.

19

[67] Prag 1392 April 18.

Der Neustädter Bürger Hrazak Carnifex verkauft dem Wenceslaus Braseator gegen 10 Schock P. G. einen Jahreszins von 1 Schock auf seinem zwischen den Häusern des Wanko de Nachod und des Gallus Fullo gelegenen Hause. Besiegelt von dem Richter Johannes Ocass und den Rathmannen Johannes Hoffman und Pesschiko Wrbiczko. Donnerstag nach Ostern 1392.

N. 76. (S. 76—77).

[68] Prag 1392 Mai 22.

Der Generalvikar Johannes Pomuk befreit das Kloster Emmaus von der Zahlung des auf dem Hause des Hasko quondam Jacobi de Podskalo lastenden Jahreszinses von 2 Schock, welcher Zins an Wenceslaus den Rektor des Altares der hl. Wenzel und Prokop in der Kirche des hl. Leonardus auf der Altstadt zu zahlen ist unter der Bedingung, dass das Kloster an den Patron des genannten Altars, den Altstädter Bürger Cunczliko 20 Schock entrichte und dieser sich verpflichte, einen andern gleichen Zins zu kaufen oder selber zu zinsen. Mitbesiegelt von Cunczliko und dem Altstädter Bürger Nicolaus Luthomericensis. Die vicesima secunda mensis Maii 1392.

N. 41. (48—49).

[69] Prag 1393 Januar 14.

Der Richter Jesco Ocass und die Geschworenen der Altstadt Prag Crux Institor, Petrus Smelczler, Nicolaus Froleych, Frana Pischoff, Johannes Gosler, Christianus Leytner, Johannes Apothecarius, Jurgo de Cham, Nicolaus Styr, Laurencius Martini, Pecha Frenifex, Cristanus Helm, Conradus de Ens, Peschlinus Falczler, Wenceslaus Vluschii, Franciscus Hopfner, Henslinus Castner und Albertus Jurenteyn bestätigen den Jahreszins von 2 Schock P. G., den Petrus Vinitor de Nossel von seinem zwischen dem Weinberge der Kirche von St. Benedict und der Nussler Strasse gelegenen Weinberg, den er von Wanko Kabele gekauft, an eben diesen Wanko und seinen Sohn Petrus zu zahlen hat. Dinstag nach der Oktav Epiphanie 1393.

N. 68. (S. 71) Kanzelliert.

[70] Prag 1393 August 22. — K. Wenzl.

N. 80. (79—80). Vor Beendigung dieser Urkunde bricht das Copiale ab. Ganz abgedruckt findet sich dieselbe in „Pelzels Diplomatische Beweise, dass der König Wenzel nicht dreimal, sondern nur zweimal gefangen wurde“. Beil. III. (Abhandl. einer Privatgesellschaft. Prag 1779 Bd. IV.)

[71] Prag 1394 Januar 5.

Petrus de Selakowycz, Weinbergmeister der Weinberge um Prag, bestätigt den Verkauf des Weinberges, welcher zwischen dem Weinberge der Kirche v. St. Benedikt auf der Altstadt rechts am Wege nach Nossel, gegenüber vom Weinberg des Troyanus liegt, Seitens Wanyek dictus Cabele, dessen Sohnes Petrus dictus Smolka und des ersteren Enkel Lexiko und Simon an Petrus de Nossel, vorbehaltlich eines Jahreszinses von

2 Schock, die der Käufer den Verkäufern zu zahlen hat. Montag vor Epiphanie 1394.

N. 67. (S. 70—71) Kanzelliert.

[72] Prag 1394 Januar 24.

Der Abt Paul von Emmaus gestattet, dass der Prior des Klosters Petrus dictus Smolka von seinem Vater Wanyek dictus Kabele de Nossel Sachen, Güter und Zinsungen zu Geschenke nimmt unter folgenden Bedingungen: Stirbt der Prior früher als sein Vater, so fallen diese Geschenke an den Vater zurück, stirbt aber der Vater früher, so fällt nach dem Tode des Priors ein Theil an das Kloster, ein Theil an die Ordensbrüder, die hiefür zu Funktionen für das Seelenheil beider verpflichtet werden. In vigilia conversionis Pauli 1394.

N. 72. (S. 74).

[73] Prag 1394 März 20.

Der Neustädter Bürger Mathias Oblatista und seine Gemahlin Katharina verkaufen an Wenceslaus, den Sohn des Jesko Srbanek de Milossicz, einen Jahreszins von $\frac{1}{2}$ Schock P. G. auf ihrem zwischen den Häusern des Beness dictus Swinyak und der Wittwe Welcza gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Johannes Oczass, die Rathmannen Swacho Silhan und Petrus Busskowecz. Freitag vor Oculi 1394.

N. 70. (S. 72—73) Kanzelliert.

[74] Prag 1395 Mai 4.

Margaretha, die Wittwe nach dem Neustädter Bürger Ssarto, verkauft dem Johannes Krasa und dem Wenceslaus Richter von Milostyn einen Jahreszins von zwei Schock P. G. auf ihrem zwischen den Häusern des Johannes Crasa und des Nyemecz Vector gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Johannes Oczas, die Geschworenen Henzlinus Lapidica, Hanco de Fossato. Dienstag nach Kreuzauffindung 1395.

N. 69. (S. 72).

[75] Prag 1395 November 10.

Der Neustädter Bürger Odolenus verpflichtet sich vor dem erzbischöflichen Gerichte durch Wenceslaus Misska, den Generalprokurator, dem durch den Canonikus Petrus von Sderaz vertretenen Kloster Emmaus den von ihm gemachten Graben, „Loch“ genannt, ohne Beschädigung des Klosters binnen drei Wochen, bei Strafe der Excommunication, wieder zu zerstören. Quarta feria proxima ante festum s. Martini 1395.

N. 61. (S. 65).

[76] Prag 1395 Dezember 11.

Der Neustädter Bürger Wenceslaus Crispus sub Puczka verkauft dem Wenceslaus judici Slavorum einen Jahreszins von $\frac{1}{2}$ Schock P. G. auf seinem zwischen dem Hause des Paulus Plato und des Nicolaus Piscator gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Johannes Oczas, die Geschworenen Mirco Hrazaak und Theinlinus Trubacz. Montag vor Lucia 1395.

N. 72. (S. 74—75).

[77] Prag 1395 Dezember 3.

Der Neustädter Bürger Odolenus, der sich trotz seiner Verpflichtung (v. 10. Nov. 1395) weigert, den Graben, „Loch“ genannt, zu zerstören, wird vom erzbischöflichen Gerichte exkommunicirt. Zeugen: Drzko de Plessnitz, Thomas de nova domo und Wenceslaus de Polenka. Freitag nach Andreas 1395.

N. 62. (65—66).

[78] Prag 1396 Januar 26.

Notarieller Akt, aufgenommen durch den Notarius Nicolaus quondam Martini de Haina, wodurch sich der Neustädter Bürger Odolenus gemäss des Ausspruches der Schiedsrichter Hanussius Förster von Dobryess und der Bürger Marzico und Gyrzico genannt Manyass verpflichtet, den Graben „Loch“ genannt auszufüllen in der Zeit zwischen jetzt und Pfingsten bei Strafe von 10 Schock P. G., für welche der Neustädter Bürger Petrus zu ungetheilter Hand mit einsteht. Zeugen: Die Kleriker Henricus de Tayna, Hynko de Kanycz, Benessius de Praga und der Notarius Petrus de Lompnitz. Mittwoch nach Pauli Bekehrung 1396.

N. 63. (S. 66—67).

[79] Prag 1396 Mai 31.

Der Neustädter Bürger Michael Carnifex dictus Rod und seine Gemahlin Nyetha verkaufen dem Wenceslaus Braseator Slavorum und dem Wenceslaus dictus Rychtarz einen Jahreszins von 1 Sch. P. G. auf ihrem im Bezirke von St. Stephan „in Rybniczka“, zwischen den Häusern des Andreas Skudla und des Mauricii dictus Rozen gelegenen Hause. Zeugen: der Richter Johannes Oczas, die Geschworenen Theinlinus Trubacz und Wenceslaus Osswetlo. Mittwoch vor Fronleichnam 1396.

N. 71. (S. 73.) Kanzelliert.

[80] Prag 1435 April 29.

Michal von Podskal verkauft gegen 10 Schock P. G. an den Priester Gallus, Verwalter in Emmaus, einen Jahreszins von 1 Sch. auf seinem Weinberg, gelegen hinter dem Wyschehrad oberhalb Podol, zwischen dem Weinberge des Mathias Drasnik und dem des Wyschehrader Domkapitels unter der Bedingung, dass dieser Jahreszins nur zur Beschaffung des Oles für die ewige Lampe vor dem Leibe des Herrn im Kloster Emmaus verwendet werden solle. Besiegelt von Mathias dem Bergmeister der königlichen Weinberge. Am Freitag vor Kreuzerfindung 1435.

N. 64. (S. 67—68).

Die ehemalige Judith-Brücke zu Prag, das erste große Ingenieur-Werk in Böhmen.

Vom Oberingenieur Franz Kziha.

I. Der kunstgeschichtliche Werth des Brückenbaues überhaupt.

Es ist eine auf dem Gebiete der Geschichte der Baukunst auffällige und betrübende Erscheinung, daß die Geschichte des Ingenieurbauwesens überhaupt, insbesondere aber jene seiner wichtigsten Disciplin, die des Brückenbaues, welche ja direkt in das Gebiet der Kunstgeschichte eingreift, arg vernachlässigt ist. In allen Werken über Kunstgeschichte und Archäologie wird über diesen wichtigen Gegenstand meist hinweggeeilt, und wenn nicht die Sammelwerke von Didron aîné, Viollet le Duc, Ersch und Gruber, Dr. Otte und die Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Erhaltung der Baudenkmale, wie die Werke und Monographien von Krieg von Hofelden, Niedermayer, Dr. Becker, Baumeister, Grueber, Gautier, Wiebeking, Heinzerling und Dr. Aschbach kritische, geschichtliche Studien über Brückenbauten, und selbst hier nur meist über einzelne Bauwerke oder nur in Form einfacher Chronologie aufweisen würden: so könnte man die Literatur über diesen an kulturellen Motiven so überaus reichen und für die streng wissenschaftliche, kunstgeschichtliche Behandlung doch so ungemein dankbaren Stoff als gänzlich verarmt erachten. Dieser wissenschaftlich schwer lastende Uebelstand wird nicht nur in Kreisen der Kunstforscher (wie es die treffliche Einleitung zu der Notiz über die angeblich zwischen 968 und 1016 erbaute, merkwürdige dreiseitige Brücke zu Cropland in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1867 erweist) hervorgehoben, sondern vornehmlich von uns Ingenieuren tief empfunden, die wir Alles daransetzen müssen unseren Stand wieder sozial zu heben, also neben der Feststellung der Principien unserer Erziehung und neben der rastlosen Förderung des Corpsgeistes unter uns vornehmlich dahin trachten müssen, daß die Geschichte unserer Leistungen zum Allgemeingute sich gestalte, und daß durch den letzteren Werdeproucess das hervorragendste Motiv einer Anerkennung der kulturell hohen Bedeutsamkeit unseres Standes voll erschürft werde.

Von diesem Standpunkte ausgehend meine ich, daß es zuvörderst nicht ohne ein allgemeines Interesse sein wird, auf den Beginn des Brückenbaues nicht nur in Böhmen, sondern seit der Römerherrschaft im ganzen Bereiche Mitteleuropas, also auf das Erwachen der Ingenieur-Baukunst diesseits der Alpen einer Baukunst, deren Kern und Ausgangsstelle ja immer der Bau der gewölbten Brücken ist, in thunlichster Kürze hinzuweisen.

Für den Forscher auf dem kunstgeschichtlichen Gebiete des Brückenbaues entsteht in erster Reihe die Wahrnehmung, daß alle Zeitepochen in der Culturgeschichte der Menschheit sich in der Erdehnung des Auftretens und in der Eigenartigkeit der Behandlung des Brückenbaues in diesen Zeiträumen wiederpiegeln. Wir finden bis zur Zeit Alexander d. G. die Cultur lokalisiert, an die Meeresküsten geknüpft und in dem Schiffe fast allein den materiellen Träger der Cultur. Aber die Periode von Alexander bis zum Beginne der Völkerwanderung

schließt schon jene kulturelle Entwicklung der Menschheit ein, die, das Festland beherrschend, die Straßen, also vornehmlich auch die festen Brücken nöthig hatte; und in der That die steinernen Brückenwerke der Römer, die in der Senatorenbrücke (139 v. Chr.), der Ponte della none (122 v. Chr.), der Nemisiusbrücke (100 v. Chr.), der Fabriciusbrücke (61 v. Chr.), der Riminibrücke (30 v. Chr.), in den Trajanswerken, der Pilantiobrücke (147 u. Chr.) und der Cestiusbrücke (364 u. Chr.), wie auch in den Bogengängen der Wasserleitungen gekennzeichnet sind, zeigen ein Aufblühen unserer Bau Disciplinen, wie sie vorher kein Culturvolk gekannt, keines beachtet hat. Aber während der Geistesnacht der Menschheit, welche die Geißel Gottes „Egel“ dahertrug, verdarb wieder nahezu alle Cultur, verdarben auch fast alle Werke der Kommunikation, und wie jene Nacht fast allein durch den Stern erleuchtet ist, den wir im Nibelungenliede als Dietrich von Bern feiern, so ist auch die Nacht des Verfalles des Brückenbaues nahezu allein erhellt durch die bedeutame Erscheinung des Aquaduktes von Spoleto (c. 500), des Werkes Theodorichs des Gothen. Dann kamen die Pilgerfahrten nach Palästina und nach Sankt Iago di Compostella, und als 1096 das Kreuz genommen und ins heilige Land gezogen ward, als Peter von Amiens, Gottfried von Bouillon und Bernhard von Clairvaux die kulturell stillgestandene Menschheit wieder in Bewegung brachten, da brauchte diese auch wieder Brücken, und das Wiedererwachen unserer Disciplin ging sofort vor sich. Es stand dieselbe sogar schon auf festen, durch den Neugang der Cultur wieder eigenartig gestalteten Fundamenten, als 1492 mit der Entdeckung von Amerika die gesammte Menschheit in eine neue Krise gelangte, die, bis zum westfälischen Frieden (1648) andauernd, allerdings eine nur schwache Weiter-Entwicklung der Geistesblüthen und auch ein nur äußerst langames Daherschreiten der Cultur, also auch eine nur spärliche Verbesserung der Kommunikationen, demnach auch des Brückenbaues gestattete. In dieser ganzen Periode die 1505 mit dem Ponte corvo beginnt und mit dem Pont au Change zu Paris 1639 schließt, sind es auch thätfächlich nur 18 größere, gewölbte Flußüberbrückungen, welche die Civilisation errichtete und diese nur in ihren Centren, nur in ihren Städten, vornehmlich zu Paris, zu Venedig (Rialto 1587), zu Pisa (Aquaduct 1606) und zu Nürnberg (Fleischerbrücke 1598), weil der offene Weg über Land, die Heerstraße, noch nicht entstanden, noch nicht freigegeben war. Aber der Geist der Reformation, der in seinen ersten Anklängen in den Minnesängern hervortrat und nach dem blutigen, inneren Ausbaue des Menschenthums schließlich in den französischen Encyclopädisten, in den deutschen Philosophen und in den Dichtern unseres Volkes zur Seßhaftigkeit gelangte: dieser Geist brauchte auch wieder seinen vervollkommenen, materiellen Weg. Und hier ist es Frankreich, das seit der Sorbonne (1253) die hervorragendste Pflegestätte des Menschengesistes geworden war, das an der Spitze der Künste und der Wissenschaften einherschritt, das in der Normandie die Vorläufer unserer deutschen Baukunst geschaffen hatte, eine Kunst, welche wir heute in ihren vier Haupt-Verken zu Köln (1248), Regensburg (1275), Straßburg (1277) und Wien (1340) bewundern, Werke, vor denen kein deutscher Mann ohne Ehrfurcht vorüberschreiten kann; hier also ist es wieder Frankreich, das auch den Ton angiebt in der Kunst des Brückenbaues. Da Frankreich machte diese Kunst zugleich zur Wissenschaft; es hob sie seit der berühmten Preisschrift von Henry Gantier „Dissertation sur l'épaisseur des culées des ponts, sur la largeur des piles etc.“ vom Jahre 1717 aus der Empirie und dem Gefühle und dem Willen für das Schöne auch herauf zur mathematischen These, zum vollendeten, formbeherrschenden Können, und es gestaltete den Brückenbau als solchen

darnach zur Kunst und Wissenschaft, also zum höchsten Grade menschlichen Schaffens. Mit des großen Colbert Stiftung der Akademien, namentlich jener der Baukunst (1671), war der erste Stein zu dem Geistesbaue gelegt worden, den Mansard durch die Royal- und Moulinsbrücke (1685 und 1705) weiter gründete, den Gautier mit seinem klassischen Werke „Traité des ponts“ 1728 und 1747 Trudaine mit seiner Zeichenschule förderte, der 1755 in der „Ecole des ponts et chaussées“ erstand, und den die vier Großmeister Perronet (1749—1794), Lambardie (1794—1797), Chézi (1797—1798) und Prony (1798—1839) durch ihre Gesellen und Jünger auf jene Höhe brachten, daß Stephenson, der ja doch die Menschheit eigentlich erst gehen gelernt hat, seinen Kulturpflug über kühn gespannte und von allen Gebildeten anzustaunende Brückenwerke bereits ungeführt lenken konnte.

Wir sehen also schon hierdurch, wie der Brückenbau jede Culturepoche der Menschheit sehr deutlich illustriert, und wie wir alle Ursache haben gerade jene Wiederanfänge eines Wissens und Könnens seit dem Falle Roms zu beachten und tief zu würdigen, die uns auf die heutige, wiederum die Cultur der Gegenwart charakterisirende Höhe ungestörter Wegsamkeit geführt haben. Diese Wiederanfänge liegen für die ganze Welt in Deutschland und in Böhmen und traten in letzterem Lande zu Ende des XII. Jahrhunderts, und wie es naturgemäß, in der Hauptstadt des Landes, in Prag zuerst auf.

II. Historisches Materiale über die Judithbrücke.

Vor der Zeit der gegenwärtigen, nach Tomek (II. pag. 41) am 9. Juli 1357 in ihrem Baue begonnenen Karlsbrücke bestand, so ziemlich an derselben Stelle, eine gewölbte Brücke über die Moldau, deren Erbauung der Königin Judith, der zweiten Gemalin König Vladislav I. (1140 † 1174) zugeschrieben wird. Über diese Judithbrücke sind durch Schaller, Welleba und Job populäre, jedoch theilweise unrichtige Nachrichten vorbereitet worden; erstere verlegen die Bauzeit für 1171 bis 1174, und sagen, daß Judith zur Erbauung einen „geschickten Meister aus Italien“ berief, und daß die Brücke 24 Bögen hatte; letzterer läßt die Gründung der Brücke 1164 „durch weltliche Steinmeße“ beginnen, sagt, daß dieses „eines Kaisers würdige Werk“ 1167 schon so weit fertig war, daß man darüber gehen konnte, und daß es 1174 vollendet wurde. An anderen Orten wird die Brücke in ihrem oberen Theile aus Holz und nur in ihrem unteren Theile aus Stein geschildert, so daß der Ingenieur von Fach sofort auf eine, auf Steinpfeilern ruhende hölzerne Brückenbahn schließt. Spezielle und auf Quellen basirte Nachrichten bringt erst der verdienstvolle Forscher Tomek in seinen Werken „Dejepis Prahy“ pag. 129, 168, 180, 247, 437, 440, 474, 475, 478, 555 und „Geschichte der Stadt Prag“ pag. 27, 28, 504, und wird in dem ersteren Werke das Jahr 1167 als Gründungsjahr, in dem letzteren die Erbauung zwischen 1153 und 1167 bestimmt. Verfolgen wir nun quellenmäßig die Sache näher, und soweit dieß aus den „Chronisten“ möglich ist, so ist es vor Allem nöthig die Bauzeit und jene Thatsache zu bestimmen, ob die Brücke ganz oder nur in ihren Pfeilern aus Stein erbaut wurde; denn diese beiden Momente, namentlich die Dauer der Bauzeit einer großen Brücke im XII. Jahrhunderte sind von großem kunstgeschichtlichen Werthe, aus denen sich wichtige Folgerungen machen lassen. Hören wir nun (gleich in Uebersetzung) die Chronisten.

1. Vincenz von Prag (in Dobner I. pag. 30). Dieser zeitgenössische Chronist der Judith schreibt:

„ . . . Sehet Judith, ruhmreichste und erlauchteste Königin Böhmens, von welcher Klugheit, welchem Adel und Fleiss Ihr seyd, davon zeugen neuere Werke, die verschiedenen Schmückungen der Klöster, Tröstungen der Priester und Armen, und damit wir Anderes, was unzählig, auslassen, die Gründung des Klosters in Teplitz zu Ehren des hl. Johannes des Täuflers, und was dieses Alles überragt, das kaiserliche Werk der Prager Brücke. Was nämlich keiner der Fürsten, keiner der Herzoge (Böhmens), keiner der Könige bis auf Euere Zeit anzufangen noch auszudenken vermocht, wird durch Euch, unsere ruhmreiche Herrin, innerhalb des Zeitraumes von drei Jahren vollendet.“

2. Herzöge und Könige von Böhmen (Dobner III. pag. 34 ff.).

„ . . . und seine (Vladislav's) erste Frau: Gertrud gründete das Kloster in Doxan, seine Gemalin Judith gründete das Kloster Teplitz und die Prager Brücke.“

3. Pulkava (Dobner III. pag. 191), Chronist aus dem XIV. Jahrhunderte:

„Im Jahre des Herrn 1167. Diese Judith, deren Andenken bei dem Herrn gesegnet sei, baute durch Eingebung göttlicher Gnade eine steinerne Brücke zwischen den Prager Städten von schönster Arbeit auf eigene Kosten, und was jedoch wunderbarer zu sagen ist, innerhalb dreier Jahre mit dem Beistande des Erlösers.“

4. Chronik eines Anonymen (Dobner III. pag. 48), reichend bis 1438:

„ . . . im Jahre des Herrn 1176 die erste Prager Brücke wird erbaut.“
Dobner bemerkt hierzu:

„Ein Fehler in der Zahl, welche offenbar hier zu spät angesetzt ist; es ist nicht glaublich, dass diese Brücke nach Vladislav's Tode von Judith, der Wittwe erst erbaut worden wäre.“

5. Balbin; Miscell. hist. III. Dec. I. Liber VII.

„Eine Prager Brücke, hölzern zum Theil, zum Theil steinern, gründete Judith im J. 1171.“

6. Balbin; Miscell. hist. III. Dec. I. Liber VI., pag. 43.

„In gewissen von alter Hand geschriebenen Codicibus habe ich gelesen: Judith habe, um den Böhmen zu gefallen, welche auf ihre Bitten diese Wahl (eines ihr verwandten Bischofes) vorgenommen, die vor-treffliche Brücke zu Prag aus Stein über den Moldafluß (welche zur Zeit Carl des IV. eine Überschwemmung wegriss) erbaut.“

7. Hajek von Libotschan schreibt bei dem Jahre 1171, daß die Prager Brücke von Judith dessentwegen gebaut worden sei, weil sie wegen der von ihr eigenmächtig veranlaßten Bischofswahlen, besonders bei der im Jahre vorher (1170) stattgefundenen Wahl des Bischofes Friedrich, „ihres Gefreundten,“ an Ansehen verloren und solches wieder habe gewinnen wollen. —

Nicht minder wichtig ist es die Chronisten darüber zu hören, daß schon vor der steinernen, von Judith erbauten Brücke eine andere, ältere Brücke vorhanden war.

8. Cosmas (dieser älteste der böhmischen Historiker war nach Tomeš (I. p. 27) im Jahre 1118 schon 73 Jahre alt) in den Script. rer. Bohem. I. pag. 259.

„Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1118 war im September eine solche Überschwemmung, wie nach der Sintfluth meines Erachtens keine im Erdkreise gewesen. Denn unser Fluss Moldau hier plötzlich mit Überstürzen sein Bett durchbrechend, ach wie viele Dörfer, wie viele Häuser im Bürgervororte, Hütten und Kirchen riss er mit seinem Anprall nieder. Denn zu anderen Zeiten, wenn diess schon selten, ist es vorgekommen, dass die Wellen anspielend kaum das Getüfel der Brücke berührten (ut unda alluens vix tabulata pontis tangeret); dies Hochwasser aber wuchs höher als 10 Ellen über die Brücke empor.“

9. Pulkava (in Dobner III. pag. 154) schreibt:

„... Im J. d. H. 1118 fand eine Überschwemmung statt und die Moldau zwischen der Burg und der Stadt wuchs so empor, dass sie auch die oberen Balken der Brücke (superiores trabes pontis attingeret) berührte.“

10. Johannes Marignol (Staliener, Zeitgenosse Karl IV.) schreibt (nach Dobner II. pag. 198).

„Im Jahre des Herrn 1119 im Monat September fand eine solche Überschwemmung statt, wie seit der Sintfluth Niemand eine in den Gegenden Böhmens gesehen, denn das Wasser wuchs 10 Ellen über das Getüfel (supra tabulatum pontis Prague) der Brücke zu Prag empor, während es sonst kaum zu einer Zeit das Getüfel erklommen, richtete viel Schaden an, vernichtete viele Kirchen und Bauten und in der Lombardei soll eine noch um Vieles grössere Überschwemmung gewesen sein.“ —

Des Weiteren ist nun noch das zunächst folgende historische Material vorhanden, welches von der Haltbarkeit, Dauer und dem schließlichen Untergange der Judithbrücke direkt und indirekt Zeugniß giebt.

11. Schaller und nach ihm Welleba schreiben (ohne Quellenangabe), daß diese hölzerne Brücke bis gegen 1159 bestanden habe. Wie sich nun die steinerne Judithbrücke überhaupt gegen den Zahn der Zeit verhalten habe, darüber berichten die Chronisten, denen ja die Überschwemmungen immer sehr wichtige Objekte der Verzeichnung waren, indirekt sehr ausführlich. Es würde zu weit ablenken diese Citate hier beizubringen; wir erwähnen nur, daß von großen Überschwemmungen außer den Jahren 1118, 1121, 1126, 1141 auch von solchen berichtet wird, welche die Judithbrücke betrafen, nämlich: 1180, 1257, 1259, 1264, 1272, 1273, 1311, 1315, 1316, 1321, 1322, 1342 und 1344. Von diesen Überschwemmungen sind es die von 1272, 1273, 1342 und 1344, welche uns zunächst interessiren. Die Belegstellen sind (in Uebersetzung) die folgenden:

12. Die Fortsetzer des Cosmas (in Dobner I. 418):

„Im Jahre des Herrn 1272... wurde die Prager Brücke in der Mitte des Moldaflusses zusammengerissen; 12. März.“

13. dto. dto. (in Dobner I. 418):

„Im Jahre des Herrn 1273 am 18. August ereignete sich eine grosse Überschwemmung auf dem Moldaflusse, so dass eine hölzerne Kapelle, welche vor der Brücke in Pesek (ingebeffert „na Pisku“, auf dem Sande) gelegen war, gänzlich mit dem Fundamente weggeschwemmt ward, und eine andere steinerne Kirche, welche unter (halb) der Brücke auf einer Insel sich befand, in ihrem mittleren Theil beschädiget wurde und alle Mühlen, welche um die Stadt Prag gelegen waren, von dem Wasser zusammengebrochen und weggeschwemmt wurden.“

14. Neplach von Opatovic (XIV. Jahrhundert) in Dobner (IV. pag. 115):

„Im Jahre 1272.... war eine grosse Uberschwemmung. Es ward die „Brücke in der Mitte des Moldaufflusses zerbrochen am 12. März.“

15. dto. dto. (in Dobner IV. pag. 115):

„Im Jahre 1273.... 18. August fand eine grosse Uberschwemmung „im Moldaufflusse statt, alle Mühlen um Prag wurden zusammengebrochen, „weggeschwemmt; ein Theil der steinernen Kirche unter (halb) der „Brücke auf der Insel ward beschädiget.“

16. Johannes Marignol (in Dobner II. pag. 225):

„Im Jahre des Herrn 1272, 27. August ist Rudolph zum Kaiser gewählt „worden, und im darauf folgenden Jahre war in Prag eine solche Uiber- „schwemmung, dass sie die Brücke brach und sowohl der Stadt als den „Dörfern Schaden ohne Grenzen anrichtete und viele Kirchen und Mühlen „zusammenriss, viele Menschen ertranken.... die Saaten mührte es ab und „das Wasser reichte bis zur Kirche des hl. Aegidius, in das Judenviertel „hinein bis zur Kirche des hl. Franz.“

17. Domherr Franciscus von Prag (Zeitgenosse Carl d. IV.) in Pelzel-Dobrowsky, scrip. rer. Boh. II. pag. 194:

„Im Jahre des Herrn 1342 in der Vigilie der Reinigung der hl. Jungfr. „Maria, nachdem ein warmer Ostwind das Vorspiel abgegeben, auf welchen „ein Regen gefolgt ist, nach einem überaus harten Winter.... ist eine „grosse Uberschwemmung entstanden durch den Andrang des Schnees und „des Regenwassers, und wegen der ungeheuern Masse und Zu- „sammenpressung des Eises ist die Prager Brücke an mehreren „Orten abgerissen worden, so dass kaum der dritte Theil von ihr „zurückblieb; (dieser) jedoch durch den Andrang der Wasser geschwächt. „Und alle Mühlen und Wehren sind auseinander gerissen worden, und „mehrere Dörfer, welche um die Ufer gelegen waren, sind mit den „Menschen und den Thieren weggerissen und unter Wasser gesetzt worden. „Auch waren zu dieser Zeit in der ganzen Welt sehr grosse „Uberschwemmungen, so dass in anderen Ländern steinerne „und hölzerne Brücken zerbrachen.“

Dieß letztere ist vollkommen richtig, das Jahr 1342 war den Brücken sehr gefährlich, es wurden die steinernen Brücken zu Dresden und Regensburg arg beschädiget und die steinerne Brücke zu Würzburg völlig fortgerissen.

Franciscus von Prag klagt nun (Dobner pag. 195) über diesen Prager Brückeneinsturz weiter:

„... denn gleichsam die Krone des Königreiches ist ge- „fallen, als jene berühmte Brücke zusammengestürzt ist, und es trat grosse Mühseligkeit ein, Gefahren für die Leute bei der „Schiffahrt und Bekümmerniss der Armen wegen des Weg- „falles der Schiffahrt. Auch blieb die äusserst mächtige, von dem „ehrwürdigen Vater in Christo, Herrn Johann IV., den 27. Prager Bischof, „in Raudnitz erfolgreich fest und geziemender Weise er- „baute Brücke unverletzt, obwol dort ein grösserer Zusammenfluss „der Wasser stattfand und ein grösserer Anstoss der Eismassen, „worüber Gott dankend seine Gläubigen sich insgesamt freuten.“

18. Böhmisches Chronik eines Anonymen in Pelzel-Dobrowsky II. pag. 449:

„1342. In demselben Jahre stürzte die Prager Brücke zusammen.“

19. Die Fortsetzer des Pulkava (Dobner IV. pag. 132):

„1344. Im selben Jahr ist auch die Prager Brücke am St. Blasiusstag „abgerissen worden.“

20. Anhang zur Chronik des Bartoš (Dobner I. pag. 211):

„1344. In diesem Jahr ward die Prager Brücke am Tage St. Blasii „weggerissen.“ —

Endlich haben wir, obgleich unserer Zwecke ferner liegend, so doch der Vollständigkeit halber, so weit es uns zugänglich war, noch jenes historische Nebenmaterial beziehentlich der Judithbrücke zu verzeichnen, welches nur Streiflichter auf dieses mittelalterliche, dahingeschwundene Bauwerk wirft.

21. Tomek „Dějepis Prahy“.

Pag. 437. König Wenzel (1230—1253) schenkt dem Kreuzherrenhospitale die von Alters her bestehenden Einkünfte der Prager Brücke mit der Verpflichtung, daß sie als die nächsten Nachbarn dieselben zu Brückenzwecken verwenden.

Pag. 168. Circa 1235 wird der Kleinseitner Brückenthurm gebaut.

Pag. 180. Das Spital der Kreuzherren wird 1252 gegründet und werden die Kleinseitner Brückenthürme noch mehr befestigt.

Pag. 474, 475 und 478. In den diversen Kämpfen von 1309 und 1310 (Johann von Wartenberg, Heinrich von Kärnthen, König Johann) bewähren sich die Befestigungen der Kleinseitner Brückenthürme.

22. Tomek, Geschichte der Stadt Prag; pag. 504:

Aus einem Geleitsbriefe König Ottokars vom Jahre 1272 ist ersichtlich, daß durch die Sammlungen geistlicher Brüder öfters die Kosten der Erhaltung der Prager Brücke gedeckt werden sollten.

23. „Herzöge und Könige von Böhmen“ (Dobner III. pag. 34 f.):

„Dieser König Vladislav gründete und dotirte im Vereine mit ehrwürdigen Männern: dem Herrn Gervasius, Probst der Wissehrader Kirche, „damals Kanzler des Königr. Böhmen; dem Herrn Martin, Probst der Prager Kirche im Jahre des Herrn 1156, das Kloster zu Ehren d. seligsten „Jungfrau Maria auf der kleinen Stadt Prags neben der Brücke, „in das er die Kreuzherren mit dem weissen Kreuze des Ordens des heiligen Johannes zu Jerusalem versetzte“ (wol in Erinnerung an seinen 1147 mit Kaiser Konrad unternommenen Zug in's heilige Land).

III. Die Reste der Judithbrücke.

Bevor das heutige Karlsmonument neben dem Altstädter Brückenthurme und der Platz dafür 1848 durch Überwölbung des Mühlwassers errichtet wurde, war von Westen her jener Brückenbogen noch zu sehen, durch den das Mühlwasser jetzt noch abfließt und auf dem ein Theil des Klosters der Kreuzherren mit dem rothen Stern steht. Dieses, jetzt nur noch bei einer Kahnfahrt unter dem Kloster sichtbare und von mir kürzlich untersuchte Steingewölbe wird für einen alten Bogen der Judithbrücke mit Recht erachtet und Welleba bringt auch eine spezielle Abbildung dieses Bogens in seinem Buche über die Karlsbrücke (Prag 1827) bei. Ein unzweifelhafter Beleg von dem ungemein hohen Alter dieses

Brückenrestes wird durch ein in Stein ausgehauenes Männergesicht, welches Wel-
leba ebenfalls in Abbildung bringt, beigebracht. Dieses in Relief gehauene Gesicht
stellt jenes eines bärtigen Mannes dar und befand sich in der Zeit der Pla-
teanherstellung zum Karlsmonumente in jenem alten Brückenbogen auf der West-
seite eingesetzt; bei dem Baue dieses Monumentes wurde jenes Männergesicht,
welches im Volksmunde bekanntlich der Bradačz (Großbart) heißt, heraus-
genommen und in die dem Flusse zugekehrte Stirnmauer des Monumentplateaus
versetzt, so daß es gegenwärtig von der Karlsbrücke aus gesehen werden
kann; wir kommen auf diesen Bradačz weiter unten noch zu sprechen.

Dieser alte Brückenbogen ist archäologisch ungemein wichtig, denn er bestimmt
die ehemalige Lage der Judithbrücke auf der Altstädter Seite; auf der
Kleinseite ist das gegenwärtige Brückenthor zwischen den Thürmen (der
ältere vom Jahre 1235) der Endpunkt der Judithbrücke gewesen. Aus der Stel-
lung dieses Thores, welche zur gegenwärtigen Brückenachse thatsächlich gar nicht
paßt, sondern direkt auf das Kreuzherrnkloster hinweist, und aus der Stellung
jenes Altstädter Brückenrestes würde man noch heute die Achse der Judithbrücke
näher konstruiren und feststellen können, ob dieselbe, wie wahrscheinlich, eine zur
Flußrichtung konkave, statt völlig gerade gewesen ist.

Die Judithbrücke lag also ganz nahe bei der jetzigen Brücke, und man müßte
Spuren etwa stehengebliebener Fundamente ihrer Pfeiler verhältnißmäßig noch leicht
auffinden können, welcher Fund bezüglich der Detailkenntniß der Fundirungs-
methode im XII. Jahrhunderte, dann bezüglich der Fixirung der alten Brücken-
achse und bezüglich der Kenntniß einer etwa durchwegs angewandten Wehrmauer,
auf der vielleicht die Pfeiler standen, wol des Hebens werth wäre, zumal dieß
ohne große Kosten geschehen könnte. Auch würde diese Untersuchung einen prak-
tischen Werth für die Gegenwart haben, weil man dabei das Maß der Versandung
feststellen könnte, welches seit dem XII. Jahrhunderte in der unmittelbaren Nähe
der jetzigen Brücke und unter derselben füglich eingetreten sein muß, eine Ver-
sandung, welche bekanntlich die Schifffahrt gegenwärtig arg hemmt. Die Wehr-
anlagen und der durch die Brücken (alte Judith- und Karlsbrücke) hervorgezogene
Stau haben diese Stelle der Sohle des Molbaubettes unbedingt gehoben, so daß
die Durchflußräume ohne allem Zweifel einst größer waren, als sie es gegen-
wärtig sind; daß also eventuell eine Dagerung den Durchflußraum ansehnlich
vermehrten könnte.

Bei einer in neuerer Zeit vorgenommenen Reparatur an der Karlsbrücke soll in
der Nähe eines Pfeilers 7 Fuß tief unter der jetzigen (versandeten) Sohle
des Flusses solides Quadermauerwerk angetroffen worden sein, und ist
dasselbe mit der größten Wahrscheinlichkeit als ein alter Pfeilerrest der Judith-
brücke zu erklären.

IV. Die generelle, geographische Ausbreitung der Baukunst in Mitteleuropa im Allgemeinen und in Böhmen im Beson- deren, zur Zeit der Judithbrücke.

Bevor wir daran gehen, das in den beiden vorstehenden Abschnitten deponirte
historische und archäologische Material über die Judithbrücke zum Zwecke einer
durch dieses Bauwerk illustrirten Kennzeichnung des Standes der In-
genieurbaupunst zur Zeit des letzten Viertels des XII.
Jahrhundertes zu verwerthen, ist es nöthig sich des Rahmens zu erinnern,

den die Kunstgeschichte bezüglich der Ausbreitung der Baukunst im Allgemeinen für diese Zeit des Mittelalters, und für Deutschland festgestellt hat, weil auch unser Bild in diesen Rahmen einstellbar sein muß.

Bekanntlich ist es nur die kirchliche Baukunst gewesen, welche bis zum Anfange des XII. Jahrhunderts wesentlich gepflegt wurde; denn die sogenannten Profanbauten waren bis dahin nur ganz vereinzelt in ihrer Eigenschaft als Kunstwerke, weil sie in ihrer großen Allgemeinheit noch an das Holzmaterial geknüpft waren, und sich in der rohen Form des successiven Bedürfnisses bewegten; wurden doch die ersten steinernen Häuser in Magdeburg erst zwischen 1152 und 1192 errichtet, bauten doch erst im XIII. Jahrhunderte die vornehmen Bürger zu Köln ihre Häuser aus Stein und wurde doch Regensburg wegen seiner vielen steinernen Häuser und Brunnen zur Zeit der Agilulfinger als eine der seltensten Städte gerühmt. Aber auch der Kirchenbau war bis zum Ende des IX. Jahrhunderts zumeist noch auf Holz angewiesen, und wurde der Steinbau erst im X. Jahrhunderte nordwärts der Alpen allgemeiner, jedoch immer nur noch so, daß es zu dieser Zeit noch Gegenden gab, wo Steinbauten zur Seltenheit gehörten. Erst zu Anfang des XI. Jahrhunderts, hervorgerufen durch den Eintritt der Dämmerung des Volksbewußtseins, dann hervorgerufen durch die Macht der Fürsten und Prälaten, durch die Bewegung, welche die Kreuzzüge ausübten und durch die Durchbringung des christlichen Gedankens wurde der Kirchenbau in Stein, vermöge des Bedürfnisses nach Stabilität und Monumentalität im Vorbilde der italischen Werke, also auch die Baukunst als solche, allgemeiner. Die Steinbauten, welche die Römer namentlich in Germanien hinterlassen hatten, die Verührungen mit Byzanz, Rom und Ravenna wurden zu den Elementen für die Einführung der christlichen Baukunst in Deutschland, deren erste Fußstapfen wir in Trier und Köln erkennen. Als Etappenstraße diente zunächst der Rhein mit seinem Kernpunkte in Aachen zur Zeit Carl d. G. und seinem anderen Hebelende in Rom, und ist es hier zu Zwecken der weiter unten zu ziehenden Schlüsse nicht ohne Interesse einige der frühesten Werke der Steinbauten zu nennen. Zu diesen ältesten Steinbauten für kirchliche Anlagen aus der Zeit des altgermanischen und romanischen Stiles werden neuestens gezählt:

Die Reste zu Trier (IV. Jahrhundert), Benediktbeuern (733), alte Dom zu Regensburg (742?), Tegernsee (752), Salzburg (767), Freising (769), Neustadt a. Main (786), Aachen (796) nach dem Muster St. Vitalis zu Ravenna, zu Centuale b. Rouen (800), zu Werden (802), Halberstadt (802), Fulda (803) und St. Gallen (Bauplan 820), ferner zu Essen (840), Corvey (873), alte Dom zu Köln (873), Lorsch (vor 876), Konstanz (935), Diefenhofen (vor 939), Pantaleon in Köln (952), Gernrode (964), Gereon in Köln (980), Johanneskirche zu Lüttich (981), dann die ältesten Theile der Dome zu Bamberg (1004), Mainz (1009), Worms (1110) und Merseburg (1015), Speyer (1030), Bremen (1044), Paderborn (1059) und Minden (1062). Zu den ältesten steinernen Profanbauten werden neuestens gezählt: aus der Merovingischen und Agilulfinger Zeit die Reste zu Weihenstephan, Neustadt a. Saale, Salzburg und Passau, dann jene aus der Carolingischen Zeit bei den Palästen zu Aachen, Ingelheim und Nymwegen, ferner aus dem X. und XI. Jahrhunderte der kirchlichen und profanen Zwecken zugleich dienende, von dem gelehrten preussischen Oberst v. Cohausen so eingehend geschilderte alte Wettlacher Thurm (987—1000), und ferner die Wartburg (1067), endlich aus der Zeit Barbarossa's die Profanreste

der Schlösser zu Eger, Kaiserslautern, Gelnhausen, Hagenau und Trifels. Indes waren die Residenzen der Kaiser und der Bischöfe nur die geistigen Anregerstellen für die Entfaltung der christlichen Baukunst, denn die eigentlichen Werk- und Pflegestätten waren die Klöster, deren Insassen bis zur Zeit der Kreuzzüge fast die alleinigen und die direkten Träger der wiedererwachsenden Baukunst waren. Und da haben wir namentlich die fünf Mönchsorden der Benediktiner, Cistercienser, Schotten, Augustiner und der Prämonstratenser in ihrer örtlichen Entfaltung zu betrachten, um den Maßstab dafür gewinnen zu können, wie die Baukunst seit dem Untergange Rom's wieder ihre geographische Verbreitung fand. Denn diese Mönche waren es, die den Zollstock und die Kelle selbst in die Hand genommen haben, um den materiellen Bau zum Zwecke des geistigen Aufbaues der Menschheit zu errichten, und die als eigentliche Baumeister die Lehren der Baukunst und des „Handwerkes Gewohnheit“ ausstreuten unter die kulturell wiederauflebende geistige Welt. Die *Krone* unter allen gebührt aber den *Benediktinern*, die seit ihrem Ordensstifter Benedikt von Nursia (480 + 543) vom Monte Casino (bei Neapel) aus das Kulturzeichen des Kirchenbaues in unsere Gauen pflanzten. Diese Mönche, denen wir überhaupt die Auflese der Brosamen einer dahinschwindenden Cultur verdanken, die durch ihren Bruder Fraban Maurus (776—856) 804 zu Fulda das erste Trivium und Quadrivium der sieben freien Künste einrichteten und dort das Fundament betteten für die nachmalige mönchische Gelehrsamkeit in Deutschland; diese ältesten Klosterbrüder, welche wir erst in unserer Zeit der Forschung in ganzer, menschlicher Ehrfurchtsfülle schätzen: ließen sich theils an den Stätten, so die Römer geschaffen hatten und verließen — ich erinnere nur an Salzburg (Juvavum), Regensburg (Regina castra), Augsburg (Augusta vendelicorum) und an Rempten (Campidunum) — und theils direkt in unseren Wäldern nieder, rodeten dieselben, getreu der Ordensregel vom Jahre 530, so das goldene Princip der Arbeit aufgenommen hatte, aus und schufen in ihnen, vorbereitet in der Seßhaftigkeit ihrer Lehre durch den Gothen Bischof Ulfila (318—388), durch Severinus (um 476) und durch die vier fränkischen Missionäre zur Zeit Chlodwigs (um 486) Magnoad, Heimeran, Kuppert und Korbinian zahlreiche Stifte. So entstanden die den Kirchenbau pflegenden Ansiedlungen St. Afra in Augsburg (564), Weltenburg (580), St. Gallen (614), Rempten (645), Emmeram (652) Füssen (666), Tegernsee (719), Weissenburg (730), Benediktbeuern (733), Fulda (744) und Hersfeld (769), wie vornehmlich auch Hirsau in Schwaben (838), Corvey an der Weser (873), Kremsmünster (778), Lamspringe am Harzrande (vor 888) und Einsiedeln in der Schweiz (948). Die materielle Concentration, welche die neu erwachte Cultur in Carl d. G. (768—814) und in den drei Ottonen (936—1002) erfahren hatte, förderte auch die Bestrebungen der Benediktiner und von den genannten Sammelstätten aus verbreiteten sie sich nun im XI. und XII. Jahrhundert zusehends nach allen Gegenden des deutschen Reiches, wie wir solches ja unter Anderen in den Stiftungen zu Gandersheim, wo schon um 980 die gelehrte Nonne Prot-sutha sang, zu Kaufungen (1008), Ilfenburg (1077), Sangershausen (1083), Mülk (1089), St. Paul in Kärnthen (1091), Flechtendorf (1101), Paulinenzelle (1105), Aura (1108), Breitenau (1113), Seitenstätten (1116), Hupsenburg (1121), Elus bei Gandersheim (1124), Königslutter (1135), Neuenhörje (1165) und zu Arendsee (1184), also bis herauf zur Zeit Königs Vladislavs I, des Gemales der Königin Juditha, erkennen.

Aber nicht allein vom Süden, vom Monte Casino her, für welches St. Gallen und Tegernsee wichtige Etappen geworden waren, auch vom Westen her wurde die Kirchenbaukunst hereingetragen ins deutsche Reich durch irische Mönche, genannt „die Schotten.“

Schon zur Zeit Brunhildens (566—613), wie uns Wattenbach dieß so anziehend schildert, drang von Bangor aus, wo heute unseres großen Stephenson's Brückenwerk steht, der schottische Mönch Columban mit 12 Brüdern herein in unsere Gauen, und wie sehr auch Winfried, genannt Bonifacius (680—755), der eigentliche Begründer der christlichen Kirche in Deutschland, sie zunächst als Keger betrachtete: so erstarke doch ihr Einfluß unter dem Mönche „Dungal“ zur Zeit Carl d. G., unter „Johannes Scotus“ zur Zeit Carl d. Kahlen und unter dem Mönche „Marianus Scotus“, der 1056 Irland verlassen und nach Köln, Fulda und Mainz gekommen war, an welchem letzterem Orte er seine Chronik schrieb. Die eigentliche Seßhaftigkeit der irischen Mönche (der sogenannten Schotten) datirt jedoch erst von Marian II., der mit den zwei Brüdern Johannes und Candidus 1067 Irland verlassen hatte und im Vereine mit Mucertac, so sie in Deutschland vorfanden, sich 1076 zu Regensburg niederließ, woselbst 1090 das Haus zu St. Jacob gegründet wurde. Was nun St. Gallen und Tegernsee den Benediktinern war, wurde Regensburg den Schotten, die sich von hier aus immer weiter in Deutschland verbreiteten und wesentlich im XII. Jahrhunderte den irischen Kreuzfahrern Ruhestätten und Hospitalspflege boten in ihren Stiften zu Würzburg (1134), Nürnberg (1140), Konstanz (1142), Wien (1158), Memmingen (1178), Eichstädt (1183), Erfurt (1200) und Kehlheim (1231).

Des Weitern ist noch ein dritter Mönchs-Orden direkte Veranlassung der Entwicklung des Kirchenbaues in Deutschland gewesen, nämlich der Orden der Cistercienser. Seit der Zeit, als Benedikt von Nursia im Jahre 527 den Grundstock zu seiner Ordensstiftung auf dem Berge Casinus gelegt und Placidus 534 den Orden nach Sicilien, Maurus ihn 543 nach Frankreich, Augustin ihn 597 nach England getragen und Bonifacius ihn 733 am Rheine und an der Donau verallgemeinert hatte, waren Reformbestrebungen aufgetreten, welche die zu groß gewordene Weltlichkeit, Verweichlichung und Ausart der Ordensbrüder wieder niederdrücken sollten. Benedikt von Aniane führte 780 eine strengere Regel ein, die zur Zeit Carl d. G. die herrschende war, und Berno von Clugny, der Graf von Burgund verschärfte aufs Neue (910) die Regel. Auch der Benediktinerabt zu Molesme, Robert, trat etwa zur selben Zeit, als die irischen Mönche, die „Schotten“ sich in Deutschland dauernd niederließen, mit neuen, strengen Reformen auf, denen im sum pfigen ungesunden Walddichte bei Dijon, damit die Brüder des öfteren krank werden und so immer den Tod vor Augen haben sollten die Stiftung des Klosters von Cîteaux (Cistercium) 1098 diene. Von da ab nannten sich diese Brüder Benedikts, bekanntlich die Cistercienser und ihr erster Abt war Robert, ihr zweiter Alberich und ihr dritter Stephan. Der letztere stiftete 1113 im Sprengel von Chalons die Abtei Laferte (Firmitas); 1114 im Sprengel von Duxerre die Abtei Pontigny (Pontignacum); 1115 im Sprengel von Langres die Abtei von Clairvaux (Clara-Valle), wo der nachmals so berühmt gewordene Abt Bernhard von Clairvaux Vorstand wurde; und im gleichen Sprengel von Langres die vierte Filiale von Cîteaux, nämlich 1115 das Kloster Morimond (Morimundum).

Neben diesen vier Mutterstiften waren es insbesondere noch die von Preully (1118), la Cour Dieu (1119) und Bonneval (1119), welche durch zahlreiche

Töchterstifte den Orden ungemein rasch verbreiteten, und sind es, wie dieß aus der herrlichen Arbeit des Heiligenkreuzer Stiftsherrn Dr. Janauschet des Näheren erschen werden mag, insbesondere die Mutterstifte Clairvaux und Morimond gewesen, welche den Orden im alten deutschen Reiche festhaft machten. Namentlich waren es hier Eberbach (1131) und Himmenrod (1134): Töchter von Clairvaux; dann Altenfeld (1123), Ebrach (1127), Bettlach (1133), Altenberg (1133), Heiligenkreuz (1135) und Georgenthal (1142): Töchter von Morimond, welche den Orden zahlreich am Rheine, am Main, an der Donau und der Elbe bevölkerten. Und diese, besonders seit dem für seine Sache so wunderbar begeisterten Abte Bernhard von Clairvaux vor sich gegangene, ungemein rasche geographische Verbreitung des Ordens (Anno 1200 zählte man 525, Anno 1300 schon 694 Anno 1675 bereits 742 Stiftungen) hat auf die Entwicklung des romanischen Kirchenbaues einen derartig außerordentlichen, durch den ersten Kreuzzug wesentlich intellektuell geförderten Einfluß ausgeübt, daß wir in Deutschland schon aus jener Zeit einen architektonischen Formenreichtum datiren, der uns noch heute geradezu begeisternd anweht; ich erinnere hier nur an die Steinblüthe des Portales zu Marienthal bei Helmstedt. Unter diesen Umständen ist für die Zeit der Erbauung der Prager Judithbrücke schon eine erhebliche Seßhaftigkeit der schönen Baukunst in Deutschland zu verzeichnen.

Der vierte Mönchsorden, welche sich um die Einführung des Kirchenbaues im alten deutschen Reiche wesentlich verdient gemacht hat, ist der der Augustiner. Diese Brüder traten unter Anderem 1112 zu Hamersleben, 1131 zu Reichenberg bei Goslár, 1135 zu Ammensleben, 1136 zu Klosterneuburg bei Wien, 1157 zu Diesdorf, 1172 zu Altenburg und 1174 zu Zschillen bei Rochlitz mit ihren Stiftungen und ansehnlichen Steinbauten auf und liefern also auch diese Citate ein Beweismittel für die innerhalb Deutschland vorgeschrittene Ausübung der schönen Baukunst zur Zeit der Judithbrücke.

Als den fünften um den Kirchenbau im XII. Jahrhunderte hoch verdienten Mönchsorden nannten wir schon früher jenen der Prämonstratenser. Dieser Orden wurde bekanntlich im Jahre 1121 von dem Kantener Chorherrn Norbert, dem nachmaligen Magdeburger Bischofe († 1134, beigesetzt am Strahove zu Prag anno 1627), in Folge einer Vision gestiftet, nach welcher er seine Anhänger auf einer ihm vom Himmel angezeigten Wiese (præ montré — pratum monstratum) zu unterrichten sich verpflichtet fühlte. Auch dieser verschärfte Augustinerorden gelangte in jener Zeit religiöser Exaltation, welche die Kreuzzüge mit sich brachten, gar bald zu großer geographischer Verbreitung. Er zählte um 1500 bereits über 1000 Abteien und hat, wie dieß allein die Stiftungen bis zur Zeit Königs Wladislav I. erweisen, Bedeutames für die Mitentfaltung der schönen Baukunst in Deutschland geleistet; ich erinnere, hieher gehörig, nur an die Stiftungen zu Rappenberg in Westfalen (1122), Dierzell bei Würzburg (1128), Magdeburg (1129) durch Norbert selbst, Bessera bei Schleussingen (1130), Winberg bei Deggendorf (1142), Steinfeld in der Eifel (1142), Germerode (1145), Ferichow bei Tangermünde (1147), Leigau bei Zerbst (1155), Ikenstadt (1159) und Steingaden (1177).

Speziell in Böhmen griff das Ordenswesen seit der ersten dießfälligen Stiftung, jener des Benediktiner-Frauenkloster zu St. Georg am Stadtschin (971) — wo Milada als die erste Abtissin weilte — ebenfalls rasch und sich. Es folgten vor Allem die Benediktinerstiftungen von Dřevnov (993), Dřitrov bei Davle (999), St. Prokop an der Sajava (1039), Münchengrätz (1057), Dpatovitz (1086), Leitomyšl (c. 1100), Postelberg (1108), Kladrub (1108),

Wilemow (1120), Seelau (1139), Podlaßitz (1159) und die Stiftung unserer Judith, nämlich die des Frauentlosters zu Teplitz (c. 1156); im Nachbarlande Mähren war der Orden 1048 zu Raigern, 1078 zu Gradischt und 1109 zu Trebitsch sesshaft geworden.

Der Cistercienserorden entfaltete sich in unserem Vaterlande ebenfalls sehr rasch. Das Mutterkloster Morimund sandte bis zur Zeit Königs Vladislav I. in der Linie Ebrach-Langheim die Mönche nach Sedletz (1143) und nach Plass (1145) und in der Linie Ebrach nach Nepomuk (1145) und von hier nach Svate pole (1157). Nach der Zeit Vladislav's († 1174) entstanden die Stiftungen Graditz (1177), Tochter von Plass, Münchengrätz (1177), Ossegg (1194) Tochter von Waldsassen (1128), Hohenfurt (1259) Tochter von Wilbering (1185), Goldenkron (1263) Tochter von Heiligenkreuz (1135), dann noch Königsaal (1292) und Stalitz (1357).

Der Prämonstratenserorden erschien bei uns in Böhmen bekanntlich zu Strahov (1140), Leitomyšl (1145) und Seelau (1148), alle drei ehemals Benediktinerstifte, dann direkt zu Doxan (1144), Lounowic (1149) und gleich nach König Vladislav's Zeit zu Mülhhausen (1184) und Tepl (1193).

Erinnern wir uns nun aus dem Früheren des Ursprunges des deutschen Klosterlebens aus Italien, wo die klassischen Muster des Steinbaues vor Augen lagen, und der Thatsache, daß das deutsche Bauwesen bis zur Zeit der Kreuzzüge fast ausschließlich in den Händen der Mönche lag, so kann uns, wie es schon die ersten Spuren der Steinbauten entlang dem Hauptwege der Entwicklung des kirchlichen und klösterlichen Weges, dem Rheine, beweisen, kein Zweifel darüber aufkommen, daß die klösterlichen Meister den Steinbau vom Anbeginn als ihr Ideal betrachteten und ihn immer kultivirten, wo Gelegenheit, Zeit und Mittel für monumentale Anlagen vorhanden waren. In der That fällt auch der bedeutendste Hervortritt dieser Kultivirung mit der größten sozialen Gelegenheit zusammen, welche der allgemeine Enthusiasmus für die christliche Idee zur Zeit der ersten Kreuzzüge bot, und wir finden den Steinbau im Beginne des XII. Jahrhunderts im romanischen Style schon blüthenreich entfaltet, weil diese Entfaltung vorgepflegt worden war in den Bauhütten der Klöster, deren externe Wirksamkeit mit der Einbeziehung der Laienbauleute begonnen hat und deren korporatives Vorgehen der Sage nach auf die Hüttengründungen von Abt Wilhelm Pfalzgraf von Scheuern um 1080 für das Kloster Hirsau und von Abt Maquard um 1084 für das Kloster Corvey zurückdatirt wird. Zur Zeit also Vladislav's I. war der Steinbau in Deutschland nicht nur schon von den Mönchen derart kultivirt, daß er bereits auf eine Kunstblüthe Anspruch erheben konnte, deren Duft wir noch heute empfinden und die eine Versteinerung des Morgenliedes war, welches die Menschheit neu anstimmte; sondern er war vernehmlich durch den vorhin skizzirten Hervortritt der Schotten und der Cistercienser im XI. und der Prämonstratenser im XII. Jahrhunderte, nicht zu gedenken jenem der Johanniter (seit 1048), der Templer (1118) und der Deutschherrn (1128), schon örtlich derart verbreitet: daß er bereits die Mithilfe und im XII. Jahrhunderte die Selbstständigkeit der Laienmeister und eine vielgeübte Baumethode hervorgerufen hatte, welcher letzteren schon schwierige Konstruktionen, wie die Schlankheit der Widerlagsmauern bei kühnen Wölbungen und die Empirie bezüglich der Tragkraft schlankerer Säulen, ein Leichtes waren. Die Kunstentwicklung des kirchlichen Steinbaues war aber auch zur Zeit Vladislav's (1140 † 1174) in Deutschland schon so weit vorgeschritten, daß sie ihre Streiflichter bereits auf einzelne Profanbauten warf. Allerdings

waren zu jener Zeit, wo öffentliche Staatsgebäude noch nicht bestanden, wo das Bürgerthum und das deutsche Städtewesen erst in seinem Werdeproceſſe lag, wo Handel und Wandel erst seit der Bekanntschaft mit dem Oriente emporzuschließen begannen, und wo der deutsche Bergbau, diese materielle Unterlage der Aufblüthe der Wohlfahrt im Mittelalter, seine ersten Knospen trieb; allerdings war also für den Profanbau das gegliederte Object noch nicht gegeben, und darf es uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Kunst noch nicht vielgestaltig geworden. Aber schon die Bauten des Rothbartes zu Angelheim und Eger, deren letzterer Rest ja ein kunstgeschichtlicher Edelstein Böhmens ist auf den unser Vaterland heute stolz sein kann, beweisen die Eindringung der Baukunst in die Häuslichkeit, ein Eindringen, das ja die Kleinkunst seit dem Beginne der Kreuzzüge schon hervorragend vorbereitet und den zarten Dufte um die Heimstätten des Ritterthums und des Minnesanges gelegt hatte — trotzdem die Kamine noch arg rauchten, da ja erst Abt Roger von Bel (1173) die ersten, durch mehrere Etagen laufende Schornsteine angelegt hatte.

Anders als in Deutschland stand es aber mit der Baukunst zur Zeit des Regierungsantrittes Herzogs Vladislav II. (1140) in Böhmen, in dem abgeschlossenen Waldlande, welches das Christenthum ja so spät empfangen hatte. (Taufe der 14 Lehen in Regensburg 845, Stiftung des Bisthums Prag 973.) Die meisten Kirchen in Böhmen waren zu jener Zeit noch kunstlose Holzbauten und selbst die Prager Burg und der 1142 wiederholt abgebrannte Prager Dom war ein solcher noch. Und in der That sehen wir an der Hand der verdienstvollen Arbeiten des Professor Grueber nach, welche Steinbauten bis zur Zeit Königs Vladislav I. und der Judith bei uns in Böhmen überhaupt, und soweit dies noch konstatirbar ist, geschaffen worden waren: so ist es nicht viel, was wir als hervorragende Repräsentanz nennen können. Wir haben da an kirchlichen Bauten, umsäumt vom ersten Morgenscheine der aus Deutschland nach Böhmen gebrachten Kunst, fast nur die Werke zu Prosek (c. 970), Altbunzlau (c. 1000) und die frühesten Elemente zu St. Johann an der Sazava (c. 1070 oder 1139), wie jene am Kirchlein zu Kovary (c. 1070), dann die Reste der Collegiatkirche zu Wischrad (c. 1070), die Kirche zu Tetin (c. 1109), die Georgskapelle am Rip (c. 1126) und die Gradschiner Georgskirche (1142) zu nennen, so daß die früher genannten böhmischen älteren Ordensstiftungen wol fast durchwegs noch in hölzernen Räumen untergebracht gewesen sein müssen. Auch die steinernen Profanbauten bis zur Zeit König Vladislav's waren noch ganz spärlich, indem mit Sicherheit nur der schwarze Thurm zu Eger, die Daliborka, die Elbogener Mauer und die Kaiserburg zu Eger (c. 1150), als zu Königs Vladislav I. Zeit entstanden, genannt werden können, weil die Bergfriede zu Rinsberg bei Eger, Strakonice und Klíngenberg zweifelhaft, ob vor oder nach Vladislav, erscheinen. Ja in der Erinnerung an die beiden Thatfachen, erstens daß zur Zeit der romanischen Baukunst (die in Böhmen bis c. 1230 gerechnet werden kann) an Kirchen und Profanbauten in Böhmen (so weit Professor Grueber dies noch hat konstatiren können) nur 60 Stück erbaut wurden und nur 8 davon vor König Vladislav I. und 8 zu seiner Zeit errichtet wurden; und zweitens daß die alten Burgen Böhmens zwischen die zweite Hälfte des XIII. und den Anfang des XIV. Jahrhunderts fallen: erscheint es außer allem Zweifel, daß man die maßgebende Einführung des Steinbaues in Böhmen überhaupt erst dem Könige Vladislav I. zuschreiben muß, nämlich jenem Fürsten von Böhmen, der unter ihnen zuerst, wie man heute sagen würde, die Welt sah. Vladislavs Beziehungen zu den beiden deutschen

Kaisern Konrad und Barbarossa, seinen Züge nach Italien, Deutschland, Ungarn und Polen, vor Allem aber sein Zug nach dem Oriente, sein Besuch von Konstantinopel und die Thatsache, daß seine beiden Frauen deutsche Fürstinnen waren, haben zu dieser Einführung der Baukunst nach Böhmen, diesem ersten Belage einer sich entfaltenden Cultur, unzweifelhaft die Anregungen gegeben.

Die Erbauung einer großen, über einen Fluß wie die Moldau sehenden Brücke, welche Erbauung unbedingt eine beachtenswerthe Erfahrung in dieser Spezialdisciplin erforderte, erscheint also innerhalb Böhmen zur Zeit Vladislav I. und seiner Gemahlin Judith als ein Werk von ganz hervorragender, baugeschichtlicher Bedeutung; eine Bedeutung, die um so größer angeschlagen werden muß, weil eine so große Brücke auch zu jener Zeit in Deutschland noch eine allseitig beachtete Seltenheit war.

V. Der baugeschichtliche Werth der Judithbrücke.

Wenn es auch eine sehr schwierige Sache ist, über den baugeschichtlichen Werth eines nahezu völlig verschwundenen Bauwerkes zu sprechen, so bietet doch das in den Abschnitten II und III gesammelte historische und archäologische Material immerhin noch genugsame Anhaltspunkte für ein vergleichendes Studium, um in der Judithbrücke einen Markstein in der Geschichte der Baukunst erkennen zu können. Summiren wir die in den genannten Abschnitten Nr. II und III gewonnenen Resultate, so steht Folgendes fest:

1. **Vor der Judithbrücke war nur eine hölzerne Brücke vorhanden;** es ist dieß wichtig, weil ein hervorragender Kunstforscher der Neuzeit, Herr Professor Grueber, die Möglichkeit einer steinernen Brücke schon vor der Zeit der Judithbrücke nicht abgesprochen hat. Die Stellen bei Cosmas, Pulkava und Marignol (Quellen Nr. 8, 9 und 10) sprechen ausdrücklich von „Getäfel“ und von Balken“; und wenn dieß auch nicht wäre, so spricht die ängstlich verzeichnete Thatsache, daß 1118 das Wasser 10 Ellen über die Brücke ging, unbedingt dafür, daß es eine sehr niedrige Brücke war; eine solche konnte aber nur von Holz, absolut nicht von Stein (wegen der mangelnden Bogenhöhe, da man den flachen Bogen im Brückenbaue jener Zeit noch nicht gekannt hat) sein.

Man könnte indeß sagen, daß bei dieser Brücke vor Judithens Zeit vielleicht die Pfeiler von Stein und nur der Ueberbau, die Brückenbahn von Holz gewesen sei. Wenn man aber, wie wir es weiter unten skizziren wollen, beachtet, daß bei einer mittelalterlichen steinernen Brücke die Hauptschwierigkeit nicht in der Bogenwölbung, sondern in der Fundirung der steinernen Pfeiler, also gerade in deren Herstellung liegt; wenn man erwähnt, daß die Baukunst 1118, also noch später wie die Erbauung dieser (hölzernen) Brücke in Böhmen, noch vollkommen darniederlag; und wenn man das damit übereinstimmende Loblied der Chronisten (Quelle Nr. 1; Vincenz von Prag) auf Judith ob ihres „Kaisers würdige Werk“, welches „keiner vor ihr“ (in Böhmen) „ausgedacht“ noch „ausgeführt“ hat, erwägt: so kann namentlich für den Ingenieur von Fach nicht der mindeste Zweifel darüber existiren, daß jene Brücke vor Judithens Zeit eine reine hölzerne Brücke war. Hiermit ist also für uns festgestellt, daß die Judithbrücke das erste, große Ingenieurwerk (als welches hier wir überhaupt nur eine steinerne und nicht eine hölzerne Brücke anerkennen) in Böhmen war. Bei dieser Beweis-

führung verzichten wir auf die sagenhaften Angaben von Schramm, welcher in seinem „Schauplatz der Brücken“ sagt, daß 795 Mnata und 1008 Ulrich (der jedoch nach Palacky erst 1012 zur Regierung kam) hölzerne Brückenwerke in Prag errichtet haben.

2. Der Boutermin ist nach den angeführten Quellenstudien (Nr. 1, Vincenz v. Prag, Nr. 3, Pultava) nur ein dreijähriger gewesen. Diese Nachricht ist eine baugeschichtlich ganz ungemein wichtige, denn man vermag aus ihr auf die Gewandtheit des Meisters zu schließen, welcher diese Brücke gebaut hat. Diese Gewandtheit muß sehr bedeutend gewesen sein, weil ein Brückenwerk von der Länge einer Moldaubrücke in Prag (1645 Fuß) selbst heute noch, inklusive der nöthigen Vorbereitungen, dieses Bau-Termines bedarf. Für die Zeit König Vladislav's I. ist entschieden anzunehmen, daß in dem dreijährigen Boutermine die Zeit für die Vorbereitungen: als die Herbeiholung des Meisters, Verfassung des Planes, Herbeiziehung geübter Arbeiter, Vorbereitung zur Gründung der Pfeiler, das Brechen, Herbeischaffen und Behauen der im ersten Baujahre nöthigen Steine, die Herrichtung der Kalkbrennereien etc. nicht enthalten sein kann und daß der Entschluß, eine solche steinerne Brücke zu bauen, älter sein muß als ein Jahr vor der wirklichen Gründungszeit. Wir werden diesen Ausspruch weiter unten verwerten.

3. Die Bestimmung der Jahre, in denen die Judithbrücke ausgeführt wurde, ist deshalb von großem, kunstgeschichtlichen Interesse, weil erst dann die Vergleichung des Werkes mit anderen, gleichzeitigen, vor sich gehen kann. In dieser Hinsicht stoßen wir bei dem Interesse für ein bedeutsames vaterländisches Werk auf ganz besondere Schwierigkeiten, deren Lösung oder Klarstellung gar nicht erzielbar ist, wenn man sich nicht zuvor die Zeitgeschichte übersichtlich vorführt. In der folgenden Tabelle ist diese zunächst skizzirt.

Tabelle der wichtigsten Begebenheiten während der Regierung König Vladislav I. (1140—1173).

Deutsche Kaiser	Begebenheiten		Klosterstiftungen	Prager Bischöfe
Konrad III.	1140	Regierungsantritt als Herzog (Vladislav II.), Reise zu Kaiser Konrad III. Verehelichung mit Gertraud v. Oesterreich, Schwester Jasomirgott's, Halbschwester Kaiser Konrads.	1140	Strahob
	1141	Thätkräftige Entfaltung der Regierung B. gegen innere Gährungen; Befreiungen der Mährischen Gegenpartei.		
	1142	Gegenherzog Konrad v. Znaim; Belagerung Prags durch die Mährer; Reise zu Kaiser Konrad nach Würzburg um Hilfe; Einzug des Kaisers in Prag.		
	1143	Rachezug nach Mähren; Eroberung v. Brünn, Znaim u. Olmütz; Rückkehr;		
				1140
				Otto

Deutsche Kaiser	Begebenheiten	Klosterstiftungen	Prager Bischöfe
Konrad III.	1144 } Sendung des Cardinals Guido durch Innocenz II.; Versöhnung mit den mährischen Fürsten.	1143	
	1145 } Innerer Ausbau des Landes; neuerliche Bestrebungen der Gegenpartei.	1144	Sedlec Dogan
	1146 } Neuerlicher, siegreicher Zug nach Znaim gegen Herzog Konrad.	1145	Leitomysl
	1147 } Zug mit Kaiser Konrad III. nach Palästina. Interimistische Regierung unter Bruder Diepold.	1146	Platz
	1148 } Unruhen; Gefangensetzung Sobieslavs.	1148	Seelau (1149 Bau der Egerer Raifeburg durch Friedrich)
	1149 } Rückkehr Vladislavs über Constanti- nopol, Kiew und Krakau.		
	1150 } Friede.		
	1151 } Sterbejahr der 32 Jahre alten Herzogin Gertraud.		
	1152 } Friede. Krönung des Rothbartes zu Aachen. Parteinahme für Jasomirgott gegen d. Rothbart. Sendung Bischof Daniels nach Merseburg.		
	1153 } Vermählung mit Judith, der geistreichen Tochter Ludwigs III., Landgrafen von Thüringen.	1153	Pommit.
1154 } Innerer Ausbau des Landes.			
1155 } Vergebliche Zusammenkunft mit dem Rothbart, um sich zu versöhnen.			
1156 } Reise nach Würzburg zum Belager des Kaisers Barbarossa mit Beatriz v. Burgund; Versöhnung; Erhebung Oesterreichs zum selbstständigen Herzogthume; Verabredungen wegen Italien.	1156 1156	Malteser Leplitz	
1157 } Zug nach Polen zur Einsetzung des gleichnamigen Großfürsten Vladislav II. von Polen.			
1158 } Reise zum Reichstage v. 6. Jänner nach Regensburg; Erhebung Vladislavs II. am 11. Jänner zum Könige v. Böhmen (als Vladislav I.) durch Barbarossa; Krönungsartunde 18. Jänner. Befestigung des Tributrechtes in Polen; Zug mit Barbarossa gegen Mailand; Sieg; Rückkehr nach Prag am 22. September.			
1159 } Innerer Ausbau des Landes; Unruhen	1159	Podlajic	
1160 } der Sobieslav'schen Partei.	1160	Kirche St. Johann bei Kuttenberg	
1161 } Neuerlicher Zug d. Böhmen (jedoch ohne Vladislav I.) gegen Mailand. Zug gegen Sobieslav nach Mähren.			
1162 } Reise zur Kirchenversammlung nach Laanes in Burgund.			
1163 } Innerer Ausbau des Landes.			

Deutsche Kaiser	Begebenheiten	Klosterstiftungen	Prager Bischöfe
Friedrich der Rothbart	1164 Zug nach Ungarn gegen den griechischen Kaiser Emanuel; Sieg; Vermittelung der Parteien; reiche Beute und Geschenke an Judith.		Daniel (der Diplomat).
	1165 Innerer Ausbau des Landes; Reisen an den Kaiserhof nach Altenburg (Sachsen) und Wien.		1167
	1166 Neue Hilfeleistungen an Friedrich den Rothbart und dessen Neffen, nach Schwaben und Italien.		1168
	1167 } Innerer Ausbau des Landes; Spannung mit dem Kaiser Rothbart wegen des Schisma (Pabst Alexander.)		Friedrich
	1168 }		
	1169 Vergebliche Reise an den Kaiserhof nach Bamberg; Spaltung mit Barbarossa; Zug Barbarossas gegen den Salzburger Bischof Adalbert, Vladislavs Sohn.		Bewandte der Kön. Judith und ernannt unter deren Einflusse.
	1170 Scheinbare Ausöhnung mit Barbarossa am Kaisertage zu Nürnberg; Unklarheit der politischen Situation; Unfriede in der Familie.		
	1171 } Erkrankungen Vladislavs; Erbitterung gegen den Kaiser.		
	1172 } Planung der Resignation.		
	1173 Resignation Vladislav's zu Gunsten des ältesten Sohnes Friedrich; Zurückziehung in das Kloster Strahov; Absetzung des Sohnes Friedrich vom Throne am Hofstage zu Ermendorf.		1179
	1174 Übersiedlung Vladislav's mit Judith nach Thüringen; Tod daselbst (in Merane, bei dem jetzigen Glauchau) am 18. Jänner 1174; Beisetzung am Strahov.		
	1190		

Nach den früher angeführten Quellen schwanken nun die Angaben über die Bauzeit der Judithbrücke innerhalb des 23jährigen Termines, nämlich 1153 bis 1176; letztere Jahreszahl ist offenbar irrig und schon nach der oben citirten Bemerkung Dobners als ein Schreibfehler (wol statt 1167) zu bezeichnen. Die Bauzeit kann füglich nur im Termine 1153 bis 1174, als der Zeit der Judith liegen. Der Termin 1171 bis 1174 beruht auf den Angaben des Hajel; dieser Chronist irrt sich aber in dem betreffenden Theile der Chronik gerade in den Jahreszahlen ganz offenbar; er ist überall zu spät. So läßt er 1154 (statt 1152) den Kaiser Konrad sterben und die Wahl Barbarossa's vornehmen; so verlegt er die Krönung und den Zug Vladislavs nach Italien auf 1159 (statt 1158); so läßt er den Bischof Friedrich unter Judithens Einfluß 1170 statt 1168 erwählen. Gerade nach der letzten Notiz müßte (cfr. Quelle Nr. 7) der Beginn des Brückenbaues, weil ein Jahr nach dieser Bischofs-Wahl, nach Hajel auf 1169 fallen. Balbin, der sich bezüglich der Angabe des Baubeginnes (cfr. Quelle

Nr. 6) offenbar auf Hajet stützt, ist ganz werthlos, zumal seine Angabe, daß die Brücke theils von Stein, theils von Holz (die Welleba nachgeschrieben), wie wir sehen, von den ältesten Chronisten zur Gänze haltlos gemacht wird. Jene Angaben, daß der Brückenbau 1164 bis 1167 einerseits, 1167 bis 1171 andererseits stattgefunden habe, stützen sich offenbar nur auf Pulkava (Quelle Nr. 3), welcher unseres Wissens der einzige alte Chronist ist, der eine bestimmte Zahl (1167) nennt, aber die Frage offen gelassen hat, ob 1167 das Gründungs- oder das Vollendungsjahr sei. Offenbar meint Pulkava das Gründungsjahr, also den Bau der Brücke durch drei Jahre nach und einschließlich 1167. Denn wäre es das Vollendungsjahr, so müßte nach Obigen der Bau 1165 begonnen, die energische Vorbereitung dazu aber schon wenigstens 1164 getroffen worden sein. 1164 zog aber Vladislav in einen wichtigen Krieg nach Ungarn; dieses Jahr war also keineswegs zur wirklichen Planung eines solch friedlichen und überaus kostspieligen Werkes geeignet. Man könnte allerdings annehmen, daß Plan und bauliche Vorbereitung schon vor 1164 stattgefunden und dieses Jahr in der Bauzeit nur passiv belassen wurden, allein 1153 bis 1158 zielte Vladislav schon nach der Krone, groß und verfohnte er sich mit dem Rothbart, zog er nach Polen und sparte sicher alle Kräfte für den kommenden Zug des Rothbartes nach Italien; auch war in dieser Zeit Judith noch Herzogin und überall wird der Bau der Königin zugeschrieben; es ist also nicht anzunehmen, daß während dieser Zeit der Brückenbau in seinen Vorbereitungen schon in Angriff genommen worden war. Auch von dem Termine 1158 bis 1164 gilt dasselbe; aus Italien erschöpft heimgekehrt fand der nun König gewordene Vladislav I. die Unruhen der Sobleslavschen Partei im Lande vor, 1161 und 1162 sandte er neue Völker nach Italien zum Rothbart und wenigstens 1163 mußte er schon den Zug nach Ungarn, wo seit 1161 der Thronstreit gährte und tobte, planen und vorbereiten.

Weit günstiger sind die Zeitverhältnisse dem Termine 1167 bis 1169.

Im Jahr 1164 war der Sieg und Ausgleich der fehdenden Parteien in Ungarn gewonnen worden; reiche Beute, reiche Geschenke wurden, wie die Chronisten ausdrücklich berichten, heim gebracht; es herrschte am böhmischen Königshofe Jubel, Freude und nun vermehrter, großer Reichthum vor; die Baulust konnte sich regen, und etwa der Entschluß eine so schwierige, kostspielige Brücke zu bauen, um so eher gefaßt werden, als bis dahin schon sehr viel für geistliche Stiftungen geschehen war, die in der That um 1160 überhaupt für Vladislav's Zeit aufhören. Der Bau konnte also 1165 im Entschlusse reifen und kann der letztere sogar der Judith zugeschrieben werden, weil gerade dieselbe reiche Geschenke aus Ungarn, theils von ihrem Gemal, theils von dem Griechentaiser Emmanuel und theils von der Ungarfürstin, der Wittve Königs Geksa II., erhalten hatte; allein 1166 war wieder kein günstiges Vorbereitungs-jahr zum faktischen Baue, weil neue Völker aus Böhmen zur Hilfe des Rothbartes und seines schwäbischen Neffen außer Landes eilen mußten und Daniel, der Bischof-Diplomat, noch immer bei dem Rothbart weilte und das zwischen diesem und dem Könige Vladislav I. aufziehende Gewitter, welches wir sogleich kennzeichnen werden, nebstbei zu zerstreuen suchte. Die Mischungen der staatspolitischen Ereignisse waren also für das Innere Böhmens im Jahre 1166 keine solche, daß ein steineres Brückenwerk von so großem Aufsehen und so großen Kosten aus der stillen Freudigkeit des Entschlusses zum werththätigen Beginne hätte übergehen können. Aus diesen Gründen hat die Pulkava'sche Jahreszahl 1167, die einzige, welche uns überhaupt direkt gebracht wird, eine sehr vorsichtige Auf-

nahme nöthig. Um den Gegenstand eingehend zu erschöpfen kommt noch hinzu, daß die in den Quellen Nr. 6 und Nr. 7 verzeichneten Angaben, wonach der Bau der Brücke mit der Ernennung mißliebiger deutscher Bischöfe in Prag, welche Verwandte der Königin waren, zusammenfällt, nicht so einfach bei Seite liegen gelassen werden können, welches Mißtrauen man auch diesen Quellen im Vorhinein vielleicht entgegenbringen mag oder darf.

Um diese von Hajek und Balbin gegebenen Quellen richtig aufzufassen, ist es unbedingt nöthig, daß man sich zuvor klar über die eventuelle Ursache wird, weßhalb alle Chronisten das Werk der Judith und nicht dem Könige zuschreiben. Dieses ostensibele Zuschreiben des Werkes an Judith kann doch überhaupt nur dreierlei Ursachen haben. Entweder war Vladislav drei Jahre abwesend und Judith baute unterdeß als Regentin die ihr deßhalb zugeschriebene Brücke. Diese Ursache entfällt, weil binnen 1153 bis 1174 nirgend eine dreijährige Abwesenheit Vladislav's vorliegt. Oder Vladislav baute die Brücke zu Ehren der Judith; auch diese Ursache entfällt, weil sie von den Chronisten zweifelsohne genannt worden wäre, und weil sie mit den bestehenden Texten der Chronisten in Widerspruch sein würde. Die dritte Ursache könnte sein, daß Judith das Geld zum Werke hergab, die Brücke also ihr deßhalb zugeschrieben werden mußte. Woraus konnte nun diese letztere, füglich erst nach den Geschenken vom Jahre 1164 anzunehmende Ursache entstanden sein? War es die Freude über den sieg- und ehrenreichen Heimzug Vladislav's aus Ungarn, war es die Dankbarkeit für die empfangenen reichen Geschenke? War es eine andere Quelle? Um die letztere Frage beantworten zu können, muß die geistige Stimmung, in der sich Judith zu jener Zeit befand, untersucht werden.

Als der im Jahre 1148 aus Palästina heimgekehrte Rothbart 1152 zum deutschen Kaiser erwählt worden war, gohr in Italien schon der Freiheitsinn der lombardischen Städte, der ja durch Arnold von Brescia 1149 schon direkt nach Rom getragen worden war. Des stolzen Kaisers Heerschau auf den ronkalischen Feldern bei seinem Krönungszuge nach Rom (1154) schied die Parteien und der lang verhaltene Sturm wider die Städte und den Papst Hadrian IV., trotzdem der Hüne Rothbart diesem 1155 die Steigbügel gehalten und den edlen Arnold geopfert hatte, brach 1158 bei Cassano endlich furchtbar los. Wir wissen, welchen Antheil die allezeit kühnen Böhmen dabei als Sieger genommen, wie 1156 zu Würzburg die in Aussicht genommene und im Jänner 1158 zu Regensburg ertheilte Königskrone für Vladislav der Sporn dazu gewesen; wie treu Vladislav auch 1161 und 1162 und selbst noch beim vierten italischnen Zuge des Rothbartes 1166 zu diesem hielt, und wie er den Prager Bischof Daniel und dessen Geheimschreiber Vincenz von Prag, unseren Chronisten, ihm seit 1158 zu wichtigen Diensten überlassen hatte. Wir wissen aber auch von den innern Schwierigkeiten, die sich für Vladislav in Folge dieser Parteinahme gegen den Papst ergaben, zumal das Mönchtum, wie wir sahen, in Böhmen schon sehr seßhaft geworden war und die durch Stiftungen gekennzeichnete Frömmigkeit der Königin Judith in Zwiespalt kam mit der Freundschaft Vladislav's I., des Königs, für den mit dem Bannfluche belegten Kaiser Barbarossa. Dieser verborgene, innere Hader trat zu Tage, als der Papst Hadrian am 7. September 1159 starb und die Majorität der Cardinäle den Papst Alexander III., die Anhänger des Rothbartes aber den Papst Victor IV. gewählt hatten. So lange der Prager Bischof Daniel, der Anhänger und Diplomat des Rothbartes, lebte, hielt das äußerliche, gute Verhältniß zwischen dem böhmischen und dem Kaiserhofe

an; sobald aber Daniel vor Ancona an der Pest gestorben war (1167 am 9. August), trat auch der offene Zwiespalt mit dem Kaiser hervor, wie sehr auch Vladislav später durch seine Reisen nach Bamberg (1169) und nach Nürnberg (1170) im Interesse der Thronbesteigung seines Sohnes erster Ehe, Friedrich, die Klust zu schließen suchte. Die Prager Geistlichkeit hing, wie es die Forschungen von Palach und Canonicus Dr. Frind erweisen, an maßgebender Stelle am Papste Alexander und, wie es scheint, Judith mit ihr, während der älteste Stieffsohn Friedrich naturgemäß nach dem Kaiserhose gravitirte. Die Neuwahl eines Prager Bischofes (1167) wurde daher zu einem wichtigen Ereignisse für den böhmischen Königshof; und die geschichtlich festgestellte Thatsache, daß die nächsten beiden Prager Bischöfe Gotthard, der indeß schon am 10. März 1168 und vor seiner Bestätigung starb, und sein Nachfolger Friedrich, (1168—1179) eines sächsischen Pfalzgrafen Sohn, welche beide Verwandte der Königin waren und unter dem Einflusse der Judith gewählt wurden: Anhänger des Papstes Alexander waren, gibt Zeugniß dafür, daß die Königin für diese beiden Wahlen ein wichtiges, hier offen zu lassendes, vielleicht die Erbfolge ihrer, also der Kinder Vladislavs aus zweiter Ehe tangirendes Interesse haben mußte. Dieses Interesse, welches immer es auch gewesen sein mag, war für die Freundschaft mit Barbarossa nicht günstig, vermehrte die Spannung mit demselben, zeltigte inneren Zwiespalt am böhmischen Hofe, und brachten jene Bischofswahlen Judith sowol bei den Anhängern Barbarossas, wie bei der das Deutschtum dieser Bischöfe hassenden Partei um ihre Popularität, wie uns dies Hajek mit einer Detaillirtheit zeichnet, die füglich beachtet werden muß. Das, was daher Hajek und Balbin (Quelle Nr. 6 und Nr. 7) sagen, daß Judith, um die wegen der Ernennung dieser Bischöfe verloren gegangene Popularität wieder zu gewinnen, sich zu einem populären Werke, zur Erbauung einer steinernen Brücke auf ihre Kosten entschloß, ist so einleuchtend, daß wir die Bestimmung der Bauzeit mit diesem Entschlusse denn doch und trotz Pulkavas Jahreszahl 1167 in Verbindung bringen müssen. Nach Hajek hatte Judith schon Schwierigkeiten bei der ersten Bischofs-Ernennung, besondere aber nach der zweiten, der des Friedrich aus Sachsen. Die mit Barbarossa ausgebrochene Zwiespältigkeit, welche ja 1169 durch Barbarossas Zug nach Salzburg gegen den 1168 erwählten Erzbischof Adalbert, Vladislavs Sohn erster Ehe und Anhänger des Papstes, zu Thatsächlichkeiten gekommen und durch die Wendung der Geschichte Böhmens nach Vladislavs Tode (Entsetzung Friedrichs, des Vladislavs Sohn erster Ehe, vom Throne auf dem Reichstage zu Ermeland 1174, Abschaffung des Königstitels für Böhmens neuen Herrscher selbst aus der Gegenpartie) bestätigt ist, mußte schon gleich 1167 eine solche Spannung angenommen haben, daß Judith zu jedem Preise im eigenen Lande das sinkende Ansehen wieder aufzurichten suchen mußte; und dafür eignete sich ein öffentlicher, großen Interessen dienender, Aufsehen erregender Bau, dessen Beginn ein Jahr nach Bischofs Friedrich Wahl, also 1169 statt 1171 nach Hajek anzusehen ist, so vortrefflich, daß wir, so lange andere Studien nicht ein Gegentheil beweisen, wol nur diese Jahreszahl für die faktische Gründung der Prager Brücke annehmen haben. Diefelbe stimmt auch mit allen anderen Voraussetzungen überein. Judith war besonders seit 1164 reich; der Plan und Meister für den Brückenbau mochte schon seit dieser Zeit vorbereitet, respektive gewonnen sein; der Entschluß zum eigenen Baue, zum Baue aus eigenen Mitteln (Quelle Nr. 3), mußte schon zur Zeit Daniels Tode (Herbst 1167) in Judith aufdämmern und konnte also 1169 füglich

technisch in jeder Hinsicht so vorbereitet sein, daß binnen der drei Jahre 1169, 1170 und 1171 die ungemein rasche Durchführung überhaupt möglich wurde. Hiernach ist die Bauzeit der Judithbrücke für 1169 bis 1171 anzusehen. Diese Zeit stimmt auch mit den Ereignissen der folgenden Jahre überein, indem Vladislav 1171 schon siech und erbittert gegen den Kaiser war; er 1172 die Resignation bereits plante; und Judith (welche vielleicht früher Pläne für ihre Söhne Přemysl Otakar und Vladislav-Heinrich, beide später auf dem Throne, gehegt hat) in dieser Zeit schon erkennen mußte, daß sie die Krone gar bald niederlegen würde; nach dem Jahre 1171 also für die Annahme eines Baubeginnes Nichts spricht. Es scheint vielmehr, daß der Lobspruch des Vincenz von Prag, des Zeitgenossen der Judith, ob der Werke der Judith ein Appell an die Gefinnung der Menschen jener Tage für eine scheidende Fürstin war, welche dem Lande trotz alle Dem so viel Wohlthaten erwiesen und bleibend hinterlassen hatte.

4. Die Dauer der Judithbrücke, welche bis 1342 bestand und, wie es scheint, erst 1344 vollständig weggerissen wurde, hat nach diesen Untersuchungen 171 Jahre betragen. Wenn wir nun aus derselben Zeit, ja noch aus dem X. Jahrhunderte zwei Brücken: die Regensburger und die Koesener Brücke (bei Raumburg) thatsächlich besitzen, so sind diese beiden Werke doch auch nicht mehr in ihrer ganz ursprünglichen Gestalt vorhanden, und es darf somit auf den Meister der Judithbrücke, dessen Werk nur nahezu 2 Jahrhunderte gestanden hat, um so weniger ein Stein geworfen werden, als das, das Werk vernichtende Wasser vom Jahre 1342 ein ungemein verheerendes war und, wie wir schon früher bemerkten, nachweislich die Regensburger und Dresdener Brücke arg beschädigte, die Würzburger Brücke aber ebenfalls fortrif; auch uns der böhmische Chronist Franziscus (Quelle Nr. 17.) geradezu über die schreckliche Verheerung dieses Hochwassers berichtet. Ein nochmaliges Durchlesen des Quellenmaterials (Nr. 11 bis Nr. 20) wird daher gerade die zeitgemäße Tüchtigkeit des Werkes der Judithbrücke erkennen lassen.

5. Worin besteht der kunstgeschichtliche Werth der ehemaligen Prager Judithbrücke? Darauf müssen wir antworten: in der Seltenheit des Werkes zu seiner Zeit, in der zeitgemäßen Tüchtigkeit dieses Werkes und in der Raschheit seiner Erbauung. Sehen wir uns nun zunächst um, was bis zur Zeit der Judithbrücke überhaupt im Brückenbaue seit Carl d. G. geleistet worden war. Allen bisherigen Forschungen nach waren nämlich bis zur Zeit Carl d. G. die nordwärts der Alpen gelegenen steinernen Brücken der Römer fast alle verloren gegangen und meist nur noch Schiffsbrücken und hölzerne Brücken vorhanden. Das erste mittelalterliche größere Brückenwerk mit steinernen Pfeilern, jedoch noch mit hölzernem Ueberbaue, war die c. 1700 Fuß lange Brücke zu Mainz über den Rhein, welche Carl d. G., wie Eginhard berichtet, Anno 803 auf den Resten der dortigen befestigten Römerbrücke errichtete, und die am 4. Mai 812 durch Feuer wieder zu Grunde ging. Wir finden weiters, trotz des sorgfältigsten Suchens, als das früheste, gänzlich steinerne Brückenwerk, diesseits der Alpen, erst 982 die kleine, nur 288 Fuß lange Brücke zu Koesen bei Raumburg, eine Brücke, welche noch steht, welche aber, wie es mir die Besichtigung dieses klassischen Werkes lehrte, schon größtentheils umgebaut ist. Als zweitältestes mittelalterliche steinerne Brückenwerk erscheint zwischen 968 und 1068 die nur einbogige, also kleine Brücke zu Croxdon in England. Um 1011 wurde die römische Drususbrücke über die Nahe bei Bingen reconstruirt und um 1033 wurde zu Fulda eine neue, steinerne, ebenfalls nur kleine Brücke gebaut. Dann

kommt als viertes neues Werk dießseits der Alpen die 1119 begonnene, aber erst 1260 vollendete älteste, später devastirte, nach Schramm 800 Fuß lang gewesene Brücke zu Dresden. Als fünftes Werk erscheint die dicht vor 1133 vollendete Brücke zu Würzburg über den Main (die gegenwärtige ist 570 Fuß lang); als sechstes die 1135 bis 1146 zu Regensburg erbaute, heute noch bestehende, 1069 bayr. Fuß lange Brücke; als siebentes, unter den Brücken über große Flüsse aber als zweites, die Judithbrücke zu Prag.

Erst von jetzt ab mehren sich die steinernen Brückenbauten: so die Themsebrücke zu London 1176, der Ponte vecchio zu Florenz 1177, und erst 1178 die Gründung der Rhonebrücke zu Avignon, jenem denkwürdigen Werke, das die „frères pontifes“, die Brückenbrüder, durch Venezet, den armen Hirt aus Alvilard begannen; eine Brüderschaft, die dem Brückenbaue im Mittelalter überhaupt den eigentlichen Aufschwung verlieh. 1184 folgten die Brücken von Carcassonne, 1236 der Bau des Ponte alla gracia zu Florenz, 1251 jener der Dreifaltigkeitsbrücke zu Florenz und der Kalenderbrücke zu Cahore; 1256 die Rhonebrücke zu Lyon, 1285 die St. Espritbrücke über die Rhone, 1333 die Wiedererbauung des bis dahin schon viermal zerstörten Ponte alla caraja zu Florenz, 1336 die Cerethbrücke über den Teich, 1343 die Waldmünnsbrücke über die Mosel in Koblenz, 1351 die Tessinbrücke zu Pavia, 1354 die Burgbrücke zu Verona, 1357 die Karlsbrücke zu Prag; ferner 1404 die Castellane-Brücke über den Verdon, 1412 die Notre-Damebrücke zu Paris, 1448 die alte Fleischerbrücke zu Nürnberg und 1454 die Bielle-Vrioude-Brücke über den Allier, mit welcher Brücke überhaupt die wesentlichen Ingenieurbauten des Mittelalters schließen. Wir sehen hieraus dreierlei: einmal, daß die Prager Judithbrücke, da die 4 älteren Werke zu Koesen, Croydon, Fulda und Würzburg denn doch nur über kleine Flüßchen, respektive über geringfügige bis auf eine Ausnahme (Main) unschiffbare Flußstellen führten, und da die zu Dresden 1119 begonnene Brücke erst 1260, also erst nach 141 Jahren vollendet wurde, also zur Zeit der Judithbrücke unvollendet war, nächst der Regensburger Brücke die einzige große, steinerne, bestehende Brücke zu jener Zeit in ganz Europa war; zweites, daß durch das Werk der Judithbrücke zu Prag die Ingenieurbaukunst eine ganz ungemeine Anregung und Förderung erlangen mußte, auf welche das Land Böhmen heute noch stolz sein kann; und drittens, daß die Übung im Baue steinerner Brücken zu jener Zeit Monopol nur weniger Individuen sein konnte. Denn daß der Brückenbau über große Flüsse zu einer Zeit, wo es keine für dieses Wissen bestimmten Vauschulen gab, und zu einer Zeit, wo diese Disciplin ganz neu war und eben erst erwachte, nicht von jedem Meister im damals schon technisch entfaltetem Kirchenbau aufgenommen werden konnte, ist klar, und um so einleuchtender, wenn man die speciellen Schwierigkeiten der Fundirung im strömenden Wasser beachtet, welche zu bewältigen nachweislicher Maaßen noch im XIV., ja selbst im XVII. Jahrhunderte in den Händen Einzelner lag. Ich erinnere nur an den 1333 aus Avignon zum Baue der Raudnitzer Brücke berufenen Meister Wilhelm; an den Mönch Romano, welcher noch 1684 von der Maasbrücke zu Maastrich nach Paris zur Fundirung der Tuilleriesbrücke berufen wurde; wie auch an die mittelalterlichen Spezialisten im Brückenbaue und an jene aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte, u. A. an Colchester (1176), Stefano (1505), Socondo (1507), Antonio da ponte (1587), an den Franzosen Marie (1635) und den Nürnberger Meister Karl, welcher 1598 die neue Fleischerbrücke baute.

Wir schreiten in Böhmen immer im Gefühle des Stolzes über die herrliche, gegenwärtige Karlsbrücke, und erinnern uns so selten an das an gleicher Stelle bestandene ältere Werk der Judith, und doch lehrt uns die Geschichte des Brückenbaues, daß die Karlsbrücke schon in Mitten der Zeit eines gewaltigen, namentlich in Franken gepflegten Fortschrittes im Brückenbau liegt, während die Judithbrücke das zweite vollendete größere, und seinerzeit neben der Regensburger Brücke das alleinige Werk in ganz Europa war und damit zu dem zweitwichtigsten Ausgangspunkte unseres heutigen Ingenieurwissens sich gestaltet; denn die Donaubrücke zu Regensburg (1135—1146) und die alte Moldaubrücke zu Prag (1169—1171) sind für ganz Europa die beiden ersten, deutlichen Fußspuren, von denen unsere Disciplin, seit dem Falle Roms, wieder ausschritt.

Es ist nach den heute versteckten Resten der Judithbrücke zu Prag und nach den Besichtigungen der Brücken zu Koesen, zu Bingen und zu Regensburg, ferner nach den Bildern der alten Brücken in Frankreich, wie diese letzteren zu Ende des XII. und im XIII. Jahrhunderte errichtet wurden, und in den technischen Sammelwerken von Gautier, Schramm, Leopold und Wiebeking, wie in den kunstgeschichtlichen Werken von Viollet le Duc und Didron aîné, so wie auch in alten Chroniken uns vor Augen treten, nicht schwer das Bild zu entwerfen, welches die Judithbrücke seiner Zeit geboten haben muß.

Die Brückenbahn muß ansteigend gewesen sein, denn das Steinwerk wird über das Hochwasser von 1118, das dazumal noch in so lebhaftem Gedenken stand, geragt haben. Die Bogen waren Halbkreisbogen, deren Kämpfer, um an Brückenhöhe zu sparen, sehr tief, jedenfalls am Niederwasser situiert waren; denn Flachbogen in unserem Sinne kannte man, wie schon bemerkt, zu jener Zeit noch nicht. Um nicht allzu hoch zu steigen und um in der Praxis der Gewölbe nicht viel über die im Kirchenbaue zu jener Zeit nur zwischen 25 und 50 Fuß gewohnten Spannweiten hinauszugehen, waren die Durchflußöffnungen sicher gering weit, kaum mehr als 50 Fuß, sicher nicht über 60 Fuß, und einzelne gewiß weit darunter; die Pfeiler waren ganz bestimmt sehr dick und wird diese ihre Stärke nahezu die Hälfte der Bogenweite, bei einzelnen Pfeilern wohl auch mehr als die Hälfte gemessen haben. Das Gewölbe ist in Gemäßheit der Geschichte des Brückenbaues sicher zwischen $\frac{1}{10}$ und $\frac{1}{20}$ der Spannweite stark gewesen und werden die Pfeiler einen rechtwinkligen Querschnitt gehabt und gegen das Eis ein nur stumpf angemauretes Dreieck (im Grundrisse), einen Eisbrecher, besessen haben. Die Brückenbreite hat nach der von mir vorgenommenen Messung des unter dem Kreuzherrnkloster befindlichen letzten Bogenrestes von Pfeilerstirn zu Pfeilerstirn nur 6-90 Meter betragen. Kaum werden alle Pfeiler und Bogenweiten eine gleiche Stärke, respektive gleiche Weite gehabt haben. Die Geländer werden durch hochkantig gestellte, verklammerte Steinplatten hergestellt, und weil zu jener Zeit ohne Straßen meist nur geritten und meist nur durch Packpferde Lasten transportirt wurden, ohne Gehwege gewesen sein. Ein Statuenschmuck, selbst der bescheidenste, hat, weil vor St. Johann von Nepomuk, des Brückenheiligen, sicher gefehlt, höchstens daß der Meister ein Figürchen, das im Mittelalter beliebte „Brückennännchen“ irgendwo, wie z. B. in Regensburg, angebracht hat. Einer oder der andere Bogen wird sicher nicht überwölbt, sondern mit einer Zugbrücke versehen gewesen sein, auch wird der „Schneller“ zum Herabhschleudern der zum Tode des Ertrinkens verurtheilten Leute nicht gefehlt haben, von dem uns ja die Chroniken bei der zeitgenössischen Regensburger Brücke berichten. Auch hat sicher nicht

das Häuschen für den Einnehmer des Brückenzolles gefehlt, das nach dem Zeugnisse der Chronisten ja auch in Prag auf der Judithbrücke erhoben wurde. Endlich werden auf der stromabwärtigen Seite der Brücke, da, wo das Wasser durch die engen Oeffnungen der Brücke schoß, einige Schiffmühlen (zum Mahlen, Hämmern und Schleifen) gehangen haben, und hat vielleicht, wie einst in Regensburg, die eine oder andere hölzerne Stiege von der Brücke zu diesen Mühlen hinabgeführt. Denn zu jener Zeit, wo das im XIV. Jahrhunderte (Quelle Nr. 17) erwähnten Wehr über den ganzen Fluß kaum bestanden haben wird, und wo doch in dem aufwachenden Städteleben das Handwerk sich sammelte, wurden, wie es das gleichzeitige Wehr zu Regensburg geradezu zeigt, die Brücken nicht nur zu Zwecken des Verkehrs, sondern auch zum Zwecke der Schaffung einer Wasserkraft (Durchschießen des Wassers durch enge Oeffnungen) erbaut. Die Schiffahrt, von der uns die Quelle Nr. 17 indirekt berichtet, daß sie im XIV. Jahrhunderte in Prag schon lebhaft gediehen war, dürfte im XII. Jahrhunderte noch ganz in der Wiege gelegen haben.

Bei der Annahme der vorhin genannten Dimensionen der Pfeiler und der Bodenweiten werden, weil die Brücke ohngefähr die Länge der heutigen (1645 Wien. Fuß) gehabt haben muß, circa 23 Pfeiler bestanden haben. Die gesammte, freie Durchflußweite ist also sehr bedeutend verringert gewesen und hat oberhalb der Brücke ein gewaltfamer Stau bestanden, der 171 Jahre hindurch an dem Untergrunde der Pfeiler gewaschen hat, dafür aber höchst wahrscheinlich jene Mühlen lustig trieb.

Wie wir aus dem Früheren erkannt haben und wie es die zeitgenössischen Denkmale im Kirchenbaue in Deutschland zeigen, war die Kunst zu wölben zu jener Zeit schon hoch entfaltet, denn schon 1003 wird der Mönch Edmeran ob seiner unter dem Abt Peringer durchgeführten Wölbung der Kripta zu Tegernsee gerühmt. Das Einwölben der Brückenbögen war also bei dem Prager alten Brückenbaue durchaus nichts Neues, natürlich auch nicht das Aufmauern der dicken Pfeiler. Wohl aber war es nach der verloren gegangenen, römischen Cultur wieder vollkommen neu im stromenden Wasser so tief zu fundiren, daß nicht nur der gute Baugrund erreicht, sondern ein Unterwaschen des Pfeilers verhindert werde. Und wieder nicht in dem Graben in die Tiefe und in dem Auszimmern der Baugrube, auch nicht in dem etwa nöthigen Rammen des Grundes, das ja seit den Pfahlbauten in Uebung, durch die Fundirungen in der Lagunenstadt Venedig, welche seit dem Jahre 697 durch Dogen regiert sich immer mehr entfaltete, in immer wachsender Praxis stand, und das ja durch die vor der Zeit der Judithbrücke bestandene (gerammte) hölzerne Brücke für jene Zeit direkt erwiesen ist, beruhte die Schwierigkeit, sondern in dem Bewältigen des Wassers nach Maßgabe des tieferen Eindringens der Pfeilergrube. Die Schöpfmaschinen, die ja, wie uns die Sarepta von Mathesius, dem Bergprediger von Joachimsthal, und die Holzschnitte in unserm ältesten Buche über die Bergwerkstechnik „Agricola de re metallica“ es lehren, im XVI. Jahrhunderte noch höchst primitiv waren, diese Schöpfmaschinen waren zu gering leistend. Man fand im strömenden Wasser nur zu bald das Ende der Möglichkeit des Liefergrabens, schützte den Pfeiler also durch seine Last, durch seine Dicke, durch seine recht große Grundfläche. Daher, und weil die Technik über das Minimum der Widerlagsstärke zu jener Zeit auch gar nicht informirt war (ein Minimum lehrte ja erst mathematisch Gautier 1717); und weil die schmale Durchflußöffnung höchst wahrscheinlich eine Strömung zum Treiben der Mühlen, eine vermehrte Wasserkraft erzielen sollte,

wodurch ja Judith ein besonders populäres, nützlichcs Wert geschaffen haben würde, die Pfeiler also starke Angriffe auszuhalten hatten; und weil die Bogen wegen der Halbkreisform bis zum Wasser herabreichten, also die ganze Brücke nicht auf einmal für die Wölbung eingerüstet werden konnte, fast jeder Pfeiler also den einzelnen Bogendruck als separates Widerlager aushalten können mußte: darum wurden die Pfeiler im Mittelalter im Entstehen des Brückenbaues so stark gemacht. Darum auch boten die Brücken des frühen Mittelalters so große Widerstände für den Durchfluß der Stromes, darum, und weil sie aus Mangel anderen Bedürfnisses so ungemein schmal waren, also unter großem Wasser- und Eisdruck leicht umkippen konnten: stürzten alle über große Flüße bis zum Ende des XII. Jahrhunderts erbauten Brücken, ausgenommen die Regensburger, wieder ein; ja selbst die Regensburger Brücke verlor 1491 fast alle Schwibbögen.

Gerade die Breite einer mittelalterlichen Brücke ist wol ins Auge zu fassen, wenn man von ihrer Haltbarkeit spricht. In schmaler und höher die Brücke ist, desto leichter tritt die Möglichkeit des Umkippens ein, sofern besonders das Wasser und die anstemmenden Eismassen sogar über die Höhe der Durchflußräume reichen, und an dem über diesen Bögen gelegenen Mauerwerke pressen. Nun war es aber in der Verkehrsfähigkeit des XII. Jahrhunderts und in der durch die Schmalheit einer Brücke ermöglichten Deconomie des Baues begründet, an der Brückenbreite sehr zu sparen, und ragt diese Sparsamkeit selbst bei großen Werken bis ins XVII. Jahrhundert herein. So mißt die Brücke zu Regensburg (gegründet 1135) 7·8 Meter Breite; jene zu Avignon (1178) 4·69 Meter; die St. Espritbrücke über die Rhone (1285) 5·36 Meter; die Brücke zu Bifet (c. 1300) 4·5 Meter; die ehemalige Brücke zu Raubniß (1333) 4·7 Mtr.; die Bielle-Vrioud-Brücke (1454) 4·87 Mtr.; die Douzbrücke (1545) 4·87 Mtr.; die Cognitoibrücke (1605) 3·6 Meter.

Die Regensburger Brücke ist also für die Anlage im XII. Jahrhunderte eine sehr breite Brücke, und die jetzige Prager Karlsbrücke (1357) gilt selbst für die Zeit des XIV. Jahrhunderts für sehr breit (10·4 Meter); eine Breiter die offenbar zu ihrer Festigkeit sehr beiträgt. Da nun die Verkehrsverhältnisse von Regensburg mit jenen von Prag im XII. Jahrhunderte in gar keinem Verleiche standen, denn Regensburg war ja zu jener Zeit die erste, hauptsächlichste Stadt nordwärts der Alpen; da die jetzige Karlsbrücke im XIV. Jahrhunderte und zur Zeit, als Prag eine hervorragende Weltstadt war, sicher bedeutend breiter als die ehemalige Judithbrücke angelegt worden sein wird, und da die sehr kurze Bauzeit von 3 Jahren auf ein nur gering breites Bauwerk schließen läßt, so vereinen sich mannigfache Umstände zu der Annahme, daß die Judithbrücke eine sehr schmale Brücke gewesen, und mehr durch das Umkippen, als durch das Untwaschen der Pfeiler eingestürzt sein dürfte. Alle diese Schlüsse werden durch die Thatsache unterstützt, daß der noch bestehende Bogen eine Breite von 6·9 Meter besitzt, und doch sichtlich nicht angenommen werden kann, daß die übrigen Bogen eine größere Breite gehabt haben, oder daß die ursprüngliche Breite dieses Bogenrestes im Laufe der Zeit vermindert worden sei. Wenn daher die Judithbrücke trotz alle dem 171 Jahre stand; wenn der Stau, den die Holzstöße, so sich namentlich 1180 nach den Chroniken vor ihr gesammelt hatten, nicht schon damals den Bau umriß; wenn sie 11 enorme, den Chronikisten verzeichnungswürdige Hochwasser aushielt; und wenn sie erst 1342 bei dem Wasser, „das einer Sintfluth gleich war“ und das auch die Regensburger Chroniken „eine Sintfluth“ nennen, endlich niedergeworfen wurde: so dürfen wir nicht technisch gering von diesem Werke denken. Was es aber in der Geschichte der Ingenieurbaukunst ganz hervorragend auszeichnet, ist

seine kurze, geschichtlich festgestellte Bauzeit von nur drei Jahren, eine Zeit, die wir selbst bei unseren heutigen, so riesig vorgeschrittenen Baumitteln jetzt zu solchem Werke noch brauchen. Vom Baue der Regensburger Brücke (1135—1146) wissen wir, daß er 11 Jahre, vom Baue der alten Dresdener Brücke (1119—1260), daß er 151 Jahre, vom Baue der alten Londoner Themsebrücke (1176—1209), daß er 33 Jahre, vom Baue der Avignoner Brücke (1178—1188), daß er 10 Jahre, vom Baue der St. Espritbrücke über die Rhone (1285—1305), daß er 20 Jahre, und vom Baue unserer Karlsbrücke (1357—circa 1503), daß er circa 146 Jahre dauerte. Freilich kommen die ganz langen hier benannten Bauzeiten nicht auf das Konto der Meister, sondern überall auf die Störungen durch Krieg, auf die durch das fehlende Geld verursachten Pausen und auf den Umstand, daß man im Mittelalter sich zumeist damit begnügte, nur erst die Pfeiler herauszubauen, dieselben mit Holz zu überbrücken und die Wölbung erst im Laufe der Zeit und der Dinge zu vollführen. Speziell bei der Regensburger Brücke, diesem direkten Vorläufer der Judithbrücke, läßt sich nachweisen, daß von den 11 Jahren Bauzeit, während denen sich eines der größten Stücke der deutschen Geschichte (wie wir später andeuten werden) abspielte, kaum 4 Jahre eigentlicher Bauzeit übrig blieben.

6. Wer war nun der Meister dieses hervorragenden Werkes, der Judithbrücke? Nominell ist er wol nicht mehr festzustellen. Wohl aber bietet der Bau der Judithbrücke durch die Untersuchung der Frage, ob es ein Mönch, ob es ein Laie war, Gelegenheit, einen Beitrag für die Geschichte der Baukunst im Allgemeinen und für jene des Brückenbaues, wie auch jener der Corporation der „Bauhütte“ im Speziellen zu liefern. Schon oben erwähnten wir, daß bis zum Schluß des X. Jahrhunderts das gesammte Bauwesen, Kirchenbau wie Profanbau, fast ausschließlich in den Händen der Mönche war; wobei wir indeß der trefflichen Untersuchung des Professor Dr. Springer (Mittheilungen der I. I. Central-Commission 1862) nicht vergessen dürfen, wonach bereits einzelne Laienmeister zu dieser Zeit und früher schon gewirkt haben.

Es würde hier zu weit ablenken, diese Spuren näher zu verfolgen; begnügen wir uns also mit der Thatsache, daß, als im XI. Jahrhunderte der Kirchenbau so ausgedehnt betrieben wurde, die Mönche denselben allein nicht mehr bewältigen konnten: in den Klöstern jene auf Tradition sich stützenden Bauschulen eingerichtet wurden, welche auch Laien, jedoch nur im Rahmen des Klosterlebens für das Fach erzogen; Schulen, deren Anfänge zu Corvey, Hirsau und St. Gallen traditionell feststehen. Es ist ganz erklärbar, daß diese Laien im Laufe der Zeit sich stillschweigend korporirten und schließlich, als das Klosterleben eine andere, wenig zu lobende Richtung annahm, und als die Mönche von der Baukunst zurückzutreten anfangen, auch korporativ selbstständig austraten. Die Genossenschaft bildete sich unter geheimen Erkennungszeichen, die ja schon durch die Zeichensprache der zur Schweigsamkeit verpflichteten Mönche inaugurirt waren, und unter der Geheimhaltung der traditionell erlernten, technischen Manipulation, der „Gerechtigkeit des Handwerks,“ wie es später hieß. Also wie in England heute noch das Ingenieurwesen bei den Civilingenieuren und nicht in technischen, öffentlichen Schulen erlernt wird, so war es auch zu jener Zeit, nur abgeschlossen, im Geiste und in der Nothwendigkeit der Zeit, der Fall. Das erste bestimmte Auftreten von Laienmeistern aus dem Institute der Laienhütten wird also sorgfältig in der Kunstgeschichte gesammelt. Als die ältesten, derartigen Laienmeister kennen wir bis jetzt nominell:

a) den friesischen Meister Pleber, welcher dem Bischöfe Konrad zu Lüttich 1099 die Stiftskirche fundirte;

b) der Laienmeister Fotius (nach Schramm), welcher 1119 den Brückenbau zu Dresden begann;

c) der Laienmeister Enzelin, welcher 1133 die Brücke zu Würzburg vollendete und dem Bischöfe Embricho einen Kirchenbau restaurirte;

d) der Steinmetzmeister Bernhartus, welcher nach dem Brande von 1142 den Bau des St. Georgsklosters am Gradsin zu Prag begann;

e) die Steinmetze Ernest und Bernhard, welche 1160 beim Baue des Klosters Gars beschäftigt waren;

f) der Meister Orlof zu München, welcher 1164 genannt wird; endlich

g) der Meister Wolbero (auch Albero) vom Jahre 1202 zu Eöln, ein in der Wölbekunst spezifisch erfahrener Mann.

Deutliche Spuren weltlicher Bauhütten finden sich indeß schon weit früher, so zu Wien 713, zu Straßburg 1015, Würzburg 1024, zu Speyer 1099, Magdeburg 1106 und Breslau 1150. Im XII. Jahrhunderte treten die Spuren deutscher Bauhütten schon zahlreich auf, und ist dieß völlig erklärbar, wenn man erwägt, wie die Mönche nach und nach das Baumwesen überhaupt fallen ließen und es zur Gänze den Laien überwiesen. Drangen doch schon im XII. Jahrhunderte die Aebte energisch darauf, daß sich die Mönche von weltlichen Dingen zurückziehen und sich mehr dem Gott ergebenen Leben allein widmen sollten, wie dieß ja der Capitelbeschuß der Cisterzienser vom Jahre 1157 erweist, welcher den Brüdern direkt verbot für Laien zu bauen.

Und so sind uns die Brückenbauten des Meisters „Fotius“ zu Dresden (1119) und des Meisters „Enzelin“ zu Würzburg (1133) für die Richtung des Erwachens gerade der Ingenieurbaukunst in Laienhänden kostbare, kunstgeschichtliche Belege, welche vermehrt werden durch die bestimmten Anzeichen, daß auch der Regensburger Brückenbau sich in Laienhänden befand. Man kann dieß letztere aus den von mir anderen Orts (Vortrag im Architekten- und Ingenieur-Vereine zu Wien am 9. Dezember 1876) erwähnten **Wahrzeichen** schließen, welche von dieser Brücke deutlich in jener symbolischen Sprache noch heute zu uns reden, die speziell ein Eigenthum der deutschen Bauhütte war. Es würde zu weit ablenken, die Geschichte des „deutschen Hüttenwesens“ hier zu verfolgen, nur zur Werthschätzung des böhmischen Marksteines, den die Judithbrücke, sofern sie aus Laienhänden hervorgegangen, für die Geschichte dieses deutschen Bruderbundes abgibt, sei kurz folgendes erwähnt. Die Entstehung des „Bundes“ muß als aus den Klosterbauhütten hervorgegangen angenommen werden und wird, abgesehen von der Esferdinger Urkunde (1623), welche schon von „der Mayestat Barbara von privilegien der zwayen Hauptthitten Stroßburg und Wienn“ spricht, der Tradition nach, die erste Anregung eines bestimmten öffentlichen Heraustretens aus den schon früher gekennzeichneten Klosterbauhütten schon dem gelehrten Mönche und Universalgenie und einem der ersten Förderer der Naturwissenschaften Albert Magnus, Graf von Bollstädt († 1280) zugeschrieben; weiteres soll der Tradition nach Erwin von Steinbach der erste „Großmeister“ gewesen und in der Hauptthütte zu Straßburg das gesammte deutsche Hüttenwesen bereits vereint haben, welches mit „Freiheiten“ und Privilegien beschenkt, deßhalb auch die Genossenschaft der „freien Maurer“ genannt wurde. Rudolf von Habsburg soll 1275, Pabst Nikolaus 1278 und Rudolf der Stifter 1359 schon die damals bestandenen „Ordnungen“ bestätigt haben. Geschichtlich stehen bereits die Hüttenkapitel zu Regensburg (1452

und 1459), zu Torgau (1462) und zu Speyer (1464 und 1469) fest. Aus diesen Versammlungen besitzen wir die Bruderbuchtexte oder Hüttenordnungen, die so ganz im Geiste der Frömmigkeit, dem Marienkultus und der Verehrung der Hüttenpatrone St. Johann und der „vier Bekrönten,“ athmen, namentlich aber von dem Geiste der drei Grundpfeiler des Hüttenverbandes, jenen der Liebe, der Treue und der Hülfe der Brüder unter sich in einer Weise durchweht sind, daß man diese Texte ohne das Gefühl großer Ehrfurcht für den Bund füglich nicht lesen kann. Diese Texte sind mehrfach erschienen, und unter Anderem am übersichtlichsten durch Heibelloß als Festgabe zu der im Jahre 1844 zu Prag stattgefundenen dritten Versammlung der deutschen Architekten und Ingenieure veröffentlicht worden.

Es sind dieß vornehmlich die alte „Straßburger Ordnerunge“ vom Jahre 1459, die „Torgauer Ordnerunge“ (in der Lade zu Rodlitz) vom Jahre 1462 und die neue „Straßburger Ordnerunge“ vom Jahre 1563. Schon in der ersten erscheint Straßburg als die oberste der vier Haupthütten: Straßburg, Wien, Eöln und Bern (später Zürich) und heißt es:

„Jost Dotzinger von Wurms, des Beues vnser liben Frawen Münsters
»der meren Stiftt zu Strossburgk vnd alle syne nachkommen, desselben
»Werks unser Ordnerunge des Steywercks oberster Richter sin soll.«

Geschichtlich festgestellte Bestätigungen der Bruderschaft der deutschen Steinmeße oder der deutschen Bauhütte liegen vor: von Maximilian I. (1498), Ferdinand I. (1563), Rudolf II. (1578), Mathias (1613), Ferdinand II. (1626), Ferdinand III. (1637 und 1642), Leopold I. (1662 und 1687), Josef II. (1708) und Carl VI. (1713). Bereits 1671 war das Hüttenwesen, welches sich schon zu jener Zeit überlebt hatte, in Verfall; 1707 beschloß der Reichstag wegen der Einverleibung Straßburgs in Frankreich (seit 1681) die Aufhebung dieser Hütte als oberste Hütte und 1731 und verschärft 1772 wurde die Auflösung des Bundes mittelst Reichstagsbeschlusses verordnet, obchon thatsächlich der Bund der deutschen Steinmeße noch heute Glieder hat. Kunstgeschichtlich ist dieser Bund der Bauhütte, der auch durch die Steinmeßzeichen zu uns spricht, um dessen willen vom allergrößten Interesse, weil er in der Kraft der Einigkeit der Werkleute den gothischen Styl in Deutschland eigenartig gestaltet und geschaffen hat, und den Kunstdrang unserer Nation zu einer Zeit in würdevoller, erhabener, nicht wieder erreichter Weise repräsentirt hat, wo das innerste Gefüge der geistigen Welt zerborsten war.

Was uns nun direkt veranlaßt den Erbauer der Judithbrücke unter den Laien, also in der Laienhütte und nicht unter den Mönchen zu ersehen, ist Folgendes.

a) Die Mönche, wiewol die Koesener Brücke (982) noch ganz in Mönchische Zeit fällt und einer derselben, der Mönch Sieghard von Fulda, die Fuldaer Brücke (1033) erbaut hatte, und wiewol das Brückenbauwesen noch in späterer Zeit (die freres pontifes 1178, der Dominikanermönch P. Colchepter 1176, der Frater Jocondo 1507 und der Dominikaner Romano 1683) in Händen einzelner Mönche war: die Mönche, sagen wir, zogen sich im XII. Jahrhunderte vom Profanbaue schon ganz zurück.

b) Gerade zur Zeit der Judithbrücke war der Baubetrieb für Brücken in Laienhänden: Fotius in Dresden 1119, Enzelino in Würzburg 1133, und der ungenannte Laienmeister in Regensburg 1135. Von zeitgenössischen Brückenbauten in Deutschland, welche durch Mönche gepflegt worden wären, ist uns gar nichts bekannt. Nun mußte aber jener Meister, welcher binnen drei Jahren die Judithbrücke gebaut, also in diesem kurzen Termine c. 23 Mittel-Pfeiler und Mittelth. XVI. Jahrg. IV. Heft.

c. 24 Gewölbe errichtet hat, unbedingt nicht nur eine gewisse Praxis im Brückenbaue, sondern auch dergleichen erfahrenes Hilfspersonale und geschulte Arbeiter zur Verfügung haben. Diese Praxis und diese Hilfen werden nun sicherlich nicht aus den zu jener Zeit nurmehr noch mit Kirchenbauten beschäftigten Mönchsschulen, resp. aus Kloster-Bauhütten, sondern aus der seit 1119, also seit fünfzig Jahren in Deutschland arbeitenden, den Namen Fotius und Enzelino nach vielleicht ursprünglich aus Nord-Italien stammenden Brückenbauschule, der Laienhütte hervorgegangen sein.

c) Ein ferneres Anzeichen, daß das Werk der Judithbrücke aus dieser Laienschule der einzigen drei deutschen Brücken jener Zeit (Dresden, Würzburg und Regensburg) hervorgegangen sein dürfte, findet sich in der Chronologie dieser Werke. Der zu Dresden 1119 begonnene Brückenbau blieb (nach Schramm) gar bald nach seinem Beginne wegen mangelnder Mittel liegen, und ward erst 1173 wieder fortgesetzt, als Otto der Reiche durch die 1170 zu Freiberg sündig gewordenen Bergwerke die Mittel zum Weiterbaue erhielt. Nach dieser Wiederaufnahme blieb der Bau wieder fast ein Jahrhundert lang liegen und wurde er erst von Heinrich dem Erlauchten um 1260 wieder begonnen und nun vollendet. Es hat also allen Anschein, als ob die Bauhütte (also nicht unbedingt die Meister) von einer der genannten Brückenstätten zur anderen hat wandern können. Bald nach 1119 mußte der Dresdner Bau liegen bleiben, es war also Zeit vorhanden das Werk von Würzburg, welches 1133 schon vollendet war, durchzuführen. Im Jahre 1135 begann, sicherlich nach ausgebreiteten Vorbereitungen, der Bau in Regensburg, der 1146 beendet wurde. Im Jahre 1169 bis 1171 wurde nach unserer Untersuchung und gewiß nach längerer Planung und Vorbereitung die Prager Judith-Brücke gebaut; und 1173 wurde der Weiterbau der Dresdener Brücke wieder aufgenommen. Warum sollte man in dieser chronologischen, technisch begründeten Wanderung einer in die neue Disciplin eingearbeiteten, mit Spezialerfahrungen und mit für den Brückenbau nöthigen Spezialmaschinen versehenen Laienhütte das vollkommen einpassende Glied der Judithbrücke zu Gunsten einer mönchischen Schule ausschließen? zumal doch feststeht, daß zu jener Zeit Vladislav's I. einheimische Kräfte im Bauwesen eben erst im Aufleben begriffen waren, selbst der Kirchenbau von auswärts über die böhmischen Grenzgebirge hereindrang, und die Ingenturbaukunst in diesem Lande noch gar keine Erfahrungsschule hatte. Denn wir setzen die Zimmermannsarbeit einer hölzernen Brücke ebenso wenig in Parallele wie die Wallbauten, wenn letztere auch schon lange vor der Zeit Vladislav's hoch ausgebildet waren, wie es die Wälle zu Pradel bei Czernosek mit ihrer Kubatur von c. 250.000 cub. Meter bezeugen.

d) Ein direktes Anzeichen für die Erstehung der Judithbrücke durch einen Laienmeister finden wir noch in dem schon erwähnten Vorkommen jenes so relief gehauenen, bärtigen Männergesichtes, das der Volksmund den „Bradacz“ (Großbart, erinnernd an die „barbati“ oder Laienbauleute in den Klosterhütten zur Zeit des Abtes Wilhelm von Hirsau) nennt. Man kann darin nicht nur eine auch in Dresden durch das alte Brückenmännchen von Fotius gezeigte Gepflogenheit der Laienhütte, Wahrzeichen zu setzen, erkennen, sondern auch auf den geistigen, direkten Zusammenhang mit der Erbauung der Regensburger Brücke schließen. Diese Brücke besitzt nämlich gegenwärtig noch drei Männergesichter: 1. den Meister, 2. den Gesellen und 3. den Lehrling in getreuer Reihung des gebräuchlichen Hüttenrituales, von

dem ja Göthe schon sagt: „ein Meister: der was erfann; ein Geselle: der was kann; ein Lehrling: Federmann.“

e) Endlich darf nicht verkannt werden, daß Vladislav I. durch seine oftmaligen Reisen nach Deutschland und gerade nach Würzburg und Regensburg die dortigen Brückenbauten, welche ja durch die Chronisten als Zeitereignisse gepriesen werden, kennen lernte; denn wenn Judith in Folge besonderer Veranlassung auch die direkte Durchführung übernahm, so ist doch anzunehmen, daß das Werk auch sicher längst an einem der stolzesten Fürstenhöfe seiner Zeit von Vladislav geplant worden sein mag. Es wird der Wunsch nach einer festen Brücke an diesem Hofe schon längst gehegt, aber von Vladislav als zu kostspielig befunden worden sein, weil ihn die immerwährenden Kriege in Anspruch nahmen, und dürfte Judith gerade in der Befriedigung dieses öffentlichen Wunsches den Hebel zur oben bemerkten Wiedererlangung der verlorenen Popularität gesucht haben.

Speziell auf seinen Reisen nach Würzburg 1140 und 1142 zum Kaiser Konrad III. und 1156 zum Kaiser Rothbart hatten Vladislav und seine Großen Gelegenheit den dort eben (1133) durch Engelno vollendeten Brückenbau kennen zu lernen. Ein Gleiches war gegenüber dem Regensburger Brückenbaue (1135—1146) der Fall. Schon die Bauzeit dieses großen Werkes fiel ja gerade in eine der wichtigsten Perioden der deutschen Geschichte, die für Vladislav, dem damaligen Herzoge (Vladislav II.) und späteren Könige (Vladislav I.) von Böhmen so einflußreich war. Leopold von Oesterreich, der schon, seit 1137 wider Heinrich den Stolzen vor Regensburg fechtend, durch Kaiser Konrad III. 1139 mit Baiern belehnt worden war, befand sich 1140, also zur Zeit, da Vladislav II. sein Schwager ward, in jenem denkwürdigen Kriege, der die stürmischen Parteien der Waiblingen und der Welfen gezeitigt hatte und der ihn 1141 erneut vor Regensburg führte. Als nun am 18. October 1141, mitten in der Bauzeit der Regensburger Brücke, Leopold zu Altaich starb, war Vladislav's anderer Schwager Jasomirgott 1142 mit Baiern belehnt worden. Vladislav wurde ein treuer Bundesgenosse Jasomirgott's, der 1144 vor Regensburg lagerte. Es ist ungewiß, ob Vladislav zu jener Zeit den nahe vollendeten Brückenbau zu Regensburg sah, wol aber zog er über das 1146 vollendete Werk, als er in Konrad's III. Gefolge von hier aus nach Palästina sich einschiffte. Am 29. Mai 1149 waren Konrad und Jasomirgott wieder heimgekehrt nach Regensburg; hier verlangte Heinrich der Löwe sein Erbe, und als der Kaiser Rothbart, 1152 erwählt, die Parteien zu versöhnen suchte, war Vladislav's Gesinnung noch gegen den Kaiser. Erst 1156 auf dem Belagerer zu Würzburg löste sich die Spannung und Vladislav I. sah in diesem Jahre wieder die Brückenwerke zu Würzburg und zu Regensburg, weil er in Aussicht auf die Königskrone von Böhmen unter den Zelten bei Kehlheim am 8. September 1156 jenen denkwürdigen Ausgleich zwischen seinem Schwager Jasomirgott und Heinrich dem Löwen vermittelte, welcher für den ersteren zur Erhebung eines Herzogs von Oesterreich, zur Grundstiftung unserer Monarchie und zur Aufblüthe von Wien führte, und welcher dem Kaiser Barbarossa seiner Pläne halber bezüglich Italien so wünschenswerth erschien. Im Jahre 1158 vor seinem Krönungstage zum Könige von Böhmen und bei der Fahrt von und nach Italien sah Vladislav I. aufs Neue das Brückenwerk zu Regensburg, ebenso bei seinen Reisen nach Burgund (1162). Ob der König bei seinen Fahrten nach Bamberg (1169) und Nürnberg (1170) Regensburg berührt hat, würde noch nachzusehen sein. Jedenfalls aber waren im Leben Vladislav's vielfache Tage, an denen er einen Vergleich zwischen den steinernen Brückenwerken von Würzburg und Regens-

burg und zwischen dem labilen, wenig königlichen, hölzernen Werke zu Prag, das ja so oft und wieder neuerdings 1159 zerstört worden war, ziehen und Anknüpfungspunkte mit den Meistern jener Werke finden konnte und finden mußte. Denn die hervorragende Stellung, welche diese Meister der Baukunst im Mittelalter genossen, ist allbekannt, wie nicht minder, daß der Titel Magister, den sie führten, nicht im heutigen Sinne gedeutet werden darf, weil er zu jener Zeit den Doctorentitel ersetzte, der ja erst zu Paris auf der Sorbonne zu Ende des XIII. Jahrhunderts aufkam.

f) Ein letzter Beweis dafür (den wir aber nicht bis zur Quelle verfolgen konnten), daß der Meister der Judithbrücke ein Steinmetz, ein Laie gewesen sei, würde noch durch Schaller, Welleba und Job geboten werden, welche Autoren den Meister direkt als solchen und als aus Italien (?) berufen bezeichnen.

Nachdem wir in Vorstehenden durch die Herbeiholung des einschlägigen historischen Materiales Gelegenheit fanden die Prager Judithbrücke als eines der kühnsten und großartigsten Werke seiner Zeit schildern und den Beweis erbringen zu können, daß die wiedererwachende Ingenieurbaukunst die ersten, markanten Fußstapfen ihrer heutigen Größe bereits zu Regensburg und Prag in den Culturboden Europas drückte: läßt sich wol hervorheben, daß man in Böhmen ein fügliches Recht hat auf diese Fußspur, wenn sie auch von Deutschland aus in Bewegung gesetzt wurde stolz zu sein.

Wir haben nun am Schlusse dieses Capitels noch Eines zu erörtern.

Der durch seine Genauigkeit bekannte Topograf Schaller sagt, daß die alte Prager Brücke 24 Bögen gehabt habe und daß die Reste der Pfeiler noch im Frühjahr 1784 sichtbar gewesen seien, weil auf das Hochwasser vom 28. Februar jenes Jahres ein ungemein niedriger Wasserstand in der Moldau eingetreten sei. Aus Schallers Texte muß man schließen, daß damals die ehemalige Anwesenheit von 24 Brückenöffnungen constatirt werden konnte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit der Forscher ganz besonders auf diesen Gegenstand; denn wenn er von Schaller richtig angegeben worden ist, so finden alle obigen Betrachtungen über die deutsche Schule, insbesondere die Regensburger, aus der die Judithbrücke zu stammen scheint, einen sicheren Beweis. Die Judithbrücke muß nämlich ohngefähr dieselbe Länge wie die jetzige Karlsbrücke gehabt haben; diese Länge mißt 1645 Wiener oder 1600 pariser Fuß. Die Länge der Regensburger Brücke mißt nach Wiebeking 1000 pariser Fuß und hat 15 Oeffnungen; für 1600 Fuß Brückentlänge entfallen also 24 Oeffnungen, welche Schaller benennt. Nimmt man hiernach die Pfeilertheilung der ehemaligen Judithbrücke vor, so stößt man auf nahezu dieselben Constructionsverhältnisse, wie sie in Regensburg geübt wurden, und es ist hiernach ein letzter Anhaltspunkt vorhanden, das Prager Werk aus der Regensburger, also einer deutschen Schule entstanden zu erachten.

VI. Die Beseitigung der Reste der eingestürzten Judithbrücke.

Es wird öfters und insbesondere auch von Herrn Professor Grueber (Die Kunst des Mittelalters in Böhmen, gelegentlich der Arlerschen Biographie) angenommen, daß Kaiser Karl IV. den Neubau einer Brücke aller Wahrscheinlichkeit nach deswegen so lange nicht in Angriff genommen habe, weil er dem

Meister Mathias von Arras (berufen 1344, gestorben 1352) den Bau nicht habe anvertrauen wollen. Erst Peter von Gemünd, recte Peter Arler, habe er dieß Vertrauen geschenkt. Wenn man indeß des Peter von Gemünd Biographie, die ja durch die bekannten Anseinanderetzungen über die „drei Jungherrn von Prag“, (welche in dem Druckwerke „Geometria deutsch“ vom Jahre 1486 zum ersten Male in der Literatur erscheinen), so ausführlich bearbeitet worden ist, durchsieht: so findet man nirgends Erwähnung, daß Peter von Gemünd (berufen 1356) sich vor seiner Prager Zeit spezielle, maßgebende Erfahrungen im Brückenbau erworben habe. Wenn Kaiser Karl IV., der Fürst, welcher um die Baukunst in Böhmen so hervorragende Verdienste sich gesammelt hat, welcher ganz sicher eifrig bemüht gewesen ist, den als Nationalunglück betrauernten Brückeneinsturz vom Jahre 1342, beziehentlich 1344 so bald als möglich durch einen Neubau zu beheben, und welcher ohne allem Zweifel, falls er einen solchen Neubau dem „Thumbmaister“ Mathias, der ihm ja auch seinen liebwürthen Karlsstein, also einen Profanbau 1348 gründete, nicht hätte anvertrauen wollen, einen Brückenbaumeister von besonderer Erfahrung sofort hätte herbeiziehen können; — wenn Kaiser Karl IV. mit dem Beginne des Baues einer neuen Brücke so lange Zeit thatsächlich gewartet hat, sagen wir: so muß ein triftiger Grund dazu vorgelegen haben. Ich bin der Ansicht, daß dieß lediglich ein technischer Grund war. Die eingestürzte Judithbrücke mit ihren dicken Pfeilern, dicken Gewölben und enormen Steinmassen überhaupt, muß nämlich das ganze Flußbett wie ein Wehr versperrt haben; oberhalb dieses Trümmerwehres muß der Fluß aufgestaut gewesen sein. An die alte Hauptrichtung der Brücke war man aber bei einem Neubau im großen Ganzen, wenigstens durch die auf der Kleinsseite vorfindlichen Häuseranlagen (Strasse) gebunden; man konnte also den Neubau nicht beginnen, bevor das alte Trümmerwerk und das alte etwa noch stehen gebliebene Pfeilerwerk beseitiget, bevor der stauende Wasserspiegel wieder gesenkt war. Man hat also sicher ganz kolossale Abbrümmungsarbeiten unter Wasser nöthig gehabt, wie dies ja auch der Chronist Franziscus von Prag bestätigt, indem er (Quelle Nr. 17) klagt:

. . . „gleichsam die Krone des Königreiches ist gefallen . . . es trat „grosse Mühseligkeit ein, **Gefahren** für die Leute bei der „Schiffahrt und Bekümmerniss der Armen **wegen des Wegfalles der Schiffahrt.**“ Rechnet man nun hinzu, daß die jetzige Brücke auf der Altstadt Seite einen veränderten örtlichen Anfang erhielt, und daß es galt eine neue, zweckmäßigere, sicher breitere (bis 33 Fuß breite) Brücke zu errichten, daß man also die stehen gebliebenen Reste der Judithbrücke vor einem Neubau doch beseitigen mußte: so erhellt für den speciellen Fachmann, daß diese gesammte Beseitigungsarbeit eine ganz kolossale Arbeit war, die ihres tüchtigen Meisters (Mathias von Arras) bedurfte. Zu jener Zeit kannte man, wiewol die Chronik des Rudolf von Hohenems schon 1350 (!) eine Taucherglocke verzeichnet, ja kaum die primitiven Taucherapparate, kannte man aber hauptsächlich noch nicht das heutige Sprengen mit Pulver, noch nicht das Anbohren der Steine und das hierdurch, örtlich ermöglichte Zersprengen derselben mit Pulver (dieser sogenannte Bohr- und Schießproceß wurde erst 1613 in Freiberg erfunden). Man hat also, meiner Ansicht nach, mit dem Wegschaffen der Trümmer eine größere Arbeit gehabt, wie mit einem neuen Brückenbau. Wenn in unserer Zeit (ich erinnere nur an die Beseitigungsqualen, welche bei der Brücke zu Riesa kürzlich auftraten) nun eine solche Arbeit schwieriger ist, denn ein Neubau,

um wie viel mehr mußte sie es in jenen mittelalterlichen Tagen sein, wo auch nebenbei noch die technischen Mittel zur Beseitigung der sofort eingetretenen Verfallung des Trümmerwerkes gar so armselig waren. Diese Arbeit der Fortschaffung des Sandes und der Trümmerbeseitigung beanspruchte jedenfalls sehr viel Zeit, und da die Brücke 1342 bis auf $\frac{1}{3}$, 1344 wie es scheint in den letzten Theile einstürzte, und da der Neubau 1357 begann, so betrug die eigentliche Pause zwischen Einsturz und Neubau nur 13 Jahre.

Und diese Zeit hat Carl der IV. einfach warten müssen, bevor er das herrliche Werk seiner Brücke errichten konnte.

Das Verhältniß des Ackermann zum Tkdleček und die Hypothese einer gemeinsamen Vorlage.

Von Johann Knieschek.

In den „listy filologické a paedagogické“ vom J. 1877 Heft III—IV*) S. 314—317 unterzieht Herr J. Gebauer meine Ausgabe des Ackermanns**) einer kurzen Kritik. Ganz objektiv bespricht er vorerst das deutsche Werk, gibt den kurzen Inhalt desselben und erörtert dann die betreffenden Resultate meiner Untersuchung. Hierauf geht er auf meine Angaben bezüglich des Verhältnisses der beiden Gegenstücke „Ackermann“ und „Tkdleček“ näher ein und bemerkt hiebei:

„Dieser deutsche Ackermann hat einige auffallende Ähnlichkeiten mit dem böhmischen Tkdleček. Diese aber können auf dreierlei Weise hereingekommen sein: entweder schöpfte der deutsche Verfasser aus dem Böhmischen, oder der böhmische aus dem Deutschen, oder beide aus irgend einer gemeinsamen Quelle. Nach der ersten Möglichkeit erklärte Dobrovský das deutsche Werk als eine Überetzung des böhmischen Tkdleček (in einem Briefe an J. Grimm d. d. 24. April 1811 im Archiv für Slav. Philologie I, 624***); dann in seiner Gesch. der böhmischen Sprache und Lit. 1818 S. 158), und als solche wurde es auch in traditioneller Weise bis jetzt angenommen.“

Unter den Gründen, auf die ich meine Beweise bezüglich der Originalität des deutschen Wertes stütze, hebt Hr. Gebauer zwei von „besonderer Wichtigkeit“ hervor: 1. Die Zeitbestimmung der Abfassung beider Werke, 2. das Vorhandensein einzelner Gedanken, die im Deutschen einen ganz guten Sinn geben, im Tschechischen aber ganz unpassend sind.

*) Erschienen im Februar 1878.

**) „Bibliothek der mittelhochdeutschen Litteratur in Böhmen“ herausgegeben von Ernst Martin. Band II. Der Ackermann aus Böhmen herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück Tkdleček verglichen von Johann Knieschek Prag 1877.

***) Dieser Brief erschien zu Ende des J. 1876. Auch hier hält Dobrovský das tschechische Werk „ganz gewiß“ für das Original, das er hier ein Volksbuch nennt. Charakteristisch für den Werth des Tkdleček sind die Aeußerungen: „Der Kläger und das Unglück führen ein ziemlich langweiliges Gespräch“ und „das Werk hat der alten Sprache wegen einiges Verdienst“.

Eine Stelle*), die meine Behauptung: der tschechische Verfasser habe seine Gelehrsamkeit größer dargestellt, als sie in Wirklichkeit war, mit unterstützen sollte, hat Hr. Gebauer beseitigt, und ich gestehe mit Recht.

Nach der Ausgabe Santas heißt es nämlich II, 24 im tschechischen Werke: „Daher beklage nicht, beweine nicht das, was vorüber ist, glaube nicht, du thuest gut daran, daß du nicht aufhören willst, vertraue nicht, du könntest etwas gegen uns ausrichten, täusche dich nicht selbst mit deinem Vertrauen, wie jener weise Avicenna gethan hat, von dem Aristoteles und dessen Commentator (Aristoteles a Komentator) im dritten Buche, das er geschrieben hat vom Himmel und der Welt“ u. Hr. Gebauer hat nun die unzweifelhaft richtige Conjectur Aristoteles a Komentator (der Commentator des Aristoteles) gemacht, wodurch der Sinn richtig hergestellt ist.

Diese Stelle aber war nur eine der vielen, und der Wegfall derselben ändert an meinen Behauptungen nicht das Geringste.

Trotz des „großen Gewichtes“, das meine Beweisgründe haben, hält Hr. Gebauer die Ansicht, daß der deutsche Ackermann das Original sei, noch nicht für begründet genug und sucht einen andern Ausweg. „Im Ganzen“, sagt er zum Schluß seiner Recension, „ergibt sich aus der Arbeit Knieschets für den böhmischen Tadleček Folgendes: Der deutsche Ackermann ist keine Übersetzung noch eine Nachbildung des böhmischen Tadleček; eher könnte der böhmische Verfasser das deutsche Werk gekannt und sich darnach gerichtet, ja mitunter sogar daraus Stellen übersezt haben“.

Doch nun fügt Hr. Gebauer noch eine Klausel hinzu, auf die er, nach einer Anzeige an einem andern Orte**) zu schließen, ganz besonderes Gewicht zu legen scheint. Er sagt nämlich weiter: „Doch ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß der böhmische Verfasser das deutsche Werk nicht benutzt habe, und daß die Ähnlichkeit hier wie dort daraus entstanden ist, daß beide Verfasser sich nach einer gemeinsamen Vorlage, bis jetzt allerdings unbekannt ist, gerichtet haben.“ Drei Gründe führt er an, die nach seiner Meinung die Annahme, daß das deutsche Werk das Original sei, bedenklich machen. „Im Ackermann“, sagt Hr. Gebauer, „klagt der Wittwer den Tod an, daß er ihm seine Gattin entriszen habe; im Tadleček klagt ein Verliebter über das Unglück, das ihn von der Geliebten getrennt hat. Im Ackermann übertragen beide streitenden Theile die Entscheidung dem Urtheile Gottes, Gott richtet, und damit endet der ganze Streit; im Tadleček ist kein ähnlicher Schluß oder eigentlich gar keiner, das Werk bricht gleichsam mitten in dem Streite ab, ohne daß derselbe zu Ende geführt wäre. Am auffallendsten aber ist der Unterschied in Bezug auf den Umfang: der Tadleček gleicht dem Inhalte nach nur der ersten Hälfte des deutschen Ackermanns (u. z. nach der Untersuchung Knieschets dem cap. 1—10 und 14—17; das Ende im Tadleček ist selbständig; — in der Anm. Knieschets S. 117). Dieser Theil des Ackermanns hat sammt den Aufschriften (wenn wir von den Varianten absehen) 369 Zeilen; der entsprechende Abschnitt des böhmischen Tadleček umfaßt aber 169 Seiten oder 5070 Zeilen, und da gewiß eine Zeile im Böhmischen ebenso groß ist wie im Deutschen, so ist der Umfang des Tadleček ungefähr 14mal so groß als der entsprechende Abschnitt des deutschen Ackermanns“.

*) Meine Ausgabe S. 125.

**) Im „Prager Abendblatt“ vom 20. März 1878.

Dies veranlaßt Hrn. Gebauer, das deutsche Werk nicht als Original anzunehmen.

Die beiden ersten Gründe sind entschieden ganz werthlose Einwendungen. Daß der deutsche Adermann als Wittwer gegen den Tod, der tschechische Tadleček als verlassener Geliebter gegen das Unglück mit Klagen auftritt, ist ja eben das, was das tschechische Werk als Parodierung des deutschen erscheinen läßt, und Hr. Gebauer bedenkt nicht, daß er gerade jene Stellen, die er als „Gründe von besonderer Wichtigkeit“ für meine Beweisführung bezeichnet, eben auf der Verschiedenheit der Situation beruhen. Wenn im Tadleček das Unglück sagt: „wäre ich nicht, so könnte die Erde die Menschen nicht mehr ernähren, die Thiere würden nicht mehr ausreichen“ (II, 39), wenn es heißt, Aristoteles habe das ihm übertragene Amt gut bezeichnet mit den Worten „eines Dinges Ursprung ist des andern Untergang (I, 43), wenn es als Sensenmann bezeichnet wird (II, 50 f.; II, 62), wenn in auffallendster Weise jene Bibelstelle: „an dem Tage, wo ihr von der Frucht esset, werdet ihr des Todes sterben“ auch auf sich bezieht (II, 56); so sieht man deutlich, daß er aus einer Vorlage schöpfte, worin der Tod, nicht das Unglück als Person des Gespräches eingeführt wird.

In der Vorlage war aber auch das durch den Tod geraubte Weib die Gattin des Klägers, dieser wurde zum Wittwer. Dafür spricht jenes im Tadleček schauderhaft entstellte Gleichnis von der Henne Adlicka, die das Küchlein, unsern Tadleček zu Ehre und Ansehen bringen sollte (I, 49), dafür spricht jene Lobrede auf die Frauen (I, 62), die im Tschechischen so ganz außer jedem Zusammenhang steht.*)

Doch man möchte fast glauben, daß der tschechische Verfasser mit seiner Vorlage ein verstecktes Spiel treibe, ja daß er dieselbe absichtlich zum Lächerlichen und Unsinnigen verdrehe. Das eben erwähnte Gleichnis von der Henne stammt unzweifelhaft aus dem Originale, und darum erscheint es an der genannten Stelle des Tadleček ganz unpassend. Doch es muß dem Verfasser gefallen haben; denn er bringt es (I, 63) nochmals und zwar im besten Zusammenhange und vollkommen sinngemäß. Es heißt hier nämlich im Munde des Klägers: „O barmherziger Gott! wie liebevoll benimmst du dich gegen ihn, und wie glücklich ist der, der sie schon in seinem Neste hat, diese ausgezeichnete, edle Haushenne, der sie in seinem Hause hat.“ Ganz ähnlich verhält es sich mit einer Bibelstelle. II, 56 brüstet sich das Unglück, daß es im Paradiese erschaffen sei, dort habe Gott den sündigen Adam dem Unglücke übergeben, damit dieses ihn an den Tod abliefern, während er doch I, 40 diese Stelle ganz correct wiedergibt: „zu welcher Stunde ihr von der Frucht genießet, werdet ihr des Todes sterben.“ Sonderbar kommt es uns auch vor, wenn wir den verlassenen Verliebten sein Loos dem eines Wittwers entgegenstellen sehen. „Du Unglück“, sagt der Kläger II, 4, „hast mich mehr als zum Wittwer, mehr als zum Waisen gemacht. Jeder Wittwer, der um seinen Trost kommt und ihn verliert, sieht, daß es nicht anders sein kann und beweinet ihn, vergißt ihn, zwar nicht für immer, so doch zeitweilig.“ So viel über den ersten Einwand Gebauers.

Sein zweites Bedenken wider die Originalität des deutschen Werkes (er meint die Unvollständigkeit des tschechischen Tadleček) bedarf wohl keiner Widerlegung. Es wird doch wol dem tschechischen Verfasser erlaubt gewesen sein, mit seinem

*) Vgl. meine Ausgabe des Adermanns S. 123 f.

Werke abzuschließen, wann er wollte; und wir mögen gerne glauben, daß er des Schreibens müde wurde, da er die 369 Zeilen seiner Vorlage zu 5070 Zeilen breitzuschlagen wußte. Vielleicht war es auch mit seiner Gelehrsamkeit zu Ende.

„Im Ackermann übertragen beide streitenden Theile die Entscheidung dem Urtheile Gottes; Gott fällt es und damit endet der ganze Streit. Im Ttableček ist kein ähnlicher Schluß, oder eigentlich gar keiner, das Werk endet gleichsam mitten im Streite, ohne daß derselbe zu Ende geführt wäre.“ Ob Hr. Gebauer mit diesen Worten etwa meint, der tschechische Verfasser habe auch nur eine nicht so umfangreiche Vorlage als das deutsche Werk gehabt, weiß ich nicht gewiß. Daß dies aber nicht der Fall gewesen ist, beweisen jene Stellen des Ttableček, die mit Abschnitten aus den letzten Capiteln des deutschen Werkes übereinstimmen. So klingen aus I, 43 des tschechischen Werkes mehrere Sätze an Theile aus C. XXXI im Ackermann an; *) ebenso entspricht II, 71 einer Stelle aus C. XXXI **) u. a.

„Am auffallendsten aber ist der Unterschied in Bezug auf den Umfang . . . der Umfang des Ttableček ist ungefähr 14mal so groß als der entsprechende Abschnitt des deutschen Ackermanns.“ Dies ist Hr. Gebauers dritter Grund, weshalb der deutsche Ackermann nicht die Quelle des Ttableček sein könne, und man nach einer andern suchen müsse. Ich will nicht als Beweis den philologischen Grundsatz geltend machen, daß das Kürzere ursprünglicher, das Längere nachgebildet sei, es lassen sich andere Argumente anführen.

Ich behaupte, daß die angebliche, unbekannte Vorlage denselben Umfang gehabt haben müßte, wie der deutsche Ackermann. Was der tschechische Verfasser aus seiner Quelle gemacht hat, wurde schon bei einer frühern Gelegenheit erwähnt. ***) Endlose Wiederholungen, leere Reflexionen, gelehrte Anspielungen und Citate weiß er in Massen anzubringen und zwar desto zahlreicher, je weiter das Werk vorschreitet.

Wie wenig Gehalt dieselben jedoch haben, zeigt des Verfassers eigenes Urtheil im Munde des Unglücks, das des Klägers Worte mit dem Geklapper einer Mühle vergleicht, †) und darum dürfen sie uns nicht im Mindesten beirren. Entkleidet man die Ausführungen im tschechischen Werke all dieses unwesentlichen, unnützen Ballastes, dieser entstellenden, schnörkelhaften Zierrate, so erhält man ein Gerüste, das zwar etwas verschroben ist, im Ganzen aber sehr genau mit dem deutschen

*) Vgl. meine Ausgabe S. 122.

**) Der Kläger sagt: „Höre Unglück, wenn alle Welt zu Grunde geht, und alle Dinge ein Ende nehmen, sage mir, wohin begibst du dich dann, und wo versteckst du dich, da nur zwei Wege in jene Welt führen. Der eine ist für gute, verdienstvolle Leute, in das himmlische Königreich und ist eng; der zweite ist für böse und sündige Leute, führt in die Hölle und ist sehr breit. Sagte ich, daß du mit den Guten im Himmelreiche sein solltest (und du selbst behauptest dies nicht einmal), so wäre es gut. Doch das himmlische Königreich ist nur für gute Leute bestimmt und du bist kein Mensch, wie wir es selbst vernommen haben. Dorthin also kommst du gewiß nicht, da du, so viel ich weiß, kein Mensch bist sondern irgend ein Schatten des Menschen und etwas Schlimmes, das aus Nichts entstanden ist. Ich glaube, daß du nirgend anders wohin gelangst, als dorthin, wo alle Bösen und Schlimmen sind, in die Hölle, in den tiefen Abgrund, wo des Elendes und des Leids in Ewigkeit kein Ende sein wird. (= Ackerm. C. XXXI. S. 49, 19—50, 6.)

***) Vgl. meine Ausgabe S. 117 f.

†) „Ach Ttableček, heißt es II, 10, du thust wie ein schlechter Müller, der die Mühräder gehen läßt, damit sie mahlen, er selbst aber geht fort und kimmert sich nicht darum, wie die Räder gehen, wie die Mühle mahlt: so thust du mit deiner Rede, kümmerst dich nicht darum, was du redest, was du sagst, mit wem du und was du sprichst.“

Werke übereinstimmt. Zum Beweise will ich dies an einem Capitel des tschechischen Werkes durchführen.

Eine Gegenüberstellung der Stellen in den beiden Gegenständen wird hier die Übersichtlichkeit erleichtern und die Richtigkeit meiner Behauptung wird stärker in die Augen fallen.

Cap. V., entsprechend demselben Capitel des Ackermanns*) beginnt der Kläger:

Ackermann C. V.

„Ach, ach Unglück! ich bin der Unglückliche, ich war ihr treuer und eifriger Diener und treuer Hüter ihrer Tugend und der dienstfertige Diener ohne alle Trägheit, von der du so viel Edles, so viel Gutes, so viele unerhörte Tugenden aufzählst. Ich bin der Tadel, der ich dir zurede, auf dich laut schreie wegen meines Trostes, wegen aller meiner Hoffnung, deren du mich beraubt hast. Ach, über dich und immer ach! Du hast mir entrisen diese meine trostreiche einzige Geliebte. Sie war es, mit der ich viele Jahre lebte, und mir kommt es vor, als wäre ich mit ihr eine Stunde gewesen. Sie ist es, der ich immer zu Willen war, mit aller Kraft habe ich sie geküßt. Sie ist es, die mein Meister war, mein Freund, und was man Liebe nennt, hegte sie gegen mich. Sie war die, die immer mit mir war und ich mit ihr, nur hat sie sich schon von mir entfernt. Du schlimmes Unglück hast es so eingerichtet. Sie, die mein schützender Schild gegen alle meine weltlichen Feinde war, die hat mich verlassen, mich zum Waisen gemacht und dies alles durch dich. Hinweg ist die sichere Wahrsagerin all' meines Guten, hinweg ist die Sorgerin all' meines zukünftigen Heiles. Du Unglück, du hast mich mit ihr entzweit. Weggewendet hat sie sich von mir, an Rückkehr denkt sie vielleicht nicht, um Rückkehr kümmert sie sich nicht, zurückkehren kann sie nicht, will sie nicht, zurückkehren versteht sie nicht, darf sie nicht. Schon bin ich wie ein Pfahl am Zaune übrig geblieben, um den alles...**) in Schutt versunken ist. Allein bin ich geblieben im verwaissten Zustande aus einem so großen Unglücke, wie eine traurige Braut nach der Hochzeit mit einem unbekanntem Manne. Auch bin ich, du häßliches und unliebes Unglück, mit dir geblieben und du mit mir. Weg ist sie, der zu dienen ich nicht faul war, sie zu lieben war meine Freude und mein Trost, an sie zu denken mit aller Liebe war über alle Dinge tröstlich. Weg ist sie; und wenn ich mich mit ihr unterredete, so verlangte ich nach keiner Speise. Hin ist sie, mit der man in Ewigkeit ohne Sorge hätte leben können. Hin ist sie, durch die viele gewöhnliche Diener zu allem Guten gelangten, alle Ehre erreichten und der vollen Freude Tag für Tag sich näherten. Hin ist sie, die meine Jugendjahre zu aller Ehrbarkeit, zur Mannbarkeit brachte und den Bestand vermehrte, Muth erhöhte, Kurzweil erweiterte. Hin ist sie, hin ist hin, ach immer ach! Verschwunden ist meine Morgenröthe, entwichen ist mein lichter Stern, nach dem ich mich mit meinem ganzen innern Verstande gerichtet habe, was ich thun, was ich lassen soll; wie ein kluger Schiffer und Matrose auf dem Meere nach dem unwirklichen Sterne. Hin ist mein leuchtender und heller Schein meiner lichten Sonne, schon ist sie hinter dem Berge untergegangen, zu meiner Zeit lehrt sie nicht wieder.***) Sieh! schon gehe ich aus Sehnsucht nach ihr zu Grunde. Ach, ach, ach und alles Weh über dich, schlimmes Unglück. Finstere Nacht, die hat mich schon in ihre Nacht genommen. Wo immer ich gehe, irre ich überall und Nebel hat mich von allen Seiten umgeben. Sehend sehe ich nicht, schauend kenne ich mich nirgend aus, zwar

Ja her! ich was ir fridel, sie mein amei.

Ir hapt sie hin, mein durchlustig augenweide.

Sie ist dahin, mein fridschilt fur ungemach. enweg ist mein warsagende wunschelrut.

Hin ist hin! Do ste ich armer ackermann allein.

verswunden ist mein liechter sterne an dem himmel. zu reste ist gegangen meins heiles son, auf get sie nimmer.

die vinster nacht ist allenthalben vor meinen augen.

*) Meine Ausgabe S. 6 f.

***) Pšipistile, das hier steht, ist auch von Jungmann lex. nicht erklärt.

***) Statt nawrátj muß es dem Zusammenhange gemäß nowrátj heißen.

erkenne ich den Weg, dennoch aber irre ich umher; obwohl ich mich kenne, habe ich mich doch selbst vergessen. Was immer ich sehe, verschwindet augenblicklich vor mir. Ich glaube nicht, daß es auf dem Umkreise der Welt, was die Sonne erreichen kann, etwas gebe, das mich zu der Freude erwecken würde, wie ich sie früher hatte. Ich glaube nicht, daß etwas auf der Welt mich zu meiner Freude tröstete. Ich glaube nicht, daß es irgend etwas Unbekanntes gebe, das mich zu meiner Freude, die ich früher hatte, zurückbringen könnte; denn das ist schon zu Grunde gegangen, dem zu Liebe ich lebte zur Freude und deren Gebote. Zu Grunde gegangen ist es und fort ist es. Und du Unglück hast dies ausgeführt. Geh' auch du zu Grunde, du schlimmes Unglück, mit allem Übel und alles Üble mit dir! Ach Unglück! du hast mir abgerissen die Flagge mit dem glänzenden Fähnlein all' meiner Kurzweil, nach dem ich meinen Verstand und meinen natürlichen Sinn regelte, unter dem es mir nach allen Seiten hin gegen viele auf der Welt gieng. Hin ist Alles, was ich einmal fleißig benutzt habe. Den Kampf habe ich leider schändlich verloren, die Ehre ist mir verringert. Ach Wehe auf dich, immer auf dich, schlimmes Unglück! und auf den unglücklichen Tag, auf die unglückliche Stunde, auf diesen leidvollen Augenblick, in dem mein Uneraus harter und scharfkantiger Diamant zerbrach; und ich hatte alle die angeborenen Kräfte, die er besaß. Schon habe ich verloren mein erstes und letztes Kleinod, das ich als Schatz in meinem ungetheilten Herzen fest bewahrt habe, das ich mit dem Geheimstempel aller Liebe versiegelt und fest verschlossen hatte, an dem ich mich in der Noth und bei Bedarf erfreute. Schon ist sie fort. Ach auf dich, du Unglück, auf diesen schlimmen Feind! Ach über dich Unglück, dich falschen Verräther. Hin ist mein urwüchsiger, ausgezeichneter und hilfreicher Stab, von dem ich Freude hoffte für mein Alter und den ich bis zu meinem Alter zu bewahren gedachte. Hin weg aus meinen Händen mit Macht und wahrer Gewalt ist er mir entwunden und mit Kraft entrisen. Hin ist, die für mich sorgte; hin ist die, die für mich, wenn nöthig, aumuthig und entschuldigend antwortete, schon ist sie allein hinweg. Hin ist, die mich mit ihr selbst genährt hat, und ich bin so allein geblieben. Und nicht genug allein! noch weniger als allein; denn ich bin ohne sie wie ein halber Mensch, gehöre weder mir noch ihr; denn das, was ich thue, thue ich ohne Verstand. Ach über dich, du schlimmes, unbarmherziges Unglück, was hast du mir gethan! was hast du mir entrisen, wohin hast du mich gebracht, wohinein gezwängt, wem hast du mich plötzlich gleich gestellt! Daß ich bin und nicht bin, gewesen und vergangen bin! Zwar bin ich immer noch Mensch, aber genüß erniedrigt. Sieh! schändliches Unglück, daß ich alle Zinsen hingegeben habe von meinem ganz guten Stande, von aller meiner frühlichen Kurzweil, von meiner genug ausgebreiteten Ehre, von all' meinem Troste heimlicher Liebe, von meiner ganzen Jugend. Du kannst schon nichts Anderes mehr nehmen, noch aus etwas Anderem, als aus meiner Trauer, in die du mich gedrückt, in die du mich gejocht, der du mich übergeben, und wie auf ewig verurtheilt hast. Und das, was du noch nimmst und nehmen wirst, wird nicht Besseres, noch etwas Anderes sein, als Weinen, Angst, Leid, Trauer, Noth, Betrübniß mit allem Gesetze, geheimem und öffentlichem Geschreie. Davon muß ich jetzt Zinsen geben; denn sie hat alles Andere mit sich genommen. Unglück! du hast es gethan. Siehe, sie konnten geben und lassen; aber du hast mir dies alles vernichtet. Du schändliches Unglück! ich bin dieser verwundete traurige Tablec, der ich auf deine Veranlassung so getäuscht bin, so verletzt, so gestoßen, daß ich fühle, ich werde nie wieder auf den früheren Stand zurückkehren. Ei du schlimmes Unglück! was habe ich dir Widerwärtiges gethan, daß du mich vor der Zeit zu Grunde richtest? Was habe ich gegen dich versäumt, daß du mir mein Jünglingsalter und meine Jugendzeit, die frühlichen Zeiten nehmen willst und schon nimmst, und was hast du für einen Grund, daß du mein Anstoß, mein Tod, meine Qual, mein Verderben bist. Vielleicht keinen? Höre, sie ist schon für mich untergegangen,

Ich wen nicht das sei etwas, das mir rechte freude immer mer müge widerbringen.

wann meiner freuden achtbar banner ist mir leider untergegangen.

Zetter, waffen! von hertzenrunde sei geschrien über das jar, über den verworfen tag über die leidigen stund, darinn mein steter, harter diamant ist zurbrochen.

darin mein recht furender leitstab. unbarmhertzigelich mir aus den henden wart gerueckt.

als wäre sie nicht. Aber ich lebe und verlange den Tod. Ach Unglück, was hast du gethan! Verabre dich doch mit dem Tode, damit er mich doch früher zu sich nehme, damit ich nicht länger vor Sehnsucht nach ihr hinwelle und sterbend doch nicht sterbe. Denn nach dem Tode trachte ich alle Tage, aber die Seele will nicht weichen. Ach Unglück! quäle mich nicht, übergib mich dem Tode, damit er mich vernichte, damit er mich vertilge. Der macht mit mir ein Ende, ohne mir viel Widerwärtigkeiten zu bereiten. Wundre dich nicht darüber, schändliches Unglück, daß ich mit dir so grob verfare; ich habe Grund dazu. Höre dies: Sie hat freien Willen, wie sie gegen mich sein will, aber ich, schändliches Unglück, bin sein Gefangener, du thust mit mir, was du willst, du kannst mit mir thun, wie du willst. Sie ist hin, du bist mit mir allein gelieben. Niemand rät mir mehr, mich vor dir zu verbergen, Niemanden mehr gibt es, der mich tröstet in widerwärtigen Vorfällen, es ist Niemand, der mir frühlichen Trost gibt und sagt: Kümmere dich nicht! Gott hat dich erschaffen, Gott wird dich erhalten, Gott hat dir guten Sinn gegeben, mit diesem Sinne hat er angefangen, alles Gute zu vollenden. Ach, immer Ach und Leid über dich, du schlimmes, garstiges Unglück! Ach ohne Unterlaß! Weh ohne Ende! sei immer bei dir durch alle Zeiten. Alles üble, was übel heißt, sei dir von mir zu Erbe gegeben auf ewig. Im höllischen Abgrunde nehme dir Gott selbst deine Nacht, deine schlimmen und widerwärtigen Thaten und verwandle dich in Staub und Asche des höllischen Feuers hier und dort in Ewigkeit!“

Ach an ende, wee on unterlass, immeriges versinken und gefelle sei euch, Tot, zu erbe eigen gegeben lastermoilig schandung! Wirdenlos und grisgramig sterbet und in der helle versinket, gott herabe euch ewr macht und laaz zu pulver zurstoben! An zile hapt ein tueiliches wesen!

Man lese die durch den Druck hervorgehobenen Stellen aus dem tschechischen Werke, und man wird mit ganz geringen Aenderungen den Text des deutschen Adermanns erhalten.

Die eingeschobenen Stellen aber bringen gar nichts Neues. Wir begegnen hier, wie im ganzen Werke der abgeschmackten Breite und Gedankenleere, so daß es selbst einen voreingenommenen Leser anwidern muß. Es wird wol nicht nöthig sein, dieses Verfahren noch an weiteren Stücken des Tablecéel durchzuführen. Aus allen Capiteln des tschechischen Werkes läßt sich ein gehaltvoller Kern heraus-schälen, der dem deutschen Werke fast vollkommen gleicht.

Nur in dem letzten Theile des Werkes wird der Verfasser selbständiger: er nimmt nur mehr einzelne Sätze aus der Vorlage und diese sind dann die Marksteine, woran das ganze verworrene Netz endloser Exkurse und gelehrter Notizen angeknüpft ist. Solcher Anknüpfungspunkte sind II, 71 (3. 13) aus C. XXXI des Adermanns (S. 49, 19 ff. meiner Ausgabe); II, 77 (3. 2) aus C. XXII (32, 15); II, 88 (3. 9) aus C. XXII (33, 14 ff.); *) II, 91 (3. 16 ff.) aus C. XXVI (40, 8) u. a.

Doch ich glaube genug angeführt zu haben zur Widerlegung der Ansicht Hrn. Gebauers, daß der allzu große Umfang des Tablecéel einer Entstehung desselben aus einem so kurzen Werke, wie der Adermann ist, im Wege stehe.**)

Nach der bisherigen Untersuchung ergibt sich kurz Folgendes: Die Quelle des Tablecéel behandelte ein Streitgespräch zwischen einem Wittwer, dem seine Frau

*) Hier soll es mit Hs. D. heißen: wer alle lieb nicht aus . . . Dafür spricht auch der tschechische Text.

**) Die etwa noch mögliche Annahme einer vorläufig allerdings unbekanntem Handschrift des Tablecéel, die etwa vollständiger wäre als die vorliegenden, wird einfach dadurch widerlegt, daß im Tablecéel schon Stellen zur Verwendung kommen, die schon ziemlich zu Ende des deutschen Adermannes stehen. So wurden schon früher Stellen aus C. XXVI und XXXI erwähnt, die sich auch im Tablecéel finden. Vgl. auch meine Ausgabe S. 117 Anm.

gestorben, und dem Tode, also genau denselben Gegenstand, der uns im deutschen Werke vorliegt; ihr Umfang war genau so groß, als der des deutschen Ackermanns.

Doch nehmen wir jene gemeinsame Quelle umfangreicher an als der Ackermann; wie denkt man sich dann die Entstehung dieser beiden Werke aus derselben? Darf man wol glauben, daß der Ackermann aus der Fülle des vorliegenden Materials mit kritischem Geiste den reinen Kern herausgefunden habe, und merkwürdiger Weise eben denselben, den auch acht Jahre später ein zweiter tschechischer Forscher als werthvoll erkannte? Böser Zufall, der den letzteren im 19. Jahrh. in den Verdacht bringen sollte, er habe ein deutsches Werk benützt! Hat aber diese angenommene Quelle einen gleichen Umfang wie das deutsche Werk, so könnte dies höchstens eine kurze, eng an das Vorbild sich anschließende Bearbeitung oder gar eine Übersetzung sein. Daß aber auch dies nicht möglich sei, läßt sich ebenfalls nachweisen. Im Tablecét haben wir ein Beispiel, wie eine Nachbildung aussieht. Ein geschickter Stilist hätte die Sache vielleicht besser gemacht; doch nie wäre eine solche Verwischung jedes fremden Einflusses eingetreten, daß man es von einem Originalwerke nicht unterscheiden könnte, wie dies beim Ackermann der Fall ist.

Welcher Schmerz könnte rührender und tiefer empfunden sein als der des Wittwers? Und wollte man auch annehmen, daß in gleicher Weise in der Quelle die Klage eines Wittwers niedergeschrieben war, könnte man annehmen, daß noch Anderes, das unseres Verfassers persönlichsten Verhältnisse berührt, in dem Originalwerke gestanden habe oder von diesem in so geschickter Weise eingefügt worden sei, daß man nicht die geringste Spur von diesem Vorgange erkennen sollte? So bedingte das letzte Gebet im Ackermanne wegen Anwendung des Akrostichons bei Angabe seines Namens ganz besondere Abschnittseingänge; dieses Capitel mußte also von ihm verfaßt sein: und doch findet man den Stil dieses Theiles ebenso hoch oder sogar noch höher gehalten als in den übrigen Capiteln. Und man denke noch, daß unser Verfasser mehrere Kinder hatte, daß seine Gattin Margaretha hieß, daß diese bei Geburt eines Kindes am 1. August gestorben war!*) Sollte dies Alles schon in der Vorlage gestanden sein? oder sollte er ganz unbedenkt so bedeutende Änderungen vorgenommen haben?

Nun wollen wir aber die Sache umwenden und fragen: Was widerspricht denn in meiner frühern Ausführung der von mir vorausgesetzten Entstehungsart des Tablecét? Fällt es vielleicht auf, daß eine so ernste Todtenklage parodiert werden könne? Wenn wir die damals so rohen und dabei leidenschaftlich erregten Zeiten bedenken, wo die Gemüther durch des Magister Hus nationale Predigten gegen alles Deutsche fanatisch aufgeregert wurden, wo jeder wahre Tscheche darauf hinarbeitete, das deutsche Element herabzudrücken; so kann es gewiß nicht auffallen, daß ein so weit verbreitetes, vielgelesenes Büchlein**) eines Deutschböhmens, wie der Ackermann war, den sogar Geiler von Kaisersberg einer Predigt zu Grunde legte, zur Parodierung herausfordern mußte. Und will man nun wider zur eingebildeten gemeinsamen Quelle greifen, so ist, mit dieser verglichen, das tschechische Werk eben auch nur eine Verzerrung; denn jene enthält ja ebenfalls, wie wir gesehen haben, ein Streitgespräch zwischen dem Tode und einem Wittwer.

Man lasse demnach jene dritte gemeinsame Vorlage bei Seite, von der man nie etwas gehört noch gesehen hat, deren Annahme höchstens Scheingründe ver-

*) Meine Ausgabe S. 80.

**) Es wurde ja binnen 100 Jahren 12mal gedruckt.

anlassen können. Zwar finde ich begreiflich, daß man von gegnerischer Seite alles Andere lieber als ein deutsches Original annehmen möchte; doch es brächte dem tschechischen Werke wahrhaftig keine größere Ehre, wenn es aus einer nicht deutschen Vorlage geschöpft hätte, da es nichts weniger als ein Meisterwerk genannt werden darf. Es hat, wie Dobrovský mit Recht sagt, nur der alten Sprache wegen ein Verdienst, im Übrigen ist es ein langweiliges Buch.

Erst nach Schluß meiner Arbeit kam mir eine zweite Recension des Ackermanns, ebenfalls von J. Gebauer, zu Gesicht. Sie ist erschienen im „Archiv für slavische Philologie“ herausgegeben von Jagić III, Berlin 1878. Da doch sowohl dieser Aufsatz, als der im Vorangegangenen besprochene aus derselben Feder stammen, so muß es auffallen, daß sie nicht unbedeutende Abweichungen von einander zeigen. Ich will zwei derselben hervorheben.

Gebauer führt die Emendation einer Stelle des Tadleček, die ich im vorangehenden Aufsatz S. 303 schon erwähnte, an und zieht den Abschnitt aus meiner Ausgabe des Ackermanns S. 125 f. herein. Der Schluppassus aus letzterem lautet: „Die Absicht ist klar: er wollte möglichst große Gelehrsamkeit entwickeln, und zu diesem Zwecke suchte er auch die gelehrten Anspielungen im deutschen Werke so viel als möglich auszunützen. Um sich nun den Schein der Selbständigkeit zu geben, änderte er die betreffenden deutschen Stellen, ohne jedoch darauf zu achten, ob die vorgenommene Aenderung Wahrscheinlichkeit besitze.“ Darauf bemerkt Gebauer: „Dieser schwere Vorwurf Knieschel's beruht aber auf einem Mißverständnis, an dem der bezichtigte böhmische Verfasser gar keine Schuld trägt.“ Nach diesen Worten könnte man nun glauben, daß mit andern auch meine Behauptung, der tschechische Verfasser habe seine Gelehrsamkeit größer erscheinen lassen, als sie in Wirklichkeit sei, beseitigt werde. Doch halte ich dieselbe auch jetzt noch aufrecht und verweise nur auf meine Ausgabe S. 119 Anm. 2, wo noch mehrere nicht nachweisbare Schriftsteller und Citate zusammengestellt sind.

Die oben angeführten Worte Gebauers sind mithin zum Mindesten zweideutig, während dies in den „listy filologické“ nicht der Fall ist.

Ich habe schon oben S. 303 und Anm. 2 erwähnt, daß Gebauer auf seine Hypothese einer gemeinsamen Vorlage große Zuversicht lege; hier finde ich eine neue Bestätigung.

Der Schluß jener Recension im „Archiv“ lautet nämlich: „Die Beweisgründe, welche Knieschel für die Beeinflussung des Tadleček durch den Ackermann vorbringt, sind sehr von Gewicht: aber das beweisen sie doch nicht, daß die in den beiden Werken nachgewiesenen Aehnlichkeiten nur dadurch hätten entstehen können, daß der böhmische Verfasser unmittelbar das deutsche Werk benutzt hätte, und es bleibt daher auch die dritte Erklärungswiese berechtigt, wonach die Aehnlichkeit der beiden Werke auf die Benutzung eines gemeinschaftlichen Musters zurückzuführen wäre. Freilich sollte dieses Muster erst gesucht und nachgewiesen werden.“ In den List. fil. gibt Gebauer sogar die Möglichkeit zu, das deutsche Werk könnte das Original sein; dem gegenüber aber klingt die angeführte Stelle wie ein Widerruf.

Und doch sind beide Recensionen gleichzeitig abgefaßt!

FRANZ KRAUSE †

Neurolog.

Noch ist kaum ein Jahr verflossen, seit Dr. J. E. Födisch, unser verdientes Mitglied, zu Leitmeritz gestorben, da bringt aus derselben Stadt zu uns die schmerzliche Trauerbotschaft, daß Professor Franz Krause am 18. März dem langwierigen Kampfe mit einer tödtlichen Krankheit erlegen und in seinem kräftigsten Mannesalter ins Jenseits abberufen worden ist. Mit tiefbewegtem Herzen weihen wir dem geliebten Freunde diese Zeilen und reihen sie den Blättern unseres Vereins ein, dem seit seiner Begründung der Dahingeshiedene mit treuer Anhänglichkeit ergeben war, an dessen Kunst- und Alterthumsammlungen er zuerst die ordnende Hand angelegt hat, und dessen künstlerisch durchgeführten Mitglieder diplome ihm Composition und Zeichnung verdanken. Und auch über unsere Vereinskreise hinaus wird man die Trauerempfindungen über den zu früh Verbliebenen theilen, der als tüchtiger Maler, als vorzüglicher Lehrer, als unermüdblicher Streiter für alles Gute, Edle und Schöne und als origineller, äußerst lebenswürdiger und charaktervoller Mensch nicht zu den gewöhnlichen Alltagserscheinungen gehört hat.

In Friedland, dem Herzogssitze des großen Wallenstein, wurde Franz Krause am 31. März 1833 als Erstlingskind armer Eltern geboren. Kummer und Sorge begrüßten den kleinen Franz beim Eintritt ins Erdenleben und begleiteten ihn durch seine ganze Knaben- und Jünglingszeit. Vom Vater, einem Malermeister im zünftigsten Sinne des Wortes, lernte er frühzeitig das Technische des Geschäftes, erhielt aber auch von diesem in zarter Jugend jene tiefen Anregungen, die ihn nachher unablässig anspornten, den mühsamen Pfad von der platten Ebene des Handwerks bis zu dem hohen Gipfel der eigentlichen und wahren Kunst zu erklimmen. Wenn auch der begabte und fleißige Knabe dem Vater vielfach im Brod erwerbenden Berufe beispringen mußte, so wurde er doch keineswegs vom fleißigen Schulbesuche abgehalten. Und die in ihrer Art damals hervorragende friedländer Schule, in welcher unter der Oberaufsicht des verdienten Dechant's P. Lichtner nach vorzüglichster Methode gelehrt wurde, rüstete den talentvollen Knaben mit gründlichen, soliden Elementarkenntnissen aus, auf welchen aufbauend Krause, dem eine Mittelschule zu besuchen nicht vergönnt war, durch eifriges Selbststudium sich jene höhere allgemeine Bildung erwarb, die seine spätere pädagogische, künstlerische und schriftstellerische Thätigkeit voraussetzten. Es war die höchste Zeit, daß der fünfzehnjährige Knabe, dessen Begabung für die Auffassung und Darstellung der Formenwelt immer entschiedener hervortrat, im J. 1847 nach Prag gebracht wurde, wo man ihn besonders auf Fürsprache R. Müllers in die Akademie der bildenden Künste aufnahm. Es begann für ihn eine schwere dornenvolle Lehrzeit, ein oft verzweiflungsvolles Kämpfen um das Dasein, ein kümmerliches Fristen um die Existenz von heute auf morgen. Denn von Hause konnte er keine materielle Unterstützung erwarten, um so mehr, da bald nach seinem Eintritte in die Akademie

der Vater starb. Halb noch als Knabe auf sich selbst angewiesen zu sein und zugleich in die Propyläen des Kunstheiligthums eindringen zu wollen, des jetzt ungewöhnliche Eigenschaften voraus, wie sie unserm friedländer Jünglinge, wie so manchem andern seiner engeren Landsleute eigenthümlich sind. Das Ideal fortwährend im Auge, zäh an seiner geliebten Kunst hängend, genügsam von Hause aus wußte der strebsame Kunstjünger sich über die langen, schweren Jahre der Lehrzeit hinüber zu helfen, wenn es auch Stunden gab, wo der reichliche Quell des angeborenen frischen Humors zu verfliegen drohte, und wenn auch einmal vorübergehend Pinsel und Palette auf die Seite geworfen und zum Brod spendenden Grabsteine oder zur Aektinte gegriffen werden mußte.

Als Krause im Jahre 1859 die Akademie in ehrenvoller Weise absolviert hatte, wandte er sich, um seiner weiteren Thätigkeit einen gewissen materiellen Halt zu verleihen, dem Lehrfache zu, wurde im Herbst 1859 Assistent des Freihandzeichnens an der ersten l. l. deutschen Staatsrealschule in Prag und gieng als wirklicher Professor desselben Faches im 3. 1863 an die Communal-Oberrealschule nach Böhmisches-Leipa. Von hier übersiedelte er im Februar 1864, einem Rufe der Stadtgemeinde Leitmeritz folgend, an die Oberrealschule dieser Stadt, um an derselben bis wenige Wochen vor seinem Tode in ausgezeichneter Weise zu wirken.

Der Grundzug in Krause's Wesen war und blieb bis zu seinem Ende der des Künstlers. Wenn auch durch seine praktische Lehramtsthätigkeit in erster Linie beschäftigt, so bewahrte er doch in seinen Musestunden der edlen Malerei volle Treue. Und zwar war es das historische Fach, in welchem er sich mit Vorliebe bewegte; daneben pflegte er das Kirchliche und das Portrait. Schon während der letzten Akademiejahre war Krause mit selbstständigen Arbeiten hervorgetreten, und später vergieng wohl kein Jahr, ohne daß nicht in seinem Atelier wenigstens ein größeres Bild fertig geworden wäre. Für seine eigene weitere künstlerische Ausbildung war er ängstlich besorgt, und er benützte die Sommerferien regelmäßig zu Reisen, um in Gallerien oder in der ihn anziehenden Natur Studien zu machen. In den Bildersammlungen Prags, Dresdens, Münchens und Wiens war er heimisch; viel und gerne kopierte er in Dresden. Daß es seine echte Künstlernatur nach Italien zog, ist selbstverständlich. Vor zwei Jahren kam er bis Venedig, und er war glücklich, vorläufig ein Stück des gelobten Landes aller Künstler gesehen zu haben. In späteren Jahren wollte er tiefer eindringen. — Die Schönheit der Natur erwärmte ihn immer wieder von Neuem. Für landschaftliche Genüsse kleineren Stils bot ihm die Umgebung von Leitmeritz, das reizende Elbethal bis Dresden und das romantische Mittelgebirge die günstigste Gelegenheit. Er wollte aber auch die Alpen und das Meer sehen. Ersteren galt eine Reise im Jahre 1868. Letzteres genoß er in vollen Zügen während eines vierwöchentlichen Aufenthaltes auf der Insel Spieleroo im Sommer 1875. Dort war er der eifrigste Strandbummler und konnte sich nicht satt sehen an der Großartigkeit der nie ruhenden und im Farbenspiele unvergleichlichen See. In den Dünen schlug er seine Staffelei auf, um wenigstens einen Theil der fremdartigen Welt mit nach Hause zu bringen.

Wir müssen einer kompetenteren Feder das Urtheil über Krause als Maler überlassen, aber das wollen wir hervorheben, daß seine Bilder gerne gesehene Gäste auf den Prager Kunstausstellungen waren und ihnen auch die Kritik die Anerkennung nicht versagte. Nach unserer Meinung lag Krauses Stärke mehr in der prächtigen Composition und der festen correcten Zeichnung, als im Glanze des Colorites. Auch die Frage haben wir dem Freunde manchmal vorgelegt, warum er nicht das seinem ganzen Naturell mehr entsprechende Genre kultiviere,

zu dessen Gebelhen ja auch der Boden der Landstadt günstiger sei, als für das Historische im großen Stile. — Der Zeit nach geordnet entstammen dem Pinsel unseres Malers, abgesehen von zahlreichen unausgeführten Studien und kleineren Portraits, folgende größere Bilder:

1. Tilli im Hause des Todtengräbers.
2. Der heimkehrende Kreuzritter.
3. Konradin von Hohenstaufen im Kerker.
4. Christus die Verkäufer aus dem Tempel treibend.
5. Der Minnesänger.
6. St. Joseph. Altarbild für Reichenberg. Im Auftrage des Grafen Clam-Gallas.
7. Rudolph von Habsburg bei der Leiche Ottokars.
8. Thomas Morus letzter Gang.
9. Maria immaculata für die Domkirche in Leitmeritz.
10. Portrait des Leitmeritzer Bischofs Augustin Wahalla. (Ganze Figur in Lebensgröße.)
11. Der Kaufmann von Venedig.
12. Maria Himmelfahrt. Hochaltarbild in der Kapuzinerkirche in Brüg.
13. Faust und Gretchen.
14. Brunnenpartie. (Nach einer Partie in der Nähe des Gebäudes der Bezirkshauptmannschaft in Leitmeritz.)
15. Maria Geburt. Für die Pfarrkirche in Ribohowan.
16. St. Magdalena. Hochaltarbild für die Pfarrkirche in Saubernitz.
17. St. Antonius und Maria. Seitenaltarbild in der Kirche zu Saubernitz.
18. Der Auszug der deutschen Studenten aus Prag im Jahre 1409. *)

Nr. 1, 2, 3, 5, 7, 8, 11, 14 wurden vom Kunstverein für Böhmen angekauft und kamen nachher durch Verlosung in verschiedene Privathände, die dem Künstler selbst nicht alle bekannt waren. Nr. 4 befindet sich im Besitze des Herrn Unger in Prag, Nr. 18 im Nachlasse der Wittwe, Nr. 13 besitze ich. Ueberdies stammen von Krause die Zeichnungen zu den Diplomen für die Agenten des Prager Kunstvereins und des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, sowie zu einigen Holzschnitten der Leipziger Zeitung.

Die künstlerische Natur Krause's widerstrebte keineswegs dem Lehramte, das er sich zum Hauptberufe seines Lebens gewählt. Krause war im Gegentheile ein vorzüglicher Lehrer des Freihandzeichnens, und der Künstler wirkte auf den Lehrer nur befruchtend und verjüngend und bewahrte ihn vor der Umklammerung des geistlosen und geisttödtenden Mechanismus, einer gefährlichen Klippe, an welcher nicht bloß Lehrer seines Faches so häufig scheitern. Unter der Leitung des bewährten Direktors Dr. W. Kögler hatte er eine tüchtige pädagogische Schule durchgemacht, und während seiner ganzen Lehrerkarriere versäumte er nicht, sich zunächst selbst weiter zu bilden. Es entgieng ihm nichts Neues, was in seinem Fache produziert wurde, und mit vollem Verständnisse und mit aller Energie schloß er sich jener reformierenden Bewegung an, die vom Wiener Museum für Kunst und Industrie unter der Führung des Hofrathes Eitelberger auf dem Gebiete des Unterrichtes im Freihandzeichnen angeregt worden war. In diesem Geiste wirkte

*) Ein Bild „Rolands Schildknappen“, das im Besitze des kunstverständigen Lithographen Habel sich befand, fanden wir in dem von Krause eigenhändig geschriebenen Verzeichniß nicht.

er schon in den sechziger Jahren in der Schule, und für die Ausbreitung dieser Richtung kämpfte er in manigfachen Abhandlungen, in Schulprogrammen und Fachzeitschriften. An einem Lehrbuche der Methodik des Freihandzeichnens arbeitete er durch viele Jahre, und es findet sich dasselbe in seinem Nachlasse nahezu vollendet. „Sehen lernen muß der Schüler vor allem andern“ — „Weckung und Förderung des Formen- und Schönheitsfinnes ist das vornehmste Ziel, das der Zeichenlehrer bei seinen Schülern anzustreben hat,“ waren oft wiederholte und in der Schule ins Praktische übertragene Grundsätze des Freundes. Er ließ es darum auch nicht gelten, daß sonst begabte Schüler, sofern nicht physische Gebrechen hinderlich waren, es im Freihandzeichnen nicht wenigstens bis zu einem gewissen Grade der Leistung bringen sollten. Gegenüber den Fanatikern der „manuellen Fertigkeit“ wurde er nicht müde, alljährlich wohlmotivirte Vorstellungen zu erheben gegen jene Verordnung, welche dem Freihandzeichnen die volle Gleichberechtigung in der Klassifikation mit anderen Lehrgegenständen versagte. — Während des Unterrichtes war Krause voll Leben. Seine lichtvollen Erklärungen veranschaulichte er noch mehr durch rasch entworfenen Tafelzeichnungen, in welchen er Meister war. Wenn er auch mit der ganzen Klasse streng methodisch vorwärts schritt, so mußte er doch in geschickter Weise zu individualisiren. Nur denkende, selbstständig arbeitende Zeichner wollte er heranziehen. Die neblichten Wintertage benützte er, um in den oberen Klassen über das Wesen der Kunst, über die wichtigsten Grundsätze der Aesthetik, der Stillehre und die Hauptmomente der Kunstgeschichte — natürlich immer im Anschlusse an den Lehrplan zu sprechen, und den laufenden Schülern merkte man dann an, wie auch bei ihnen die bewußte Erkenntniß der geheimnißvollen Formenwelt sich immer klarer gestaltete.

So konnte es denn nicht fehlen, daß Krause's Lehrthätigkeit von den glücklichsten Erfolgen begleitet war, und insbesondere entwickelte sich seine Wirksamkeit an der Leitmeritzer Oberrealschule auf das Fruchtbarste. Die Anerkennung der kompetenten Kreise blieb nicht aus. Die oberste Landes Schulbehörde verlieh ihm in den Jahren 1862 und 1871 Belobungsdekrete, der Verein deutscher Zeichenlehrer, dessen Ausstellung zu Berlin im Jahre 1870 die Leitmeritzer Oberrealschule mit Schülerzeichnungen beschiede, richtete an den Stadtrath von Leitmeritz ein für Krause's Thätigkeit äußerst schmeichelhaftes Dankschreiben, und in dem officiellen Berichte, der über diese Ausstellung erschien, wird der Handhabung und Durchführung der Methode Krause's alles Lob gezollt. Eine abermalige Auszeichnung erhielten die Schülerzeichnungen der Leitmeritzer Oberrealschule bei der im vorigen Jahre in Leitmeritz abgehaltenen Kunst-, Industrie- und Gewerbeausstellung. Und der Vollständigkeit wegen sei hinzugefügt, daß auch bei der 1866 in Leitmeritz abgehaltenen Filialausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie, sowie bei der Ausstellung, welche der Prager Kunstverein in Leitmeritz im Jahre 1873 veranlaßte, die exponirten Schülerzeichnungen der Oberrealschule den größten Beifall des Publikums und der Fachmänner fanden. — Von all seinen Collegen war Krause stets hochgeachtet, von seinen Schülern wurde er nicht bloß als der vorzügliche und gerechte Lehrer, sondern auch als väterlicher Freund, als welcher er sich ihnen bei jeder Gelegenheit zeigte, auf das Innigste verehrt.

Krause geizte aber auch außerhalb der Schule keineswegs mit seinem Wissen und Können. Als Historienmaler hatte er sich vielfach mit archäologischen und kunstgeschichtlichen Studien befaßt und in diesen Fächern schöne Kenntnisse erworben. Als es sich im Jahre 1862 bald nach der Gründung unseres Vereins

darum handelte, den Plan und die Anlage zur Bildung einer kunsthistorischen Sammlung zu entwerfen, wurde Krause vom Ausschusse mit dieser Aufgabe betraut, und derselbe erwarb sich als erster Custos des Antiquariums durch seine organisierte Thätigkeit, wie seinen verständnißvollen Sammeleifer nicht geringe Verdienste. Leider stand er diesem Ehrenamte nur Ein Jahr vor, da er im Jahre 1863 bereits nach Böhmisches-Leipa übersiedelte. In Leitmeritz wirkte Krause in ähnlicher Richtung in seiner Eigenschaft als „Conservator der k. k. Centralkommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler.“ Als solcher trat er mit großer Wärme für die Erhaltung oder die stilgerechte Restaurierung älterer öffentlicher und Privathäuser in der Stadt ein und entwarf hiefür bereitwillig Skizzen und Zeichnungen, wie denn z. B. auch nach seinem Entwurfe der Neubau des Hauses des Herrn Dr. Wurm in Leitmeritz vorgenommen wurde. Seine Sorge ging ferner dahin, daß Ausgrabungen oder sonstige Gegenstände von historischer Bedeutung nicht verschleudert, sondern entweder den Sammlungen unseres Vereins oder, soweit sie von lokalgeschichtlicher Wichtigkeit waren, dem an der Oberrealschule gegründeten archäologischen Cabinet zugeführt wurden. — Auch die Vertretung des Prager Kunstvereins für Leitmeritz und Umgebung war in die Hände Krauses gelegt worden. Dieser mußte nicht nur viele neue Mitglieder für diesen Verein zu gewinnen, sondern er ruhte nicht, bis der Kunstverein im Jahre 1872 in Leitmeritz selbst eine größere Ausstellung ins Werk setzte. Das mühevoll arrangierte lag fast allein in den Händen Krauses, der seinen Lohn nur in dem Bewußtsein fand, seinen Mitbürgern einen reinen und wahren Kunstgenuß verschafft zu haben.

Mit erhöhten Dankesgefühlen aber werden die Leitmeritzer des Dahingeschiedenen gedenken, wenn sie sich seines nie erkaltenden Fenerifers erinnern, mit welchem er für die Veredelung des Handwerkes und die Hebung der Kunstindustrie unablässig zu wirken suchte. Krause war durch seine Veranlagung wie durch seinen Bildungsgang wie wenige in seinen Kreisen dazu geschaffen, die Vermittlerrolle zwischen Kunst und Industrie mit Erfolg zu übernehmen. Er verstand als einstiger Malerlehrling und Lithographengehilfe das Gewerbe und liebte es. Er klagte über den Niedergang unseres Handwerkes, aber er blieb nicht bei dem Klagen stehen, sondern suchte nach Mitteln zur Besserung. Schon im Jahre 1865 entwickelte er seine diesbezüglichen Ideen in einem im Oberrealschulprogramm veröffentlichten Artikel „Industrie, Kunst und Unterricht.“ „Die Kunst muß wieder in das Handwerk hineinkommen, man sehe nur auf die Franzosen, denen wir nur in der Form, in der idealen, mit Geist, Geschick, Talent und Geschmack gebildeten Gestaltung, der Kunst im Gewerbe, nachstehen“ — sind seine tausendfach variierten, immer wieder mit neuen Beispielen illustrierten und überzeugungstreu vorgetragenen Worte. Wir wissen nicht, ob er die erste Anregung zu der im September 1866 in Leitmeritz eröffneten „Filialausstellung des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie“ gegeben, aber seine Mitwirkung bei der unter der Oberaufsicht Eitelbergers vorgenommenen Sammlung und Ordnung der Ausstellungsgegenstände, seine stete Bereitwilligkeit, dem besuchenden Publikum die gewünschten Erläuterungen zu geben, seine Berichte in den öffentlichen Blättern trugen nicht wenig zum glänzenden Erfolge dieser Ausstellung bei. Auch in diesen Blättern (Jahrg. IV. S. 157 fig.) hat Krause ein längeres Expositionsreferat niedergelegt. Konnte Krause bei Gelegenheit dieser Ausstellung seinen Mitbürgern so recht ad oculos die Wahrheit seiner Ansicht über Kunstgewerbe und Kunstindustrie demonstrieren, so eröffnete sich

ihm in dem im Jahre 1874 gegründeten Leitmeritzer Gewerbeverein eine neue willkommene Arena für die Ausbreitung und praktische Durchführung seiner Lehre. Hier wandte er sich mit seinen eindringlichen Vorträgen direkt an die Gewerbeleute, und da er bald herausfühlte, daß zum lebendigen Worte auch die unmittelbare Anschauung treten müsse, regte er die Gründung eines Gewerbe museums durch diesen Verein an. Er scheute keine Mühe und Arbeit, diese seine Lieblingsidee zur Verwirklichung zu bringen, und er erlebte noch die freudige Genugthuung, als erster Direktor des Museums im vorigen Jahre dem Publikum die Pforten zur neuen Kunst- und Industriehalle eröffnen zu können. Es war sein letztes größeres Werk. Noch half der in Ausstellungsangelegenheiten so Erfahrene bei den Vorarbeiten zu der im Herbst vorigen Jahres abgehaltenen Ausstellung des Gewerbevereins, dann aber flüchtete er sich nach Marienbad und Seltzberg. Die daselbst gesuchte Heilung seines kranken Körpers fand er leider nicht.

Noch ein Wort über den Verbliebenen von der rein menschlichen Seite. Er war ein durch und durch edler, charaktervoller und gefinnungstüchtiger deutscher Mann, liebenswürdig gegen Jedweden, treu und ergeben seinen Freunden. Seine im Grunde optimistische Weltanschauung schlug nach mancherlei bitteren Enttäuschungen in den späteren Jahren oftmals in eine stark pessimistische um, die aber seinen gemüthlichen Humor nie ganz unterdrücken konnte. Niemals verlor er ferner seine fast kindliche Harmlosigkeit, und niemals streifte er seine Gutmüthigkeit ab, auch wenn sie auf die ärgsten Proben gestellt wurde. All seinem Thun und Lassen haftete eine gewisse Originalität an. Gewisse Eigenthümlichkeiten müssen tiefer gefaßt werden. So hat sich z. B. seine Aengstlichkeit um die scheinbar von Gesundheit strogende Constitution leider als eine begründete erwiesen. Als Gesellschafter war er durch sein seltenes Erzählertalent kostbar. Die Art und Weise seiner Darstellung fesselte und packte einen Jeden. Das Ausmalen der Situation verstand er in behaglicher epischer Breite ebenso gut, wie die Schürzung des dramatischen Knotens oder die plastische Ausmeißelung der geschilderten Charaktere.

Nun ist er für immer verstummt, und nur unsere Klage um ihn spricht. Nicht bloß die engeren Freunde empfinden schmerzlichst die Lücke, die durch seinen Abgang entstanden; nicht bloß seine Kollegen und seine zahlreichen Schüler und die Mitbürger von Leitmeritz stehen trauernd am Sarge, nein Alle, die ihn kannten, oder auch nur von seinem selbstlosen Wirken hörten, werden es tief beklagen, daß der Baum, am welchem eben die schönsten Früchte zeitigten, mitten im herrlichsten Wachsthum vom unerbittlichen Schicksal gefällt worden ist.

Ludwig Schlesinger.

M i s c e l l e n.

Beiträge zur Geschichte der Burg Kraschau aus der Zeit der Feudalherrschaft.

Im ehemaligen Bilsner Kreise, im gegenwärtigen Gerichtsbezirke Kralowitz starren aus dichtem Waldeßdunkel die geringen Ueberreste einer ehemaligen Ritterburg zum blauen Himmel empor, ihr Name ist Krasow oder Kraschau.

Der sehr fleißige, geschätzte Sammler J. A. Heber hat sie in seinem Werke „Böhmens Burgen, Festen und Bergschlösser“ Band III, S. 147 beschrieben und zwei Abbildungen davon gebracht, die eine aus dem J. 1845, die andere aus dem J. 1795, ein illustriertes Sonst und Jetzt. Der Verfasser bringt dabei an historischen Notizen, was er eben darüber zusammengebracht hatte, und dessen ist ziemlich wenig. Das Nachstehende dürfte als geeignet angesehen werden, das bisher Bekannte zu ergänzen und zu vervollständigen, andererseits ist es wohl auch geeignet, ein Streiflicht auf die von manchen Seiten so sehr gepriesene Feudalzeit und Feudalherrschaft zu werfen.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war Norbert Adolf Miseroni Ritter von Piffon Herr auf Kraschau. Wahrscheinlich war er ein Nachkomme jenes Miseroni, der am Hofe K. Rudolphs II. in Prag sich aufhielt und dessen Bestrebungen für die Kunst thatkräftig förderte. Norbert Miseroni war ein harter und dabei ungemein heftiger Mann, der es, besonders wenn er von Wein glühte, mit Recht und Gerechtigkeit nicht genau nahm. Er konnte als das Urbild eines feudalen Despoten angesehen werden. Die Schauerbegebenheiten, in deren Mittelpunkt er handelnd steht, haben sich lange in Munde des Volkes erhalten; manches ist auch von böhmischen Dichtern bearbeitet worden.

Miseroni beherrschte von seiner Burg Kraschau aus nur ein geringes Gebiet, das sich über die Dörfer Kozjed, Borek, Bohy und Katolauß, sammt dem Meierhofs Kohn, einer Mühle, einem Wirthshause und einem Ueberfuhrhäuschen an der Mies, letztere drei zusammen Krasow genannt, erstreckte. Sein Besitzthum gränzte mit dem ohne Vergleich weit größern der geistlichen Herren von Pflaß. Ihnen suchte er eine Wiese sammt einem Stücke angränzenden Waldes, wahrscheinlich zur bessern Arrondirung, vielleicht auch nur zur Vergrößerung seines an sich zu engen Besitzthums, zu entreißen und dabei war er in den Mitteln dazu nicht wählerisch. Es war im Frühlinge 1673 um die Zeit, da man, wie man sich ausdrückt, auf den Wiesen aufräumt, richtiger gesagt, sie reinigt, um eine ergiebigere Heumahd zu erzielen. Eben waren an einem Apriltage Roboter zu diesem Zwecke auf der Wiese erschienen und hatten kaum ihre Arbeit begonnen, als eine große Anzahl bewaffneter Miseroni'scher Bauern auf sie eindrang, sich über einen Klosterunterthanen Namens Paul Hluschel hermachte, ihn mißhandelte und dann auf Schloß Kraschau schleppte, um ihn dort einzukerkern. Glücklicher Weise für die Angegriffenen kamen Lednitzer Bauern, die nicht weit davon arbeiteten, herbei und nahmen sich ihrer Herrschaftsgenossen an, wobei es hüben und drüben Schläge setzte; aber Paul Hluschel wurde den Angreifern entrisen. Dies geschah am 10. April; es geschah offenbar von Seite der Angreifer auf Geheiß ihres „Gnädigen Herrn,“ des Ritters Miseroni.

Die Pflaffer konnten voraussetzen, daß Herr Miseroni es bei dem ersten, mißglückten Versuche nicht werde bewenden lassen; sie kannten ihren nachbarlichen Grundherrschaft, und dazu mußte doch die begonnene, aber unterbrochene Arbeit vollendet werden. Die Roboter des Pflaffer Prälaten kamen daher am folgenden Tage wieder, um die Arbeit fortzusetzen und möglicher Weise zu vollenden; aber sie kamen in größerer Zahl und aus mehreren Dörfern, und mit ihnen kamen auch einige herrschaftliche Jäger, um nöthigenfalls einen neuen Angriff abzuwehren und die Roboter zu beschützen. Der Vormittag verlief ruhig; als man aber am Nachmittage mit der Arbeit nahezu fertig war, kam Herr Miseroni in eigener Person, hoch zu Ross und umgeben von einem bewaffneten Bolkchen. An Ort und Stelle angekommen, sprang er vom Pferde, in der einen Hand ein Pistol

mit gespanntem Fahne haltend, mit der andern eine Siebwaffe schwingend, und vielleicht vom Weine erhigt, da es nach dem Mittagmale war, schrie er wie rasend, Wald und Wiese gehören ihm, dem Abte und Kloster von Plass gehöre ein D . . . (Deut?). Dann ergoß sich über seine Lippen noch eine Fluth von Schmä- und Schimpfreden und schloß damit, man solle das alles dem Abte ausrichten. Da grub er mit seinem Degen drei Kreuze in den Rasen und behauptete, er werde sich und das Seinige nöthigenfalls auch mit Militärmacht zu vertheidigen wissen.

Als die Klösterlichen vom ersten Staunen sich erholt hatten und zu Worte kamen, suchten sie geltend zu machen, Wiese und Wald habe von Alters her und ununterbrochen und bisher auch unbestritten dem Kloster gehört, die Geistlichen von Plass haben beides bisher ohne Einsprache oder Hinderniß von irgend welcher Seite benützt. Doch weit entfernt, sich durch derlei Behauptungen auf andere Gedanken bringen zu lassen, fuhr er mit seinem Degen herum, und kam mit demselben dem anwesenden Hofbesorger so nahe, daß dessen Gesicht sehr unsanft tangirt wurde.

Bei allem dem verhielten sich die Plasser ruhiger, als man es heutzutage erwarten dürfte, hatten sie ja doch den gewaltigen nachbarlichen Gutsherrn vor sich. Doch blickte einer den andern bedenklich an, ob er nicht vielleicht Miene machen werde, dem Vorgange eine andere Wendung zu geben. Da ging das Pistol los, das Miseroni noch immer in der Hand gehalten hatte, und zwei Kugeln drangen dem Schmiede Wenzel Prusik aus Bilowa in den Unterleib, daß das Blut gewaltig hervorströmte. Wie rasend hieb nun Miseroni mit seiner Waffe herum, sich bald nach diesem, bald nach jenem der Bauern wendend, und man muß sich füglich wundern, daß sie noch immer nicht ihre Fäuste gebrauchten; nur durch das ausdrückliche Verbot des Prälaten läßt sich die erzwungene Ruhe erklären. Während einige der Plasser Roboter dem Tödtlichverwundeten beistanden, schlich einer unversehrt dem Rasenden hinter den Rücken, entwand ihm Degen und Pistol, wobei er ihm gegen das Verbot seines gnädigen geistlichen Herrn mit fester bäuerlicher Faust einige empfindliche Schläge versetzte, die Herr Miseroni Ritter von Biffon wohl nicht gern ertragen haben mag, aber doch ertragen mußte.

Indessen erhoben die Plasser ein weithin schallendes Klageschrei, denn der arme Prusik rang bereits mit dem Tode. Da entschloß sich Miseroni, davonzureiten und zu entfliehen, besonders da er die Wuthausbrüche der Bauern und ihre Rache für den Dahingemordeten fürchtete. Da richtet einer der anwesenden Jäger seine geladene Büchse gegen das Pferd und trifft es so gut, daß es den Reiter nicht weiter zu tragen vermag, — es stürzt nieder. Da ergriffen die Bauern den flüchtigen Mörder, schleppten ihn dorthin, wo der Schwerverwundete lag, und legten ihn gewaltsam hin an seine Seite, damit er das Stöhnen des Sterbenden vernehme. „Siehst du, riefen sie ihm zu, wie du mit einem treuen Unterthanen unsers gnädigen Herrn umgegangen bist? siehst du, wie Blut und Eingeweide aus der klaffenden Wunde hervortreten? Gleichwohl that man dem feudalen Mörder nichts zu leide. Das blutige Trauerspiel war geendet; Miseroni entfernte sich mit den Seinigen unbehelligt und wurde auch nicht weiter zur Verantwortung gezogen, obgleich die That allenthalben ruckbar wurde. Die Plasser brachten ihren Todten auf einem Wagen nach Hause; der Abt und der ganze Convent betrauertem ihn.

Einige Zeit nachher wandte sich Abt Benedict Engelden von Plass zur Sicherstellung seiner Rechte auf die strittige Wiese und die Waldparcelle an den

damals hochberühmten beideten Advocaten des Königreiches Böhmen, beider Rechte Doctor Mathias Malanotte, und so entstand ein Proceß, der einige wenige Jahre dauerte und endlich dahin entschieden wurde, daß Wiese und Wald mit Rechten zu Pflaz gehören und dabei verbleiben sollen.

Wohl hätte Miseroni, seiner Leidenschaft folgend, gern neue Händel angefangen, wenn nur einige Aussicht auf Erfolg da gewesen wäre. Doch er sah ein, daß er mit Gewalt nichts ausrichte; er ersann daher ein anderes Mittel, sich an dem Kloster zu rächen. Hinterlist und Verstellung sollten dabei helfen.

Es war im J. 1695. Da erschien vor dem Prälaten Benedict Engellen von Pflaz ein Bote Miseroni's, seines Gutsnachbarn, der den geistlichen Herrn nach Kraschau einladen und dabei durchblicken ließ, es handle sich darum, freundschaftliche Beziehungen zwischen beiden wieder herzustellen und das begangene Unrecht gut zu machen. Der Abt hätte wohl denken können wie der alte trojanische Priester Laokon, welcher beim Anblicke des verhängsvollen hölzernen Rosses ausrief, er fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen; aber die Aussicht auf gute Nachbarschaft war in ihren Wirkungen stärker als die Erinnerung an die Vorfälle vor zwei Jahren und er sagte sein Kommen zu. Er war aber doch auf seiner Hut. Miseroni empfing ihn mit anscheinender Freundlichkeit. Bei dem hierauf folgenden Mittagmale, bei dem es ritterlich-munter herging, waren auch Damen, ob vornehm oder gemein oder beides vereint, sollte sich bald zeigen. Nach dem Male wollte Benedict satteln lassen, um in sein Kloster zurückzureiten; da überhäufte man ihn aber von allen Seiten so sehr mit Freundlichkeiten und Bitten und bewog ihn endlich, auch noch beim Abendmale dort zu bleiben und in der Burg zu übernachten. Nach eingenommenem vortrefflichen Nachtmale gieng man, ohne bis zum anbrechenden Morgen nach echter Ritterfütte die Becher erklingen zu lassen, zur Ruhe. Entweder war es von Seite des Prälaten die Gewohnheit, seinen Kammerdiener immer in unmittelbarer Nähe zu haben, oder es geschah des ungewohnten Aufenthaltes wegen aus weiser Vorsicht: der Kammerdiener mußte diesmal das Schlafgemach mit seinem geistlichen Herrn theilen, was Miseroni und sein Anhang nicht ahnten.

Der Abt war noch nicht recht eingeschlafen und in seinen Gedanken noch mit den Erlebnissen des Tages, wenn auch nur wie halb träumend, beschäftigt, als er es erst leise, dann etwas stärker an seine Thüre klopfen hörte. Auf die Frage, was es gebe, ließ sich eine verlockende weibliche Stimme vernehmen; es war die Stimme einer jungen Dame, die zu der Tischgenossenschaft gehört hatte und nun eine weitere Genossenschaft anzuknüpfen sich bereit erklärte, zu welchem Behufe sie nothwendigerweise mit ihm sprechen müsse. Wohl hatte der Pflasser Odysseus gegen den verlockenden Sirenenfang die Ohren nicht mit Wachs verstopft und doch öffnete er weder das Herz noch die Thür und kündigte diesen seinen festen Entschluß der freundlichen Dame durch den Kammerdiener an, den diese nicht im Zimmer vermuthet hatte. Sie zog sich nach mißglücktem Feldzuge zurück, und der Abt schlief weiter ungestört und unbehelligt bis zum Morgen.

Das Frühstück wurde wieder gemeinschaftlich eingenommen. Von den adeligen Herren und Damen, die damals bei Miseroni zu Gaste waren, waren alle bis auf eine erschienen; es fehlte diejenige, deren Stimme dem Abte vom gestrigen Tage und von der darauf folgenden Nacht her wohl bekannt war. Er fragte nach ihr und meinte, man möchte sie doch auch zum Frühstücke holen. Dabei freute er sich schon auf ihren Anblick. „Wird sie wohl vor Scham erröthen? oder wird sie es über sich vermögen, die Maske der Unschuld zu tragen?“ dachte

er bei sich. Doch man zögerte, sie herbei zu holen, und erst auf wiederholte Aufforderung von Seite des geistlichen Herrn erschien sie auf Befehl ihres Herrn. Aber wie erschien sie! Verstörten Angesichts tritt sie ein und wirft sich unter Weinen und Heulen dem Abte zu Füßen, schleudert eine Mordwaffe, die sie bei sich hatte, weit in die Mitte des Speisesaales hin und bittet den Abt um Vergebung, die ihr auch unverzüglich zu Theil wurde. Nun erst wurde es klar, daß es ein von Miseroni selbst gemachter Anschlag, weniger auf das Herz als auf das Leben des Abtes, gewesen war.

Dieser dankte Gott in seinem Innern für die Erhaltung des Lebens und brach eben so wie die anderen Gäste vom Tische auf und machte Anstalten, sogleich einen Ort zu verlassen, wo man so treulos an ihm gehandelt hatte; — er ahnte nicht, daß auch die Frühstückscene nur ein Gaukelspiel war. Denn Miseroni hatte, nachdem der erste Mordanschlag auf des Abtes Leben vereitelt war, bereits einen zweiten in's Werk gesetzt, der, wie man meinte, nicht fehlschlagen sollte.

Zu dem Eingange des Schlosses Kraschau führte, wie auf der früher erwähnten älteren Abbildung zu ersehen ist, und wie der Augenschein noch heute zeigt, eine Brücke, die kühn über Felsenschluchten gespannt war. An derselben hatte Miseroni an dem Morgen nach der verhängnißvollen Nacht einige Balken so untersägen lassen, daß sie, wenn der Abt darüber reiten würde, zusammenstürzen und dieser sammt dem Rosse in der Tiefe seinen Tod finden sollte. Auch diesmal kam es anders, als man beabsichtigt hatte — entweder hatte man sich in der Zeit oder in der Durchführung verrechnet, das flinke Ross trug seinen Reiter unverfehrt über die Brücke und weiter dem Stifte Plaz zu.

Vorstehende Erzählung ist einem handschriftlichen Codex entlehnt, welcher um die Jahre 1720—1730, also zu einer Zeit entstanden ist, da die Begebenheiten noch im Gedächtnisse erhalten waren, und es vielleicht auch noch Gedenkmänner gab, die darüber berichten konnten. Abt Benedict Engelsen starb am 3. October 1681. Der Codex selbst ist in dem Kirchdorfe Maria Teinitz entstanden.

Nicht lange nachher kaufte derselbe Abt Benedict das Gut Kraschau, das von nun an mit der Stifftsherrschaft Plaz vereinigt wurde, und es bis zur Aufhebung des Klosters blieb.

B. Scheinpflug.

Das Testament des Benesch von Weitmühl.

(Ex arch. bibl. cap. met. Prag.)

Mitgetheilt von

Prof. Dr. J. Koserth.

Johannes dei gracia sancte Pragensis ecclesie archiepiscopus apostolice sedis legatus ad perpetuam rei memoriam.

Constitutus in nostra presencia honorabilis vir dominus Benessius archidiaconus Zacensis canonicus ecclesie nostre Pragensis cupiens anime sue facere remedium salutare domum suam in Hraczano, quam in presenti inhabitat, que sita est inter domos domini Ulrici dicti Tysta militis ex una et Henslini Tectonis parte ex alia, cum ipsius domus area, iuribus et pertinenciis dedit et donacione inter vivos donavit honorabilibus viris dominis, decano et capitulo ecclesie nostre Pragensis atque ipsi ecclesie et ipsis de eadem domo coram nobis condescendit usufructum

et ius inhabitandi ipsam domum sibi, ad vite sue tempora dumtaxat reservando, adiciens, quod prefati decanus et capitulum statim post mortem dicti domini Benessii debent se intromittere de pretacta domo ipsamque domum, quocienscumque per mortem civilem aut naturalem vacaverit, perpetuis in antea temporibus concedere inhabitandam uni canonico prebendato ecclesie nostre Pragensis, qui personaliter et cum effectu propter vicinitatem et residentiam atque augmentum divini cultus in eadem domo resideat officium divinum in ecclesia nostra visitando. Preterea ipse dominus Benessius voluit, disposuit et ordinavit, quod tam ipse quam omnes sui successores, qui pro tempore dicte sue domus possessores fuerint, perpetuis temporibus singulis diebus in quadragesima teneantur solvere unum grossum Pragensis monete pauperibus clericis, qui in ecclesia nostra eodem tempore circa crepusculum ante pulsum ad Ave Maria ad laudem et honorem eiusdem beate virginis antiphonam ¹⁾ Salve regina cantabunt et ad huiusmodi cantum unum cereum de una libra cere ministrare. Insuper idem dominus Benessius disposuit, voluit et ordinavit, quod tam ipse, quam omnes sui successores prefate domus sue pro tempore inhabitatores perpetuis temporibus teneantur reformare puteum seu fontem ante fores dicte domus sue pro usu pauperum hominum exstructum et pro eodem puteo ministrare uruas, funes circumferencias ferrimenta et alia necessaria ad puteum huiusmodi, quociens et quando fuerit necessitas, absque omni difficultate et contradictione, et quod ad predicta onera omnia et eorum quodlibet explenda et explendum ipse dominus Benessius et omnes sui successores prefate domus sue pro tempore inhabitatores possint per nos aut vicarios nostros in spiritualibus, quociens opus et necessitas fuerit, per censuram ecclesiasticam simpliciter et de plano abque figura et strepitu iudicii impelli et artari. Nobisque humiliter supplicavit, quatenus huiusmodi donacionem suam et ordinationem atque dispositionem auctoritate ordinaria approbare et ratificare dignaremur. Nos itaque considerantes pie devocionis affectum, quem prefatus dominus Benessius ad memoratam nostram gerit ecclesiam pro augmento quoque divini cultus, et ut ceteri canonici ecclesie nostre ad residentiam apud eandem ecclesiam faciendam invitentur, prefatam donacionem, ordinationem atque dispositionem ipsius domini Benessii, prout superius in suis punctis et clausulis plenius exprimuntur, auctoritate ordinaria de consensu et consilio capituli nostri ratificamus et approbamus. Et ut fideles Christi ad cantandam prefatam antiphonam Salve regina tempore et hora supradictis et adorandum pro pace et bono statu principum atque regni Boemie tanto fervencius invitentur, quanto se senserint divinis remunerari muneribus, nos de omnipotentis dei et eiusdem gloriose virginis Marie misericordia, sanctorum quoque apostolorum Petri et Pauli atque beatorum martyrum Viti, Wenceslai, Adalberti et Sigismundi patronorum meritis confisi omnibus et singulis vere penitentibus confessis et contritis, qui dictam antiphonam loco et tempore prefatis cantaverint vel pro pace et bono statu principum et regni Boemie tunc devote oraverint, singulis diebus prelibatis quadraginta dies indulgentie de iniunctis eis penitentiis in domino misericorditer relaxamus.

^ω
1) Anthu (?)

In quorum evidenciam et robur perpetuis temporibus valiturum presentes fieri et nostrorum ac capituli nostri sigillorum munimine iussimus communiri.

Actum et datum apud prefatam nostram Pragensem ecclesiam anno domini 1374 die decimo nono mensis Maii.

Nos quoque Hincō decanus, Potho archidiaconus totumque capitulum sancte Pragensis ecclesie considerantes prefatas donacionem, ordinationem et dispositionem per prenotatum dominum Benessium confratrem nostrum factas pro honore ecclesie nostre et divini cultus augmento eisdem prout in suis punctis superius exprimuntur nostrum consensum prebemus benivolam et assensum, et in testimonium omnium premissorum sigillum capituli nostri presentibus duximus appendendum. Datum ut supra.

(Siegel fehlten.)

Sagen aus dem südlichen Böhmen.

Von Fr. Hübler.

21) Der Dudelsackpfeifer von Strakonitz.

Die Bewohner von Strakonitz schreiben sich die Erfindung des Dudelsackes zu und sind auch nicht wenig stolz darauf. Von dem Erfinder des Dudelsackes selbst geht dort folgende Sage:

Derselbe ging einmal zu einer Hochzeit. Er hatte hier bis tief in die Nacht hinein auf seinem Dudelsacke gespielt und dabei auch ein bißchen zu tief ins Glas gesehen. Als er sich nun nach 12 Uhr Nachts auf die Beine machte, um seine Wohnung aufzusuchen, wollten sie ihm nicht recht willig sein, und er fand sich plötzlich vom alten bekannten Wege abseits und wußte nicht, wo aus, wo ein. Da sieht er plötzlich einen ganz schwarz gekleideten Mann vor sich, der fragt ihn, „ob er den Dudelsack gut spielen könne?“ Als er es bejahte, forderte ihn der Schwarze auf, ihm zu folgen, „er könne ein tüchtiges Stück Geld verdienen.“ Das ließ sich unser Dudelsackpfeifer nicht zweimal sagen, sondern er folgte seinem Führer, wenn auch mit etwas unsicheren Schritten. Dieser führte ihn auf ganz unbekanntem Wege zu einem schönen Schlosse, das er noch nie in der ganzen Umgegend gesehen, und das hell erleuchtet war. Er kommt in einen großen schönen Tanzsaal, wo eine zahlreiche Gesellschaft beisammen war, aber merkwürdig — Alle waren ganz schwarz gekleidet, Männer und Frauen, und alle sahen traurig und ernst aus. Er bekam nun das Beste zu essen und zu trinken, es wurde ihm auch ein reicher Lohn in Aussicht gestellt, aber dabei strenge verboten, hier je das Wort „Gott“ auszusprechen. Das gelobte er auch, und er spielte wacker auf, und alle tanzten und sprangen nach Herzenslust. Als endlich der Tanz vorüber war, riefen die schwarzen Tänzer den Spielmann in die Mitte, und ein jeder derselben warf ihm in den Hut eine Hand voll Dukaten. Ueber das reiche Geschenk war jedoch der Dudelsackpfeifer so erfreut, daß er des Gebotes vergaß und zum Schluß einen Büchling machte und sagte: „Gefegne es euch Gott.“ Kaum war jedoch das letzte Wort heraus, als es einen furchtbaren Schlag machte, und Alles, die schwarzen Herren und Frauen, die Lichter des Saales und die blanken Goldstücke im Nu verschwunden waren, und der Dudelsackpfeifer fand sich zu seinem Entsetzen unter einem Galgen, an dem ein Gehängter hing. Seinen Dudelsack hatte er noch, aber sein Hut mit den Goldstücken fehlte. Nachdem er sich umgesehen, fand

er, daß er unweit von Horazbiovic liege, und er eilte voll Grausen heim und gelobte, nie wieder zu spielen. Seinen Dudelsack vermachte er der Strakonitzer Kirche, allwo er noch lange hinter dem Altar zu sehen war.

Mittheilungen der Geschäftsleitung.

Ein Denkmal für Seume!

Im stillen Schatten einer knorrigen Eiche im Seumepark zu Teplitz ruht das edle deutsche Herz unseres unvergeßlichen Dichters **Johann Gottfried Seume**. Raum wird er selbst je ein prächtigeres Grabmal gewünscht haben; aber in unserer Zeit, in welcher Stein und Erz aller Orten sich vereinen, um Zeugniß abzulegen von dem Danke des deutschen Volkes für seine großen Männer, darf auch das Gedächtniß an den „Spaziergänger nach Syrakus“ nicht länger nur im leisen Flüstern der Eichenzweige leben.

Wo Seume am 13. Juni 1810 zur Ruhe gegangen nach langer beschwerlicher Pilgerfahrt, dort soll ein würdiges Denkmal seinen Namen späteren Geschlechtern überliefern, als ein Zeichen, daß das deutsche Volk auch diesen Vorkämpfer für Recht und Licht im treuen Gedächtniß behalten.

Schon ist in Teplitz ein kleiner Fond von mehr denn 1000 Gulden für diesen Zweck gesammelt; möge nun das deutsche Volk, das zu jedem edlen Werke so gern bereit ist, das echt nationale Unternehmen durch fernere Beiträge fördern helfen.

Sendungen nimmt im Namen der Unterzeichneten entgegen der Magistrat der Badestadt Teplitz in Böhmen, und wird seiner Zeit über diese Spenden öffentlich quittirt und über deren Verwendung weiterer Bericht erstattet werden.

Prof. Dr. L. C. Hegidi (Berlin), Hermann Allmers (Rechtensfleth bei Bremen), Prof. Heinrich Bantl (Graz), A. E. Brachvogel (Berlin), Dr. Julius Eckardt (Hamburg), Julius Gundling [Lucian Herbert] (Prag), Prof. Robert Hamerling (Graz), Karl von Holtei (Dreslau), Prof. Dr. Gust. K. Laube (Prag), Dr. Heinr. Laube (Wien), Dr. Alfred Meißner (Bregenz), Albertus von Ohlendorff (Hamburg), Dr. C. H. Preller (Hamburg), Prof. Dr. R. Th. Richter (Prag), Dr. Jos. Victor von Scheffel (Carlsruhe), Geheimer Hofrath Ludwig Schneider (Potsdam), Prof. Dr. Anton H. Springer (Leipzig), Prof. Fried. Theod. Vischer (Stuttgart).

Teplitz, im Februar 1878.

Nachtrag zum Verzeichniß der Mitglieder.

Geschlossen am 30. April 1878.

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: Anton **Benedikt**, suppl. Professor an der Realschule in Karolinenthal; Bruno **Bischoff**, Privatier in Prag; P. Viktorin **Bouchal**, Piaristenordenspriester, Gymn.-Professor in Gaha; Dr. Johann **Hackspiel**, Direktor des k. k. deutschen Real-Gymnasiums, etc. in Prag; Franz **Hadwiger**, Eisenbahn-Stations-Chef in Wedelsdorf; Franz **Hoffmann**, k. k. Bezirks-Richter im Friedland; Ludwig **Schubert**, Turnlehrer in Prag; **Vöbliche Stat-gemeinde Aßch**; die Herren Karl **Stil**, Ober-Revident der Turnau-Kralup-Prager Eisenbahn in Prag; Oskar **Läuber**, Mitglied der Redaktion der „Bohemia“ in Prag.

Vom 18. Februar bis 2. Mai 1878 sind der Geschäftsleitung folgende Sterbefälle aus dem Kreise der P. T. Herren Mitglieder bekannt geworden, und zwar:

Stiftende Mitglieder:

Herr Alois Haase, Herrschafts- und Fabrikbesitzer, oc. in Trautenau († 2. Mai 1878).

Ordentliche Mitglieder:

Die Herren: Arnold Gerstl, Fabrikdirektor in Falkenau, (gest. 4. April 1878); Josef Grohmann sen., Handelsmann in Saiba, († im Dezember 1877); Franz Krause, Oberrealschul-Professor in Leitmeritz, († 18. März 1878); Ludwig von Ladenburg, großherzogl. baden'scher Consul in Wien, († 5. September 1877); Friedrich Leeder, l. l. Minist.-Rath im k. Handels-Ministerium, etc. in Wien, († 2. April 1878); Philipp Salus, Sekretär der Pester Affekuranz in Prag (gest. 27. Feber 1878); Karl Volkelt, Bräuer in Friedland, († 29. März 1878); Wilhelm Weigand, Prokuraführer in Rosmanos († 26. März 1877).

Die diesjährige ordentliche Generalversammlung wird am 28. Juni l. J. abgehalten werden.

Es wird höflichst daran erinnert, daß gemäß der Geschäftsordnung (§. 25) nur jene selbstständigen Anträge in der Generalversammlung zur Verhandlung gelangen, welche wenigstens 14 Tage vor Abhaltung derselben dem Ausschusse schriftlich bekannt gegeben worden sind.

Jedem Exemplar der „Mittheilungen“ für die außerhalb Prag wohnenden P. T. Herren Mitglieder liegt ein Stimmzettel für die in der General-Versammlung am 28. Juni stattfindende Neuwahl des Ausschusses bei. Es wird ersucht, denselben gefälligst auszufüllen, eigenhändig zu unterzeichnen und bis zum 28. Juni entweder versiegelt und franko direkt an den Verein oder durch den Herrn Vertreter einzusenden.

Berichtigungen:

Zu Seite 251 Z. 4 v. oben: Auf der Subseite lautet die Aufschrift: „Ora, stude, labora.“

Zu dem im vorigen Hefte erschienenen Artikel „Scharfeier“ steht uns eine berichtigende Arbeit in Aussicht, die jenes Fest auf die in Baiern allenthalben üblichen „Schauerfeste“ zurückführt.

Druckfehler.

S. 119, 2. Z. v. unt. und S. 120, 11. Z. v. oben lies Thurneisser zum Thurn (geb. 1630, † 1696). S. 121, Z. 15. v. oben lies Haunsberg.

Prag, 1878.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft für Papier- und Druck-Industrie.

Selbstverlag des Vereines.



Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

I.

1877/78.

**Zur Kritik von J. Neubauers
„Deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert.“**

In der literarischen Beilage der „Mittheilungen“ des letzten Heftes ¹⁾ brachte Herr „Langhans“ eine Recension über meinen Aufsatz „Die deutsche Literatur in Böhmen bis zum 18. Jahrhundert“ im Programme des Communal-Realgymnasiums zu Elbogen 1876. Vom Standpunkte der Selbstverteidigung aus gegen ungerechte Angriffe und von dem des Rechtes gegen das Unrecht, der Wahrheit der Wissenschaft gegen fehlerhafte Bekrittelungen ist mir wol erlaubt, hier zur sachlichen Richtigstellung der Sache des Herrn Langhans contra me und die wahre Wissenschaft Einiges klar zu legen.

Herr Langhans beschuldigt mich, daß ich zu meinem Aufsatze in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsuchte, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnisse gestanden, und daß ich dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereicherte. Daß dieses vollständige Unwahrheit ist, will ich mit Ziffern beweisen.

In meinem Aufsatze, — der nur ein Programmaufsatz ist, in dessen Einleitung ich erklärte, daß ich nur einen ganz kurzen, gedrängten Abriss geben wolle, wodurch ich mich also gegen einen Vorwurf, wie der Langhansens ist, daß von einer Vollständigkeit des Materials keine Rede ist, im Vorhinein verwahrte, — kommen im Ganzen 69 Namen von Dichtern und Schriftstellern vor. Von diesen 69 Namen kommen in Schlesinger ein und dreißig nicht vor: Bruder Bernher, Litschauer, Walther von der Vogelweide, Berth. von Regensburg, Heinr. Eckhart, Frauenlob, Heinr. von Müglin, Wigbold von Osnabrück, Petrus Sturba, Georg Beatus, Ubert a Lompiano, Bartolus a Saxo ferrato, Petrus Dresdensis, Mich. Beheim, Eberh. von Windeck, Gabr. Teigel, Muscatblüt, Campianus, Moretus, Hartmann, Stanzel, Joh. Horn, Agricola, Corbinus, Paul Meliffus, Heinr. Zul. von Braunschweig, Pontanus II. (Spannmüller), Kruger, Querstenberg, Fromm, Pfalz von Ostzig. — Von den bei Schlesinger erwähnten Namen, für die also die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, sie aus Kurz mit Excerpten zu bereichern, sind im Kurz ein und zwanzig nicht genannt: Joh. von Stetefeld, Schambogen, Weingarten, Winter, Kaltbrunn, Hoë, Cruppins, Manlius, Garth, Hoffäus, Brusch,

¹⁾ S. Jgg. XV, S. 57.

Habermann, Goldhahn, Handsch von Lynuso, Sandel, Haselbach, Westonia, Crinesius, Deutschberg, Marcus Marci, Jessenius.

Dazu kommen sechs zehn, die weder im Schlesinger noch im Kurz genannt sind: Litzschauer, Wigbold von Dsnabrück, Petrus Sturba, Georg Beatus, Ubert a Lampiano, Bartolus a Saxo ferrato, Campianus, Moretus, Hartmann, Stanzel, Corbinus, Pontanus II. (Spannmüller), Duestenberg, Fromm, Pfalz von Ostrix.

So beschränkt sich die Zahl derjenigen Namen, die im Schlesinger stehen und nach Kurz mit Notizen bereichert werden könnten, auf elf: Keimar von Zweter, Ulrich von Türkin, Friedr. von Sonnenburg, Ulrich von Eschenbach, Heur. von Freiberg, Niklas Hermann, Joh. Matthesius, Mich. Weisse, Christian Reymann, Siegm. von Birken, Zach. Theobald. Das sind Namen, die wol wo anders außer im Schlesinger und im Kurz auch stehen, und es ist kein Grund vorhanden, daß Herr Langhans darüber staunt, sie auch von mir angeführt zu finden. Die Auszüge aus Kurz zu diesen Namen würden vielleicht kaum zwei Seiten füllen, und was im Kurz von einer Beziehung dieser zu Böhmen erwähnt ist, dürfte höchstens für eine halbe Seite ausreichen. Kurz gibt sich ja überhaupt nicht gerne mit österreichischen Dichtern und Schriftstellern ab. Widmet er ja unserem Grillparzer in seiner vierbändigen Literaturgeschichte als dem „Dichter von Schicksalstragödien“ — nur eine halbe Spalte!

Ich gebe also den p. t. Lesern das Räthsel auf, woher hat Langhans den Grund zu seiner Behauptung genommen, die sich mit Ziffern so deutlich zurückschlagen läßt. Eine große Kühnheit unterstützte jedenfalls den Kritiker.

Herr Langhans sagt mit großem Autoritätsgefühl: „Heinr. Eckhart ist nicht Vater der deutschen Speculation, sondern der deutschen Mystik.“ Mit diesem Tadel hat der Kritiker die Wahrheit zum Irrthum stempeln wollen. Servinus nennt Eckhart in seiner Geschichte der deutschen Dichtung (S. 117) den „Meister der Speculation.“ J. B. Weiß führt in seiner Weltgeschichte, in der er ihn „Vater der Speculation“ nennt, eine Quelle an: „Jos. Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation, Wien 1864.“ Wer wollte die Schriften alle nennen, in denen Eckhart diese Bezeichnung zu Theil wird! Nur Herr Langhans scheint keine derselben noch in der Hand gehabt zu haben!

„Die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur ist ganz ungenügend.“ Punctum. So tadelt mich, wie einen Schüler, Herr Langhans. Und doch sind in meinem Aufsatze 38 Pflüger der Wissenschaft angeführt: Hr. Eckhart, Joh. Stetesfeld, Wigbold von Dsnabrück, Petr. Sturba, G. Beatus, Schambogen, Weingarten, Ubert a Lampiano, Bartolus a Saxo ferrato, Hoë, Winter, Knorre, Kaltbrunn, Cruppius, Manlius, Garth, Hoffäus, Campianus, Bliffemius, Moretus, Stanzel, Hartmann, Agricola, Handsch, Goldhahn, Haselbach, Theobald, Crinesius, Pontanus (Spannmüller), Deutschberg, Kruger, Tycho Brahe, Kepler, Jessenius, Fromm, Duestenberg, Pfalz von Ostrix, Marcus Marci.

„Citirt wird zuweilen nicht verständlich, so S. 12“, klagt Langhans. Es bezieht sich dies auf einen Auszug aus einem Gedichte Muscatblüts. Wenn dem Herrn Kritiker das Deutsch des 15. Jahrh. nicht verständlich genug ist, so kann ja das unmöglich meine Schuld sein. Citirt habe ich buchstaben- und wortgetreu, wie Muscatblüt geschrieben; wolle sich jeder Leser freundlichst durch Vergleichen überzeugen! „Geradezu überraschend ist es, daß S. 7 und 8 der Meistergesang mit der Volkspoesie identificirt wird,“ heißt es in der Kritik des Herrn Langhans weiter. Das ist Verdrehung! Der Ausdruck „Volkspoesie“ ist von mir nicht gebraucht. Wol aber spreche ich im Gegensatz zu dem höfischen Gesange von einem bürgerlichen und volkmäßigen Meistergesange. Langhans erklärt ferner: „Der Doctor von Prag ist nicht Heinr. von Müglin, sondern Müllich von Prag.“ Der Herr Kritiker kann bei nochmaliger, aber aufmerksamer Lectüre meines Aufsatzes finden, daß ich nicht bloß Hr. von Müglin, sondern auch Müllich von Prag anführe, also beide sehr wol sondere. Wenn ich in meinem Aufsatze aber sage, daß Meisterfinger Müglin einen Doctor von Prag nennen, so glaube ich in demselben Rechte zu sein, wie

der beim Kritiker, wie es scheint, so hoch angesehene Kurz, der I. S. 596 selbst sagt: „bei einem anderen Meisterfinger heißt er Doctor der Theologie zu Prag.“ Mehr aber, als diese Thatsache, daß er von anderen, nicht von mir, als ein Doctor der Theologie ausgegeben wurde, wollte ich auch nicht berichten. Aehnlich verhält es sich mit dem Liede in dulci júbilo und Petrus Dresdensis. Das Lied wurde von mehreren Seiten dem Petrus Dresdensis zugeschrieben und in meinem Aufsatze heißt es ja „..... Petrus Dresdensis, dem das Lied in dulci júbilo zugeschrieben wird.“ Ich wollte ja damit nicht behaupten, daß er es wirklich gedichtet. Daß es ihm mit Recht oder Unrecht zugeschrieben wird, dafür kann wol auch Langhans den Beweis nicht bieten. Mügen, wie folgende, daß in meinem Aufsatze Engelhart von Haselbach Engelbert genannt wird, daß Windeck's Geburtsjahr 1378, nicht 1387 ist, daß als Todesjahr Beheim's 1475 angeführt ist, sind kleinlich, einer ernst- und gewissenhaften Kritik kaum würdig. 1378 ist durch einen Druckfehler, durch Umsezung von 7 und 8 entstanden. Als Todesjahr Beheim's wird von Einigen 1474, von Einigen 1475 genannt, Andere bezeichnen es nicht bestimmt, sondern sagen, Beheim sei nach 1474 gestorben. Wenn ich mich da einer bestimmten Ansicht anschließe, ist das schon ein wissenschaftliches Verbrechen? Daß Haselbach Engelhart und nicht Engelbert hieß, weiß ich, und so steht auch in meinem Manuscript. Weil aber in der Egerer und Tepler Gegend der Taufname Engelbert häufig vorkommt, dagegen Engelhart nicht, ist es begreiflich, wenn der Setzer diesen Fehler verursachte. Darüber Geschrei zu erheben, ist pedantisch, denn dieser Fehler ist wol ebenso verzeihlich, wie der, das in der Langhans'schen Kritik selbst in den „Mittheilungen“ Müglins „Buch der Waide“ zu einem „Buch der Waide“ geworden. Wolte ich boshaft sein, so könnte ich nun auch behaupten, Herr Langhans weiß nicht, wie das Buch Müglins heißt. Sapienti sat! Ich überlasse es dem Leser, sich über den Werth einer solchen Kritik selbst das Urtheil zu bilden.

Johann Neubauer.

Antwort.

Es ist mir sehr unerquicklich, die einzelnen Sätze meiner gewissenhaften Kritik gegenüber dem so schwer getränkten Selbstbewußtsein des Herrn Johann Neubauer zu vertheidigen, und es kommt mir beinahe grausam vor, ihm eine gründliche Antwort zu geben. Da es aber gilt, meine kritische Ehrlichkeit gegen seine unüberlegten Invectiven zu schützen und zugleich die Redaction dieser Blätter, die mich mit Bülcheranzeigen betraut, zu rechtfertigen, so muß ich es selbst auf die Gefahr hin thun, daß die Replik für Herrn Neubauer in den Augen der Leser verhängnisvoll wird.

Ich sagte in meiner Anzeige: „Damit, daß man in der Geschichte von Schlesinger die Namen der verschiedenen Schriftsteller aufsucht, die zu Böhmen in irgend einem Verhältnis standen und daß man dieses Namensverzeichnis mit Excerpten aus Kurz bereichert, damit ist doch zu wenig geleistet..... Nur ein- oder das anderemal ist ersichtlich, daß der Verfasser auch Gerwinus oder Koberstein in der Hand gehabt. Fast durchgehends sind Schlesinger und Kurz sagweise benützt.“ Das heißt doch klar und verständlich für Jeden, Herr Neubauer hätte vor Allem die Namen und Daten, die im Schlesinger stehen, genommen, dazu was er in Kurz fand und selten etwas anderes. Natürlich, daß er sich nicht entgehen ließ, was bloß Schlesinger oder bloß Kurz bringt, er schrieb alles, was im Schlesinger steht, und alles, was er im Kurz fand, ab.

Herr Neubauer unterlegt aber meinen Worten den Sinn, als sagte ich, er habe bloß die Namen angezogen, welche Schlesinger und Kurz zusammen bringen. Und gegen diese Einbildung stürmt er nun, ein literarischer Don Quixote, mit Zahlen als Waffen los. Es ist aber

tomisch, daß er statt eines mathematischen Beweises ein mathematisches Problem gibt. Wenn die Gesamtzahl der in seinem Programme angeführten Schriftsteller 69 ist, von denen 31 in Schlesinger nicht sind, so bleiben 38, die man dort findet; wenn von diesen weiter 21 in Kurz nicht stehen, so sollten doch 17 Namen übrig bleiben, „die in Schlesinger stehen und nach Kurz mit Notizen bereichert werden könnten.“ H. N. findet aber — 11! Ich muß gestehen, daß es mir einiges Kopfzerbrechen machte, wie diese Zahl herauskam. Ich glaube so: Er gibt zwar die Zahl der Schriftsteller auf 69 an, nennt aber, wie man sich aus dem obigen überzeugen kann, bloß 67 und von diesen vergaß er bei der Rechnung 4, nämlich die unter den Männern der Wissenschaft aufgezählten Ruorre, Bliffemius, Tycho und Kepler. So rechnet er mit 63 und (63—31) — 21 ist nun richtig = 11. Ein nettes Beispiel, wie leichtfertig Herr N. selbst in seiner Bertheidigung ist. Es sind aber außerdem alle Zahlen falsch. Zunächst ist die Zahl 69 unrichtig, es soll heißen 71, Herr N. vergaß, daß er auch die beiden Spervogel, Wenzel II. und Mülich von Prag anführt. Weiter ist falsch, daß in Schlesinger 31 Schriftsteller nicht sind, Frauenlob ist erwähnt S. 290, Fromm S. 608, Pontanus S. 500, 521, Horn S. 519 und der letztere wörtlich wie bei Neubauer, so daß er ihn dort wol gefunden haben wird. Es sind, Mülich eingerechnet, daher nur 28 nicht in Schlesinger. Auch fehlen in Kurz nicht 21, sondern 24.

Die Rechnung ist übrigens eine Mythisation. Das Resultat, daß bloß 11 Namen in Schlesinger und Kurz stehen, wird von H. N. oben so benützt, als ob von den Namen in seiner Arbeit nur diese auch in Kurz und Schlesinger ständen, und er ist enttäuscht, daß ich staunte, er hätte sie ebenfalls angeführt. „Sie stehen wol wo anders auch außer in Schlesinger und Kurz!“ Man muß in folgender Weise rechnen. 71 Namen werden angeführt, davon stehen 14 in Schlesinger und Kurz, 26 in Schlesinger allein, 15 in Kurz allein, Summe der in beiden Büchern gefundenen Namen 55, Rest der sonst gebrachten 16.

Nun wäre es freilich kein Vergehen in einer zusammenfassenden Darstellung Schlesinger und Kurz gehörig auszunützen, aber H. N. verschwieg daß er das that, jetzt läugnet er es gar und schrieb doch fast nur diese ab. Es muß wol einem verdächtigten Recensenten einige Mühe kosten, dieser — Kühnheit gegenüber kein Wort des Jornes zu brauchen, ich gebe aber nur den Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung.

Ich ziehe zunächst die Schriftsteller an, welche in Schlef. und Kurz stehen. Ueber Reinmar, Ulrich v. d. Türkin, Sonnenburg, Ulrich von Eschenbach sagt er nur, was in jenen zu finden ist. (Siehe der Reihe nach R. I, S. 111—I, 368 Schl. 175 — I, 120. Schl. 175 — I, 296, Schl. 175.) Der Darstellung Heinrichs von Freiberg sieht man den Kurz I. 389, Schlef. 175 an, nur ist ein kleiner Zusatz gebracht. Alles über Nicolaus Hermann S. 14 (Schlef. S. 521) ist aus Kurz II. 20, 21 wörtlich excerptiert. Dabei gebraucht H. N. die List, nachdem er eine ganze Periode abgeschrieben, mitten im Satz für einige unverstandene Worte Anführungszeichen zu bringen und citirt den Servinus, — weil es schon Kurz thut! Michael Weisse, S. 16, ist aus Kurz II. 16 wörtlich excerptiert, hinzugefügt ist nur, daß sein Gesangbuch der böhmischen Brüder in Jungbunzlau herauskam, das steht aber in — Schlesinger S. 519. Auch Christian Reyman S. 18 ist aus Kurz II. 239 hergenommen, mit der Hinzufügung, daß er zu Pantratz im Bunzlauer Kreise geboren ist, nach — Schlesinger S. 621! Die Biographie Sigmunds von Birken S. 19 ist wörtliches Excerpt aus Kurz II. 233. Aber über den Blumenorden hat H. N. einiges auch anderswo gelesen und sofort werden mit vollem Munde eine Reihe Paragraphe und Seiten aus Servinus, Koberstein, Pischon citiert. Zu Zacharias Theobald S. 22, entnommen aus Schlef. 520, Kurz II. 183, gab Herr N. einige Büchertitel. Ich muß ein Beispiel, damit Herr N. meine Seitencitate nicht falsch nenne, voll anführen. Von Matthesius S. 14 schreibt er: „Der Dichter Johann Matthesius, geb. am 24. Juli 1504 zu Rochlitz in Sachsen, hat den größten Theil seines Lebens in Böhmen und in Wirksamkeit für

Böhmen zugebracht; er war ein persönlicher Freund Luthers, wurde 1532 Rector der Schule Joachimsthal, wirkte später als Pfarrer daselbst durch 30 Jahre und starb am 8. Dezember 1565 auf der Kanzel, vom Schläge getroffen. Seine Predigten sind ausgezeichnet durch ihre praktische Richtung. Das vortrefflichste Werk von ihm ist „die Sarepta oder Bergpostill“, Nürnberg 1562, 16 Predigten, in denen er die Lehre des Glaubens und der christlichen Moral an den Bergbau anknüpfte und so der (?) Glaubens- und Sittenlehre durch diese praktische, bergmännische Anschauung und Verbindung mit dem alltäglichen Leben dem Volke aufs Beste vermittelte. Am Ende dieser Postille bringt er eine Chronik von Joachimsthal. Unter seinen lieblichen Kirchenliedern ist besonders innig, volkstümlich und kindlich-naiv: „O Jesu, liebes Herrle mein.“ Ein Morgenlied von ihm soll Gustav Adolph alle Tage gesungen haben. Seine „Historien von Luthers Anfang, Tere, Standhaft bekennnuß seines Glaubens und Sterben“ sind für die Kenntnis der äußeren und inneren Geschichte des Reformators von großem Werte. Ein kleines didactisches Gedicht: „Deconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll“ 1561 ist voll guter Lehren, von recht glücklicher, gebrängter Darstellung und dadurch charakterisiert, daß es hauptsächlich bekannte Sprichwörter zur Grundlage hat.“

Nun schlage man Kurz II. 218 nach: „Johannes Matthesius.... wurde den 24. Juli 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren, widmete sich der Theologie.... er setzte unter Luthers Leitung, dessen Tischgenosse er auch eine Zeit lang war, seine theologischen Studien fort, nach deren Beendigung er Lehrer in Altenburg, dann 1532 Rector der Schule in Joachimsthal und 1541 Pfarrer daselbst wurde, welche Stelle er mit segensreichem Erfolg 30 Jahre lang verwaltete. Er starb auf der Kanzel vom Schläge getroffen am 7. October 1565.... hat Predigten hinterlassen, die sich alle durch eine eigenthümliche praktische Richtung und Auffassung auszeichnen... die bedeutendste (Sammlung seiner Schriften) aber besorgte er selbst noch; es ist die „Sarepta oder Bergpostill“ (Nürnb. 1562. Fol.), 16 Predigten, welche den Bergbau nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande haben, indem er die Arbeiten und die verschiedenen Metalle zuerst nach ihrem Wesen und dann allegorisch erklärt.... es mußte eine gute Wirkung machen, wenn er die Lehren des Glaubens und der christlichen Moral durch geschickte Uebergänge und Verbindungen an den alltäglichen -Verhältnissen des bergmännischen Lebens anschaulich machte.... Den Predigten hat M. noch eine Chronik von Joachimsthal beigelegt. S. 23: Seine Lieder haben denselben kindlich naiven, volkstümlichen Ton, wie die seines Kantors... ein Morgenlied, daß der große Gustav Adolph täglich gesungen haben soll.. Nun wieder S. 218: Sondern auch die Historien von Luthers Anfang, Tere, leben, Standhaft bekennnuß seines Glaubens und Sterben, welche für die Kenntnis der innern und äußern Geschichte des Reformators noch jetzt von Wichtigkeit sind. Endlich S. 53:.... des Joh. Math. Deconomia oder Bericht, wie sich ein Hausvater halten soll (1561), ein kleines Gedicht voll guter Lehren, welche zum Theil recht glücklich, in gebrängter Darstellung und volkstümlicher Sprache, mit geschickter Benutzung bekannter Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten ausgebrüht sind.“

Soll ich noch irgend ein Beispiel herausgreifen? Kurz II. 21 schreibt: „... er (Hermann) wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenliedes, in welchem die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse vom Standpunkte des christlichen Glaubens dargestellt wurden, einer Gattung, die alle Elemente des poetischen Lebens in sich trägt, weil sie auf der dichterischen Auffassung der Wirklichkeit beruht. Auch wurden diese späterhin vielfach bearbeitet, wie ein Blick in alle neueren Gesangbücher leicht beweist, allein wenige Dichter haben die Höhe der Auffassung bewahrt, die uns in Hermanns Liedern so erfreulich entgegentritt; die meisten haben sich in prosaischen und langweiligen Schilderungen der bloßen Lebensverhältnisse verloren, in welchen das Gemüt keine Befriedigung, noch viel weniger aber Erhebung finden kann.“ Herr M. schreibt S. 15: „Hermann ist geradezu der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenliedes in unserer Literatur, nämlich der, in welcher die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse

vom Standpunkt des christlichen Glaubens dargestellt werden, einer Gattung, die „alle Elemente des politischen (! sic!) Lebens in sich trägt, weil sie auf der dichterischen Auffassung der Wirklichkeit beruht. Seine Lieder wurden später vielfach bearbeitet, wie die neuen protestantischen Gesangbücher leicht beweisen, doch nur wenigen Dichtern ist es gelungen, Hermann nur einigermaßen treu zu copieren; nur wenige trafen seine Art und Weise; die meisten seiner Nachahmer wurden recht prosaisch, recht langweilig, wenn sie ihrem Vorbilde gemäß die verschiedenen Lebensverhältnisse ihrer Poesie zu accomodieren trachteten.“ Das ist doch recht prosaisch, recht langweilig, dazu sehr ungeschickt abgeschrieben und mit großer — Kühnheit geläugnet!

Sehen wir weiter zu Schriftstellern, die in Schlesinger nicht sind, aber in Kurz. Außer den kurzen Notizen über Bernher, Walther, Berthold, Frauenlob, die aus Kurz geschöpft sein können, wurde Eckhart S. 7 aus Kurz I. 580 fast weise mit wenig geänderten Worten excerpiert, Heinrich v. Müglin S. 9 ist wörtlich nach R. I. 596 und 628, Müllich v. Prag S. 9 wörtlich nach R. I. 596, nur mit umgekehrter Schlussfolgerung bezüglich seiner Verwechslung mit Müglin gebracht. Von Petrus Dresdensis weiß Neubauer nur, was Kurz I. 595 hat, doch läßt er in dem Satz, „dem das Lieb in dulci júbilo mit Unrecht zugeschrieben wird,“ die Worte mit Unrecht eigenmächtig weg. Die Darstellung des Michael Beheim S. 11 ist wörtliches Excerpt aus Kurz I. 690, ebenso die des Winderl, S. 11 aus R. I. 765, des Teigel S. 11 aus R. I. 755. Bei Muskatblüt S. 11 sind dieselben Gedanken wie bei R. I. 605 in wenig geänderten Worten gegeben, Melissus S. 18 wird wol auch aus R. II. 24 genommen sein und Heinrich J. v. Braunschweig ist wieder fast wörtlich aus R. II. 142 entliehen. Es macht sich natürlich sehr geltend, daß ein Satz, den Kurz im Text hat, bei Neubauer als Anmerkung unter den Strich gewiesen wird.

Ferner haben wir Schriftsteller zu betrachten, die bloß Schlesinger anführt. Dieser thut es in seiner einbändigen allgemeinen Geschichte Böhmens natürlich ganz kurz und da kann freilich Herr Neubauer auch nicht leicht ausführlich sein. Demzufolge sind Stetefeld, Schambogen, Winter, Kaltbrunn, P. Cruppius, Knorre, Manlius wie bei Schlesinger (S. 516, 519, 603) bloß dem Namen nach citiert. Wo Schlesinger einiges erzählt, da wird selbverständlich auch mehr abzuschreiben sein, also bei Matthäus Goldhahn S. 17, Schl. 520, bei Georg Handjch v. Pymuso S. 17, Schl. S. 521, bei Jessenius Schl. 502, 519, 535, bei Haselbach S. 17, Schl. 520. Doch muß anerkannt werden, daß, da Schlesinger oft zu kurz ist, mehrmal doch etwas — wie das Geburts- oder Todesjahr — hinzugesetzt wird, nämlich S. 13 zu Hoë, Schl. S. 516, 517, 519; zu Garth, Schl. 516; S. 16 zu Brusck, Schlef. 520; S. 17 zu Habermann, Schlef. 520; zu Sandel Schlef. 521; S. 18 zu Westonia Schl. 500; S. 23 zu Crinesius, Schlef. 520; zu Pontanus, Schlef. 521. Wirklich um einige Zeilen, also wesentlich erweitert erscheinen aber die Angaben nur bei vier: S. 23 bei Deutschenberg und Weingarien, S. 24 bei A. Fromm und S. 25 bei Marcus Marci. Auch über Tycho de Brahe, Kepler und die beiden Spervogel läßt sich der Verfasser aus, doch ist das wol zu bekannt, als daß mit der Reproduction viel geleistet wäre.

Endlich — und nun gebe man Acht! — bleiben die Schriftsteller, die weder in Schlesinger noch in Kurz gefunden wurden. Nur von 2, sage zweien weiß Herr N. einige Zeilen zu berichten, von Questenberg S. 24 drei Zeilen! und von Christoph Pfalz vier Zeilen! Litschauer, von dem doch in Hagen's M. S. einiges steht, kommt mit 2 Zeilen weg und Wigbold, Sturba, Beatus, Campiano, Bartolus, Campian, Moretus, Hartmann, Stanzel, Corbinus, Agricola sind nur dem Namen nach vorgeführt.

Den p. t. Lesern wird das Räthsel, das ihnen Herr Neubauer aufgibt, woher ich den Grund zu meinem Urtheil genommen, jetzt keine harte Nuß mehr sein.

Nun zu den Einzelheiten. Der Engelbert, das Geburtsjahr W i n d e k s 1387 (das-
selbe Versehen ist S. 9 1387 statt 1378) sei auf Rechnung des Setzers geschrieben und hingehen
mag auch die Angabe des Todesjahres B e h e i m s, obwohl mir Herr N. schwerlich die Angabe
eines b e s t i m m t e n Jahres nachweisen wird. Eine Verdrehung habe ich mir indessen nirgends
zu Schulden kommen lassen. S. 7 und 8 ist wol der Ausdruck „Volkspoesie“ nicht gebraucht,
aber der Ausdruck „volksmäßig“ und ich kenne keinen Unterschied zwischen Volkspoesie und volks-
mäßiger Poesie, zwischen Volksepos und volksmäßigem Epos u. s. w. Herr N. stellt den
volksmäßigen Meistersang in Gegensatz zu dem ritterlichen, höfischen Minnefang, und
das wird doch niemand anders fassen, als wie ich es verstanden habe. Der Meistersang ist nur
ein h a n d w e r k s m ä ß i g entarteter Minnefang, die leere Form, ohne dessen innerliches
Wesen festhaltend, und es ist nichts volksmäßiges an ihm. Was den Doctor von Prag betrifft,
so weiß ich sehr wol, daß gleich nach Müllin der Prager Müllich genannt ist, der Zusatz hätte
aber da nicht fehlen sollen, daß wahrscheinlich der letztere jener Doctor von Prag ist. Herr N.
schrieb eben flüchtig — und dafür gab ich die Beispiele — ab, was Kurz sagt, und so kam
denn manchmal etwas heraus, was er jetzt wol schwerlich als Resultat eigener Forschung plausibel
machen wird. Herr N. spottet über mich, daß Kurz bei mir in hohem Ansehen zu stehen scheint.
Meines Wissens habe ich im Referat nichts darüber, wie hoch ich ihn schätze, kund gegeben,
aber es ist eine anständigerweise ganz undefinierbare Manier, Jemanden verstoßen auszusprechen
und hinterher über ihn zu schmähen. — Ob mir das Deutsch des 15. Jahrhunderts nicht ver-
ständlich genug ist, darüber werde ich mit H. N. nicht streiten, das Citat auf S. 12 aus
Auslatblitt nannte ich deswegen unverständlich, weil es mit den Worten anhebt

aller Herrschaft
hatt macht und crafft
in irem lannd

und weil man sich rein aufs Rathen verlegen muß, auf w e l c h e s Land das geht. Es war
eben noch die vorhergehende Strophe des Gedichtes zu citieren, wo der Dichter anfängt
zu schildern,

wie es ym lannd zu Behem stee.

Bezüglich des Meisters Eckhart strengt sich Herr N. unnötig mit nachträglichen Citaten
aus Weiß an. Auch Kurz — auf derselben Seite, wo ihn Herr N. abschrieb — nennt ihn
einen Mann der Speculation, deswegen bleibt es doch nur richtig, ihn den Vater der deutschen
Mystik zu nennen, weil Speculation, als das reine, begriffliche Denken nicht vermischet werden
sollte mit der nebulösen, gemüthlichen, phantastischen Intuition der Mystik. Zuträglicher wäre
gewesen, wenn Herr N. andere Dinge, die in Kurz falsch stehen, verbessert hätte, z. B. die
falsche Ansicht, daß Birkens „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich“ eines der besten hi-
storischen Werke des XVII. Jh. (bei N. Druckfehler XIII. Jh.) ist. Mein Urtheil endlich über
die Behandlung der wissenschaftlichen Literatur kann ich nicht ändern. Es sind freilich 38 Pfleger
der Wissenschaft genannt, aber zum größten Theil auch n u r genannt und wie unsystematisch
und zerstreut! Es ist eben nicht genügend.

Herrn Neubauers offener Angriff könnte mich wol reizen, alle Mängel der unreifen Arbeit,
die noch lange nicht aufgezehlt sind, aufzudecken, aber einerseits will ich ihm ein Beispiel der
Mäßigung geben und andererseits ist das Programm weiterer Mäße nicht wert.

Jglau, den 9. Juni 1877.

Dr. Victor Langhans.

L. Lemme: Das Evangelium in Böhmen. Götta, 1877.

In 15 Paragraphen verbreitet sich der Verfasser in einer dem akademisch-theologischen Ver-
eine in Berlin gewidmeten Denkschrift über „das Evangelium in Böhmen.“ Der Verfasser steht
auf dem „evangelischen“ Standpunkte und faßt auch sämtliche Erscheinungen des geistigen Le-

bens von diesem Gesichtswinkel auf. In der Einleitung setzt er sich historisch mit den Bewegungen des protestantischen Kirchenkörpers auseinander, er charakterisiert den deutschen und englischen Protestantismus und zeigt einen scharfen Einblick in das Wesen religiöser Ueberzeugung oder subjektiver Gewißheit, auf deren Boden er selbst steht, er ist ein eifriger Apostel der Evangelisation auch der katholischen Länder, die „in Angriff“ genommen werden sollen, und verlangt offen Proselytenmacherei und hält „jede beabsichtigte religiöse Einwirkung auf katholische Gebiete, welche nicht zugleich Rücksicht auf die Zugehörigkeit zur kirchlichen Gemeinschaft nimmt, für ein Rebelbild unklarer Velleitäten.“ Der Verfasser weist in Beziehung auf seine Angriffstheorie mit der Bibel in der Hand vor allem auf Deutsch-Oesterreich und hier zuerst auf Böhmen hin. Kommt er nicht um ein paar Jahrhunderte zu spät? Es muß für ein strenggläubiges Herz sehr niederschlagend sein, daß heut zu Tage so wenig mehr auf diesem Gebiete der Kampf verfangen will. Katholiken und Protestanten klagen über Indifferentismus, eine bedenkliche Erscheinung im Gebiete der Kirche, die zuerst vor allem die Herren aufmerksam machen sollte, wo der tiefe Schaden liege. Den Kampf ausfechten will er auf dem Gebiete des Segners. Bei der großartigen wissenschaftlichen Bewegung der Geister dürfte dieser Kampf, wie uns dünkt, für beide Parteien, nicht wie jener englische Katholik meinte, auf märklichem Sande ausgefochten werden, sondern überhaupt im Sande verlaufen. Die Ausführungen des Verfassers über die evangelische Kirche in Böhmen zeigen für die kurze Zeit, in der er sich mit dieser Frage beschäftigen konnte, eine eingehende Kenntniß aller historisch gegebenen Verhältnisse. Die theologische Richtung des zu Wählenden, sagt der Verfasser im §. 3 die Verfassung der evangelischen Kirche in Böhmen, spielt allerdings in Böhmen bisher bei der Wahl der Senioren oder Superintendenten noch fast gar keine Rolle. Im Vordergrund stehen persönliche Interessen und die nationale Leidenschaft. „Eine tiefe Abneigung gegen den Oberkirchenrat in Wien geht durch alle österreichischen Gemeinden. Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, daß, was in England und Schottland erträglich, ja heilsam ist, anderswo schädlich ist und daß in Oesterreich den Evangelischen nicht Zerklüftung, sondern einheitliche Zusammenfassung not tut. Dies ist ein wahres Wort, wird aber bei dem tiefen Zwiespalt und bei der nationalen Aufregung, die alle besseren Kräfte brach legt, nicht viel verfangen. Der statistische Ueberblick über den Bestand der evangelischen Kirche Böhmens ergibt das Bild eines langamen, aber stetigen und sicheren Fortschrittes. Früher war der 50., im Jahr 1869 der 49., jetzt ist der 47. Einwohner Böhmens evangelisch. Die Charakterisierung der evangelischen Gemeinde ist meist zutreffend, der Verfasser nimmt sich kein Blatt vor den Mund und gesteht offen, daß die Zahl der wirklich gläubigen Glieder der Gemeinde keine große ist und daß es in den christlichen Familien an kirchlicher Sitte fehle. Die Kapitel über die Katholiken in Böhmen sind lesenswert, sie sagen aber nicht viel Neues. Die Kathischläge, die der Verfasser den Gemeinden erteilt, sind vom confessionellen Standpunkt gewiß nicht zu verwerfen, ebenso das was er über die Schule sagt. Sein Buch hat für den Evangelischen in Böhmen den Wert eines klaren ziemlich unparteiischen Ueberblickes, der natürlich die Verhältnisse vom Standpunkt des deutschen Evangeliums mißt. Für eine künftige Kirchengeschichte Böhmens ist des Verfassers Buch ein ganz wertvoller Beitrag und als solchen hat ihn der Historiker zu registrieren, der sich nicht darum kümmert, welche Partei in einem so heiligen Punkte, wie der subjektive Glaube ist, das Richtige getroffen hat, sondern warum und wie der Verlauf und die Wirkung einer Erscheinung auf das Kulturleben der Gegenwart Einfluß nimmt. —r.

August Sedláček: Jak se měnila a ustály meze Čech a Rakous dolních. (Wie die Gränzen zwischen Böhmen und Nieder-Oesterreich verändert und festgestellt worden sind.) Tabor, 1877.

Welch' mannigfachen Aenderungen die Gränzen zwischen Böhmen und Unterösterreich unterworfen waren, das zu untersuchen ist die Aufgabe der vorliegenden Arbeit. Der Verfasser

weist darauf hin, daß die Čechen seit alten Zeiten wußten, daß ihr Land ringsumher von Gebirgen eingeschlossen ist, wie Cosmas berichtet, und daß es in jener Zeit keine genauen Gränzen gab, sucht er zu beweisen. Natürlich bildet den wichtigsten Punkt der vorliegenden Abhandlung das Gebiet von Weitra. Nachdem gezeigt worden, daß es bereits im 9. Jahrhunderte zu Böhmen gehörte, schreitet der Verfasser zu den Gränzbestimmungen desselben. Um zu zeigen, daß dasselbe sowie der größte Theil des südlichen Böhmens mit Wald bedeckt war, wird die Behauptung aufgestellt, daß die čechischen Ortsnamen, welche Patronymica sind, wie die deutschen welche mit „slag“ oder „rouč“ auslauten, darauf hindeuten; ferner, daß jene Ansiedelungen schon lange vor dem 13. Jahrhunderte, diese dagegen frühestens in diesem stattfanden. Leider wird für die Richtigkeit dieser Behauptungen kein Beweis geführt. Am Schluß des ersten Absatzes folgt ein Hinweis auf die Wichtigkeit dieser Gränzwälder für die Kriegsführung jener Zeit; ja es ist sogar in einer Urkunde Ottokars von 1221 die Schonung derselben aus eben diesem Grunde anbefohlen.

Im zweiten Abschnitte wird erörtert, wie Weitra von Böhmen abgetrennt wurde. Dasselbe war der Ansicht des Verfassers nach bis gegen 1140 von lauter Čechen bewohnt und erst um diese Zeit ließen sich Unterthanen der Kuenringer daselbst nieder; auf diese Weise kamen die Deutschen dahin. Die Folge davon war, daß bei der unter Herzog Soběslav 1177 angestellten Gränzvermessung die Oesterreicher auf das halbe Gebiet Anspruch erhoben.

Den topo- und hydrographischen Angaben, welche die unter Friedrich am 1. Juli 1179 angestellte Gränzvermessung enthält, gibt der Verfasser eine von Meillers und Fircels Ansicht theilweise abweichende Deutung, stimmt jedoch mit ihnen darin überein, daß Weitra fortan noch zu Böhmen gehörte; zum Beweise dessen wird die Belehnung Hadmars von Kuenring durch Herzog Friedrich mit dem an Oesterreich gränzenden, zwischen der Lufchnitz und Stropnitz gelegenen Gebiete hervorgehoben.

Ferner wird die Unterredung Ottokars I. und des Bischofes Andreas auf dem Berge Scach berüchsigtigt, um die Lage dieses Gränzberges zu bestimmen; ebenso auch der Bericht Ennental's über die Gränze Oesterreichs gegen Böhmen, obzwar derselbe unklar und so dunkel ist, daß sich mit ihm nichts anfangen läßt. Schließlich wird der Besitz der Kuenringer, zu dem Weitra gehörte, angeführt; da dieselben treu bei Ottokar II. aushielten, so wurde die Stadt Weitra 1260 von Rudolf belagert und eingenommen. Zwar erhielten sie die Kuenringe später wieder, mußten sie jedoch 1292 abermals herausgeben und von nun an verblieb sie im Besitze der Habsburger bei Oesterreich. Im 3. Abschnitte wird gezeigt, daß nach der Vermessung unter Herzog Albrecht 1339 die Gränze von dem heutigen Dorfe Naglitz längs der Herrschaften Neuhaus und Wittingau ging und zur genaueren Bestimmung derselben wird der Umfang dieser Herrschaften um das Jahr 1866 hervorgehoben. Zum Schlusse weist der Verfasser auf die 1480 unter Wol von Rosenberg vorgenommene Vermessung der Herrschaften Rosenberg und Neuhaus hin.

Obzwar diese Schrift viel Fleiß und Gewandtheit im Stile verräth, so kann man ihr doch zwei Fehler zum Vorwurfe machen: sie ist nämlich nicht in allen Punkten genau und zuverlässig und der Verfasser citirt namentlich in den ersten Abschnitten wenig, obzwar es gerade bei solchen Arbeiten auf den Wortlaut der benützten Quellen und Hilfsmittel ankommt.

A. Horčíčka.

Dr. **Hallwich**: Zur Geschichte Wallensteins im Jahre 1633. Abgedruckt in dem von Dr. Karl von Weber herausgegebenen „Archiv für die Sächsishe Geschichte,“ Neue Folge, 3. Bd. Leipzig, 1877.

Unter diesem bescheidenen Titel hat Herr Dr. Hallwich eine Fülle der interessantesten Mittheilungen über die Thätigkeit Wallensteins im Jahre 1633 veröffentlicht, durch welche Publi- Mitth. 16. Jahrg. I. Heft.

cation die von uns seiner Zeit bei Besprechung des Prödl'schen Werkes „Waldstein Herzog von Friedland letzte Lebensjahre und Tod in Eger“ an dieser Stelle ausgesprochene Ansicht, daß die bisherigen Forschungen noch lange nicht hinreichen, um ein endgiltiges Urtheil in der sogenannten Frage über die Schuld oder Nichtschuld Wallensteins fällen zu können — auf das Schlagendste bekräftigt wird.

Wollten wir alle interessanten Momente der vorliegenden Publication, welche meist aus dem Wiener Staatsarchiv und zum Theil auch aus dem gräflich Waldstein'schen Archiv zu Prag geschöpft ist, wiedergeben, so müßten wir dieselbe geradezu wörtlich abschreiben; wir beschränken uns daher darauf, bloß die wesentlichsten Resultate, zu welchen die Hallwisch'sche Forschung gelangt ist, darzustellen.

Zu Beginn des Jahres 1633 machte sich ein ganz ungewöhnlich tiefer Zug lebendiger Sehnsucht nach dem „lieben Frieden“ bei den hervorragenden Persönlichkeiten der beiden großen Parteien, in welche die damalige civilisirte Welt Europas gespalten war, geltend, welchem entsprechend im Laufe jenes Jahres theils zwischen diplomatischen Personen, theils zwischen den Feldherrn der einander gegenüberstehenden Heere wiederholt und zwar zuerst in Leitmeritz, sodann in den bezüglichlichen Feldlagern Friedensunterhandlungen gepflogen wurden, welche jedoch nicht zum gewünschten Ziele führten.

Daß Wallenstein bei diesen Unterhandlungen in der That aufrichtig einen dem Kaiser und Reiche möglichst günstigen Frieden und zwar vornehmlich einen loyalen Frieden mit Sachsen und Brandenburg anstrebte, hatte Helbig bereits in seiner trefflichen Abhandlung „Wallenstein und Arnim 1632—1634“ auf Grund von Mittheilungen aus dem sächsischen Archive dargethan, doch hat derselbe in seinen späteren Schriften, namentlich in dem Büchlein „Der Kaiser Ferdinand und der Herzog von Friedland während des Winters 1633—1634“ seine in der erstervähnten Abhandlung ausgesprochene Ansicht wesentlich zu Ungunsten Wallensteins modificirt, so daß seither — bis zum Erscheinen von Kautz's Geschichte Wallenstein's — dieser wieder ziemlich allgemein und unbezweifelt als „Verräther“ oder „Rebell“ galt.

Die vorliegende Publication, welche ungemein reich an interessantem historischem Detail ist, weist nun an der Hand eines mit anerkennenswerthem Fleiße gesammelten archivalischen Materials nach, daß die ursprüngliche Ansicht Helbig's über Wallensteins Stellung zu den im Jahre 1633 gepflogenen Friedensverhandlungen die richtige, und daß die Anschuldigungen der Gegner Wallensteins, welche mala fide jene Verhandlungen als verrätherische bezeichnen, ganz ungegründet seien. Denn die im Wiener Staatsarchiv aufgefundenen, von Hallwisch publicirten Actenstücke thun auf das Unzweifelhafteste dar, daß an allen jenen sehr intimen Tractaten zwischen Wallenstein und Arnim der Feldmarschall Graf Mathias Gallas theilhaftig war, dessen unbedingte Kaisertreue jeden Zweifel an dem Charakter jener Unterhandlungen absolut ausschließt, während ein gleichfalls aus dem Staatsarchive mitgetheilter Brief des Fürsten Hanns Ulrich von Eggenberg vom 20. Juni jenes Jahres unwiderleglich beweist, daß Wallenstein sogar mit dem alten Grafen Heinrich Mathias Thurn im Einverständniß mit dem Wiener Hofe „negociirt“ habe.

Gerade diese Unterhandlungen Wallensteins mit Thurn, welche seit der Veröffentlichung des „Gründlichen und wahrhaftigen“ Berichtes des Parteigängers Jaroslav Sezyna Rašín von Niesenburg eine der Hauptanschuldigungen gegen Wallenstein bildeten, werden durch den bisher gänzlich unbekanntem, beziehungsweise dem großen Publicum absichtlich verschwiegenen Umstand, daß einer der vertrautesten Räte des Kaisers Ferdinand von selbst Kenntniß hatte, zur Gänze ihres verdächtigen Charakters entkleidet und so von dem unbestreitbar großen Manne eine Makel weggerafft, welche Bosheit und Feilheit demselben anzuhäften so eifrig bemüht waren.

Daß die Forschungen im Wiener Staatsarchive, welches erst jetzt sehr zugänglich ist, nicht gründlich und unparteiisch gewesen seien, war wohl jedem, welcher die Wallenstein-Literatur genauer kannte, zur Ueberzeugung geworden, doch fehlte bisher so zu sagen der actenmäßige

Nachweis hiefür; diesen wenigstens rücksichtlich der eben erwähnten Beziehungen Wallensteins zu Thurn, Sachsen und Brandenburg geliefert zu haben, ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst Hallwich's, auf dessen uns in Aussicht gestellte fernere Publicationen über Wallenstein man wohl mit Recht gespannt sein darf.

Doch würden wir wünschen, daß bei diesen ferneren Publicationen Dr. Hallwich uns die einzelnen aus den Archiven gebrachten Actenstücke nicht, wie es in der vorliegenden zumest geschah, bloß fragmentarisch, sondern zur Gänze und mit vollständiger Adresse, Datum, Unterschrift und etwaigen Kanzleinoten, mittheilen würde, da gerade die anfänglich für unbedeutend gehaltenen und als unwesentlich weggelassenen Theile eines solchen Actenstückes durch die fortgesetzte Quellenforschung an Bedeutung gewinnen können und dann eine nochmalige Durchforschung des Archives nothwendig wird.

Dr. R.

Franz Wüller: Einige Berichtigungen und Ergänzungen zur Geschichte des Kronprinz Ferdinand 4. Kürassier-Regimentes in den Schlachten bei Regensburg, Aspern und Wagram. Reichenberg, 1877.

Der Vater des Verfassers dieses anspruchslosen Schriftchens war „Gründer des ersten und ältesten österreichischen Veteranen-Vereins in Reichenberg.“ In der Geschichte unseres Vereinsthums hat demnach derselbe sich einen hervorragenden Platz erobert, denn es ist bekannt, wie außer den Feuerwehr-Vereinen keine andere Species von Vereinen gegenwärtig so florirt wie die Veteranen-Vereine. Und wenn auch den letzteren manches anhaftet, was zu einem abschließenden Urtheile herausfordert, so kann doch auch nicht geläugnet werden, daß denselben in patriotischer und humanitärer Beziehung manches rühmliche Verdienst zu gute geschrieben werden darf. Eine Geschichte des genannten Regimentes, dessen Inhaber der Kronprinz und nachmalige Kaiser Ferdinand gewesen und gegenwärtig der Erzherzog Albrecht ist, erschien bereits in den vierziger Jahren; dieselbe (von E. Komers) sowie die bekannten Werke von Thielen, Heller von Hellwald, Welden und Thiers (Geschichte des Consulats und Kaiserreichs), Bellange und Hirtenfeld nebst einigen anderen Schriften dienen dem Verf. als Quellen und nachdem er daraus compilirt hat, was er darin über jenes Regiment gefunden, läßt er die Soldaten-Erlebnisse seines im J. 1846 verstorbenen Vaters Josef folgen, welcher, ein Reichenberger Kind und Tuchmacher, seine militärische Laufbahn im J. 1803 als Infanterist begann, um selbe nach sieben Monaten als Kürassier in dem genannten Regimente fortzusetzen und als solcher im J. 1817 zu beschließen. Als es sich darum handelte, ihn aus einem Infanteristen zu einem Kavalleristen zu machen, hatte er die angenehme Wahl zwischen diesem Berufe oder 50 Stockstreichen. Er wählte natürlich das erstere und war dann Kürassier mit Leib und Seele. Als solcher hat er an Seiten seiner tapferen Kameraden überall wacker mitgekämpft, später aber gerne von den Thaten seines Regimentes erzählt und wol dadurch auch in dem Sohne ein warmes Herz für den Soldatenstand erweckt. Dieser hat sich nun nicht ohne Geschick auch als Schriftsteller versucht und bekundet sein Schriftchen nicht allein lebhaften Sinn für Geschichte sondern auch warmen Patriotismus und pietätvolle Erinnerung an den Vater, daher es allen Veteranen zur Lecture bestens empfohlen sein mag.

—1.

Dr. Franz Krones: Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis zur neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte. Berlin, 4—14. Lieferung.

Den Lesern der „Literarischen Beilage“ ist das Werk nicht mehr unbekannt, ich habe sie

2*

schon nach dem Erscheinen des 3. Heftes auf das Buch aufmerksam gemacht.²⁾ Inzwischen sind mit dem unlängst erschienenen 14. Hefte die ersten zwei Bände zum Abschlusse gekommen, der dritte wird die Geschichte unseres Vaterlandes von 1526 bis auf die Jetztzeit besprechen. Die Tüchtigkeit des Werkes, welches in der Bibliothek keines gebildeten Oesterreichers fehlen sollte, welcher für die Geschichte unserer Monarchie sich einen Sinn bewahrt hat, bestimmt mich noch vor der Veröffentlichung des Schlußbandes die Aufmerksamkeit der Leser abermals auf das „Handbuch“ zu lenken.

Das ganze Werk teilt der Verfasser in 24 Bücher ein, von denen 12 auf die ersten zwei Bände entfallen. Ich habe bereits seiner Zeit mitgeteilt, daß Krouse im 1. Buche eine Uebersicht der allgemeinen und provinziellen Geschichtschreibung Oesterreichs und ihrer Entwicklung seit dem 15. Jahrhunderte gibt, daß er im 2. über das Wesen und die Behandlung der Geschichte Oesterreichs, über die Bodengegestaltung u. s. w. spricht, im 3. die römische Herrschaft auf dem Boden des österröichischen Staates erörtert und im 4. die Völkerverwanderung auf dem Boden der Alpen, Subeten- und Karpathenländer schildert.

Im 5. Buche geht der Verf. auf die Anfänge des mittelalterlichen Staatslebens im Donau-alpenlande und dessen Nachbarschaft über, es umfaßt die Zeit von 568—976. Ein noch immer buntes Gewirre der mannigfaltigsten Nationen und eine fortbauernde Verschiebung der Ländermarken zieht vor unsern Augen vorüber, allmählich faßen jedoch die einzelnen Völkerrämme festen Fuß. Die Langobarden greifen mit ihren Herzogtümern Trient und Friaul tief nach Tirol und in das Küstenland ein, die Bajuwaren unter der Agilolfinger Führung gründen ein mächtiges Herzogtum, jenseits der Enns, im Ostlande, herrscht der Avar, im Süden breiten sich unter seiner Oberhoheit die Alpen-slaven aus, sie sind in Krain und Karantanien angehebelt und im Pustertale bis an die Drau- und Rienzquellen vorgeschoben. Gegen der Avarn drückende Herrschaft erheben sich unter Samos, des „fränkischen Kaufmanns“ Führung die Slaven, die ihre Unabhängigkeit gegen die Angriffe der Franken verteidigen, aber das samonische Reich, ein slavischer Völkerbund im Norden und Süden der Donau, zerfällt spurlos nach seines Gründers Tod. Chorvaten und Serben, nordkarpathische Slaven, ziehen als Waffengenossen der Avarn nach dem Süden, wo sie diesen und den Byzantinern bald gefährlich werden. Im Frankenreiche festigt sich die Herrschaft der Pippiniden. Die Glaubensboten Columban, Gallus und Pirmin, Ruprecht, Emmeram und Corbinian beginnen ihre segensreiche Tätigkeit, Wulfried schafft die Bistümer Passau, Salzburg, Freising und Regensburg. Alemannien und Baiern beugen sich den Franken, dennoch gelingt den Agilolfingern nicht nur die Erwerbung der Landstriche Südtirols, sondern es gelangt Baiern auch zur Oberhoheit über die Alpen-slaven, denen Virgil das Evangelium predigt. Karl der Große bezwingt die Langobarden, macht dem bairischen Stammherzogtume ein Ende und vernichtet die Avarn, er organisiert die neuen Erwerbungen und schon beginnt langsam, aber nachhaltig und durchgreifend die Germanisierung der Donau-alpenländer. Das großmährische Reich und sein mächtiger Herrscher Swatopluk finden in Arnulf einen tatkräftigen Widersacher, und die Magyaren, die letzte Welle der großen Völkerverwanderung auf dem Boden des Abendlandes, bedrohen die Südbotmarken Großmährens. Ich zweifle durchaus nicht, daß sie nicht sowol von Arnulf gerufen wurden, als vie Imehr dem eigenen Eroberungsdrange Folge gebend das Slavenreich bekriegten. Die Schöpfung Swatoplucks wird vernichtet, die Magyaren erneuern die hunnischen und avarischen Vertilgungszüge und das tief zerklüftete Deutschland mit seinem machtlosen Königtume und seinen wieder erstandenen Herzogtümern scheint den wilden Horden preisgegeben zu sein, sie erliegen jedoch dem König Heinrich I. bei Riade, sein Sohn Herzog Heinrich von Baiern weist sie mit blutigen Köpfen zurück,

2) S. Jgg. XV, S. 13.

besiegt sie in ihrem eigenen Lande, überschreitet die Theiß und kehrt beutebeladen zurück; in der heißen Schlacht auf dem Lechfelde wird den magyarischnen Raubzügen von Otto dem Großen für immer ein Ziel gesetzt. Von nun an beginnt die Rückeroberung dessen, was seit 907 dem Reiche verloren gegangen war. Die Ansiedlung dringt im breiten Strome vor und die ottomische Mark, ein vorgeschobenes Stück Baierns, ersteht. Die Empörung Heinrichs des Jüngers mißlingt, das Regensburger Strafgericht ächtet den flüchtigen Herzog und seinen Anhang, dies hatte bedeutende Besitzveränderungen und Beschränkungen der bairischen Herzogsmacht zur Folge; „mit diesen Ereignissen schließt die Vorhalle der Geschichte Oesterreichs und seine eigentliche staatl. Bildungsgeschichte nimmt hier den Anfang.“

Das umfangreiche 6. Buch (S. 297—578) ist überschrieben: „Der historische Boden Oesterreichs. Territorialgeschichte und Ortskunde im Grundrisse mit besonderer Rücksicht auf das Mittelalter und maßgebende Momente der Culturgeschichte.“ Es zerfällt in drei Abteilungen, von welchen die 1. die Donauländler mit Einschluß Croatiens, Slavoniens und des Küstenlandes der Adria, die 2. den Boden der Subdenländer in seiner natürlichen Bildung und politisch-historischer Entwicklung und die Territorialgeschichte der böhmischen Ländergruppe, die 3. das nord- und südcarpathische Land behandelt. Ohne Zweifel ist eine genaue geographische Kenntniß des Bodens eines Staates, in dessen Geschichte man sich zu vertiefen gedenkt, unerläßlich, ob aber alle Leser des Krones'schen Handbuches die Ausbauer haben werden, diesen Abschnitt seines Wertes mit der Karte in der Hand durchzugehen, bleibt mindestens fraglich, trotzdem das 6. Buch ein unschätzbbares Material birgt und dem Verf. die Gelegenheit gibt, so manche historische Daten, die sich anderswo vielleicht nur schwer einsehen lassen, dem Geschichtsfreunde zu bieten. In diesem Teile seines Handbuches geht Krones ziemlich in das Einzelne der Geschichte Oesterreich-Schlesiens ein, er beginnt mit dem Troppauer Gebiete, der alten Golaßiger-Zuße Mährens, aus welcher sich 1318 das Herzogtum Troppau entwickelte, von dem dann später das Herzogtum Jägerndorf sich abgezweigt hat. Die Geschichte beider Fürstentümer wird bis 1618, beziehungsweise bis 1622 geführt. Hierauf geht Krones zu Schlesien und endlich zum Herzogtum Teschen über. Nebenbei bemerkt heißt Teschen czechisch Těšín und nicht Tausin, polnisch Cieszyn und nicht Cinszyn. Daß der Verf. in der Aufzählung der Fürsten dieses Ländchens sparsam ist, kann nur gebilligt werden, dagegen wäre die Bemerkung zu machen gewesen, daß zu unserem Schlesien auch ein Teil des früheren Fürstentums Meißne gehöre, wozu sich allerdings noch die Gelegenheit findet, wenn der Verf. auf den Friedensschluß von 1742 zu sprechen kommen wird. Der über „das nordcarpathische Land: Galizien und Bukowina“ handelnde Teil wird benützt, die ältere Geschichte von Galizien zu behandeln, „da sich für sie kein anderer Platz im Rahmen des Ganzen finden läßt.“ Ich verkenne durchaus nicht die Schwierigkeiten für die Geschichte kleinerer Territorien, wie z. B. Schlesien, oder solcher Gebiete, die erst spät Bestandteile unserer Monarchie wurden, den schicklichsten Platz ausfindig zu machen; er ließe sich vielleicht ermitteln, wenn die Jahrhunderte umfassenden Zeiträume in kürzere Perioden geteilt worden wären. Ob nicht der große Umfang des 6. Buches dem Gesamtwerke Eintrag tun werde, kann erst nach dessen vollständigem Erscheinen ermesst werden.

Im 7. Buche wird das geschichtliche Leben von 976—1308 erzählt, es handelt erstlich von den Donauländern in den Zeiten der Babenberger und von den Anfängen Habsburgs bis 1308, sodann von dem Přemyslidenreiche und schließlich von dem Arpadenreiche. Daß dem geehrten Verf. das Material unter den Händen mächtig anwuchs, dessen ist Beweis, daß der 1. Band, ganz gewiß gegen den ursprünglichen Plan, in der Mitte des 7. Buches mit Rudolfs Sieg auf dem Marchfelde abbricht, und der 2. Band mit der Wertschätzung dieser Schlacht von Seite der Zeitgenossen und deren Urteil über den gefallenen Dufar anhebt. — Die histor. Darstellung der Alpenländer nimmt im 7. Buche den bei weitem meisten Raum in Anspruch. Daß der Verf. auf die Geschichte des deutschen Reiches stets Rücksicht nimmt, ist selbstverständlich, er deutet sie meistens bloß mit kurzen Schlagworten an und der Leser muß die Kenntniß der

mittelalterlichen, insonderheit der deutschen Geschichte mitbringen, um stets orientirt zu sein. — Von weit geringerem Umfange als der 128 S. umfassende erste Teil ist der zweite (S. 27—49) und der dritte (S. 52—96.) Nachdem der Leser bis zum Jahre 1308 angelangt ist, wird er wieder bis zur Einwanderungsfrage der Čechen und bis zum ersten Auftreten der Magyaren zurückgeführt. Allerdings ist schon im Vorhergehenden wiederholt der Přemysliden und Arpaden gedacht, so ist z. B. über Otakar II. in dem Abschnitte über das österreichische Interregnum so viel mitgeteilt, daß seiner Regierung in dem die Geschichte Böhmens behandelnden Teile ein Raum von wenig über einer Seite Ausdehnung gegönnt werden konnte. Kürzere Zeiträume umfassende Abschnitte hätten solchen fühlbaren Uebelständen abgeholfen. Interessant ist die Darstellung der Anfänge der Magyaren. Der „Rumanenfrage“ gönnt der Verfasser einen breiteren Raum, er stellt den Argumenten für die ununterbrochene Sesshaftigkeit der Ostromanen Siebenbürgens und Theißungarns die Beweise für ihre größtenteils späteren Einwanderungen gegenüber und anerkennt, daß Sulzers Auffassung, die in Köslers Forschungen eine schärfere Auffassung gewann, reinigend und befruchtend gewirkt und eine Menge eingewurzelter Vorurteile und nationaler Selbsttäuschungen zerstört habe, daß sie jedoch in jüngster Zeit beachtenswerte Gegensätze fand, die sich gegen das Einseitige und rücksichtslos Verallgemeinernde wandten und wieder der älteren Anschauung zum Siege verhelfen wollen. Trotzdem scheint Krones an diesen teilsweisen Sieg nicht recht zu glauben, denn „für die Bildung eines rumänischen Volkstums allhier (im Norden der Donau) mußten große, zeitlich nicht genau bestimmbar zuwandernde Massen der Slaven vom Südufer der Donau maßgebend werden.“

Ueber die folgenden Bücher kann ich mich kürzer fassen. Sie dürften den in der Geschichte minder bewanderten Lesern darum mehr als die vorhergehenden Kapitel zusagen, weil eine tiefere Kenntnis der deutschen Reichsgeschichte weniger vorausgesetzt wird, denn mit jedem Schritte werden die unter der Habsburger Führung befindlichen Alpenländer vom deutschen Reiche unabhängiger, auch greifen die drei Ländergruppen der Alpen, Sudeten und Karpathen immer mehr in einander und nötigen somit auch den Historiker abwechselnd bald die Geschichte der einen, bald der anderen Gruppe in kleineren Zeiträumen zu behandeln. Allerdings beansprucht auch der fernere Verlauf die vollste Aufmerksamkeit des Lesers, indem die Geschichte, vornämlich der Alpenländer, nicht selten so sehr bis in die Einzelheiten ausgeführt wird, daß man zuweilen fast versucht wird, den Wunsch laut werden zu lassen, daß der Verf. manches weniger Wichtige lieber entweder ganz übergangen oder doch beschränkt haben möchte.

Das 8. Buch umfaßt den Zeitraum von 1308—1382, es erzählt die Erhebung der Luxemburger auf den deutschen und böhmischen, der Angiovinen auf den ungarischen Thron, es geht dann über zu dem Streit zwischen Habsburg und Wittelsbach um die deutsche Krone und ertört sodann die Schweizerfrage. Kärnten fällt an Oesterreich, Rudolf IV. erwirbt Tirol und Triest unterwirft sich Leopold III. Noch rascher schwingt sich das luxemburgische Haus unter Johann und Karl IV., das angiovinische unter Ludwig I. von Ungarn empor.

Im 9. Buche (1382—1437) lernt der Leser die Schwächung der habsburgischen Herrschaft in Folge der Teilungen des Besitzes und der unseligen Zwistigkeiten zwischen den Familiengliedern kennen, aber auch die luxemburgische Großmacht, obgleich Siegmund auch noch die ungarische Krone seinem Hause erworben hatte, geht in Folge der Unfähigkeit Wenzels, der schnöden Selbstsucht seines Bruders und Betters und der oligarchischen Gesäfte des böhmischen Hochadels ihrem Verfall entgegen. Die vom Magister Hus und seinen Anhängern in Fluß gebrachte religiös-nationale Bewegung überflutet in Kürze alle Dämme; das Concil zu Basel muß sich zu den Compactaten verziehen.

Die Zeit von 1437—1493 behandelt das 10. Buch. Das Haus Luxemburg ist erloschen, Ungarn und Böhmen kommen, freilich bloß vorübergehend, unter habsburgische Herrschaft, Albrecht V. und Ladislaus Posthumus regieren jedoch nur eine ganz kurze Zeit und es gelangen hier Georg Podiebrad, dort Mathias Corvinus auf den Thron. Beide sind hervorragende

Herkernaturen, von denen der Träger der Kaiserkrone, Friedrich III., der stets geldbedürftige und tatenscheue Habsburger gar sehr in Schatten gestellt wird. Trotzdem werden noch bei seinen Lebzeiten die getrennten habsburgischen Länder wieder vereinigt und die burgundische Heirat seines Sohnes eröffnet seinem Hause den Weg zur europäischen Großmachtstellung.

Das 11. Buch (1493—1526) stellt sich zur Aufgabe, den Uebergang zur Geschichte der Neuzeit darzustellen, es umfaßt somit die vorbereitende Epoche der Gesamtstaats-Geschichte Oesterreichs. Die Persönlichkeit, welche im Vordergrund des Schauplatzes dieser Periode steht, ist Maximilian I., dessen vielfache Verwicklungen mit Mailand und Venedig, mit Frankreich und der Schweiz wir kennen lernen; die habsburgisch-spanische und die Wechselheirat zwischen seinen Enteln und den Kindern Wladislaws von Böhmen und Ungarn bahnen den Weg, jene zur europäischen Großmacht, diese zu dem österreichischen Gesamtstaate.

In den zwei vorliegenden Bänden ist ein überaus reicher Schatz historischen Materials aufgespeichert, welches Krones, wie es nicht anders von ihm zu erwarten war, auf das sorgfältigste verarbeitet und auf das umsichtigste geordnet hat. Nur ein Mann, der wie der Verf. über ein so reiches Wissen in Bezug auf unsere vaterländische Geschichte gebietet, der sich, wie er, schon vielfältig als gründlicher Geschichtsforscher und Historiograph erprobt hat, welcher, was bei ihm der Fall ist, mit einer tüchtigen Schulung, die Kenntnis der magyarischen und der slavischen Sprache verbindet, vermochte uns Oestreichern ein so tüchtiges Werk zu bieten, für das wir ihm den aufrichtigsten Dank sagen. Ist es gestattet einen Wunsch zu äußern, so liesse er darauf hinaus, der geehrte Verf. wolle bei einer neuen Auflage, die sicher bald erfolgen wird, sein Werk, welches ja nicht blos für den Fachmann, sondern für das gebildete Publicum berechnet ist, einer eingehenden Durchsicht in Bezug auf die Darstellung unterziehen, welche nach meinem Erachten nicht immer genügend populär gehalten ist, auch wolle er, wie das hin und wieder der Fall ist, nicht gar so sehr in das Detail eingehen, ein Vorgang, welcher zwar dem Historiker vom Fache nur erwünscht sein kann, der jedoch das Interesse des größeren Publicums ab stumpfen könnte.

Wenn ich mit manchen Folgerungen des Verf. nicht einverstanden bin, so kann dies dem Werte des Buches nicht den geringsten Eintrag machen, denn Krones wird gewiß bereitwillig zugeben, daß man über manche Punkte verschiedener Ansicht sein kann; eben so wenig können etliche Unrichtigkeiten die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes schmälern, und wenn ich einige aufführe, so sollen sie als Beweis dafür gelten, welche Aufmerksamkeit Referent den vorliegenden zwei Bänden widmete. Die Bildung der Kastellaneien in Polen ist keineswegs, wie der Verf. II. 449 meint, „besonders zur Zeit der böhmischen Přemislidenherrschaft über Polen unter König Wenzel II.“ zu setzen, sie gehört einem viel früheren Zeitraume an. Der zur Zeit Datars II. auf den erzbischöflichen Stuhl von Salzburg erhobene Wladislaw war kein „Piaß von Teschen“ (II, 647), sondern er war der Sohn des 1241 in der Mongolen Schlacht gefallenen Heinrich II. von Breslau und der Anna, Tochter Datar I.; nebenbei bemerkt gab es damals noch kein Fürstentum und keine Herzoge von Teschen, denn das ganze spätere Oberösterreich kommt bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts immer nur als Herzogtum Opperl vor. Das merkwürdige Schreiben Datars II. von 1278 (bei Dolliner: Cod. epist. Ottoc. II. S. 12 und bei Stenzel: Script. rer. Sil. II. 479) ist nicht, wie S. 670 angegeben wird, an den Polenkönig gerichtet, einen solchen gab es damals gar nicht, sondern an die Fürsten Niederschlesiens; bekanntlich wird um jene Zeit und noch später Schlesien auch als Polen bezeichnet. Daß Heinrich II. von Thuenring und sein Sohn Heinrich III. „in die Verbannung nach Troppau an den Hof ihres Verwandten, des Herzogs Niklas zogen“ (II. 2), dürfte der Verf. der Reimchronik, die mir augenblicklich nicht zu Gebote steht, entnommen haben, mir ist von dieser Verbannung nichts bekannt, auf keinen Fall sind sie aber nach Troppau „an den Hof“ des Herzogs Nikolaus gezogen, denn dieser weilte 1278 noch in ungarischer Gefangenschaft.

In der jedem größeren und kleineren Abschnitte vorangehenden Literatur ist der Verf. beinahe

erschöpfend, kaum dürfte ihm das eine oder das andere historische Werk entgangen sein. II. 195 hätte zur Literatur Johannes' von Nepomuk auch der letzte Band der Geschichte Prags von Comel angeführt werden sollen (die denselben Gegenstand betreffende Abhandlung Keimanns fehlt zwar S. 195, ist jedoch auf S. 228 nachgetragen); man könnte vielmehr behaupten, daß Krones in dieser Richtung etwas zu weit gegangen sei, wenn er z. B. II. 425 den im Teschener Gymnasialprogramme erschienenen Aufsatz von Balcar über Georg von Podiebrad anführt, welcher von so wichtigem Werte ist, daß man die darauf verwendete Druckerfchwärze als eine schwer zu entschuldigende Verschwendung bezeichnen muß.

Dr. G. Biermann.

Alfred Ritter von Arneth: Geschichte Maria Theresias. 8. Band: Maria Theresias letzte Regierungszeit 1763—1780. 2. Bd. Wien, 1877.

Von der das hochverdienliche Werk abschließenden vierten Abtheilung der Geschichte Maria Theresias, deren ersten Band wir im 15. Jahrgange dieser Blätter (S. 25) besprachen, ist nun die Fortsetzung erschienen, welche die äußere Politik des österr. Kaiserhofes vom Abschluß des Subertsburger Friedens bis zum J. 1776 darstellt. Es ist die Zeit, in welche die Versuche Preußens und Oesterreichs, sich gegenseitig zu nähern, fallen, vor Allem aber die Theilung Polens und die Erwerbung der Bukowina, also Ereignisse, über die noch manche Aufklärung ausständig war, die bisher noch so vielfach verschiedene Beurtheilungen fanden, daß man den archivalischen Aufschlüssen Arneths mit Recht erwartungsvoll entgegen sah, um so mehr, da seine Auffassung der österreichischen Politik in jener Periode voraussichtlich von der allgemein beliebten, zumal jener des Herrn Hofrats Beer abweichen mußte. Dieser stimmt bekanntlich in seinen Schriften über die Zusammenkünfte Josephs und Friedrichs in Reize und Neustadt, über die erste Theilung Polens und über van Swieten im Wesentlichen mit Ranke und Max Duncker überein, daß der Plan einer Theilung Polens zuerst in Oesterreich aufgetaucht war. Wir bekennen aber mit großem Vergnügen, daß uns Arneth mit seinen entgegengesetzten Ansichten vollständig überzeugt und daß sie uns fast in allen Punkten der Wahrheit zu entsprechen scheinen. Es kann kein Zweifel mehr sein, wo die Anregung zur Theilung Polens zu suchen ist und welche Stellung zu dieser verhängnisvollen Angelegenheit Friedrich, Katharina, Maria Theresia, Kaunitz und Joseph inne hatten. Die Staatsklugheit gebot den Raub dem König Friedrich, wie der Kaiserin, aber jener leitete das Werk ein und vollführte es gierig und gern, diese nahm gezwungen, widerstrebend Antheil daran. Arneth thut das so überzeugend dar, daß wir wünschten, er hätte sich einige Ausfälle gegen den König, wie sie sonst nicht in seiner Art liegen, in diesem Bande versagt.

Der Abschluß des Subertsburger Friedens brachte in der österr. Politik keine Aenderung hervor. Der Kaiserin wurde, je offener sich Friedrich als Schutzherr der Protestanten in Deutschland geberdete, die französische Allianz als ein Bündnis katholischer Mächte immer werther, und wenn Kaunitz in seinem staatsklugen Sinn nicht verkannte, wie falsch diese katholische Politik für Deutschland war, wo die Kaiserin vielmehr eine univervelle Stellung hätte einnehmen sollen, so konnte er doch nur in dem Fortbestand seines französischen Systems die Wahrung der österreichischen Interessen erblicken. Durch die Freundschaft mit Frankreich waren die Niederlande und Italien gesichert, die Türkengefahr schien vermindert, die unwürdige Abhängigkeit von der Willkür Englands, welches stets ein zweifelhafter Bundesgenosse, besonders gegen Friedrich gewesen, war beseitigt, und auch die kaiserliche Autorität in Deutschland gewann dadurch, daß Frankreich hier keine Opposition mehr machte. Daher wurden mit Ehoisjeul, dem gegenüber Kaunitz freilich nie eine gewisse misstrauische Vorsicht außer Acht ließ, die besten Beziehungen gepflogen; daneben war der Kanzler aber dennoch bemüht, mit England, welches seit dem Rücktritte Pitt's nicht mehr so fest an Preußen hielt, wieder ein gutes Einvernehmen anzubahnen. Als die britische Regierung durch den Grafen Seilern ein förmliches Bündnis an-

trug, war zwar Kaunitz durchaus nicht versucht, diesem Frankreich aufzuopfern, zumal er einen Ministerwechsel in London richtig voraussah, aber er vermied selbst mit dem wieder preußenfreundlichen Minister von 1766, Sir Thomas Robinson, und sogar mit Pitt, als dieser wieder als Lord Chatham England lenkte, jede gefährliche Spannung. Was Rußland betrifft, verhehlte sich Kaunitz wol nicht, daß es der nützlichste Verbündete gegen Preußen sein könnte, aber er wußte, daß keine Aussicht wäre, diese beiden Staaten zu entzweien, weil die eigennütigen Pläne beider zu sehr mit einander stimmten, und beschränkte sich darauf, nichts zu thun, um Rußland zu reizen. Mit größter Vorsicht benahm man sich also in der Frage der Thronfolge in Polen, als August III. starb. Die Kaiserin hätte, schon ihrer persönlichen Sympathien für Sachsen wegen, die Nachfolge am liebsten dem neuen Kurfürsten Friedrich Christian zugewendet, doch es war leicht zu sehen, wie weder Rußland noch Preußen dem zustimmen mochten, und sie wollte daher ihre diesbezüglichen Versuche fallen lassen, wenn nur in Polen die Wahlfreiheit ungestört blieb und wenn die ihr wohlbekannten Pläne der Nachbarn auf Polen nicht zur Ausführung kamen. Der baldige Tod des Kurfürsten kreuzte ohnedies die sächsischen Hoffnungen, und die Bemühung der Kurfürstin Maria Antonia, durch Wahl des polnischen Kronfeldherrn Grafen Branicki oder ihres Schwagers Kaver schließlich doch die Krone Polens für ihren unmündigen Sohn Friedrich August zu retten, verloren allen Halt, als auch die Pforte erklärte, nur einen Pfaffen daselbst dulden zu wollen. Für Kaunitz, dem es vor Allem galt, den Vergrößerungsgeflüsten Friedrichs und Katharinas zu wehren, also den Frieden zu erhalten, war die Wahl des russischen Schützlings Poniatowsky keine Niederlage, wie Beer annimmt, obwohl sie natürlich nicht erwünscht war. Nicht „schleichend,“ sondern mit großer Consequenz benahm sich der Kanzler in dieser Angelegenheit, die er für die verwickelteste seines Lebens erklärte; nicht mit der Erbitterung eines Geschlagenen, sondern mit der klugen Mäßigung eines Politikers, der sich bewußt ist, dem unabwendbaren Uebel die besten Seiten abgewinnen zu müssen, zögerte er den neuen König anzuerkennen, bis dieser sich ernstlich um die Freundschaft Oesterreichs bewarb, ihren Wert in gesteigertem Maße fühlte und in der Befürchtung, sie für immer zu verlieren, die gewünschten Zugeständnisse machte. Gegen Preußen verhielt sich Oesterreich seit dem Hubertsburger Frieden, obwohl Abneigung und Mißtrauen nicht verschwunden waren, in zurückhaltender Freundlichkeit, um den Frieden nicht zu gefährden. Auch Friedrich bestrebte sich wenigstens äußerlich guter Beziehungen. Irgend welche Opfer wollte er sich freilich dabei nicht auflegen, wie es sich zeigte, als man die während des Krieges beiderseitig zum Dienst gezwungenen Unterthanen auszutauschen begann. In Oesterreich meldeten sich nicht so viele Preußen, als man in Wien versprechen zu können gemeint hatte, zur Rückkehr, und Friedrich war sehr erbittert, als die versprochene Anzahl nicht zurückgeschickt wurde. Doch fügte er sich schließlich, weil er eben die politischen Vortheile erkannte, die sich aus einem minder gespannten Verhältnis zu Oesterreich für ihn ergeben mußten. Anfang 1766 sprach General Hordt dem kaiserl. Gesandten Nugent sogar von einer förmlichen Allianz zwischen Preußen und Oesterreich, Kaunitz aber nahm es mit großem Mißtrauen auf und erklärte es geradezu für einen Fallstrick, Oesterreich in Frankreich und England gehässig zu machen. Friedrich blieb indessen bei seinem Streben, sich Oesterreich zu nähern, und ließ seinen Wunsch erkennen, bei Gelegenheit von Josephs Reise nach Böhmen und Sachsen mit ihm zusammenzutreffen. Doch die Zusammenkunft scheiterte zunächst, der Kaiser benahm sich nicht sehr zuvorkommend, und Friedrich, der schon auf dem Wege war, lehrte, ohne ihn gesehen zu haben, nach Potsdam zurück, was die Kaiserin mit großer Befriedigung hörte, da sie den persönlichen Einfluß des Königs auf ihren Sohn fürchtete. Den Kaiser bewog zu dieser Zurückhaltung, trotzdem er auf die persönliche Bekanntschaft mit Friedrich sehr begierig war, die Erwägung, daß der König die Zusammenkunft nur als Demonstration gegen Rußland benützen möchte, welches in der Annahme der gespanntesten Beziehungen Friedrichs zu Oesterreich den ersteren fast beleidigend her-

risch behandelte. Indessen bald war es der Wiener Hof wieder, der die Begegnung zwischen den beiden Monarchen wünschte. Die Vorgänge in Polen gaben dazu den Anlaß. Rußland fuhr fort, die inneren Angelegenheiten des Landes rücksichtslos nach den eigenen Interessen zu lenken und Oesterreich konnte unmöglich ganz theilnahmslos zusehen. Es mußte notwendig den Fragen der Grenzregulierung zwischen Rußland und Polen, der Aufrechterhaltung des liberum veto und der Dissidentenrechte aufmerksam folgen. König Stanislaus, der gar nicht gewillt war, wie Katharina erwartet hatte, russischer Vasall zu werden, gab selbst die Handhabe zum Eingreifen des österr. Kanzlers, indem er durch seinen Bruder, den Fürsten Poniatovsky um Rat für sein Benehmen bitten ließ. Indessen war jede offene Einmischung in Polen schon darum gefährlich, weil dadurch auch Friedrich, der ohnedies darauf lauerte, Gelegenheit zum Zugreifen geboten worden wäre. Aussicht auf Erfolg gegenüber Rußland schien nur zu sein, wenn es gelang, den preuß. König zu überzeugen, daß es sein Interesse sei, dem weiteren Vorschreiten der Russen in Polen ein Ziel zu setzen. Er gedachte Friedrich durch die Ordnung der Thronfolge in Preußen, welche damals bei der Kinderlosigkeit des Königs und seines Bruders Heinrich dem preußischen Hofe erwünscht sein mußte, und durch die Aussicht, ihn aus dem drückenden Abhängigkeitsverhältnisse von Rußland zu befreien, dafür zu gewinnen, daß Oesterreich und Preußen ähnliche Vorträge mit Polen schließen, wie der Garantievertrag mit Rußland es war, um so Katharina zur Mäßigung zu zwingen. Der drohende Krieg zwischen Rußland und der Pforte drängte noch mehr zur Herbeiführung eines besseren Verständnisses mit Friedrich und dieses sollte durch eine Begegnung des Kaisers mit ihm zu Stande gebracht werden. Sie fand bekanntlich am 25. August 1769 zu Meisse statt, und hatte wenigstens den Erfolg, daß der König in Petersburg seine und Oesterreichs Vermittlung zur Beendigung des Krieges anbieten sollte, den die Pforte unterdessen unglücklich begonnen hatte. Die Vermittlung wurde aber von Katharina abgewiesen, Friedrich vermied alle weiteren Schritte, und nun ließ sich die Kaiserin, welche zwar vor dem Krieg zurückschreckte, deren Grundsätze und Anschauungen aber nicht mehr ausschließlich für die österreichische Politik maßgebend waren, durch den Kaiser zu energischeren Maßregeln bewegen. Man ließ Ende 1770 erklären, daß man den Uebergang der Russischen Truppen über die Donau nicht dulden und 60000 Mann in Ungarn zusammenziehen werde, Thugut aber erhielt den Auftrag, der Pforte eine Defensivallianz nahe zu legen, die in der That am 7. Juli 1771 nach langwierigen Verhandlungen, welche Thuguts Talent und Geschick darlegten, ganz nach dem Wunsche Oesterreichs zu Stande kam. Für Friedrich war aber nun die Zeit, im Trüben zu fischen. Am 19. Febr. 1771 ließ er im Geheimen das Erträgnis von Ermeland berechnen und schon in den nächsten Tagen arbeitete der Gesandte Solms in Petersburg für die Theilung Polens. Das listige Spiel des Königs liegt klar zu Tage. Den Vorwand zum Zugreifen der Preußen und Russen sollte — Oesterreich hergeben. Stanislaus hatte früher selbst die Kaiserin gebeten, Truppen in die Zips, die an Polen verpfändet war, einzürücken zu lassen, um dem Treiben der Conföderirten dort Einhalt zu thun. 1769 gieng die österr. Occupation vor sich und man dachte an eine Wiedereinslösung dieses Gebietes so wie der strittigen Grenztheile im Wege gütlicher Verständigung mit Polen. Friedrich selbst hatte Oesterreich dazu aufgemuntert, nun wurde dieses Vorgehen in Petersburg aber so erklärt, als hätte sich Oesterreich diese Länder bereits angeeignet und der König suchte Rußland zu ähnlichen Maßregeln zu verleiten, um dann Preußisch-Polen an sich zu ziehen. Den österr. Hof wollte er bewegen, die provisorische Occupation zu einer definitiven zu machen, erreichte aber nur, daß von Swieten dem Grafen Finkenstein in Berlin erklärte, die Kaiserin wolle, um Polen intact zu erhalten, lieber ihre Ansprüche auf die enclavierten Gebiete ganz aufgeben. Auch in Rußland konnte er nicht so schnell ins Reine kommen, Panin machte dem Lobtowitz Eröffnungen über die Pläne Friedrichs und darüber, daß die Czarin mit ihm unzufrieden sei und lieber Oesterreichs Freundschaft erwerben wolle. Freilich war das letztere nur gesagt, damit Oesterreich der Türkei keine thätige Hilfe leiste und derselben ein recht harter

Friede dictiert werden könne. Das zeigte sich sofort, als die Wiener Regierung sich dadurch nicht die Einwilligung erlitten ließ, daß die Donaufürstenthümer vom osmanischen Reich getrennt werden. Friedrich, der Rußlands Erweiterungspläne gegen Polen wenden wollte, schlug nun vor, daß Oesterreich die Donaufürstenthümer an sich bringe, Kaunitz aber sah die Tragweite eines solchen Schrittes gegen die Pforte ein, indem er Rußlands Vergrößerungsabsichten nach allen Seiten Thor und Kiegel geöffnet hätte und darum wies er das Anerbieten ab nicht um, wie Beer hämisch bemerkt, den „Eugendhaften zu spielen.“ Indessen hatte aber Katharina mit Rücksicht auf den angedrohten Widerstand Oesterreichs von den Fürstenthümern an der Donau abzusehen sich entschlossen und gieng auf Friedrichs polnische Pläne ein; zudem wurden die Operationen der Türken immer unglücklicher, so daß an eine Verdrängung der Russen vom schwarzen Meere nicht mehr zu denken war und so mußte der österreichische Hof sich an den Gedanken gewöhnen, an der Theilung Polens, die nicht ohne einen verderblichen, in seinem Ausgang unabsehbaren Krieg zu hindern war, theilzunehmen, um Rußland und Preußen nicht zu übermächtigen Nachbarn werden zu lassen. Friedrich hatte seine Absichten erreicht und der Theilungsvertrag wurde, jedoch, wie Arneth nachweist, unter stetem Widerstreben Oesterreichs, vor Allem der Kaiserin und unter steter Bereitwilligkeit des Wiener Hofes, Polen intact zu erhalten, wenn die beiden übrigen Mächte sich nicht vergrößern wollten, vollzogen. Es ist eine glänzende Partie des Buches, in welcher Arneth das gekünstelte Gebäude jener Beweisführung niederreißt, durch welche die bisher auf Friedrich lastende Anklage, der Urheber der Theilung Polens zu sein, auf Oesterreich überwältigt werden sollte. Mit dem am 2. August 1772 unterzeichneten Theilungsvertrag war am ehesten Joseph versöhnt, der auch 1769 die Besetzung der Zips gegen den Willen seiner Mutter und des Kaunitz durchgesetzt hatte, der Kanzler hatte wenigstens das Bewußtsein, die österreichischen Interessen bestens gewahrt zu haben; wie die Kaiserin aber davon dachte, beweisen die lakonischen Worte, die sie auf den Bericht des Fürsten setzte, als er ihr die Ratificationssurkunden zur Unterzeichnung vorlegte: „Gabe unterschrieben.“ Noch deutlicher der Umstand, daß sie in dem Entwurf des Manifestes, welches ihren Völkern von dem Beschlusse der Mächte Nachricht gab, ihre rechtmäßigen Ansprüche auf verschiedene polnische Provinzen geltend zu machen, das Wort „rechtmäßig“ ausstrich. Die Zustimmung des polnischen Reichstags wurde zum Theil durch Anwendung von Bestechungsgeldern, gegen die sich freilich wieder die Kaiserin sträubte, ohne viel Schwierigkeit erlangt; auch Frankreich, wo nicht mehr der kühne Choiseul, sondern der kleinliche, kraftlose Herzog Aiguillon die Geschäfte führte, und England, dessen auswärtiger Minister Rochford von dem Ereignis ganz überrascht schien, machten keine Einwendungen. Am peinlichsten war es der österr. Regierung der Pforte gegenüber sich nun der Convention zu entledigen, da man ihr nicht mehr gerecht werden konnte. Joseph, der von den Annerionsgelüsten Friedrichs ergriffen war, zeigte sich geneigt, mit ihr vollständig zu brechen und an Erwerbungen zu denken, aber wiederum war es Maria Theresia, der ein solches Vorgehen ein Gräuel war. Thugut hatte die Aufgabe, die Convention in glimpflicher Weise zu kündigen, der Pforte bringend den endlichen Frieden zu empfehlen, und man muß gestehen, daß die Antwort, welche die Pfortenminister am 7. Juni 1772 im Auftrag des Sultans dem kaiserlichen Gesandten ertheilten, eine sehr würdige und für Oesterreich einigermaßen beschämende war. Der Sultan habe den Bericht mit um so schmerzlicherer Betrübnis entgegengenommen, als Oesterreichs Beistand bisher die Grundlage all' seiner Hoffnungen gewesen sei. Dennoch komme es ihm nicht in den Sinn dem Kaiserhose Unmögliches zuzumuten; er ziehe es vor, freiwillig auf alle Vortheile zu verzichten, die für ihn aus der Convention hervorgehen könnten. Die Pforte war dann nach manchen Versuchen, bessere Friedensbedingungen zu erhalten, gezwungen, sich zu Kaiserswille willenslos den russischen Forderungen zu fügen. Um Oesterreich aber kümmerte sie sich beim Abschluß des Friedens weiter gar nicht. Kaunitz war dadurch verlezt und sagte unmutig

zu dem Vertreter Englands, die Türken hätten ihr Schicksal verdient. „Warum verlangten sie nicht die Vermittlung Oesterreichs, Englands, Hollands? Dies Volk ist zum Untergang bestimmt; ein kleines, aber gutes Heer dürfte die Türken zu jeder Zeit aus Europa herausschaffen.“

Der Mismut gegen die Pforte und die Geringschätzung ihrer Kraft bewirkten, daß Josephs Absichten auf Gebietserwerbungen auf Kosten der Türkei die Oberhand gewannen. Der Kaiser lenkte in die Bahnen Friedrichs ein und faßte zwei Objecte ins Auge, Alt-Orsowa und den an Siebenbürgen und Potutien angrenzenden Theil der Moldau, die heutige Bukowina. Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche auf diese Gebiete waren noch zweifelhafter, als jene des preussischen Königs auf Schlesien, der Unterschied zwischen beiden Annectierungen war nur der, daß sich Oesterreich die Abtretung der Bukowina durch Unterhandlungen, Friedrich jene Schlesiens durch bewaffneten Einfall erzwang.

Oesterreichische Truppen besetzten die Bukowina und die Pforte konnte sich nicht wehren. Ghika der durch den Einfluß Russlands eingesetzte Hospodar der Moldau, protestierte, war aber dabei so unpolitisch, daß er drohte, wenn der Sultan die Moldauer nicht zu schützen vermöchte, sich an eine andere Macht wenden zu müssen. Dadurch brachte er die Pforte, die das gerabezu Hochverrat nannte, so auf, daß sie über ihrer Erbitterung gegen Ghika die Sache selbst, den Verlust der Bukowina aus den Augen verlor. Als nun Rußland zudem erklärte, daß es den Absichten Oesterreichs nichts in den Weg stellen werde, so fügte sich Ghika und ließ durch seinen Schwiegervater, den moldauischen Agenten in Constantinopel Jakobaki Kiso dem österr. Hofe erklären, er werde weiterhin nur noch einige Scheineinwendungen erheben, und ließ merken, daß er auf eine Schadloshaltung in Geld hoffe. So kam denn durch den Scharffinn und die Gewandtheit Thuguts, der nach den Instructionen des Kaunitz bei der Pforte eine energische Sprache führte, trotz den Gegenbemühungen des preussischen Gesandten Zegelin am 7. Mai 1776 die Convention zu Stande und die neue Grenzlinie wurde bis zu dem Districte Chotim gezogen, während die angeblichen Ansprüche auf Alt-Orsowa von Oesterreich fallen gelassen wurden. Joseph bezeugte dem Kanzler für diese Erreichung seiner Ziele seine besondere Dankbarkeit, Maria Theresia, die nichts mehr hindern konnte, verhielt sich passiv, schrieb jedoch noch vor Abschluß der Abtretung an Mercy: „Kaunitz vertheidigt darin nicht seine eigene Sache, sondern als treuer Minister diejenige seines Herrn. Ich gestehe, ich weiß nicht, wie wir uns noch hieraus ziehen werden, schwerlich ehrenvoll, und das schmerzt mich ganz unaussprechlich.“ Die edle Kaiserin blieb während der ganzen Zeit der heiklen Erwerbungen in That und Wort ihrer hohen Gesinnung treu, die ihr die Bewunderung aller Zukunft sichert und keine hämische Schmeichelei verkümmern kann.

Bei der Anzeige des achten Bandes eines Werkes, das seit Jahren in allen Kreisen der Historiker und Freunde der Geschichte bekannt und geschätzt ist, dessen Art und Verdienste wir schon früher charakterisirt haben, wird diese Anführung der wichtigsten Resultate des Buches genügen. Die Darstellung der oft sehr schwierigen Verhandlungen und Parteiverhältnisse hat gegen die früheren Bände entschieden wieder an Klarheit und künstlerischer Form gewonnen und meisterhaft versteht der Verfasser seine warme Parteinahme für unsere große Kaiserin mit der Wahrheit und objectiven Forscherpflicht zu verbinden. Das wirklich Große verträgt eben die hingebendste Bewunderung. Der nächste Band wird die Reformen in der inneren Verwaltung Oesterreichs unter Maria Theresia zum Gegenstand haben.

Jglau, den 24. Juni 1877.

Dr. Langhans.

P. Leopoldus Janaushek: Originum Cisterciensium Tomus I. Vindobonae, 1877.

Robert Abt der Benedictiner von Molesme, Sohn normannischer Aeltern, hatte sich schon länger vergeblich abgemüht, die Sitten der Mönche dieses Klosters und noch zweier anderer Klöster zu verbessern. Das einfache, strenge Leben, wodurch die Mitglieder der Congregation von Cluny sich einst so hervorgethan und eben dadurch zu ungeheurem Ansehen und großer Macht gelangt waren, war schon lange in ihren Klöstern nicht mehr zu finden. Mismutig zog sich Robert mit einigen Gesinnungsgenossen in die Einöde von Cîteaux zurück, wo sie am Tage ihres Ordensstifters, des h. Benedict, d. i. am 21. März und zwar im J. 1098, ein Kloster zu bauen begannen, welches sie Neu-Münster nannten. Wie jener Märztag als der Geburtstag, so ist dieser Ort als die Geburtsstätte des Cistercienser-Ordens anzusehen, welcher den Orden, aus welchem er hervorgegangen, an geschichtlicher Bedeutung wol nicht überragt, sich aber mit vollem Recht an dessen Seite stellen darf.

Der neue Orden war zunächst ein Versuch, die Vorschriften der alten strengen Benedictiner-Regel wieder zur Geltung zu bringen. Aber mit diesem Versuch verknüpfte sich eine neue klösterliche Organisation, welche, nachdem Robert schon im J. 1099 wieder nach Molesme zurückgekehrt war, durch seine beiden Nachfolger Alberich und Stephan Harding in's Leben gerufen wurde. Dieser letztere, seiner Nationalität nach ein Engländer, war der eigentliche Urheber des Seceßes von Molesme, sowie er auch der Hauptschöpfer der erwähnten Organisation gewesen ist. Alle feineren Lebensgenüße sollten aus Cîteaux verbannt sein, dagegen die weitgehendste Gastfreundschaft gegen Arme und Reiche geübt werden. Laienbrüder oder Conversen sollten zur Versorgung der Landwirtschaft berufen werden, nur diese und keine Mönche die Hofwirtschaft leiten. Sonst sollten diese „härtigen“ Brüder im Leben wie im Tode, den Monachat ausgenommen, den Mönchen gleich gestellt sein. In der Kleidung sollte an den alten Orden nur das schwarze Scapulier erinnern, während die Tunica fürderhin von bescheidenem Grau sein sollte. Dann ward der Orden unter den besonderen Schutz der Mutter Gottes gestellt, was nebenbei bemerkt zur Folge hatte, daß die Cistercienser zur Beförderung des Marien-Cultus außerordentlich viel beigetragen haben. Für neue Klöster ward in Aussicht genommen, daß sie gleich Cîteaux nur an abgelegenen Orten errichtet und außer dem Abte zuerst nur mit 12 Mönchen bevölkert werden sollten. Zu diesen Bestimmungen aus Alberichs Zeit kam unter Stephan das Verbot jeder fürstlichen Hofhaltung in Cîteaux, dessen Grund nach dem schon Gesagten auf der Hand liegt, dann aber außer anderem, was auf größte Einfachheit abzielte, jene eigentümliche Institution, wornach jedes neue Kloster der Cistercienser unter der Oberaufsicht jenes Abtes stehen sollte, aus dessen Kloster dasselbe hervorgegangen war. Sogar der Erzabt von Cîteaux sollte abwechselnd von den vier Protokloster-Abten von la Forté, Pontigny, Clairvaux und Morimond visitirt werden, die oberste Jurisdiction aber das aus allen Abten zusammengesetzte General-Capitel handhaben, welches alljährlich am Vorabend von Kreuzerhöhung (dieses Fest wird am 14. Sept. gefeiert) in Cîteaux zusammentreten und 3, höchstens 5 Tage tagen sollte.

Hierin unterschied sich nun eben der neue Orden hauptsächlich von den Benedictinern, deren Klöster in keiner organischen Verbindung mit einander standen und deren Abte, wofern sie sich auch von der bischöflichen Gewalt zu erimiren verstanden hatten, den weitgehendsten Despotismus üben konnten. Es kann aber hier nicht näher auf die Organisation der Cistercienser eingegangen und nur von derselben noch bemerkt werden, daß die höchste Jurisdiction später einem Colleg von 25 Definitoren übertragen worden ist, eine Einrichtung, welche eigentlich auch schon gegen das Grundgesetz des Ordens, daß nämlich nur das General-Capitel die höchste Autorität besitzen sollte, verstieß. — Der neue Orden wollte übrigens in den ersten Jahren seines Bestehens wenig gedeihen und hätte, weil seine Strenge jedermann zurückscheuchte, über kurz oder lang wegen Mangel an neuen Jüngern wieder zu Grunde gehen müssen. Da entschloß sich aber im J. 1112 ein 21jähriger Jüngling von hochedler Herkunft, mit noch 30 anderen Genossen in den Verband

des Ordens von Cîteaux einzutreten. Dieser Jüngling ist darnach zu weltgeschichtlichem Rufe gelangt, es war der h. Bernhart, nach welchem die Cistercienser wol auch Bernardiner genannt worden sind.

Eine Lebensgeschichte dieses Mannes, welche auf wissenschaftlichen Wert Anspruch erheben könnte, ist merkwürdiger Weise noch so wenig geschrieben wie eine Geschichte seines Ordens. Dieser Orden begann aber seit Bernharts Eintritt sich in wahrhaft wunderbarer Weise auszubreiten. Im J. 1113 wurden die Klöster la Ferté und Pontigny, 1116 die Klöster Clairvaux und Morimond gestiftet. Diese vier Klöster und Cîteaux bildeten den Stamm des Cistercienser-Ordens, den Stamm eines Baumes, dessen Äste und Zweige bis nach Sicilien im Süden und Norwegen im Norden, bis Portugal im Westen und Syrien im Osten reichten. Und man muß selbst auf die Gefahr hin, ein Freund des Mönchswesens gescholten zu werden, gestehen, daß dieser Baum reiche Früchte getragen hat. Ich sehe ganz ab von der rein geistlichen und humanitären Wirksamkeit des Ordens, weil diese Dinge hier doch eigentlich selbstverständlich sind, und lege auch kein zu großes Gewicht auf seine Verdienste um Kunst und Wissenschaft, obgleich da ganz respectable Leistungen vorliegen, betone aber dafür um so mehr, daß die Cistercienser auf volkswirtschaftlichem Gebiete Außerordentliches geleistet haben, es daher eine Ungerechtigkeit wäre, wenn man ihnen in dieser Beziehung die höchste Anerkennung versagen oder an solchem ausgesprochenem Verdienst kleinlich mädeln würde. Die Special-Forschung, welche dieses allgemeine Urtheil hervorgerufen hat, wird auch in Zukunft immer neue Beweise für dasselbe herbeischaffen. Es kann freilich auf dessen Begründung hier nicht näher eingegangen werden, so wenig als auf die Geschichte des Ordens überhaupt, für welche der Verfasser des Werkes, welches hier angezeigt wird, die Grundlage schaffen will, und mit dem 1. Bande, welcher außer der Einleitung zu dem ganzen Werke sich nur mit den Männerklöstern beschäftigt, zum Theile schon geliefert hat.

Wer aus wissenschaftlichem Interesse überhaupt oder sonst einer Veranlassung diesem Bande eine nähere Betrachtung widmen wird, wird zunächst dem Verfasser lebhaften Dank dafür wissen, daß er tausende und tausende von Thatfachen nicht allein gesammelt, sondern auch kritisch gesichtet und dort, wo wir seiner Anschauung zu folgen etwa nicht geneigt wären, uns gleich auch die Behelfe geboten hat, um selber untersuchen und prüfen zu können. Er wird aber dann eben so lebhaft wünschen, daß der Verf. nicht nur den 2. Bd. der „Origines,“ welcher uns mit den Frauenklöstern bekannt machen wird, recht bald nachfolgen lassen möge, sondern auch daß dessen überall ersichtlicher glühender Forschungsseifer und bewundernswerte Ausdauer auf Wegen, welche nur unter Ueberwindung von unendlichen Schwierigkeiten zu durchmeßen waren, auch noch in anderen Richtungen der Cistercienser-Geschichte, welche zugleich ein guter Theil Cultur-Geschichte ist, zu gute kommen mögen. Wer aber wie Schreiber dieses die persönlichen Verhältnisse des Verf. kennt, muß nach Betrachtung der vorliegenden wissenschaftlichen Leistung geradezu mit bewundernder Theilnahme auf einen Mann blicken, der bis zum Schluß dieses Schuljahres ununterbrochen als Lehrer thätig und mit einem schmerzvollen körperlichen Gebreche behaftet gleichwol noch so große Kraft und noch größeren Mut besitzt, dem Orden, welchem er selber angehört, ein Denkmal zu setzen, dauernder als Erz, und der historischen Wissenschaft ein Werk zu liefern, welches für die Geschichte seines Ordens als wirklich grundlegend bezeichnet und sonst den besten historischen Quellenwerken und Hilfsmitteln beigezählt werden muß.

Dieser Anerkennung, welche von jedem gerecht und billig Denkenden rückhaltlos gezollt werden muß, entspricht die weit reichende Bedeutung des Werkes. Man vergegenwärtige sich nur, daß der Cistercienser-Orden in seinem goldenen Zeitalter, welches der Verf. zwischen 1134—1342 setzt, überallhin gedrungen ist, wo die lateinische Kirche gebot. Dieser hat er freilich auch vielfach als Werkzeug für ihre weltumspannenden Pläne gedient und hat dafür ungewöhnliche Gnaden und Vortheile empfangen. Indes bleibt zu bedenken, daß der Orden ja ein geistlicher gewesen, demnach auf dem rein geistlichen Gebiete nur im Sinne der Kirche

handeln konnte, ohne deren nahezu allmächtigen Schutz er nimmer in dem außerordentlichen Grade hätte gedeihen können, wie es wirklich der Fall gewesen ist. Dr. Janauschel verzeichnet von der Gründung des Ordens bis zum J. 1670 die Stiftungen von 742 Männerklöstern, wovon 707 bis zum J. 1342 gegründet worden sind! Demnach sind in dieser Zeit jährlich nahezu drei Klöster errichtet worden, in dem einzigen Jahre 1147 aber, also in der Zeit des 2. Kreuzzuges, wo das Ansehen des h. Bernhart den höchsten Grad erreichte, allein 51! Und von diesen 51 verzeichnen 31 ihren Gründungstag zum 17. September, eine wunderbar klingende Thatfache, welche das damalig versammelte General-Capitel mit gerechtem Stolge erfüllt haben muß. —

Es ist übrigens schwer, in einer Anzeige, welche möglichst kurz gehalten sein soll, den Inhalt des Janauschel'schen Werkes zu skizziren und nach allen Seiten hin dessen Bedeutung festzustellen. Der Verf. beginnt sein Werk, welches er dem Andenken des hervorragenden Ordens-Mitgliedes, des h. Bernhart, gewidmet hat, mit einer Einleitung, welche in 3 §§ eine Skizze der Ordens-Geschichte, den Plan und die Quellen seines Werkes, endlich ein Verzeichniß derjenigen Orte enthält, welche den Männerklöstern des Ordens fernerhin nicht noch beigezählt werden dürfen. Es kann nur auf das ein' und andere in diesen inhaltreichen §§ hingewiesen werden; z. B. auf das, was der Verf. im ersten derselben über den Verfall des Ordens sagt. Die wirklichen Gründe des Verfalls erblickt er zunächst in der großen Anzahl und Zerstretheit der Klöster, welche die unumgänglich notwendige Ueberwachung von Seiten des General-Capitels sowie den ebenso notwendigen Besuch desselben geradezu unmöglich machten. Das höchst einfache, sparsame und wirtschaftliche Leben der Cistercienser ließ große Reichthümer anammeln, welche schließlich zu Luxus und Hochmut führten. Die Vater-Äbte prätendirten dann ungemessene Macht über die Töchterklöster, wichen aber selber schon jeder Rechenschaft vor dem General-Capitel aus. Einer der schlimmsten Gründe war das Ueberhandnehmen der Bettelmönche, welche den Orden der notwendigen Arbeiter beraubten, überhaupt vom Eintritte in denselben abhielten oder nur Leute übrig ließen, welche mit allen sittlichen Gebrechen der Zeit behaftet nichts mehr von der alten Strenge des Ordens wissen wollten und zur Lockerung der Disciplin wesentlich beitrugen. Von übler Wirkung war weiters der Commenden-Unfug, welcher vornehmlich in den romanischen Ländern blühte und wodurch Nicht-Cistercienser, Weltgeistliche, Ritter, ja wol auch siebenjährige Knaben zu Cistercienser-Äbten avancirten! Weiters waren für den Orden von sehr schädlichen Folgen die Congregationen, welche seit dem 16. Jahrhundert immer mehr in Aufnahme kamen und die Verbindung mit dem General-Capitel unterbrachen, u. s. w. u. s. w. Wol der mühevollste Theil des wahrlich durchaus mühevollen Werkes ist der 2. §. Es handelte sich da namentlich um Feststellung des Wertes jener Quellen der Cistercienser-Geschichte, welche als Kataloge, Abtei-Reihen, Chronologien, Genealogien u. s. w. bekannt sind. Gewis kann kein Zweifel bestehen, daß der Verfasser bei Untersuchung und Prüfung dieser Quellen, welche zu einem guten Theil noch handschriftlich sind, mit größter Gewissenhaftigkeit und minutiöser Sorgfalt vorgegangen ist, aber die fortschreitende Wissenschaft wird erst befähigen können, ob die von ihm gewonnenen Resultate auch haltbar sind. Jedenfalls wird ihm das bedeutende Verdienst bleiben, daß er der Erste gewesen, welcher hier Ordnung zu machen versucht hat. Im 3. § werden endlich alle die Klöster aus der Cistercienser-Geschichte ausgemerzt, welche nie dem Orden angehört haben, weiters eine Zusammenstellung derjenigen geboten, welche zweifelhaft sind, dann eine Zusammenstellung solcher, welche man bisher für Männerklöster gehalten, die jedoch in der Wirklichkeit Frauenklöster gewesen sind, endlich noch zwei andere Verzeichnisse, von welchen das eine sich mit den Klöstern beschäftigt, welche für den Orden errichtet oder demselben zur Reform übertragen, aber nicht für denselben behauptet worden sind, während das andere die Cistercienser-Klöster aufzählt, welche nicht im alten Sinne Abteien genannt werden können.

Zeigt sich da überall, wie der Verf. fleißig, umsichtig, sorgfältig und sauber zu arbeiten

versteht, so treten diese Eigenschaften noch mehr in dem Haupttheile der Arbeit entgegen, welcher sich als Resultat theils eigener Forschung, theils der Durchforschung und Vertwertung einer ungeheuren Literatur darstellt. Die Männerklöster des Ordens werden darin chronologisch vorgeführt, Jahr und Tag der Gründung jedes einzelnen waren maßgebend für seine Einreihung. Es muß hier genügen, wenn gesagt wird, daß die Feststellung der Gründungs-Epochen mit zu den schwierigsten Theilen der Arbeit des Verf. gehörte. Weil die Namen der Klöster vielfach große Irrthümer verschuldet haben, so ist es wichtig, die Namenformen jedes einzelnen Klosters zu kennen. So gibt also der Verfasser zuerst den officiellen lateinischen Namen des Klosters, dem er den landesüblichen zur Seite stellt, worauf in mitunter unglaublich langer Reihe die Abänderungen des Kloster Namens, wie er in den Quellen überliefert ist, folgen. Daran reihen sich die Angaben über die Lage des Klosters in topo- und chorographischer sowie in hierarchischer Beziehung, die Nachrichten über den oder die Stifter, über Veranlassung und wichtige Umstände bei der Gründung und über den Geburtstag des Klosters. Weiters folgen Angaben rücksichtlich der Filiation, Nachrichten über den ersten Abt und überhaupt das Wichtigste, was bei Gründung eines Cistercienser-Klosters in Betracht kommt. Daran reiht sich endlich die ganze Literatur über das betreffende Kloster.

In dieser durchaus sehr systematischen Weise geht der Verf. bei sämtlichen 742 Männerklöstern des Ordens vor. Nebenbei sei bemerkt, daß die Verfassung eines Werkes, dessen Gegenstand so ausgedehnte Länder umspannt, auch bedeutende Sprachkenntnisse zur notwendigen Voraussetzung hat. Dem Haupttheile der Arbeit folgt eine Reihe von „Anhängen“, deren erster ein Muster der alten Cistercienser-Genealogieen bietet, während der zweite uns mit der von dem Verfasser hergestellten Chronologie bekannt macht. Darnach sind unsere böhmischen Cistercienser-Klöster gegründet worden: Sedlecium (Sebety) 1143, Plassium (Plass) 25. März 1145, Nepomukum (Nepomuk) 3. Juni 1145, Sacer-Campus (Svaté Pole) 1157, Gradicum (Münchegrab) 8. September 1177, Ossecum (Ofegg) 1194, Altvadum (Hohenfurt) 1. Juni 1259, Sancta Corona (Goldentron) 6. April 1263, Aula-Regia (Königsaal) 20. April 1292 und endlich Scalicum (Stalitz) 13. October 1357. Sämtliche böhmische Cistercienserklöster aber sind der Linie Morimond, dem reinstältesten Kloster des Ordens, beizuzählen.

Der 3. Anhang gewährt eine Uebersicht der Klöster nach ihrer Abstammung: Clairvaux und Morimond haben die meisten Töchterklöster aufzuweisen. Der 4. Anhang besteht aus einem ausgezeichneten Index, welcher die Benützung des Werkes zur bequemsten von der Welt macht. Außer drei anderen nicht besonders bemerkenswerten Anhängen folgt endlich als 8. und letzter Anhang ein riesiger Stammbaum des Cistercienser-Ordens, natürlich nur der Männerklöster.

Der Verf. hat mit diesem Werke, dem der zweite Band recht bald nachfolgen möge, allein schon dem Orden und sich selber ein Denkmal von bleibendem Werte gesetzt. Er könnte nun ruhig die Hände in den Schooß legen, um so eher, als sein körperlicher Zustand alle Schonung erheischt, und die Fortsetzung seiner Forschungen getrost Anderen überlassen. Allein weil der Verfasser, welcher nun einmal sein Leben einer Idee geweiht hat, dem Gedanken, die ehrenvolle Stellung seines Ordens in der Geschichte nach allen Seiten hin sicher zu stellen, eben deshalb nicht ruhen, sondern diesem Gedanken auch weiterhin dienen wird, so kann Ref. nur lebhaft wünschen und stimmen gewis alle Geschichtsreunde mit ihm in diesem Wunsche überein, es mögen sich die Gesundheitsverhältnisse des Verf. so gestalten, daß er noch recht vieles zur Lösung der Aufgabe beitragen könne, welcher er sein Leben geweiht, und so der historischen Wissenschaft in einer ihrer wichtigsten Richtungen, nach der Seite der Cultur oder besser der Civilisation, noch mehr wichtige Dienste leisten möge. Allen seinen jüngeren Ordensbrüdern aber muß Ref. den glühenden Eifer des Verf. für die Geschichte und den Ruhm seines Ordens zu gründlicher Beherzigung und dessen Forscherthätigkeit zu eifriger Nachahmung dringend empfehlen.

Matth. Pangerl.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

II.

1877/78.

Cruft Martin: Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen. 2. Band: Der Ademann aus Böhmen, herausgegeben und mit dem tschechischen Gegenstück *Udablec* verglichen von **Johann Kutschel.** Prag und Leipzig, 1877.

Indem ich vorliegendes Buch zur Anzeige bringe, darf ich voraussetzen, daß die Leser der „Mittheilungen“ bereits durch den Vortrag des Herausgebers der „Bibliothek“ (XVI. 20—33, insbesondere S. 30 f.) darauf vorbereitet sind und ihm daher ein um so größeres Interesse entgegenbringen werden.

Wir erhalten auch durch diesen zweiten Band der „Bibliothek“ wieder ein Denkmal deutscher Literatur, man darf unbedenklich sagen zum erstenmale, kritisch herausgegeben. Denn von der Fagens Erneuerung desselben nach dem ältesten Druck (1824) darf den Anspruch nicht erheben für eine kritische Ausgabe zu gelten. Und sonst hatte nur Wackernagels Lesebuch (5. Aufl. Sp. 1817—24) einige Capitel (29—31) in kritischer Bearbeitung von Fr. Pfeiffer gebracht. Erst jetzt liegt uns das ganze Denkmal in einem auf sorgfältige Benützung der Handschriften und alten Drucke gegründeten Texte vor.

Und ein kostbares Denkmal, dessen namentlich die Deutschen in Böhmen sich mit gerechtem Stolze rühmen dürfen. Ich begreife, nachdem ich das Schriftchen jetzt in der vorliegenden Ausgabe gelesen habe, vollkommen, wie Gervinus (II⁵, 357) davon urteilen konnte, „der Schreibart nach ist es wol das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen.“

Ueber den Verfasser und den Inhalt seines Werkes hat bereits Martin in seinem Vortrage kurz und treffend gehandelt und ich brauche daher die Leser der „Mittheilungen“ nur darauf zu verweisen, ohne, was ihnen bereits einmal gut gesagt worden, wiederholen zu müssen. Die Idee des ganzen Schriftchens hat Gervinus richtig als Kampf der Empfindung und des Verstandes, des „Leids und der Weisheit“ bezeichnet. Dieser uralte echt menschliche Conflict zwischen Herz und Kopf wird hier geschlichtet durch die Berufung auf Gott und löst sich in ein inbrünstiges Gebet auf. Aber diese religiöse Lösung fließt keineswegs etwa aus einem finsternen Geiste, der die warme menschliche Empfindung zertritt um sich zum Himmel zu schwingen. Was auch uns moderne Menschen an diesem Werke des ausgehenden vierzehnten Jahrhunderts noch anziehen muß, ist die humane Gesinnung, mit der die relative Berechtigung beider gegensätzlichen Standpunkte abgewogen und die Anerkennung dieser Berechtigung ausdrücklich im vorletzten Capitel Gott selbst in den Mund gelegt wird. Echte Herzensteine weiß der Verfasser anzuschlagen in der Klage des Ademannes um die Verstorbene und sein und seiner verwaisten Kinder Schicksal,

der Kühle, die nun der Hitze beraubt sind. Und mit welcher Verehrsamkeit weiß er der finsternen Weltanschauung, welche nur die häßliche Rehrseite des menschlichen Lebens zu sehen vermag und im 24. Capitel vom Tode vertreten wird, die freudige Bewunderung des Menschen, des „allerhübschsten, allerachtbarsten, allerbehabensten und allerfreiesten“ Werkes Gottes, in dem man den Schöpfer selbst schmähe, in den Worten des Adermannes gegenüberzustellen, mit welcher Wärme dem Sündenregister, das der Tod (Cap. 28) den Frauen vorhält, und den Uebelständen des ehelichen Lebens den Preis derselben. Wenn er das Leben in der Ehe preist, ist es keine frostige Reminiscenz einer Bibelstelle (Prov. 31, 10 ff., vgl. 18, 22), die Worte kommen aus dem Herzen, und es ist kein Zweifel, daß die Voraussetzungen, auf denen das Werk beruht, Erlebnisse und nicht etwa eitel Fiction sind. Ueberhaupt hören wir in dem ganzen Gespräche überall einen Mann reden, der fern von aller Einseitigkeit das Leben nicht bloß aus Büchern kennt oder abseits aus schöner Ferne betrachtet, und zwar einen Mann von reicher Herzenz- und Geistesbildung.

Und dazu stimmt der Umfang seiner Kenntnisse, seiner Lectüre, die der Herausgeber, Herr J. Kniechel, S. 80 f. zusammenstellt, die humanistische Bildung, die wir hier in das deutsche Geistesleben einströmen und mit den christlich religiösen Anschauungen sich mischen sehen.

Und nicht bloß diese ganze Grundanschauung, der Inhalt des Gespräches, auch die Form ist ansprechend, geistvoll und verräth eine echte Begabung. Gleich die Föhrung des Dialoges ist in psychologischer Beziehung nicht ohne künstlerisches Geschick. Zuerst bricht der frische Schmerz in leidenschaftlicher Klage aus und diese Leidenschaftlichkeit steigert sich an den Segenreden des Todes, der seinerseits von überlegener Ruhe zur scharfen, bitteren Ironie übergeht. Dann aber (etwa von Cap. 19 an) wird der Schmerz ruhiger und flammt nur gelegentlich noch einmal in alter Festigkeit auf, der Klagende will sich fassen und belehren lassen, und so wird passend der Moment vorbereitet, wo, da doch weder das Herz durch bloße Vernunftgründe zu befriedigen ist, noch die Vernunft den Forderungen des Herzens weichen kann, der anentschiedene und nicht zu entscheidende Streit Gott anheimgestellt wird. Und wie lebhaft ist die Darstellung! Wie geschieht wird im 2. Capitel der Tod ins Gespräch eingeföhrt: er hat die heftigen Anklagen vernommen; „Hört, hört, hört,“ ruft er aus, „neu Wunder! Grausame, unerhörte Anklage sichts uns an,“ und er fragt nach dem Kläger, der sich nun nennt. Treffend weiß der Verfasser Fabeln als Einleitungen der Reden zu nützen, Märchen und Sprichwörter einzuflechten und so trotz gelehrter Reminiscenzen seiner Rede einen vollstümlichen Zug zu wahren. Und das alles in einer leicht fließenden gewandten Sprache, die für die verschiedensten Stimmungen das rechte Wort findet, der auch für subtile Abstractionen der Ausdruck nicht versagt, und die bei allem Flusse nie das rechte Maß und die wirksame Kürze aus den Augen verliert.

Wohin ist diese schöne Kürze, dieser folgerichtige Gedanken Zusammenhang mit seinem würdigen Abschluß in dem tschechischen Gegenstück „Tadlecet“ gekommen, das man unversehens gewagt hat uns als das Original unseres deutschen Bäckleins aufzuringen? Ich habe die Ausführungen des Herausgebers über diesen Punkt mit der größten Vorsicht und möglichster Unbefangenheit geprüft, um ja sicher zu gehen, daß nicht nationale Voreingenommenheit das Urtheil trübe. Um so entschiedener aber darf ich nun dem Ergebnisse seiner verdienstlichen Untersuchung zustimmen, daß sowohl nach der Entstehungszeit als nach dem inneren Verhältnisse der beiden Denkmäler das deutsche das Original sein muß, wovon das tschechische nur eine nicht einmal abgeschlossene Parodie ist. In der That kann es kaum etwas Klügeres geben als diesen Tadlecet mit seinem Ansprüche auf Originalität gegenüber dem deutschen Werke. Während er strebt dieses frei umzubilden, die Gedanken desselben erweitert und damit ungläublich vergrößert, und sich um den Schein der Unabhängigkeit bemüht, gerät er immer wieder in den Bann seines Vorbildes von dem er sich nicht losmachen kann. Er ändert die Voraussetzungen des deutschen Buches, setzt an die Stelle des Todes das Unglück, an die der todtten Gattin eine untreue Geliebte, aber leider fehlt ihm die selbständige schöpferische Kraft der Phantasie, um alles andere

auch den veränderten Voraussetzungen entsprechend umzubilden, und so muß er nach allen Abschweifungen doch immer wieder zu seinem Vorbilde zurückkehren und in seiner Armut von diesem Gedanken borgen, die nun in den veränderten Zusammenhang nicht passen oder nur durch gewaltsame Verrentungen sich hineinzuwängen lassen und bei der Vergleichung zu Verrätern seiner Abhängigkeit werden. Zwei charakteristische Belege hat schon Martin in seinem Vortrage S. 32 herausgehoben, zahlreiche andere bieten Ruieschels Auseinandersetzungen. Ja man könnte sogar so zuvorkommend sein zuzugeben (freilich manchmal auf Kosten des gesunden Verstandes), daß das Unglück oder der verstoffene Liebhaber zur Not so reden könne, wie sie der tschechische Verfasser reden läßt; selbst die weitgehendsten Zugeständnisse in dieser Richtung würden daran nichts ändern, daß so kein Schriftsteller schreibt der frei aus Eigenem erfindet und schafft, sondern nur einer, der unter der Herrschaft eines fremden Gedankenganges steht. Und dies ist eben das entscheidende. Der Herausgeber hat sich das doppelte Verdienst erworben nicht nur ein wertvolles Denkmal unserer Literatur zuerst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zugänglich gemacht, sondern auch die unberechtigten Ansprüche auf unser Eigentum geprüft und zurückgewiesen zu haben.

Das Buch ist übrigens zum Scheidegruß des Begründers der „Bibliothek“ geworden. Ich darf aber wol die Hoffnung aussprechen, die beiden bis jetzt erschienenen Bände werden das allgemeine Gefühl wachgerufen haben, daß es eine Ehrenpflicht der Deutschen in Böhmen ist, das so erfolgreich begonnene nicht wieder fallen zu lassen, wenn auch der Begründer nicht mehr unter uns weilt.

S. Lambel.

Dr. Ludwig Schlestinger: Die Historien des Magister Johannes Leonis. Ein Quellenbeitrag zur Geschichte der Hussitenkriege. Auch unter dem Titel: Die älteste Erzählung von der siegreichen Verteidigung der Stadt Brüx gegen die Hussiten i. J. 1421 und vom Ursprunge des Mariaschnee-Festes in Brüx. Von Magister Johannes Leonis. Prag, im Verlage des Stadtrathes von Brüx, 1877.

Dem Stadtbuche von Brüx hat nun Schlestinger einen quellenmäßigen Beitrag zur Geschichte jener Schlacht folgen lassen, welche am 5. August 1421 vor den Mauern von Brüx geschlagen die Einwohner dieser Stadt vor jenem schrecklichen Schicksale bewahrt hat, das die vereinigten Prager und Taboriten wenige Monate vorher (16. März) der „erzdeutschen“ Stadt Komotau bereitet hatten. Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen, welcher wol schon damals ein Augenmerk auf die pfandweise Gewinnung von Brüx gerichtet hatte, gab da den Prager einen herben Denkfettel und rächte so einigermaßen die Schändlichkeiten, welche die zu Gottes Ehre „wiltenden“ Hussiten in Komotau begangen hatten. Der Sieg des Markgrafen machte aber auf die Brüxer den nachhaltigsten Eindruck; sie begingen und begehen seitdem das Fest Maria Schnee, welches mit jenem Siegestage zusammenfällt, auf sehr feierliche Weise nachdem sich mit der Erinnerung an den glorreichen Sieg auch die Vorstellung verknüpft hatte, daß derselbe unter Dazwischenkunft der Gottesmutter erstritten worden. Eben erwähnte Festfeier aber ist es, welche den Magister Johannes Leonis zur Verfassung seiner „Historien“ bewogen hat, womit er die zu seiner Zeit bestandene mündliche Ueberlieferung über den ruhmvollsten Tag der Brüxer Geschichte für alle Folgezeit fixirt hat. Der Magister, welcher vielleicht — denn bestimmter läßt sich das kaum sagen — aus der Brüxer Familie Lew gestammt hat, hat das im J. 1493 in lateinischer Sprache gethan, demnach 72 Jahre nach jenem großen Ereignisse, und wiederum 20 Jahre später, nämlich 1513 ist sein Schriftchen verdeutschet worden. Diese Verdeutschung aber ist es, welche nun durch Schlestinger allgemein bekannt gemacht wird. Der Herausgeber macht selber schon in der trefflich geschriebenen Einleitung auf alle die Umstände aufmerksam, welche einer historischen Bewertung der Erzählung des Magisters Johannes

im Wege stehen, aber Referent könnte keineswegs den daran geknüpften Folgerungen beipflichten, weil er principiell alle Tradition verwirft und ihr überhaupt nur dann eine sehr eingeschränkte Beachtung zu schenken geneigt ist, wenn gleichzeitige und glaubwürdige Quellen vorliegen. Auch die „Historien“ können nur als Tradition angesehen werden; wenn sie aber nach der Meinung des Ref. geschichtlich nicht verwertet werden dürfen, so bleiben sie gleichwol das unverwerflichste Zeugnis dafür, daß ein in Brütz schon durch Jahrhunderte geübter festlicher Brauch nur die Erinnerung an den glorreichen Tag ist, welchen die genannte Stadt mit dem 5. August 1421 erlebt hat. Für die Local-Geschichte besitzen also die „Historien“ eine nicht zu unterschätzende Bedeutung und der Stadtrat von Brütz that sehr wol, daß er sein Schätzlein zu der von Schlesienger fleißig und sorgfältig gemachten Ausgabe der Historien beigetragen hat. Diese Ausgabe, welche von Hrn. Prof. A. Hruschka auch mit einem Glossar ausgestattet worden ist, verdient, sowol was Einleitung, Behandlung des Textes und Anmerkungen anbelangt, alle Anerkennung und ist auch die äußere Ausstattung ganz lobenswert. R.

J. Loserth: Beiträge zur Geschichte der hussitischen Bewegung. I. Der codex epistolaris des Erzbischofes von Prag Johann von Jenzenstein. Mit kritischen und erläuternden Bemerkungen. Sonderabdruck aus dem 56. Bd. des „Archives für österreichische Geschichte.“ Wien, 1877.

Seinen Verdiensten um die böhm. Geschichte im Zeitalter der Luxemburger hat L. durch Veröffentlichung der Briefsammlung des Erzbischofes Johann v. Jenzenstein ein neues, dazu sehr lobenswertes hinzugefügt. Er bezeichnet dieselbe als ersten Beitrag zur Geschichte der hussitischen Bewegung; als weitere Beiträge dürfen wir „demnächst“ die Apologie des M. Adalbertus Ranconis und die Vertheidigung des genannten Erzbischofes gegen dieselbe erwarten. L. theilt uns 77 Briefe mit, welche von dem Erzbischof theils an seine nächsten Verwandten und seine Lehrer, theils an den Papp Urban VI. und die Bischöfe Johann und Peter von Olmütz sowie verschiedene andere geistliche Würdenträger, an König Wenzel IV., den Markgrafen Procop von Mähren und den Herzog Johann von Görz, an die verwitwete Kaiserin Elisabeth, an Herren von Rosenberk, an die Prager Univerfität, an den vorgenannten M. Adalbertus Ranconis de Ericino u. f. w. gerichtet worden find. Bei denjenigen Briefen, welche in diesem cod. epist. enthalten bereits anderwärts publicirt worden find, begnügt sich der Herausgeber mit einer Verweisung auf die Druckstelle, andere Briefe dagegen theilt er nur nach ihrem wesentlichen Inhalt, die Mehrzahl jedoch nach ihrem ganzen Wortlaut mit. Chronologisch gehören die mitgetheilten Briefe der Zeit zwischen 1374—1388 an. Mehrere von ihnen sind von großem Interesse; den größten Gewinn gewähren sie natürlich für die Geschichte des Erzbischofes Johann selber. L. hat denn auch gleich in der Einleitung eine vornemlich auf die mitgetheilten Documente gegründete und sehr gelungene Skizze der Geschichte des Erzbischofes entworfen, welcher in Folge seiner ascetischen Richtung endlich mit aller Welt zerfallen war. Vielleicht entschließt sich der Herausgeber dennoch, die „Geschichte Johannis von Jenzenstein und der kirchlichen Bewegungen in Böhmen“ zu schreiben, wozu er jedenfalls schon sehr bedeutend angeregt ist und welche Aufgabe er zweifellos in der wünschenswertesten Weise lösen würde. Ref. ersucht den Herausgeber dringend, diesen Gedanken nicht fallen zu lassen. Sonst hätte Ref. gewünscht, daß L. in der Einleitung auch den sehr wichtigen Punkt der Glaubwürdigkeit dieser Briefe einer eingehenden Erörterung unterzogen hätte. Wer die mittelalterlichen Formelsammlungen, zu welchen doch auch der vorliegende Codex gehört, genauer kennt, wird dem Ref. beipflichten, daß dieser Punkt bei Veröffentlichung einer derartigen Publication immer ganz umständlich besprochen werden sollte, weil ja der Wert der Publication zumeist hievon abhängt. R.

Dr. Adolf Bachmann: Böhmen und seine Nachbarländer unter Georg von Podiebrad 1458—1461 und des Königs Bewerbung um die deutsche Krone. Ein Beitrag zur Geschichte der Versuche einer Reichsreform im 15. Jahrhunderte. Zum Theile nach ungedruckten Quellen. Prag, 1878.

Ref. gesteht recht gerne, daß der Verf. vorliegenden Buches nicht nur viele Befähigung zu historischen Arbeiten bekundet, sondern auch es bisher an rühmlichem Fleiß und Strebbarkeit nicht fehlen ließ. Auch muß anerkannt werden, daß das Buch recht lesbar geschrieben ist, was bei dem im Ganzen wenig fesselnden Stoff wirklich etwas besagen will. Die Menschen, welche sich damals auf dem Schauplatz der deutschen und böhmischen Geschichte bewegten, können uns kein besonderes Interesse einflößen; nirgends ein Gedanke, welcher uns sympathisch berühren würde und Theilnahme für die handelnden Personen in uns erwecken könnte. Dagegen werden wir von dem gränlichen Egoismus, welcher alle gleichermaßen beseelt, von dem vielen Marten und Feilschen sowie von den gesponnenen armseligen Intriguen vielfach angewidert und sehen nur das Eine recht klar, nämlich daß es damals um das heil. römische Reich deutscher Nation wirklich elend bestellt war. Auch der böhm. König, dessen Bewerbung um die deutsche Krone den Hauptinhalt des hier angezeigten Buches bildet, würde, wenn er mit seiner nicht sehr rühmlichen Bewerbung durchgedrungen wäre, dem Elend kaum abgeholfen haben. Gerade das Königs-Project aber ist es, welches dem Ref. zur folgenden kritischen Bemerkung veranlaßt. Der Verf. hat nämlich im 17. Bd. der „Forschungen zur deutschen Geschichte“ eine Abhandlung über „die ersten Versuche zu einer römischen Königswahl unter Friedrich III.“ veröffentlicht und darin bereits erschöpfend behandelt, was er Abweichendes von den bisherigen Anschauungen über das Königs-Project zu sagen hatte. Er hat daher in dem vorliegenden Buche nichts wesentlich Neues über das Project zu bringen vermocht, sondern nur Bekanntes wiederholen können. Der Verf. gibt selber im Vorwort zu, daß das Königs-Project in den Arbeiten Menzel's, Voigt's, Kludohrn's und Markgraf's „erwünschte Berücksichtigung und Aufhellung nicht bloß in den wesentlichen Momenten allein erfahren.“ Und wenn er an derselben Stelle betont, daß er die „Einzelnphasen“ des Projectes ausführlicher erörtert sowie „die vor allem nöthige besondere Berücksichtigung der böhmisch-österreichischen wie österreichisch-ungarischen Beziehungen und des Königs absonderliche Stellung der Curie gegenüber,“ so muß er diese Behauptung wiederum mit Rücksicht auf die Arbeiten Voigt's und Markgraf's in etwas einschränken. Ref. hätte es daher lieber gesehen, wenn der Verf. nicht schon jetzt seine Studien zusammengefaßt, sondern einen Punkt ausfindig gemacht hätte, der noch nicht eingehend und kritisch behandelt worden ist. Er hätte uns da wirklich Neues bieten, sich selber aber eine weitere sehr nützliche Vorarbeit für die Geschichte König Georgs, welche er hoffentlich einmal schreiben wird, schaffen können. Dort würden sich auch die von dem Verf. gesammelten archivalischen Materialien besser haben verwerten lassen, als hier in dem vorliegenden Buche, wo sie zu dem Hauptinhalt, dem Königs-Project nichts Ansehnlicheres beisteuern. Auch über die innere Geschichte Böhmens bringt das Buch nichts Neues und so würde sich auch hier empfohlen haben, wenn der Verf. das, was es erst vor kurzer Zeit in drei Aufsätzen über die Zeit von 1458—1461 dargelegt hat, nicht schon wieder in das vorliegende Buch eingeflochten hätte. Dasselbe kann also streng genommen nur als Zusammenfassung der bisherigen Forschungen des Verf. gelten und weil dadurch dieselben allgemeiner zugänglich werden, so ist dennoch von diesem Standpunkte das Erscheinen des Buches gerechtfertigt. Der Verf. kann nun ungehindert an neue Untersuchungen gehen und wenn wir deren Publication lebhaft wünschen, so mag uns auch ein anderer Wunsch gestattet sein, nämlich der: an eine Zusammenfassung nicht wieder zu gehen, bis nicht eine vollständige Geschichte K. Georgs geboten werden kann. Sonst hätte Ref. etwa noch zu bemerken, daß von einem Austritte der Böhmen aus der katholischen Kirche und von einem Wiedereintritte in dieselbe, also auch rückwärts K. Georg's, in dem nachmaligen protestantischen Sinne nicht die Rede sein kann. Wirkliche Protestanten sind die Böhmen bekanntlich erst viel später geworden.

R.

Dr. Emil Bernsdorf: Italienische Politik Papst Innocenz VI. und König Karl IV. in den Jahren 1353—1364. Wien, 1878.

Der Verf. beschenkt uns mit einer recht interessanten Arbeit, welche in unsern Blättern schon darum nicht unbeachtet gelassen werden darf, weil sie, wie wenigstens der Titel erwarten läßt, Karl IV. in den Mittelpunkt ihrer Darstellung zu stellen gedenkt. Doch ist von dem König und seiner italienischen Politik noch wenig die Rede, denn die ziemlich breit angelegte Einleitung unterzieht erstlich die italienische Politik der römisch-deutschen Könige und Kaiser in der Zeit von 1250—1350 einer feingehenden Betrachtung, schildert sodann den Zustand Reichs-Italiens um die Mitte des 14. Jahrhunderts, gibt hierauf ein Bild von dem allmäligen Verfall des Herrschaftsgebietes der römischen Kirche in Italien und von dem Zustand desselben um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der 2. Abschnitt handelt von der Thronbesteigung Innocenz VI., von der Sendung des Cardinals Albornoz nach Italien und von der Unterwerfung des Präfecten Vico; im 3. endlich wird die Vorgeschichte des ersten Römerzuges Karl IV. gegeben. — Der Verf. legt eine genaue Einsicht in die äußerst verwickelten Zustände Ober- und Mittelitaliens und eine tiefe Kenntnis mit den Quellschriften und den einschlägigen neueren Werken an den Tag; Ref. aber müßte, was bei ihm nicht der Fall ist, selbst tiefe Studien in Bezug auf die Geschichte Italiens gemacht haben, um sein Urtheil dahin abgeben zu können, ob die vorliegende Abhandlung neue Gesichtspunkte eröffnet, ob sie die Wissenschaft gefördert habe, bekräftigen muß er jedoch, daß die Arbeit nicht nur von dem Fleiße sondern auch von einer geschickten Darstellungsgabe des Verf. Zeugnis gibt. Das Buch ist recht anziehend geschrieben, aber es ist leider nur ein Bruchstück, das in gedrängter Kürze die höchst vorsichtige Politik Karls bezüglich Italiens andeutet, uns seine Unterhandlungen, mit den Venetianern u. s. f. kennen lehrt, jedoch mit dem Erscheinen des Monarchen auf dem Boden der Halbinsel, also gerade da abbricht, wo es unsere erhöhte Theilnahme in Anspruch zu nehmen begann; von des Königs weiteren politischen Unterhandlungen, seinem Zug nach Rom u. s. w. erfahren wir nichts. Sicher wird, wie uns das Vorwort hoffen läßt, der Verf. uns später mit einer Fortsetzung erfreuen, mir aber will es dünken, daß es angezeigter gewesen wäre, wenn Bernsdorf mit der Publication des Werkes so lange gewartet hätte, bis es zu einem bessern Abschlusse, vielleicht bis zur Rückkehr Karls aus Italien, geblieben wäre. ♣

Dr. Theodor Lindner: Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. I. Abtheilung. Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel, II. Band, erste Hälfte. Braunschweig, 1876.

Wie wir schon bei Besprechung des ersten Bandes dieses Werkes (Lit. Beilage XIV. S. 21) darauf hingewiesen haben, behandelte Lindner vor Allem Reichsgeschichte und berücksichtigte die böhmischen Verhältnisse nur insoweit, als sie auch auf das Reich Einfluß übten und bestimmend auf die Reichspolitik des Königs einwirkten. Dasselbe ist nun auch bei dem 2. Bande, von welchem uns vorerst nur die erste Hälfte vorliegt, der Fall. Dem Verfasser ist es durch eingehende Forschungen in den bedeutendsten Archiven des deutschen Reiches und Oesterreichs gelungen, nicht nur die Resultate, die Weizsäcker in seiner musterwürdigen Ausgabe der deutschen Reichstagsacten unter König Wenzel in Bezug auf die deutsche Reichsgeschichte festgestellt hat, vielfach zu berichtigen, sondern er weicht auch mehrmals von den Ansichten ab, die Palacky in seiner böhmischen Geschichte (III a) aufgestellt hat. Einige dieser Abweichungen, sowie auch einige von Palacky nicht gekannte aber für die böhmische Landesgeschichte interessante Thatfachen, die sich in diesem Buche vorfinden, wollen wir hier hervorheben.

Nachdem Lindner die wahrhaft erbärmliche Haltung, die König Wenzel während des Krieges zwischen den Fürsten und Städten in Deutschland eingenommen hat, geschildert und auch

einer plötzlichen schweren Erkrankung Wenzels, in Folge der er zu Břürgitz am 12. August 1388 die letzte Oelung erhielt, Erwähnung gethan hat — diese Thatsache hat Palach nicht gekannt —, bespricht er den Plan Wenzels, dem römischen Königsthron zu entsagen. Während nun Palach meint, daß dieser Plan „aus König Wenzels innerster Reigung kam,“ behauptet Lindner psychologisch richtiger, daß dies höchstens das Resultat einer vorübergehenden Laune Wenzels gewesen sein könne. „Wenn wir bedenken, bemerkt Lindner darüber weiter (Seite 49), zu wie gewagten Schritten sich Wenzel im März 1387 verließ, um den Beistand der Städte gegen einen etwaigen Nebenbuhler zu erreichen, wenn wir dann sehen, daß er nie daran gegangen ist, eine solche Absicht auszuführen, daß er vielmehr mit Leidenschaftlichkeit die Krone fest zu halten strebte, als sie ihm die Kurfürsten abspachen, und immer wieder versuchte seine Rechte auf sie geltend zu machen, so können wir doch kaum annehmen, daß er jemals thatsächlich beabsichtigte den deutschen Thron aufzugeben, selbst nicht zu Gunsten eines Verwandten.“

Ueber die zweite Heirath Wenzels (1389) mit Sophie von Bayern, von der Palach sagt, daß sie „an noch unbekanntem Tage und auf unbekannt Weise zu Stande gekommen sei,“ ist es Lindner gelungen nähere Daten, die aber erst die III. Beilage zu diesem Bande, welche der zweiten Hälfte desselben beigegeben werden wird, in ausführlicher Weise darlegen wird, beizubringen. Nach Lindner soll es vor Allem die körperliche Schönheit Sophiens gewesen sein, die Wenzel zu dieser Heirath bestimmt hat. Im August 1388 hatte schon Erzbischof Pilgrim von Salzburg in Wenzels Auftrage die Verhandlungen über diese Heirath begonnen, welche noch vor Oetern 1389 in Prag zu Stande kam (Seite 46 und 61). Nach seiner Hochzeit zog König Wenzel nach Eger, woselbst auf dem dort abgehaltenen deutschen Reichstage jener Landfriede beschlossen wurde, der die Auflösung des Städtebundes zur Folge hatte. Statt nun im Reiche herum zu reisen und die Beschlüsse dieses Reichstages persönlich durchzuführen, zog sich Wenzel wieder nach Böhmen zurück und überließ die Reichsregierung seinen Bevollmächtigten, unter denen besonders der tschechische Ritter Borzivoj von Swinar eine hervorragende Rolle spielte. In schlechtere Hände hätte aber die königliche Rechtspflege in Süddeutschland, denn dort hielt sich Borzivoj fortwährend auf, nicht mehr gelangen können. Von ihm sagt Lindner (Seite 104), „daß er mehr an seinen Vortheil als an den seines Herrn und des Reiches dachte. Am meisten hat aber Borzivoj dem Ansehen König Wenzels durch sein gewaltthätiges Auftreten gegen die Reichsstadt Straßburg geschadet. Er hat aber dadurch auch seinen Landsleuten in Deutschland keinen guten Ruf verschafft. Bei Erzählung dieser Gewaltthaten sagt der gleichzeitig lebende Chronist Jacob Zwinger von Königshofen: „Borzivoj that, wie es der Böhmen Art ist, welche Diebe und Bösewichter werden um Gutes willen“ (Seite 112).

Wahrlich, wenn man Karl IV. Unrecht thut, ihn den Erztiefvater des römischen Reiches zu nennen, so verdient, nach des Referenten Ansicht, sein Sohn Wenzel diesen Beinamen in vollem Maße. Für die böhmischen Historiker dürfte auch die von Lindner (Seite 149) erwähnte Thatsache von Interesse sein, daß im Jahre 1388 die Bürger von Passau bei einem Streite zwischen dem Bischofe und seinem Kapitel, wobei sie auf Seite des Ersteren standen, der Krone Böhmen als ihrem Herrn huldigten, um dadurch eine ausgiebige Unterstützung von Seite König Wenzels zu erlangen, die ihnen denn auch zu Theil ward. Aber schon im Jahre 1393 „war von der böhmischen Unterthänigkeit Passaus keine Rede mehr“ (Seite 152).

Im 16. Kapitel gibt Lindner eine treffliche Charakteristik Wenzels, bei der er vielfach mit Palach übereinstimmt, und erzählt dann den bekannten Conflict Wenzels mit dem Prager Erzbischofe Johann II. von Jenzenstein, bei welchem der bischöfliche Vicar Johann Pomuk auf Befehl Wenzels durch die Anwendung der Folter tödtlich verletzt und den 20. März 1398 Abends in die Moldau gestürzt wurde. Während nun Palach meint, daß sich die Identität oder Nicht-Identität dieses Johann von Pomuk mit dem im Jahre 1729 heilig gesprochenen Jo-

hann von Nepomuk nicht mehr sicher feststellen lasse, behauptet Lindner, daß dieser Streit durch die Abhandlung Reimanns in Sybels historischer Zeitschrift (Band 27, Seite 225 ff.) nunmehr endgültig entschieden sei. Reimann kommt nämlich zu dem Resultate, daß der apostolische Stuhl nicht nur einen Mann, dessen Dasein ganz unerweislich ist, heilig gesprochen, sondern auch irreführt von der Prager Domgeistlichkeit, das Leben dieses angeblichen Märtyrers nach einer gefälschten Biographie erzählt hat (Sybel, Seite 279). Auch die neueste Arbeit über diese Frage: „Life Legend and Canonization of St. John Nepomucen Patron Saint and Protector of the Jesuits. By A. H. Wratislaw. London 1873“ bringt, wie Lindner (Seite 184) bemerkt, nichts wesentlich Neues.

In den nun folgenden Kapiteln (17—19) behandelt Lindner die Entstehung der Verschwörung gegen König Wenzel, bei welcher bekanntlich der böhmische Herrenstand, an dessen Spitze der fürstenthümliche Heinrich von Rosenberg stand, hervorragend theilhaftig war, die Gefangennahme Wenzels und seine Befreiung und endlich die Unruhen, die darauf in Böhmen entstanden, weil König Wenzel nicht gewillt war, die ihm abgetrohten Versprechungen zu halten. Dem Verfasser ist bei der Schilderung dieser Verhältnisse ein viel reichhaltigeres archivalisches Material zu Gebote gestanden als Palacky und dieselbe bietet uns daher mehrfach Neues. Auch hier ins Detail einzugehen, würde uns zu weit führen! Wir wollen blos noch die Vermuthung aussprechen, daß der Beleg für die Behauptung Palackys, daß Heinrich von Rosenberg bei der Gefangennahme König Wenzels das Wort geführt habe (III a. Seite 74), sich vielleicht im Wittingauer Archive vorfinden dürfte. Lindner bezweifelt nämlich diese Thatsache, weil er keinen Beleg für dieselbe kenne (Seite 196 not. 2.).

Das 20. Kapitel, in dem die Beziehungen König Wenzels zu seinem Bruder, dem ungarischen Könige Sigmund, und die Ernennung des Letzteren von Seite des Ersteren zum Reichs-Bicar in Deutschland (1396) erzählt werden, schließt die erste Hälfte dieses Bandes, deren zweiter Hälfte wir auch im Interesse der böhmischen Landesgeschichte mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

H. M. Rath.

Johann Rastl: Ueber den mit der Dehnung und Schärfung der Stammflben verbundenen Lautwechsel in der Conjugation der Verba der Tepler Mundart. Pilsen, 1877.

Unter diesem Titel ist die ursprünglich im Programm des Mieser Real- und Obergymnasiums abgedruckte Abhandlung nun auch im Selbstverlage des Verfassers erschienen. Es wird zuerst ein kurzer Ueberblick über die Lautverhältnisse der Tepler Mundart gegeben, anschließend an die frühere Schrift des Verfassers „über die Laute der Tepler Mundart,“ und dann der im Titel angegebene interessante Lautwechsel bei der Conjugation der Verba ausführlich erläutert. Das Schriftchen ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Mundarten Böhmens.

Dr. W. Loischer.

Neuestes.

Adam Wolf: Geschichtliche Bilder aus Oesterreich. 1. Bd. Aus dem Zeitalter der Reformation (1526—1648). Wien, Braumüller, 1878.

Anton Sindely: Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. der Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. Prag, Tempsky, 1878.

Die böhmischen Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 an bis auf die Neuzeit. Herausgegeben vom königlich böhmischen Landesarchive. Prag, Verlag des kön. böhm. Landesauschusses, 1877. (1. Bd.)

Dr. Clemens Borový: Libri erectionum archidioecesis Pragensis saeculo XIV. et XV. Liber II, 1375—1388. Pragae, Calve, 1878.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Actiengesellschaft Bohemia in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

III.

1877/78.

Zur Nachricht.

Herr Dr. Adolf Bachmann hat der Redaction der „Literarischen Beilage“ eine „Zur Aufklärung“ überschriebene Entgegnung auf die in der erwähnten Beilage S. 29 abgedruckte Anzeige seines Buches über Georg von Pobiehrad überandt und um Aufnahme derselben ersucht. Die Redaction hat solche Entgegnung dem Verfasser der Anzeige des Bachmann'schen Buches mitgetheilt, welcher hierauf mit einer Replik erwiedert hat. Da nun Hr. Dr. Bachmann, nachdem er von dem Inhalte dieser Replik Kenntniss empfangen, es als seine Ueberzeugung aussprach, daß der Referent wie schon in der Anzeige so auch jetzt wieder Unrichtiges behauptete, so erachtet es die Redaction bei solchem Widerstreite der Anschauungen für angemessen, selber den Gegenstand einer näheren Prüfung zu unterziehen, und behält sie sich auch vor, darüber ihre Meinung in der nächsten „Literarischen Beilage“ mitzutheilen.

Dr. Friedrich von Bezold: König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten. Dritte Abteilung. Die Jahre 1428—1431. München, 1877.

Der Verf. verfolgt die letzten großen Anstrengungen, welche von Seiten des deutschen Reiches gemacht worden sind, um der böhm. Ketz. Herr zu werden, und die denselben vorangegangenen Verheerungszüge, welche die Hussiten!) theils aus Raublust theils aus Noth in die Nachbarländer unternamen. Schlesien, die Oberlausitz und Glatz wurden im J. 1428 schwer von ihnen heimgesucht, im erstgenannten Lande verjuchten sie sogar sich dauernd festzusetzen. Bei alledem machte sich das Friedensbedürfnis immer mehr geltend, nicht allein die Anhänger Sigmunds, sondern auch Prag und andere Städte, ja sogar Procop der Große wünschten den Frieden. Man unterhandelte deshalb im März 1429 in Preßburg, hierauf im Mai im böhm. Landtag, der Abschluß aber, welcher im Juli in Preßburg hätte stattfinden sollen, scheiterte un-

1) Der Verf. schreibt wie schon auch manch' anderer deutscher Schriftsteller Hussiten; Ref. meint, mit Unrecht, da das czechische *h* immer scharf lautet und daher im Deutschen mit Doppell-sfi wiedergegeben werden muß.

glücklicher Weise an einigen Nebenpunkten. So blieb den Hussiten nichts übrig, als durch neue Verheerungszüge den Gegnern die Notwendigkeit des Friedens einleuchtender zu machen. Im October heerzten die Taboriten und Waisin in der Ober- und Niederlausitz, das war aber doch nur ein Vorpiel des furchtbaren Verheerungszuges, womit Meissen und Sachsen im Winter von 1429 auf 1430 heimgesucht worden sind. 18 Städte und 1400 Dörfer wurden das Opfer hussitischer Raub- und Zerstörungslust. Aber auch die Oberpfalz und die fränkischen Lande wurden von ihnen mit einem ähnlichen Besuche bedacht. Da kam es nun doch zwischen dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg und den Hussiten am 11. Februar 1430 auf der Burg Beheimstein zu einem merkwürdigen Vertrage, in dessen Bestimmungen Bezold bereits die Basis erkennt, auf welcher später die Verhandlungen der Kirche mit den Ketzern ruhten und aus der die Compactaten, der erste förmliche Religionsfriede innerhalb der abendländischen Christenheit, erwachsen sind. Man wollte sich euen, ohne sich noch viel um den Papst zu kümmern. Desto mehr Sorge trug der Papst, daß ohne ihn nichts geschähe. Nachdem das Jahr 1430 unter ergebnislosen Bemühungen, einen neuen Kreuzzug nach Böhmen zu organisiren, dahingegangen war, die Hussiten während dessen auch Schlesien, Mähren und Ungarn heimgesucht hatten, schmolzen das Eis, womit P. Martins V. Brust gegen die Forderung eines allgemeinen Concils umpanzert war, endlich jene famosen Artikel, welche am 8. Nov. 1430 an den Mauern Konstanz ausgehängt zu erblicken waren und vorgeblich von zwei Fürsten ausgegangen ganz einschneiden die Abhaltung einer Kirchenversammlung zur Beendigung der Ketzerei verlangten. In ihrem Grundgedanken berührten sich diese Artikel ganz mit dem Beheimsteiner Vertrag. Der Papst hat dann allerdings die Erlaubnis zur Eröffnung des Concils gegeben, allein die Kirche wünschte noch viel mehr einen Sieg über die Ketzerei, welcher natürlich auch zum Sieg über das Concil geworden wäre. Der Cardinal Julian Cesarini, welcher zum Legaten des Kreuzzugs und Präsidenten des Concils ernannt worden war, Krieg und Frieden also zugleich vertreten sollte, arbeitete zunächst fleißig für den Krieg und die Deutschen ließen sich richtig noch einmal gewinnen, der römischen Curie bei ihrem Vorhaben, die Ketzerei auszurotten, Heilerdienste zu thun. Ein Reichstag zu Nürnberg, der im Februar 1431 seinen Anfang nahm, hatte sich außer andern vornämlich mit den militärischen Vorkehrungen zur Ketzervertilgung zu befassen. Indes fanden Sigmund wie die Hussiten an den Dingen, welche sich vorbereiteten, gleichermassen kein Gefallen. Die Verhandlungen aber, welche den drohenden Krieg verhindern sollten, hatten weder in Kratau noch in Eger, wo sie gepflogen wurden, ein Resultat; so kam es endlich zum Kriege, der auf deutscher Seite unter Führung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg einen erschrecklich schmachvollen Ausgang nahm. Auf beiden Seiten hatte man großartige Machtmittel aufgeboten. Das deutsche Kreuzheer rückte über Tachau in Böhmen ein, allein es ist nicht zu erklären, weshalb es sich hierauf gegen Taus wandte, um in den Gefilden um die vorgebliche vormalige Wogastisburg am 14. August eine der unbegreiflichsten und jedenfalls schmachlichsten Niederlagen zu erleben.

Das, was hier nur kurz angedeutet wird, schildert Bezold klar, lebhaft, treffend und lörrig in dem vorliegenden dritten Beitrag zur Geschichte der Reichskriege gegen die Hussiten. Die Resultate der Deutschenflucht bei Taus, aus welcher der Hauptkzerei zum Kriege, der Cardinal Julian, leider mit heiler Haut entrann, sind aber nach Bezold folgende: das deutsche Reich horie auf, den Heiler der römischen Curie zu machen. Da aber nun die Kirche ohne den weltlichen Arm machtlos geworden, mußte sie sich wol oder übel bequemem, die Hussiten zu hören, wozu sie sich bisher nicht versehen gewollt. Die römische Curie war nun nicht mehr selber Richterin, sondern wie die Hussiten Partei, welche sich vor der höheren Autorität des Concils, dessen Entscheidung angerufen war, zu beugen hatte. Aber mit der schmachvollen Deutschenflucht bei Taus war auch die Herrschaft des Cechentums in dem ersten weltlichen Kurland besiegelt und die dauernde Entfremdung Böhmens vom deutschen Reiche vollzogen. Das deutsche Reich hat die feindselige Entwicklung in Böhmen gegen das Deutschtum anfänglich vernach-

läßt, dann vergeblich bekämpft, bei Laus endlich aber den Todesstoß in's Herz seines Widerstandes empfangen. R.

Hermannus Siegler Schmid: De Wenzeslao rege Romanorum eiusque adversariis et depositione. Jenae, 1876.

Gestützt auf eine genaue Kenntniß der Monographien und Literatur, die über Wenzels Zeit handeln, und mit Zuhilfenahme der neuesten Quellenpublicationen hätte der Verfasser, namentlich bei Benützung des zweiten Theiles der deutschen Reichstags-Acten von Weizsäcker, eine ganz vorzügliche Arbeit zu Stande bringen können; er berichtet nun wol mit Wahrheitsliebe über den König, aber es mangelt ihm doch so ziemlich originelle und selbständige Gedanken. Hauptsächlich auf Pelzel, Palacký und Höfler gestützt, bietet er uns in seinem kleinen Werke im Zusammenhange, was jeder derselben erforscht hat, und sucht deren abweichende Resultate in Einklang zu bringen. Die Eintheilung, die Höfler seinem Ruprecht zu Grunde legt, behält der Verfasser mit einigen Modificationen bei. Die Eräugnisse unter der Regierung Wenzels werden kurz und bündig behandelt und wol in das rechte Licht gestellt, doch werden die Agitationen der florentinischen Gesandten bei den Kurfürsten, auf welche zum erstenmale Höfler, als wichtig für die Absetzung Wenzels, hinweist, vollständig übergangen und auf die Eräugnisse in Italien wenig Gewicht gelegt. Noch weniger berichtet der Verf. von den Parteilungen und Zwistigkeiten im Hause der Luxemburger und den Nachtheilen, die sich in Folge dessen für Wenzel ergaben; ebenso werden die Vorgänge in Böhmen als zu geringfügig angesehen, namentlich der langjährige Streit des Königs mit dem Erzbischofe Johann von Jenstein nur ganz flüchtig angedeutet, wobei des Vicars Johann von Pomul gar nicht gedacht wird. Dagegen bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß man in den Kurfürsten von der Pfalz und Mainz so wie in dem Hause der Habsburger die ärgsten Feinde der Luxemburger anzusehen hat, wobei er namentlich auf die Machinationen Albrecht III. gegen Wenzel hinweist, und eben in dieser Partie sind einzelne selbständige Gedanken aufzufinden; ebenso sucht er das Verfahren der Kurfürsten bei Wenzels Absetzung und Ruprechts Wahl als ein ungerechtes und usurpatorisches darzustellen, wobei er gleichfalls einige neue Argumente gegen die Kurfürsten vorbringt, mit denen er die gegen Wenzel gemachten Beschuldigungen zurückzuweisen sucht. Im übrigen begnügt sich Siegler Schmid einige unbedeutendere Verstöße gegen Chronologie und Topographie, die Pelzel, Palacký oder Höfler begangen haben, auf Grund der neuesten Quellenpublicationen zu corrigiren. Wohl bietet die Schrift nicht viel Neues, dient aber doch zur Vervollständigung der Literatur über Wenzel. Es mag zum Schlusse noch bemerkt werden, daß diese Schrift als Dissertation in lateinischer Sprache verfaßt, obzwar ziemlich trüch geschrieben, manche Verstöße gegen Grammatik und Syntax aufzuweisen hat. A. Horčík.

Wenz. Joh. Koutny: Der Přemysliden Thronkämpfe und Genesis der Markgrafschaft Mähren. Ein Beitrag zur Erforschung vaterl. Geschichte. Wien, 1877.

Die vorliegende Schrift erörtert wie billig zunächst die Grundlage von der sie ausgehen kann: nämlich die Stellung des Herzogthumes Böhmen zum deutschen Reiche in kirchlicher und politischer Beziehung, ohne indeß in diesen Partien irgend welche neuen Gesichtspunkte zu eröffnen. Es ist eine hist. Thatfache, daß Böhmen seit den Tagen des hl. Wenzel sich zu einem Tribute an das deutsche Reich herbeilassen mußte, wie ja ein solcher auch schon früher entrichtet worden war. Ganz klar erscheint dieses Abhängigkeitsverhältnis unter Přetislav I., der dem Kaiser in feierlicher Weise den Vasalleneid schwur und der von diesem zwei Landchaften aus den polnischen Eroberungen als deutsches Lehen erhielt. „Unser Land, läßt Cosmas den böhmischen

Herzog zum Kaiser sprechen, ist dein Kammergut, und wir gehören dir an und wünschen es dir anzugehören.“

Wenn auch in späteren Tagen die Pflicht des Tributs erlassen wurde, so ist doch im Großen und Ganzen das alte Verhältnis geblieben. Die Regierung dieses Břetislav ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig, denn ihm pflegt man schon seit alten Tagen die Begründung des Senioratsgesetzes zuzuschreiben, auf ihn gehen auch die Anfänge der Markgrafschaft Mähren zurück. Was nun den ersten der beiden Punkte — die Begründung des sog. Senioratsgesetzes anbelangt, so geht der Verf. des obigen Aufsatzes demselben scharf zu Leibe. Břetislav hatte — er selbst war der einzige Stammhalter des Přemyslidenhauses — fünf Söhne, von denen der jüngste für den geistlichen Stand, der älteste für den Thron in Böhmen bestimmt war; die anderen 3 Söhne Břatislav, Konrad und Otto sollten mit mährischen Fürstenthümern versorgt werden, aber diese Theilsfürsten besaßen ihre Gebiete nicht erblich, sondern in Kraft einer jedesmaligen Verleihung. Wie erfolgte in Böhmen die Erhebung auf den Herzogsstuhl? Das wesentliche Moment war die Wahl (electio) oder die Erhebung (promotio). Waren mehrere Candidaten vorhanden, so wurde eine Wahl vorgenommen; eine Erhebung fand statt, wenn nur ein Prinz vorhanden war. Hat Břetislav die bisherige Ordnung der Dinge geändert? Er trug sich mit dem Plane, die Wahl ganz aufzuheben und die Gepflogenheit den ältesten Prinzen zu erheben, zum Gesetze zu machen. Allein, und es ist ein Verdienst der vorliegenden Arbeit, dies betont zu haben: er ist nicht dazu gekommen, diese Thronfolgeordnung in rechtmäßiger und feierlicher Weise zu geben, die „Kogation“ Břetislav's ist nicht landtägig festgesetzt worden, wie ihr ja auch die Bestätigung des Kaisers fehlte. Die Thronfolgeordnung war daher kein Staatsgesetz geworden, und auch in der Zukunft folgt der älteste Přemyslide nicht in Folge eines die übrigen Prinzen ausschließenden Erbgesetzes, sondern weil man ihn wählte. Mit dieser Auffassung des Verf. der wir vollständig zustimmen, daß nämlich nicht die Břetislav'sche „Obstation“ sondern die electio oder promotio eines Prinzen des Přemysliden-Hauses das in Böhmen herrschende Recht war, stimmt die ganze böhmische Geschichte dieser Zeitperiode, während die Ideen von einem staatsrechtlich zu Recht bestehenden Břetislav'schen Gesetze immer erst in die Geschichte hineingetragen werden müssen.

In diesen Nachweisen erkennen wir das Hauptverdienst der vorliegenden Arbeit. Die weiteren Ausführungen bieten wenig Neues. Die Thronkämpfe denen man ein Ende machen wollte, kamen auch später vor, in Mähren aber erscheinen in der Folge bekanntlich 2 Linien der Přemysliden, die Brunn-Zuainer und Olmüzer Linie, bis endlich Konrad III. von Znaim, Brünn als Fürst des ganzen mährischen Landes erscheint (1181). Der Verf. benützt diese Gelegenheit, um nachzuweisen, daß die alten Historiker Palacy gegenüber Recht behalten und Konrad III. und Otto nicht wie Palacy will, zwei Persönlichkeiten gewesen sind, sondern daß sie identisch waren. Der Herzog führte eben so gut wie später Přemysl Otocar u. a. zwei Namen. Auch die Vermuthung, welche der Verf. aufstellt, warum der Fürst Konrad III. in späteren Tagen unter dem Namen Otto erscheint, ist recht ansprechend. Seine Gemahlin war nämlich Eilka eine Prinzessin aus wittelsbachischem Hause, in welchem der Name Otto sehr beliebt war. Im Hause Wittelsbach und am kaiserlichen Hofe habe man den Fürsten von Znaim Otto genannt. Dieser mährische Fürst Konrad Otto war es, der, von der allgemeinen Strömung und dem Streben nach Erweiterung der Macht ergriffen, reichsunmittelbar zu werden strebte. In dem Streit den derselbe mit dem böhmischen Herzog führte, hat Kaiser Friedrich als Schiedsrichter vermittelt. Er hat entschieden, daß Konrad Otto sich mit Mähren zufriedigen solle und zwar als Markgraf des hl. römischen Reiches deutscher Nation. So ward Mähren vom böhmischen Herzogthume abgetrennt und eine Markgrafschaft geworden, welche der Kaiser verlieh. Auch die weiteren Ausführungen des Verf. die sich meist als Folgerungen des bisher Gesagten darstellen, bieten nach manchen Seiten hin einiges Interesse.

Weniger zufrieden wird man mit den Beweismitteln sein, welche der Verf. anwendet, denn wiewol er gerade seine wichtigsten Ausführungen auf Berichte echter Quellen stützt, so muß es von vornherein unangenehm auffallen, daß in zweiter Linie auch ganz offenkundige Fälschungen, an denen ja bekanntlich Böhmen und Mähren reicher ist als ein anderes Land, unter den Beweismitteln angetroffen werden. Ich will noch absehen, daß pag. 6 Libuša süd citiert wird Der Verf. — wie es den Anschein hat eine Tscheche — hält dies Denkmal vielleicht für echt, nun das ist Geschmacksache, aber viel schlimmer ist es, wenn pag. 8 dem Hildegardus Gradicensis, der bekanntlich nur im Kopfe Voczel's eine Zeit lang gespuht hat, eine halbe Seite gewidmet wird. Was die Trebitscher Annalen anbelangt, so würde Ref. sich gleichfalls nicht ohne vorauszugehende genaue Untersuchung auf sie stützen wollen. Mit Recht ist der Verf. vielen irrigen Behauptungen des Vielschreibers Tudit entgegengetreten, da hätte er aber auch wissen können, daß die Worte pag. 43 Note 1 nicht Dubit angehören, sondern Wattenbach, dem er sie einfach entnommen hat. In einer deutsch geschriebenen Abhandlung sind auch die Namen dem deutschen Sprachgebrauch zu accommodiren. Der Verf. aber spricht von den wilden „Bršoci“; er schreibt Vladislav, Bratislav, Otakar; ad vocem Otakar bemerke ich, daß diese Palacký'sche Schreibweise in neueren Tagen leider in vielen deutschen Büchern zu finden ist, es hat Ottolar zu lauten, dergleichen Dietpold nicht Dèpold u. a. Eine eigenthümliche Maniertheit ist es aus dem deutschen „Vor“namen einen Nachnamen zu machen und zu schreiben: Waiz Georg, Waidinger Max, Zeißberg Heinrich cc., nach solchen Voraussetzungen wird man bei G. Viermann den letzteren Namen auch für den Taufnamen halten müssen (pag. 7). Daß manche rein tschechische Ausdrücke ohne deutsche Erklärung im Texte stehen blieben, kann nicht gebilligt werden. Daß manche wichtige Hilsförschrift nicht verwerthet wurde und manche stil. Härten vorhanden sind, muß gleichfalls hervorgehoben werden. Doch ich halte ein. Es hieße einen jungen und wie man sieht recht talentvollen Mann ganz entmuthigen, wollte man aus einer Reihe kleiner Beziehen des schönen Gesamtbildes vergessen machen, das wir aus seiner Arbeit erhalten haben.

L.

Adolf Benda: Geschichte der Stadt Gablonz und ihrer Umgebung. Gablonz, 1877.

Die Geschichte der Stadt Gablonz, deren vier erste Lieferungen bereits in diesen Blättern angezeigt wurden, liegt nunmehr vollendet in einem stattlichen Bande vor uns. Der vierte Abschnitt „Gerichts- Bezirks- und Gemeindefwesen,“ welcher unnöthiger Weise durch die Aufnahme des Wortlautes moderner Gesetze beschwert wurde, bietet nichts wesentlich Originelles, wogegen der fünfte Abschnitt „von der Industrie“ neuen und interessanten Stoff über die Leinenindustrie, Tuchmacherei, Dosenfabrication, Delmalerei, Gürtlerei und besonders über die Glasindustrie des nördlichen Böhmens bringt. In den beiden folgenden Kapiteln: „Zunftwesen,“ „Bereinswesen,“ haben wir es fast ausschließlich mit Schöpfungen dieses Jahrhunderts zu thun; unsern Politikern empfehlen wir die Thatsache zur Erwägung, daß der 1870 in Gablonz ins Leben getretene deutsche Berufsvereine i. J. 1877 wegen Mangels an Theilnahme eingegangen, beziehungsweise von der Etathätigkeit aufgelöst werden ist, während die tschechische Beseda daselbst unter der Leitung von Ausschüssen mit ganz deutschen Namen muthig vorwärts strebt. Die Abschnitte VIII und IX enthalten schätzenswerthes, gut verarbeitetes Materiale über Aberglauben, Sitten, Gebräuche und Sagen der Gablonzer Gegend, während sich der X. Abschnitt mit den Kultusgemeinden beschäftigt; die Vollständigkeit des Werkes beeinträchtigt allerdings der Umstand, daß P. Josef Ressel, der eifrige Förderer des Buches, es vorzieht, die „katholische Kirchen- und Schulgeschichte“ selbständig erscheinen zu lassen. Der evangelische Pfarrer Max Lampadius hat sich nicht bedacht, die gutgeschriebene Geschichte der evangelischen Gemeinde dem Werke Benda's einzuverleiben. Als andere Mitarbeiter werden noch Joh. Pöhl, Heinrich Pindter

Franz Köppler und Josef Luke genannt. — Alles in Allem: Herr Wenda hat eine verdienstliche Arbeit geliefert, für die ihm seine Stadt- und Gaugenossen zu Danke verpflichtet sind. L. S.

Friedr. Berman: Geschichte der ehemaligen Herrschaft Winteritz und einstigen Schutzstadt Radonitz. Komotau, 1877.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die Ortsgeschichte Deutschböhmens immer schönere Blüten treibt und dabei mit deutscher Gründlichkeit betrieben wird. Dies gilt von dem vorliegenden schmucken Büchlein, dessen Verfasser bereits durch mehrfache Abhandlungen einen gut bekannten Namen erlangt hat. Hiermit und mit A. A. Raaffs Geschichte von Willomitz wäre möglichstweit die Vergangenheit jener paradiesischen Landschaft aufgeklärt, die, einst die Bucht eines ungeheueren See's, nun den herrlichsten Winkel von Böhmens Kornkammer bildet. Die Fruchtbarkeit des Bodens ließ frühzeitig wirtschaftliches Leben hier Wurzel fassen. Viele Ortschaften wie Radonitz, Radigau, Kobbarn (Katibor), Rabschitz reichen dem Namen nach bis in die Keltenzeit zurück. Wenigstens lehrt die Wurzel „Rad“ im Keltischen häufig wieder. Geborgen hinter den Bergen und abseits von der großen Herresstrasse gelegen, blieben diese gelegenen Kluren mehr oder weniger von den Kriegestürmen verschont, welche durch das Land dahin rasten. Daher gestaltet sich ihre Vergangenheit mehr zu einer Geschichte des Friedens und Segens als zu einer Kriegesgeschichte. Der Hussitenkrieg, welcher ganz Böhmen erschütterte, ließ freilich auch diese Gegend nicht ganz unberührt. Noch in den Urkunden des XV. und XVI. Jahrhunderts werden häufig öde und eingegangene Dörfer erwähnt. Unter den Bestzern nennt das Büchlein zuerst die Rittergeschlechter: von Winteritz, dessen Stammvater Wintherus die Schenkungsurkunde für die Maschauer Cistercienser (1196) unterschrieb, und von Dözebielic — ein Döze von Dözebielic war Befehlshaber der hussitischen Besatzung in Raaden, als diese Stadt 1421 von dem deutschen Kreuzheere bestürmt wurde — dann die Herren v. Schönburg. Von diesen erzählt der Verfasser, daß sie im XIV. Jahrhundert als nahe deutsche Colonie die Stadt Willomitz gegründet haben. Wollen wir auch an dem Deutschtume der Bewohner in jener Zeit nicht rütteln, so ist doch zu bedenken daß die Herren von Egerberg bis unter K. Karl IV. im Besitze von Willomitz waren, welche das nahe Fünfhunden inne hatten und sich später in die Linien auf Fünfhunden (Pietiposky) und auf Plan (Plansky) teilten. Ihr Wappen unterschied sich wesentlich von jenem der Schönburge, einem Schilde mit 4 schrägen Querbalken. Es ist daher richtiger einem Wilhelm von Egerberg die Gründung von Willomitz (Wilolmov) zuzuschreiben. Doch dürfte mit den Herren von Schönburg der abgetrennte Waldbesitz „Krondorf“ an der Eger und die Waldung „Rödling“, welche den Schönburgischen Besitz Pärstein-Neuschönburg umsäumten, und wie der Name besagt, gleich diesem Krongut waren, zur Herrschaft Winteritz gekommen sein. Von den nachfolgenden Bestzern sind Hieronymus Schlick und sein Anevandter Graf Heinrich Mathias von Thurn aus der Landesgeschichte bekannt. Ersterer wird heutzutage als Gründer der preussischen Macht angesehen, da er zuerst den glücklichen Versuch machte, „aus rohem Schlick eine feine Mark herauszuarbeiten“, d. h. die Brandenburgischen Länder zu einem Ganzen zu verschmelzen; doch ärndtete der große Staatsmann schönen Lohn von Joh. Sigismund Kurfürsten zu Brandenburg. Ihm folgte als Erbe Graf Heinrich Mathias von Thurn einer der rührigsten Gegner und Anführer in der böhmischen Ständerevolution, welcher die erste Lösung zum verächtigten Fenstersturze (23. Mai 1618) gab, Budweis belagerte, den kais. General Dampiere bis Lomnitz zurückwarf, Neuhaus belagerte, ja selbst vor Wien

2) Was wir nicht so unbedingt unterschreiben möchten. — Die Red.

rückte und den Kaiser in seiner Hauptstadt belagerte und den Sultan zum Kriege gegen Ferdinand II. aufzustacheln suchte. Nach der Schlacht am weißen Berge wurden seine Güter eingezogen und die Untertanen, welche die protestantische Gesinnung ihres Grundherrn theilten, in der üblichen Weise katholisch gemacht. Der neue Besitzer Graf Ferdinand von Nagaroll, einer der vielen ausländischen Abenteurer im Dienste Ferdinands, war als kaiserlicher Commissär zur Befrafung der Rebellen nach Kaaden entsendet worden und empfing hier am 27. November auf dem Ringplatze unter einem Galgen die Huldigung von seinen Untertanen. Die Schrift, welche mit vielem Fleiße und Verständnisse abgefaßt ist, bietet daher genug des Interessanten über die Kreise hinaus, für welche sie zunächst berechnet ist. Eine deutsche Uebersetzung des Majestätsbriefes Königs Wladislaw II. mit welchem 1514 über Bitte des Opel Bistum auf Neuschönburg das Dorf Radonitz zu einem Städtchen erhoben wurde, bietet die urkundliche Ausstattung des Textes. Der Geschichte der Herrschaft Winteritz und der Schutzstadt ist am Schluß eine Geschichte der einzelnen Dörfer beigelegt, welche einstmals zu ersterer gehörten. Ehre gebührt dem Hrn. Verfasser, welcher seinen gegenwärtigen Aufenthaltsort in so würdiger Weise ehrete.

J. W.

Reinhold Bechstein: Heinrich's von Freiberg Tristan. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von **Karl Bartsch**. Fünfter Band.) Leipzig, 1877.

Auch für dieses Buch darf ich bereits mit Berufung auf Martins Vortrag (S. 26 f. dieses Jahrganges) das Interesse der Leser der „Mittheilungen“ für gewonnen betrachten. Der Dichter Heinrich von Freiberg ist denselben vielleicht schon durch die Tristanübersetzung von Hermann Kurz, gewis aber durch den Aufsatz Loichers (XV, 149 ff.) kein Fremder mehr. Wir erhalten hier eine neue Ausgabe seines Hauptwerkes, der Fortsetzung des Tristan Gottfrieds von Straßburg, durch Prof. Reinhold Bechstein, der zuvor auch Gottfrieds Werk herausgegeben und dadurch schon zu einer Ausgabe von Heinrichs Dichtung besonders berufen gelten darf. Denn verglichen mit Ulrich von Türheim, der um 1240³⁾ Gottfrieds Tristan fortsetzte, und einer zweiten Fortsetzung im Geiste der französischen Fabelausg., auf welche Bechstein in der Einleitung zum erstenmale aufmerksam macht, ist Heinrich unbefritten derjenige, der seinem großen Vorbilde am nächsten kommt, wenigstens in dem was er von ihm lernen konnte, in der Darstellung, in stilistischer Beziehung und im Versbau, worüber der Herausgeber in der Einleitung handelt. Freilich das ganze Genie Gottfrieds hat sich ebenso wenig in ihm fortgesetzt, als er der Sagengestaltung folgte, die jener gewählt hatte. Zwar gibt er sich äußerlich den Anschein, als folge er ihr, ja er beruft sich sogar auf Gottfrieds Gewährsmann Thomas von Britanja, aber das ist sammt der lampartistischen Zunge, in der jener gesprochen haben soll, nur eine Redensart. Wie weit steht von Gottfrieds echtem Geiste ab die abenteuernde halb novellistische Abfchwweifung an Arns Hof und die neuen Liebesabenteuer mit der blonden Isot, wie weit ab der geistliche Schluß (6847 ff.), der aus der glühendsten Leidenschaft unserer mittelhochdeutschen Dichtung ein Spiegelbild macht, das zeigen soll wohin weltliche Liebe führt, und indem er auf die ewige Liebe hinweist, den blühenden Rosenborn und die Weinrebe, die aus dem Grabe der Liebenden sprießen, umdeutet auf Christus und uns Menschen, und mit einem dreimaligen Amen schließt.

Aber trotz dieses Abfandes, den er selbst recht gut fühlt, vertritt der Epigone doch wi,

3) 1340, wie S. V steht, ist Druckfehler.

Martin richtig sagte „die Nachblüte der mittelhochdeutschen Literatur nicht unwürdig“ und die Sorgfalt womit der Herausgeber in Einleitung, erklärenden Anmerkungen und Wörterbuch seinen Triften uns wieder nahe zu bringen sich bemüht, ist nicht verschwendet. Wir aber haben noch ein näheres Interesse an dem Gedichte. Denn es ist, wie Heinrich uns selbst im Prolog meldet, für einen böhmischen Adligen Raimund von Lichtenburg verfaßt, den Loischer bis zum Jahre 1317 nachgewiesen hat, und so bildet die vorliegende Ausgabe eine Ergänzung der „Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen.“

Zwei andere Gedichte desselben Heinrich sollen in der „Bibliothek“ in kritischer Ausgabe erscheinen, von denen das eine gleichfalls einen böhm. Adligen Joh. v. Richelsberg und dessen Ritterfahrt nach Paris verherrlicht, das andere die Sage vom h. Kreuz behandelt. Den Zweifel den Bechstein früher geäußert, ob diese im Stile vom Triften so sehr abstechenden Dichtungen auch von unserm Heinrich seien, hat er jetzt aufgegeben. Da er glaubt den sichern Beweis liefern zu können, daß noch ein bis jetzt für namenlos geltendes Gedicht, die Erzählung vom Schrädel und Wasserbären, Heinrichs Eigentum sei. Ich muß diesen Beweis abwarten, ehe ich mich darüber ansprechen kann.

Nach Böhmen gehört Heinrich zum mindesten durch seine dichterische Thätigkeit. Loischer hat es aber wahrscheinlich zu machen gesucht, daß er auch hier heimisch war. Bechstein verhält sich zu diesem Ergebnis Loischer's nicht nur zustimmend, er macht in der Beobachtung, daß Heinrichs Sprache nicht rein mitteldeutsch, sondern aus hoch- und mitteldeutsch gemischt ist, einen Umstand geltend, der Loischer's Argumentation nur unterstützen kann, während er gegen die Identität eines von anderer Seite in Halle a. d. Saale nachgewiesenen Heinrich von Freiberg mit unserm Dichter gegründete Bedenken erwecken muß, die noch durch die äußeren Verhältnisse dieses Halleners verstärkt werden.

Ich glaube nicht, daß ich nach dem Gesagten erst noch nötig habe, Bechsteins Buch meinen Lesern besonders zu empfehlen. S. L a m b e l.

Leo Blasz: Das Theater und Drama in Böhmen bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts. Historische Rückblicke. Prag, 1877.

Die Absicht des Verfassers als Festgabe zur hundertjährigen Gründungsfeier des deutschen ständischen Theaters eine umfassende und wahrheitsgetreue Geschichte desselben als „Festgabe“ zu bringen, ist keine leichte Aufgabe; der Verfasser konnte, wie er selbst gesteht, nur Rückblicke, nicht aber eine erschöpfende Geschichte des Theaters in Böhmen geben. Der Verf. geht wenig betretene Pfade; Hanus' Arbeit über die Mysterien, Schottkys Andeutungen (Gubernialarchiv) und Journalnotizen dürften so ziemlich Alles sein, wenn man über die ältere Zeit die einschlägigen deutschen Werke über die Entwicklung des Dramas und der deutschen Bühne abrechnet. Im Ueberblick über die ältere Zeit bespricht der Verfasser die Entstehung des Dramas in der Kirche, die Mysterien (Miserien), die als Mysterien und Drei-Marien-spiele erscheinen und in Böhmen sich ganz analog wie in Deutschland änderten, erweiterten, aus der Kirche auf den Markt herausstraten, komische und satirische Elemente aufnahmen. Im 16. Jahrhunderte treten die Studentenschauspiele in lateinischer Sprache auf die Bühne. Der Verfasser konstatiert, daß jedem nationalem Aufschwung in poetisch-kunstlicher Beziehung — zuerst in der aus den Mysterien erwachsenden Volksbühne, später in dem aus dem lateinischen Spiel sich gestaltenden nationalen Drama — ein trauriges Ende durch die hussitische Erhebung und durch die revolutionären Bewegungen des 17. Jahrhunderts bereitet wurde (S. 13). Das nun folgende Jesuitendrama hielt wenigstens das Interesse für das Schauspiel beim Publicum aufrecht. Die interessanten und echt vollständigen Literatenvereine (eine Analogie der Meisterkän-

gerei) pfliegten Gesang und Schauspiel weiter. In Gabel wurde 1571 eine deutsche Vorstellung „Saul“ aufgeführt von Matthäus Holzwart. Auch dauerte „das Bauerntheater“ des 16., 17. und 18. Jahrhunderts fort; welsch' gewaltigen Raum das deutsche Spiel einnimmt, gibt der Verfasser allerseits zu, wie ja jene epochemachende Vorstellung in Gabel schon vermuthen läßt. Im 17. und 18. Jahrhundert führten die Jesuiten auch böhmische Stücke auf, dann zog die italienische Komödie in Prag, wie in den österreichischen Erblanden überhaupt ein, diese begünstigte besonders der Adel, auch die englische Schauspielertruppe und die deutschen Komödiantenbanden fanden sich ein. Schon 1690 verdrängte eine deutsche Gesellschaft die Italiener und hielt sich volle 3 Jahre in Prag; der Fickelhäring fand sein dankbares Publicum, zu dem er „die patriotisch gesinnten Deutschen“ einlud; das italienische Musikdrama, die Vorliebe der Prager für Musik und Gesang benützend, verdrängte auf eine Zeit das deutsche Schauspiel. Die Reihe der unglücklichen Principale schließt mit Josef Kurz (Bernardon.) Das Kogentheater wird ein stehendes Theater. Brunians Bestrebungen wurden vom Publicum begünstigt. Was Brunian mit deutschen Schauspielern in böhmischer Sprache versuchte, ist der Curiosität wegen lesenswert (S. 78). Durch Wahr's und Bondini's intelligente Thätigkeit gedieh das Theater vortreflich. Die Stücke im böhmischen Theater auf dem Rofmarkt und im Hibernertheater fanden wohl ein dankbares Publicum durch den Eifer der Patrioten, leider aber fand das Theater eine Schriftsteller. Das von den Ständen übernommene Theater machte bald der Rivalität des böhmischen Theaters, das den Theatrowagen auf die Kleinside geführt, ein Ende. Quaradonis und Liebich's intensives Wirken war auf längere Zeit hin von Erfolg gekrönt. Der Verfasser fragt am Schluß seines interessanten und gut geschriebenen Ueberblicks, ob das deutsche Theater auch eine solche Erfrischung der Literatur veranlaßte, wie das unlängbar in der böhmisch-dramatischen Literatur der Fall war. Er verneint diese Frage. Selbstverständlich konnte das deutsche Theater in Böhmen keine weit abgehende getrennte Entwicklung von der Gesammtströmung der deutschen Literatur haben; es war offenbar dasselbe Verhältniß wie noch heut zu Tage. Anders war es wenigstens theilweise, in der böhmischen Literatur. Hier war man mit den bescheidensten Leistungen zufrieden, die patriotische Freude des Volkes, in seiner Muttersprache von den Brettern, die die Welt bedeuten, zu sich reden zu hören, war in der großen Rede immerhin ein frischer Quell. Die ruhige objective Darstellung des Verfassers dem es vor Allem um die Zeichnung der Entwicklung des Theaters zu thun ist, ohne daß er sich in Declarationen über das Warum? und Wie? verliert, verdient alle Anerkennung. Das Blicklein orientiert den Laien vollkommen; es ist zu wünschen, daß der Verf. seine Studien auch für das 19. Jahrhundert fortsetzt. Oskar Leubner hat in seinen fleißigen Arbeiten (Beilage zur „Bohemia“) in ausführlicher Weise dasselbe Thema in Angriff genommen, ein Beweis, daß unsere Zeit das Bedürfniß eines solchen Rückblickes empfindet, wozu die hundertjährige Gründungsfeier des ständischen Theaters noch dazu einen äußern Anlaß gibt. L.—r.

Dr. **Eduard Hlawacek**: Goethe in Karlsbad. Karlsbad, 1877.

In diesem Buche findet der Leser alle Details, die über den Aufenthalt Goethe's in Karlsbad in „Goethe's Leben“ von Heint. Viehoff, in des Dichters „Annalen oder Tag- und Jahresheften“ und in dem Briefwechsel mit verschiedenen Personen aufgezeichnet sind, mit stichtlichem Sammeleifer zusammengetragen. Da Goethe in den Jahren 1785, 1786, 1795, 1806, 1807, 1808, 1810, 1811, 1812, 1818, 1819 und 1820 zum Curgebrauche und 1823 zum Besuche in Karlsbad gewesen, und er diesem Orte immer eine große Anhänglichkeit entgegengebracht hatte, ja auch selbst im Interesse des Curortes schriftstellerisch thätig gewesen, so bleibt eine solche Zusammenfassung der vielfachen Aeußerungen Goethe's selbst über seinen Aufenthalt in Karlsbad und über seine literarischen Pläne und Arbeiten, die ihn daselbst beschäftigten, nicht ohne In-

teresse. Aber die Art und Weise Slavacek's das ihm zu Gebote stehende Material zu einer zusammenhängenden Schrift zu gestalten, ist keine derartige, daß sich der Herausgeber das Verdienst zuschreiben dürfte, eine „Monographie“ verfaßt zu haben, wie er laut seines Vorwortes den Anspruch erheben will. Da müßte denn die Schrift doch etwas mehr sein, als eine einfache chronologische Wiedergabe der vorgefundenen Aufzeichnungen. Doch wollen wir uns mit den letzteren begnügen, da sie ja — weil unseren großen Dichter betreffend, dessen häufiger Aufenthalt in Karlsbad für dasselbe ehrend bleibt, — in einem Buche gesammelt uns willkommen sein können. Da der Reinertrag des Werkes bestimmt ist, zur Errichtung eines Goethe-Monumentes in Karlsbad den Grund zu legen, so wollen wir dem Buche recht viele Abnehmer wünschen.

Nbr.

N. Paudler: Nordböhmische Volkslieder. Eine kleine Sammlung als Vorarbeit zu einem umfangreicheren Werke. B.-Leipa, 1877.

Der Herausgeber dieses Büchleins, welcher Gymnasial-Professor in Böhmisches-Leipa ist, und Hr. Oberlehrer Dr. W. Loose zu Döbeln in Sachsen haben sich zur Sammlung und Herausgabe „Völkstümlicher Lieder und Sprüche aus Nordböhmen und der Lausitz“ vereinigt. Kinderlieder und Kindersprüche, Weihnachtsspiele, Volkslieder, allerhand Sprüche (wie bei der Aerndte, Hochzeit u. s. w.), Reime und poetische Inschriften (wie an Gebäuden, auf Stöden u. s. w.) sollen in dieser Sammlung Aufnahme und Verehrung finden. Das Unternehmen ist nun ein sehr löbliches und wir zweifeln nicht, daß damit ein wertvoller Schatz echter Volkstümlichkeit gehoben und geborgen werden wird, an welchem man dann auch in der Ferne seine liebe Freude haben kann. Paudler's Büchlein ist ein Vorläufer dieser Sammlung, es enthält eine kleine Auswahl von solchen Volksliedern, Sprüchen u. s. w. und verfolgt den Zweck, auf das Unternehmen aufmerksam zu machen und zu Beiträgen anzuregen. Diese mögen denn recht reichlich fließen und wer in Nordböhmen von den angedeuteten Dingen etwas kennt, das Hrn. Professor Paudler gefälligst mittheilen. Diesem selber aber möchte Schreiber dieses raten, nach Abschluß der Sammlung sich doch nur auf eine Auswahl des Besseren und wirklich Einheimischen zu beschränken. So sind z. B. in der vorliegenden Sammlung „Das zehnte Jägerbataillon“ und der „Gesang vom zehnten Jägerbataillon“ gewiß eingewanderte Fremdlinge; nebenbei bemerkt ist das erstgenannte Lied, dessen Stoff dem J. 1848 angehört, auch für die poetischen Bedürfnisse des Kriegsjahres 1869 zugerichtet worden. Man kann an diesem Beispiele sehen, was die Tradition wert ist und wie man irre ginge, wosern man ihr folgen würde. Jedenfalls wünschen wir der Sammlung der Herren Paudler und Loose den besten Fortgang und daß dieselbe recht viele Perlen volkstümlicher Poesie der Folgezeit erhalte. R.

Anton August Raaff: Liebesgaben. Poesie- und Novellen-Album. Komotau, 1877.

Man nimmt derlei Album„gaben“ meist mit dem Gedanken in die Hand Erstlingsversuche zu finden, die sich in die rettenden Blätter solcher „Liebesgaben“ flüchten, um nicht in stillem Gram ein vorzeitiges Ende zu finden, leider nur vom Verfasser allein betrauert. Bei Wohlthätigkeitspoemen gibt man für die gute Sache etwas, für die Poesie nichts. Talente zehnten Ranges klammern sich um einen oder zwei Dichtergefalten und segeln unter der schützenden Flagge auf den großen Gewässern. Die Dichterinnen strahlen dabei im echten Glanze, sie haben keinen Schaden davon, ihr Ruhm ist fest gesugt; die Dichtertrabanten haben wenigstens die Fremde sich gedruckt zu sehen. So war es mit der alten Taschenbüchlerliteratur, deren Zei,

vorüber ist, jetzt ist es häufig so mit der ganzen specifischen „Wohlthätigkeitsliteratur.“ Um so angenehmer wird man überrascht, wenn man das hübsche Buch aufschlägt und mit ganz wenig Ausnahmen wirklich Reifes, Gedankenschönes findet. Viele dieser Gedichte sind vom echten Pulsschlag unserer Zeit durchwärmt. Im Vaterlande selbst mangelt es nicht an Poeten, die keine bloßen Lückenbüsser sind, aber auch die Ferne hat reiche Dichtergaben gesendet. August Raaff, der verdienstvolle Redacteur, windet manchen dustenden Strauß und gibt in fein geschnittenen Gemmen seine reife Lebensanschauung öft scharf und bitter, aber nie verlegend und immer formgewandt, Schuldes zeigt ein nettes Talent, Fercher von Steinwand läßt wieder einmal seine kräftigen, gepanzerten Verse erklingen; das wunderschöne Gedicht „Bürger der Schöpfung“ ist eine wahre Perle des Buches; er hat die alte Schroffheit abgestreift und wandelt in geläuterter Schönheit ruhiger Bahnen. Emil Franzos gibt in seiner „Neuen Weisheit des Dramanen“ eine lustige Parodie der Spruchweisheit Rückerts, die dem Dichter gewiß Niemand übel nehmen wird. Em. Häbels „Wie's dem Jähzorn ergieng“ ist dafür keine sehr gelungene Nachahmung von Rückerts schöner Allegorie „Phantastie, das ungeheure Riesenweib, saß zu Berg.“ Costanze Monter ringt noch mit der Form in Versen, wie: „Was gut und schön und wahr da ist.“ Cappillieri liebt unmögliche Reime; für Sphinge raten wir dem Fräulein Margaretha Palm lieber Sphingen. Wir treten damit den reichen Gaben der Spender nicht nahe. Es ist so viel des Schönen da, daß man Formsplitter nicht sieht oder wenigstens nicht zu sehen braucht. Die Novellen und die vermischten Beiträge sind prächtige Beigaben frisch empfunden und fein gestimmt. Auch Ferdinand Stamm den unermüdlischen Telamonier für das Erzgebirg finden wir in dieser gewählten Gesellschaft; eben so den sagenkundigen Bernau („Die Soldaten im Rabischerberg“, ein höchst schätzenswerter mythologischer Beitrag!). Winkler gibt einen dramatischen Scherz „ein ehrlicher Fieber“, Emil Walther einen gut geschriebenen Essay über Ferdinand Raimund und seine dramatischen Volksmärchen; man muß sich zwar gegen die ästhetische Theorie Walthers, daß wir den Wert eines Dichters daran erkennen, daß er in „durchgehends edler Form neue Wahrheiten enthülle“, verwahren, aber seine Darstellung des Raimund'schen Schaffens aus der Wirklichkeit und dem Leben heraus und die feine Würdigung von Raimund's dichterischen Verdiensten um das Volksstück ist ihm in treffender Kürze vollkommen gelungen. So sind die glänzenden Autorennamen eines Samerling, Egon Ebert, Meißner keine bloßen Lockköne und die „Liebesgaben“ sind es auch noch in einem andern Sinn; sie zeugen von der ewig jungen Liebe zur Gedankenkunst in unserer Heimat und so ragen sie so hoch über die Sandfläche der gewöhnlichen Albumliteratur hinaus. Um mit einem Wort eines der Dichter der Liebesgaben zu schließen. Es ist den meisten Spendern diese Beiträge gelungen zu sagen: „was du fühlst im Gedicht, daß es zu Tausend Herzen spricht.“

Dr. L. Chevalier.

Dr. Franz Neber: Raphael Mengs in „Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken.“ Herausgegeben von Dr. Robert Dohme. 36. Lieferung. Leipzig, 1877.

Wenn wir von den Biographien und den Charakteristiken dieses vortrefflichen Werkes die des in der Uberschrift genannten Künstlers herausheben, so geschieht dies deswegen, weil dieser Künstler ein Angehöriger unseres Vaterlandes (geb. zu Auffig am 13. Mai 1728, gest. zu Rom 1779) ist, und uns also diese Mittheilungen über ihn und seine künstlerische Bedeutung ein besonderes Interesse einflößen.

Der diesen Künstler betreffenden biographischen und charakteristrenden Darstellung in Dohme's großem Werke wird vorerst eine allgemeine kurzgefaßte, aber treffende Charakteristik der Kunst der Malerei kurz vor der Zeit und um die Zeit unseres Künstlers vorangeschickt. Im 18. Jahrhunderte konnte nur eine Nation, die französische, silbildenbe Originalität aufzeigen,

nämlich im idyllischen Genre. Die übrigen Länder zehrten vom Alten. In Deutschland war von einer selbständigen Kunst keine Spur. Unter allen Höfen war es nur der kurlächische, der der Kunst noch ein Asyl gewährte. Von August III. (1733–63), der hauptsächlich italienischem Geschmacke huldigte, wurde die berühmte Dresdener Galerie gegründet, in der besonders Schöpfungen früherer, großer Meister vertreten waren. Die Sammlung der Galerie blieb nicht ohne Einfluß auf den Kunstbetrieb, wenn auch zunächst nur auf das Copiren der verschiedenen Meister. Freilich verfehlte man durch solche Versuche den richtigen Zweck, indem man das Studium der Meister nicht als Mittel zu diesem betrachtete, sondern das Ideal der Kunst in der Virtuosität sah, mit der man die Compositionsweise, die Formgebung, Farbe und Lichtführung der Meisterschöpfungen bis auf den Pinselstrich nachahmte. Ein solcher Virtuos war vor Allen Ch. W. E. Dietrich (1712–74) in Dresden. Diese Kunstfertigkeit wurde damals so allgemein als wahre Kunst angesehen, daß ein Zanotti, ein Algarotti und selbst Winkelmann dem genannten Maler alles Lob spendete und letzterer ihn sogar einen „Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften“ nannte. Eine gute Folge dieser Art des Kunstbetriebs hebt der Verfasser der vorliegenden Schrift hervor: „Statt in virtuosenhafter Maniertheit in die Eigenart Einzelner sich einzuleben, fing man an, das Vorliegende dahin zu verwerthen, daß man, gleichsam die Summe des Gesamteinflusses ziehend, sich von dem Banne der herabgekommenen jüngsten Ateliertradition zu befreien und wieder auf die besten Vorbilder zurückzugehen strebte.“ Die Notwendigkeit eines solchen Strebens in der Kunst, um die tief herabgekommenen wieder zur entsprechenden Würde zu erheben, wurde von Künstlern und Laien immer mehr erkannt, und da unter vielen anderen auch von Ismael Menges, dem Vater unseres vaterländischen Meisters. Dieser lebte als Miniatur- und Emailmaler am Dresdener Hofe in der geachtetsten und günstigsten Stellung. Als sich ihm aber in der neugegründeten Galerie eine neue Welt ungeahnter Kunstschönheit eröffnete, „kam er in den peinlichen Conflict mit seiner Ueberzeugung, seine Thätigkeit nicht mehr in Einklang bringen zu können, ohne sein Kunstg. biet, seine technischen Errungenschaften, ja selbst seine Stellung aufzugeben, und er beschloß daher, dafür zu sorgen, seinen Nachwuchs in den feineren zu spät gewordenen Anschauungen und zwar schon von Kindesbeinen an zu erziehen.“ Hauptsächlich war es sein drittes Kind, Anton Raphael, das ihm während eines Sommeraufenthaltes 1728 in Ausfig geboren worden, durch welches er seine schönsten Hoffnungen verwirklicht sehen wollte, wie er schon durch die Corregio und Raphael entlehnten Taufnamen des Knaben andeutete. Dem Wunsche des Vaters, den dieser durch eine eigenthümliche strenge Erziehung, durch einen beständigen Hinweis auf die besten Vorbilder, durch die ängstlichste Abwehr aller in der Zeit gelegenen Verfalls-Einflüsse und durch ein rastloses Anhalten zu ununterbrochenem Fleiß der Erfüllung entgegen zeitigen wollte, kam in den Anlagen des Sohnes zur Kunst das notwendigste Erfordernis entgegen. Die Erziehungsmethode des Vaters, über die Merkwürdiges nachzulesen ist, würde allein nie zum Ziele gelangt sein.

Kaum war der Knabe 13 Jahre alt, eilte der Vater mit ihm nach Rom, wo er Raphael und Michael Angelo und die Antiken im Vatican studieren mußte und an den Abenden den Unterricht Benefiale's, des einem vorgeschrittenen Geschmacke huldigenden, vortrefflichen Zeichners und Coloristen, im carraccischen Sinne genoß. Nach dreijährigem Aufenthalte in Rom wurde Raphael wieder nach Dresden zurückgeführt.

Hier wurde durch den italienischen Sönger Annibali die Aufmerksamkeit des Königs August III. auf den jungen Künstler gelenkt. Der König ließ sich von ihm malen und setzte ihm eine jährliche Pension aus. Die Bewunderung der Corregio's in der Dresdener Galerie brachte den Wunsch Raphael's zur Reise, sich der Historienmalerei zu widmen. Er sehnte sich wieder nach Rom, um dort „gleichsam unter den Augen der zwei Kunstheroen des Vaticanus“ sich zum selbständigen Künstler auszubilden. Im Jahre 1776 trat also Raphael seine zweite Wanderung nach Italien an; in Venedig studierte er Titian, in Parma Corregio, in Ferrara und Bologna

die Meister der betreffenden Schulen und in Rom selbst entfaltete sich während der drei Jahre seines abermaligen Aufenthaltes seine erste künstlerische Selbständigkeit in der Darstellung einer heiligen Familie im Stile des Urbinaten.

Als Mengs wieder nach Dresden zurückkehrte und sein Gemälde als Probe einer neuen Kunst und Richtung überbrachte, zog mit einem Male ein ganz neuer Geist in der Kunststadt ein.

Wie daher wollten wir in kurzen Strichen die Entwicklung unseres vaterländischen Künstlers zur Selbständigkeit skizziren. Mengs' ferneres Streben auf dem Gebiete der Kunst, seine Lebensschicksale, Auszeichnungen und Erfolge auch nur im kürzesten Auszuge aus der Neber'schen Biographie und Charakteristik dieses Künstlers zu verzeichnen, würde uns zu weit führen. Wir verweisen Alle, die sich für den Künstler interessieren, auf die vortreffliche Schrift selbst. Nur wollen wir noch hervorheben, daß Mengs von seinen Zeitgenossen als Künstler völlig göttet wurde, obgleich seine Kunst mehr eine replicirende als selbständig schöpferische war. Doch in der damaligen Zeit war diese Werthschätzung dieses Künstlers nicht bloß begrifflich, sondern auch deswegen gerechtfertigt, weil Mengs nach den besten Meistern und nicht nach verkommenen Ausläufern gelernt hatte und das Gewonnene mit dem Geiste eines echten Künstlers zu verwerthen gewußt hatte. Darum schätzte ihn auch Winkelmann, der größte Kunstkenner des vorigen Jahrhunderts, der in seinem längeren Verkehre mit ihm ebensoviel von ihm an stofflicher Anregung gewann, als er wieder dafür bot, so hoch. Von dem Deckengemälde „der Paranaß“, das Mengs für die Villa Albani malte, ließ sich Winkelmann bis zu den Worten enthusiasmiren: „Raphael habe nichts hervorgebracht, das dieser Schöpfung könnte verglichen werden und man könne sagen, daß jener Künstler seinen Werken nicht diese hohe Vollendung gegeben“ und: „Ein schöneres Werk sei in allen neuern Zeiten nicht in der Malerei erschienen, selbst Raphael würde den Kopf neigen.“

Zum Schluß wollen wir die zusammenfassenden Worte Nebers über des Künstlers Bedeutung im Allgemeinen für seine Zeit wiedergeben: „Ist es auch unleugbar, daß seine Bedeutung von ihm selbst wie von der Mehrzahl seiner Zeitgenossen zu hoch gehalten worden, und daß es entschieden zu viel war, seine Büste im Pantheon neben die Raphaels zu setzen, so ist doch das als sein Verdienst nicht zu unterschätzen, daß er von der ausgelebten italienisch-französischen Manierivtheit sich mit Energie abwandte und in seinen Grundfäßen rein auf die Lehre der Carracci zurückgehend, sich möglichst den besten Vorbildern angeschlossen. Gleichsam schon durch seinen Taufnamen nach der Intention seines Vaters dazu prädestinirt, suchte er sich besonders zwischen Raphael und Corregio seinen Weg, der freilich weder gerade noch selbständig genug war, sondern bald mehr nach der einen, bald mehr nach der andern Seite abboog und sich auch gelegentlich sogar zur Antike hinwandte. Er hat sich daher so wenig einen eigenen als einen fertigen Stil geschaffen, sondern diesen je nach Gegenstand, Neigung oder Zweck variiert. In Bezug auf den einheitlichen Guß stand er vielen Meistern auch seiner Zeit nach; hinsichtlich des Colorits war er wol allen seinen Zeitgenossen ebenbürtig, an Correctheit und Adel der Zeichnung ihnen überlegen. Betrachtet man ihn aber in Hinsicht auf seine Stellung in der allgemeinen Kunstentwicklung, so muß er an die Schwelle zweier Perioden gesetzt und als zusammenfassender Abschluß der älteren wie als Vorbote der neueren Kunst betrachtet werden. Zum Bahnwrecher einer neuen Richtung hatte er nicht die selbständige Kraft; dazu fehlten ihm die Schwingen des wirklichen Genies.“

Dem Feste sind die Bilder „Der Parnaß“ und „Christi Geburt,“ Delgemälde im Museum zu Madrid, sowie das Portrait Mengs' beigegeben Joh. Neubauer.

Dr. Alexander Budinsky: Die Universität Paris und die Freunde an derselben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Geschichte dieser hohen Schule. Berlin, 1876.

Aus zwei Gründen wird man es begreiflich finden, wenn das vorliegende Buch, welches namentlich in Frankreich als ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Geschichte der Pariser Hochschule begrüßt wurde, auch den Lesern unserer Zeitschrift empfohlen wird. Vorerst ist es nicht unbekannt, daß Karl in ganz besonderer Hinsicht auf den Glanz und das Ansehen, welches die Pariser Hochschule und durch diesen ganz Frankreich besaß, die Prager Universität gestiftet hat. In Frankreich hat Karl IV. die Elemente des Wissens in sich aufgenommen, namentlich scheint er sich daselbst jenes theologische Wissen angeeignet zu haben, welches seine Zeitgenossen so sehr in Bewunderung versetzte und von welchem sich dankenswerte Proben in seiner Selbstbiographie und an anderen Orten erhalten haben. Wir hoffen über die theologische Gelehrsamkeit Karls IV. gelegentlich einmal in den „Mittheilungen“ Bericht zu erstatten. Der Umstand nun, daß Karl IV. in Paris erzogen und gebildet ward, hat ältere Forscher, wie du Boulay bewogen, Karl unter den Schülern der Pariser Hochschule anzuführen. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist zwar diesem Beispiele gefolgt, aber aus dem Umstande, daß er die betreffenden Quellenstellen ihrem vollen Umfange nach citirt, ersehen wir, daß er selbst und zwar mit Recht an diesem Sachverhalte zweifelt. Denn wenn auch Benesch von Weitmühl bemerkt, daß Karl an der hohen Schule von Paris gewesen (volens ut studium Pragensis ad modum et consuetudinem studii Parisiensis, in quo olim ipse rex in puerilibus constitutus annis studuerat, in omnibus et per omnia dirigeretur et regeretur), so muß es doch auffällig erscheinen, daß Karl IV. selbst in seiner Selbstbiographie dieses Umstandes nicht gedenkt, ja daß auch Benesch an der bezeichnenden Stelle wo er über die Erziehung Karls in Paris spricht, davon nichts erwähnt. An dieser bezeichnenden Stelle wird vielmehr und wie es scheint viel richtiger gesagt, daß ein gelehrter Abt (habens pro instructore ac informatore facundissimum virum Petrum abbatem monasterii kiscanensis.....) die Erziehung des jungen Prinzen übernommen und ihn in der hl. Schrift unterrichtet habe. Doch wir kommen nun auf die Arbeit des Verf. selbst zu sprechen. Dieselbe ist in 4 größere Abschnitte gegliedert; in dem ersten wird in sehr sorgfältiger Weise und mit Benützung eines umfassenden gelehrten Apparates ausgeführt, was die Zeitgenossen von Paris und seiner Universität im Mittelalter gesagt haben; man ersieht daraus das hohe Ansehen und die Bedeutung, welche die Schule besessen hat, so wie die Anziehungskraft, welche sie auf das Ausland ausgeübt hat. Der zweite Abschnitt gewährt eine Ansicht von der inneren Organisation der Universität mit specieller Berücksichtigung der Fremden. Daher führt dieses Capitel auch die Bezeichnung: die Fremden innerhalb der Universität. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit den Collegien, welche „zu dem Zwecke der Beherbergung von Fremden die an der Universität in Paris ihre Studien machten, in Paris bestanden haben.“ Das 4. Capitel gibt dann ein Verzeichnis der hervorragenden fremden Lehrer und Schüler der Pariser Universität im Mittelalter. Uns interessieren natürlich zunächst jene Fremden, welche aus den böhmischen Ländern nach Paris gegangen sind. Wir finden unter diesen den berühmten Gegner des Erzbischofs Johann von Jenzenstein, Albertus Ranconis de Ericiano, welcher im Jahre 1355 die Würde eines Rectors der Pariser Hochschule bekleidet hat; Daniel I. Bischof von Prag (1148—1167) der als Staatsmann seiner Zeit eine große Rolle gespielt hat; Franz Kübl aus Eger 1339 Abt des Klosters Waldsassen, Friedmann von Prag von Karl IV. an die Prager Hochschule berufen, Gebhard aus Prag um 1371, Heinrich von Sicca, einer der ersten Professoren, welche Karl IV. nach Prag berief; Heinrich Breitlaw 1182 Bischof von Prag, Hermann von Wintemwid 1367 Professor der Theologie daselbst, Hieronymus von Mähren um 1250 Verfasser einer Abhandlung über Musik, Hieronymus von Prag der Leidensgenosse Suffsens auf dem Constanzer Concil, Johann de Freneyo 1381 Magister in Prag, Johann von Jenzenstein 1379—1396 Erzbischof von Prag und päpstlicher Legat, Martin von Troppau † 1278 den Verfasser einer der dürftigen und rohesten aber ihrer Brauchbarkeit wegen weit verbreiteten historischen Compilation, Mathias von Janow den Vorläufer des Magisters Johannes Hus, Nicolaus von Böhmen 1374 Magister der artifi-

schen Facultät der Pariser Universität, Paul v. Krawat 1416 Magister daselbst, Stanislaus de Welwar 1461 Magister in Prag und endlich den Domherrn Thomas von Böhmen, Caplan Benedict XII. (1334—1342) Verfasser eines religiösen Tractates: Postillum in symbolum apostolorum. So viel über den Inhalt des Buches. Die Hauptquelle welche dem Verf. zu Gebote gestanden, war das Archiv der ehemaligen Pariser Universität, das sich gegenwärtig in der Universitätsbibliothek befindet, außerdem wurden noch einzelne andere handschriftliche Quellen benützt. Zu bedauern ist der Umstand, daß der Verf. nicht alle Fremden deren Namen sich in den Registern vorfinden aufgenommen hat, sondern nur jene welche ihm durch ihre wissenschaftliche oder gesellschaftliche Stellung bemerkenswert schienen oder von deren sonstigen Lebensverhältnissen überhaupt etwas bekannt ist. Der Verf. selbst fühlt den betreffenden Uebelstand, wenn er sagt: „daß ich dabei manche übergangen haben mag, die Beachtung verdient hätten, ist bei der reichen Fülle von Namen die sich mir in den erwähnten Acten darbieten begreiflich.“ Die Sache hätte sich vielleicht in einem Anhange oder im 4. Cap. durch kleineren Druck erledigen lassen. Mir Recht hat sich der Verf. in den biographischen Notizen so kurz als möglich gehalten, zumal da er in den Literaturangaben auf Wert verweist, in denen man noch mehr über die einzelnen Persönlichkeiten zu finden vermag.

Bei der Sorgfalt mit welcher der Verf. sein Buch, das aus einer These hervorging, welche seine Studien an der Ecole des chartes beschloß, ausgearbeitet hat, lassen sich nur wenige Einwendungen von principieller Bedeutung erheben und wenn ich noch einen oder den anderen Umstand heraushebe, so geschieht dies nicht aus Liebe zur Vergeltung, sondern weil die Sache vielleicht manchen Leser der „Mittheilungen“ interressiert. Die Ausstellungen sind übrigens nur geringfügig und betreffen nur wenige Namen aus dem 4. Cap. Unter den Fremden in Paris, die eine größere Bedeutung beanspruchen, befindet sich auch Waldevin von Trier, der Bruder Heinrichs VII und Zeitgenosse Ludwigs von Baiern. Er hat 5 Jahre von seinem 13. bis 18. Lebensjahre an der Pariser Universität zugebracht⁴⁾. Auch von dem Könige Johann von Böhmen wird berichtet, daß er nach Paris geschickt wurde um daselbst zu studiren⁵⁾. Die Serie der Abte von Waldsassen (in Oeselo script. rer. b.) weist den Vorgänger des gleich unten zu erwähnenden Abtes von Waldsassen als einen einstigen Pariser Studenten aus⁶⁾. Der auf pag. 227 angeführte Abt von Waldsassen ist Franz Kuhl von Eger, während der Verf. ihn nach Walbin Bohemia docta II. 284 Kribel nennt. Zu Heinrich Otetislaw bemerkt er: „Ebeling sagt, ich weiß nicht nach welcher Quelle, daß er in Paris studiert habe.“ Die Quelle ist keine andere als Pulkawa. Dies sind die Ergänzungen des Verzeichnisses böhmischer Studenten, so weit meine Kenntnisse reichen. In dem liber promotionum der Krakauer Universität findet sich auf pag. 120 auch ein Michael Parisiensis pag. 118 und so noch auf einer der folgenden Seiten hat es zu lauten Adalbero. Diese geringfügigen Ausstellungen können selbstverständlich den Wert des mit besonderer Umsicht ausgearbeiteten Buches nicht im Geringsten beeinträchtigen. Wir wünschen dem Verf. tüchtige Kraft zu einer neuen ähnlichen Arbeit, die auch für unsere böhmische Geschichte manchen dunklen Punkt aufhellen würde: „Die Fremden an den italienischen Universitäten.“

Ezernowitz im October 1877.

Prof. Dr. J. Loserth.

4) Vgl. Dominicus, Waldevin v. Litzelburg, Erzbischof von Trier.

5) Vgl. Schötter, Johann Graf v. Luxemburg, König von Böhmen.

6) Is . . . ob suam habilitatem per dominum Johannem Parisios ad venerabile studium missus est. Oeselo, Chronicon Waldsassenso pag. 65.

Neues.

Václav Schulz: Ukazatel k prvním padesáti ročníkům Časopisu musea království českého 1827—1876. (Register zu den ersten 50 Jahrgängen der Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen 1827—1876.) Prag, 1877, im Verlage der „Matica česká.“

Časopis musea království českého 1877 (Zeitschrift des Museums des Königreiches Böhmen 1877), 51. Jahrgang, unter der Redaction des Archivars der Stadt Prag, des Hrn. **Dr. Josef Emler**, bringt außer anderen folgende Abhandlungen: Das Unterkämmereramt in Böhmen, von **Dr. Jaromír Čelakovský**; Die Grängen des Fürstentums Friedland, von **August Sedláček**; Die Annahme Ferdinands I. zum Herrn in Mähren, Schlesien und in der Lausitz, von **Anton Rejzek**; Das Gedicht von der Niederlage der Tataren und die „Million“ des Marco Polo, von **Josef Jireček**; Geheime Glossen und Miniaturen in der „Mater verborum“ von **Ant. Baum** und **Adolf Patera**; Johann Hartwig von Rušinov, von **Bohuslav Nieger**; Zur Geschichte des böhmischen Buchdrucks und Buchhandels, von **J. Tadra**; Ueber die sog. religiösen Schwärmer in Böhmen und Mähren unter Josef II., vom **Freiherrn Jos. Alexander von Helfert**; Epochen und Begriff der Geschichte der slavischen Völker, von **V. Krížek**; Des Bruders Johann Vlahoslav historische Schriften, von **Jar. Goll**; Die Verhandlungen der Böhmen, Mährer und Schlesier mit Ferdinand I. zu Wien und die königl. Krönung in Prag 1526, 1527, von **Ant. Rejzek**; Wenzel Budovec von Budov in Konstantinopel, von **Konst. Jireček**; Ueber die Notwendigkeit der Herausgabe eines böhm. Diplomatars und über die Einrichtung desselben, von **Jos. Emler**; *Benigna instructio urbarialis occasione introductionis b. urbarii edita*, von **Ant. Rybicka**.

Georg Schmid: Eger und seine Sehenswürdigkeiten. Historisch-topograph. Führer. Eger, Kobrtsch und Gschihay, 1877.

Jaroslav Goll: Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischn Brüder. I. Der Verkehr der Brüder mit den Waldensern. — Wahl und Weihe der ersten Brüder. Prag, Otto, 1878.

Dr. Matthias Pangerl: Das Buch der Malerzche in Prag. Mit Beiträgen von Dr. **Alfred Woltmann**. Bildet den 13. Bd. der von **H. Eitelberger von Edelberg** herausgegebenen „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance.“ Wien, Wilhelm Braumüller, 1878.

Geschichte der Stadt Tachau.

Die Redaction der „Lit. Beil.“ macht alle Freunde der böhm. Städtegeschichte darauf aufmerksam, daß demnächst die von Hrn. Josef Stoklów, dem wohlbekannten Mitarbeiter der „Mittheilungen“ unseres Vereines, verfaßte Geschichte der Stadt Tachau zu erscheinen beginnen wird. Das Werk Stoklów's, welches in etwa 10 Lieferungen, jede zu 36 kr., erscheinen wird, darf schon jetzt zu bester Berücksichtigung empfohlen werden. Bestellungen auf dasselbe sind an das Bürgermeisteramt in Tachau zu richten.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Bohemita Actiengesellschaft in Prag. Selbstverlag.

Literarische Beilage
zu den Mittheilungen des Vereines
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XVI. Jahrg.

IV.

1877/78.

Josef Jireček: *Rýmovaná kronika česká tak řečeného Dalimila* (Böhmische Reimchronik des sogenannten Dalimil). Herausgegeben im 3. Bde. 1.—3. Hefte der *Fontes rerum Bohemicarum* (Prameny dějin českých). v Praze (Prag), 1878.

Dieses Werk, welches unter dem Namen Dalimil bekannt ist und unter diesem Namen auch heute noch herausgegeben wird, wiewohl anerkannter Maßen „sein Autorrecht einer jeden Begründung entbehrt“¹⁾, wird auf den unbefangenen Leser stets einen fremdartigen und unangenehmen Eindruck machen. Es gibt vielleicht bis auf die letzten Enunciationen des verstorbenen Palacky kaum ein Buch, welches dem Deutschthum in so leidenschaftlicher Weise huldigt, als das des tschechischen Ritters, den wir hier nur der Kürze halber bei seinem traditionellen Namen Dalimil belassen wollen. Gerade die Tendenz dieses Buches hat demselben im Mittelalter, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht weniger Aufagen verschafft, als in unseren Tagen. Es existirte vielleicht kein zweites hist. Werk in Böhmen während des Mittelalters, das in so vielen Handschriften erhalten wäre als dieses und auch keines, welches seit den letzten zwei Decennien öfter aufgelegt worden wäre.

Es ist allseitig bekannt, wie sehr Ottokar II. das Deutschthum Böhmens begünstigt hat, ihn bezeichnen deutsche Schriftsteller als die Blume unter Disteln:

„Er glänzte wie ein Morgenstern,
Er wollt' die Deutschen mehren
Mit Reichthum und mit Ehren.“

Gegen solche Begünstigung trat besonders von Seiten des kleineren Avels eine lebhafte Reaction ein, als deren Wortführer man den sog. Dalimil bezeichnen kann, er ist in Wahrheit, wenigstens was seinen Haß gegen das Deutschthum anbelangt, eine „Trompete des Hussitenkrieges.“ Der Wert des Buches ist vom historischen Standpunkte aus betrachtet ein viel geringerer, als vom allgemein literarischen. Heut zu Tage, wo der rauhe Wind nächster Kritik über die alttschechische Literatur dahin fährt, so manche Fälschung knickend²⁾, daß man fast geneigt wäre, mit dem Grafen Zdenko von Borotin auszurufen:

„Fallen seh' ich Zweig' auf Zweige,
Kaum noch hält der morsche Stamm.“

1) Lorenz, *Deutsche Geschichtsquellen im Mittelalter*. Bd. I. pag. 240.

2) f. Jagic, *Archiv für slav. Philologie*, III. pag. 112: Ueber die Fälschungen in der *Mater Verborum* des Prager Codex.

gewinnt der Dalimil von sprachlichem Standpunkt eine erhöhte Bedeutung. In hist. Beziehung kann man sagen, daß er zum ersten Male die böhmische Geschichte in einem förmlichen Gewebe phantastischer Erfindungen darbot, wie man es in früheren Chroniken nirgends sehen konnte. Es ist zweifelsohne richtig, daß die Dichtung auf ihn einen weit höheren Reiz ausgeübt hat als die Wahrheit, und selbst dort, wo er sich auf Chroniken beruft, in denen er das gefunden haben will, was er erzählt, dürfen wir ihm nicht so willig glauben, als dies noch sein jüngster Herausgeber thut. Das ist nun kein Geringerer als der Staatsminister a. D. Josef Jireček, durch seine antiquarischen Forschungen auf dem Gebiete der böhmischen Sprache, Literatur und Geschichte hinlänglich und rühmlichst bekannt.

Für die neue Ausgabe des tschechischen Dalimil sind wir ihm unstreitig zu großem Danke verpflichtet, denn die letzten Ausgaben, die Hanka besorgt hat, waren in jener unkritischen, um nicht zu sagen lächerlichen Weise gehalten, welche Hanka überhaupt charakterisirt. Man wußte aus Hantas Ausgaben am Ende nicht mehr, was denn eigentlich in dem wahren Dalimil stünde. Seit den Tagen Hantas ist das handschriftliche Material zu Dalimil freilich noch angewachsen, erst seit der Entdeckung der Fragmente Höflers und des Codex von Cambridge war eine richtige Beurtheilung des handschriftlichen Materials möglich geworden. Diese Beurtheilung hat zum Besten der Sache J. Jireček unternommen. Er hat nach den Gesetzen der philologischen Kritik den Text nach der ältesten Redaction besorgt, nicht wie Hanka, der wie ein Dilettant aus einem Codex die eine, aus dem zweiten die andere Stelle nach eigenem Gutdünken genommen hat. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß sich der tschechische Text bei Jireček von dem bei Hanka in wesentlichen Dingen unterscheiden wird. Zum Beweis dessen seien hier zwei Stellen angeführt, wobei die Unterschiede in der neuen Ausgabe durch anderen Druck bezeichnet werden.

Hanka ed. 1853 pag. 68.

Když tak snide svatý Václav
by knězem lutý Boleslav
tu ciesař mstieše Václava
jde na kněze Boleslava
kněz chce proti němu jiti
ale nemože projiti.

Jireček pag. 62.

Když snide svatý Vaclav
by knězem bratr jeho liuti Boleslav
Toho léta ciesař mstě svatého Václava
jide na kněze Boleslava
Boleslav poče proti jemu jeti
ale pro své křiechy nemože dobrě projiti.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen kann von der neuen Ausgabe selbst gesprochen werden. Der Herausgeber hat sich nicht begnügt, den tschechischen Dalimil allein herauszugeben, er hat uns auch mit einer Ausgabe des deutschen Dalimil und zwar sowohl des poetischen als des prosaischen beschenkt, so zwar, daß der gereimte deutsche Dalimil rechts neben dem tschechischen Texte, der prosaische dagegen im Anhange zu stehen kommt. Ich will hier nicht von der Ausgabe des tschechischen Dalimil sprechen, um mir nicht den Vorwurf, als spreche ich wie ein Blinder von der Farbe, zuzuziehen. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Recension, die einer der gewichtigsten Slavisten Prof. Jagić in Berlin über dieselbe publicirt hat.³⁾ Neben vielen anerkennden Aeußerungen hat er auch so manche Bedenken laut werden lassen, die sich indeß nur auf die sprachliche beziehungsweise orthographische Seite des tschechischen Dalimil beziehen. Die sprachliche Seite der neuen Ausgabe des tschechischen Dalimil können wir somit bei Seite liegen lassen, nur die Frage um die Brauchbarkeit derselben für Historiker wird zu erwägen sein, zunächst soll aber über den sprachlichen Theil des deutschen Dalimil gesprochen werden.

Für den prosaischen Dalimil, der nur in deutscher Sprache existirt, kamen 2 Handschriften in Betracht, von welchen die eine auf der Hofbibliothek in München, die zweite auf der Universitätsbibliothek in Leipzig liegt. Eine dritte Handschrift, sehr jung und recht fehlerhaft, nach der einstens Bez (Jireček schreibt in consequenter Weise Bez) seinen Abdruck bekannt gemacht

3) Archiv für Slav. Philologie III. Bd. 1. Heft.

hat, konnte mit Recht außer Acht gelassen werden. Von den beiden Handschriften hat der Herausgeber die Münchner zu Grunde gelegt. Die Ursachen, die ihn dazu bewogen haben, sind nicht zwingender Natur gewesen, denn wenn J. sagt, daß die Münchner *H.* viel älter sei, so ist das einfach ein Irrthum, sie stammt nicht, wie er annimmt, aus dem Ende, sondern etwa aus den Sechziger Jahren des XV. Jahrhunderts, wie sich aus den anderen Schriftstücken ergibt, welche der Cod. enthält, und die in späteren Tagen kaum mehr aufgezeichnet worden wären, weil sie später eben kein so lebhaftes Interesse mehr boten. An dieser Stelle will ich gleich eine Vermutung aussprechen, weshalb gerade in so später Zeit noch der Dalimil ins Deutsche übertragen wurde, einfach deswegen, weil man sich in dem Zeitalter der hussitischen Kriege und des Königs Georg in den Nachbarländern mehr als früher um die Geschichte Böhmens kümmerte. Zu demselben Zwecke ist ja auch die Chronik des Minoriten Nikolaus entstanden, von der ich in diesem Jahrgange der „Mittheilungen“ eine Probe gegeben habe.

Ueber die Herkunft dieser Handschrift theilt J. nichts Genaueres mit, am Deckel findet sich die Ueberschrift: *Diversi tractatus et epistole continentur ibi, prout in registro patet N. in Christo patris ac domini domini episcopi Numburgensis.* Die Handschrift ist nach allem höchstens um 20 Jahre jünger als die Münchner, eine Differenz, die sehr wenig sagen will. Es kann sich hier überhaupt nicht um das Alter der Handschriften handeln, da ja der Herausgeber selbst betont, daß beide aus älteren Handschriften abgeschrieben sind. Gerade eine jüngere Handschrift kann einer verhältnismäßig älteren und besser überlieferten entnommen sein. Noch weniger maßgebend ist der zweite Grund, den der *H.* anführt: „Die verhältnismäßig größere Fülle des Textes.“ Man muß sich wundern, daß dem *H.* der Widerspruch des zweiten mit dem ersten Grunde nicht aufgefallen ist, denn gerade jüngere Handschriften pflegen weiter umgearbeitet zu sein und demnach eine größere Fülle des Stoffes zu besitzen. Demnach könnte gerade die jüngere (Leipziger) aus einer viel älteren Handschrift abgeschrieben sein. Ich will mich bei der Erörterung dieser Dinge nicht länger aufhalten, nur so viel sei gesagt: Für die Beurtheilung des profaischen Textes kam nicht das größere Alter oder die größere Fülle einer Handschrift, sondern ihr Verhältnis zu der tschechischen Quelle in Betracht, und da ergibt sich denn jenes merkwürdige Verhältnis, daß die Leipziger Handschrift dem tschechischen Texte viel näher steht als die Münchner. Man vergleiche

Sirecel pag. 237.

Münchner *H.*

Sulch puch das hab ich lange begert und hab das gesucht ab sich irne ein weyszer man des unterwinten wolde.

Leipziger *H.*

Sulch buch das habe ich lange gesucht und hab des begert, ab sich irne eyn weysser man daz underwinden wolde.

In der Leipziger Handschrift geht, wie man sieht, das *Verbum* suchen dem *Verbum* begreyn voraus; gerade diese Wortfolge entspricht dem tschechischen Original:

Jáz tšch knih dávno hledaju
a vezdy toho žádaju.

Mit Rücksicht auf den knappen Raum, der mir hier zur Verfügung steht, will ich weitere Belege übergehen. Da nun einmal ohne Anführung zwingender Gründe (und es gibt solche, wir hoffen sie an anderer Stelle darzulegen) die Münchner Handschrift zu Grunde gelegt wurde, so wäre es notwendig gewesen, etwas mehr Varianten der Leipz. *H.* mitzutheilen, zum mindesten so viel, daß der Sprachforscher, welcher die Ausgabe benutzen will, weiß, in welchem Dialecte die *L. H.* abgefaßt ist, nicht als ob man den ganzen Variantenreichtum hätte aufnehmen müssen, aber es gibt gewisse allgemeine Bemerkungen, die man ein für alle Mal auf den ersten Seiten machen konnte, so z. B. daß die Münchner Handschrift die Tonnis gebraucht, wo die *L.* die Media hat, die erstere demnach Pehom, die letztere Behem schreibt (so auch pis = bis; pawe = buwe; perg = berg; posen = bösen u. a.). Solcher allgemeinen Bemerkungen wären mehrere zu machen gewesen, es gibt einige Wörter einer Handschrift, welche in der zweiten beharrlich anders

gegeben werden (so z. B. her = er; cononica = cronica; uff = auff; warum = waren). Ueberall dort hätten jedoch alle Varianten im Einzelnen angeführt werden müssen, wo die L. S. den besseren Text darbot. Ich kann hier aus der Fülle der Belege gleichfalls nur den einen und anderen anführen, so z. B. pag. 257 gleich im 1. Capitel 1. Columne Zeile 15 v. u. lies: den statt wen; 3. 8 lies vinden statt funden. 3. 16 v. u. hat die L. S. richtig die Mehrzahl: die andern croniken; sehr interessant ist die Angabe der L. S. im ersten Cap.: wen die von Boleslav dunket mich die cloiste sein (während die Münchner peste lieft). 2. Col. liest die L. S. waren sich merende und breitende statt waren sich meren und preyten. Solche Belegstellen für meine Behauptung lassen sich auf jeder Seite finden. Wie man sieht, mangelt es der neuen Ausgabe des profaischen deutschen Dalimil an der notwendigen Vollständigkeit in der Wiedergabe der textlichen Uebersetzung. Aber auch die Correctheit des deutschen Textes läßt sehr viel zu wünschen übrig. Die Ausgabe steht in dieser Beziehung weit ab von jenen wissenschaftlichen Grundsätzen, wie sie in Deutschland immer allgemeiner acceptiert werden und wie sie beispielsweise bei der Herausgabe der Monumenta Germaniae historica neuestens befolgt werden. Der deutsche Text in der vorliegenden Ausgabe ist weder genau nach der handschr. Uebersetzung noch sonst nach sichern Grundsätzen behandelt. Bleiben wir noch bei der ersten Seite des prof. Dalimil stehen, denn dieselbe ist für unsere Behauptung recht lehrreich. Dort heißt es: Dis capitel saget, wy der turm zw Babilonia mit dem ersten gebawen wart und vorwandellung der sprach. Wie man sieht, ist hier im Ganzen und Großen gedruckt, wie der Text in 'der S. steht'), das ergibt sich aus der Gemination in vorwandellung und aus dem w statt u (in Deutschl. gebraucht man für den Vocal u, für den Conf. v), aber auf derselben Seite links schreibt der Herausgeber: und dies ist die vorrede, in der Handschrift dagegen lautet es: und disz ist die vorredde, also gewahren wir hier das genaue Gegenteil von dem Princip, das oben beobachtet zu sein scheint.⁴⁾ Was aber noch mißlicher ist, als derlei Inconsequenzen ist der Umstand, daß dem deutschen Texte überhaupt nicht jene Sorgfalt zugewendet ist wie dem tschechischen, das entnehmen wir am deutlichsten aus dem 55. Cap., das in der Leipziger Handschrift allein erhalten ist; daselbst steht: auff statt handschriftlich uff; ume statt umme; zcu statt czu; byn für beyn; hiesz czu Stadicz für hiesz die czu Stadicz.

So viel über das Textliche des profaischen Dalimil. In noch höherem Grade uncorrect ist der poetische Dalimil. Die Handschrift, in welcher uns derselbe überliefert ist, ist sehr unvollkommen, nicht wenige Fehler finden sich in der Handschrift, die auf die Unkenntnis des Abschreibers zurückgehen, das enthebt aber den Herausgeber nicht der Pflicht, die vorhandenen Fehler, soweit es geht, auszubessern. Der poetische Dalimil enthält zahlreiche Stellen, die in ihrer jetzigen Gestalt absolut sinnlos sind, die jedoch mit Zuhilfenahme des tschechischen Textes mit verhältnismäßig leichter Mühe verbessert werden konnten, ich will zum Beweise dessen einzelne recht schlagende Belege anführen: So lese ich pag. 50 Zeile 31:

Der munich begunde sprechin:

„Wil er daz mit sinem swert rechin.“

Di furstin des konigis nit kantin,

si antworten im doch czu hantin:

„Sint du kegin dom keisir so tarst redin,

so must du es mit dem swerte bewerin.“

In den unmittelbar vorhergehenden Versen wird von einem Mönche gesprochen; der Gegensatz von „Mönche“ und einem Menschen, der das Schwert zu führen gewohnt ist, ist hier festzuhalten; aus dem ergibt sich schon, daß es nicht lauten kann: di furstin des konigis nit

4) Freilich steht, wie ich nachträglich ersehe, in der S. Sch. turra.

5) In der Vorrede findet sich merkwürdiger Weise wieder die richtige Schreibweise: und disz ist die vorredde. Einl. pag. XXVI.

kantin, sondern die Fürstin des monigis mit kantin. Wer an diesem Sachverhalte zweifeln wollte, den würde der tschechische Text belehren:

Kniežata mnicha neznajiechu

und dann auch der prof. Dalimil, wo es heißt: Des kanten die fursten des münches nicht. Gibt jedoch diese Stelle trotz des fehlerhaften konigis im Ganzen noch einen Sinn, so sind andere geradezu sinnlos, so z. B. pag. 55 Zeile 33:

Gotis czier er merte.

Der vudit kinder er koufn begert,
dy er toufn bat.

Was soll der Ausdruck vudit! und doch war es nicht besonders schwierig denselben zu verbessern, dazu konnte wieder nicht bloß der profaische deutsche Dalimil, sondern auch der tschechische Text anleiten, im letzteren heißt es:

Kupuje pohanské děti (Heidenkinder)

und im prof. Dalimil: wenne er koufte der heyden kinder und toufte sie, also wird man das vudit einfach in undit oder undiet verwandeln müssen. Einen weiteren Beleg findet man pag. 34:

Si het verdinet mit ir unsittin,
daz si dy man czu litten
allesampt mit meszirn.

Hier ist litten offenbar in snitten zu emendiren. Sie hätte durch ihre Unsitten es verdient, daß Männer sie zerschnitten hätten, wie es auch analog im Tschechischen lautet:

Tu ju noži rozebrachu.

Ganz sinnlos ist die Stelle pag. 53 Z. 1:

Wan der hoik gein Ludmillin
got und den lutin lip und stillin
einerlay cristinkinder
tetin czu wissin hinder,
wes Drahowis gedacht het.

Was soll der Ausdruck: hoik? Die ganze Stelle ist mit demselben nicht zu übersehen, man müge construiren, wie man wolle. So steht die Stelle schon bei Panfa. Gienge sie nicht zu verbessern, so hätte man diesen Umstand durch ein Ausrufungszeichen des Bedauerns ausdrücken müssen, aber so schlimm ist die Stelle nicht, daß sie nicht curirt werden könnte, der gegenüberstehende tschechische Text kann uns auch hier auf die richtige Spur leiten:

Proto že svatá Liudmila
mnoho liudem bieše mila.

Auf den Ausdruck svatá kommt es an, und wir werden mit Rücksicht auf ihn lesen:

Wan der heiligin Ludmillin.

Damit stimmt in ganz augenfälliger Weise auch der profaische Dalimil (pag. 266). Und darumb das sant Ludmilla allen leuten lip was und wol wehagete und davon taten ir die kristenkinder czu wissin.

Was pag. 62 die Note f will, ist nicht zu ersehen; pag. 63 Z. 44 wird man des Reimes wegen t a t lesen müssen, obwohl ich darauf kein großes Gewicht lege, da unreine Reime genug am vorkommen, pag. 71 Z. 75 hat es aber sicher zu lauten:

O gevatir min statt o gevatir.

Ein merkwürdiges Versehen findet sich auch auf pag. 49 Z. 5:

Ich sage dir, wy das lant
czu Bemen eigentlich ist gnant.

Das würde also so viel sagen als: Ich sage dir, wie das Land Böhmen genannt ist. Nun hat er es ja eben genannt; aber das will er eben nicht sagen, sondern nur, wie Mähren zu Böhmen kam, betrachten wir den tschechischen Text, dort heißt es:

Kako jest korona z Moravy vyšla,
Pověďt, kako jest ta země k Čechám přišla;

daraus ergibt sich bis zur Evidenz, daß die obigen Verse lauten müssen:

Ich sage dir, wy das lant (nämlich Mähren)
czu Bomen eigentlich ist gwant (gekommen ist).

Die folgende Seite zeigt ein ähnliches Versehen. Z. 37:

Der monich nam der rede ein tag,
Der keisir furt sin verratir goin im trag.

Im tschechischen Texte steht:

Mnich tej řěči počs prositi roka
Ciesář na-ň vyvržě svého soka.

Im gereimten Dalimil wird man hier nach dem Tschechischen einen doppelten Fehler auszubessern haben:

Der monich nam der red ein iar
Der keisir furt sin vorratir goin im tar,

was auch dem prof. Dalimil entspricht: der münch begunde des frist zu bitten etc.

Ähnliche Fehler lassen sich noch zu Duzenden finden; ich meine indeß, daß die hier vorliegenden Proben vollauf genügen werden; sie geben uns die tröstliche Versicherung, daß der so grenzenlos verderbte Text des gereimten deutschen Dalimil einer sehr ausgiebigen Reinigung fähig ist; freilich beweisen sie auch, daß die vorliegende Ausgabe jene n Erwartungen, die man mit Recht hegen durfte, daß nämlich ein Herausgeber wie J. Jireček diese Reinigung vornehmen werde, nicht entsprochen hat. Eine neue Ausgabe des gereimten deutschen Dalimil stellt sich daher noch ebenso notwendig heraus als früher, und es wird als eine Ehrensache des Vereins für Gesch. d. Deutschen in Böhmen betrachtet werden müssen, in die Serie der Publicationen dieses Vereins auch den deutschen Dalimil aufzunehmen. Auch abgesehen von den obigen Verstößen gegen die philologische Kritik finden sich einzelne Unebenheiten, die zwar auf Kosten des grenzenlos ungeschickten Abschreibers — eines böhmischen Mönchs zu setzen sind, welche jedoch in der vorliegenden Ausgabe hätten ausgeglichen werden müssen; freilich hätte das so manche Schwierigkeiten geboten, wie dies bei der elenden Ueberlieferung nicht anders möglich ist. Der Schreiber hat oft nicht gewußt, was er schreibt, und wenn er am Schlusse seiner Freude Ausdruck gibt, daß er zu Ende ist:

Amen solamen, solamen
di hat ein ende
des früuwen sich min hende . .

so wird man ihu das auf's Wort glauben. Was die Ausgabe anbelangt, so wird man zwar nichts dagegen einzuwenden haben, wenn der Herausgeber diese schönen Ergüsse eines wenig kunstsinnigen Klosterbruders mit in den Text aufnimmt, dagegen gehören die folgenden Zeilen „holt noch ein wenig gib her,“

entschieden unter den Text in die Noten.

Auf eine Reihe Verbesserungen, deren der deutsche Dalimil fähig ist, hat schon 1876 auf meine Bitte hin mein Freund Prof. Dr. Strobl aufmerksam gemacht⁶⁾; um so schlimmer ist es, daß der Herausg. sich um den betreffenden Aufsatz nicht gekümmert hat, wie überhaupt in neueren Tagen die deutsche Literatur, soweit sie die Geschichte betrifft, von unseren tschechischen Landesleuten

⁶⁾ Mittg. Jahrg. XIV.

nur zu oft als nicht vorhanden betrachtet wird, was freilich nur zum Schaden der tschechischen Literatur selbst ausschlägt. Auch der Aufsatz des Ref. über den gereimten deutschen Dalimil ist nicht berührt worden, und doch hätte sich ein Factum ergeben, welches der Herausgeber des Dalimil am wenigsten außer Acht lassen durfte, nämlich die Abfassungszeit jener Verse, die der S. pag. 231—237 anhangsweise mittheilt; aber nicht bloß die Abfassungszeit, sondern auch die Quellen dieser Verse, so wie der Grund ihrer Entstehung ist daselbst nachgewiesen, und was wol das Wichtigste ist, daß der Verfasser dieser Verse mit dem Uebersetzer des ger. d. Dalimil eine und dieselbe Persönlichkeit gewesen ist. Damit war auch die Frage der Entstehungszeit des gereimten deutschen Dalimil beantwortet und der Herausg. brauchte auf diesen Punkt nicht mehr des Weiteren zurückzukommen. Aus meiner Abhandlung ist aber noch hervorgegangen, daß diese Verse die Einleitung zu dem gereimten deutschen Dalimil bilden, und jene Stelle einnehmen sollten wie die sogenannten *Annales Anlao regiae* vor den Geschichtswerken des Peter von Bittau und des Domherrn Franz von Prag. Freilich wäre dann, wenn man diese Einleitung an ihren Platz gesetzt hätte, ein anderer Uebelstand eingetreten, man hätte dann den deutschen Dalimil nicht neben den tschechischen setzen können. Es fragt sich jedoch noch, ob es überhaupt angezeigt war, von dem in den beiden ersten Bänden dieses Werkes angenommenen Schema abzugehen, nämlich neben den altsl. oder lat. Text einen neutschechischen zu setzen. Hier im 3. Bd. finden wir keine Uebersetzung des alttschechischen Dalimil, und so erzielt man das Resultat, daß diese Ausgabe mit jenen Principien, um derentwillen die *Fontes rerum Boh.* ins Leben gerufen wurden, im directesten Widerspruch steht. Wenn die Vorrede zum ersten Band dieser Sammlung betont, die Uebersetzungen in das moderne Tschechische werden deswegen gegeben, damit nicht bloß der Gelehrte, sondern auch der Gebildete überhaupt sich an den Denkmälern erfreuen könne, so kann sich demnach an diesem Denkmal nur eine kleine Schaar erfreuen, denn die wenigsten Gelehrten und noch weniger die Gebildeten überhaupt verstehen genugsam altslavisch, um den tschechischen Dalimil zu verstehen, der Text des gereimten deutschen Dalimil ist aber wegen der vielen Fehler und Verballhornungen, die in ihm vorkommen, nicht zu berühren. So viel über die sprachliche Seite des sogenannten Dalimil.

Für den Historiker ist die vorliegende Auflage weder was den tschechischen, noch was den deutschen Dalimil anbelangt, besonders gut zu gebrauchen. Was man in dieser Beziehung zuerst verlangen muß, ist der genaue Nachweis aller Quellen, welche dem tschechischen Reimchronisten zur Verfügung standen; die Quellen sind genau im Einzelnen nachzuweisen, eine flüchtige, mehr nebensächliche Aufzählung einzelner Quellen kann da keineswegs genügen, so z. B. wenn der Herausgeber sagt: Als Quellen dienten ihm Legenden von tschechischen Heiligen. Hier war genau zu bestimmen, welche Legenden er benützt hat, um so mehr, als von mehreren Heiligen verschiedenartige Legenden existieren. So hätte es uns zum Beispiel bei den Wenzelslegenden interessirt zu wissen, welche er gekannt hat, schon deswegen, weil sich in einzelnen Punkten zwischen der Darstellung Dalimils und jener in den gebräuchlichsten Wenzelslegenden erhebliche Unterschiede finden. So heißt es zum Beispiele im Gegensatz zu allen lat. Wenzelslegenden im Dalimil, daß Boleslav der ältere Bruder des hl. Wenzel war:

Czwen schon sone er got gab
der oltir hiz Boleslav
und der iungir Wenzelabe

eine Ansicht, die sich nur noch in einer sehr jungen slavischen Wenzelslegende vorfindet. Dann war nachzuforschen, ob nicht die beiden deutschen Dalimil in einem nachweisbaren Zusammenhang mit einander stehen. Ich betone diesen Umstand deswegen, weil man von mancher Seite geneigt ist, den prosaischen Dalimil für eine Uebergangsstufe zwischen dem tschechischen und gereimten deutschen anzusehen.⁷⁾ Ich kann hier von vornherein sagen, daß der poetische und prof.

7) Lorenz *Geschichtsquellen* 2. Aufl. I. 242: „Sollte nicht der deutsche (d. i. gereimte d.) Dalimil eine Verificirung dieser prosaischen deutschen Chronik von Böhmen sein.“

deutsche Dalimil zu einander in keinem nachweisbaren Abhängigkeitsverhältnisse stehen, sondern daß beide deutsche Bearbeitungen direct von der tschechischen herkommen. Ich will statt vieler Beweise hier nur einen, wie es scheint, sehr zutreffenden bringen:

tsch. Dal. Jir. pag. 50. Z. 19.	poet. deutsch. D. ib.	pros. deutsch. Jir. pag. 266.
i je sě na ciesařě zalovati řka: Kniežata, račte posluchati Mú mi zemi u otjal bez prava	... furste geruch mir czusagin Er (ir) habt mir myn wip zu unrechte genomen si ist noch in sinem hof mit fromon	und begunde den fursten elagen uber den kaiser und sprach: Er habt mir mit unrechte meinlant genumen.

Der prof. deutsche stimmt, wie man sieht, mit dem tschechischen Dal. zusammen. Zugleich fällt in die Augen, wie der gereimte deutsche D. zu dem Ausdruck myn wip statt min lant gekommen; die beiden Worte stehen nämlich im tschechischen graphisch und phouetisch einander sehr nahe (žona u. země); hieraus ergibt sich aber, daß kein deutscher Text aus dem zweiten deutschen abgeleitet sein kann, da die Wörter Weib u. Land eben phon. und graphisch weit auseinander gehen. Ein analoger Fall findet sich im cap. 21.

Diese Fragen hätte der Historiker gern beantwortet gesehen; dazu kommen noch einige andere. Neugierig, wie wir schon einmal sind, möchten wir wissen, was man denn unter jener mährischen Chronik, die Dal. gelegentlich als Quelle anführt, zu verstehen habe; es ist merkwürdig, daß dieselbe seit dem Anfang des XV. Jahrh. spurlos verschwunden sein sollte. Noch einige ähnliche Fragen möchte man stellen. Doch ich schließe, um nicht noch mehr in das Bereich der Wünsche zu kommen. Nur eins möchte ich noch sagen. Damit die Ausgaben, welche das tschechische Museum veranstaltet, recht brauchbar werden, wäre es bei hist. Denkmälern notwendig, sich etwas mehr im Außern an die Art zu halten, wie sie in den „Monumenta Germaniae historica“ gelibt wird, die gewisse Abhängigkeitsverhältnisse oder wichtige Stellen durch großen, kleinen oder gesperrten Druck auszeichnen. Man hätte diese Methode um so leichter ganz herüber nehmen können, als sich ja im zweiten Bande der Prameny ohnehin Ansätze dazu finden. So viel über die vorliegende Ausgabe des Dalimil. Wenn wie ich fürchte mein Referat etwas länger ausgefallen ist, als man sonst in den Spalten unserer „Mitteilungen“ zu lesen gewohnt ist, so möge man es der Bedeutung des Gegenstandes zu Gute halten und dem wolverdienten Ansehen, das J. Jireček im Kreise der tschechischen Gelehrten besitzt.

Czeruowitz, am 5. April 1878.

J. Losertk.

Dr. Adolf Bachmann: Böhmen und seine Nachbarländer unter Georg von Podiebrad 1468—1461 und des Königs Werbung um die deutsche Krone. Ein Beitrag zur Geschichte der Versuche einer Reichsreform im 15. Jahrhunderte. Zum Theile nach ungedruckten Quellen. Prag, 1878.

Dieses Buch ist hier einmal (S. 29) bereits angezeigt worden. Die Anzeige hat aber von Seiten des Hrn. Verfassers Widerspruch gefunden; s. die Notiz auf S. 33 dieser Blätter. Wie schwer es nun auch dem Unterzeichneten in seinem gegenwärtigen leidenden Zustande fällt, sich mit den widersprechenden Anschauungen des Verfassers wie des Recensenten zu beschäftigen so will er doch der freiwillig übernommenen Verpflichtung nachkommen und seine Meinung wie er versprochen hier mittheilen.

Hr. Dr. Bachmann hat zunächst gegen die Richtigkeit folgender Sätze Einsprache erhoben: „Der Verf. hat nämlich im 17. Bd. u. f. w. — sondern nur Bekanntes wiederholen können.“ Es weiß dabei darauf hin, daß seine Abhandlung in den „Forschungen“ die Königsprojecte

zum Gegenstand hat, welche in den Jahren 1452—1457 hervorgetreten sind, während das angezeigte Buch bloß das Königs-Project Georgs erörtert, welches Project in die Jahre 1459—1461 fällt. Er folgert aber auch daraus, daß der Referent obige Behauptung nur wagen konnte, weil derselbe offenbar eine, vielleicht beide, Arbeiten nicht gelesen hat.

Es ist nun allerdings richtig, was der Verf. rüchfichtlich seiner Abhandlung wie des angezeigten Buches bemerkt. Dagegen glaubt Ref. von Hrn. Dr. Bachmann vollkommen mißverstanden worden zu sein. Denn nicht vom Königs-Project Podiebrads speciell sei in der Besprechung seines Buches die Rede gewesen, sondern überhaupt von dem Königs-Project, d. h. von dem Project, neben dem Kaiser einen römischen König aufzustellen, das bereits einigemal durch Zuthun des Martin Mair aufgetaucht war und auf welches Georg von Podiebrad dann einging. Die Meinung des Ref. ginge dahin, daß Bachmann mit seinem Aufsatz in den „Forschungen“ das Königsproject bis in seine Anfänge verfolgt und dadurch den Zusammenhang mit den ähnlichen Bemühungen Georgs hergestellt hat.

Hr. Dr. Bachmann bekämpft dann die Behauptung, daß er in seinem Buche „nichts wesentlich Neues über das Königs-Project zu bringen vermocht, sondern nur Bekanntes wiederholen konnte.“ Denn Menzel, Kluchhohn, Voigt und Markgraf hätten in ihren betreffenden Werken nur wenig Raum im Vergleiche zur Bachmann'schen Darstellung dem böhmischen Projecte widmen können und seine, Bachmanns, Untersuchung ginge in zahlreichen und wesentlichen Punkten über die episodischen Darlegungen der genannten Historiker hinaus. Recensent hätte offenbar die genannten Werke nicht angesehen.

Dem gegenüber sagt Ref., daß weil der Verf. das bereits „nicht bloß in den wesentlichen Momenten“ aufgestellte Königs-Project Georgs selbst nochmals zum Gegenstand der Darstellung machte, er notwendiger Weise viel Bekanntes in den Kauf nehmen mußte und daran das nur nebensächlich Neue anknüpfte. Die archivalischen Funde bezögen sich nur auf untergeordnete Nebenumstände. Es wäre dem Ref. nicht eingefallen, aus der von Bachmann in der Vorrede seines Buches fremdem Verdienste gezollten Anerkennung den geringen Wert der eigenen Arbeit des letzteren zu folgern. Im Gegenteil hätte das Buch Bachmanns auf den Ref. den Eindruck gemacht, als ob B. das Verdienst seiner Vorgänger trotz jener formellen Anerkennung thatsächlich zu niedrig anschläge.

Hr. Dr. Bachmann wendet sich dann gegen folgernden Satz: „Auch über die innere Geschichte Böhmens u. s. w. — eingeflochten hätte.“ Ueber die böhmische Geschichte von 1458—1461, die den Inhalt seines neuen Buches bildet, hätte er früher nichts veröffentlicht. Die Angaben des Ref. seien also un wahr und un wahr auch die Folgerung: „Das selbe (Buch) kann also strenge genommen nur als Zusammenfassung der bisherigen Forschung des Verf. gelten.“

Dagegen wendet wol der Ref. ein, daß Hr. Dr. B. ausführliche Auszüge aus seinen drei Aufsätzen: ein Jahr böhm. Geschichte, über den Thronstreit des Matthias Corvinus und Friedrichs III. und über die ersten Versuche zu einer römischen Königswahl unter Friedrich III. — in sein Buch eingeflochten habe, darin wiederholt auf diese Schriften hinweise und dabei bemerke, daß die folgende Darstellung darauf basirt wäre; allein damit ist nicht widerlegt, daß B. wirklich auch über die Jahre 1459, 1460 und 1461 früher nichts geschrieben. Hr. Dr. B. hat demnach wenigstens rüchfichtlich der Jahre 1459—1461 entschieden recht, daß der Ref. da nicht der Wahrheit die Ehre gegeben. Freilich will Ref. auch wieder meinen, daß die innere Geschichte Böhmens von 1459—1461 in Bachmann's Buch keine von der bisherigen in sachlicher Hinsicht abweichende Darstellung gefunden hätte. Nur in nebensächlichen Dingen fände sich einiges Neue bemerkt.

Der Verf. des neuen Buches über Georg von Podiebrad wendet sich weiters gegen seinen Recensenten auch wegen des „Punktes“ in der Geschichte Georgs, welchen der Verf. hätte ausfindig machen, eingehend und kritisch behandeln sollen, um damit eine neue Vorarbeit für die von ihm zu schreibende Geschichte Georgs von Podiebrad zu gewinnen. Da meint nun der

Unterzeichnete, daß man es wol jedem Forscher überlassen muß, wie er bei seinen Forschungen vorgehen soll, denn die Hauptsache bleibt immer die, daß der Forscher die Wissenschaft wirklich fördere.

„Wirkliche Protestanten sind die Böhmen bekanntlich erst viel später geworden,“ nennt endlich Hr. Dr. B. eine „Entdeckung,“ natürlich ironisch, und bemerkt dazu, daß von Protestanten und Protestantismus in seinem ganzen Buche nirgends die Rede ist. Es ist nun auch auf keine Entdeckung abgesehen gewesen, sondern es wurde nur darauf hingewiesen, daß die Böhmen ja ohnedies der kath. Kirche angehörten und daher erst nicht wieder in dieselbe einzutreten brauchten.

Aus der vorstehenden Gegenüberstellung ist nun wol zu ersehen, daß die Anzeige des Bachmann'schen Buches auf S. 29 dieser Blätter Punkte enthält, worüber der Verf. sich mit Recht beschweren konnte. Indem der Unterzeichnete sich in diesen Punkten für Hrn. Dr. Bachmann und gegen dessen Recensenten aussprechen muß, muß er wenigstens gegenwärtig dahin gestellt sein lassen, ob durch Bachmann's Buch wirklich die böhm. Geschichte gefördert worden ist, was der Recensent hartnäckig bestreitet. Jedenfalls erscheint darin das Königs-Project, welches freilich den Hauptinhalt des Buches ausmacht, so eingehend und umfassend wie noch nirgends anders dargestellt und das scheint denn doch ein Verdienst zu sein, selbst wenn die gebotenen neuen Aufstellungen desselben nicht den größten Wert beanspruchen dürfen. Uebrigens dürften wir ja bald in die Lage kommen zu lesen, was ein wirklich kompetenter Fachmann wie etwa Prof. Margraf über das Buch Bachmanns denkt. Hoffentlich wird dessen Urtheil günstig ausfallen; der Unterzeichnete will aber schließlich auch offen bekennen, daß die Darstellung in dem bestrittenen Buche auf ihn einen recht guten Eindruck gemacht hat.

Matth. Pangerl.

Anton Gindely: Geschichte des dreißigjährigen Krieges. 2. Bd. der Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618. Prag, 1878.

Der zweite Band des bahnbrechenden Werkes für die Geschichte des 17. Jahrhunderts ist nach einer Unterbrechung von neun Jahren erschienen; er beginnt mit den ersten Kriegsereignissen und den Vorbereitungen zum Entscheidungskampf. Der gelehrte Verfasser bebauert, auf diesem Gebiete keine nennenswerthe Beihilfe gefunden zu haben, da die Geschichte der einzelnen Kriegsbegebenheiten zur Zeit des dreißigjährigen Krieges „bisher — und zwar in Oesterreich vollständig, in Deutschland zum größten Theil — der wissenschaftlichen Bearbeitung entbehrt.“ Die Geschichte des böhmischen Aufstandes ist auf Grund von ungefähr 6—8000 bisher nicht benutzten und in den verschiedensten europäischen Archiven befindlichen Aktenstücken niedergeschrieben, die sich jetzt zum großen Theil wohl geordnet im böhmischen Landesarchive befinden. So ist denn die Entwicklung der Dinge in Böhmen und neue hochinteressante Partien aus der innern Geschichte der österreichischen Monarchie des Verfassers eigenes Werk. In anschaulicher Weise entwickelt Gindely die Verhältnisse am Grager Hof, wo einige Jahre nach Ferdinands Regierungsantritte in Innerösterreich c. 1596 sich nur noch 3 Personen öffentlich zum Katholicismus bekannten und unter den Hofleuten die lutherische Richtung die Herrschaft gewonnen hatte. Ueber Ferdinand II., den so viel bewunderten und von den Protestanten gehaßten, kommt Gindely zu dem sachlich streng begründeten Urtheil, daß bei einer genauen Prüfung seines Auftretens als Regenten von Innerösterreich und als Kaisers man die Ueberzeugung gewinne, daß die großen Erfolge (?), die er während seiner Regierung erlangte und die man auf Rechnung seiner Thakraft setzen möchte, nur als das Resultat der Erbärmlichkeit seiner anfänglichen Gegner, der allseitigen Hilfe seiner auswärtigen Freunde, vor Allem aber seines Vertrauens auf die göttliche Vorsehung, die ihn in den fürchtbarsten Gefahren nicht

schwanken ließ, zu betrachten sind. „Man darf Ferdinand weder für das Gute noch für das Böse, das unter seinem Regiment geschah, in erster Linie verantwortlich machen, da seine Handlungsweise überall den Stempel des auf ihn geübten Einflusses trägt. Im 2. Kapitel schildert der Verfasser den Zusammenbruch des habsburgischen Ansehens in Böhmen und Mähren, wo Zerotin umsonst sich den Ereignissen entgegenstellt. In Ober-Oesterreich arbeiten der unermüdbliche Gegner der Dynastie Escherneschl und Gotthard von Starhemberg an der Sicherstellung ihrer Macht, und die Niederösterreicher befolgten das von den Oberösterreichern gegebene Beispiel. Thurns Angriff auf Wien S. 74 und die denkwürdige Scene vom 5. Juni gibt dem Verfasser Gelegenheit auf die schweren Irrthümer Hurters hinzuweisen. Die genauen Berichte des spanischen und sächsischen Gesandten völlig übereinstimmend zeigen, daß die erste Scene in der Burg all jenes theatralischen Gepranges entbehrt, von dem Wessenberg zu erzählen weiß. „Niemand griff also Ferdinand am Knopfe an und Niemand sprach die Drohung aus, den König in ein Kloster einsperren zu wollen. Die Kürassiere kamen nicht zufällig und auch nicht von Dampierre abgeschickt nach Wien, sondern es war ihnen der Befehl von Wien aus gekommen.“ So fällt wieder eine jener dramatischen Erzählungen der ältern Darstellungen. Interessant ist auch, daß der Name „Winterkönig“, den Friedrich von der Pfalz erhielt, lange vor seinem Fall in einem sächsischen und bairischen Altensstücke vom Januar 1620 sich vorfindet. Mannsfeld's Niederlage bei Zlabat, der damit nicht im Zusammenhang stehende Rückzug Thurn's (vgl. S. 85) zeigten bald ihre Folgen und die Unfähigkeit, Corruption und Geldnoth der Directorialregierung. Im Sommer 1619 lief das Aufgebot des Landes auseinander. Der Verfasser erzählt drastische Belege der Unordnung und Nachlässigkeit. (S. 102, S. 119.) Uebrigens stand es, was die Finanznoth betraf, auf Seite Ferdinands nicht viel besser; Philipp III. konnte bei der traurigen Lage Spaniens, die aus dem Gutachten des Rathes von Castilien vom 1. Febr. 1619 erhellt, nicht viel helfen; aber bei Max von Baiern, dessen rückichtslose Energie die Katholiken im Reich zum Zusammenhalte trieb, der die Liga erneuerte, ein tüchtiges, ihm mit bedeutender Actionsfreiheit untergebenes Heer aufstellte, war im Oktobervertrag 1619 Hilfe gefunden, wozu im März 1620 noch das Bündniß mit dem bedeutendsten protestantischen Fürsten Johann Georg von Sachsen kam; freilich war die spanische, bairische und sächsische Hilfe keine uneigennützig, Ferdinand mußte sie mit schweren Zugeständnissen erkaufen. Die Aenderungen in den Machtverhältnissen durch diese Bündnisse mußte die Protestanten besorgt machen; die katholische Reaction drohte stärker, die Spannung drängte zur Lösung.

In den Mühlhauser Verhandlungen (März 1620) ließen sich die katholischen Stände den Vorbehalt, die Erwerbung und Sicherung der geistlichen Fürstenthümer und Güter durch die kaiserliche Justiz rückgängig zu machen, nicht entreißen; auch wurde mit Zustimmung Sachsens dem Kaiser der Rath ertheilt, abmahnende Schreiben an den Pfalzgrafen und seine Anhänger zu richten, in denen sie im Falle des Ungehorsams mit der Acht bedroht werden sollten. Der zweite Band schließt mit der Perspektive auf den großen Kampf, den der dritte Band bis zu seiner Beendigung in den österreichischen Landen führen wird. Der Reichthum der neuen Anschauungen, das spannende Interesse im Einzelnen, die durchsichtige Klarheit der Darstellung, die den rothen Faden nie aus der Hand gleiten läßt, so sehr die Details dazu verführen könnten, zeigt von der gewandtesten Beherrschung des riesigen Materials. Möge kein Zufall den Fortgang des trefflichen Werkes stören, und die geistige Kraft des Verfassers das Werk ebenso glänzend zu Ende führen, als er es mühevoll und rastlos begonnen! Der Druckfehler sind wenige, die Ausstattung ist vortrefflich.

L. Ch.

Alfred Woltmann: Zur Geschichte der böhmischen Miniaturmalerei. Aufdeckung von Fälschungen. Separatabdruck aus dem Repertorium für Kunstwissenschaft, 2. Bd. 1. Heft. Stuttgart, 1877.

Diese kleine Schrift von 25 Seiten hat rasch nach ihrem Erscheinen, welches sich leider mehr als billig verzögert hat, nicht nur großes wissenschaftliches sondern auch zeitgeschichtliches Interesse erweckt und gewonnen. Das war aber nur möglich, weil unsere nationalen Gegner nicht gelten lassen wollen, daß auch wir Deutschen einen und zwar ganz wesentlichen Antheil an der Geschichte und dem civilisatorischen Entwicklungsgange des gemeinsamen Vaterlandes haben, weil sie uns nicht das Recht zugestehen wollen, historische Nachweise zu führen, welche zu unseren Gunsten lauten. Es soll eben in Böhmen alles nur czechisch und wo das schlechterdings nicht angeht nur böhmisch, beileibe aber nur nichts deutscher Art oder Herkunft sein. Der Verfasser vorliegender Schrift hat daher schon früher durch seinen bekannten Vortrag über die deutsche Kunst in Prag den ganzen Zorn der Ultra's unter unseren nationalen Gegnern gegen sich hervorgerufen. Darnach konnte man auch erwarten, daß solcher Zorn neuerdings aufflammen werde, wenn derselbe Verf. den Nachweis veröffentlicht haben wird, daß, um die Existenz einer selbständigen czechischen Kunst im Mittelalter zu erweisen, Künstlernamen erfunden und in die Handschriften eingefälscht worden sind. Und diese neuerliche Zornesflamme ist auch wirklich nicht ausgeblieben, sie hat zunächst in jenem Blatte schrecklich aufgeleuchtet, welches hier in Prag erscheinend und leider in deutscher Sprache gedruckt wol das Höchste leistet, was eine Zeitung in Haß alles Deutschtums zu leisten vermag. Jene Zornesflamme war mit so ausgesuchter rohen Ausfällen auf Prof. Woltmann begleitet, daß der deutsche Leser nur mit höchstem Unmut und Grauen auf diese haßgetränkten Zeilen blicken konnte. Ihr Verfasser aber, welcher sich so am besten als Wächter der kunsthistorischen Ehre des czechischen Volkes zu zeigen glaubte, bewies jedoch damit zunächst nur, daß er wol ein sehr rohes Gemüth besitze und sonst den Časopis musca království českého keiner Aufmerksamkeit würdige. Denn in dieser Zeitschrift hatte Hr. Architekt Ant. Baum schon vor dem Erscheinen der Woltmann'schen Schrift ähnliche Entdeckungen veröffentlicht, welche, wenn sie jenem Schreiber bekannt gewesen wären, möglicher Weise selbst dessen zügellose Rohheit gegen den „Fälscher der böhmischen Kunstgeschichte“ hätten zügeln können. Baum's Aufdeckungen waren wol schon lange erschienen, jedoch ganz unbeachtet geblieben. Zur Erklärung dieser jedenfalls merkwürdigen Thatsache kann man entweder annehmen, daß auch auf czechischer Seite der Inhalt des Časopis nur wenig beachtet wird, oder daß man die Fälschungen, wie sie ganz im Stillen entstanden sind, ebenso still wieder beseitigen wollte. Gewis ist, daß die Baum'schen Erörterungen erst in Folge des Erscheinens des Woltmann'schen Schriftchens eine gebührende Beachtung gefunden haben. Nun begann man auch mit dem „Fälscher der böhm. Kunstgeschichte“ etwas glimpflicher zu verfahren, d. h. die Rohheit der Ausfälle auf ihn schwächte sich in etwas ab, dafür wollte man ihn aber des wissenschaftlichen Verdienstes, das er bei der Sache hatte, berauben. So hat, um nur einen darauf bezüglichen Aufsatz hervorzuheben, Hr. Dr. Kaloušek im „Pokrok“ ausführlich zu begründen gesucht, daß Woltmann rücksichtlich dieser Aufdeckung von Fälschungen gar kein Verdienst beanspruchen könnte. Alles von W. Entdeckte wäre schon längst bekannt gewesen und hätten sich seit geraumer Zeit die Prager Späßen zugepfeifen. Nun gar so bekannt war denn die Sache doch nicht, sondern es verhält sich damit vielmehr also.

W. vollendete den hier angezeigten Aufsatz am 22. October 1876. Nebenbei bemerkt, ist auch dieses Datum auf gegnerischer Seite als ein von W. willkürlich gewähltes hingestellt worden; welcher aber das gethan, hat damit nur geoffenbart, wessen er selber in einem solchen Falle fähig wäre. Natürlich fallen Woltmann's Studien zu diesem Aufsatz in eine noch viel frühere Zeit und konnten nach der Natur des Gegenstandes nicht im Verborgenen getrieben werden. Diejenigen aber, welche von diesen Studien Kenntnis hatten, mußten auch wissen, mit welchen Resultaten dieselben abschließen würden. Man kann nämlich unbedenklich zugeben,

daß man auf czechischer Seite die Fälschungen schon längst kannte, allein es ist auch gewis, daß man dort vor Beginn der Woltmann'schen Studien noch keineswegs auch an eine Gesamtaufdeckung derselben gedacht hat. Diese ist ganz gewis erst durch die erwähnten Studien hervorgerufen worden und nur der Umstand, daß der Woltmann'sche Aufsatz so spät im „Reperitorium“ usw. gedruckt worden ist, machte es möglich, daß die Erörterungen des Hrn. Architekten Baum noch früher im Časopis erscheinen konnten.

Der Streit um die Priorität der Entdeckung der Fälschungen ist darnach ein ziemlich oder auch ganz müßiger. Er ändert nichts an der Thatsache, daß die Studien eines deutschen Gelehrten die czechischen Gelehrten zu definitiver Preisgebung dessen, was nicht mehr haltbar war, bewogen haben. Es wird dadurch auch nichts an der Thatsache geändert, daß erst das Erscheinen der Woltmann'schen Schrift auch der Baum'schen Publication im 51. Bd. des Časopis zu einer gebührenden Beachtung verholfen hat. Und es wird nicht weniger Thatsache bleiben, daß W. für die deutsche Forschung die Entdeckung jener Kunstfälschungen nicht nur zuerst sondern auch ganz selbständig gemacht hat; in letzterer Beziehung hat es freilich nicht an einem von czechischer Seite ausgegangenen Versuch gemangelt, W. zu seinen Forschungen von czechischer Seite angeregt erscheinen zu lassen, allein dieser unfreiwillig unlautere Versuch ist von W. selber gebührend abgewiesen worden.

Ref. hält vorstehende Mittheilungen weniger für die Gegenwart als für die Zukunft und hauptsächlich für die Geschichte der literarischen Kämpfe von Wichtigkeit, an welchen es in unserem Vaterlande schon seit langer Zeit nicht mangelt, welche insbesondere in der Gegenwart wieder lebhaft entbrannt sind und welche, wie es allen Anschein hat, bald noch lebhafter entbrennen werden. Die Luft ist schon mit reichlichem Zündstoff erfüllt, noch neuer Zündstoff wird hinzutreten und die Geister scharf auf einander plagen lassen. Man kann indeß auch mit einer gewissen Zuversicht erwarten, daß diese Kämpfe nicht ohne wissenschaftlichen Gewinn enden und namentlich mit gründlicher Wegräumung der von bekannten und unbekanntem Fälschern geschaffenen Werke enden werden.

Die hier angezeigte Woltmann'sche Schrift bildet jedenfalls ein interessantes Denkmal dieser Kämpfe. Sie beseitigt definitiv die in die Kunstgeschichte eingeschmuggelten Schreiber- und Künstlernamen eines Sbisco de Trotina, eines Bohusch von Leitmeritz, eines Sbignes de Ratibor und eines Petr Brzuchaty und constatirt, daß die Handschriften, in welche wahrscheinlich W. hanka diese Namen oder czechische Worte (wie *prosu prava*) eingefälscht hat, zum Theil französischen (so die Jaromir'scher Bibel), zum Theil italienischen Ursprungs (so die *Concordantia discordantium canonum*) sind. W. geht dabei mit größter Umsicht vor und sucht keineswegs um jeden Preis Fälschungen zu entdecken. So läßt er z. B. den Schreiber Vaccoradus und den Illuminator Mirozlaus bestehen, obgleich auch hier der Fälscher keine verwirrenden Praktiken geübt hat. Hr. Baum dagegen erklärt auch diese Namen für unecht und erblickt nebenbei bemerkt auch in dem liber viaticus des Bischofs Johann von Leitomischl ebenso ein Kunstwerk der böhmischen karolinischen Schule wie in dem *Mariale Arnesti*. Aber für diese bestimmten Behauptungen liefert er nicht auch sichere Beweise. Um so unbestimmter äußert er sich dann über den Fälscher: derselbe war nach ihm ein Sonderling und übereifriger Patriot. Wer übrigens Woltmann's und Baum's Ausführungen über denselben Gegenstand gelesen und verglichen hat, wird unschwer den ersteren den Vorzug vor den zweiten einräumen. Sonst aber mag man sich freuen, daß ein Theil jenes literarischen Schwindels, welcher in den verwichenen Jahrzehnten dieses Jahrhunderts in unserem Vaterlande geboren worden ist, nun auf so gute Art für immer beseitigt wurde.

Vincenz Pröhl: Eger und das Egerland, historisch, statistisch und topographisch dargestellt. Zweite neu umgearbeitete, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage, nebst einer vollstän-

digen Darstellung von Herzog Waldsteins letzten Lebensjahren und Tod in Eger. Im Selbstverlage des Verfassers. Falkenau, 1877.

Schon die Persönlichkeit des Verfassers obigen zweibändigen Werkes, sowie sein Verhältniß zum verarbeiteten Stoffe flößt uns Interesse ein. Pröll, dormalen im 74. Lebensjahre stehend, befindet sich bereits 53 — sage dreiu und fünfzig Jahre — in den Diensten der Stadt Eger, und da er nacheinander in den verschiedensten Zweigen der städtischen Verwaltung — stets mit belobtem Erfolge — in Verwendung kam, so kennt er die dormaligen Zustände Egers und des Egerlandes wie kein zweiter und ist gewiß der berufenste Statistiker und Topograph dieses Theiles unseres Vaterlandes. Von der Erkenntniß der gegenwärtigen Verhältnisse ausgehend, drängte es den rastlos fleißigen Beamten zur Erforschung der Vergangenheit der alten Reichsstadt Eger, und in seiner Eigenschaft als Vorstand des reichhaltigen und durch Kürschner trefflich geordneten Archives bot sich ihm vielfache Gelegenheit, auch nach Grüners, Kürschners und Drivoks vorzüglichen Arbeiten auf dem Gebiete der Egerer Stadtgeschichte Schätzenswerthes zu bringen. Beweis hievon liefert die zweite Auflage von Eger und Egerland, das der im Jahre 1845 erschienenen ersten Auflage gegenüber als eine vollständige Umarbeitung angesehen werden muß. Fast doppelt so stark (1299 Seiten gegen 724) tritt uns das Werk in seiner neuen Auflage entgegen, und zwar erklärt sich diese Erweiterung nicht bloß durch die Vertiefung und Ausweitung des in der I. Auflage Behandelten, sondern durch die Aufnahme völlig neuer Abschnitte auch dem Stoffe nach. In der Behandlung der politischen Geschichte mußten hiezu namentlich die Specialarbeiten Grüners, Kürschners, Drivoks und A. Wolfs, wie nicht minder die bedeutenden Fortschritte in der Erforschung der allgemeinen Landesgeschichte auffordern. Und weil nun Pröll die seit 1845 erschienene Literatur auf das Sorgfältigste benützte, so gewann sein schönes Werk nicht bloß an Quantität, sondern auch an Qualität. Das Capitel über Waldsteins letzte Lebensjahre und Tod in Eger, das auch in Separatabdruck erschien, fand in diesen Blättern bereits eingehende Würdigung.

Der Schwerpunkt des Pröllschen Buches ruht aber nicht so sehr in der Darstellung der politischen Geschichte, als vielmehr in den Abschnitten über Culturgeschichte, Topographie und Statistik, welsch letzteren drei Vierteltheile des Werkes gewidmet sind. Und in diesen Abschnitten insbesondere ist Pröll selbständig und neu. Da bleibt auch nicht die geringste Kleinigkeit, sofern sie nur irgendwie Interesse einflößt, unerörtert. Alle merkwürdigen Gebäude, Straßen, Wege und Stege in Eger und dem Egerlande, die Versorgungsanstalten, alle alten, neuen und neuesten Vereine, Kirchen, Kapellen und Klöster, Erziehungs- und Bildungsanstalten, Geld- und Cassainstitute, die Jesuiten und Juden, alle Egerischen Patrizierfamilien, sowie die Rittergeschlechter und Ortschaften im Egerlande u. s. w. finden ihre historische Darstellung. Ganz eingehend wird die Curstadt Franzensbad, Aisch und das Aischer Gebiet, das Kloster Waldsassen und das Freisgebiet behandelt. Unter der unseres Erachtens nicht glücklich gewählten Hauptüberschrift „Verschiedene einzelne Gegenstände“ finden wir Capitel echt Egerischer culturhistorischer Specialitäten, so Egerisches Münzwesen, Wappen und Insignel der Stadt, Egerisches Maß und Gewicht, Egerisches Mühlenwesen, Brauwesen, Tuchmacherei, Leberei, Hutmacherei, die Fabrication von Büchern, die Methsteberei und Mithridaterzeugung, Egerische Buchdruckereien, die Industrie, die Landwirthschaft der Egerländer, der Bergbau im Egerlande, Sitten und Gebräuche, Feste, Feierlichkeiten u. c. u. Den Literarhistoriker werden noch insbesondere interessieren die Partien über die Bibliographie des Egerlandes, über die Karten desselben und über die aus dem Egerlande hervorgegangenen berühmten Männer. — Gewünscht hätten wir in diesen Abschnitten eine andere Anordnung und eine selbständige Behandlung des so wichtigen Kunst- und Münzwesens.

So besitzgen wir denn in Prölls „Eger und Egerland“ eine treffliche Heimatskunde, welche neben Drivoks und Kürschners streng gelehrten Werken ihre Berechtigung behauptet, und die ob ihrer Ausführlichkeit und Sorgfalt allen Verfassern von Heimatskunden, deren jetzt

aus Schulbedürfnissen so viele, mitunter recht unberufene auftauchen, als Muster hingestellt werden kann. — Ungeru vermissen wir bei dem großen Umfange des Werkes den orientierenden Index und wenigstens bei wichtigeren Punkten die wissenschaftlichen Nachweise. Darum wollen wir auch den streng kritischen Maßstab nicht anlegen, der besonders bei der älteren politischen Geschichte der Stadt Manches antasten müßte. Dem greisen Verfasser aber wünschen wir noch lange Gesundheit und Rüstigkeit, damit sich seine Worte erfüllen, mit denen er (Bd. 2 S. 453) eine gedrängte Selbstbiographie schließt: „Ich habe keine männlichen Nachkommen, diene nun der Stadt Eger bereits 53 Jahre unter sieben Bürgermeistern, besitze 68 Dienst-, Anerkennungs- und Belobungszeugnisse, bin längst pensionsfähig, will aber meine noch wenigen Lebensjahre in Thätigkeit zubringen, und so lange es nur einigermaßen meine physischen Kräfte gestatten, mein Berufsgeschäft fortführen, mich im Stadtarchive beschäftigen, für das Museum fleißig sammeln und der Stadt Brod nicht umsonst essen.“

L. S.

Egerer Jahrbuch.

Der Inhalt des 8. Jahrganges (1878) des Egerer Jahrbuches ist wieder recht reichhaltig und bringt dem Egerländer neuerdings manches Interessante über seine Heimat. Am allermerkwürdigsten mag für Letzteren jedenfalls der Aufsatz von Heinrich Gradl „die Urzeit des Egerlandes“ sein, der über die Entstehung des Egerlandes und dessen Urgeschichte bis zum ersten Auftreten des Menschen erzählt, also die Primär-, Secundär- und Tertiärzeit schildert. Gradl hat dieser wissenschaftlichen Skizze eine Karte beigegeben, auf der er das Wassergebiet im Egerland in der primären Periode anzuzeigen versucht. Eine von M. Urban mitgetheilte Sage bezieht sich auf die 3 das Egerland einschließenden Berge, den rauhen Kulm, den St. Annaberg und den Kapellenberg an der Grenze Sachsens. Reizend ist die poesievolle Beschreibung eines Ausfluges an der oberen Eger von Adam Woff erzählt. Den Egerländer Dialekt, der uns aus dem Jahrbuch jedes Jahr so traulich entgegenklingt, finden wir auch diesmal in vier Gedichten wieder. Von Anastasius Grün wird uns ein „Märchen aus Franzensbad“ mitgetheilt, das bis jetzt noch in keiner Sammlung des Dichters Aufnahme gefunden hat. Georg Schmieid bringt einen kurzen Aufsatz über den bekannten egerischen Freund Goethe's, den Rath Grüner als Gelegenheitsdichter und einen kleinen Beitrag zur Kunst- und Gewerbegeschichte Egers im 18. Jahrhundert, in welchem von der Miniaturmalerei, der Silbermalerei und dem specifisch egerischen Industriezweige der sog. Federbilder, d. i. von der Herstellung von Vogelbildern durch Verwendung natürlicher Federn als Bedeckung berichtet wird. Am Schluß des Jahrbuches ist das Programm eines in Eger zu gründenden wissenschaftlichen Vereines für die Heimatkunde des Egerlandes „Egeria“ verzeichnet, der „eine Concentration und Arbeitstheilung des wissenschaftlichen Lebens im Egerlande“ bezwecken soll. Die Aufgabe dieses Vereines ist zunächst die Herausgabe einer großen Heimatskunde, einer vollständigen und allseitigen Encyclopädie über das Egerland in historischer, geographischer, ethnographischer, statistischer, culturhistorischer und socialer Richtung. Dann soll der Verein auch die Mehrung und wissenschaftliche Ordnung des Egerer Museums und Archivs und die Gründung einer egerer Bibliothek durch Erwerbung aller über das Egerland oder die Theile desselben herausgegebenen Werke in die Hand nehmen. Wir begrüßen auf's Lebhafteste diese die Unternehmenden höchst ehrende und von einem sehr lobenswerthen Streben zeigende Idee und wünschen deren Verwirklichung das beste Gedeihen.

J. Neubauer.

Heinrich Kluck: Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums. 1. Theil, bis zum J. 1850. Im Jahresbericht des L. I. Ober-Gymnasiums zu Leitmeritz für das J. 1877. Leitmeritz, 1877. Leitmeritz besitzt eines der ältesten Gymnasien Böhmens. Ueber dessen Vergangenheit läßt sich jedoch erst vom J. 1650, wo K. Ferdinand II. beim Leitmeritzer Jesuitenkollegium eine

Lateinschule, die zehn Jahre später den Titel eines kaiserlichen Gymnasiums (*Gymn. caesar. Soc. Jesu*) erhielt, ins Leben rief, Eingehendes und Zuverlässiges berichten.

Die vorliegende Programmarbeit — eine der besten unserer Mittelschulen im Schuljahre 1876/77 — bietet uns nun ein klares und recht umfassendes Bild der stillen, aber um so segensreicheren Thätigkeit des Leitmeritzer Gymnasiums in den Jahren 1650 bis 1850, also zwei volle Jahrhunderte umfassenden Geisteslebens. Die höchst schätzenswerthen Nachrichten schöpft der Hr. Verfasser für die Zeit von 1650—1727 aus dem *Album seminarii*, sodann für die Zeit von 1727 an aus der *Gymnasialmatril*, welche für 1765—1770 eine Lücke ausweist, und endlich aus der vom späteren Präfecten der Anstalt P. F. Effenberger abgefaßten *historia gymnasii*; durchaus Quellen, die vermöge ihres Charakters als die zuverlässigsten angesehen werden müssen. — Aus der uns vorliegenden Arbeit erfahren wir nun das Wichtigste über die Gründung und ursprüngliche Einrichtung des Gymnasiums, wir lernen die *Rectores collegii*, die *Regentes* (*Vorsteher des Seminars*), die zugleich auch das Gymnasium leiteten (*praefecti scholarum*), kennen, ja die einzelnen Lehrer finden eine recht eingehende Berücksichtigung, denn fast über jeden finden sich die wichtigsten Daten zusammengestellt. Nachdem der Hr. Verfasser die Lehrweise und das ganze Unterrichtssystem der Jesuiten, die das Leitmeritzer Gymnasium bis zum J. 1778 unter ihrer Obhut gehabt, geschildert, uns die zu diesen Zeiten wirkenden Lehrkräfte vorgeführt, über die Frequenz und besondere Einrichtungen der Anstalt Auskunft gegeben, schildert er das Aufblühen und Gedeihen des Gymnasiums unter der Oberleitung des Staates.

Mit dieser Zeit, wo im J. 1778 die Leitung des Leitmeritzer Gymnasiums in die Hände des Erjesuiten Bernh. Schirmer gelegt wurde, hebt die Periode eines freubigen und gedeihlichen Aufschwunges an. Die Quellen über diese Periode fließen bereits reichlicher. Wir erfahren, daß unter den Männern, die am Gymnasium nun wirkten, auch mancher sich befand, dessen Namen im Lande gut bekannt ist. — So wirkte J. Jungmann durch volle 17 Jahre an der Anstalt. — Unter Schirmer noch fällt auch die Gründung der *Gymnasialbibliothek*. Eine Reihe von Schülern, die später oft in angesehener und einflußreicher Lebensstellung sich befanden, absolvirte das Gymnasium unter Schirmer's Leitung. Schirmer's Nachfolger war P. Franz Effenberger, der vom J. 1828 an die Leitung des Gymnasiums übernahm. Mit sichtlich warmer und edlem Eifer berichtet uns der Hr. Verfasser über die langjährige und segensreiche Thätigkeit Effenbergers.

An passenden Stellen finden die das ganze Schulwesen und speciell das Gymnasium Oesterreichs berührenden Reformen, wie sie in diesem, wie im vorigen Jahrhundert auftraten, ihre volle Berücksichtigung. — Eine Tabelle, die die Frequenz der Anstalt nach Jahrgängen und Klassen übersichtlich macht, sowie auch eine, die die Abiturienten seit dem Schuljahre 1828 aufzählt, schließt den ersten Abschnitt der höchst schätzenswerthen Arbeit ab. Wir sehen mit gleich großem Interesse dem II. Abschnitt der Arbeit entgegen, der uns die Geschichte des Gymnasiums von 1850 bis auf unsere Tage vorführen wird, und hoffentlich bereits im nächsten Jahresberichte erscheint. — Zu wünschen ist nur noch, daß aus diesen Programmarbeiten in Bälde eine eingehende Geschichte des Leitmeritzer Gymnasiums erwachse, die sicherlich einen beachtenswerthen Beitrag zur Darlegung des deutschen Culturlebens werden würde. Doch müssen besonders für die Zeit vor 1650 nach andere Quellen erschlossen werden, als wie sie uns in den recht mageren Notizen eines Strauß und Balbin vorliegen. Manches Schätzenswerthe über das mittelalterliche Studium und Schulwesen in Böhmen bietet uns: R. Ungar: „Gedanken von dem Zustande der Schulen und der lateinischen Literatur in Böhmen vor Errichtung der hohen Schule zu Prag“ (Prag 1784) und F. Prochaska: „De saecularibus liberalium artium in Bohemia et Moravia fatis commentarius“ (Praga 1782).

Die Stiftungsurkunde des Leitmeritzer Gymnasiums von Ferdinand II. befindet sich im Leitmeritzer und eine Abschrift davon auch im Prager Stadtarchiv. H. R.

Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Dr. Matthias Pangerl.

Druck der Bohemia, Actiengesellschaft in Prag. Selbstverlag.



